NEUE GLEICHNISSE, BEISPIELE UND ERZÄHLUNGEN ÜBER DIE...

Franz Ehmig



Leonard Batz.



Leonard Baltz.

Neue Gleichnisse, Beispiele und Erzählungen

über die

katholischen Glaubens- und Sittenlehren

für

Religionslehrer, Prediger und Katecheten,

zugleich

ein nützliches Lesebuch für christliche Familien.

Gesammelt und alphabetisch geordnet

von

P. Franz Ehmig,

em. Pfarrer zu Mosern, Leitmeritzer Diözese.



Vierter Band.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1869.

MILWAUKIE: HOFFMANN BROTHERS.

Nationalität.

Der Nationalitätsschwindel macht die Menschen zu Narren.

Eine höchst imposante Erscheinung bildet der zur ungarischen Krönung des Kaisers bestimmte Schimmel, welcher angekauft und zum Reitpferd des Kaisers bei der Krönung bestimmt worden ist. Dieses Pferd, ein Milchschimmel und Hengst, beiläufig zehn Jahre alt, diente als Modell des Eugen-Monuments. Er ist kräftig und muskulös gebaut, fast sieben Schuh hoch und wird gegenwärtig für seine feierliche Bestimmung förmlich abgerichtet. Als die ersten Probeübungen vorgenommen wurden, schwenkte man Tücher, rief laute Eljens und feuerte sogar Pistolenschüsse ab, um das so feurige Roß für alle Zufälligkeiten gleichsam vorzubereiten. Der Schimmel ließ sich Alles geduldig gefallen und wieherte mitunter, gleichsam wie auf Kommando. Ein Ungar sah und hörte ihm zu und machte dabei ein freundlich bedenkliches Gesicht. Waaß nit, sagte er endlich, ob gehn' wird! — Was denn? meinte ein Anderer. — Wär' große Fraid vor Land — glaub ich aber nit, daß er wird lernen — — Eljen schrei'n!

Nationalitätenschwindel macht die Menschen zu boshaften Narren.

Bei den Venetianern herrschte im Jahre 1866 große Aufregung; es zirkulirten Drohbriefe, hauptsächlich gegen treugesinnte kaiserliche Beamte, gegen Priester und sonstige Gutgesinnte. Im September besuchte der wegen seiner ausgesprochenen Anhänglichkeit an die österreichische Regierung sehr unbeliebte Kardinal-Patriarch ein im Sestiere St. Croce befindliches Kloster, was einen Zusammenlauf verursachte. Als er das Gebäude verließ, wurde er von einem Pöbelhaufen begleitet, welche ihn auspfiffen und mit den gemeinsten nicht wiederzugebenden Schimpfworten traktirten, eine Infamie, die man nur von einem Pöbel erwarten kann, wie er hier leider in Massen vertreten ist. Dafür straft Gott jetzt diese Nationalitätsschwindler, nachdem sie ihren Wunsch erreicht haben, mit Hungersnoth.

Natur.

Die freie Natur ist ganz geeignet zu frommen Betrachtungen.

Die Mönche des heiligen Bernhard verbanden Handarbeiten mit Gebet. Obschon er durch übertriebenes Fasten seinen Magen geschwächt hatte, grub er doch die Erde um, spaltete Holz und trug es auf seinen schwächlichen Schultern

in's Kloster. Während diesen körperlichen Arbeiten war er immer in sich gesammelt. Diese Zeit, wo er mit dem Körper und Geiste arbeitete, wurde für ihn eine Zeit der Gnade und des schnellen Fortschrittes. Bernhard gestand, daß er vorzüglich auf den Feldern und in den Wäldern durch Betrachtung und Gebet die Kenntniß der heiligen Schrift erlangte und daß er in diesem Studium nie einen andern Lehrmeister gehabt, als die Buchen und Eichen des Waldes.

Der Mensch soll auch bei einer unbändigen Natur nach Tugend streben.

Schwester Franziska vom Sakramente besaß ein wildes, afrikanisches Naturell. Mit fünfzehn Jahren verwickelte sie sich in einen Liebeshandel; um sie zur Besinnung zu bringen, mußte sie Gott in die Hölle schauen lassen. Sie ging in's Kloster und da ging der innere Streit mit ihrer Natur erst recht an. Sie war durch ihre Anlage über die Maßen unfreundlich und zornig; das Geringste, was ihr unrecht vorkam, machte sie unwillig, und wenn Jemand sie nur unfreundlich ansah, brauste sie gleich im Zorne auf; sie wurde deßwegen oft gestraft, fiel aber trotz aller Vorsätze immer wieder zurück. Eben so unbändig waren alle ihre anderen Leidenschaften und Neigungen; alle ihre Sinne schienen unbezähmbar und ihre Natur widerstrebte auf's Heftigste jeder Sammlung in Andacht und in höheren Gefühlen. Der Reiz zur Lust und sinnlichen Begierlichkeit wurde heftiger, ihr Leib schien in allen ihren Gliedern wie in einem höllischen Feuer entzündet; bis zu ihrem zweiundsechzigsten Jahre war sie wie in einem Glutofen und die Anfechtungen ließen erst in ihrem vierundsechzigsten Jahre nach, sie willigte aber niemals ein. Sie beschloß, nicht abzulassen, bis sie den Sieg davon getragen; sie griff zu allen Mitteln der Ascese: steter Arbeit, unablässigem Gebete, Fasten, Bußwerken und Kasteiungen. Einfältig von Verstand, unfähig, hohe Dinge zu begreifen, im Gange unbehutsam, in ihrer Gemüthsart heftig, wurde sie gescheut, oft angeklagt und gestraft. Dreimal wurde sie vom Provinzial zu je sieben Monaten Buße verurtheilt. Sie entschuldigte sich aber nie und klagte nur ihre Bosheit heftiger an; nur Gott klagte sie unter Thränen ihr Leid, daß Er ihr eine so üble Natur verliehen. Sie erhielt dann die Antwort: Diese Natur kömmt dir zu; ich aber will, daß du mit dir selber streitest; darum weine nicht, sondern bessere dich!

Die Heiligen beherrschen die Natur.

Als der heilige Martyrer Felix vor seinen Verfolgern in eine Höhle entwich und der Bischof Cainus in einem Gebüsche sich verbarg, überspannen die Spinnen schnell mit ihren Netzen die Zugänge, und lenkten dadurch die Nachspürenden von den Verfolgten ab.

Der Augustiner Jakob de Cirqueto gebietet den Fröschen Schweigen, weil sie die Messe stören und sie gehorchen; dasselbe erfolgte, als sie die Predigt des seligen Rainald, Bischofs von Ravenna, unterbrachen.

Die Schlangen weichen, wo die Heiligen sich anbauen wollen; so verlassen sie die Insel, als Sankt Julius das Kreuz auf einem Felsen in ihrer

Mitte aufpflanzte. Der Einsiedler Goderich wohnte an der Werra mitten unter diesen Thieren; sie lebten mit ihm in aller Vertraulichkeit und ließen sich ohne Widerstreben von ihm anfassen; wenn er am Feuer saß, umwanden sie seine Füße und legten sich in seine Schüssel, sich im Kreise zusammenringelnd. Jahre lang dauerte diese Vertraulichkeit fort, bis sie ihn endlich allzusehr im Gebete störten und er ihnen eines Tages den Eintritt in die Zelle untersagte, worauf sie sich dann verloren und keine seine Schwelle weiter zu überschreiten wagte.

Wenn Ida von Löwen am Ufer des Teiches die Wäsche wusch, kamen Fische aller Art aus dem Grunde herauf, als locke sie gute Speise. Sie drängten sich an sie heran und so oft sie die Hände in's Wasser tauchte, hingen sie sich an ihre Finger; sie ergriff wohl einen oder den andern und keiner entzog sich ihrer Hand durch die Flucht, sondern wie Kinder an die Mutter, hingen sie sich saugend an ihre Finger. Und dieß dauerte so lange, bis sie die Menge durch ihren Wink entließ.

Wenn der heilige Joseph von Copertino ein Vogelnest fand, so bezeigten sie nicht die mindeste Furcht; Männchen wie Weibchen ließen sich von ihm greifen und er konnte mit ihnen vornehmen, was er wollte. Er gab einst einem Distelfink die Freiheit, sprechend: Geh, genieße, was dir Gott zugetheilt! ich will nichts von dir, als daß du, wenn ich dir rufe, wiederkommest, um mit mir deinen und meinen Gott zu loben. Der Vogel hielt sich von da im nächsten Garten auf und so oft er rief, kam er zurück und half ihm singen.

Adler und andere größere Raubvögel übernahmen häufig die Verrichtung der Speisemeister und brachten dem Bischof Guthbert, dem heiligen Corbinian, dem Abte Stephan und Anderen Fische auf ihrer Wanderschaft. Dem Jakob de Stephano setzten sich die wilden Tauben auf Kopf, Schultern und Arme; sie kannten seine Stimme und verstanden seinen Wink. Wenn die Schwalben im Frühlinge wiederkehrten, setzten sie sich dem Einsiedler Gutlach auf Kopf, Arme und Schultern und sangen ihn fröhlich an. Dieß ist bei Vielen der Fall gewesen.

Als der heilige Hugo, Bischof von Linkoln, seinen bischöflichen Sitz eingenommen, kam ein Schwan angeflogen, den man zuvor noch nicht gesehen. Er zeigte sich nur allein dem Bischof vertraut und zahm, nahm Brod aus seinen Händen, versteckte seinen Kopf mit dem langen Halse in seine weiten Aermel und blieb Tag und Nacht bei ihm, wie ein treuer Schutzwächter. Ging der Bischof auf Reisen, dann flog er zum Teiche zurück; die Rückkehr des heiligen Mannes aber verkündete er drei oder vier Tage zuvor, durch Hin- und Herfliegen, Schreien und andern ungewöhnlichen Bewegungen, so daß die Diener zu einander zu sagen pflegten: Lasset uns Alles in Ordnung bringen, der Bischof wird bald da sein. Bei seiner letzten Rückkehr vor seinem Tode ging er ihm aber nicht entgegen, konnte auch nur mit Mühe von den Dienern herbeigeführt werden und ließ bei seinem Anblicke kein Zeichen der Freude und Vertraulichkeit blicken; sondern mit hängendem Kopf sich krank stellend, ging er trauernd davon. Er blieb aber nach dem Tode Hugo's noch viele Jahre im Schlosse.

Der heilige Norbert, Bischof von Magdeburg, hatte einen Wolf, welcher die Heerden hütete und ihnen bis zum Stalle folgte; dann kratzte er so lange an der Thüre, bis ihm der Heilige ein Stück Fleisch zum Lohne gab.

Der heilige Walenus hatte ein Pferd, das gegen jeden Andern wild und ungeberdig, sich niederkniete, wenn es der Heilige besteigen wollte, und wenn er aufgesessen, wie ein Lamm mit ihm dahin ging; man sah es leise treten, wenn er schlief, wenn er aber erwachte, schnell vorschreiten, um die Vorgeeilten wieder einzuholen. Als sein Herr gestorben, trauerte es alle seine Lebenszeit, magerte ab und war zu Nichts mehr brauchbar.

Die Natur ist das unterrichtendste Buch.

Ein Weltmeister fragte den heiligen Antonius und sprach: Sage mir, Vater, wie vertreibst du deine Zeit? Wie kannst du bestehen ohne den Trost der Bücher? Antonius antwortete: Mein Buch ist die Natur mit allen Creaturen; dieses Buch ist immer bei mir, vor mir und um mich; und wenn ich es zu lesen anfange, so lese ich darin die Worte des allmächtigen Gottes.

Die Natur lehrt Gott lieben.

Die fromme Dienstmagd Armella konnte nicht in Büchern lesen, aber sie las die erbaulichsten Predigten in der Natur. Wenn sie einen Hund sah, betrachtete sie, wie er seinem Herrn so treu ist, ihn nie verläßt, für einen Bissen Brod ihm tausend Liebkosungen macht. Dieß war ihr eine gewaltige Aufforderung, auch so gegen Gott zu thun, der sie mit zahllosen Gutthaten verpflichtet habe. Sie sagte ferner: Wenn ich die kleinen Lämmer sehe, die so sanft und friedsam sind, die sich scheeren und schlachten lassen und ganz stumm dabei bleiben; so stelle ich mir meinen Heiland vor, der sich eben so zum Tode führen ließ und Seinen Mund nicht aufthat und daß ich bei allen widrigen Dingen Ihm mich gleichförmig machen müsse. Wenn ich die kleinen Hühnchen sehe, wie sie sich unter die Flügel der alten Henne verkriechen und sich wärmen, so mahnen sie mich, unter die Flügel der göttlichen Vorsehung zu fliehen. Wenn ich sehe, wie sich die Bäume mit ihren Aesten vor dem Winde beugen, so nehme ich mir vor, dem Antrieb des heiligen Geistes mich hinzugeben. Wenn ich das Fleisch zerschneide, denke ich an den Leib Jesu im Sakramente und verlange ihn zu empfangen. Wenn ich in der Scheuer den Weizen von der Spreu sondern sehe, denke ich an das Gericht.

Necken.

Das Necken der Thiere ist eine Art Grausamkeit und sollten Aeltern nicht dulden.

Das fünfjährige Töchterchen eines auf der Wieden, in Wien wohnhaften Privatiers spielte dieser Tage mit einer Katze und begann sodann das Thier auf alle mögliche Art zu necken. Trotz aller Mahnrufe der Mutter setzte das Kind sein Treiben fort, bis die Katze nicht nur das Angesicht des Kindes

bedeutend verletzte, sondern demselben auch das linke Auge völlig auskratzte. (Gemeindezeitung 1866 Jänner.)

Neid.

Neid ist eine häßliche Sünde.

Der Neid ist eine so garstige Sünde, daß Gott für gut fand, seine häßlichen Wirkungen an den Hunden recht anschaulich zu machen. Ein Knochen reicht hin, ihren Neid zu erregen; in dem, der leer ausging, regt sich vor Neid die Galle, es sträubt sich das Haar, er blöckt die Zähne, sieht mit scheelen Augen hin und lauert auf die Gelegenheit, ihm den Knochen zu entreißen; da setzt es blutigen Hader, der nicht eher endet, bis der Herr beide züchtigt und den Gegenstand des Streites wegnimmt. Bei Menschen ist es nicht anders, wenn sie diesem häßlichen Laster nicht widerstehen; mit scheelen Blicken betrachtet er auf fremden Aeckern und Gärten den Segen Gottes; der Arme beneidet den Reichen und verkleinert ihn, setzt ihn herab, verläumdet ihn. Wie viel Neid herrscht unter Kindern derselben Familie, derselben Schule? Wie oft hat der Neid eine gute Spekulation, eine vorhabende Ehe, einen guten Kauf oder Verkauf vereitelt? Der Neid ist geradezu gegen die Liebe Gottes und des Nächsten und darum hasset ihn Gott; daher entzieht Gott dem Neidischen Seine Gnade; der Neid untergräbt den Frieden, und da er so viele Nahrung hat, so ist der Neidische nie zufrieden und lebt in einem beständigen Aerger und Verdruß. Der Neidische bitte Gott um Heilung seines Herzens!

Wir sollen Niemanden wegen der Ehre bei Menschen beneiden.

Der heilige Dominikus stiftete zu Madrid ein Kloster seines Ordens und stellte es unter den Schutz des heiligen Dominikus von Silos. Später betrachtete alle Welt den Klosterstifter als dessen Schutzheiligen; man vergaß ganz und gar des heiligen Dominikus von Silos, des eigentlichen Schutzpatrons und rief ihn nicht an und verehrte ihn nicht. Was thaten nun diese zwei Heiligen? War etwa der heilige Dominikus von Silos neidisch, daß man seiner ganz und gar vergaß, seiner nicht gedachte, ihn nicht verehrte und anrief? Ganz und gar nicht; sie beteten Beide für das Kloster. So sollen auch wir ohne Neid bleiben, wenn man die Ehre, die uns gebührt, Anderen zuwendet.

Der Neid in seiner boshaften Wirkung als Brodneid.

Am Donaukanale langte ein Schiff mit Obst an. Es kamen die Greisler um zu kaufen. Aus Neid stieß ein Solcher einem Anderen die Butte Zwetschgen in den Fluß, weil er sie selbst haben wollte. Zur Strafe fiel der Neidische in's Wasser und wäre bald ertrunken. (Gemeindezeitung.)

Neid erzeugt Haß und Verläumdung.

Mustapha, der älteste Sohn des tyrannischen Sultans Suleyman, kehrte einst siegreich von einem Feldzuge gegen die Perser zurück und das Volk von Stambul zog ihm mit Jubel entgegen, um ihn im Triumph in die Hauptstadt

zu begleiten. Suleyman wurde darüber so erzürnt, daß der Grimm des Neides alle väterlichen Gefühle erstickte. Er ließ den Mustapha erwürgen und den Leichnam vor die Füße der Janitscharen hinauswerfen, zu welcher Gräuelthat ein Herold die erklärenden Worte ausrufen mußte: Ein Gott im Himmel, Ein Suleyman auf Erden!

Neid vergrößert die Fehler und verkleinert das Gute des Nächsten.

Wenn man mit einer Nadel ein Papier durchsticht und vor dieses Loch ein Fliegenauge klebt und durchsieht, sieht man Alles hundertfältig; denn jedes Auge besteht aus vielen hundert sechsseitigen Faceten, deren jede ein eigenes Auge bildet; man sieht also Einen Menschen mehrere hundert mal und Ein Baum stellt einen Wald vor. Gerade so wirkt der Neid im Menschen; die Fehler der Mitmenschen vergrößert, das Gute derselben verkleinert er.

Der Neid sieht scharf die Fehler Anderer.

In den Vorsälen Kaiser Friedrichs wurde einst die Frage aufgeworfen: welches Mittel dem Auge und dessen Sehkraft am ersprießlichsten wäre? Einer entschied sich für den blauen Amethyst, ein Anderer für grüne Gläser, ein Dritter pries verschiedene Kräuter. Allein Jakobus Sanagar, ein berühmter spanischer Arzt, von dem man die verläßlichste Auskunft erwartete, nahm das Wort und sprach: Kein wirksameres Mittel für die Sehkraft, als der Neid; denn dieser bewirkt, daß man die kleinsten Dinge sieht und alle größer sieht, als sie wirklich sind. Welcher neidische Landmann bemerkt nicht, daß die Saat auf dem Felde seines Nachbars besser steht, als auf seinen eigenen? Welches eitle neidische Mädchen bemerkt nicht, daß ihre Nachbarin besser gekleidet sei? Welcher Neidische klagt nicht darüber, daß seine Nachbarn mehr Glück haben, als er?

Der Neid ist eine Hauptsünde, fruchtbar an allen Sünden.

In der Stadt Gent lebten im Jahre 1339 zwei Kaufleute, beide Vettern, die einander beneideten, Joseph sanft und thätig, Jakob thätig, waghalsig, habsüchtig. Einer kaufte beim Andern, was er selbst nicht hatte; Jakob kaufte beim Vetter Joseph Oel und Joseph nahm beim Vater Jakob Sämereien, Hafer für seine Pferde und Hanf für seine Vögel. Jakob kaufte eines Morgens zwölf Pfund Oel bei Joseph und warf ihm aus Prahlerei ein Goldstück auf den Zahltisch. Da Joseph nicht genug Münze in der Schublade fand, wollte er einen Sack öffnen, worin dreihundert Gulden waren, besann sich aber, band den Sack wieder zu und ging zum Nachbar, um das Goldstück zu wechseln. Während seiner Abwesenheit steckte Jakob den Geldsack in den Rock. Joseph gab zurück und bemerkte den Abgang des Sackes erst, als Jakob fort war. Gleich fiel sein Verdacht auf Jakob, er ereilte ihn bei seinem Hause, verlangte seinen Sack, dieser aber wollte von keinem Gelde wissen, es entstand ein Auflauf, und die Nachbarn führten sie zum Viertelsmeisters, welcher ein gewandter,

schlauer Greis war. Man setzte ihm die Sache auseinander. Der Richter ließ Beide schwören, die Wahrheit sagen zu wollen. Dann fragte er den Jakob, wozu er den Sack mit Gelde bei sich herumgetragen habe; dieser redete sich damit aus, er habe zu Mittag einem Kaufmanne eine Parthie Sämereien bezahlen wollen. Kurz, da der Richter nicht auf's Klare kam, befahl er dem Jakob mit zwei Gerichtspersonen nach Hause zu gehen und gerade auch dreihundert Gulden von so kleinen Münzen in einen Sack zu thun und zu bringen. Während dieser Zeit befahl er einer Magd, zwei Kessel mit Wasser zu füllen und sieden zu lassen, dann schüttelte er in jeden Kessel einen Sack aus, und rührte das Geld um. Da nun Joseph Oel verkaufte, so zeigte sich auf der Oberfläche des Wassers eine Oelhaut. Als nun der Richter den Jakob darauf aufmerksam machte, erblaßte und stotterte er und gestand seinen Diebstahl. Er wurde dann als Dieb gehenkt.

Neid entzweit.

In einer Stadt waren zwei Kaufleute Nachbarn; weil sie sich gegenseitig wegen ihrer Wohlhabenheit beneideten, lebten sie in einer anstößigen Feindschaft. Der Eine von ihnen ging endlich in sich, indem er auf die Stimme der Religion hörte; er zog einen frommen Mann zu Rath und fragte ihn, wie er es anzufangen habe, um sich mit seinem Nachbar zu versöhnen. Ich will dir das beste Mittel angeben, antwortete Jener; wenn Personen in deinen Laden kommen, und du die Waaren nicht hast, welche sie begehren, so rathe ihnen, zu deinem Nachbar zu gehen. Er befolgte diesen Rath. Als der andere Kaufmann vernommen hatte, von woher diese Käufer zu ihm kamen, blieb er nicht gefühllos gegen die Dienstleistungen eines Mannes, den er als seinen Feind betrachtet hatte; er ging zu ihm, um ihm dafür zu danken, bat ihn um Verzeihung wegen seiner früheren gehässigen Gesinnung und ersuchte ihn freundschaftlich, ihn unter die Zahl seiner besten Freunde aufzunehmen. Seine Bitte wurde gewährt. So vereinigte die Religion Jene, welche der Eigennutz und Neid getrennt hatte.

Neid ist ein dummes Laster, denn es macht dumm gegen seinen eigenen Nutzen.

Am Hofe eines Fürsten in Sizilien lebten zwei Soldaten, von denen der Eine ein Neider, der Andere ein Geizhals war. Beide waren wegen dieser ihrer Leidenschaften am ganzen Hofe berüchtigt. Der Fürst wollte eines Tages sich und seinem Hofe eine Unterhaltung verschaffen, ließ beide Soldaten vor sich rufen und indem er ihre Verdienste lobte, erklärte er vor seinem ganzen Hofstaate, er wolle sie Beide heute nach Gebühr belohnen; sie könnten wählen, was sie nur wollten, jede Bitte wolle er ihnen gewähren; doch so, daß derjenige, der zuerst bitte, seine Gabe nur einfach, der Andere dieselbe Gabe aber doppelt bekommen sollte. Beide schwiegen, keiner wollte zuerst bitten. Der Geizige dachte sich: Wenn ich zuerst bitte, so werde ich verkürzt; denn der Andere bekommt dann das Doppelte von dem, was ich erhalte. Der Neider sprach zu sich selbst: Niemals könnte ich es vertragen, daß dieser Geizhals besser

beschenkt werden sollte, als ich. Lieber will ich gar nichts haben, als diesen da — durch meine eigene Schuld — zu einem doppelten Geschenke verhelfen. Da nun der Fürst eine geraume Zeit, aber vergebens, auf Antwort gewartet, so entschied er endlich, daß der Neider zuerst seinen Wunsch sagen möchte. Dieß war schwer, sehr schwer! Um was soll ich denn bitten, überlegte der Neider bei sich, daß der mir so verhaßte Geizhals nicht besser zukomme, als ich?! Bitte ich um ein Pferd, so bekommt er zwei Pferde! Oder verlange ich ein Haus, so erhält er zwei Häuser! Nein, dieß könnte ich nicht über's Herz bringen! lieber will ich um ein Uebel bitten, damit er dasselbe doppelt erleiden muß. Er sprach daher laut: Ich verlange, daß mir ein Auge, meinem Kameraden aber beide Augen ausgestochen werden. Natürlich brach die ganze Versammlung in ein helles Gelächter aus, und obwohl dem Neider beide Augen blieben, so hatte er doch die ganze Bosheit seines Neides verrathen und mußte dafür bittern Spott dulden. (S. Anton. Episc. Florent. p. 2. tit. 8.)

Neid ist eine wahre Hauptsünde.

Im Fasching des Jahres 1643 feierte zu Paris ein vornehmer Jüngling seine Hochzeit mit einem Fräulein, um deren Hand sich Viele vergebens beworben hatten. Der Neid dieser abgewiesenen Freier entflammte sie zu einer grausamen Rache. Abends erschien im Hochzeitssaale ein zahlreicher Maskenzug. Jedermann glaubte natürlich, es sei dieß eine unerwartete Veranstaltung zur Verherrlichung der Feier. Man machte Platz, so viel es anging, um dem Zuge freie Bewegung zur Ausführung seiner Rollen zu verschaffen. Einige der Masken winkten dem Bräutigam in ein anderes Zimmer und er folgte ihnen. — Ueber kurze Zeit trugen sie eine Bahre in den Saal; dieselbe war mit kostbar verzierten schwarzen Tüchern behangen und wurde in der Mitte niedergestellt. Nun hielten die Masken einen feierlichen Todtentanz um die Bahre, nach dessen Vollendung sie sich langsam und ernst zur Thüre hinaus bewegten. — Alles war gespannt auf den Ausgang des Spieles; Jeder hoffte, die Masken würden wieder hereinkommen und das Spiel auf eine überraschende Weise beendigen. — Man wartete und wartete, aber keine Maske erschien mehr. — Man sah vor die Thüre hinaus, Alles war verschwunden. — Nun sprach einer der Gäste die Vermuthung aus, es dürfte wohl unter den Bahrtüchern ein reiches Hochzeitsgeschenk versteckt sein, dessen Spender unentdeckt bleiben wollten. — Eiligst wurden die Bahrtücher hinweggenommen und da lag — die Leiche des Bräutigams. Er war von seinen Neidern im nächsten Zimmer erdrosselt worden. (Lohn. Bibl. II. 47.)

Neid ist die Quelle vieler Sünden und Verbrechen.

Philipp, König von Macedonien, hatte zwei Söhne, Demetrius und Perseus. Sein Herz neigte sich am meisten zu dem jüngeren Demetrius und haßte den Perseus, dessen verschlossenes Wesen, dessen Tücke und Verstellung gegen die freundliche Gemüthsart des Bruders einen widerlichen Abstich machte. Der hämische Perseus sah die Begünstigung des Demetrius mit geheimen Neide

und da er wußte, daß dieser sich in Rom bei den ersten Staatsmännern beliebt gemacht hatte, so fürchtete er für seine eigene Thronfolge. Ein schändliches Bubenstück war die Folge dieser Furcht. Er verläumdete seinen Bruder bei dem Vater, machte den alten Mann mißtrauisch gegen seinen Liebling, spiegelte ihm Schreckenbilder von Verschwörung, von Vatermord vor, berief sich auf bestochene Zeugen, stellte sich als warnender Schutzgeist, als verkannter Freund und brachte es durch diese Schurkenkünste dahin, daß der Vater selbst den schrecklichen Befehl zur Hinrichtung des Demetrius gab. Gram und Gewissensbisse stürzten nicht lange nachher den alten Philipp in's Grab und der schändliche Perseus bestieg nun ungehindert den Thron. Zu solchen Verbrechen verleitet der Neid.

Der Neid verschont auch die Religion nicht.

Drei Jesuiten gingen nach China. Die Chinesen, kein rohes Volk, bewunderten die Lehre dieser Männer, und staunten auch deren sonstige Wissenschaft an, da sie bisher geglaubt hatten, die größten Gelehrten und Künstler auf Erden zu sein. Sie erzählten ihrem Kaiser Tschongtsching, Männer von außerordentlicher Geschicklichkeit wären aus Europa gekommen, die ihnen ganz unerhörte Dinge verkündeten. Der Kaiser ließ sie an den Hof rufen, gewann sie lieb, wies ihnen sogar eine Wohnung in der Hauptstadt an und erlaubte ihnen zu lehren, wie sie wünschten. Beim Fortschritt des Christenthums wurde der Neid der Bonzen rege; sie redeten dem Kaiser ein, die Fremdlinge wären ausgeschickt, in dem himmlischen Reiche des Weltalls einen Anhang zu gewinnen und der europäischen Eroberungssucht den Weg zu bahnen; dieß hatte zur Folge, daß die Christen einige Jahre verfolgt wurden. Aber mit der Zeit sah der Kaiser das Ungegründete dieser Besorgniß ein und die Annahme des Christenthums wurde wieder freigegeben.

Der Neid um Gnaden eine sehr schwere Sünde.

Euphrasia war im Kloster allgemein als eine Heilige angesehen. Da ward Germana, eine Klosterschwester, vom Neide aufgestachelt; ihr Herz glühte. Sie hatten eine Besessene im Kloster, der sich nur Euphrasia nahen durfte. Da sagte Germana: Gäbe es Niemand, als Euphrasia, der der Besessenen Speise brächte? Ich will die Speisen nehmen und sie bedienen. Sie nahm die Speisen, ging zur Leidenden und sprach: Da nimm die Speisen und iß, Schwester. Diese aber fiel sie an, zerriß ihr die Kleider, warf sie zur Erde, trat mit den Füßen auf sie und fing an, ihr Fleisch zu essen. Es entstand ein Geschrei; aber Niemand getraute sich, hinzugehen. Da lief eine Nonne in die Küche und sprach zu Euphrasia: Eile, Frau! Germana wird von der Besessenen zerrissen! Euphrasia lief, ergriff die Besessene bei der Hand und Kehle, entriß ihr die blutige und zerrissene Germana und sagte: Ist das recht, daß du diese Schwester so mißhandelst? Die Besessene stand da, schäumend und Zähne knirschend. Wenn du gegen die Schwestern von nun an noch einmal so böse bist, so werde ich für dich keine Schonung und kein Erbarmen mehr haben. Ich

werde den Stock der Frau Abtissin nehmen und dich damit ohne Barmherzigkeit züchtigen. So sprach Euphrasia. Die Besessene setzte sich und war auf einmal ruhig. Der Neid war der Schwester Germana schlecht bekommen; er verdiente diese Strafe als Sünde in den heiligen Geist.

Neid macht teuflisch boshaft; Strafe.

Der heilige Benedikt hatte allmählig zwölf Klöster in der Umgegend seiner Höhle errichtet. Ein Weltgeistlicher und Pfarrer ward von Neid und Eifersucht über das große Ansehen des heiligen Benedikt geplagt. Da er aber Andere nicht vom heiligen Manne abwendig machen konnte, so verfiel er auf einen teuflischen Anschlag. Er schickte dem heiligen Benedikt vergiftetes Brod als Geschenk. Nun aber hatte Benedikt in seiner Wildniß einen Raben gewöhnt, zur Essenszeit herbei zu fliegen, wo er Brod bekam. Benedikt gab ihm Brod; aber der Rabe sperrte den Schnabel auf, spreitzte die Flügel, krächzte und lief um das Brod herum, wie wenn er sagen wollte: Ich will dir gehorchen, aber ich kann nicht. Benedikt, der durch höhere Erleuchtung erkannte, was in dem Brode sei, befahl dem Raben, es in die Wildniß zu tragen, wo es Niemand finde. Der Rabe trug es fort, kam nach drei Stunden wieder und holte seine gewöhnliche Nahrung. Da der Pfarrer seine Schüler zu verführen suchte, beschloß Benedikt, den Ort zu verlassen. Da er fort wanderte, stellte sich der Pfarrer auf das Dach des Hauses, um seinen Abgang zu sehen — stürzte aber herab und war todt. Ein Mönch eilte sogleich dem heiligen Benedikt nach und theilte ihm mit Schadenfreude mit, daß sein Feind todt sei. Benedikt beklagte den Tod seines Feindes, aber auch die Schadenfreude des Mönches und legte diesem eine Buße auf.

Der Neid treibt zur Beschädigung des Nächsten.

Der heilige Florent von Anjau bat in seiner Zelle Gott inständig, Er möchte ihm einige Erleichterung in seinem Einsiedlerleben zukommen lassen. Sogleich kam ein Bär daher, neigte den Kopf zu Erde und schien ganz zahm zu sein. Der Heilige glaubte, sein Gebet sei erhört und übergab dem Bären seine fünf Schafe, sie zu weiden. Er sagte ihm: Bringe sie um sechs Uhr Abends zurück; und es geschah; Früh sagte er: Bringe sie um neun Uhr, und der Bär brachte sie um neun Uhr zurück. Dieses Wunder dauerte längere Zeit. Die benachbarten Mönche und Einsiedler ärgerten sich darüber, weil sie ihn um diese Gunst Gottes beneideten und erschlagen den Bären. Der Bär kam nicht zur bestimmten Stunde. Florent suchte und fand ihn todt. Er fing an zu weinen und verfluchte Jene, die den Bären erschlagen; er hoffte, Gott werde ihn rächen. Die vier Betheiligten starben eines augenblicklichen Todes. Jetzt reute es ihn doch, daß er sie verflucht, denn er hielt sich für einen Menschenmörder. Gott fügte das so, um den Heiligen von seinen Unvollkommenheiten zu reinigen.

Neigung.

Böse Neigungen darf man nicht aufkommen lassen.

Böse Neigungen gleichen dem Wiesel; es ist ein kleines Thier, tödtet aber weit größere, als Hasen und Rehe; lassen sie es sich nahe kommen, so springt es ihnen auf den Nacken; schütteln sie es nicht gleich ab, so macht es einen Biß in's Genick, saugt das Blut aus und tödtet sie. So macht es jede böse Neigung; wer sie überhand nehmen läßt, dessen Seele fesseln sie, schwächen sie, tödten sie. Ist sie herrschend und zur Gewohnheit geworden, so ist es sehr schwer, sich aus ihrer Sklaverei zu befreien. Aber selbst im Falle einer aufrichtigen Bekehrung bleibt eine starke Schwäche in der Seele zurück, so beim Unzüchtigen, Geizigen, Neidischen.

Böse Neigungen geben dem bösen Geiste Anhaltspunkte zur Versuchung.

Der Einsiedler Serapion wurde schon als Knabe zum Abte Theon gebracht und von demselben erzogen; sie aßen erst Nachmittags um drei Uhr. Er hatte die Neigung, zu stehlen, und zwar stahl er jeden Tag einen Zwieback und verzehrte ihn heimlich. Zwar machte ihm sein Gewissen Vorwürfe und der Zwieback schmeckte ihm nicht so gut, als er ihm seiner Natur nach und bei seinem gesunden Appetite hätte schmecken sollen. Einst besuchten zwei Brüder den Abt Theon und dieser sprach darüber, wie gefährlich die Neigung zum Naschen sei und daß der Teufel sich solcher bemächtige. Da war's dem Knaben, als blicke Theon in seine Seele; er gestand reumüthig seine böse Neigung und daß er sich bisher von ihr habe zum Stehlen des Zwiebacks verleiten lassen. Da fuhr eine Flamme aus seiner Brust und erfüllte die Zelle mit Gestank; von nun an war er von dieser bösen Neigung frei. Der böse Geist hatte mittelst seiner bösen Neigung einen Anknüpfungspunkt gefunden, ihn zu versuchen, und diese Flamme war er selbst.

Der Teufel knüpft seine Versuchungen an böse Neigungen an.

Die Jäger legen ihre Schlingen und Fangeisen dorthin, wo die Hasen ihre Fährten, der Fuchs und Marder ihre Höhlen haben, wo sie also ein- und ausgehen. Diesen Fährten gleichen unsere Neigungen; denn nach dem Zuge der Neigung richten sich die Gedanken und Wünsche, die in der Seele entstehen und aus- und eingehen. Hier knüpft der Teufel seine Versuchungen an, beim Judas an der Neigung zum Haben.

Neues.

Nichts Neues unter der Sonne.

Semiramis baute Babylon im Viereck, dessen Seiten genau nach den vier Weltgegenden abgepaßt waren. Jede Seite war vier Meilen lang und hatte fünfundzwanzig Thore. Die Mauern ragten höher empor, als bei uns der höchste Kirchenthurm; auf denselben befanden sich unzählige Thürme, die natürlich

noch höher waren. Mitten in der Stadt lagen zwei Schlösser, an jeder Seite des Euphratflußes eins und durch einen Gang, der unter dem Flusse herging, standen sie in Verbindung, also ein wahrer Tunnel!! Unseren Engländern ist so ein Werk erst in neuester Zeit gelungen.

Neugierde.

Unziemliche Neugierde soll man beherrschen.

Violenta, die Gattin König Johanns von Arragonien, wollte aus weiblicher Neugierde durchaus das Innere der Zelle des heiligen Vinzenz Ferrerius betrachten, und da sie es nicht von ihm erhalten konnte, zugelassen zu werden, ließ sie eines Tages die Thüre mit Gewalt erbrechen. Sie sah nun Alles, aber den Heiligen, der auch dort war, sah weder sie, noch einer ihrer Begleiter. Sie fragte daher die Brüder, die sie in der Zelle fand, wo Vinzenz sei? Diese erwiederten, sie habe ihn vor Augen und wunderten sich dabei überaus sehr, daß sie ihn nicht sehe. Sie wandten sich dann zu ihm und sagten: Bester Vater, warum stehst du doch nicht auf vor der Königin, die zu dir kommt und sprichst nicht zu ihr? Ihr wißt nicht, erwiederte dieser; nie habe ich Frauen den Zutritt in meine Zelle gestattet, auch selbst dieser nicht, obgleich sie Königin ist; weil sie aber den Eintritt erzwungen, will es Gott, daß, so lange sie innen bleibt, ihre Augen gehalten werden, daß sie mich nicht sieht. Die Königin ging nun sogleich hinaus, Vinzenz folgte ihr und sie demüthigte sich vor ihm, bat um Verzeihung wegen des Geschehenen und nun sah sie ihn und entfernte sich.

Noth.

In großer Noth müssen wir dem Nächsten mit dem Letzten, das wir haben, beistehen.

Die christliche Liebe verlangt, daß man dem Nebenmenschen in großer Noth mit dem Seinigen zu Hilfe komme; in größter und äußerster Noth hat der Nächste sogar das Recht, das Unsrige ohne unsere Einwilligung zu nehmen; denn in diesem Falle hört das Eigenthumsrecht auf. So muß der Herr den erkrankten Dienstboten, im Fall er Niemanden hätte, bei sich behalten, pflegen und heilen lassen, weil dieser in großer Noth ist. Eben so muß man arme Fremde und Bettler beherbergen, weil sie, besonders im Winter, in großer Noth sind. Selbst die Thiere opfern sich in großer Noth eins für's Andere. Die Eidergänse wohnen in den nördlichsten Ländern Europas, Asiens und Amerikas, fressen Fische, Wassergewürm und Seegras. In den Frühlings- und Sommermonaten halten sie sich des Brütens wegen an den Küsten Islands, Grönlands und Norwegens auf und legen ihre Nester am liebsten in Felsenrissen an, die über dem Wasser hängen, bauen sie von Heu und Moos und füttern sie mit den weichen Federdunen aus, die sie sich aus der Brust ausrupfen. Die Gans füllt das Nest so sehr mit Dunen, daß sie bedeckt in demselben sitzt, damit, wenn sie einmal aufstehen muß, die Eier von denselben bedeckt und warm gehalten werden. Die Gans legt fünf große Eier im Juni.

Dann machen sich die Menschen über die Nester her, kühne Waghälse lassen sich an Stricken hinab und nehmen die Eier sammt den Dunen aus. Der arme Vogel polstert sich wieder sein Nest mit frischen Dunen aus und legt zum zweitenmale drei Eier. Auch diese Eier und Dunen werden ihm genommen. Um das Nest zum drittenmale auszupolstern, muß das Männchen seine Brustdunen hergeben und das Weibchen legt noch ein Ei. Dieses läßt man sie ruhig ausbrüten, weil sie sonst fortziehen würden. Das Männchen fühlt also, daß für die Fortpflanzung seines Geschlechtes große Noth vorhanden ist, weil ohne Federbedeckung das Ei erkühlen und unfruchtbar bleiben würde, wenn die Alten der Nahrung wegen abwesend sein müssen; das Männchen opfert also willig das Seinige, rupfet sich die Dunen aus der Brust, polstert das Nest, um die Brut nicht zu stören. — Welche schreiende Härte von Seite des Menschen, der den Hilfsbedürftigen in großer Noth aus Geiz zu Grunde gehen läßt! Wollte Gott, es möchte dieses Thierchen nicht manche Menschen beschämen!

In der Noth hilft Gott dem, der zu Ihm fleht.

In der Sabinensischen Diözese verlor eine achtzigjährige Frau ihre Tochter durch den Tod, die ihr ein säugendes Kind hinterließ, welches aus Mangel der Muttermilch gänzlich ermattete. Da die Alte zu arm war, um dem Kinde eine Amme zu halten, nahm sie ihre Zuflucht zu Gott und bat den heiligen Franz von Assisi um seine Fürbitte. Gott verließ sie in dieser äußersten Noth nicht. Ihre ausgetrockneten Brüste füllten sich mit Milch und sie konnte das Kind als Amme stillen. (In Annal. Min. 1228.)

In der Noth soll man keine sündhaften Mittel anwenden, dann hilft Gott.

In Neapel war ein Edelmann, der alle seine Güter durch Spielen verschwendete und als er starb, Weib und Tochter in der äußersten Armuth hinterließ. In dieser Noth mußten sie Alles verkaufen, selbst die Kleider. Da sie nun nichts mehr hatten, verlangte die Mutter, daß die Tochter um Geld ihre Jungfrauschaft preis gebe. Das Mädchen fürchtete Gott und die Sünde und sprach: Mutter, wenn nichts mehr zu verkaufen ist, so nimm die Scheere, schneide meine Haare ab und trage sie auf den Markt zum Verkaufe. Die Mutter that's. Da fügte es Gott, daß sich ein Fürst mit seiner Gemahlin auf dem Markte einfand. Beide sahen und bewunderten das schöne Haar und da sie hörten, daß Armuth und Noth das Mädchen zu diesem Opfer veranlaßte, kleideten sie Mutter und Tochter und ließen noch überdieß dem guten Mädchen zwanzigtausend Gulden in baarem Gelde zu einem Heirathsgute auszahlen. (Bincti ex Franzioto apud vitam S. Zittae etc.)

Noth ohne Religion und Vertrauen zu Gott führt zum Selbstmord.

Der beinahe siebenzigjährige Schneidermeister J. N., von Linz gebürtig, und seine zweiundsiebenzigjährige Frau, welche sich mit Flickarbeit nicht mehr

ihren Unterhalt verdienen konnten, waren abgängig. Erst nach drei Tagen wurden die Vermißten am Dachboden in einem schaudererregenden Zustande aufgefunden. Die Frau war bereits eine Leiche, während der Mann noch am Leben und bei vollem Bewußtsein, jedoch sehr schwach war, so daß er sich nicht mehr erheben konnte. Beide hatten in selbstmörderischer Absicht Salzsäure getrunken, sich auf den Boden zurückgezogen, wo sie seitdem auf derselben Stelle lagen. Noth war der Beweggrund zu dieser That; Mangel an Religion und Gottvertrauen ließ sie so weit kommen. Wer an Gott und die Ewigkeit glaubt und dabei kindlich betet, den kann Gott unmöglich ganz verlassen.

In der äußersten Noth ist Diebstahl zum Behufe der Lebensfristung keine Sünde.

Vor dem Prager Landesgerichte spielte im April 1867 sich eine Szene ab, deren Ursprung in die Zeit der preußischen Okkupation zurückdatirt. Eine schlanke Frau, tief verschleiert, trat, ihre fünfzehnjährige Tochter, ein Mädchen von blendendem Liebreize, mehr nach sich ziehend, als mit sich führend, in den Verhandlungssaal ein, wo ihrer bereits die Richter harrten. Beide ließen sich bebend und still weinend auf den angewiesenen Plätzen, nicht auf den gewöhnlichen Anklagebänken nieder. Die Frau ist die Gattin eines Oberkondukteurs auf der Bahn. Die Familie lebte in angenehmen Vermögensverhältnissen, allein mit der preußischen Okkupation war eine schwere Zeit über sie gekommen. Der Oberkondukteur wurde gleich bei Beginn der Feindseligkeiten von den Preußen aus unbekannten Gründen in Haft genommen und von denselben aus einem Hauptquartier in's andere bis nach Nikolsburg geschleppt. Gattin und Kinder, deren sie sieben hatte, lebten indeß in Prag ohne Nachricht von ihm, in einer Noth, die von Tag zu Tag immer schrecklicher wurde. An einem Vormittage war es so weit gekommen, wo die Kinder vor Hunger sich nicht mehr auf den Beinen halten konnten und auf die nackten Bretter der Bettstelle gelegt werden mußten, weil die Federbetten bereits verkauft waren. In der Vorstube hatte die Nachbarin einen Koffer mit ihren Kleidern stehen. In der Verzweiflung faßte die unglückliche Mutter die älteste Tochter bei der Hand, zog sie in die Vorstube und zeigte mit zusammengepreßten Lippen auf diesen Koffer. Das Mädchen ward todtenbleich, es hatte die Mutter verstanden; es öffnete den Koffer, nahm Kleidungsstücke daraus und eilte davon. Nach wenigen Minuten kam es mit Brod und Bier zurück, die Kinder sättigten sich, und die Noth hatte für diesen Augenblick ein Ende. Indeß war der Friede geschlossen worden, der Oberkondukteur kehrte zu seiner Familie zurück und die Nachbarin wurde für ihre entwendeten Kleider reichlich entschädigt. Leider hatte diese am Tage zuvor die Strafanzeige gemacht und so mußte die Frau mit ihrer Tochter den Kelch des Leidens bis auf die Neige leeren und vor dem k. k. Landgerichte erscheinen. Die Richter urtheilten milde. Die Tochter wurde gänzlich losgesprochen und schuldlos erklärt, die Mutter zu acht Tagen Arrest verurtheilt. Gott hat ihnen diesen Diebstahl für gar keine Sünde angerechnet, weil er rein in der Absicht geschah, um das Leben zu fristen und seinerzeit Ersatz zu leisten.

Nothzucht.

Nothzucht verhindern ein gutes Werk.

Der heilige Ignatius kam im Jahre 1523 mit einem Schiffe nach Gaeta. Er kehrte die Nacht im Stalle eines Gasthauses ein. Als er eben einschlafen wollte, hörte er ein heftiges Geschrei, wie von Jemand, der um Hilfe rief und in Verzweiflung gerieth. Er lief nach dem Orte hin, woher der Lärm kam und fand eine junge Person unter den Händen von Soldaten, die ihr Gewalt anthun wollten. Er redete sie aber so kräftig an, daß sie das Mädchen frei ließen; denn sein Eifer weckte bei dieser Gelegenheit seinen ganzen Stolz wieder auf und ließ ihn eine Art von befehlendem Tone annehmen, den die Offiziere zu gebrauchen pflegen, um die Ausgelassenheit ihrer Leute zu bändigen.

Obrigkeit.

Jedermann muß der Obrigkeit in der Aufsuchung und Bestrafung der Verbrecher behilflich sein.

Die Obrigkeit ist von Gott zum Schutz der Guten und zur Bestrafung der Bösen eingesetzt; darum ist Jeder im Gewissen verpflichtet, von geschehenen Verbrechen Anzeige zu machen, Zeugenschaft abzulegen, und zwar ohne Schonung und Verdrehung der Wahrheit. Wer die Verbrecher vertheidigt, schützt, verbirgt, schadet dem allgemeinen Besten und begeht eine schwere Sünde. Man muß der Obrigkeit bei der Aufsuchung der Bösewichter ebenso behilflich sein, wie man in Surinam den Zugameisen behilflich ist, damit sie die Häuser vom Ungeziefer reinigen können. Diese Ameisen kommen alle Jahre einmal aus ihren Höhlen in zahllosen Schwärmen, dringen in die Häuser, durchlaufen alle Zimmer und tödten alle Insekten. Die größten Spinnen werden gleich von so vielen angepackt, daß sie sich nicht wehren können. Die Menschen selbst können sich ihrer nicht erwehren, vielmehr schließen sie ihnen alle Kisten und Kästen auf, denn sie suchen Alles durch und vertilgen Ratten und Mäuse, Skorpione, Kakerlaken und wie das Geschmeiß des Landes weiter heißt. Ist ein Haus gesäubert, so ziehen sie in's benachbarte und so alle Häuser durch, bis sie endlich in ihre Höhlen zurückkehren. Man sieht sie also gern, wollte man sie aber hindern, so würden sie zur Rache alle Kleider zerfressen. Ebenso darf man auch die Obrigkeit in der Aufsuchung und Bestrafung der Verbrecher nicht hindern, muß ihr vielmehr behilflich sein. So will es die Anordnung Gottes im Geister- wie im Naturreiche.

Der Unterthan muß der Obrigkeit Steuer zahlen.

In Rom herrschte einst ein Zerwürfniß zwischen den Patriziern und Plebejern. Beide mußten im Sommer Kriegsdienste thun; aber der Reiche ließ seine Felder durch Sklaven bebauen, der Arme hatte keine Sklaven; darum blieben seine Aecker unbesät, er hatte kein Brod, mußte beim reichen Patrizier borgen und verfiel als Schuldner den strengen Gesetzen, wornach der Gläubiger

seinen Schuldner verkaufen konnte. Aus diesem Grunde blieben die Plebejer, als sie aus einem Kriege nach Hause zogen, vor der Stadt gelagert und verlangten Freiheit von allen Kriegsdiensten und Steuern. Einstweilen plünderten sie die Güter der Patrizier. Der Senat sandte den Menenius Agrippa zum Volke hinaus, um mit ihm zu unterhandeln. Er fand die Rebellen höchst aufgebracht über die Anmaßungen des Adels. Wir, schrieen sie, wir sind doch die Hauptperson im Staate; wir ernähren, wir beschützen ihn, und der Adel, der stolz im Senate sitzt, will Alles verschlingen. Menenius antwortete: Hört, Freunde, ich will euch eine Fabel erzählen. Zur Zeit, da noch im Menschen nicht, wie jetzt, Alles in Eins zusammen, sondern jedes Glied seinen Verstand und seine eigene Sprache hatte, beschwerten sich die übrigen Theile, daß sie mit all ihrer Arbeit nur dem Magen nützten, der, ruhig in ihrer Mitte, Nichts thäte, als daß er sich von ihren Geschenken mästete. Sie verschwuren sich also gegen ihn, die Hand sollte keine Speise mehr bereiten, der Mund keine empfangen und die Zähne Nichts mehr zermalmen. So hofften die Zornigen den Magen durch Hunger zu zähmen; aber sichtbar siechten nun auch die Glieder selbst und der ganze Leib zehrte ab. Da zeigte sich's, daß das Geschäft des Magens nicht so unwichtig gewesen sei und daß er nicht weniger selbst ernähre, als ernährt werde, indem er aus dem Safte der von ihm verdauten Speisen das Blut, durch welches wir leben und stark sind, in alle Glieder des Körpers vertheile. Das Volk begriff den Sinn dieser Fabel sehr wohl, daß der ganze Staat nur Einen Körper ausmacht, daß alle Glieder, alle Stände zum Wohle des Ganzen nöthig seien, und daß Jeder das Seinige an Diensten und Steuern beitragen müsse. Das Volk zeigte sich geneigt, in die Stadt zurückzukehren, nur verlangte es Volksvertreter, welche man ihm auch bewilligte.

Ohne Obrigkeit gibt es weder Schutz des Rechtes, noch der Person und des Eigenthums.

In Medien war der König mit den meisten Großen während eines Krieges umgekommen; nur Handwerker und Landleute blieben übrig, und diese hatten keine Lust, sich wieder einen König zu wählen. Sie wollten frei sein, Jeder wollte thun, was ihm beliebte. Eine Weile ging das recht gut, aber bald kam es anders. Unter den Medern gab es Leute, die das Arbeiten scheuten. Hatten sie Hunger, oder sonst Noth, so beraubten sie die Arbeitsamen. Widersetzte man sich ihnen, so brauchten sie Gewalt. Auch die Besseren des Landes geriethen wohl in Streit über die Grenzen ihrer Aecker, oder sagten sich in der Hitze ein Schimpfwort. Da kam's gleich zu Gewaltthätigkeiten, oft zum Morde. Die Verwandten des Erschlagenen traten als Rächer auf, ruhten nicht eher, als bis der Mörder aus der Welt geschafft war, ganze Dörfer bekriegten sich oft und die Rache erbte auf Kinder und Kindeskinder fort. Kaufleute und Handwerker zogen aus dem mörderischen Lande fort, aber auch der Landmann mußte auf dem Felde seine Waffen tragen, weil ein feindseliger Nachbar ihn überfallen konnte, und durfte des Nachts nicht ruhig schlafen. Da hörten die benachbarten Völker von der Unordnung in Medien, fielen in's Land ein,

schleppten Menschen und Vieh weg, und was sie nicht fortbringen konnten, vernichteten sie mit Feuer und Schwert. Die Meder griffen freilich auch zu den Waffen; aber weil sich jedes Dorf nur für sich wehrte, so verloren sie fast immer. Gewannen sie auch einmal, so hatten sie im Sommer ihre Arbeit versäumt, ihre Felder lagen öde und im Winter mußten sie hungern oder rauben. Auch der Fluß, welcher durch ihr Land strömte, trat oft aus und verwüstete ihre Aecker. Obrigkeiten waren nicht da, die Leute zur Einbämmung der Ufer anzuhalten. Das Dorf, in welchem der Fluß zuerst durchbrach, war allein zu schwach, den Damm herzustellen und die Andern sagten: Was geht uns euer Dorf an? Täglich wurde das Elend größer; Hunger und Mord raffte die Menschen weg, alle Liebe und Freude war entflohen, am Ende glich das Land einer Wüste. Das muß anders werden, meine Freunde, sagte bei einer Zusammenkunft einmal ein alter Mann, laßt uns einen Bund miteinander machen, laßt uns Einer dem Andern versprechen, ihm nicht mehr an seiner Person und an seinem Eigenthume schaden zu wollen. Wünscht ihr nicht Alle Ruhe? Ihr könnet sie haben, wenn Jeder sie dem Andern gewährt. Der Vortrag des Alten schien zu gefallen. Aber ein Anderer erhob sich und sprach: Versprechen können wir das wohl, aber werden es auch Alle halten? Wenn mein Nachbar mich anfällt, soll ich das dulden, soll ich mich nicht wehren? Weder du sollst deinem Sinne folgen, entgegnete der Alte, noch der Andere seinem Sinne. Eins ist, Freunde, was uns besonders noth thut. Wir müssen einen Richter haben, sonst ist des Streitens unter uns kein Ende. Wer soll denn dieser Richter sein? riefen bald mehrere Stimmen. Alles schwieg. Der Bewohner jener einsamen Hütte dort am Walde! — rief endlich eine einzelne Stimme — der so oft zum Frieden rieth und der immer mit uns gegen die Feinde ausrückte, wenn er selbst auch keinen Schaden gelitten hatte. Kennet ihr den edlen Dejoces nicht? Die Wahl erhielt Beifall. Die Meder versprachen, einander in Ruhe zu lassen und wenn sie Streit bekämen, so wollten sie zum Dejoces gehen, der sollte ihr Richter sein. So thaten nun auch Viele, aber nicht Alle. Manche kamen gar nicht zu ihm, wenn sie Streit hatten; Andere waren mit seinem Ausspruche nicht zufrieden und suchten durch Gewalt sich zu helfen, wie zuvor; und wenn Dejoces Alle zum Kriege aufrief, oder sie zum Eindämmen des Flusses, zum Erbauen nöthiger Brücken bestellte, so blieb Mancher aus. Da sprachen die Besseren unter ihnen: Was nützt uns ein Richter, dem nur gehorcht, wem es beliebt? Es fehlt ihm die Gewalt. Und einige starke Männer traten an seine Seite: wer nun gegen die Befehle des Richters handelte, gegen den erhoben sie ihren bewaffneten Arm. Nun gewannen Ruhe und Einigkeit wieder die Oberhand; Jeder lag ruhig seinem Geschäfte ob und fürchtete den Richter. Weil Dejoces und seine Gehilfen mit den öffentlichen Angelegenheiten so sehr beschäftigt waren, daß sie ihre eigenen Felder nicht bebauen und also ihren Unterhalt nicht verdienen konnten, so legten die Meder auch gerne so viel zusammen, daß dieselben anständig leben konnten. Dejoces war nun Richter oder vielmehr König von Medien und er verstand zu regieren. Er erbaute eine neue Hauptstadt, mit Namen Ekbatana. Nach seinem Tode folgte ihm

sein Sohn Phraortes als König. Hier sieht man an einem Volke die Nothwendigkeit der Obrigkeit, die Nothwendigkeit der obrigkeitlichen Gewalt und die Nothwendigkeit der Abgaben und Dienstleistungen.

Der Christ soll auch für schlimme Obrigkeiten beten.

Das Volk haßte den König Dionys. Ein einziges altes Mütterchen betete täglich laut im Tempel für des Tyrannen Leben. Dionys fragte sie, warum sie so sehr die Erhaltung seines Lebens wünsche. Ach, sagte sie, ich habe nun schon vier Regierungen erlebt und eine war immer schlimmer, als die andere. Dein Vater, glaubten wir, hätte es am ärgsten gemacht und wir freuten uns sehr auf dich, aber du übertriffst ihn noch an Ungerechtigkeit. Daher fürchte ich, wenn du stirbst, daß noch ein Aergerer über uns komme. Aus diesem und noch anderen Gründen muß der Christ für seine Obrigkeit beten.

Wir müssen der geistlichen und weltlichen Obrigkeit willigen Gehorsam leisten.

Dieß befiehlt uns Paulus Röm. 13, 1: Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt, außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Wer sich demnach der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes; die sich aber dieser widersetzen, ziehen sich selbst die Verdammniß zu. Der Kirche müssen wir unbedingt gehorchen, weil sie ihre Gebote im heiligen Geiste gibt; der weltlichen Obrigkeit so lange, als sie nicht eine offenbare Sünde befiehlt. Lassen wir uns nicht von einem reißenden Thiere, vom Leopard, beschämen. Er gehört zum Katzengeschlechte, ist schön gefleckt, fünf bis sechs Fuß lang, stark, flink und lebt vom Raube. Er läßt sich zähmen. Gezähmt dient er seinem Herrn mit willigstem Gehorsam und verwendet seine große Kraft zu dessen Vergnügen und Nutzen. Er geht mit ihm in die Wälder auf die Jagd und schützt ihn vor den Anfällen anderer wilder Thiere. Wenn ihm sein Herr eine Antilope zeigt oder ein anderes Thier, so jagt er ihm nach, holt es ein, tödtet es und bringt es seinem Herrn. So willig müssen wir den geistlichen und weltlichen Obrigkeiten gehorchen.

Offenherzigkeit.

Offenherzigkeit im Verweigern ist besser als schwankende Versprechen.

Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach war dem Kaiser Philipp von ganzer Seele zugethan. Philipp versprach ihm seine Tochter zur Ehe, als aber die Zeit kam, nahm er sein Wort unter allerlei Vorwänden zurück. Vielleicht mochte die Prinzessin den Wittelsbacher nicht leiden, denn er war ein roher heftiger Mann. Nahm er einmal einen Ritt vor, so führte er gewöhnlich eine Anzahl guter Stricke bei sich, und wenn er einem Räuber oder einem andern Verbrecher begegnete, so knüpfte er denselben mit Hilfe seiner Knappen am nächsten Baume auf. Einmal erschlug er am baierischen Hofe einen Edelmann,

der ihm ein hartes Wort sagte, auf der Stelle. Genug, Philipp's Schwiegersohn wurde er nicht. Weil Philipp ihn aber nicht gern erbittern wollte, so versprach er dem Otto eine reiche polnische Prinzessin, übertrug ihm eine Gesandtschaft in Polen und gab ihm einen Brief mit, in welchem er den Wittelsbacher, wie er sagte, bedeutend empfohlen hatte. Der Pfalzgraf zog frohen Muthes seine Straße nach Polen, unterwegs aber machte sein Schreiber ihn aufmerksam auf Philipps Tücke und mußte den Brief erbrechen und ihm vorlesen; denn der Wittelsbacher kannte keinen Buchstaben. Wie staunte Otto! Philipp hatte geschrieben, Otto von Wittelsbach sei ein leidenschaftlicher und hochfahrender Mann, mit dem man sich vorsehen müsse. Jedes Wort des Briefes war ein Donnerschlag für des arglosen Ritters Herz. Wüthend lenkte er sein Roß zurück nach Bamberg, wo Philipp damals sein Hoflager hielt. Er stürzte mit gezogenem Schwerte in's Zimmer, stellte den falschen Freund mit den härtesten Worten zur Rede und als dieser ein Wort von unschicklichem Betragen fallen ließ, versetzte der Pfalzgraf ihm einen tödtlichen Hieb in den Hals, woran er auch starb, schlug sich durch die herbeieilende Wache und sprengte auf bereit gehaltenen Pferden davon. Offenherziges Abschlagen wäre diesem Charakter gegenüber besser gewesen, als schwankende Versprechen und falsche Freundschaft.

Offiziere.

Der Offizier kann und soll sittlich und religiös sein.

Prinz Eugen war sehr bescheiden, so daß er in seinen Siegesberichten die Fehler des Gegners und die Klugheit und Tapferkeit seiner Unterfeldherren erwähnte, nicht aber die Weisheit seiner getroffenen Maßregeln. Nie wollte er sich über Andere erheben. Menschenblut hielt er für heilig und nicht Einen Mann opferte er unnütz auf. In den Spitälern sah er täglich selbst nach den Kranken und fragte sie, ob ihnen Etwas abgehe, und wehe den Wärtern und Aerzten, wenn die Klagen der Kranken begründet befunden wurden! In den Winterquartieren verschaffte er seinen Soldaten alle möglichen Bequemlichkeiten und Erholungen; dafür verlangte er auch Pünktlichkeit im Dienste. Sein Schlaf dauerte nur drei Stunden, den Rest der Nacht benützte er für die Mathematik und Geschichte, oder er betete. Den Gottesdienst besuchte er fleißig, um sein Herz zu heiligen, hielt auch seine Krieger zur Religiosität an. Man hat noch Gebete, die er selbst verfaßt hat. Er war ein Feind eines unsittlichen Lebens und in diesem Punkte möchte nicht leicht ein anderer großer Feldherr früherer oder späterer Zeit ihm gleich stehen.

Oelung.

Letzte Oelung ein wahres Sakrament, nicht zu versäumen.

Maria von Oignys sah Jesum bei der letzten Oelung zugegen und sich einem Lichte gleich durch ihre gesalbten Glieder ergießen.

Der heilige Dominikus wußte seinen Todestag. Als ihn nun ein tödtliches Fieber ergriffen, legte er dem Pater Ventura eine Generalbeichte ab, und

verlangte selbst die letzte Oelung. Er starb um die Mittagsstunde am 6. August 1221 an einem Freitage.

Im Jahre 1824 wurden die Christen in Cochin-China von ihren Häusern vertrieben und da sie nicht zurückkehren konnten, ohne einem gewissen Tode entgegen zu gehen, starben sie Hungers. Wenn sie Nichts mehr zu essen haben, schrieb ein Missionär, der an ihren Leiden Theil genommen, empfangen sie das Sakrament der letzten Oelung und erwarten dann ruhig den Tod; ich habe zuweilen Fünfen oder Sechsen zur selben Zeit die letzte Oelung gegeben.

Opfer.

Das Heidenthum war grausam in seinen Opfern.

Die Grausamkeit der Karthager war von allen Fremden gefürchtet, denn sie tödteten die von einem Sturme an ihre Küste geworfene Schiffsmannschaft und tödteten die Kriegsgefangenen. Zu bestimmten Zeiten und bei großen Staatsunfällen opferten sie bis zweihundert Kinder ihren Göttern; die unschuldigen Geschöpfe wurden aus den vornehmsten Familien genommen. Der unter dem Bilde des Saturnus angebetete Teufel, dem man diese Kinder opferte, forderte sogar, daß man ihm selbst die zärtlichsten Naturgefühle zum Opfer bringe; die Mütter mußten diesem Blutbade beiwohnen und jedes Zeichen von Schmerz oder Mitleid wäre als Verbrechen betrachtet worden. Gott strafte diese Gräuel durch innere Unruhen, durch die Pest und durch gänzliche Vertilgung dieses Staates.

Orden.

Ordensleute sollen kein Geld haben.

Ein Bruder aus Nitria, der mehr sparsam, als geizig war, hinterließ bei seinem Tode hundert Gulden, welche er durch Leinweberei gesammelt. Die Mönche, deren wohl gegen fünftausend an diesem Orte in verschiedenen Zellen zerstreut wohnten, berathschlagten, was hier zu thun sei? Einige hielten dafür, man müsse das Geld unter die Armen vertheilen; Andere, man müsse es der Kirche geben; noch Andere endlich, man müsse es den Verwandten desselben schicken. Makarius, Pambo und Isidorus aber und die übrigen Väter beschloßen auf Eingebung des heiligen Geistes, zur Abschreckung Aller, das Geld mit seinem Eigenthümer zu begraben, indem sie sprachen: Dein Geld fahre mit dir in's Verderben!

Die Orden wissen selbst Wilde zu schätzen.

Chicago, der Häuptling der wilden Illinois, war in Frankreich gewesen und hatte die Vortheile des civilisirten Lebens kennen lernen. Ein anderer Häuptling, da er die Ursulinerinen mit ihren Zöglingen sah, sagte zu einer Nonne: Ich sehe, ihr seid nicht Nonnen umsonst. Ihr seid wie unsere Väter, die Schwarzröcke — Jesuiten — und arbeitet für Andere. Ach, hätten wir drei oder vier von euch, unsere Weiber und Töchter bekämen mehr Verstand. — Wohlan, sprach die Mutter Oberin, wähle eine, welche Dir gefällt! — Nicht

ich habe die Wahl, erwiederte der ächt christliche Indianer, sondern Du, die Du sie kennst; denn die Wahl sollte auf die fallen, welche Gott am wohlgefälligsten ist.

Orden wirken wohlthätig durch Unterricht.

In Unterkanada gibt es über elfhundert Schulen, von denen beinahe hundert unter der Leitung der christlichen Schulbrüder stehen; der von den Ordensgeistlichen ertheilte Unterricht in der Stadt Quebec wird von allen Ständen so hoch geschätzt, daß Protestanten ihre Töchter ebenso gerne in das Ursulinerinenkloster zur Erziehung schicken, als die Katholiken.

Ordensgeistliche sollen die Armuth lieben und üben.

Der heilige Thomas von Villanova war ein Augustinermönch und wurde wider Willen zum Erzbischof von Valencia geweiht. Als er in der Stadt ankam, machten ihm die Domherren mit viertausend Dukaten ein Geschenk, welches Geld der Heilige alsobald dem Spitale schenkte. Um die Armen unterstützen zu können, lebte er für seine Person sehr sparsam. Er trug mehrere Jahre lang dieselbe Kutte, welche er als Mönch schon getragen hatte, bis sie zuletzt nicht mehr zu flicken war. Einst trat gerade ein Domherr ein, da der Erzbischof Faden, Nadel, Scheere und Fingerhut zur Hand hatte und sein Kleid ausbesserte. Der Domherr sagte: Ist es möglich, gnädiger Herr, daß Ihr mit so niedrigem Geschäfte Euere Zeit vertreibt? um einige Groschen thut das der Schneider besser und geschwinder. Der Heilige erwiederte: Wenn ich auch Erzbischof bin, so habe ich doch als Ordensmann das Gelübde der Armuth abgelegt; und das Geld, das ich dem Schneider geben müßte, kommt den Armen zu gut. So hielt er es auch mit dem Essen; sein Schaffner, der einmal einen etwas theueren Fisch gekauft hatte, mußte ihn wieder auf den Markt tragen; er wollte mit dem Gelde lieber einige Arme ernähren, als selbst etwas Köstliches essen. Von seinem Einkommen von achtzehntausend Dukaten gönnte er sich selbst sehr wenig, Alles bekamen die Armen; fast täglich kam ein Heer von fünfhundert Bettlern vor seinen Palast; jeder bekam täglich eine Schüssel voll Suppe, einen Trunk Wein und eine kleine Münze. Er befahl seinem Schaffner ausdrücklich: Gib Allen, gib freundlich, gib mit gutem Herzen! Menschen ohne Verdienst setzte er in Nahrung; ganz besonders nahm er sich der Waisen an.

Ordnung.

Gott ist ein Freund der Ordnung.

Allen Thieren hat Gott ihren Wohnort angewiesen, einigen in kalten Ländern, andern in gemäßigten, andern in heißen Zonen. Einige bewohnen die Luft, andere die Erde, andere das Wasser; einige im Meere, einige in Flüssen, einige in Bächen. Jeder Pflanze und jedem Baume ist der Standort und Boden mit dem Lande angewiesen, so daß diese auf Bergen, jene auf Ebenen wohnen. Nicht minder hat Er jedem Thiere seine Lebensart, seine Fähigkeit und Nahrungsmittel mitgetheilt und angewiesen. Bei dieser Ordnung bleibt

Gott seit der Schöpfung. Eben so wirkt Gott Alles zu seiner bestimmten Zeit; die Sonne rückt Er uns näher und näher bis zum Juni, sodann entfernt Er sie weiter und weiter bis zum Dezember; Er läßt sie binnen vierundzwanzig Stunden auf- und untergehen; so wechselt der Mond alle neunundzwanzig Tage nach seinen vier Vierteln; die Sterne erscheinen und verschwinden und vollenden in der festgesetzten Zeit ihre Bahn. Es wechselt jährlich Frühling, Sommer, Herbst und Winter in immer sich gleichbleibender Folge, es keimen die Gewächse zu seiner Zeit. Gott hält die pünktlichste Ordnung in der Natur. Wenn das nicht wäre, man könnte sich nicht darauf verlassen, man könnte keine Arbeit, keine Saat vornehmen. Den Schöpfer sollen wir in unserem Thun und in den Geschäften des menschlichen Lebens nachahmen. Wir müssen uns an Ordnung gewöhnen. Alles im Hause soll seinen bestimmten Platz haben, dieß unterstützt das Gedächtniß, man erspart Zeit beim Suchen, man findet es im Finstern. Alles soll zu rechter Zeit geschehen; dieß erspart Zeit und erleichtert die Geschäfte. Wer sich also an Ordnung gewöhnt, wird den Sonntag nicht zu weltlichen Arbeiten brauchen; denn er gehört Gott und dem Seelenheile; ein Solcher wird nicht die Nacht zum Tage machen. Ordnung ist die Seele der Haushaltung.

Gott will, daß wir Ordnung halten in der Heiligung des Sonntags.

Alles hat seine Zeit, sagt die Schrift. Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten aber sollst du ruhen; warum? um Gott zu dienen. Da gibt es viele unordentliche Menschen; zum Gottesdienste haben sie keine Zeit. Bald wird das Vieh zu lange geweidet, bald noch etwas Anderes im Hause verrichtet, oder eine Kneipe besucht. Wo man im Hause Gottes schon sein sollte, fängt man erst an, sich anzukleiden; man kömmt zu spät, hört die Predigt oder Messe nicht ganz und stört die Anwesenden in der Aufmerksamkeit und Andacht. Gott ist ein Feind dieser Unordnung und dieser unordentlichen Menschen und hat gleichsam zu ihrer Beschämung den Schellfisch mit seinem pünktlichen, Zeit einhaltenden Instinkte erschaffen. Die Schellfische leben in den nördlichen Eismeeren und kommen alljährlich in ungeheueren Zügen zu ganz bestimmter Zeit nach den nordeuropäischen Küsten, um zu laichen; an den englischen Küsten weiß man fast den Tag ihrer Ankunft. Der Fisch dient dem Menschen zur Nahrung, und weil er nur kurze Zeit verweilt, so würden sich die Menschen ihn nicht zu Nutzen machen können, oder auf seine Ankunft warten und also viele Zeit versäumen müssen, wenn er nicht zur bestimmten Zeit erschiene. Es hat ihm daher der Schöpfer die Zeit bestimmt und der Fisch hält diese Zeit ein, da er doch weder Uhr noch Kalender hat. Dem Menschen steht Uhr und Kalender zu Gebote; warum hältst also du keine Zeit? Mit welchem Abscheu muß Gott auf deine Verehrung herabsehen? Der dient Gott, dem Zeit einhaltenden, dem Ordnung liebenden Schöpfer schlecht, der Sein Gebot wegen der Sabbatruhe und des Gottesdienstes verachtet. Der Schellfisch gefällt Ihm mehr, als solche unordentliche Christen!

Ordnung ist die Seele der Haushaltung.

Ordnung ist die Seele jeder Haushaltung, der Kirche, des Staates. Zur Ordnung gehört, daß jedes Geräthe seinen Ort habe; daß Jeder sein ihm zugewiesenes Geschäft habe und gut verrichte; daß Alles zu rechter Zeit geschehe. Hat jedes Ding seinen bestimmten Platz, so findet man es ohne Zeitverlust, im Finstern; wo nicht, muß man lange suchen und es geht Zeit verloren. Sind die Geschäfte gehörig vertheilt, so weiß Jeder, was er zu thun hat; thut Jeder das Seinige treu, so werden alle Arbeiten gut verrichtet. Geschieht Alles zu rechter Zeit, so erspart man Zeit, man leistet mehr und Alles gelingt; geschieht eine Sache zur Unzeit, so mißräth sie, und fordert mehr Kraft und Kosten. Um aber solche Ordnung zu handhaben, müssen die Vorsteher mit Umsicht und Weisheit anordnen, die Untergebenen aber müssen willigen und pünktlichen Gehorsam leisten. Die schönste Ordnung dieser Art sieht man in den Bienen- und Ameisenkolonien. Die Königin ordnet die Geschäfte an, vertheilt die Arbeiten und alle Glieder dieses tausendfältigen Staates gehorchen willig und pünktlich; jede Biene treibt mit Eifer ihr angewiesenes Geschäft. Dieser Gehorsam ist die Grundlage ihrer bewunderungswürdigen Ordnung. Da ist Alles auf seinem Platze; hier Honig, hier stehen Zellen für die Eier, in Bereitschaft, hier sind Maden, hier liegen Puppen; hier die Arbeitsbienen, hier die Drohnen, hier die Zelle für eine junge Königin. Jede Biene weiß, was sie thun soll; diese begleiten die Königin, nähren, pflegen, putzen sie; andere nehmen die Eier weg und legen sie in die Zellen; andere liegen auf der Brut, andere füttern die Würmer; andere säubern die auskriechenden Bienen; andere holen Wachs oder Honig; andere verarbeiten das Wachs zu den Zellengebäuden. Dabei geschieht Alles zur rechten Zeit; Honig und Wachs sammeln sie zur Blüthezeit; die Brut legen sie an, wo die meiste Nahrung zu haben ist; die Drohnen werden getödtet, wenn sie Nichts mehr nützen und nur aufzehren würden. Diese Ordnung erhält manchen gesunden Stock bis zwanzig Jahre bei derselben Kraft und Anzahl. Möchte doch jedes christliche Haus diese Ordnung handhaben! Möchte jedes Familienglied, jeder Christ, jeder Unterthan diesen pünktlichen Gehorsam leisten!

Orte.

Durch die Heiligen werden die Orte geheiligt, wo sie sich aufhielten.

Nach dem Tode des heiligen Ignatius ehrte man sogar die Orte, die er in seinem Leben bewohnt hatte. Das Schloß von Lojola wurde von nun an dem ganzen Lande ein verehrungswürdiger Ort, und das Zimmer, in welchem er sich während seiner Krankheit bekehrte, ward von ganz Spanien wie eine Art von Heiligthum verehrt. Wer darin schlief, fühlte sich von Abscheu gegen die Sünde durchdrungen und zur Liebe der Tugend angetrieben. Es geschah zwar eines Tages, daß ein Cavalier, der den Herrn von Lojola besuchte und dem man das Zimmer des Ignatius einräumte, darin unanständige Gedanken

und Gefühle hatte; allein in demselben Augenblicke ward das ganze Haus durch ein fürchterliches Erdbeben erschüttert, als habe der Himmel an dem Orte, wo Ignatius von der allerseligsten Jungfrau war heimgesucht worden und wo er den Freuden der Sinne für immer entsagte, keine Unreinheit dulden können. Das Hospital zu Manresa, wo er sein büßendes Leben angefangen und die Höhle, in der er so große Strenge gegen sich selbst ausgeübt, wurden ebenfalls Orte der öffentlichen Verehrung. Das Volk ging aus Andacht hin und küßte den Boden, der von den Thränen und dem Blute eines so heiligen Mannes benetzt worden war. Die verschiedenen Heilungen, die in Barcelona durch das Bußhemd des heiligen Ignatius geschahen und das man zu den Kranken brachte, vermehrten nicht wenig die Andacht des Volkes zu dem Diener Gottes.

Papst.

Der römische Papst ist der Nachfolger des heiligen Petrus.

Neben einer katholischen Nachbarin in Zeeland saß einst eine Bürgersfrau anderen Glaubens und strickte. Die Protestantin sprach: Ich glaube keineswegs, daß euer jetziger Papst ein Nachfolger Petri sei. Und ich, sagte die Katholikin, glaube nicht, daß der letzte Faden in deinem Knäuel einer und derselbe mit demjenigen ist, den du soeben um die Stricknadel gewunden hast. Die Gegnerin lachte der Rede. Wie wirst du mich des Gegentheils überzeugen, fragte die Katholikin. Nichts leichter als das, erwiederte die Protestantin; wickle den ganzen Knäuel auf und du wirst finden, daß vom Ende bis zum Anfang nur ein und derselbe Faden sei. Wohl, erwiederte die Katholikin, zähle in der Geschichte die Reihe der Päpste nach und du wirst finden, daß vom gegenwärtigen Papste bis hinauf zu Petrus eine ununterbrochene Aufeinanderfolge sei.

Wir müssen mit dem Papste in Gemeinschaft stehen.

Unter König Oswin von England hatten sich die Bischöfe seines Reiches versammelt, um eine Streitigkeit wegen der Zeit der Osterfeier auszugleichen. Diejenigen, welche hierin nach dem Gebrauche der römischen Kirche vorgingen, beriefen sich auf die Autorität des heiligen Stuhles und auf den Ausspruch des Herrn, kraft dessen die Schlüssel des Himmelreichs dem Petrus übergeben worden seien. Da nun Oswin bemerkte, daß Niemand diesen Worten widersprach und auch die Gegenpartei damit einverstanden war, erhob er sich von seinem Sitze und rief: Und ich sage euch, daß ich, wenn Petrus jener Thürhüter ist, mit ihm nicht im Widerspruche sein, sondern, soviel ich verstehe und vermag, seinen Satzungen nachkommen will; damit nicht etwa, wenn ich von hinnen scheide, Niemand sich finde, der die Pforte mir aufthut, sobald jener Einzige mir abhold geworden, der die Schlüssel besitzt.

Die Päpste wurden auch im rohen Mittelalter hoch verehrt.

Die Longobarden bedrängten 753 das Gebiet von Rom. Die Römer verabscheuten das Barbarenjoch ärger, als den Tod, und wendeten sich um Hilfe

bittend an ihren Landesfürsten nach Konstantinopel. Aber der griechische Kaiser war viel zu schwach, seine Provinz zu vertheidigen. Nun sandte Papst Stephan III. zwanzig Priester zum Longobardenkönig, welche auf ihren Knieen baten, er möchte der ehrwürdigen Stadt schonen. Da auch dieses Nichts fruchtete, machte sich der Papst selbst auf die Reise in's Frankenland und ersuchte den König Pipin um schnelle Hilfe gegen die Feinde Roms. Dieser Besuch des heiligen Vaters 753 erregte im ganzen Frankenlande eine unbeschreibliche Freude. Man schätzte sich glücklich, das Antlitz des Statthalters Christi auf dem vaterländischen Boden zu erblicken und überbot sich in Ehrenbezeigungen gegen den hohen Gast. Pipin schickte ihm seinen Sohn Karl dreißig Meilen weit entgegen; an der Mosel aber, wo er seinen Hof hielt, empfing er ihn selbst, in Gegenwart der Königin und der Großen seines Reiches. Der Papst erschien als Flehender, nach der Sitte mit Asche in dem silberweißen Haare; aber Pipin fiel vor dem Oberhaupte der Kirche nieder und hielt ihm nachher immer den Steigbügel, so oft der heilige Vater sich zu Pferde setzen wollte. Paris empfing den Papst mit dem lautesten Jubel; in der Abteikirche St. Denis salbte er Pipin noch einmal mit eigenen Händen zum Könige. Mit dem anbrechenden Frühlinge 754 rückte ein gewaltiges Frankenheer über die Alpen in die Lombardei, kehrte aber bald wieder um, da die Longobarden dem Papste alle Genugthuung versprachen. Sie hielten aber schlecht ihr Wort. Pipin zog zum zweiten Male über die Alpen, schlug die Longobarden gänzlich, und zwang sie, Alles wieder herauszugeben, was sie den Römern entrissen hatten. Die eroberten Landschaften schenkte Pipin der römischen Kirche zum vollen und ungetheilten Eigenthum. Der griechische Kaiser war hierüber zwar ungehalten und schickte Gesandte zu Pipin, sein Eigenthum zurückzufordern; aber Pipin antwortete, er habe nicht für den Kaiser in Konstantinopel, sondern zur Ehre des heiligen Petrus, des Apostelfürsten, und um Nachlaß seiner Sünden diesen Feldzug unternommen, auch könne man diese Besitznahme nicht als einen an dem griechischen Reiche begangenen Raub ansehen, weil dasselbe jene Länder auch nur durch Waffengewalt an sich gerissen hatte. So wurde der Papst ein weltlicher Fürst.

Die göttliche Einsetzung des Papstthum vertheidigt bis zum Tode.

König Heinrich VIII. wollte seine Gemahlin verstoßen und eine Andere heirathen. Da der Papst dieß nicht zugab, verbot er alle Verbindung mit Rom und stellte sich selbst zum Papste in England auf; er verlangte bei Todesstrafe, daß ihn Jeder dafür halte. Von den Großen des Reiches widersetzten sich zwei Männer dem Ansinnen des Königs: der Bischof Fisher und der Lordkanzler Thomas Morus. Dieser war der größte Jurist seiner Zeit, als Schriftsteller in ganz Europa berühmt, wegen seiner Gefälligkeit im Umgange der Liebling des Volkes und über die Reinigkeit seiner Sitten ist nur Eine Stimme unter Katholiken und Protestanten. Als Heinrich die Neuerung anfing, legte Morus seine Würde nieder, nachdem er schon zuvor des Königs

pflichtwidriges Betragen offen mißbilligt hatte. Als Morus aufgefordert wurde, den König als Papst anzuerkennen, weigerte er sich entschieden und wurde deßhalb in den Kerker geworfen. Nach einer Haft von einem Jahre, zwei Monaten und drei Tagen wurde er vor die Schranken des Gerichts gefordert. Nach gefälltem Urtheile eröffnete Morus entschieden und offen seine Ueberzeugung, daß kein Laie Haupt der Kirche oder Papst sein könne. Man entgegnete ihm, daß so Viele in England anderer Meinung seien. Morus erwiederte: Gegen Einen Bischof, den Ihr mir für Euere Meinung anführt, habe ich Hunderte heilige und rechtgläubige Bischöfe für die meinige, und gegen Ein Königreich die Stimme der ganzen Christenheit seit mehr als tausend Jahren. Am Fuße des Blutgerüstes erklärte er, er sterbe als ein getreuer Unterthan des Königs im ächten katholischen Glauben. Er flößte dem ihn um Verzeihung bittenden Scharfrichter Muth ein und band sich selbst ein Tuch um die Augen. Ein Streich der Axt trennte das Haupt vom Rumpfe. So endete als katholischer Martyrer für die göttliche Einsetzung des Papstthums einer der edelsten und besten Männer, im Jahre 1532.

Die Päpste erhalten von Gott in wichtigen Angelegenheiten der Kirche Erleuchtung.

Der heilige Dominikus näherte sich zum zweiten Male dem großen Papste Innocenz III. und verlangte von ihm die Genehmigung zur Stiftung eines Ordens, dessen besonderes Geschäft das Predigtamt sein sollte. Innocenz zögerte, einem Orden das absolute Recht des Predigens, dieses vorzugsweise apostolische Recht, dessen natürliche Besitzer die Bischöfe sind, zu übertragen. Ueberdieß hatte die lateranensische Kirchenversammlung ein ausdrückliches Verbot erlassen, neue Orden zu stiften. Innocenz mußte daher zögern, die geforderte Genehmigung zu ertheilen. Nur ein göttlicher Traum, in welchem ihm Dominikus erschien, wie er mit seinen Schultern die Kirche des Lateran stützte, konnte die Bedenken des Papstes besiegen. Er schickte nach dem heiligen Manne, dem auserwählten Retter der Kirche, und ertheilte ihm die verlangte Bewilligung zur Stiftung seines Ordens.

Die Päpste sorgen als Statthalter Christi für's ganze Menschengeschlecht.

Las Casas widersetzte sich der Grausamkeit der Spanier gegen die Indianer und ermahnte sie zur Menschlichkeit. Wie freute sich der gute Mann, als ihn auch Papst Paul III. in seinen menschenfreundlichen Bestrebungen durch ein Breve unterstützte, welches die Exkommunikation der absolutesten Art gegen Alle verkündete, welche die Indianer in die Sklaverei bringen oder ihnen ihre Güter rauben würden. Nun arbeiteten die Missionäre mit doppeltem Eifer an der Bekehrung der Wilden.

Der Papst kann von Niemanden auf Erden gerichtet werden.

In der diocletianischen Christenverfolgung im zweiten Jahrhunderte wurde auch Papst Marcellinus, ein Greis, eingezogen und grausam gefoltert; im übermäßigen Schmerze war er so schwach, den Götzen Weihrauch zu streuen. Aber bald bereute er seine Sünde so sehr, daß er die Bischöfe zu einer Kirchenversammlung nach Sinnessa berief, wo er in einem Bußkleide mit vielen Thränen seine Sünde öffentlich bekannte. Aber kein Bischof wagte es, ihn zu verurtheilen; vielmehr riefen Alle einstimmig: Du mußt Dich selbst richten, nicht wir; auch Petrus fiel aus gleicher Schwachheit und erlangte mit ähnlichen Thränen von Gott Verzeihung. Marcellinus kehrte nach Rom zurück, begab sich zum Kaiser und machte ihm Vorwürfe, daß er ihn zu einer Missethat verleitet habe. Diocletian befahl ihn mit noch drei anderen Christen zu enthaupten. So machte Marcellinus seinen Fehltritt wieder gut.

Paradies.

Der Himmel ist das Paradies.

Als Valerian, noch bekleidet mit dem weißen Taufkleide, in's Zimmer trat, fand er Cäcilia betend und neben ihr stehend den Engel des Herrn in Feuer strahlend. Er hatte in den Händen zwei Kränze von Rosen und Lilien und reichte einen der heiligen Cäcilia, den andern dem Valerian und sprach zu ihnen: Bewahret diese Kronen mit reinem Herzen, denn ich habe sie aus Gottes Paradiese zu euch gebracht. Und dieß wird euch ein Zeichen sein: ihre Blumen werden nie welken und ihr süßer Geruch wird nie verduften; und Niemand wird sie sehen können, außer Solche, die eben so die Keuschheit lieben, wie Ihr Euch erprobt habet.

Pastoralklugheit.

Pastoralklugheit eines Missionärs.

Der katholische Missionär Pater Jakob Ludwig San Vitores pflegte die Wilden auf den Marianischen Inseln bei Australien also zu behandeln: Er brachte den ganzen Tag mit Haltung der Christenlehre und beständiger Wiederholung und Absingung der Glaubensartikel zu, bis er, ermüdet von so vieler Arbeit, sich Ruhe zu gönnen genöthigt war. Sein Verfahren, die Marianer zu gewinnen, war ein ganz besonderes. Da er nämlich wußte, wie große Liebhaber von Gesang und Tanz sie waren, so mischte er sich unter sie und, ein neuer David vor der Bundeslade, trug er kein Bedenken, unter ihnen herumzutanzen und unter den freudigsten Geberden, nach Weise der Insulaner die Hände zusammenschlagend, in ihrer Sprache zu singen: „Eine Freud, eine Freud, eine große Freud, Jesus Maria, Amen, Amen." Und diese Worte sang er tanzend und händeklatschend eine gute Weile. Man mag dieß nach unseren Begriffen lächerlich finden, aber jedenfalls war es weise; denn auf diese unschuldige Art gewann er das Wohlgefallen dieser kindergleichen Insulaner in solchem Grade, daß sie in jubelnder Heiterkeit seinen Gesang gleichfalls

tanzend und mit freudigster Geberde also erwiederten: „O wie gut ist Jesus und Maria, o wie gut ist auch der große Pater!“ Eine solche Stimmung wußte dann der gute Pater auf's Beste zu benützen, indem er nun den hörwilligen Wilden die Geheimnisse des Glaubens mit solcher Freundlichkeit auseinandersetzte, daß seine Lehrlinge ausriefen: „O wie gut ist, was unser großer Pater sagt!“ Wenn er sie so in Demjenigen, was er sich für dießmal vorgenommen, gehörig unterrichtet hatte, begann er auf's Neue mit ihnen einen Freudentanz und Jubelgesang, ungefähr wie man mit Kindern am Anfange spielend umgeht, um ihnen neue Lust für die Schule zu machen. (Gezogen aus Wittmann: Die Herrlichkeit der Kirche in den Missionen.)

Pastoralklugheit des heiligen Ludgerus.

Er war ein Friese. Er studirte unter Alkuin und wurde 791 zu Mimigardefort als Pfarrer angestellt und von Karl dem Großen mit Einkünften reichlich versehen. Der fromme Priester gab aber fast Alles den Armen und lebte für sich sehr enthaltsam. Im Jahre 792 legte er Mimigardefort gegenüber am rechten Aaaufer das erste christliche Kirchlein an und baute dabei ein Haus für seine Priester mit klösterlicher Einrichtung, die zugleich eine Schule eröffneten. Diese Anstalt hat nachher der Stadt Münster den Ursprung und Namen gegeben. Das Jahr darauf gründete er das Kloster Werden an der Ruhr aus seinen eigenen Mitteln, zur Bekehrung und Versittlichung der Heiden. So sauer ließ es sich der Apostel Deutschlands werden. Mit dem Kreuze in der Hand durchzog er die rauhen Eichenwälder und die Sachsen litten es, daß er die Heiligthümer des Heidenthums vor ihren Augen zerstörte. Viele wollten sich jedoch nicht zur Taufe verstehen. Das erbitterte ihn nicht, aber wenn er hörte, daß in einem Hause ein Kind krank lag, so schickte er einen allgemein geachteten Mann, der kein Geistlicher war, und dieser bat dann die Mutter, das sterbende Kind taufen zu dürfen. Solches Zartgefühl verband der heilige Ludgerus mit seinem Eifer. Wenn das Kind, welches auf diese Weise die Nothtaufe erhalten hatte, wieder genas, so kam er selbst nach, ertheilte ihm die Firmung und unterwies es im Glauben. Auf diese Art bildete er aus der aufblühenden Jugend in kurzer Zeit eine herrliche Christengemeinde, an welcher er seine Freude hatte. Im Jahre 802 wurde er zum Bischof von Mimigardefort oder Münster geweiht.

Die Pastoralklugheit der heiligen Kirche in der Stiftung des Gottesfriedens.

Im elften Jahrhunderte durfte es König Philipp nicht wagen, ohne eine starke Bedeckung auch nur eine halbe Meile weit aus Paris zu gehen. Das war eine Folge des leidigen Faustrechtes, der ewigen Befehdungen der hohen und niederen Vasallen. Wer Etwas wider den Anderen hatte, kündigte ihm offene Fehde an und zog mit Roß und Mann auf dessen Burg los. Als Zeichen der Aufforderung warf der Beleidigte seinen Handschuh dem Gegner vor die Füße. Hob dieser ihn auf, so war der Zweikampf angenommen und

die Rasenden zerfleischten sich alsbald gleich wilden Thieren. Der König hatte nicht Ansehen genug, diesem Unwesen zu steuern; sah man doch Duell und Fehde als ein Gottesurtheil und als eine Ehrensache an, so sehr das Land auch darunter litt und so viele Menschen dadurch auch um's Leben kamen. Nur die Kirche erhob laut ihre Stimme gegen diesen Unfug, obschon er durch das Herkommen schon fast geheiligt war. Als es zu arg wurde, verordneten die Bischöfe und Kirchenversammlungen, daß in jeder Woche von neun Uhr Samstags bis ein Uhr Montags keine Fehde unternommen werden sollte. Nachher wurde dieser Waffenstillstand verlängert. So waren in der Fastenzeit und im ganzen Advent bis Erscheinung des Herrn alle Befehdungen untersagt. Das hieß der **Gottesfriede**. Wer ihn brach, kam in den Bann der Kirche und war von allen Sakramenten ausgeschlossen, und starb er im Banne, so wurde seine Leiche nicht in geweihter Erde begraben und keine Seelenmesse durfte für ihn gehalten werden. Diese Strafe scheute Jedermann und so wurde durch die Kirche dem Faustrechte der erste Stoß versetzt. Hätte die Kirche aber Solches vermocht, wenn sie nicht göttliche Gewalt und mehr Ansehen gehabt hätte, als der Staat? Niemand litt durch die Fehden mehr, als die unterste Volksklasse, deren Saaten von den Rossen der kleinen Despoten unaufhörlich zerstampft wurden; sie war größtentheils leibeigen. Auch die Freien mußten sich unter den Schutz eines dieser Lehensherren begeben und ihm mit Geld und Mannschaft aushelfen.

Pastoralklugheit des heiligen Franz von Sales bei der Mission im Chablais.

Der heilige Franz von Sales wurde von seinem Bischof und vom Herzog mit seinem Vetter Ludwig nach Chablais gesandt, um die dortigen Kalviner zur katholischen Kirche zu bekehren. Als sie an den Grenzen des Chablais angekommen waren, sanken sie auf die Kniee und flehten um Segen für ihre Unternehmung. Sodann wendete sich der Heilige gegen seinen Vetter, umarmte ihn zärtlich und sprach: Es kommt mir ein Gedanke zu Sinne. Wir kommen in diese Provinz, den Verrichtungen der Apostel abzuwarten; wollen wir dieß mit Erfolg thun, so können wir sie nie genugsam nachahmen; senden wir also unsere Pferde zurück und gehen wir zu Fuße und begnügen wir uns mit dem Nothwendigen. Gern willigte sein Vetter ein und so kamen und gingen sie stets zu Fuß. Am Morgen gingen sie in die Stadt Thonon, am Abende kehrten sie in das feste Schloß Allingues zurück. Der Freiherr von Hermance, der Kommandant dieses Schlosses, gab ihnen den Rath, alle Voreiligkeit und Sonderbarkeit zu vermeiden. Darum trug der heilige Franz ein schlichtes, einfaches Gewand, ohne irgend etwas Ausgezeichnetes; und da es in damaliger Zeit gebräuchlich war, Halbstiefeln zu tragen, trug auch er sie für gewöhnlich; so daß er bei seinen kurzen Haaren und dichtem Barte, wie es damals allgemeine Sitte war, selbst sehr wenig, sogar von jenen Weltlichen, dem Aeußerlichen nach verschieden war, die sich einiger Sittsamkeit rühmten. Dieß verschaffte ihm auch Eintritt bei mehreren Kalvinern, die er endlich der Kirche

gewann. Das erste, was er that, als er zu Thonon angekommen war, war, daß er bei den Stadtobrigkeiten Höflichkeitsbesuche ablegte und ihnen die Briefe übergab, welche der Freiherr von Hermance an sie geschrieben hatte. Als aber der eben so fromme als weise Missionär sah, daß die Abneigung des Volkes im Chablais gegen ihn mit jedem Tage sich minderte, so daß man seiner Begegnung nicht mehr so ängstlich auswich, glaubte er, er werde nun wohlthun, bei einzelnen Privatleuten einzusprechen und ihnen Höflichkeitsbesuche zu machen. Er sprach bei ihnen nur von gleichgiltigen Dingen und beschränkte sich darauf, sie nach und nach zu gewöhnen, ihn zu dulden; welchen Zweck seine persönliche Liebenswürdigkeit bald erreichte. Das grobe Benehmen, die Beschimpfungen und Beleidigungen, welche ihm die Wortsdiener anthaten, trugen ebenfalls nicht wenig bei, seine Mäßigung und Sanftmuth in um so schönerem Lichte zu zeigen und die Hochachtung der Menschen ihm zu erwecken. Besonders sprach ein vom Heiligen bekehrter Cavalier rühmend vom heiligen Franz, so daß nachher auf seinem Landgute geordnete Besprechungen gehalten wurden.

Pastoralklugheit bei Gründung eines Waisenhauses.

August Hermann Franke, 1663 zu Lübeck geboren, wurde Pfarrer in der Vorstadt Glaucha in Halle. Die Verwilderung seiner Pfarrkinder und ihre große Armuth erweckten seine ganze Thätigkeit. Die Kinder bettelten fast alle und wuchsen ohne Schulunterricht auf. Franke fing damit an, die Bettelkinder, welche bei ihm einsprachen, auf seinem Hausflur zu unterrichten und sie dann mit einer kleinen Gabe zu entlassen. Sie kamen natürlich täglich wieder. Da stellte er in der Kirche und in seinem Zimmer eine Büchse auf, umschrieben mit einem biblischen Spruche, der sich auf arme Kinder bezog; wer ihn besuchte, mußte ihm auch Etwas in die Büchse geben, und jedes Schärflein preßte ihm Freudenthränen aus. Einmal fand er sieben Gulden in der Büchse. Er eröffnete eine Armenschule; ein armer Student ward Lehrer und erhielt wöchentlich sechs Groschen Gehalt. Bald nahm er auch etliche Waisen auf und weil die Gaben sich mehrten, so unternahm er im Vertrauen auf Gottes Fürsehung den Bau des berühmten hallischen Waisenhauses in Glaucha; 1698 wurde der Grundstein gelegt. Der Bau ward immer fortgesetzt, obgleich Franke am Samstage Morgens noch nicht wußte, woher er am Abend den Arbeitern den Wochenlohn zahlen sollte. Aber wenn er eben in der größten Noth war, erhielt er fünfzig, hundert, ja tausend Thaler auf einmal durch die Post. Er unternahm große Reisen, Gaben für seine Anstalt zu sammeln, und er hatte Wohlthäter in allen Staaten Deutschlands. Ein geschickter Arzt vermachte ihm auf dem Todtenbette alle seine geheimen Rezepte; nun legte Franke im Waisenhause eine besondere Apotheke an, verkaufte die berühmten Arkana durch viele Länder und allein dadurch nahm das Waisenhaus jährlich dreißig- bis vierzigtausend Thaler ein, welches wohl fünfzig Jahre währte. Die Buchhandlung und Druckerei des Waisenhauses brachte auch keinen kleinen Gewinn. Schon nach zehn Jahren hatte Franke das Vergnügen, einhundertfünfundzwanzig Waisen und fünfundsiebzig arme Studenten nähren und achthundert fremde Kinder

unterrichten lassen zu können. Auch ein Erziehungshaus für Kinder begüterter Aeltern und ein Wittwenhaus wurde mit dem Waisenhause verbunden. Als Franke 1727 starb, waren im Erziehungshause zweitausendeinhundertfünfundzwanzig Schüler und Schülerinen unter hundertunddreißig Lehrern und acht Lehrerinen; im Waisenhause einhundertvierunddreißig Waisen; zweihundertfünfundzwanzig arme Studenten und einige hundert arme Schüler wurden täglich gespeist; zweiundachtzig Personen besorgten die Haushaltung, den Ackerbau, die Krankenpflege, Buchhandlung, Druckerei und Apotheke. So viel that ein armer Professor, der Nichts hatte, als einen hellen Verstand, ein frommes Gemüth und einen festen Willen und er that Alles ohne Unterstützung der Regierung. Seine Stiftungen blühen noch jetzt.

Pathe.

Die Taufpathen sollen für eine christliche Erziehung Sorge tragen.

Die heilige Menna war eine Ritterstochter. Ihr Vater ersuchte den heiligen Bischof Memmius, Pathenstelle zu vertreten, welche Stelle dieser mit Freude übernahm. Er begehrte von den Aeltern, man solle ihm das Kind wieder bringen, wenn es fünf Jahre alt sein würde. Die Aeltern thaten, wie sie geheißen worden und brachten dem heiligen Pathen das geliebte Kind zurück, indem sie ihn freundschaftlich baten, das kleine Mädchen in allem Guten zu erziehen und zu bilden. Sehr erfreut übergab Memmius das Kind einem Frauenkloster, damit es hier fünf weitere Jahre lang in Kenntnissen und Sittsamkeit sorgfältig unterwiesen werde. Menna war sehr schön und ihr Vater wollte sie verehelichen; Menna dagegen wollte in's Kloster gehen. Da kam sie zum Bischof und bat ihn als Pathengeschenk um den Schleier. Indem sie dieses sagte, zog sie einen Schleier hervor, fiel auf die Kniee nieder und bat unter vielen Thränen, er möge sie doch unverzüglich zur Nonne einweihen. Der Bischof zögerte, da er die Gewaltthätigkeit des Vaters und Bräutigams kannte. Während nun der Bischof zaghaft den Schleier ausgebreitet hielt, wurde er ihm von unsichtbarer Gewalt aus den Händen genommen und der Jungfrau über das Haupt gebreitet. Auf dieses Wunder willigte der Vater ein.

Pest.

Der heilige Rochus ein Patron gegen die Pest.

Der heilige Rochus wurde 1295 zu Montpellier in Frankreich geboren. Bei seiner Geburt hatte er ein rothes Kreuz auf der Brust, was die Mutter als Vorzeichen seiner künftigen Heiligkeit ansah, weßhalb sie alle Mittwoch fastete; selbst der kleine Rochus schien schon in der zartesten Kindheit die Mutter nachahmen zu wollen; daher diese äußerst besorgt war, ihn durch Wort und Beispiel zur Liebe Gottes und zur Frömmigkeit zu erziehen. Mit zwanzig Jahren zog er ein Pilgerkleid an und reiste nach Rom, um die Gräber der heiligen Apostel zu besuchen. Bei seiner Ankunft im Toskanischen fand er die ganze Gegend von der Pest verheert und er entschloß sich, seine Wallfahrt

auf gelegenere Zeit zu verschieben und den Pestkranken im Spitale zu dienen. Er machte den Kranken das Kreuzzeichen auf die Stirne und die er so bezeichnete, wurden gesund. Das machte Aufsehen. Darum reiste Rochus nach Cesena und Rimini, wo er die Kranken ebenso durch das Kreuzzeichen heilte. Nach der Zeit reiste er nach Rom, wo ebenfalls die Pest herrschte. Der Kardinal Britonikus bat ihn, die Stadt durch sein Gebet von der Pest zu befreien; er betete und sein Gebet ward erhört. Dem Kardinal selbst machte er als Schutzmittel gegen die Pest das Kreuzzeichen auf die Stirne, welches Zeichen in derselben eingegraben blieb. Der Kardinal sprach mit Rochus, daß er dieses entstellende Merkmal wieder wegnehme. Aber der Heilige antwortete mit Festigkeit: Kein Diener schämt sich, die Livrée seines Herrn zu tragen; Petrus und Andreas hielten es für die größte Ehre, wie Jesus Christus gekreuzigt zu werden; und Sie schämen sich des allmächtigen Zeichens, wodurch Gott Sie erlöset hat? Von da ging Rochus nach Piacenza, wo er selbst von einer schmerzlichen Krankheit befallen wurde. Um Niemanden lästig zu fallen, schleppte er sich in einen nahen Wald, wo er in einem Hüttchen mehrere Tage verlassen schmachtete. Dort brachte ihm ein Jagdhund eines Gutsherrn täglich ein Stück Brod, bis er wieder gesund war und in sein Vaterland zurückkehren konnte. Rochus hatte weder in Italien, noch in Frankreich seinen Namen entdeckt, und da in seinem Vaterlande Krieg war, wurde er als Spion in den Kerker geworfen, wo er fünf Jahre schmachtete bis zu seinem Tode. Als ihm der Priester die heiligen Sterbsakramente reichte, wurde das finstere Gefängniß mit einem himmlischen Glanze erhellt und der Priester sah an der Wand mit feurigen Buchstaben die Worte geschrieben: Rochus, ein Fürbitter gegen die Pest. Vor seinem Ende betete Rochus um Bewahrung oder Befreiung von der Pest für alle Jene, die seine Fürbitte anrufen würden. Oefters verdankte Italien der Fürbitte dieses Heiligen die Befreiung von der Pest, vorzüglich im Jahre 1414 während der Kirchenversammlung zu Konstanz, wo auf Anordnung der versammelten Väter öffentliche Bittgänge gehalten wurden unter Anrufung des heiligen Rochus und die Pest sogleich nachließ.

Die Pest auf die Fürbitte des heiligen Sebastian geheilt.

In der Stadt Ulisippo und in den benachbarten Ortschaften wüthete die Pest so sehr, daß es an Lebenden fehlte, um die Todten zu begraben. Einmal las ein Priester in der Rochuskapelle die heilige Messe, wo auch das Bildniß des heiligen Sebastian stand. Da bemerkte er, daß dieses Bildniß einen häufigen Schweiß von sich gebe. Nach beendigter Messe trug er das Bild an's Licht und fand, daß der Schweiß immer größer ward, dergestalt, daß man nicht Tücher genug fand, solchen abzutrocknen. Die Nachricht hievon erscholl durch die ganze Stadt, Gesunde und Kranke liefen in die Kirche, ein Jeder berührte seine Pestbeulen mit diesem Wunderschweiß und er wurde augenblicklich gesund. Gott und dem heiligen Sebastian zum Danke baute man eine herrliche Kirche, wo man einmal im Jahre dieses wunderthätige Bildniß zeigt. (August. Wichman in Apotheca spirituali cap. 77.)

Pfarrer.

Ein musterhafter heiliger Pfarrer.

Der heilige Petrus Fourier, 1640 gestorben, war Pfarrer zu Martincour in Frankreich. Im Alter von dreißig Jahren trat er seine ganz herabgekommene, wegen schrecklicher Unwissenheit tief in Laster versunkene Pfarrei an. Vierzig Jahre lang arbeitete er Tag und Nacht rastlos am Heile der ihm anvertrauten Seelen. Durch sein Gebet, durch sein Wort und schönes Beispiel gelang es ihm, das ganze Kirchspiel umzuwandeln. Keine Mutter ist mehr besorgt um ihre Kinder, als der selige Petrus um seine Pfarrkinder. Seine Zeit, seine Kräfte, sein Leben, sein Vermögen, Alles gehörte ihnen. Wegen seiner grenzenlosen Liebe nannte man ihn nur den guten Vater von Martincour. Was seine guten Worte nicht vermochten, das bewirkte sein Beispiel. Nie nahm er ein Geschenk an, nie aß er außer dem Hause. Nie ließ er sein Zimmer heizen, außer wenn eine Krankheit oder ein Gast ihn heimsuchte. Nie hielt er sich zur Bedienung weibliche Dienstboten; er hatte hiefür nur einen Knaben bei sich, den er unterrichtete. Nie trank er Wein. Seine Speisen waren Bohnen und Brod. Er schlief nur drei Stunden auf einer hölzernen Bank, viele Nächte brachte er ohne Schlaf im Gebete hin. Was er bei seiner armen Lebensweise ersparte, gehörte den Armen und der Kirche; Alles theilte er den Armen mit einer wahren Herzensfreude mit, wie wenn er es Jesu selbst gäbe. Besonders lieb hatte er die Hausarmen, denen er immer auf die schonendste Weise half. Den Kranken erwies er die zärtlichste Sorgfalt; er brachte ganze Nächte bei ihnen zu, pflegte sie wie ein Krankenwärter und suchte ihre Lage zu erleichtern, wie er nur konnte.

Pflicht.

Pflicht geht dem Vergnügen vor.

Zu Herzog Albert von Baiern kam einst ein Fischer vom Würmsee mit einer Bitte, als Jener eben den Tauben seines Sohnes im Schloßhofe zusah. Der Fischer harrte des Bescheides, aber Herzog Albert schaute fest den Tauben zu. Da trat der Fischer hinzu, schlug den Herzog auf die Schulter und sprach: Wenn Ihr Nichts möget, als auf die Tauben lugen, so ist mir nicht geholfen! Da wandte sich der Herzog zornig um und sagte: Du bist ein kecker Gesell, das untersteh' dich noch einmal! Aber meiner Seele, sagte er zu dem Fischer, Recht hat er doch! wir sind nicht da, für Kurzweil dringende Klagen zu vergessen! Und dem Fischer ward Bescheid. Wenn später Einer oder der Andere um Bescheid bat, mochten noch so viele Tauben im Schloßhofe sein, Albert schaute nicht hinab.

Phantasie.

Wir müssen die Phantasie oder Einbildungskraft bezähmen.

Der bunte oder figurirte Marmor ist mit allerlei Farben gestreift, gefleckt, geädert, gewölkt; seine Zeichnungen gleichen Bäumen oder andern Gewächsen,

Muscheln, versteinerten Seethieren, Gebäuden, Ruinen, Bergen, Flüssen, Wolken; er nimmt also seine Zeichnungen theils von den in ihm liegenden Gewächsen und Thieren, theils unabhängig von sich selbst. Diesem Spiele des Marmors gleichet die Phantasie in Bezug auf die Wünsche des Menschen. Wozu der Mensch neigt, was er liebt und wünscht, das denkt die Phantasie, das bringt sie in Erfüllung. Sie träumt sich in angemessene Lagen hinein, träumt sich Reichthum, Gewinn, Herrschaft, Gesundheit, langes Leben, Genuß, versetzt sich in andere Länder, gibt Weisheit, Macht, Ehre, sie züchtiget die Beleidiger und rächt sich an Feinden. Daraus erwächst die Pflicht für uns, die Phantasie oder Einbildungskraft in Zaum zu halten; denn was beim Marmor nur unschädliches Spiel ist, das verunreinigt die Seele, erfüllt sie mit bösen Gedanken und Wünschen, quält sie, reizt Begierden auf, drängt zu bösen Thaten, macht unzufrieden, reizbar, unglücklich, übertreibt die Leiden, führt zur Ungeduld und zur Sünde.

Prag.

Der Sieg in der Schlacht am weißen Berge bei Prag vom heiligen Dominikus a Jesu Maria erfleht.

Maximilian von Baiern lud den Dominikus a Jesu Maria nach München; erst im Jahre 1620 konnte er diesem Verlangen Folge leisten und kam über die Alpen. Er traf Deutschland in den Vorbereitungen zum dreißigjährigen Kriege; die Böhmen hatten den Pfalzgrafen Friedrich V. zum König aufgeworfen und unter Maximilian hatte die katholische Ligue sich gebildet und den Baiernherzog zu ihrem Oberfeldherrn ernannt. Ihr und Ferdinands Heer stand schon gerüstet und zu dem bevorstehenden Feldzuge hatten eben beide den heiligen Mann vom Papste zum Beistande sich erbeten und er hatte trotz seiner Schwachheit sogleich willig sich gefunden. In Braunau war ihm, während der Messe, das erste Gesicht geworden, das dem Herzog Sieg versprach. Er weihte nun das Banner des Heeres und ihm wurde bei dieser Gelegenheit das zweite Gesicht; bald auch in Linz während einer Extase das dritte, das die Vereinigung der kaiserlichen und Reichsheere gebot und dann gewissen Sieg vor den Mauern von Prag zu suchen befahl. Er setzte die Vereinigung der Heere, den Einmarsch in Böhmen und den Zug nach Prag durch, um mit einer Hauptschlacht den Feldzug zu entscheiden. Vor Prag angelangt, fanden sie den überlegenen Feind in der vortheilhaftesten Stellung, gewissem Sieg entgegensehend. Die Schlacht entzündete sich schnell. Anderthalb Stunden schienen die Katholischen zu unterliegen. Unterdessen hat Dominikus mit Gott im Gebete gerungen und wieder ward ihm in der Verzückung der Sieg zugesagt; da eilte der Baiernherzog in großen Sorgen hin zu ihm und rief ihn an: Wie nun, Pater Dominikus! die Unsern fliehen und der Feind will siegen! Da schrie der noch halb Verzückte mit vielen Thränen zum Himmel auf: Verlaß mich nicht, o Herr, mein Gott! weiche nicht von mir, Gott meines Heils! eile mir zu helfen und führe mich recht in Deiner Sache! Darauf zum Herzog gewendet, sagte er: Es ist nicht möglich, daß wir unterliegen, der Herr der

Heerschaaren ist mit uns. Er verlangte darauf ein Pferd, und der zweiundsechzigjährige, durch Fasten gebrochene, mit Krankheit und Schwachheit beladene Mann ritt nun, einem Jüngling gleich, mit dem Herzoge in das Gewühl der Schlacht, das Cruzifix in der Hand, ein Bild der Jungfrau am Halse, dem die Lutheraner mit einem Dolche die Augen ausgestochen, rief er mitten im Kugelregen, und von mancher getroffen, aber nicht verletzt, den Kämpfenden Muth zu: Euer, euer, ihr Streiter des Herrn, wird bald der Sieg sein; Gott hat sich aufgemacht und die Ihn hassen, vergehen wie der Rauch vor Seinem Angesichte. Zugleich betete er und flehte laut auf zu Gott und zur Jungfrau, sprach wieder Worte der Begeisterung, segnete das Heer, betete wieder, und wie er so ein Beispiel lebendigen Glaubens und nicht zu erschütternden Vertrauens in Mitte des Gewühls Allen sichtbar stand, und sein Cruzifix, Vielen wahrnehmbar, Lichtstrahlen um sich goß, mußte sein Erscheinen Wunder wirken. Der Ungestüm des Feindes war gebrochen, das Heer der Katholischen hatte sich ermannt, in wenigen Augenblicken war der glänzendste Sieg erstritten, zahllose Gefangene waren in den Händen der Sieger, Prag ergab sich am folgenden Tage. Wie der heilige Kapistran die Türken zurücktrieb, so erhielt Dominikus halb Deutschland beim katholischen Glauben. Die siegenden Feldherren erkannten es willig an; alle umarmten ihn und dankten ihm. Auch die Feinde bekannten dasselbe, da sie den Verlust der Schlacht dem Zauber zuschrieben, den der Herzog von Baiern vom Papst erhalten und mit sich führe; der ihnen Roß und Mann verbannt und ihrem Heere den Sieg abgebannt. Solche Kraft wohnte im heiligen Dominikus, daß lange nach seinem Tode Max von ihm zu sagen pflegte: Licht ging aus von seinen Augen und wir Fürsten mußten vor ihm zittern.

In Prag ist eine Säule in der Wischerader Kirche vom Teufel von Rom gebracht.

In Prag schloß der Priester Wazlaga Kralizzek mit dem Teufel in einer Besessenen folgenden Pakt: daß, wenn der Teufel beim Introitus der von Kralizzek abgehaltenen Messe ausfahrend, vor dem Ende wieder mit einer Säule aus einer der Kirchen Roms zurückkehre, der Priester alsdann sein eigen sein wolle. Es wird nun zum Werke geschritten; aber wie der Teufel anlangt, hat der Andere eben die Worte: Et verbum caro factum est, et habitavit in nobis vollendet; zornig warf daher der Betrogene die Last an die Erde, daß sie in drei Stücke zersprang; wo dann die Besessene von ihrer Noth, der Priester von seinem Pakte frei geworden. Die Säule wird noch, siebzehn Fuß lang und fünf im Umfange, vor der Wischerader Kirche gesehen; neben ihr aber die Geschichte in einem alten Bilde an der Kirchenmauer gemalt; und seltsam! in der Kirche Santa Maria tras Tevere zu Rom stehen in der einen Reihe sechzehn, in der andern aber nur fünfzehn Säulen; statt der fehlenden erhebt sich ein Kreuzaltar und hinter diesem ist gleichfalls der Vorgang gemalt, wie man ihn in Prag erzählt. (Unterredungen im Reiche der Geister. VIII. Unterr. p. 150. Görres, Mystik. 3. B. S. 121.)

Prahlen.

Mit Sünden prahlen, ist die größte Unverschämtheit.

Sündigen ist zwar das gewöhnliche Loos gebrechlicher Menschen; aber sich mit seinen sündhaften Streichen prahlen und seine Lasterthaten rühmend erzählen, um sich damit Beifall und Ruhm zu suchen, das ist tiefe Verdorbenheit und äußerste Unverschämtheit. Es ist mehr als geistige Blindheit, es ist mehr als Unbußfertigkeit, es ist Unverschämtheit. Wer aber die Scham verloren, ist kaum zu bessern. Die Katze scharret ihren Koth ein; eben so sollte jedem Menschen das Schamgefühl sagen, daß, wenn er Böses thut, er es wenigstens verberge.

Mit eitlen Vorzügen prahlen ist häßlich.

Es ist dem durch die Erbsünde verdorbenen Menschenherzen eigen, sich in äußeren Vorzügen zu gefallen. Man brüstet sich also gerne mit Reichthümern, mit Verstand, Kleidern, Schönheit, Stärke, Geschicklichkeit, verachtet wohl auch den minder oder nicht Begabten und man vergißt ganz, daß es Gaben Gottes sind, welche für sich allein vor Gott keinen Werth geben. In dieser Selbstgefälligkeit gleichen die Menschen dem Pfaue. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Vogel ein prächtiges Gefieder hat; sein Kopf ist geziert mit einem herrlichen beweglichen Federbusche, sein Rücken goldgrün, Kopf, Hals, Brust lasurblau, der Unterleib schwarzgrün, der lange Schweif zeigt auf jeder Feder ein schönes Auge und läßt sich in ein Rad schlagen; er weiß sich einen Anstand zu geben, welcher der Pracht seines Gefieders angemessen ist. Im Gefühle seiner Schönheit beschleicht ihn dann eitles Selbstgefallen, er zeigt gern vor Menschen und Thieren seine Pracht, geht geringschätzend an der viel nützlicheren Haushenne vorüber und will gesehen werden und gefallen. Man sagt aber, daß, wenn er auf seine unschönen Füße blickt, oder wenn er seine häßliche Stimme hört, oder wenn er auffliegen will, er alle Eitelkeit fahren lasse; denn seine Füße sind garstig, seine Stimme häßlich, sein Flug schwerfällig, sein Fleisch unschmackhaft und nicht zu essen. Wenn nun dich die Eitelkeit beschleicht, so mache es wie der Pfau, schau auf deine Fehler, gedenke deiner Sünden, höre, was das Gewissen, folglich auch Gott dir vorwirft, gedenke, was die Menschen von dir sagen; gedenke der Sünden, womit du dir vor der Welt Schande bereitet hast. Die Eitelkeit wird vergehen und der Demuth Platz machen. Dieß hält auch Christus für ein probates Mittel, wenn Er sagt: Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge und wirst den Balken in deinem Auge nicht gewahr? O wer stets des Balkens im eigenen Auge gedächte, der würde das Prahlen lassen.

Den Prahler pflegt Gott zu beschämen.

Dieß lehrt die Fabel vom Nußbaum. Dieser stand nächst der Straße und weil manche Reisende unter seinen Schatten sich setzten, auch wegen der Abkühlung den Hut abzogen, bildete sich der Nußbaum ein, solches geschehe

ihm zu Ehren, darum war er nicht wenig stolz, und redete einen Dornstrauch, der unweit von ihm stand, also hochmüthig prahlend an: Pfui, sagte er, was bist du für ein elender Krüppel im Vergleich mit mir! Ich muß mich schämen, einen so geringen und schlechten Nachbarn zu haben. Schau mich an, was ich für ein ansehnlicher Baum bin, wie mich die Vögel, meine Hofmusikanten, den ganzen Tag mit ihrem Gesange ergötzen; siehe, wie mich die Reisenden ehren und gleichsam vor mir niederfallen und meinen Schatten suchen. Nebstdem hänge ich voll des auserlesensten Obstes, das selbst auf den Tafeln der Fürsten pranget. Nach so vielem Prahlen sagte der Dornstrauch: Ich meines Theils bin mit meinem Stande zufrieden, in den mich der gütige Schöpfer gesetzt hat. Deine Prahlerei wird aber sicher beschämt werden; denn ich habe einmal einen Geistlichen, der bei mir vorbeiging, im Lobgesange beten hören: Er stürzte die Mächtigen vom Throne und erhob die Demüthigen. Kaum hatte der Dornstrauch ausgeredet, da kamen Männer mit Stangen und Prügeln, bestiegen den Nußbaum, dessen Nüsse zeitig waren, und mißhandelten ihn der Art, daß nicht nur die Nüsse, sondern Blätter und Aeste herunterfielen, daß er keinem Baum mehr gleich sah. So züchtiget Gott den Prahler. Dem Ezechias ließ Gott die Schätze rauben, die er dem Gesandten des assyrischen Königs prahlerisch gezeigt, und der prahlerische Nabuchodonosor bildete sich ein, ein Ochs zu sein.

Prahlerei wird zu Schanden.

Christian von Braunschweig war mit seiner Armee im dreißigjährigen Kriege in seiner Kühnheit bis an die Grenzen Hollands gekommen. Im Haag lernte er die Kurfürstin von der Pfalz, die Gemahlin des vertriebenen böhmischen Winterkönigs, Friedrichs V., kennen, und wurde so von ihr hingerissen, daß er ihr sein Leben zu opfern versprach und sich ein Zeichen ihrer Gunst ausbat. Sie gab ihm einen Handschuh; den trug der prahlerische Mann forthin immer vorn an seinem Hute und in seine Fahnen ließ er den Wahlspruch setzen: Alles für Gott und für Sie. Aber es gelang ihm nicht, die Kurfürstin wieder auf den böhmischen Thron zu setzen. Zuerst wurde er in den Niederlanden geschlagen; die Hauptniederlage brachte ihm aber der ligistische General Tilly am 26. August 1623 bei Stadtlohn im Münsterischen bei. Die Schlacht dauerte drei Tage und der prahlerische Christian mußte in's Ausland fliehen.

Ein prahlender Philosoph von einem einfachen Mönche beschämt.

Ein prahlender Philosoph kam einst in das Kloster des heiligen Pachomius und sprach: Rufet mir eueren Vater, ich habe Nothwendiges mit ihm zu reden. Als der heilige Mann merkte, daß er ein Philosoph sei, schickte er zwei einfache Mönche zu ihm. Als sie zu ihm kamen, sagte der Philosoph: Ich habe gehört, daß ihr euch der Weltweisheit befleißiget; getrauet ihr euch, meine Fragen zu lösen? Die Mönche sagten: Sprich nur, was du willst. Darauf fragte der Philosoph: Wer ist nicht geboren und ist gestorben? Wer ward

dagegen geboren und ist nicht gestorben? Wer endlich ist gestorben und nicht verfault? Die Mönche antworteten: Die Lösung deiner Fragen ist nicht schwer. Adam, unser Stammvater, war nicht geboren und starb. Enoch war geboren und starb nicht; denn er gefiel Gott und ward hinweggenommen. Loth's Weib starb, aber verfaulte nicht; denn sie wurde in eine Salzsäule verwandelt und steht noch heutigen Tages zum Wahrzeichen der Ungläubigen. Und nun, o Philosoph, gebe ich dir den Rath, daß du diese ungereimten Reden und thörichten Fragen bei Seite setzest, und dich zum wahren Gotte bekehrest und die Vergebung deiner Sünden nachsuchest. Staunend und beschämt stellte der prahlerische Philosoph keine Frage mehr, sondern entfernte sich, den Scharfsinn der Mönche und ihre Fertigkeit im Antworten bewundernd.

Prediger.

Wie der Prediger sich die Salbung aneignen könne.

Der heilige Franz von Sales hatte aus Erfahrung gelernt, daß, je mehr der Verstand die Größe Gottes durch die Subtilitäten der Schule zu erkennen sucht, um so mehr der Wille von seiner Liebe sich entfernt; daß die wahre Weisheit durch die Furcht Gottes, durch ein frommes Leben und durch die beständige Betrachtung des göttlichen Gesetzes erlangt wird; daß Manche darauf ausgehen, im Geiste erleuchtet zu werden und die Tugend und die Gerechtigkeit verschmähen. Und da er weit eifriger dahin strebte, heilig, als gelehrt zu werden, richtete er sich nach jenem Ausspruche des heiligen Augustinus: Jene, die von Jesu gelernt haben, demüthig und sanftmüthig von Herzen zu werden, schreiten viel weiter in der Erkenntniß Gottes durch das Gebet und die Betrachtung, als durch Studium und durch Lesen der Bücher. In dieser Absicht arbeitete er auf dieselbe Weise, gelehrt zu werden, wie die heiligen Väter es wurden, und weil er wußte, daß Gott die Reinheit selbst ist und nur mit reinen Augen kann gesehen werden, arbeitete er ohne Unterlaß, seine Seele durch die Uebung aller Tugenden zu heiligen, damit er für das Licht Gottes und für jene innerliche Salbung empfänglich würde, die alle Dinge lehrt.

Der beste Prediger ist der heilige.

Als der heilige Abt Hilarion einst mit Mönchen nach Elusa kam, feierte die Stadt das Jahresfest der Göttin Venus. Hilarion hatte daselbst viele Besessene geheilt und war ihnen bekannt. Da die Leute hörten, daß der heilige Hilarion vorübergehe, zogen sie ihm schaarenweise mit Weibern und Kindern entgegen, neigten vor ihm das Haupt und baten um seinen Segen. Er nahm sie freundlich auf und bat sie, daß sie Gott mehr als die Steine verehren möchten und versprach ihnen, daß er oft zu ihnen kommen wolle, wenn sie an Christus glaubeten. Und — wie wunderbar wirkt die Gnade des Herrn mit Seinen Heiligen! — sie ließen ihn nicht eher weggehen, als bis er den Platz zur künftigen Kirche angewiesen und ihren Götzenpriester mit dem heiligen Kreuze bezeichnete.

Mit dem katholischen Prediger wirkt der heilige Geist.

Als der heilige Basilius in Cäsarea einmal predigte, traf sich's, daß der heilige Ephräm zugegen war, der den Prediger mit lauter Stimme lobte. Es sagten aber Einige aus dem Volke: Wer ist denn dieser Fremdling, der den Bischof so lobt; es ist gewiß eine Schmeichelei, um von ihm Etwas zu bekommen. Nach der Predigt rief Basilius den Fremdling zu sich, nannte ihn mit Namen und fragte ihn, warum er seine Predigt so gelobt habe. Der heilige Greis Ephräm antwortete: Weil ich eine weiße Taube auf deiner rechten Schulter sitzen sah, welche dir immer eingab, was du dem Volke predigtest. Es war dieß der heilige Geist.

Prediger müssen heilig und geduldig sein.

Ein ansehnliches großes Dorf war ganz von den wildesten Heiden bewohnt. Niemand konnte sie vom Götzendienste abbringen. Der Bischof hatte schon etliche Priester und Diakone an sie geschickt, aber sie richteten durchaus Nichts aus. Da verfiel der Bischof auf den Gedanken, den heiligen Einsiedler Abraham als Missionär zu ihnen zu senden. Abraham weigerte sich zwar aus Demuth, mußte aber endlich nachgeben und hingehen. Da er zu Hause viel Geld und Güter hatte, ließ er sich Geld bringen, baute in diesem Dorfe eine Kirche, richtete sie innerlich auf's Prächtigste ein, ging dann in den Götzentempel und zerstörte alle Götzenbilder. Als dieß die Heiden sahen, schlugen sie ihn halb todt und warfen ihn zum Dorfe hinaus. Des andern Morgens besahen sie seine Kirche von Innen, fanden sie schön, fanden aber auch den heiligen Abraham betend in ihr, den sie hinausschleppten und steinigten. Als sie ihn des andern Morgens wieder in der Kirche sahen, schlugen sie ihn wieder und so gingen die Mißhandlungen drei Jahre fort. Bei Allem, was ihm begegnete, ward er nicht zornig, noch kleinmüthig; je mehr er zu leiden hatte, desto größer wurde seine Liebe und Zuneigung gegen diese Leute, desto anhaltender und inbrünstiger betete er um ihre Bekehrung. Bald ermahnte er, bald liebkosete er, bald besänftigte er sie mit den süßesten Worten. Die Alten bat er wie seine Väter, die jungen Männer wie seine Brüder, die Jünglinge wie seine Söhne, indessen er von ihnen nur verspottet und verlacht wurde und tausend Unbilden zu leiden hatte. Als nun eines Tages die Bewohner des Dorfes versammelt waren, drückten sie über den heiligen Abraham ihre Verwunderung aus und sagten: Betrachtet doch, welche große Geduld und unaussprechliche Liebe dieser Mann zu uns hat! So großes Leid wir ihm auch angethan, hat er uns doch niemals verlassen, noch einem von uns ein unrechtes Wort gegeben, noch ist er über uns böse geworden, sondern er hat Alles mit größter Freude gelitten. Wenn daher Derjenige, wie er sagt, nicht der wahre Gott wäre, den er predigt, und es keinen Himmel und keine Belohnung gäbe, so würde er umsonst nicht diese Trübsal leiden. Dabei ist auch das noch zu bemerken, daß er unsere Götter vertilgte, da er doch dazu ganz allein war, und sie ihm durchaus Nichts anhaben konnten. Wahrhaftig, dieser Mann muß

ein Diener Gottes, und Alles, was er gesagt hat, wahr sein. Kommet also und lasset uns an den Gott glauben, den er predigt. Und während sie untereinander sprachen, gingen sie in die Kirche und riefen da mit lauter Stimme: Ehre sei Gott in dem Himmel, welcher uns Seinen Diener gesandt hat, um uns aus dem Irrthum zu befreien. Als der heilige Abraham dieses hörte, taufte er sie Alle mit Freude und unterrichtete sie im Glauben, ein ganzes Jahr hindurch; dann ging er in seine Einsiedelei und der Bischof gab ihnen einen Priester zum Seelsorger.

Prediger müssen vom heiligen Geiste erfüllt sein.

Als der heilige Bischof Nonnus in Antiochia war, ging er mit dem Bischofe der Stadt in die Kirche. Nach der Feier des heiligen Opfers und nach Verlesung des heiligen Evangeliums reichte der Bischof das Evangelium dem heiligen Nonnus und ersuchte ihn, einen Vortrag an das Volk zu halten. Dieser öffnete seinen Mund und redete mit Gottes Weisheit, die in ihm war. Er redete nichts Erkünsteltes, keine Weltweisheit, nichts Unbescheidenes, nichts Ueberflüssiges; sondern erfüllt mit dem heiligen Geiste, hielt er dem Volke seine Sünden vor und ermunterte es zur Tugend, sprach kräftig vom Gerichte und den ewigen Gütern, die unser harren. Alles Volk ward durch die Worte, die der heilige Geist aus ihm redete, zerknirscht, so daß der Fußboden der heiligen Kirche von den Thränen des Volkes überschwemmt ward.

Wie der Prediger seine Reden wirksam machen müsse.

Als dem heiligen Petrus von Alkantara das Predigtamt übertragen wurde, bereitete er sich, überzeugt von der Wichtigkeit dieses Amtes, längere Zeit durch Gebet, Betrachtungen und Abtödtungen vor, trat dann mit dem Feuereifer eines Apostels auf und verbreitete ungemeinen Segen. Seine Predigten ergriffen mit einer lebendigen Kraft die Herzen seiner Zuhörer und er bekehrte Sünder, die viele Jahre in der größten Verstockung gelebt hatten. Sechs Jahre lang verkündete er das Wort Gottes und unzählige Bekehrungen und eine allgemeine Verbesserung der Sitten war der Erfolg seines heiligen Eifers.

Prediger auslachen, Strafe.

Der heilige Johannes Kapistranus stiftete als Prediger unzähliges Gutes. Er predigte mit solcher Kraft gegen den Luxus und die Eitelkeit der Frauen, daß sie ihm nach seinen Predigten ihre Spitzen und andere Tändelein brachten, die er öffentlich verbrannte, indem er sie in's Feuer warf. Leichtfertige Jungen lachten darüber zu Regensburg; da sie aber alle nach wenigen Tagen starben, nahm man die Vorstellungen des Heiligen nur mit um so größerer Ehrfurcht an.

Die Heiligkeit des Predigers trägt viel zur Wirksamkeit der Predigten bei.

Papst Nikolaus V. ernannte den heiligen Johannes Kapistran zum apostolischen Gesandten in Deutschland, Ungarn und Polen, und auf einer Reise

durch diese Länder im Jahre 1445 bekehrte er in Böhmen allein über sechzehntausend Hussiten und in Siebenbürgen bei dreizehntausend Ketzer durch seine Predigten und Ermahnungen zum katholischen Glauben. Da er häufig mit den christlichen Regenten zu verhandeln hatte, so benützte er diese Gelegenheit, allenthalben das Wort Gottes zu predigen; denn sein heiliges Leben und seine vielen Wunder, die er an unglücklichen Menschen wirkte, machten, daß das Volk aus allen Gegenden zu ihm strömte und gewöhnlich mußte er auf öffentlichen Plätzen oder auf freiem Felde predigen, weil keine Kirche die ungeheuere Menge Menschen fassen konnte, die ihn umgab. Er durchreiste nicht nur ganz Italien und Frankreich, sondern predigte auch in Baiern, Oesterreich, Kärnten, Polen, Böhmen, Mähren und Ungarn.

Nur heilige und bußfertige Prediger predigen mit Kraft und Wirksamkeit.

Pater Salvator wurde von seinen Oberen zum Predigtamte bestimmt. Hier zeigte sich nun eine außerordentliche Kraft und Wirksamkeit seiner Worte, so daß große Kirchen oft das zusammenströmende Volk nicht fassen konnten und er deßhalb seine Kanzel auf freiem Felde aufschlagen mußte. Die große Stadt Neapel wurde ein wahres Ninive in allgemeiner Bekehrung, als Salvator dort die Fastenpredigten hielt. Das Volk war so sehr von seiner großen Heiligkeit überzeugt, daß ihm bei der Rückkehr von der Kanzel gewaltsam Stücke von seiner Bekleidung geschnitten wurden, weil Jedermann Etwas von dem Gottesmanne besitzen wollte. Bei dem übermäßigen Zulaufe im Beichtstuhle saß er oft vom frühen Morgen bis zum späten Abend Beicht, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen.

Nur heilige Prediger wirken durch ihre Predigten.

Der selige Leonard von Porto-Maurizio brachte sein Leben damit zu, daß er unausgesetzt Missionen zur Bekehrung der Sünder abhielt. In vierundvierzig Jahren hielt er dreihundertundsechsundzwanzig größere Missionen, wovon jede immer einige Wochen dauerte. Diese Missionen verbreiteten sich über achtundachtzig Bisthümer, und hatten eine außerordentliche Wirksamkeit. Diese Wirksamkeit hatte aber ihre Hauptquelle in der großen Heiligkeit des Missionärs selbst; daher kam es, daß Viele, die wegen großer Entfernung von der Kanzel den Prediger nicht verstehen konnten, schon von Reueschmerz ergriffen wurden, wenn sie ihn nur sahen.

Ernste Sittenprediger werden von Weltmenschen gehaßt.

Am Hofe des Königs Ferdinand von Spanien lebte ein Ordensmann, der in jeder Predigt, ohne Unterschied und Rücksicht auf Stand und Hoheit, die Ausgelassenheit der Christen züchtigte. Einige Großen des Hofes, die solche Schärfe nicht vertragen konnten, fanden Gelegenheit, den lästigen Redner zu entfernen. Sie gingen zum Könige und schlugen ihn für eine Prälatur vor. Der König lächelte und meinte, er werde sie nicht annehmen. Einer der Großen

bot sich an, den frommen Mann dazu zu vermögen und suchte ihn mit schmeichelhaften Reden für die Annahme zu stimmen. Der Ordensmann durchschaute ihre Absicht und setzte ihrer List eine andere List entgegen. Er wußte nämlich, daß dieser Edelmann vielen Handwerkern schuldig sei und nicht bezahle. Darum sagte er, die Bürde dieser Würde sei für seine Schultern zu schwer, und dann, setzte er mit Bedeutung hinzu, habe er gehört, daß die Prälatur sehr verschuldet sei. Wenn Nichts ist, als dieses, so will ich das Hinderniß gerne beseitigen; in einigen Tagen sollen Sie viertausend Zechinen zu Ihrem Anfang haben, die ich Ihnen schenke. Da ließ der Ordensmann die Gläubiger dieses Edelmanns zu sich kommen, bezahlte sie von dem Gelde und ließ sich Conto und Quittung geben. Als nun der Prediger beim Könige erschien, wünschten ihm Alle Glück zur neuen Würde; er aber rief den Edelmann in ein Nebenzimmer, überreichte ihm die Conto und Quittungen und sprach: Hier sind Ihre viertausend Zechinen; ich aber bleibe, was ich gewesen bin. Und er predigte auch fernerhin über die ernsten Worte: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?

Prediger sollen vor jeder Predigt Maria anrufen.

Der heilige Vincentius Ferrerius fühlte sich schon von Kindheit an zur Liebe und Verehrung der allerseligsten Jungfrau hingezogen. Er hatte die Gewohnheit, alle seine Arbeiten und Studien nur für Gott und Maria anzufangen und aufzuopfern. So that er auch, als ihm das Predigtamt übertragen wurde, worüber sich die Stadt Valencia freute. Sechs Jahre verwaltete er dieses Amt mit dem größten Feuereifer. Seine Worte waren voll des heiligen Geistes und brachten die reichlichsten Früchte. Vor jeder Predigt rief er die Liebe Frau um Beistand an und immer schrieb er den wunderbaren Erfolg seiner Predigten der allerseligsten Jungfrau zu. Dieselbe fromme Gewohnheit beobachteten auch andere berühmte Prediger.

Die Macht heiliger Prediger.

Als Prediger trat der heilige Vinzenz Ferrerius in der Stadt Avignon zuerst auf, wo er durch seine Worte eine ganze Umgestaltung der Gemüther hervorbrachte. Der Wucher nahm ein Ende, die Gotteslästerungen hörten auf, die Feindschaften endeten, die Aergernisse verschwanden. Das Kreuz in der Hand, zog er von Reich zu Reich, von Stadt zu Stadt, in Kirchen, auf Märkten, oft auf freiem Felde predigend und die Menschen an den Tag des Gerichts mahnend, rief er sie zur Buße und Bekehrung. Seine Worte fielen wie Feuerflammen in die Herzen, die trotzigsten Gemüther erweichten und flehten um Erbarmung. Oftmals mußte er die Predigt des Schluchzens der Zuhörer halber unterbrechen. Als er zu Toulouse von den vier letzten Dingen predigte, ergriff ein solcher Schrecken die Versammlung, daß Mehrere entsetzt ohnmächtig zu Boden fielen. Feinde umarmten sich vor seinen Augen, Reiche opferten ihr Gut den Armen, Diebe gaben das Gestohlene zurück. Große Prozessionen reuiger Sünder begleiteten ihn, wenn er einen Ort verließ und Viele wollten

ihn gar nicht verlassen, weil sie glaubten, nur in seiner Nähe das angefangene Werk vollenden zu können. Nicht bloß Christen, sondern auch Juden und Muhamedaner erschütterte der Heilige durch seine Predigten; zahlreich bekehrten sie sich und begehrten die heilige Taufe. Dabei vergaß er die armen Landleute und Kinder nicht, er hielt ihnen Christenlehren und mahnte sie, öfters des Tages ein Ave Maria zu beten, auf daß Maria sie beschützen und auf gute Wege leiten möge. Was aber seine Predigten so erfolgreich machte, war sein heiliges Leben und die Verehrung Mariä.

Prediger müssen Maria kindlich verehren.

Der heilige Bernardin von Siena wurde von allen Städten Italiens als Prediger verlangt. Er predigte mit solchem Flammeneifer und mit solcher Macht, daß sich die größten Sünder bekehrten. Die grimmigsten Feindschaften lösten sich, der Wucher nahm ab, das abscheuliche Spiel hörte auf und die Liebe zu Jesus erfaßte immer mehr die Herzen. Diese Gabe des Wortes hatte ihm Maria, seine geliebte Mutter, verliehen. Er betete alle Tage zu Ehren ihrer Freuden. Was immer Bernardin an Gnadengaben vom Himmel erhielt, das, bezeugte er, habe er durch seine Andacht zu Maria erlangt. Dafür zeigte er sich sein ganzes Leben lang dankbar. Nie vergaß er in seinen Predigten der allerseligsten Jungfrau; bei jeder Gelegenheit pries er ihre Vorzüge, mit den lieblichsten süßesten Worten mahnte er zum Vertrauen auf ihre Güte und Barmherzigkeit. Bei keinem Gebete, bei keiner Betrachtung vergaß er seiner geliebten Mutter Maria.

Der Prediger soll unerschrocken die Laster angreifen; Verfolgung wird gestraft.

Der heilige Johannes a Facundo bekämpfte in seinen Predigten vorzüglich die sittenlose Kleiderpracht, die Feindschaften und die Bedrückung der Armen von Seite der Adeligen. Einmal eingeladen, in der Stadt Alba am Rosenkranzfeste der allerseligsten Jungfrau zu predigen, sprach er mit großem Feuereifer gegen die daselbst herrschenden Ausschweifungen. Der Herzog Garcia de Toledo von Alba ward darüber so entrüstet, daß er den Heiligen zu sich rief und zu ihm sprach: Wann werdet Ihr, Pater, Eurer Zunge einen Zaum anlegen? Wundert Euch nicht, wenn Euch Einer, von der Kanzel herabsteigend, in den Fluß wirft! Darauf antwortete der Heilige: Warum, mein Herr, besteige ich wohl die Kanzel? etwa daß ich meinen Zuhörern schmeichle oder daß ich ihnen die Wahrheit sage? Ein Prediger muß die Wahrheit auch mit dem Opfer seines Lebens sagen. Hierauf ging er mit seinen Gefährten den Weg nach Salamanka zurück. Da kamen ihnen zwei Ritter entgegen, welche vom Herzoge den Befehl hatten, den Heiligen allenfalls todt zu schlagen. Johannes sah sie kommen, erwartete sie auf Gott vertrauend und siehe, als die Reiter auf ihn ansprengen wollten, blieben ihre Pferde unbeweglich stehen. Beschämt und reuevoll baten sie den Heiligen um Vergebung und kehrten nach Alba zurück, wo sie dem Herzog, der unterdessen schwer krank geworden, alsbald

Nachricht davon gaben. Der Herzog ließ den Diener Gottes dringend bitten, zu ihm zu kommen, bat ihn um Verzeihung und empfahl sich seinem Gebete. Johannes hegte ohnehin keinen Groll, verzieh und machte ihn gesund.

Prediger, die heilig leben und Maria innig verehren, wirken mächtig auf die Seelen.

Das Herz des heiligen Antonius von Padua war von Liebe zu Maria entbrannt. Zu jener Zeit wurden Frankreich und Italien von gräulichen Ketzereien verheert. Schon hatte Gott den heiligen Dominikus berufen, nun berief er auch den heiligen Antonius gegen den Vater der Lüge. Antonius wurde ein gewaltiger Prediger. Dazu war er wie geboren durch seine hohe Gestalt, seine kräftige, wohlklingende Stimme, sein vortreffliches Gedächtniß und seine Belesenheit in der heiligen Schrift und in den Vätern der Kirche. Predigend durchzog er das südliche Frankreich und Italien. Er glich mehr einem Engel als einem Menschen, wenn er vom jüngsten Gerichte, von den Freuden des Himmels und den Strafen der Hölle predigte. Seine Worte strömten wie Feuerpfeile vom Munde und massenweise verließen die Menschen Dörfer und Felder, um ihn zu hören. Er wußte die Gewissen dermaßen zu rühren, daß man nach seinen Predigten nicht genug Geistliche finden konnte, um Tag und Nacht die Beichten der Sünder zu hören. Mit den siegenden Waffen der Wahrheit und des Gebetes trat er auch den Ketzern entgegen; Alles, was er vorbrachte, war so unwiderleglich, kraftvoll und schlagend, daß man ihn nur den Hammer der Ketzer nannte. Unzählige dieser armen Verirrten führte er zum wahren Glauben zurück, besonders, da er die Wundergabe besaß. Im November 1227 kam Antonius nach Padua, wo sich die Ketzerei recht eingenistet hatte. In großer Armuth und Demuth wanderte der berühmte Prediger und Wunderthäter durch die Straßen der Stadt und bat an den Thüren Gott zu lieb um ein Stückchen Brod. Durch seine gewaltigen Predigten ward er der Retter der Stadt aus den Lastern und der Ketzerei, der Lehrer und Wohlthäter der Stadt; denn mit der göttlichen Wahrheit, die er verkündete, kehrte der Friede, und mit dem Frieden der Segen Gottes zurück.

Prediger sollen Verehrer Mariä sein.

Der heilige Franz Regis wurde von seinen Oberen zu Missionen für das Volk verwendet, wo er mit solcher Gewalt predigte, daß ihn oft die Stimme verließ, und mit solcher Salbung, daß gewöhnlich die Zuhörer in Thränen zerfloßen. Hohe und Niedere strömten seinen Predigten zu, die verhärtetsten Sünder wurden von den Gefühlen der tiefsten Reue durchdrungen. Besonders feuerte er seine Zuhörer an, die Mutter Gottes mit kindlicher Andacht zu verehren und ihre Fürbitte anzuflehen. Wenn er von Maria sprach, dann floß sein Mund über von den süßesten Worten.

Der Prediger muß beten und studiren.

Der selige Johann Firman war ein ungelehrter Ordensmann. Ausgesendet zum Predigen, that er es mit solcher Kraft oft zweimal am Tage, daß die Sünder ihm nicht widerstehen konnten. Der heilige Geist sprach aus ihm, der ihm, dem einfältigen, ungelehrten Bruder solche Kenntniß der heiligen Schrift eingoß, daß er die gelehrtesten Männer in Erstaunen setzte. Man sah ihn nie studiren, aber immer beten, und im Gebete erhielt er, was er predigen sollte. Das Leiden Christi und die Geheimnisse des Lebens seiner gebenedeiten Mutter waren die Gegenstände seiner Betrachtung.

Wer ein guter Prediger werden will, muß Maria verehren.

Der gottselige Januarius Maria konnte nicht genug Worte finden in seinen Predigten als Missionär, die Himmelskönigin zu loben und seine Zuhörer zu ihrer Verehrung anzufeuern. Nie hielt er eine Predigt, in welcher er nicht von Maria redete, und er wollte, daß dieß auch von andern Predigern geschehe. Als er einmal einer Predigt über das heiligste Altarssakrament beigewohnt hatte, war er mit der Predigt zufrieden, aber es betrübte ihn, daß der Prediger nicht ein einziges Mal den Namen Maria genannt hatte. Er ging zu ihm und bat ihn flehentlich, in seinen künftigen Predigten den Namen Maria nicht ferner mehr auszulassen, indem er ihn versicherte, er würde dann weit mehr Gutes stiften.

Die Prediger müssen auf den Haß sittenloser Menschen gefaßt sein.

Der heilige Ignatius fuhr auf einem venetianischen Schiffe nach Jerusalem. Es befanden sich auf dem Schiffe Leute von sehr ausschweifendem Lebenswandel, welche im Angesichte fast aller Uebrigen abscheuliche Sünden begingen. Die Matrosen verrichteten gar keine Uebung der Religion und man hörte unter ihnen nur schmutzige und gottlose Reden. Diese Gräuel betrübten und reizten zugleich den heiligen Ignatius. Er bemühte sich, ihnen durch christliche Unterweisungen und liebevolle Ermahnungen abzuhelfen; als er aber sah, daß alle Wege der Güte Nichts fruchteten, gab er strenge Verweise und drohte den Schuldigen mit den Strafen der göttlichen Gerechtigkeit. Die Freimüthigkeit des spanischen Pilgers mißfiel den Italienern. Um einen so unangenehmen Tadler los zu werden, beschloßen sie sämmtlich, eine wüste Insel zu erreichen und ihn dort zu lassen. Ein Passagier, welcher mehr Rechtschaffenheit hatte, als die Uebrigen, gab ihm davon Nachricht; dieß kühlte jedoch seinen Eifer nicht ab. Das Vorhaben der Italiener gelang auch nicht; als sie sich nämlich der Küste näherten, wo sie ihn aussetzen wollten, erhob sich ein ungestümer Wind, der das Schiff zurückschleuderte und zugleich in wenigen Stunden nach der Insel Cypern hinbrachte. Der Heilige erreichte wohlbehalten das Ziel seiner Reise.

Der Prediger, der die Wahrheit sagt, wird gehaßt.

Es waren einmal in einem Tempel zwei Götzenbilder, durch welche die Teufel demjenigen, der sie wegen entfremdeter Sachen um Rath gefragt, den Dieb anzeigten. Nun wurde der Tempelschatz selbst gestohlen. Das befragte Götzenbild nannte den Thäter mit allen Umständen. Aus Zorn ließ der Dieb dem Götzenbilde den Kopf abschlagen und dasselbe zertrümmern. Man fragte nun den andern Götzen, wer seinen Nachbarn zertrümmert habe. Er antwortete: Es sind jetzt gefährliche Zeiten; denn wer die Wahrheit sagt, wird leicht um einen Kopf kürzer gemacht. Wie wahr! Kaum der Prediger darf mehr die Wahrheit sagen!

Predigt.

Die Wirkung der Predigt hängt weniger von menschlicher Weisheit, als vom heiligen Geiste ab.

Als der heilige Bernhard eines Tages nach Paris kam, bat man ihn, in den philosophischen und theologischen Schulen einen gelehrten Vortrag zu halten. Er folgte dieser Einladung und da er vor einer zahlreichen Versammlung zu sprechen hatte, bereitete er sich sorgfältig darauf vor und las eine gelehrte Abhandlung über die höchsten Fragen der Philosophie vor. Aber nachdem er seinen Vortrag geendet und die Zuhörer kalt und gefühllos geblieben waren, zog er sich traurig und beschämt zurück und schloß sich in ein Betkämmerlein ein, wo er vor Gott seufzte und viele Thränen vergoß. Den andern Tag erschien Bernhard in der nämlichen Schule, aber diesesmal sprach der heilige Geist durch seinen Mund und leitete seine Zunge und die bewunderungswürdige Rede, die er hielt, machte einen solchen Eindruck, daß mehrere Geistliche, hiedurch innig gerührt, sich seiner Leitung überließen und ihm nach Clairvaux folgten, um Gott nach seiner Anleitung zu dienen.

Wie der Prediger mit Nutzen predigen soll.

Der heilige Franz von Sales war gelehrt und in der Redekunst geübt; aber diese äußerlichen Eigenschaften wurden bei ihm von einer göttlichen Salbung unterstützt. Bevor er predigte, pflegte er jederzeit durch geheime Seufzer und eifriges Gebet vor Gott sich zu erneuern. Immer schwebte jener Ausspruch des göttlichen Heilandes ihm vor Augen: Er war ein brennendes und leuchtendes Licht! — und er hatte daraus so viel gelernt, daß man, um Andern mit Nutzen vorzuleuchten, und durch das Wort der Wahrheit sie zu erleuchten, früher selbst von göttlicher Liebe und von Eifer für das Heil der Seelen brennen müsse. Er studirte wenigstens eben so lange zu den Füßen des Cruzifixes als in seinen Büchern; und er war überzeugt, daß ein Prediger keine Frucht erzielen kann, wofern er nicht dem innerlichen Gebet ergeben ist und selbst am ersten thut, was er Andere lehret.

Wie die Controverspredigten am besten einzurichten sind.

Als der heilige Franz von Sales sah, daß sowohl Katholiken als Calviner in seine Predigten strömten, schlug er nun die Controverse ein, auf eine Weise jedoch, die um so nützlicher wirkte, als sie weniger gewöhnlich war. Er verlegte sich nicht eigens darauf, die besonderen Lehrsätze der Calviner zu bestreiten, er griff die Sekte in ihrer ersten Begründung an, zeigte augenfällig, daß sie nicht die wahre Kirche sei noch sein könne und daß man folglich auch sein Heil nicht darin wirken könne. Dieß aber bewies er dadurch, daß er darlegte, ihre Oberhäupter seien ohne kirchliche Gewalt und ihre Diener ohne rechtmäßige Sendung, die aus Handwerkern und Laien bestanden; daß also ihre Kirchen von Leuten errichtet wurden, die weder Ansehen noch kirchliche Gewalt hatten, rechtmäßige Hirten einzusetzen und daß die heutigen Wortsdiener, die von diesen abstammten, kein größeres Ansehen haben könnten, nämlich, daß sie gar keines hätten, da sie ihre Gewalt von Leuten empfingen, die selbst keine hatten. Die Beispiele nahm er aus des Calviners Bezas Schilderungen. Dann sagte er: Die Calviner könnten sich nur rechtfertigen, wenn sie durch die heilige Schrift, die ihnen zufolge die einzige Glaubensregel wäre, bewiesen, daß Laien die Gewalt haben, rechtmäßige Hirten einzusetzen; zugleich aber forderte er sie auf, dieß zu thun und behauptete ihnen in's Angesicht, sie könnten darin nicht eine einzige Stelle noch ein einziges Beispiel finden, das zu ähnlichen Einsetzungen berechtige. Ja er führte auf der Stelle mehrere an, die das Gegentheil bewiesen, und zeigte, daß seit mehr als sechzehn Jahrhunderten, nämlich von Christus angefangen bis auf unsere Zeiten, die Kirche derlei Einsetzungen immer verworfen und sie immer als unrechtmäßig verdammt habe; ohne daß man irgend eine christliche Gesellschaft zeigen könne, die solche gutgeheißen habe. Hieraus schloß er dann, daß, wo keine rechtmäßige Sendung und Einsetzung, daselbst auch keine Hirten und wo keine Hirten, dort auch keine Sakramente und wo keine Sakramente, auch keine wahre Kirche sei; dieß aber sei die eigentliche Lage der Calviner. Diese Reden machten einen tiefen Eindruck auf die Calviner und brachten die Wortsdiener ganz in Verwirrung.

Eine sehr kurze aber inhaltreiche Predigt.

Als einst einige Brüder den Abt Moyses um eine Erbauungsrede baten, forderte dieser seinen Schüler Zacharias auf, er sollte Etwas sagen. Da legte der Schüler seinen Mantel unter die Füße, trat darauf herum und sprach: Wer sich nicht treten lassen will, kann kein Mönch sein.

Bei der Predigt schlafen, ist vom bösen Geiste.

Ein Altvater in der Wüste bat Gott, Er möge ihm die Gnade schenken, niemals einzuschlafen, wenn er sich mit geistlichen Dingen beschäftige; wenn aber ehrabschneiderische oder verläumderische Worte vorkämen, möge ihn der Schlaf sogleich überfallen, damit dieses Gift nicht in seine Ohren dringe. Er sagte auch, der Teufel sei unermüdet, die Menschen zu unnützen Reden zu

verleiten und suche alle geistliche Lehre zu vereiteln. Hiezu bediente er sich folgenden Beispiels: Als ich einst zu einigen Brüdern vom Heile der Seelen sprach, fielen sie in so tiefen Schlaf, daß sie die Augenlider zu bewegen unfähig waren; um ihnen aber zu zeigen, dieß sei ein Werk des Teufels, leitete ich das Gespräch auf müssige Dinge hin und sogleich wachten Alle auf und waren munter. Da sprach ich seufzend: Bis jetzt haben wir von himmlischen Dingen geredet und Aller Augen waren vom Schlafe gelähmt; als ich aber eine müssige Rede vorbrachte, finget ihre Alle sogleich an, recht aufmerksam zu werden. Darum bitte ich euch, geliebteste Brüder! erkennet hierin ein Werk des bösen Geistes, habet Acht auf euch selbst und hütet euch zu schlafen, wenn ihr etwas Geistliches thuet oder höret.

Das Predigthören hat Nutzen, auch für den, der sich nichts daraus merkt.

Ein junger Bruder klagte einst einem Altvater, daß er gerne von Gott und geistlichen Dingen reden höre; was er aber Gutes höre, gehe zu einem Ohre hinein und zum andern wieder hinaus, er vergesse es sogleich wieder. Da sprach der Altvater: Sohn, nimm hier diesen Korb und bringe ihn voll Wasser. Der Bruder war gehorsam; er nahm den Korb und ging damit zu einem großen Bache und schöpfte oft; aber es blieb kein Wasser in dem Korbe; so wie er voll wurde, ward er auch wieder leer. Da er endlich müde wurde und sah, daß alles Schöpfen umsonst war, ging er wieder zum Altvater und erzählte, wie es ihm ergangen wäre und daß das Wasser im Korbe nicht habe bleiben wollen. Da sprach der Altvater: Gib her den Korb und laß mich ihn besehen. Und als er den Korb in die Hand genommen und hineingesehen, sagte er: Nun sieh, lieber Sohn, du hast doch nicht umsonst gearbeitet; wiewohl kein Wasser im Korbe geblieben ist, so hat es ihn doch sauber und rein gewaschen. So geschieht es auch dir und einem Jeden, der Gottes Wort fleißig höret oder liest; mag er es auch nicht behalten, so wäscht es doch seinen Geist und bewahrt ihn vor Verderbniß.

Der Demuth wegen hat Gott nicht das Lesen, sondern das Predigen des Wortes Gottes angeordnet.

Ein Altvater las viel in der heiligen Schrift. Nun fand er einst einen Spruch, den er nicht verstand. Je mehr er darüber grübelte, desto eifriger und begieriger wurde er nach dem rechten Verständniß. Zuletzt legte er sich ein strenges Fasten auf, damit ihn Gott erleuchte und den Sinn zu erkennen gebe. Aber als die festgesetzte Zeit des Fastens vorüber war, eröffnete Gott ihm noch nicht den Sinn des Spruches. Darum nahm er sich vor, zu einem Bruder zu gehen, und ihn um den Sinn des Spruches zu befragen. Da er nun aus der Zelle ging und die Thüre hinter sich verschloß, stand ein Engel vor ihm und sprach: Siehe, du hast ein strenges Fasten gehalten, aber dein Fasten hat Gott nicht bewogen, dir die rechte Erkenntniß zu geben; da du dich aber gedemüthigt hast und zu einem Bruder gehen willst, damit er dich belehre,

hat mich Gott zu dir gesandt, damit ich dir die rechte Auslegung sage und dir den Sinn eröffne, um deiner Demuth willen. Und nachdem der Engel den Altvater über den Sinn jener Stelle belehrt hatte, verschwand er vor seinen Augen.

Absichtliche Versäumung und Verspottung der Predigt wird von Gott bestraft.

In einem größeren Orte wollte ein Mensch nicht bloß die Predigten des seligen Leonard nicht besuchen, sondern spottete und schimpfte auch über die Missionäre; da wurde ihm plötzlich übel, so daß er in das nahe Krankenhaus getragen werden mußte und den andern Tag starb. Vor seinem Tode wurde noch zu einem Geistlichen geschickt, um ihn versehen zu lassen; aus einem Mißverständniß wurde aber der Priester zu einem andern Kranken geführt, und als man den Irrthum merkte, war es zu spät, — der Spötter hatte schon seinen Geist ausgehaucht. — In einem anderen Orte hatte der selige Leonard besonders gegen unzüchtige Reden und Lieder scharf gepredigt. Dessenungeachtet machte ein Bauer in Gegenwart von Frauenpersonen wieder schändliche Späße. Seine eigene Frau verwies es ihm und erinnerte, daß der Missionär das Strafgericht Gottes über solche Schandreden angedroht habe. Der Bauer aber meinte, mit solchen Drohungen habe es seine eigenen Wege, die Welt sei immer so gewesen. Kaum hatte er dieß gesagt, so bekam er die heftigsten Leibesschmerzen und starb ohne die heiligen Sakramente.

Predigt gehalten auf Tanzböden und im Theater von einem heiligen Prediger.

Dem heiligen Franz Solanus lag vor Allem am Herzen, daß Gott geliebt werde. Er predigte oft mitten in der Stadt auf öffentlichen Plätzen und zwar mit solcher Eindringlichkeit, daß die Zuhörer wunderbar bewegt wurden. Manchmal, wenn er durch die Gassen ging und sah, wie die Leute vielerlei Geschäfte trieben, aber rücksichtlich des Göttlichen in Schlaf versunken waren, hob er sein Cruzifix vor ihnen in die Höhe und redete es mit lauter Stimme so liebevoll an, daß die Leute davon tief ergriffen wurden — dann sprach er unter Thränen: Liebet Gott und beleidiget Ihn nicht, denn Er ist um euertwillen am Kreuze gestorben; betet Ihn an, denn Er ist das höchste Gut; kreuziget Ihn doch nicht auf ein Neues durch euere Sünden! Ja er ging sogar in die Tanzhäuser und in das Theater. Nachdem das Schauspiel schon angegangen war, stellte er sich auf eine Bank, oder auf die Bühne selbst, zog sein Cruzifix hervor und lud mit lauter Stimme und vielen Zähren alle Anwesenden ein zu einem schmerzhaften Trauerspiele, welches mit dem Sohne Gottes am Stamme des heiligen Kreuzes gespielt worden und redete dann so innig und durchdringend göttliche Dinge, daß die Zuhörer zu Reue und Leid bekehrt wurden, statt sich der eitlen Ergötzung hinzugeben.

Predigen in Einfalt wird von Gott gesegnet.

Der heilige Vincentius empfahl den Seinigen die Einfalt im Predigen. Er erzählte ihnen: Ich wohnte heute der Ermahnung bei, die ein Bischof an die zu weihenden Priester hielt. Ich ging dann zu ihm und sagte: Hochwürdigster Herr, heute haben Sie mich bekehrt! Wie so? fragte er. — Weil Sie Alles, was Sie sprachen, so einfach und ungekünstelt sagten und dieses rührte mich so sehr, daß ich mich nicht enthalten konnte, Gott dafür zu loben und zu preisen. — Ach, erwiederte der Bischof, ich muß Ihnen ebenso aufrichtig bekennen, daß ich wohl erhabener und schöner zu sprechen gewußt hätte, aber ich würde Gott beleidigt haben, wenn ich es gethan hätte. Diese Gesinnung müssen alle Priester annehmen, denen das Heil der Seelen am Herzen liegt.

Die Predigt soll man hören und nicht stören.

Der heilige Franz von Assisi kam nach Sarvurniano und schickte sich an, zu predigen. Da aber viele Schwalben da waren und ihn mit ihrem Singen störten, gebot er ihnen Stillschweigen, bis er die Predigt geendigt hätte, und die Schwalben gehorchten. Zwischen Cannajo und Bevagno sah er eine unermeßliche Menge Vögel, so daß er sich darüber verwunderte. Da sagte er zu seinen Gefährten: Wartet hier, ich will hingehen und meinen Schwestern, den Vögeln, predigen. Alsbald kamen die, so auf den Bäumen saßen, herunter auf die Erde und blieben alle ruhig, so lang er redete. Er forderte sie zum Lob Gottes auf, wegen der Freiheit, hinzufliegen, wohin sie wollen; wegen des schönen, warmen Federkleides; wegen der Flügel und der Luft, die sie trägt; wegen der Errettung ihres Geschlechtes in der Arche; wegen Speis und Trank, die sie, ohne zu säen und zu ernten, überall finden; wegen der Bäume, auf die sie ihre Nester bauen. Als er so redete, sperrten sie alle die Schnäbel auf, streckten die Hälse, breiteten die Flügel aus und neigten ehrfurchtsvoll ihre Köpfe zur Erde. Dann machte er sie segnend das heilige Kreuz über sie und sie flogen nach allen vier Weltgegenden, und bildeten unbewußt durch ihren Aufflug ein Kreuz.

Die Predigt ist dem Volke nothwendig.

Der heilige Dunstan brachte die Vigil des Festes Christi Himmelfahrt in der Kirche zu. Da sah er eine unzählbare Menge Engel mit goldenen Kronen in den Händen, mit himmlischem Glanze umgeben, welche Dunstan in die ewige Freude einluden. Befragt, wer sie seien, antworteten sie: Wir sind Cherubinen und Seraphinen und sind von Gott geschickt, dich heute in die ewige Glorie einzuführen. Dunstan entschuldigte sich, daß morgen ein hoher Festtag sei, wo er dem Volke versprochen habe, eine Predigt zu halten; nach deren Vollendung wolle er kommen. Wohlan, sprachen die Geister, so komme am Feste Christi Himmelfahrt nach beendigtem Gottesdienste; so geschah es auch. So nothwendig ist dem Volke die Predigt!

Wer die Predigt nicht hört wird verdammt.

Der Kardinal Jakob von Vitriako schreibt: Ein reicher Mann ist immer den Predigten ausgewichen und wenn er schon eine heilige Messe hörte, während welcher der Priester eine kurze Lehre vortrug, so ging er hinaus, ohne die Messe anzuhören. Er starb und wurde nach katholischem Brauche beerdigt. Als der Priester die Seelenmesse anfing, machte ein großes Cruzifix die Hände los und hielt sich die Ohren zu, als wollte es sagen: Der Verstorbene hat mich und mein Wort im Leben nicht gehört, so höre ich ihn jetzt auch nicht. Der Priester wendete sich zum Volke und sagte: Ihr wisset, meine Lieben, welch' ein Verächter des göttlichen Wortes dieser Mensch gewesen, daß man ihn hat nie bereden können, die Predigten zu besuchen; Gott hört jetzt unser Gebet für ihn auch nicht; lasset uns davon abstehen! Und er hat die heilige Messe vor der Wandlung geendigt.

Priester.

Der Priesterstand ist ein ehrenwerther Stand.

In Aegypten und in den heißen Ländern Afrikas leben giftige Schlangen, besonders aber lebt im Nil, im Ganges, im Euphrat und in andern Flüssen Afrikas ein großes gefräßiges Ungeheuer, das Krokodil. Eben dort wohnt auch der Ibis, ein Vogel von der Größe und Art des Storches. Dieser tödtet die Schlangen, und sucht die Eier des Krokodils auf, welches sie in den heißen Sand legt und von der Sonne ausbrüten läßt, säuft sie aus und vernichtet diese Ungeheuer, ehe sie noch zum Dasein gelangen. Dieser Vogel ist ein Wohlthäter jener Länder, Jedermann liebt ihn dieses Nutzens wegen, Niemand verfolgt oder tödtet ihn, ja die alten Aegyptier verehrten ihn wie einen Gott und balsamirten ihn ein. Diese abgöttische Verehrung zeigt, daß man den Vogel seines großen Nutzens wegen schätzte. Nun was ist der Schaden, welchen eine Schlange oder ein Krokodil anrichtet, gegen den Schaden einer Sünde, welche zeitliche und ewige Strafen nach sich zieht. Was ist also der Nutzen des Ibis gegen den unberechenbaren Nutzen für Zeit und Ewigkeit, welchen der Priesterstand erzeugt, da seine ganze Thätigkeit, das Predigen, die Christenlehre, der Beichtstuhl, die Seelsorgeführung auf Unterdrückung und Ausrottung der Sünde berechnet ist. Wenn man einen nützlichen Vogel ehrt, ist es wohl zu viel, wenn Christus verlangt, daß man die Priester ehre? Er sagt ja ausdrücklich: Wer euch ehret, ehret mich; wer euch verachtet, verachtet mich!

Nothwendigkeit des Priesterstandes.

Die Trüffel riecht bisamartig und wird als Leckerei gegessen; sie findet sich unter dem Boden neben den Wurzeln der Bäume; die unter Eichen wachsenden sind die besten. Um sie aufzufinden, genügen des Menschen stumpfe Sinne nicht; man bedient sich des feinen Geruches der Hunde, und läßt sie durch Pudel aufsuchen. So köstlich die Trüffel für den Gaumen, so beseligend sind die himmlischen Religionswahrheiten für die Seele. Aber die Menschen

würden weder diese Wahrheiten finden, noch ihren Sinn entdecken, wenn es keine Priester gäbe, welche Christus ganz eigens dazu bestellt hat, das Volk zu lehren und die Religion zu erklären. Ohne Priester würde alle Religionskenntniß in einigen Generationen wieder vergessen sein.

Die Priester werden von Lasterhaften gehaßt.

Die Priester müssen gegen Sünde und Laster predigen; das regt das Gewissen auf und versetzt die Lasterhaften in einen unbehaglichen Zustand; besonders, da sie sich zu bessern weder den Willen noch den Muth haben; deshalb hassen sie den Priester. Es geht diesem, wie dem Spiegel, der dem eitlen Mädchen, das gerne für schön gelten möchte, ein bockennarbiges, altes, häßliches Gesicht zeigt; das Mädchen wendet sich mit Zorn vom Spiegel weg, oder zerschlägt ihn wohl gar, als wäre er der Schuldtragende.

Die Priester sind die Herolde Gottes und verlangen Unterwürfigkeit.

Als ein persischer König Griechenland erobern wollte, schickte er Herolde an die griechischen Staaten und verlangte ihre freiwillige Unterwerfung und als Zeichen derselben begehrte er Erde und Wasser aus ihrem Lande; die seine Herolde beschimpften, züchtigte er auf's Härteste, nachdem er sie mit Waffengewalt unterjocht hatte. Die Herolde Gottes und des Erlösers sind die katholischen Priester; durch sie läßt uns Gott auffordern, Ihm zu dienen. Als Zeichen unserer freiwilligen Unterwerfung und Dienstbarkeit verlangt Er von uns, daß wir die Taufe empfangen, das Wort Gottes hören, dasselbe glauben, dem heiligen Meßopfer beiwohnen, die Gebote Gottes und der Kirche halten. Verachtung der Priester sieht Gott als Verachtung seiner selbst an.

Der katholische Priester muß auf Gehässigkeit der Menschen gefaßt sein.

Der katholische Priester muß als Sittenprediger tadeln, warnen, zurechtweisen. Die Getadelten schämen sich, zürnen ihm öffentlich oder heimlich, reden ihm Uebles nach und verfolgen ihn. Es geht ihm wie im Sommer den Mägden des Landmannes, welche aus den jungen Getreiden das Unkraut und namentlich die Disteln ausreuten müssen; sie tragen manchen Stachel in ihren Händen davon, der ihnen das Zugreifen und Arbeiten erschwert und schmerzlich macht.

Der katholische Priester ist wegen des Religionsunterrichtes der Unterstützung würdig.

Sokrates unterwies die griechische Jugend in der Tugend. Er wurde in's Gefängniß gesetzt, weil er die Götter verachte. Der Rath verurtheilte ihn zum Tode, doch mit der Begünstigung, die Todesart selbst zu wählen. Da sprach Sokrates: Da ich mein Leben in dem steten Bemühen zugebracht habe, die Jugend des Vaterlandes zur Tugend zu erziehen, dafür glaube ich nicht

weniger verdient zu haben, als die olympischen Sieger, die lebenslänglich auf öffentliche Kosten im Prytaneum erhalten werden. Ein noch größeres Verdienst um die Jugend erwirbt sich der katholische Priester, welcher die Jugend zu Gott führt und tugendhaft erzieht durch seinen Religionsunterricht.

Priesterhaß und Verfolgung zieht Strafe Gottes nach sich.

Der Bischof von Paris hielt sich am Hofe Ludwig VI. auf und vernachlässigte seine Diözese. Durch die Reden des heiligen Bernard erwachte sein Gewissen, er zog sich zurück und widmete sich ganz seinem Bisthume. Ludwig, der einen gebieterischen, jähzornigen Charakter besaß, und diesen Bischof mit Gunstbezeugungen überhäuft hatte, um ihn an seine Person zu fesseln, zürnte ihm und verwandelte seine Freundschaft in Haß, verursachte ihm immerwährende Verdrießlichkeiten und verfolgte ihn mit immer wachsender Leidenschaftlichkeit. Einige Geistliche, deren Unzufriedenheit der Bischof durch Einführung einer strengen Kirchenzucht erregt hatte, trugen dazu bei, den König gegen ihn aufzubringen und es gelang ihnen endlich durch Ränke und falsche Berichte, daß ihr Bischof der weltlichen Obrigkeit ausgeliefert wurde, die ihn seiner Güter beraubte. Bis dahin hatte der Bischof Alles mit Geduld getragen; aber er glaubte, die Güter seiner Kirche nicht der Willkür der weltlichen Macht überlassen zu dürfen und nachdem er sich vergeblich in Gegenvorstellungen und Drohungen erschöpft hatte, schleuderte er den Bann auf die Person des Königs und zog sich nach Sens zu seinem Erzbischof zurück. Die zwei Prälaten begaben sich mit einander nach Citaux, wo damals das Generalkapitel der Aebte des Ordens versammelt war. Sie setzten ihre Beschwerden der ehrwürdigen Versammlung auseinander und baten um ihren Beistand und Schutz gegen die widerrechtlichen Anmassungen des Königs von Frankreich. Das Kapitel erwog reiflich die Sache des Bischofs von Paris und fand sie gerecht. In Folge dessen wurde beschlossen, im Namen aller Aebte ein Schreiben durch den heiligen Bernard an den König zu senden. Der König ward durch die Bitten und die Festigkeit der Aebte gerührt, auch fürchtete er, der Papst möchte den Bannfluch des Bischofs bestätigen; darum versprach er, das geraubte Kirchengut herauszugeben. Indessen dauerte diese gute Gesinnung nicht lange und hatte keine Wirksamkeit, denn der Papst hob den Bannstrahl auf. Der König, der sich in einer Sache, die der Papst nicht bestrafte, Nichts vorwerfen zu müssen glaubte, überließ sich auf's Neue dem ungerechten Rachegefühle gegen den Bischof von Paris, ließ das Kirchengut nicht ausfolgen und gab den lebhaften Vorstellungen der Aebte kein Gehör. Der heilige Bernard unterrichtete den Papst von dem Zustande der Verhältnisse. Diese Hartnäckigkeit wurde dem König verderblich. Der heilige Bernard sprach eines Tages mit der Kühnheit eines Propheten zu ihm: Sie haben durch Verachtung der Bitten der Geistlichkeit den furchtbaren Gott hintangesetzt! Wohlan, erwarten Sie die Strafe, die Ihr Verbrechen verdient; Ihr ältester Sohn wird Ihnen entrissen werden, er wird eines jähen Todes sterben! Dieser Prophezeiung folgte das vorhergesagte Ereigniß bald nach. Philipp, der Nachfolger Ludwigs VI., der bereits

zum König gesalbt worden war und für seinen Vater und für ganz Frankreich ein Gegenstand der Liebe und gerechter Hoffnungen war, starb in Folge eines Sturzes vom Pferde im Jahre 1131. Zwei Jahre nach der ausgesprochenen Prophezeiung machte der junge Prinz, der damals ungefähr sechzehn Jahre alt sein mochte, einen Spazierritt in eine Vorstadt von Paris. Plötzlich warf sich ein Schwein dem Renner in den Weg; dieser schlug wild um sich, schleuderte seinen Reiter an einen Eckstein und erstickte ihn unter dem Gewichte seines Körpers. Man brachte den halbtodten Prinzen in ein benachbartes Haus; beim Anbruch der Nacht gab er seinen Geist auf. Was die Verzweiflung des Vaters, der Mutter und ihrer Freunde anbelangt, so ist keine Feder fähig, dieselbe zu beschreiben. Dieß war die Strafe Gottes für die gehässige Verfolgung des Bischofs von Paris.

Wegen des Fehltritts Eines Priesters darf man nicht den ganzen Stand verachten.

Der heilige Augustin stiftete einen Orden von Priestern. Einer derselben verfiel in einen Fehler, an welchem Viele Aergerniß genommen haben und weßhalb sie alle Ordensgeistliche ohne Unterschied verdammten. Dagegen spricht sich Augustinus also aus: Ihr verkleinert mich und alle meine Religiosen, weil Einer gesündigt hat. Welche menschliche Gesellschaft könnt ihr mir nennen, deren Mitglieder von jedem Fehler frei sind. In meiner Gesellschaft herrscht Frömmigkeit und Andacht; es ist aber kein Wunder, daß Einer fiel, weil sie Menschen sind. Soll ich vielleicht verlangen und erwarten, daß meine Gesellschaft heiliger und vollkommener sei, als alle, die je in der Welt waren? In der Familie Adams war einer von zwei Söhnen ein Brudermörder. In der Familie Noes, die aus acht Personen bestand, verspottete der gottlose Cham seinen Vater und wurde von ihm verflucht. In der Familie Abrahams mußten Hagar und Ismael fortgejagt werden. In der Familie Isaaks war Esau Gott verhaßt. In der Familie Jakobs befleckte Ruben das väterliche Ehebett, die Andern verkauften den unschuldigen Joseph. In der Familie Davids war Amon ein Blutschänder und Absalon ein Aufrührer. Was wollt ihr mehr? In der Gesellschaft Jesu Christi sind unter zwölf Aposteln Jakobus und Johannes ehrgeizig, Petrus verläugnet den Herrn, Judas verräth ihn und wird verdammt. Waget ihr deßhalb alle heiligen Patriarchen und ihre Familien zu verdammen? auch Jesum Christum selbst und seine apostolische Gesellschaft, weil unter ihnen Einige waren, welche fehlten und ihren Pflichten entgegen handelten? Jeder sieht wohl ein, wie ungerecht es wäre, wenn ihr so dächtet und wie unbillig, wenn euere Rede sich auf solche Weise ausspräche.

Die Priester soll man als Diener Gottes ehren.

Es war im Jahre 386, als der heilige Martin, Bischof von Tours, nach Trier kam, um beim Kaiser Maximus, der daselbst sein Hoflager hielt, für einige Unglückliche Begnadigung zu erflehen. Der Kaiser war höchlich erfreut über die Ankunft des Heiligen und lud ihn sammt dem ihn begleitenden

Priester zur kaiserlichen Tafel ein. Bei der Tafel mußte der heilige Bischof neben dem Kaiser, sein Priester aber zwischen dem Bruder und Oheim des Kaisers sitzen. Gegen die Mitte der Mahlzeit kredenzte der Mundschenk, der damaligen Sitte gemäß, dem Kaiser einen Pokal mit Wein; dieser trank aber nicht, sondern befahl, daß zuerst der heilige Martin, und dann sein Priester daraus trinken sollten; er wollte durch diesen Befehl vor allen Großen des Hofes zeigen, daß ihm die beiden geweihten Diener Gottes als die ehrwürdigsten und ersten Personen an der Tafel erschienen. — Auch die Kaiserin bat sich die Ehre aus, daß der Bischof einmal bei ihr speise. Sie bereitete mit eigenen Händen die Speisen zu, setzte seinen Stuhl zurecht, deckte die Tafel, stellte ein Couvert vor ihm hin, reichte ihm Wasser zum Waschen dar und legte ihm die einzelnen Speisen vor. Das war keineswegs zu viel Ehre, denn die Priester sind Christi, des Herrn der Welt, Diener.

Dem Priester als Beichtvater muß man Gehorsam leisten.

Ein kaiserlicher Soldat war neben andern Untugenden dem Schelten und Fluchen so ergeben, daß es schien, man könne eher einen Mohren weiß waschen, als diesem eine so üble Gewohnheit abgewöhnen. Ein verständiger Beichtvater legte ihm zur Buße auf, daß er jedesmal, wenn er wieder fluchen würde, zu Ehren der Mutter Gottes die Erde küsse. Das that der Soldat pünktlich und die böse Gewohnheit verlor sich allmählig ganz. Als einst in einer Schlacht die Kugeln rechts und links vorbeisausten und seine Nebenmänner tödteten, entschlüpfte ihm ein Fluchwort. Gleich warf er sich zur Erde, um sie aus Buße zu küssen. Während er so auf der Erde lag, tödtete eine Kanonenkugel seinen Hintermann und riß seinen Leib mitten von einander. So wäre es auch ihm ergangen, wenn er die kleine Buße nicht verrichtet hätte. Gehorsam gegen den Priester bringt Nutzen hier auf diese, bei Anderen auf andere Art. (Engelgr. in festo s. Andreae. Fol. 756.)

Die Priesterweihe ist unauslöschlich und geht durch Abfall vom Glauben nicht verloren.

Als einst der heilige Franz Olympius ausging, begegnete er einer Schaar Soldaten, die sich um ihn drängten, um ihm die Hand zu küssen. Er ließ es bei Allen gern geschehen, nur bei Einem, als er nahte, zog er die Hand zurück und sagte ihm in's Ohr: Weiß ich doch, daß du die Priesterweihe hast; und es sollte sich daher eher geziemen, daß ich dir die Hand küßte. Sorge, daß du durch Buße dir Gott wieder gewogen machst und wieder auf den rechten Weg gelangest. Er war wirklich ein abgefallener Priester und wurde durch dieses Wort wieder zur Besserung gebracht.

Den Priestern soll man die Hand küssen, weil sie gesalbt ist und den Leib des Herrn fasset.

Als der heilige Dominikus von Jesu Maria einst in der Nähe von Alkola bei dem Pfarrer des Ortes mit anderen Geistlichen zu Tische saß, hielt er

nach dem Essen, den mit einer geheimen Sünde belasteten Gewissenszustand des Wirthes wohl durchschauend, eine Ermahnung mit solchem Nachdrucke, daß der Getroffene ihn hernach bei Seite rief, ihm dankte und Besserung angelobte; zugleich aber auch die Ankündigung vernahm, daß, wenn er wieder in sein Laster zurücksinke, er den Rückfall nicht lange überleben werde. Er verfiel aber trotz seines Gelöbnisses wieder in die alte Sünde und als ein Jahr vergangen, kam Botschaft an Dominikus: daß er komme und den kranken Pfarrer tröste. Kaum bei ihm eingetreten, sagte der Kranke ihm mit vieler Freude: Pater, ich habe mit diesen meinen Augen den Gekreuzigten gesehen und Ihn angebetet. Dominikus, der sogleich seinen Zustand erkannte, sah bald auch diese Täuschung durch und sagte ihm: daß es keine wahre Erscheinung, sondern Trug des bösen Feindes gewesen, der ihn habe verführen wollen. Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, da sah er sich gegenüber auf der andern Seite des Bettes seine eigene Gestalt, und hörte, wie die Erscheinung zum Pfarrer also redete: Gar mannigfaltig ist der bösen Geister Trug und Falschheit; wisse, daß der allmächtige Gott mit jener wahren Erscheinung dich hat stärken und in Seiner Gnade bekräftigen wollen; das aber ist dem Teufel gar unlieb gewesen und weil er gesehen, daß du nach dem Dominikus in's Kloster geschickt, hat er zuvorkommend selber seine Gestalt angenommen und dich in ihr eben bereden wollen, es sei der böse Feind, der dir erschienen. Aber lasse dich nicht irre machen; ich bin der wahre Dominikus, den du berufen, der vor einem Jahre dich zur Buße bekehrt und bin aus Mitleiden gekommen, um von der Verdammniß dich zu erledigen; der drüben aber ist der Teufel, dem schenke weder Glauben noch Gehör, willst du nicht ewig verderben. Dominikus entsetzte sich über diese Frechheit und versuchte Allerlei, um ihn zu Schanden zu machen; er wich aber und wankte nicht und behauptete immerfort, daß er der rechte Dominikus sei. Nachdem der Streit lange gedauert, brachte der böse Geist es endlich dahin, daß der arme Kranke, der erschrocken und zweifelhaft war, sich zum Teufel wendete, ihn für den wahren erkennend; den Andern aber mit den Händen abwehrte, als den er für den Teufel hielt. Als Dominikus das sah, kniete er, auf's Höchste geängstigt durch die Seelengefahr des Kranken, vor seinem Bette nieder; faßte die Hand, die ihn wegstieß, küßte sie etliche Male und sagte dann: Ich bin Dominikus von Jesu Maria, ein unwürdiger und unnützer Diener unserer Lieben Frau vom Berge Karmel; bekenne, daß ich nicht würdig bin, diese geweihten Hände, die meinen Heiland und Erlöser so oft gefaßt, zu küssen; denn ich bin der allergrößte und verwerflichste Sünder; jedoch es reuen mich alle meine Sünden von ganzem Herzen und ich bitte deßwegen Gott um Vergebung und hoffe zu erlangen Seine Barmherzigkeit. Darauf wendete er sich wieder zum Kranken und sagte: Nun thue der Andere deßgleichen; und wir wollen dann sehen, welcher der wahre sei. Der Priester, der nicht ungelehrt war, nahm die Probe an und befahl der Erscheinung: daß sie auch Gott bitte, ihre Sünden bereue und bekenne und hoffend Verzeihung von Gott bitte. Da ergrimmte der Teufel und schrie lästerlich auf: An Gott ist es, Reue zu hegen; Er bitte mich um Verzeihung, ich aber werde Ihn in alle

Ewigkeit nicht bitten; denn er ist der Sündige, nicht ich; worauf er dann sogleich verschwand. Der Kranke, darüber entsetzt, bat den heiligen Dominikus um Verzeihung, erhielt aus seinen Händen die Sakramente und starb im Herrn.

Die Priester wurden schon von Heiden geehrt.

Als die Gallier auf Rom losgingen, zog sich die waffenfähige Mannschaft auf's Kapitol zurück, die übrigen Bürger wanderten mit ihrer Habe aus und suchten sich in benachbarte Städte zu retten. Unter diesen war auch C. Albinius, der sein Weib und seine Kinder nach Cäre fahren wollte und unterwegs auf die Schaar der vestalischen Jungfrauen und Priesterinen stieß, die mit den Heiligthümern und Götterbildern zu Fuße flüchteten. Der religiöse Mann ließ aber die Priesterinen seinen Wagen besteigen und sein Weib und seine Kinder zu Fuße gehen.

Priester verfolgen, weil sie die Rechte der Kirche vertheidigen, zieht Strafe Gottes nach sich.

Heinrich II., König von England, griff in die Rechte der Kirche ein. Da nun der heilige Thomas sich dem widerrechtlichen Könige widersetzte, entschlüpfte diesem einmal die unbesonnene Aeußerung: Wie, gibt es denn auch nicht einen einzigen Menschen, der mich an diesem Priester rächet, welcher mein ganzes Königreich beunruhigt? Diese Worte griffen vier Edelleute auf und gedachten, von dem Könige Dank zu verdienen, wenn sie den Erzbischof ermordeten, was sie auch ausführten. Heinrich gerieth nach dieser Mordthat in Entsetzen; drei Tage schloß er sich ein und wollte nicht essen, noch trinken. Dann schickte er Gesandte nach Rom, und ließ dem Papste betheuern, er habe den Mord nicht befohlen, für sein übereiltes Reden aber wolle er sich gern jeder Kirchenbuße unterwerfen. Der Papst sendete Legaten, um sich von den Umständen des Verbrechens genau zu unterrichten. Heinrich schwur auf das Evangelium, daß er den Mord nicht befohlen, nicht einmal gewollt, durch seinen Zorn ihn aber vielleicht veranlaßt habe und widerrief alle seine Verordnungen gegen die Freiheit der Kirche. Als die Legaten diese Aufrichtigkeit sahen, ertheilten sie ihm außerhalb der Kirche die Lossprechung, der ermordete Erzbischof aber wurde nach zwei Jahren den heiligen Martyrern beigezählt. Viel Unglück war indessen diesem Könige noch vorbehalten. Die Schotten rebellirten und seine eigenen Söhne rückten gegen ihn in's Feld, weil ihre Mutter, die Königin Eleonore, von dem Vater sehr schnöde behandelt wurde. Im ganzen Reiche wüthete der Bürgerkrieg. Heinrich sah sich am Ende von Allen verlassen. Da unternahm er eine Wallfahrt nach Canterbury; vierzehn Stunden lag er auf dem Grabe des heiligen Thomas ohne Essen und Trinken und bekannte seine Sünden, auch ließ er sich zur Buße den Rücken blutig geißeln und dann in seiner Gegenwart zu Ehren des heiligen Thomas eine heilige Messe lesen. Am andern Tage kam die Nachricht von der Besiegung der Schotten, auch die Söhne legten die Waffen nieder und der Friede kehrte in's Land zurück.

Priester sollen demüthig sein und alle Ehre Gott geben.

Es ist Nichts so geeignet, den Menschen zu verführen, als Lob und Schmeichelei. Der heilige Franz von Sales wurde von allen Seiten für die Bekehrung von Chablais mit Lob überhäuft; aber er blieb demüthig und gab alle Ehre Gott. Und sein Betragen entsprach seinen Gesinnungen; er duldete es nicht, daß man ihm mehr Achtung erweise, als gewöhnlich; er war darum weder weniger zugänglich, noch minder vertraulich gegen die Armen; er überließ Anderen die glänzendsten Verrichtungen des heiligen Dienstes, und behielt sich immer die niedrigsten und mühsamsten vor. Seine Sanftmuth und Geduld nahmen mit jedem Tage zu; niemals machte er die Vorzüge seiner Geburt, seines Ansehens und der allgemeinen Hochachtung, noch des Vertrauens des Landesfürsten geltend; immer konnte man ihn ungestraft beleidigen und er schien gänzlich fühllos für alles Andere, als für die Ehre Gottes und den Vortheil der Kirche.

Der Priester soll wo möglich täglich die heilige Messe lesen.

Als der heilige Franz von Sales die Calviner in Chablais bekehrte, durfte er es nicht wagen, in der ketzerischen Stadt Thonon die heilige Messe zu lesen; darum begab er sich alle Tage in eine Kapelle, die ziemlich weit von der Stadt entfernt war, um dieselbe dort zu lesen. Der Winter war einer der strengsten und der Gießbach, über den er deßfalls gehen mußte, war überdieß außerordentlich durch das Schmelzen des vielen Schnees angelaufen, der alle Brücken abgerissen hatte. Dennoch ging er jeden Tag hinüber und herüber auf einem Brette, das ganz mit Eis bedeckt war und schlüpfte über dasselbe auf den Händen und auf den Knieen; wobei er immer in großer Lebensgefahr schwebte. Diese schwere Gefahr erschreckte Alle, die Zeugen derselben waren; Nichts war jedoch im Stande, den Eifer desselben aufzuhalten und er schöpfte so großen Trost und so große Stärke aus dem Empfange des Brodes der Starken, daß auch noch größere Gefahren ihn vom täglichen Messelesen nicht abgeschreckt haben würden.

Priester sollen wo möglich keine Frauenpersonen bei sich im Hause haben.

Als der heilige Franz von Sales Bischof geworden, machte ihm einer seiner Freunde den Vorschlag, eine Frau von unverdächtigem Alter zur Besorgung der Wäsche und der Mobilien in's Haus zu nehmen; er aber willigte nicht darein, ja er fügte bei, er würde nicht einmal seine eigene Mutter bei sich wohnen lassen; denn obwohl seine Mutter tugendhaft sei, dürfte es doch nicht immer der Fall mit jenen Frauen sein, deren Besuche sie sich nicht erwehren könnte, anzunehmen. Wirklich auch wohnte seine Mutter, die oft nach Anecy kam, niemals bei ihm und hatte eine besondere Wohnung in einem andern Hause. Hatte eine Frau ein Anliegen, so sprach er nur in Gegenwart eines Zeugen mit ihr, dem er befahl, sie nicht aus den Augen zu lassen.

Des Priesters Segen hat große Kraft.

Wenn der heilige Franz durch die Stadt ging, was immer zu Fuße geschah, ging Jedermann vor das Haus, seinen Segen zu empfangen. Besonders führten die Mütter ihre bösen und eigensinnigen Kinder ihm zu, daß er sie segne; und oft bemerkte man, daß sie, wenn er das Zeichen des Kreuzes über sie gemacht, oder ihnen die Hand auf den Kopf gelegt, oder auch, wenn er sie liebkoste, aufhörten zu schreien und zu weinen und sanfter und geschmeidiger wurden.

Priester sollen ihr Ansehen nicht in weltlichem Pomp suchen.

Der heilige Franz von Sales machte eine Wallfahrt von zwölf Stunden zu Fuß zur Kirche Unserer Lieben Frau nach Thonon, um Gott und Maria für seine Gesundheit und Wiederherstellung der katholischen Religion in der Landschaft Gex zu danken. Da diese Stadt und die Landschaft Chablais ihre Rückkehr zur katholischen Kirche ihm verdankten und er ihnen seitdem viele Gnaden bei dem Herzog erwirkt hatte, ward er daselbst mit außerordentlicher Freude aufgenommen. Er war noch nicht dorthin gekommen, seit er Bischof von Genf war. Dieß brachte die Stadtvögte auf den Gedanken, ihm einen Einzug zu bereiten; aber der Heilige, dessen Demuth sich mit den Ehren der Welt nicht vertragen konnte, und der seine Würde auf andere Weise zu unterstützen wußte, schlug dieß Anerbieten aus; er zog zu Fuß mit einem einzigen Diener ein und erhielt mehr Glanz von seiner Tugend, als er durch das pomphafteste Gepränge hätte erhalten können. Jedermann lief ihm entgegen, man lief aus der ganzen Provinz herbei, ihn zu sehen und die Stadt Thonon, nun so sehr von dem verschieden, was sie ehedem war, erwies ihm so viele Ehre, als sie ehemals ihm Haß und Verachtung erzeigt hatte.

Priester sollen uneigennützig sein.

Der heilige Franz von Sales hielt in der Stadt Dijon die Fastenpredigten. Er ward daselbst mit außerordentlichen Ehrenbezeigungen von der Stadt und dem Parlamente empfangen, und predigte daselbst mit so großem Beifalle, daß der Adel und das Volk der Umgegend in die Stadt kamen, um ihn zu hören. Als nun die Osterfeiertage vorüber waren und der Heilige sich zur Rückkehr nach Annecy anschickte, kam eine Körperschaft der Stadt und machte ihm ein Geschenk mit einem silbernen Tafelgeräthe, das sie eigens hatte machen lassen, ihm ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Der Gottesmann besah dasselbe, lobte die schöne Arbeit; aber wie dringend sie ihn auch baten, konnten sie ihn dennoch nicht dahin vermögen, dasselbe anzunehmen. Er sagte ihnen, er habe nie Etwas für seine Predigten angenommen. Wollten sie indeß durchaus, daß er eine Belohnung für seine Arbeit von ihnen annehme, so bitte er sie um eine, die ihm weit lieber, als alles Silber wäre, das sie ihm anbieten könnten; diese aber bestehe darin, daß sie seiner in ihrem Gebete gedenken und

die Freundschaft ihm erhalten möchten, mit der sie so gütig gewesen wären, ihn zu beehren. Da der Bürgermeister seine Weigerung nicht besiegen konnte, bat er ihn, er möchte wenigstens sich äußern, was man mit dem Tafelservice thun sollte, das sie ihm bestimmt hätten? Er antwortete: Ueber dasselbe verfügen, hieße eben so viel, als dasselbe annehmen; er überlasse es ihrer Nächstenliebe, den Gebrauch davon zu machen, den sie für gut fänden. Dieß hieß in verschleierten Worten so viel gesagt, als, sie sollten dasselbe zu Almosen verwenden. Sie thaten also nach seiner Absicht und es wurde den Armen so viel gegeben, als der Preis des Tafelzeuges betrug. Heinrich IV., König von Frankreich, trug ihm eine reiche Abtei, später den Kardinalshut an, um ihm seine Achtung zu bezeugen; Franz schlug beides aus.

Priester sollen die mit dem heiligen Dienste verbundenen Unbequemlichkeiten nicht scheuen.

Der heilige Franz von Sales hielt alle seine Visitationen zu Fuß und ließ sich kein Gepäck, noch irgend Etwas nachtragen, das den Mangel an allen Dingen hätte ersetzen können, die er oft an armen Orten antraf. Er wählte immer die ärmste Hütte zur Herberge; oft mußte er nach großer Ermüdung auf Stroh schlafen. Diese Widerwärtigkeiten rührten ihn nur in so weit, als Andere darunter litten, die ihn begleiteten. Wenn man ihn selbst beklagte, gab er zur Antwort: Er habe nie eine so unbequeme Herberge, als den Stall zu Bethlehem, noch ein so hartes Bett gefunden, als das Kreuz es gewesen wäre; und dennoch habe unser Heiland in dem einen geboren werden, auf dem andern aber sterben wollen. Diese armen Leute, bei welchen er einkehre, wohnten weder, noch schliefen sie auch bequemer, als er; das beste Mittel, sie zu bewegen, ihre Armuth mit Geduld zu ertragen, wäre, dieselbe mit ihnen zu theilen und sie durch das Beispiel zu lehren, das immer besser als Worte überzeuge, dieselbe sei nicht so sehr zu fürchten, als sie es sich einbilden könnten.

Gute und böse Priester spenden die heiligen Sakramente giltig.

Als man im Juli 1374 die Apostelkirche zu Lüttich einweihte, kamen aus Oberdeutschland, vom Rhein und der Maas her, ganze Schaaren einer wundersamen Sekte nach Aachen, dann nach Utrecht, endlich nach Lüttich herangezogen, deren Ordnung folgende war. Männer und Frauen, vom Teufel besessen, halb nackt, Kränze auf den Häuptern, zogen einher, und führten, sich einander bei den Händen fassend, auf den Strassen, in den Kirchen und den Häusern, ohne sich im Mindesten zu schämen, vor den Zuschauern Tänze auf. Sie sprangen dabei hoch in die Höhe und in den Liedern, die sie sangen, nannten sie Namen von Teufeln, wie Friskes und ähnliche. Diese Haufen schwollen vom September bis Oktober zu vielen Tausenden an; denn aus Deutschland kamen immer mehr Tänzer hinzu und in Lüttich und in den benachbarten Provinzen wurden viele Gesunde, und Solche, die vollkommen bei Sinnen waren, plötzlich vom Teufel ergriffen, und reihten sich, den Tänzern

die Hände reichend, auf der Stelle ihren Chören ein. Verständige Leute sahen den Grund dieser Erscheinung in der Unwissenheit, die zu jener Zeit in der Religion und in den Geboten Gottes herrschte. Das Volk jedoch suchte die Ursache in den schlechten Priestern, als hätten sie die Leute nicht recht getauft, und es bereitete sich besonders in Lüttich, gegen die Geistlichkeit aufzustehen, um dieselbe zu erwürgen und ihr Gut zu plündern. Aber Gott wollte den Menschen beweisen, daß Ihm die Taufe, durch gute wie schlechte Priesterhände verliehen, gleich viel gelte; darum gab Er den Weltpriestern von Lüttich die Gabe, solche Besessene durch Händeauflegung und Beschwörung zu heilen, die er andern Priestern verweigerte. In der dortigen Kreuzkirche fing ein Mann an, herumzutanzen und Lieder zu singen. Ein Priester forderte ihn auf, das Vaterunser und den Glauben zu beten; er weigerte sich und sagte: er glaube an den Teufel. Der Priester legte ihm die Stola um den Hals, sprach die üblichen Beschwörungen über ihn und befreite ihn sogleich, so daß er mit vieler Andacht das Vaterunser und den Glauben hersagte. Um Allerheiligen wollten die Tänzer von Heristall nach Lüttich ziehen und die ganze Geistlichkeit ermorden; sie zogen hin, wurden aber von den Priestern geheilt; das gelang ohne Unterschied guten und bösen Priestern mit ihnen.

Den Priestern soll man nicht Uebles nachreden.

Der heilige Pachomius sah und ehrte Jesum in den Priestern. Wenn er hörte, daß ein Bruder aus irgend einem Grunde einem Priester übel nachredete, so glaubte er ihm nicht nur nicht, sondern wandte sich eilig von ihm weg, wie beim Anblick einer Schlange, oft wiederholend die Worte des Psalmisten: Der seinen Nächsten verläumdet, den verfolge ich. Kein Guter, sagt er, redet Böses oder redet übel von den heiligen Vätern — den Priestern — aus vergiftetem Munde. Hierüber führte er aus vielen Schriftstellen Beweise an, wie Gott durch üble Nachreden beleidigt wird, besonders das Beispiel Mariä, die bald, nachdem sie gegen Moyses verläumderische Klagen aufgestellt hatte, dem Gerichte Gottes nicht ausweichen konnte und mit dem Aussatze behaftet wurde.

Die Sendung der katholischen Priester durch ein Wunder bewiesen.

Der heilige Helenus war ein heiliger katholischer Bischof. Ein Zauberer, Namens Zareas, behauptete: Helenus wäre ein falscher Bischof, er aber wäre von Christus gesandt, um zu lehren. Der Mann war ein sehr verschlagener Kopf und verführte das Volk aus der heiligen Schrift. Endlich ging das christliche Volk zum Helenus und sagten ihm: Wir hörten den Zareas sagen, daß er von Christus gesandt sei; bestimme ihm also einen Tag, an dem du ihn zum Genossen annimmst, oder wenn du kannst, so überweise ihn, daß er gelogen habe. Der Tag und der Ort ward also bestimmt, — mitten in der Stadt Heliopolis. Zareas kam mit seinen Zaubermitteln, Helenus mit seinen Gebeten. Da er das Volk gegrüßt hatte, sagte er: Nun werdet ihr die Geister prüfen,

welche aus Gott sind. Er wandte sich an Zareas und ein entsetzlicher Wortkampf begann. Aber dieser war ein gewandter Schwätzer und konnte auf keiner Rede festgehalten werden. Da nun der Bischof sah, daß das Volk sich ärgern würde, wenn Zareas in Worten siegete, sprach er zum Volke: Es ziemt sich, daß ich mich an die Mahnung Pauli halte, der zu seinem Schüler Timotheus sagte: Laß dich nicht in Wortgezänk ein; denn es nützet zu Nichts, als zum Untergang der Hörenden. Damit man aber nicht glaube, ich berufe mich auf diese Lehre nicht aus Vorsicht, sondern aus Furcht; so zünde man ein Feuer mitten in der Stadt an und wir wollen Beide in das Feuer gehen. Wer nicht gebrannt wird, von dem wollen wir glauben, daß ihn Christus gesandt hat. Dieser Ausspruch gefiel Allen und sogleich ward ein großes Feuer angezündet. Dann hieß Helenus den Zareas in die Flammen gehen. Zareas aber sprach zu ihm: Gehe du zuerst hinein, weil du diesen Vorschlag gemacht hast. Der heilige Vater Helenus bezeichnete sich nun mit dem Kreuze, breitete die Hände aus und ging in das entsetzliche Feuer. Er stand darin fast eine halbe Stunde, ohne daß seine Haare oder seine Kleider beschädigt wurden und befahl dann, daß auch Zareas hineingehe. Aber Zareas weigerte sich und entfloh. Da ihn nun das Volk gegen seinen Willen in das Feuer warf, umgab ihn sogleich die Flamme und er brannte. Der heilige Helenus trat hinein und zog ihn halb verbrannt, doch lebend heraus; das Volk aber trieb ihn mit Schmach aus jener Gegend.

Priester sollen nur von Gott Berufene werden.

Einst hielten die Altväter und Mönche, welche in der scythischen Wüste wohnten, eine Rathsversammlung und beschlossen einstimmig, den Vater Isaak zu ihrem Priester weihen zu lassen, für die Kirche, welche sich in der Wüste befand, und wo zu bestimmten Zeiten und Stunden alle dort wohnenden Mönche zusammen kamen. Als Abt Isaak diesen Rathschluß hörte, floh er nach Aegypten und verbarg sich auf einem Acker unter dem Gesträuche, indem er sich für unwürdig hielt, der Ehre des Priesterthums theilhaftig zu werden; die Brüder aber verfolgten ihn, um ihn aufzufinden. Als sie spät Abends zu dem nämlichen Acker kamen, beschloßen sie dort von der Mühe der Reise auszuruhen, — denn es war bereits dunkel — und sie ließen den Esel, der ihr Gepäck trug, frei gehen, damit er weide. Unterdessen kam der Esel an den Platz, wo der Abt Isaak verborgen lag. Als die Mönche mit Tagesanbruch ihren Esel suchten, kamen sie eben dahin, und bewunderten die Zulassung Gottes, der es so gefügt hatte. Hierauf ergriffen sie den Abt und wollten ihn binden und gewaltsam mit sich wegführen. Der ehrwürdige Altvater aber gestattete es nicht, sondern sprach: Ich kann euch nicht weiter widersprechen, denn es ist wohl Gottes Wille, daß ich, obwohl unwürdig, die Priesterweihe empfangen soll.

Die Warnungen der Priester verachten, Strafe.

Mäsymas war Priester eines Dorfes in Syrien, welches einen Heiden, Namens Lathrius, zum Herrn hatte. Dieser, einer der angesehensten Beamten von Antiochia, kam und trieb die schuldigen Fruchtabgaben mit übermäßiger Strenge von den armen Landleuten ein. Der Mann Gottes Mäsymas ermahnte ihn zur Milde und Barmherzigkeit. Da aber Jener unerbittlich blieb, ließ die gerechte Strafe nicht lange auf sich warten. Denn als er abreisen wollte und schon auf dem Wagen sitzend dem Kutscher befahl, die Maulthiere anzutreiben, so kam er doch nicht vom Flecke und die Räder schienen wie mit Eisen und Blei festgeschmiedet zu sein. Nach vielen angewendeten Bemühungen sagte ein Freund des Lathrius ihm den wahren Grund, daß er an dem greisen Priester sich versündigt habe, und es am besten sein werde, wenn er sich mit ihm aussöhne. Daher sprang Lathrius vom Wagen herab, und bat denjenigen, welchen er zuvor verachtet hatte, fußfällig um Verzeihung. Kaum hatte Mäsymas für ihn gebetet, so bewegten sich von selbst die Räder und der Wagen fuhr ohne Hinderniß weiter.

Der Priester soll die Wirthshäuser nicht besuchen.

Ein Altvater von Scithi kam eines Tages nach Alexandria, um seine Handarbeiten zu verkaufen und sah bei dieser Gelegenheit einen jungen Priester in ein Wirthshaus gehen. Hierüber betrübte er sich gar sehr und wartete vor der Thüre, bis der Bruder herauskam, um mit ihm zu sprechen. So wie der Jüngling heraustrat, nahm ihn der Altvater bei der Hand, führte ihn abseits und fragte ihn: Weißt du denn nicht, mein lieber Bruder, daß du einen englischen Habit trägst? und daß du ein Jüngling bist? Ist es dir unbekannt, daß es der Schlingen und Fallstricke des bösen Feindes gar viele gibt? Weißt du nicht, daß durch die Augen und Ohren, durch die verschiedenen Gestalten und Gewänder die Mönche in den Städten Schaden leiden? Und du gehst unverzagt in die Wirthshäuser und hörst, was du nicht willst, siehst, was dir augenscheinlich nachtheilig ist und gesellst dich zu unanständigen Männern und Weibern? Thue das nicht, geliebtester Bruder, ich beschwöre dich, thue das nicht! sondern fliehe in die Einöde, wo du mit Gottes Beistand selig werden kannst. Der junge Mensch antwortete: Gehe zu, Vater! Gott sieht auf Nichts, als auf ein reines Herz! Da erhob der Altvater beide Hände und rief aus: Gelobt sei Gott! ich wohne bereits fünfundfünfzig Jahre in Scithi und habe noch kein reines Herz; und Dieser hier, der sich in den Wirthshäusern herumtreibt, besitzt die Reinigkeit des Herzens! Hierauf wendete er sich gegen den Jüngling und sprach: Gott erhalte dich! und möge Er mich in meiner Hoffnung nicht zu Schanden werden lassen! Was von Mönchen gilt, gilt auch von Priestern.

Die Wilden wissen die katholischen Priester zu schätzen.

Die unermüdlichen katholischen Missionäre Chaumonot und Menard gingen zu den Oneida-Indianern, um mit diesem schwierigsten aller Stämme

freundlichen Verkehr zu eröffnen. Bei einem Nachtlager sprach ein Häuptling der Oneidas folgende Art des Gebetes. Ach, meine Brüder! Ihr seid müde! Welche Mühen müsset Ihr haben, durch Schnee und Eis und Wasser zu gehen! Aber Muth! Und ihr Dämone, die ihr diese Wälder bewohnt, thuet Keinem von dieser Gesellschaft ein Leid; ihr Bäume, die ihr unter der Last euerer Jahre bald dem Boden gleichgemacht werden müßt, haltet eueren Fall auf und begrabet nicht in euerem Ruin Diese, die da kommen, um den Ruin ganzer Völker zu verhüten!

Die Wilden wissen die katholischen Priester zu schätzen.

Pater de Smet ward auf seiner Reise durch die Prairien plötzlich von einem Kriegerzuge der Schwarzfüße umringt. Der Leibrock des Missionärs, das Cruzifix, das stets auf der Brust haftete, fesselte das Auge des Schwarzfußhäuptlings. Wer bist du? — Der Begleiter de Smets sagte: Er ist ein Schwarzrock, ein Mann, der Zwiesprache hält mit dem Großen Geiste. — Im Nu war Alles wie umgewandelt. Der Häuptling ward vom Missionär zum bescheidenen Tische geladen. Da zeigte dieser noch mehr Ehrfurcht, als er ihn vor dem Essen den Herrn des Lebens anreden hörte. Als die frugale Mahlzeit vorüber war, breiteten die Indianer eine Büffelhaut vor de Smet aus und deuteten ihm durch Geberden ihren Wunsch an, daß er sich darauf setzen möge. Da er glaubte, sie sei als Sitzmatte bestimmt, that er es; aber flugs hoben sie dieselbe auf und trugen ihn so im Triumphe nach ihrem Dorfe. Auch hier ward er höchst ehrenvoll behandelt. Das ist der glückseligste Tag meines Lebens, sprach der Häuptling; es ist das erste Mal, daß wir unter uns einen Mann sehen in solch enger Verbindung mit dem Großen Geiste. Siehe hier die Tapfern meines Stammes! Ich habe sie zu diesem ungewöhnlichen Anblick hergebracht, auf daß das Andenken an deine Durchreise auf immer eingegraben bleibe in ihrem Gedächtniß. Nachdem er so, gegen alle Erwartung, durch die Besänftigung eines Stammes, der der Schrecken der Wildniß ist, sich den Durchweg geöffnet, reiste er in Frieden weiter. Später besuchten die Missionäre eben diese Schwarzfüße und bekehrten sie.

Nur katholische Priester können Heiden bekehren.

Dieß fühlen selbst die Heiden. Die Chinesen sagen zu den protestantisch-englischen Missionären: Diese englische Lehre mag vielleicht gut sein; aber wir wünschen, du möchtest sie zuerst an den Engländern selbst versuchen; denn sie sind gottlose Menschen; wenn diese Lehre sie besser gemacht hat, dann komme und sprich zu uns. Die protestantischen Prediger werden von den Chinesen nur: Lügen predigende Teufel genannt.

Der Neid macht den Priester zum Teufel.

In Indien predigten im vorigen Jahrhunderte Jesuiten und Kapuziner den Heiden. Die Jesuitenmissionäre tödteten sich sehr ab und hatten vielen Erfolg; der Kapuziner Pater Norbert war unfähig, sich abzutödten und des

Erfolgs der Jesuiten zu freuen. Von tödtlichem Neide gestachelt und den Einflüsterungen der Bosheit nachgebend, die sich beinahe bis zum Wahnsinn steigerte, griff er die Jesuiten selbst von der Kanzel herab mit Wuth an. Die Civilgewalt war gezwungen, einzuschreiten, und der Gouverneur von Pondicherry, obgleich er sein Freund gewesen war, brachte ihn an Bord eines Schiffes und schickte ihn nach Amerika. Hier verbrachte er zwei Jahre, weniger mit dem Missionswerke beschäftigt, als vielmehr Rachepläne gegen die Jesuiten schmiedend. Er gab ein Werk heraus, worin er die Gesellschaft Jesu als eine Bande systematischer Verbrecher darstellte. Von seinem eigenen Orden verurtheilt, floh er nach Holland und von da nach England. Hier errichtete er eine Lichter- und später eine Teppichfabrik. Er ließ sich in Deutschland säkularisiren und nachdem er das befleckte Ordensgewand abgelegt, ging er nach Portugal. Hier schienen ihn Gewissensbisse überwältigt zu haben und er durfte, aus einem Uebermaß christlicher Nachsicht, noch einmal das Ordensgewand der Kapuziner anlegen, das er ein zweites Mal ablegte. Schließlich, nachdem er sogar versucht hatte, den Papst zu hintergehen, starb er in einem elenden Zustande in einem unbekannten Dorfe Frankreichs. Aus seinem Buche, das voll Fabeln, Lügen und Verläumdungen gegen die Jesuiten ist, schöpfen die Protestanten ihre Vorwürfe.

Unterschied zwischen katholischen Priestern und protestantischen Missionären.

Die Jesuiten in Syrien im vorigen Jahrhunderte pflegten die Pestkranken und starben alle in Folge dieses Liebeswerkes. Die einzige Erholung des Pater René Pillon bestand darin, daß er die Kranken besuchte und tröstete, und er flehte täglich zu Gott, daß er im Dienste der Sterbenden sterben möge. Ihm folgte Pater Blein, dessen Demuth die Herzen der Griechen so rührte, daß sie sich sammelten, um seinen Leichnam zu sehen, und daß sie Stücke seiner Kleidung als Reliquien mit sich nahmen, obgleich er an der Pest gestorben war. In Bayrut starb Pater Jean Amieu, der sterbend prophezeite: daß der neben ihm Liegende gesund werden, er selbst aber sterben werde. Obschon die abtrünnigen Griechen den Katholiken überhaupt feindselig gesinnt sind, so sagen sie doch von den katholischen Priestern: Ihr sucht nur unsere Bekehrung; die protestantischen Missionäre verlangen nach unserem Gelde. Die Engländer und Holländer halten weder Fasten noch Abstinenz, zum Aergerniß der Katholiken und Griechen. Darum sagen die Syrer, sie könnten keine Christen sein, und selbst die Türken betrachten sie, als ob sie keine Religion hätten. — Als in Jerusalem die Pest auftrat, verließen die protestantischen Missionäre mit ihren Familien Jerusalem, ohne den Kranken Beistand zu leisten. Die katholischen Mönche wählten einen durch's Loos, der die von der Pest befallenen Kranken mit den heiligen Sakramenten versehen mußte, der sich also buchstäblich opferte. Die übrigen Mönche blieben im Kloster. Der zum Krankendienste bestimmte Priester nahm eine Glocke mit sich, mit der er zu bestimmten Stunden im Tage vor dem Kloster läutete, damit die Brüder wüßten, daß er noch lebe.

Hörte man aber zur bestimmten Zeit keinen Ton der Glocke, dann wußten seine Brüder, daß er entweder im Delirium lag oder todt war und ein anderer Martyrer wurde ausgesendet, um seine Stelle einzunehmen. Auf diese Weise wurden einundzwanzig Mönche von der Pest hinweggerafft.

Schismatische Priester verachtet.

In Rußland war die Zahl der durch die öffentlichen Gerichte verurtheilten Geistlichen im Jahre 1837 — 1 : 24; 1838 — 1 : 23; 1839 — 1 : 20. Während der vier Jahre von 1836—1839 berichtet die Synode an den Kaiser, daß dreizehntausendvierhundertunddreiundvierzig Geistliche aller Grade, oder ein Sechstel der ganzen Anzahl, vor Gericht stand und zwar, wie der oberste Prokurator hinzufügt, wegen infamer Verbrechen. Die Priester sind sehr unwissend. Wenn ein reicher Gutsbesitzer einen Erzbischof bittet, einen Sakristan zum Priester zu weihen, so wird derselbe Priester, wenn er gleich weder lesen noch schreiben kann. Darum nimmt der Unglaube in Rußland fortwährend zu.

Der katholische Priester ist vom heiligen Geiste zum Missionär befähigt.

Als der Bischof Odin im Jahre 1845 Europa besuchte und in Lyon die französischen Priester aufforderte, ihm um der Liebe Christi willen an die Ufer des Brazos, des Nuèces und des Rio Grand zu folgen, bot er ihrem Eifer folgende Reizmittel: Ihr werdet nicht immer Etwas zu essen und zu trinken finden; ihr werdet unaufhörlich auf Reisen sein durch unbekannte Regionen, wo die Entfernungen außerordentlich groß, die Ebenen grenzenlos und die Wälder ungeheuer ausgedehnt sind. Ihr werdet euere Nächte auf feuchtem Boden, euere Tage unter brennender Sonne verbringen. Gefahren jeder Art werdet ihr begegnen und all eueren Muth, all euere Energie nöthig haben. Es fanden sich trotz der Beschwerden Priester, welche als Missionäre nach Texas gingen; unter diesen war Abbé Emanuel Domenech und Abbé Dubois, welche 1846 in Texas ankamen und in Castroville wohnten. In Folge übermäßiger Arbeit und aus Mangel an Nahrung zogen sich Beide eine tödtliche Erschöpfung und Entkräftung zu. Dubois raffte alle seine Kräfte zusammen, um dem sterbenden Gehilfen die heilige Kommunion zu reichen und zu diesem Behufe noch einmal Messe zu lesen, nachdem sie einander gebeichtet. Dubois kam wieder auf und begrub seinen Gefährten. Beide besaßen einen einzigen Rock, denn da sie oft achtzig Meilen weit reisten, um einen Kranken zu versehen, so waren ihre Gewänder zerrissen, und während der Eine Messe las, mußte der Andere zu Hause bleiben. Zuweilen speisten sie eine Klapperschlange, zuweilen eine Katze, öfters hatten sie gar Nichts zu essen. Und dennoch hielten sie freudig aus.

Der Priester soll seinem heiligen Berufe auch unter Gefahren treu sein.

Der gottselige Pater Bernardin Juitz war Cisterzienser im Elsaß. Als im Jahre 1792 die französische Revolution ausbrach, mußte er sich aus seinem

Kloster flüchten, aber bald kehrte er heimlich zu seinen Landsleuten zurück, obgleich jeder katholische Priester damals der Todesgefahr ausgesetzt war. Ueber sechs Jahre hatte er keinen bestimmten Aufenthalt, sondern hielt sich bald da, bald dort bei treuen Katholiken auf. In der ganzen Gegend war er den verfolgten Katholiken ein Engel des Trostes, las meistens nach Mitternacht in den Häusern die heilige Messe, trug den versammelten Gläubigen das Wort Gottes vor und spendete ihnen die heiligen Sakramente mit Gefahr seines Lebens. Er suchte die Kranken auf und bereitete sie zu einem glückseligen Tode vor. Jahr aus Jahr ein verging selten eine Nacht, wo er nicht verkleidet von einem Ort zum andern reiste, oder in seinen Amtsverrichtungen schlaflos zubrachte. Dabei lebte er sehr strenge, aß nur Brod, Suppe und Gemüse und nur wenig. Seine Reisen machte er, auch im hohen Alter, immer zu Fuß, und obwohl dem Tode oft ausgesetzt, ward er doch immer wunderbar beschützt. Diesen Schutz hatte er ohne Zweifel Mariä zu danken, der er kindlich ergeben war. Achtzig Jahre alt, trat er in den Trappistenorden, wurde aber daraus vertrieben und beschloß sein heiliges Leben 1836. Noch jetzt ist er im gesegneten Andenken und Viele suchen auf seinem Grabe Trost und Hilfe.

Der Priester soll auf seinem Gange zum Kranken den Rosenkranz beten.

Der gottselige Clemens Hofbauer war Priester des Ordens des allerheiligsten Erlösers und starb in Wien am 15. März 1820. Maria, die göttliche Mutter, war sein Leben, sein Alles. Wenn er auf der Gasse ging, betete er in der Stille den Rosenkranz. Er hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu Maria und ihrer Fürbitte. Er pflegte zu sagen: Wenn ich zu einem Kranken gerufen werde, wo ich zum Voraus weiß, daß er zur Beicht nicht vorbereitet ist, oder daß er von der Beichte durchaus Nichts wissen will und bete unterwegs den Rosenkranz, so geht Alles nach Wunsch und Willen, sobald ich dahin komme. Glaubet mir, die Mutter Gottes macht Alles, und Niemand wird verlassen, welcher sie wahrhaft um ihre Fürbitte anruft. Einst kam er ganz ermattet aus einer Vorstadt Wiens nach Hause und erzählte, er sei bei einem Kranken gewesen, der seit siebzehn Jahren nicht mehr gebeichtet habe, aber doch sehr reuevoll gestorben sei. Ja, sagte er, da geht es schon gut, wenn Einer weit in der Vorstadt wohnt; denn da habe ich unterwegs Zeit, den Rosenkranz zu beten und ich wüßte nicht, daß ein Sünder sich nicht bekehrt hätte, wenn ich vorher Zeit gehabt, den Rosenkranz zu beten.

Priester sollen mit Sündern äußerst freundlich umgehen, für sie beten, für sie büßen.

Der heilige Franz Xaver ging mit großen Sündern ganz vertraulich um; er that nicht dergleichen, als wisse er von ihrer Gottlosigkeit und Ausschweifung. Damit sie sich nicht vor ihm scheuen sollten, mischte er sich unter sie, namentlich unter die zügellosen verwilderten Soldaten. Wenn sie ihn kommen sahen, suchten sie wohl Würfel und Karten vor ihm zu verbergen; allein Franz sagte, sie

sollten nur fortspielen, sie seien ja keine Geistlichen; für die Soldaten sei das Spielen keine Sünde; nur sollten sie sich vor Betrug, Zorn, Streit und Gotteslästerung hüten. Um Einzelne für Gott zu gewinnen, spielte er zuweilen aus Gefälligkeit das Schachspiel; und ein portugiesischer Edelmann wollte gar nicht glauben, daß dieß der Heilige sei, von dem er so Vieles gehört hatte, als er ihn mit einem Soldaten Schach spielen und ganz fröhlich sah. Auf diese Weise suchte er die Neigung der Soldaten und diese für Gott zu gewinnen. Aehnlich machte er es mit den Kaufleuten. Er redete mit ihnen über ihre Geschäfte und segnete ihre Handelsschiffe ein, lenkte aber dann das Gespräch von irdischen auf die ewigen Güter und legte ihnen oft den Bibelspruch an's Herz: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet? Die Portugiesen waren in Indien besonders der Wollust sehr ergeben. Um sie diesem Laster zu entreißen, suchte er durch Wohlwollen, Freundlichkeit und Gefälligkeiten sich bei ihnen in Gunst zu setzen, damit sie dann eher auf ihn hören möchten, wenn er ihnen in's Gewissen rede. Bevor er sich aber mit solchen Sündern in ein religiöses Gespräch einließ, betete er mit großer Inbrunst zu Gott um Seinen Segen dafür und verrichtete in der Stille die strengsten Bußwerke. Ja auch dann noch, wenn sich die Sünder zur Beichte verstanden, flehte er unter Thränen zu Gott, daß sie im Guten beharren möchten, und während er ihnen nur eine leichte Buße auferlegte, suchte er selbst den Rest der Schuld zu büßen, indem er sich bis auf's Blut geißelte. Selbst von widerspenstigen verhärteten Seelen ließ er nicht ab; er suchte sie auf und zeigte ihnen bei jeder Gelegenheit, wie bereit er sei, mit väterlicher Sorgfalt sie zu Gott zu führen. Mit Denen, welche sich erst bekehrt hatten, ging er wie ein Vater mit seinen Kindern um; er ertrug ihre rohen Sitten und Ungezogenheiten mit aller Geduld und verlangte im Anfang nicht mehr von ihnen, als eben von Menschen erreicht werden kann, die im Laster alt geworden sind.

Verfolger der Priester von Gott bestraft.

Die Kaiserin Justina wollte den Katholiken in Mailand eine Kirche wegnehmen und sie den Arianern einräumen. Dem widersetzte sich der heilige Ambrosius. Sie ließ ihm mit Marter und Tod drohen, wenn er darin nicht nachgebe; man versuchte es, eine Kirche mit Gewalt in Besitz zu nehmen; aber man ließ ab, weil das katholische Volk und die Soldaten aufgeregt sich zeigten. Der Oberkämmerer des kaiserlichen Hofes ließ dem heiligen Ambrosius sagen, er werde ihm den Kopf abschlagen; dieser ließ ihm melden, daß er dieses gerade wünsche. Später wurde dieser Oberkämmerer selbst wegen einer Schandthat enthauptet.

Der Priester im Dienste Gottes kann vertrauungsvoll in Gefahren gehen.

Von der anderen Seite des Oberen See's in Kanada war einem katholischen Missionär die Botschaft gebracht worden, daß eine kranke Person die

heiligen Sterbsakramente wünsche. Es war Nacht, ein Sturm wüthete und siebzig Meilen Wassers mußten durchschifft werden; denn um den See zu gehen, würde viele Tage beansprucht haben; der Fall war aber dringend und der Priester zögerte nicht. In einem offenen Kanoe, das ein Kanadier ruderte, der in die gefährliche Reise nur auf die wiederholte Versicherung des Paters, daß Gott sie beschützen werde, eingewilligt hatte, durchschifften sie den See; und während des Sturmes ermuthigte der Missionär seinen Gefährten, jede Nerve anzustrengen. Die schweren Stunden der Nacht waren unter Gebet und Anstrengung vergangen; da sahen sie das Ufer, aber auch die schäumende Brandung, welche wider dasselbe anschlug. Mit einem Angstschrei rief der Kanadier: Euer Hochwürden, wir sind verloren! Rudere weiter, lieber Dubois, sagte der Missionär; rudere scharf; wir müssen durchkommen und ein Weg wird sich bieten. Der Kanadier zuckte die Achseln, sprach seine letzten Gebete und ruderte scharf voran, er wußte kaum wie. Plötzlich zeigte sich eine dunkle Stelle im weißen Rande der schäumenden Brandung, die sich bald erweiterte — und sie waren gerettet. Sagte ich es dir nicht, bemerkte der Missionär, daß ich gerufen war, daß ich gehen mußte, und daß du mit mir gerettet werden würdest? Laß uns beten! Und hierauf knieten sie am Ufer des Sees nieder und brachten Gott ihren Dank dar. Gerade an der Stelle, wo sie landeten, ist seitdem von einem reichen Kaufmanne ein Kreuz errichtet worden, welches in weiter Ferne auf dem See gesehen werden kann und welches in der ganzen Gegend als das Kreuz der Ueberfahrt bekannt ist.

Fehlende Priester muß man schonend beurtheilen.

Zur Zeit, als die Kirchenversammlung von Nicäa gehalten wurde, überreichten einige gottlose Menschen schriftliche Klagen dem Kaiser Konstantinus gegen einige Priester und Mönche. Der Kaiser ließ sich Kläger und Geklagte vorstellen und verhörte Beide. Da er nun gefunden, daß viele dergleichen Anschuldigungen wahr seien, ließ er eine Kerze anzünden und verbrannte die Lästerschrift mit den Worten: Wahrhaftig, wenn ich mit meinen eigenen Augen einen Priester Gottes oder einen Mönch möchte sündigen sehen, so würde ich meinen kaiserlichen Mantel ausbreiten und ihn bedecken, damit ihn Niemand sehen könnte.

Nur der Priester kann von Sünden lossprechen.

(Eine wahre Geschichte.)

Ein Müller, der viel Geld hatte, Alles auskundschaftete, bekam einmal ein Gelüsten nach dem Beichtsitzen. Er hätte für sein Leben gern gehört, was junge Leute und Weiber Alles dem Beichtvater in's Ohr lispeln. Der Teufel spiegelte ihm absonderliche Sachen vor und beredete ihn zu dem Versuche, einmal Beichte zu hören, um hinter das Geheimniß zu kommen. Dieser ließ ihm keine Ruhe mehr, er legte sich mit ihm nieder, er stand mit ihm auf. Um der ewigen Plage los zu werden, entschloß er sich endlich, in einer benachbarten großen Kirche Beicht zu hören. Um Mitternacht machte er sich auf den Weg,

kam beim Tagesgrauen in die Stadt, schlich sich in die Kirche und setzte sich in den ersten besten Beichtstuhl. Alles beichtet ihm und ist der Meinung, ein Priester höre Beicht und absolvire. Freilich merkten die Beichtkinder, daß der im Beichtstuhl nicht ihr Pfarrer, Kaplan oder Vikarius sei, aber sie dachten sich, es sei ein von der Geistlichkeit zum Beichthören geladener fremder Priester. Bald sollten sie aber schrecklich enttäuscht werden. Nachdem der Müller seine Rolle als Beichtvater ungefähr eine Stunde gespielt und sein Gelüsten längst gebüßt hatte, kam der Herr Kaplan, ein großer starker Mann. Dem Müller lief der kalte Schweiß über Stirn und Schläfe, es war ihm, als müßte er jetzt vor's jüngste Gericht. Da ergriff den Priester ein heiliger Zorn, er streckte seine starke Hand aus, faßte den zähneklappernden Müller, zog ihn aus dem entweihten Richterstuhl der göttlichen Gerechtigkeit und sprach in heiliger Entrüstung: Kirchenschänder und Gottesräuber, hinweg aus diesem Heiligthum! Der Müller wankte fort und wohl ihm, daß der Herr Kaplan die anwesenden Jünglinge, Weiber und Männer zurückgehalten, sonst würden sie ihm die Augen ausgekratzt haben. Natürlich mußten Alle noch einmal beichten, um losgesprochen zu werden; der Müller aber mußte einige Wochen im Gefängnisse büßen.

Feinde der Priester haben bei ihrem Sterben nicht die Gnade, versehen zu werden.

Beiläufig im Jahre 1670 hat sich in einer Stadt Deutschlands Folgendes zugetragen. Ein Herr war ein abgesagter Feind der Priester, und schimpfte stets auf sie. Er ward nun tödtlich krank. Der Diener lief geschwind in das eine Viertelstunde entfernte Kloster um einen Beichtvater. Zwei Patres gehen um sechs Uhr Nachmittags aus, gehen eilig fort und kommen um elf Uhr Nachts dahin, gar nicht wissend, wie dieß zugegangen sein könne. Der Herr war vor einer Viertelstunde gestorben. Siehe die Hand Gottes. Dieser Mann sollte im Sterben keinen Priester haben, der sie im Leben gehaßt hat, ihrer nur spottete und ihnen nur Uebles nachredete!

Protestanten.

Was ein Wilder über den Protestantismus denkt.

Der Huronenhäuptling Garacontië war schon lange im Herzen ein katholischer Christ, aber er hatte seine Bekehrung durch kein Zeichen verrathen; sei es, daß er sich noch nicht gehörig vorbereitet hielt, oder daß er seiner eigenen Willensstärke mißtraute. Als er aber einmal die Taufe angenommen, wankte er nie mehr und seine Glaubenstreue wurde sogar von den Kolonisten von New-York bewundert, welche Protestanten waren. Eines Tages kam er in's Bethaus der Protestanten zu Albany, wo er mit seinem Rosenkranze niederkniete. Auf den Befehl des Geistlichen, sich fortzupacken, entgegnete er scharf: Wie? Ihr wollt einen Mann nicht beten lassen in diesem Hause Gottes? Da könnet ihr auch keine Christen sein; Ihr liebet ja das Gebet nicht.

Protestanten helfen den Japanesen, die Katholiken ermorden.

Die Japanesen fanden in den kalvinischen Holländern immer bereitwillige Helfershelfer in der grausamen Unterdrückung der katholischen Christen. Diese Holländer schoßen auf Befehl der japanesischen Regierung siebenunddreißigtausend Christen nieder, die in den Mauern von Samabara eingeschlossen waren. Sie verläugneten also nicht nur, daß sie Christen seien, sondern halfen noch die wahren Christen hinschlachten; und dieß thaten sie aus Handelsinteresse; doch sie erlangten in Japan keine Handelsvortheile und zu Hause verloren sie Belgien.

Urtheile der Chinesen und Wilden über den Protestantismus.

Die Chinesen antworten den Missionären der verschiedenen protestantischen Sekten, welche ihnen ihre widerstreitenden Religionen zur Annahme anbieten: Ihr müßt in Europa so viele Christuse haben, als wir in China Götter verehren. Der Hindu erwiedert: Ich würde dein Christenthum lieber haben, wenn es nicht gar so viele Arten desselben gäbe.

Auf Neuseeland gibt es Missionäre von allen Sekten, die einander anfeinden. Kann der Eingeborne blind oder taub dabei sein? Ein mächtiger Häuptling der Maoris sagte zu den Missionären: Ihr Europäer stimmt nicht einmal unter euch selbst darin überein, was die wahre Religion sei. Wenn ihr euch einmal darüber geeinigt habt, welches der rechte Weg ist, so kann ich mich vielleicht bewegen lassen, ihn einzuschlagen. Wenn dieß euere gerühmte Religion ist und die Feindseligkeiten ihre Früchte, so sind wir ohne dieselbe besser daran; das Heidenthum mit Frieden und Liebe ist besser, als das Christenthum ohne dieselben.

Der Protestantismus erzeugt teuflischen Haß gegen die katholischen Missionäre.

Im Jahre 1570 führte Pater Ignatius Azevedo, ein Jesuit, auf Befehl des heiligen Franz Borgia neununddreißig Väter der Gesellschaft Jesu von Madeira nach Brasilien; andere dreißig reisten in demselben Augenblick von Lissabon ab. Am Tage, nachdem das Schiff, welches Azevedo trug, von Madeira absegelte, bohrten es französische Hugenotten in Grund; ein einziger Noviz entkam, da er ein Laiengewand trug, die Uebrigen wurden über Bord geworfen, einige lebend, einige sterbend, einige todt. Einige Tage später überfielen Engländer den Rest der Missionsflotte und vollzogen ihr Werk so gründlich, daß von neunundsechzig Missionären, welche Azevedo von Lissabon geholt hatte, nur Einer nach Brasilien kam, der in einem der Seehäfen, in dem die Protestanten eingelaufen waren, zurückgelassen worden war.

Im Jahre 1856 kam der katholische Missionär Ortega mit seinen Gefährten in Amerika an. Engländer, welche stets mit den Holländern in der Grausamkeit gegen die Katholiken wetteiferten, griffen in der Bai von Rio das Schiff der Missionäre an, schleppten die Missionäre fort, warfen sie in ein

Boot, ohne Ruder, ohne Lebensmittel, der Gnade der Wogen es überlassend. Die göttliche Vorsehung trieb das Boot nach Buenos Ayres, eine Strecke von mehr als siebenhundert Meilen, und sie gelangten glücklich durch die Pampas an ihren Bestimmungsort Peru.

Die Protestanten von den Wilden verachtet.

Als protestantische Missionäre das Gebiet der Potawattomis-Indianer betraten und sich bemühten, unter diesen Wilden Anhänger zu gewinnen, fragten sie die Wilden aus und unterwarfen sie, statt Anhänger zu gewinnen, einer strengen Prüfung. „Wo ist dein Weib?" sagte ein Indianer zu dem protestantischen Missionär. Statt der Antwort zeigte der Missionär mit einem Finger auf seine Wohnung, wo sich seine Gattin befand. „Dein Anzug," fuhr der Wilde fort, „ist ohne Zweifel ein schwarzes Gewand?" — „Nein," erwiederte der Missionär, „ich trage keins." — „Liest du die Messe?" — „O niemals," entgegnete der Missionär ärgerlich. — „Hast du die Tonsur?" — „Nein." — „Dann," riefen Alle miteinander, „kannst du dahin zurückgehen, von woher du gekommen bist." Dieselben Gesinnungen zeigen die Winnebagoes.

Auf die Protestanten passen die Worte Jesu, Matth. 23, 13: Wehe aber euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr den Menschen das Himmelreich verschließt! Denn, ihr selbst geht nicht hinein und die hinein wollen, lasset ihr auch nicht hinein; eben darum wird ein schweres Gericht über euch kommen. Wehe euch, die ihr zu Wasser und zu Lande herumziehet, um einen Glaubensgenossen zu machen und wenn er es geworden ist, so macht ihr ihn zum Kinde der Hölle, noch einmal so arg, als ihr seid.

Die Engländer verhindern in Indien die Verbreitung des Christenthums und schützen das Götzenthum.

Die ostindische Kompagnie gab das Gesetz, keinen Missionär auf englischen Schiffen nach Indien zu befördern. Zwei Missionäre, welche am Ufer des Hooghly landeten, wurden auf demselben Schiffe zurückgeschickt. Im Jahre 1812 wurden die von Kalkutta nach Bombay vertriebenen Missionäre eingekerkert. Noch im Jahre 1813 wurde keinem einzigen Missionär erlaubt, auf einem britischen Schiffe zu reisen. Durch Regierungsbeschlüsse vom Jahre 1814 wurden die Eingebornen, wenn sie Christen wurden, von jedem öffentlichen wichtigeren Amte ausgeschlossen. Ein Sapoy wurde thatsächlich aus der Armee entlassen, weil er Christ geworden. Die britische Regierung stellte die verfallenen Pagoden wieder her und legte eine Pilgertaxe auf, welche die britischen Beamten einnahmen und große Gewinnste aus der Tempelerhaltung ernteten. Das christliche England ist die Hauptstütze der Abgötterei in diesem Lande. Es war üblich, daß Engländer aus den höchsten Ständen Einladungen reicher Heiden zur festlichen Verehrung irgend eines Götzen annahmen. In Juggernaut legte die englische Regierung den Pilgern, die nach den Tempeln in Orissa und Bengalen wallten, Steuern auf, stellte britische Beamte an, der Leitung dieses abscheulichen Götzendienstes vorzustehen und den Empfang der eingehenden Gelder

zu überwachen. Man wurde in Erfindung solcher Einnahmsquellen erfinderisch; man legte sogar Denen eine Steuer auf, die im Ganges zu baden wünschten, was bei ihnen ein Akt der Religion ist, und diese Steuer trug der Regierung zweimalhundertfünfzigtausend Rupien ein. Im Jahre 1852 nahmen die britischen Beamten an den heidnischen Festen Theil. Bis zum Jahre 1841 nahm die Regierung an Tempelsteuer mehr als viermalhunderttausend Pfund ein und der jährliche Profit betrug siebzehntausend Pfund. Den Engländern ist Alles für's Geld feil, Gott, Religion, Gewissen und Ehre.

Protestanten sind grausam.

Während der Invasion Mährens durch die Preußen 1866 wurde auch Rothwasser durch das dreiundsechzigste oberschlesische Regiment heimgesucht. Die intelligenten Krieger bewiesen auch dort, wie überall, eine staunenswerthe Einsicht — in die Schränke und Kästen der friedlichen Bewohner, und requirirten ziemlich Alles, was nicht niet- und nagelfest war. Ihre größte Heldenthat aber verübten sie am 19. August auf der Straße zwischen Schönau und Rothwasser. Dort begegnete eine preußische Patrouille vom obengenannten Regimente dem Bettler Johann Tonk von Weißwasser, einem einhundertundein Jahre alten Greise. In ein Tüchel eingewickelt, trug dieser das Brod, das er sich über Tags erbettelt hatte. Gleich hungrigen Wölfen fielen die Preußen über den kärglichen Mundvorrath des Bettlers her, und verzehrten sogleich vor dessen Augen die Brodstücke. „Det können wir ooch brauchen," meinten sie lachend. Der arme Greis flehte, sie möchten ihm doch wenigstens das Tüchel zurückgeben, das er eben erst von einem Weber in Rothwasser geschenkt erhalten hatte. Da erwiederten aber die intelligenten humanen Preußen: „O det können wir ooch brauchen auf Fußlappen;" zerschnitten sofort das Tüchel und der Bettlergreis mußte noch zusehen, daß er mit heiler Haut fortkam. Sind das nicht zivilisirte Helden?!

Prozeß.

Prozesse endigen gewöhnlich zum Nachtheil beider Streitenden.

Bei der menschlichen Gebrechlichkeit ist es unvermeidlich, daß nicht manchmal Beleidigungen vorfallen, bald durch Reden, bald durch Unrecht. Ist nun ein Zwist entstanden, so soll Jeder zum Frieden geneigt sein und die Hand zur Versöhnung bieten. Geschieht dieß nicht, so artet der Zwist in Feindschaft aus, Jeder will sein Recht behaupten und so führen sie Prozesse, die den Sieger wie den Besiegten zeitlich und ewig zu Grunde richten; denn es wird unversöhnlicher Haß daraus und wer in dieser Gesinnung stirbt, ist verloren. Es geht ihnen, wie den Hirschen. Zuweilen kämpfen zwei Hirschböcke wüthend miteinander; keiner will weichen, ein jeder will seinen Gegner durchbohren und so geschieht's nach langem Kampfe, daß sie sich mit den Hörnern spießen, nicht wieder von einander loskommen können und beide verhungern müssen. Es geht den Prozeßsüchtigen, wie dem Ameisenbär; er schlägt dem größten Raubthiere

seine krummen langen Krallen tief in den Leib und kann sie dann nicht wieder herausziehen; beide setzen den Kampf fort, bis sie zusammen todt niederfallen; oft findet man einen Ameisenbär und ein Raubthier auf diese Weise vereinigt todt. Lasset die Sonne nicht über eueren Zorn untergehen, sagt Paulus; und: Wenn Jemand vor Gericht dir den Rock nehmen will, dem gib auch den Mantel, sagt der Heiland. Damit will Er sagen, man solle jeden Prozeß möglichst vermeiden.

Prozesse schaden der Nächstenliebe.

Der heilige Franz von Sales beschloß ein- für allemal fest und ernstlich, niemals Prozeß zu führen und lieber Unrecht zu leiden, als sein Recht vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit zu suchen. Er sagte hierüber: Wenn der Apostel die Prozesse allen Christen verbietet, um wie viel mehr untersagt er solche den Bischöfen? Es sei eine der vorzüglichsten Eigenschaften, die der Apostel von den Bischöfen fordere, daß sie nicht streitsüchtig seien; auch pflegte der Heilige zum Sprüchwort zu machen: Unter hundert Pfund Prozeß befindet sich nicht Ein Loth Nächstenliebe. Er war der Ansicht, man sollte alle Prozesse durch Schiedsrichter entscheiden lassen und es gebe keinen Prozeß, den ein vernünftiger Mensch nicht beilegen könnte, wenn man beiderseits auch nur halbwegs zum Frieden geneigt ist.

Der Prozeß hat bei Rechthaberischen böse Folgen.

Zu Anwal in Böhmen lebte ein Kaufmann mit seinem Nachbar, einem Häusler, in Streit. Der Kaufmann hatte nämlich eine Scheuer, deren Thor gerade in den Garten des Häuslers führte. Als nun die Ernte kam, errichtete der Häusler gerade vor dem Thore eine Laube, damit es nicht geöffnet werden könne. Ein Prozeß, welcher daraus entstand, wurde dahin entschieden, daß der Häusler die Laube abtragen und sechzehn Gulden Kostenersatz zahlen mußte. Dieß machte den Häusler so verwirrt, daß er sich selbst zu entleiben beschloß. Er schrieb vier Briefe: An seine Aeltern, den Pfarrer, Gemeindevorsteher und an's Amt, worin er die Ursache seines Selbstmordes angab. Er breitete ein Tuch auf die Erde, legte das Urtheil darauf und erschoß sich. (Gemeindezeitung.)

Prozession.

Man soll den allgemeinen Bittprozessionen beiwohnen.

Am Flusse Iser liegt ein Dorf, mit Namen Menningen, wo die Gemeinde daselbst vor undenklichen Zeiten mit Gutheißung der geistlichen Obrigkeit eine Prozession zum heiligen Sigismund nach Freising in die Domkirche gelobte und zu halten pflegt. Als nun eines Jahres die Prozession am dritten Pfingstfeiertage gehalten wurde und alle Inwohner sich anschloßen, blieb Einer aus Geringschätzung zurück und stieg während der Zeit auf einen Kirschbaum. Einer seiner Bekannten fragte ihn, warum er nicht ebenfalls nach Freising wallfahrte? Ich, sagte er, wünsche mir nicht einen Fuß zu Freising. Auf diese frechen Worte fiel ihm ein Fuß ab, als wäre er mit Einem Streiche

abgehauen worden; diesen nahm sein Hund, der unter dem Baume lag, in's Maul, trug ihn vor der Prozession her und legte ihn zu Freising vor dem Hochaltare nieder, wo er noch unversehrt zu sehen ist. Daraus ist zu ersehen, daß man Prozessionen und Bittgänge nicht verachten dürfe, sondern ihnen beiwohnen solle. (Stengel de divinis Judiciis. P. 4. c. 14.)

Prüfung.

Die Prüfung seiner Selbst ist zur Tugend nothwendig.

Die Arzneikunde konnte nur durch das Seciren der menschlichen und thierischen Leichname zur Vollkommenheit gelangen und den Lebenden nützlich werden. Ebenso muß auch der Mensch, der sich vor Sünden bewahren und in der Tugend fortschreiten will, seine Seele durchforschen, die Fehltritte bis zu ihren Anfängen verfolgen; die Neigungen, Gedanken, Vorstellungen, Versuchungen, Reizungen, Gelegenheiten beobachten; so lernt er sich selbst kennen und vor dem Falle bewahren.

Gott prüft die Frommen und ist oft mit dem guten Willen zufrieden.

Als Petrus von Ravenna 1119 schon dem Sterben nahe war, begehrte er eine Lambrede zu essen. Sie wurde ihm bereitet und gereicht. Da erschallte die Hausthürglocke und Petrus sagte seinem Diener: Geh' hinaus und schau, wer draußen ist? Der Diener fand draußen einen alten kranken Mann. Der Diener fuhr ihn an und sagte: Was läutest du so heftig, Unverschämter? Der kranke Greis sagte: Vater, erbarme dich über mich alten kranken Mann! Der entgegnete: Dir soll Brod und Wein gereicht werden. Nein, rief der Alte, ich bitte, daß mir die Lambrede gegeben werde, sonst kann ich nicht sterben. Der Diener ging hinein und Petrus fragte, was es draußen gebe? Der Diener sagte: Vater, iß zuerst, dann will ich dir's sagen. Nein, sagte Petrus, du mußt mir's vorher sagen. Der Diener berichtete nun: Ein alter kranker Mann ist vor der Thüre und will mit aller Gewalt die Lambrede haben. Darauf sagte Petrus: Der Herr Jesus ist es, welcher mich zum letztenmale versuchen will; trag sie ihm hinaus. Als der Diener hinauskam, war der Arme weg; und als er wieder hineinkam, war Petrus todt. Gott prüfte ihn und begnügte sich mit seinem guten Willen.

Die Prüfungen Gottes soll man demüthig ertragen.

Der heilige Bernard veranlaßte unzählige Christen durch seine Beredsamkeit und Wunder, in's heilige Land zu ziehen. Der König von Frankreich war an der Spitze von mehr als hunderttausend Mann ausgezogen und nach achtundzwanzig Monaten kehrte er mit einigen hundert Rittern zurück. Es gab fast keine Familie, die nicht Verluste zu beklagen hatte und niemals sah man in Frankreich so viele Wittwen und Waisen. Die Klagen waren allgemein. Man brachte die Fehler des Kreuzzuges nicht in Anschlag; der öffentliche Unwille richtete sich auf einen einzigen Mann, auf den heiligen Bernard, der die

Seele und der Veranlasser dieser großen Unternehmung war. In den ersten Augenblicken der Betäubung wußten selbst die ergebensten Freunde des heiligen Bernard nicht, was sie auf diese scheinbar begründeten Anschuldigungen antworten sollten; sie sahen nur die gegenwärtigen Uebel; sogar die Wunder, die ihren Eifer gerechtfertigt hatten, wurden ihnen ein Gegenstand des Aergers. Bernard ertrug stillschweigend die Demüthigungen, mit denen man ihn kränkte, indem er im Innern seines Herzens die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes anbetete. Dazu kam noch eine zweite Prüfung. Einer seiner Mönche, sein Sekretär, benützte das Vertrauen und schrieb unter seinem Namen eine Menge Briefe an den Papst und an die Fürsten, die seine Ehre befleckten. Ein Jeder schien das Recht zu haben, ihn ungestraft anzugreifen. Personen von allen Ständen, Geistliche, sogar Prälaten, die aus seinem Orden hervorgegangen waren, vermehrten seine Leiden und glaubten irgend ein verdienstliches Werk zu thun, indem sie diesen großen Mann lästerten. Seine Gemüthsruhe blieb unerschütterlich. Diese Prüfungen begegneten dem Heiligen am Ende seines Lebens.

Quacksalberei.

Quacksalberei setzt das Leben der Gefahr aus und ist eine Art von Mord.

Schon wiederholt sind Fälle vorgekommen, daß Aeltern, von unwissenden Quacksalbern verleitet, ihre Kinder, statt der Genesung, dem Tode entgegenführten. Meist spielt in solchen Fällen der Backofen eine große Rolle, denn die große Hitze soll alle Geblütsschärfen austreiben. So ereignete sich auch in Feherbo in Ungarn ein gräßlicher Vorfall. Die Aeltern eines vierzehnjährigen Mädchens wollten dasselbe von einem Ausschlage kuriren und steckten es in den noch ziemlich heißen Backofen. Da das arme Kind jedoch die Hitze unerträglich fand, und herauszukommen trachtete, zwangen sie es durch Kopfschläge, im Ofen zu bleiben, bis es vollkommen gebraten war und den Geist aufgab. Die unwissenden, hartherzigen Aeltern wurden zur Strafe gezogen. Die Aeltern thaten dieß allerdings in guter Meinung, aber sie sind vor Gott des Mordes schuldig.

Rache.

Die Rache ist thierisch.

Es ist zwar nicht möglich, wenn man beleidigt wird, keinen Zorn zu fühlen; aber es ist doch mit der Gnade Gottes möglich, den Zorn so weit zu beherrschen, daß er nicht in Rache ausartet. Man darf sich daher keineswegs der Rache überlassen; das thun nur die Thiere und diesen nimmt es Gott nicht übel. Ein Elephant auf der Insel Ceylon ging täglich mit Lasten vor einem Landhause vorüber, dessen Bewohner ihm täglich Feigenblätter gab, die der Elephant gerne fraß. Eines Tages machte sich der Mann einen Scherz mit dem Elephanten, wickelte einen Stein in die Feigenblätter und gab sie ihm. Der Elephant nahm den Scherz sehr übel auf, fiel über ihn her und trat ihn todt. Machen es die Menschen, welche sich dem Zorne überlassen, wie er

gerade kömmt, anders? Ein nicht übelgemeintes Wort gibt Anlaß zu Händeln. Und die barbarische Behandlung des armen Zugviehes, wenn es einen Fehler macht, oder nicht nach Wunsch geht, ist oft nicht anzusehen. O Menschen, beherrschet eueren Zorn und lasset ihn nicht zur Rache werden; denn diese macht den Menschen zum Unmenschen, zum Thiere, zum Teufel.

Die Rache soll man Gott überlassen.

Der Zorn ist eine Leidenschaft, welche den Verstand verblendet und die erlittene Beleidigung durch eine Täuschung größer darstellt, als sie wirklich ist. Es findet im Zorne eine Täuschung statt, wie mittelst eines Fliegenauges. Das große Auge einer gemeinen Stubenfliege besteht aus achttausend Faceten oder kleinen Augen. Klebt man ein Fliegenauge über ein Loch, das man mit einer Stecknadel in ein Kartenblatt gestochen, oder über ein Vergrößerungsglas, so sieht man wirklich jedes Ding tausendmal vervielfältigt; ein einziger Baum wird zu einem Walde und ein Soldat zu einer Armee. Es ist dieß eine Täuschung. So thut es auch der Zorn. Er stellt das Unrecht viel größer dar, als es wirklich ist. Wer nun im Zorne straft, wird gewiß zu viel strafen. Man sieht dieß an Eltern und an Leuten, die mit dem Vieh handieren; sind sie zornig, so schlagen sie die Kinder wegen des geringsten Fehlers hart und viel; und eine kleine Unruhe, das Abwehren des Ungeziefers reizt den zornigen Knecht, dem armen Zugthiere viele unverdiente Geißelstreiche zu geben. Der Zorn thut daher nicht, was vor Gott recht ist; vor Gott aber ist das recht, wenn die Strafe mit dem Vergehen im Verhältnisse steht. Daher hat Gott den Zorn und die Rache verboten; die Rache ist mein, sagt Gott. Weil Er nämlich gerecht ist, so läßt Er nichts Böses ungestraft; aber eben, weil Er gerecht ist, straft Er nicht schärfer, als es der Schuldige verdient. Es soll sich daher jeder Christ bemühen, seinen Zorn zu beherrschen, sich nicht selbst zu rächen, sondern die Rache Gott zu überlassen. Besonders sollen Aeltern und Solche, die mit dem Viehe umgehen, sich's zum Grundsatze machen, im Zorne nicht zu strafen; sondern zu warten, bis sich die Zornhitze gelegt und mit kaltem Blute, mit Ruhe und Besonnenheit zu strafen; was bei Kindern mehr fruchtet, als eine barbarische Züchtigung im Zorne, weil die Kinder vermuthen, sie würden mehr gestraft, damit die Aeltern ihren Zorn abkühlen und sich rächen, als weil sie gefehlt haben und Strafe verdienen.

Gott hat die Rache zu unserem Besten verboten.

Gott hat die Rache verboten, indem Er spricht: Die Rache ist mein, ich will vergelten. Die Rache schadet oft dem Rachsüchtigen mehr, als dem Gezüchtigten; sie ist eine Todsünde und tödtet die Seele; der jähe heftige Zorn zerstört die Gesundheit und erzeugt bisweilen gefährliche Gallenfieber; sie veranlaßt Klagen und Beschuldigungen, die man nicht erweisen kann; sie veranlaßt Schimpf und Lästerung, die man mit vieler Beschämung abbitten, widerrufen oder im Arreste absitzen muß; sie erzeugt Prozesse, die auf jeden Fall den Beutel leeren, wenn sie auch gewonnen werden; sie veranlaßt Mißhandlungen, welche

gerichtlich bestraft werden. Es geht dem Rachsüchtigen, wie der Biene. Sie ist mit Stachel und Gift versehen und rächt sich empfindlich, so daß ihr Beleidiger Schmerz fühlt und verunstaltet wird durch die Geschwulst. Aber sie schadet sich doch selbst am meisten; denn wenn sie Rache nimmt und den Stachel in's Fleisch stößt, bereitet sie sich selbst einen schmerzlichen Tod, weil der Stachel im Fleische stecken bleibt und die Gedärme mit heraus reißt. Sei unbesorgt, Gott wird dich an deinen Feinden besser rächen, als du es vermöchtest; das lehrt uns das Leben der Heiligen.

Rache vermehrt die Feinde.

Wenn die Bienen um den Neugierigen herumsummen und er schlägt nach einer, so sind ihrer gleich hundert bereit, den Frevler zu bestrafen. So ist es auch im Menschenleben. Wer sich rächet, macht sich die Aeltern, Gatten, Kinder und Verwandten zu Feinden.

Rachsucht ist teuflische Gesinnung.

Ein Weib in Pet . . . . . ld war von so boshaftem Herzen, daß sie, wenn sie von Jemanden beleidigt wurde, oder nur Zorn auf Jemanden trug, immer nachsann, was sie demselben für einen Schaden zufügen sollte. Einst, wo sie und ihr Mann noch in besseren Umständen war, und ein Fabriksgeschäft betrieben und viele Arbeiter hatten, befahl sie einigen gegen Bezahlung, des Nachbars, den sie haßte, Reisigschober von mehreren Schocken Büscheln, welche in der Nähe der Häuser standen, anzuzünden. Mit Noth verhütete man eine Feuersbrunst. Mitunter ließ sie solchen Leuten des Nachts die Zäune umwerfen, Deichseln, welche halb aus den Schoppen hervorstanden, absägen. Wollten es die Arbeiter nicht thun, so kamen sie aus der Arbeit. Als später ihr Stiefsohn das Haus übernehmen sollte, verschwärzte sie ihn so sehr, daß er nirgends zu borgen bekam, weßhalb er das Haus absagen mußte; so kam's an ihren Sohn und das wollte sie. Noch in ihrem Alter sinnt sie immer auf Rache und spricht es aus: Was soll man denn thun, um die Leute recht zu ärgern? Diese Leute besaßen früher ein Haus mit einem einträglichen Gewerbe und noch dreißigtausend Thaler in Baarem; zuletzt blieb ihnen ein leeres Häuschen. Ist diese Rachsucht nicht teuflisch?

Rache eines boshaften Knaben.

Ein Kaufmannslehrling rächte sich für einen verdienten Verweis an seinem Herrn dadurch, daß er drei Oelfässer auslaufen ließ, im Werthe von sechshundert Gulden; daß er dem einen Commis eine silberne Uhr und fünfzehn Gulden achtzig Kreuzer; dem zweiten eine silberne Ankeruhr im Werthe von fünfundzwanzig Gulden stahl und entwich. Er wurde aber erwischt. Ist das nicht teuflische Bosheit? (Gemeindezeitung.)

Rache in Folge erfahrener Unbarmherzigkeit.

Am 15. November 1865 ward die abseits von Ratzkersdorf bei St. Pölten gelegene Scheuer ein Raub der Flammen. An diesem Tage kam Niemand in die Scheuer. Am 16. November meldeten sich zwei Mädchen, die Töchter eines Taglöhners in Oberösterreich, beim Kerkermeister des kk. Kreisgerichts in St. Pölten und gaben an: Ihr Vater habe wenig Arbeit, sie selbst fanden in ihrer Heimath keinen Dienst und keine Arbeit, weßhalb sie sich nach Wien begaben, um als Mägde in Dienst zu treten oder als Taglöhnerinen ihr Leben zu fristen. Weil sie aber keinen Heimathschein und auch keine sonstige Aufweisung hatten, so fanden sie keine Bedienstung und keine Taglöhnerarbeit, weßhalb sie ohne Geld die Heimreise antreten mußten. Am Leopolditag nun trafen sie Abends in Ratzkersdorf ein, baten in einem Bauernhause um Nachtquartier und um etwas Essen, was ihnen jedoch verweigert wurde. Von der Fußreise ermüdet, hungrig und sogar mit der Bitte um Nachtquartier zurückgewiesen, bewältigte sie ein augenblickliches Rachegefühl und so steckten sie diese Scheuer in Brand. Diese beiden unglücklichen Schwestern von neunzehn und sechzehn Jahren wurden eingesperrt. (Gemeindezeitung.)

Rache macht dummgrausam.

Vor sechs Jahren ritt ein noch jetzt in Güstrow lebender Herr ein junges vierjähriges Pferd. Das feurige Thier unterstand sich, den adeligen Herrn aus dem Sattel in eine Kothlacke zu werfen, so daß dieser über und über mit Koth besudelt wurde. Dafür sollst du büßen, rief der Reiter, du sollst, so lange du lebst, nicht mehr aus dem Stalle kommen! Gesprochen hat's der Herr und man sollte es kaum glauben, seit sechs Jahren ist das arme Thier wirklich verurtheilt, in dem dunklen Stalle fortzuvegetiren. An Futter und Trank fehlt's dem Thiere nicht, wohl aber an Bewegung. Mit weit über die Eisen herausgewachsenen Hufen und langem Haare an den Beinen steht das arme Thier da; sein Appetit ist ihm vergangen und steif an allen Füßen, weil es in der langen Zeit nicht von der Stelle gekommen; das sind die Folgen jener Unthat, die es an seinem Herrn begangen! Wie konnte es sich aber auch so weit vergessen, seinen Herrn, einen mecklenburgischen Junker, abzuwerfen! (Gemeindezeitung.)

Rache und ihre Folgen.

In einem bei Cham in Baiern gelegenen Dorfe trafen während der Festtage zwei schon lange verfeindete Bursche im Wirthshause zusammen und begannen bald zu raufen. Von den übrigen Gästen mit Gewalt aus dem Zimmer entfernt, setzten sie das Raufen im Hofe drei Viertelstunden lang fort und bearbeiteten sich mit ihren Messern der Art, daß die Kleider vom Leibe fielen und der Eine aus siebenundzwanzig, der Andere aus mehr als dreißig Wunden blutete. Niemand wagte es, einzugreifen. Endlich kamen die beiden Bursche selbst wieder in's Zimmer, setzten sich, Jeder an einen andern Tisch

nieder, die blutigen Messer neben sich hinlegend. Nicht lange aber dauerte es, bis der Eine nach einem Kopfkissen verlangte, indem er unwohl werde. Solches war ihm jedoch noch nicht gebracht, da fiel er vom Stuhle, und als man ihn aufheben wollte, war er todt. Während man sich aber noch mit ihm beschäftigte, fiel auch der Andere auf den Boden nieder, und war gleichfalls eine Leiche. Diese Zwei passen doch sicher nicht in den Himmel, sondern zu den boshaften Teufeln in die Hölle.

Rache üben verabscheuten selbst gebildete Heiden.

Die spartanische Republik kam einst in die Nothwendigkeit, die Athener um militärische Hilfe anzusprechen. Der Rath der Fünfhundert in Athen war über die Antwort sehr verschiedener Meinung. Die Meisten sagten, da Sparta sich so lieblos bei den Bitten der Athener betragen hätte, so verdiente es jetzt auch keinen Beistand. Der einzige Cimon, der die Spartaner wegen ihrer einfachen und strengen Sitten schätzte, war dagegen und meinte, daran eben müsse man die bessere Gesinnung der Athener erkennen, daß sie nicht Gleiches mit Gleichem vergälten. Seine Rede drang durch und ein atheniſches Heer ward nach Sparta geschickt.

Rache übt Maria nicht zu unserer Nachahmung.

In Romans in Frankreich war ein verheiratheter Mann, der einen sündhaften Umgang mit einer andern Frauensperson hatte. Seine Gemahlin konnte eine solche Behandlung nicht ertragen und bat Gott fortwährend, die Sünder zu strafen. Eines Tages begab sie sich in eine gewisse Kirche zu einem Altare der Mutter Gottes und bat sie, ihr Gerechtigkeit gegen Jene zu verschaffen, die ihren Mann gefesselt hielt. Aber die nämliche Sünderin begab sich auch täglich vor diesen Muttergottesaltar und betete daselbst ein Ave Maria. Einmal erschien Maria in der Nacht der gekränkten Ehegattin, welche, wie sie Maria erblickte, dieselbe sogleich bat, sie möge ihr doch Recht verschaffen. Darauf antwortete ihr die allerseligste Jungfrau: Wie, bei mir suchst du Gerechtigkeit? Gehe und suche Andere auf, die sie dir verschaffen, denn mir ist das unmöglich. Wisse, fügte sie noch hinzu, daß die Sünderin mich täglich begrüßt; mir ist es aber ganz unmöglich, zu dulden, daß Derjenige, der mich begrüßt, unbußfertig in seinen Sünden umkomme. So wie es Tag geworden war, begab sich die Ehegattin sogleich in dieselbe Kirche, um die heilige Messe anzuhören; aber als sie wegging, begegnete sie der Geliebten ihres Mannes. Sogleich machte sie derselben Vorwürfe und sagte, sie sei eine Zauberin, die sogar die allerseligste Jungfrau verzaubert habe. Schweig, sagten ihr die Leute, was sagst du da für dumme Sachen! Ach, erwiederte Jene, was ich sage, ist nur allzuwahr: diese Nacht ist mir Maria erschienen und als ich sie gebeten, sie möge doch bewirken, daß mir Gerechtigkeit widerfahre, da hat sie mir gesagt, daß ihr das unmöglich sei, weil diese Unglückliche alle Tage etwas zu ihr bete. Darauf fragten die Andern die Sünderin, was denn das für ein Gebet sei? Jene antwortete, daß sie täglich ein Ave Maria zu beten pflege.

Als die Sünderin aber vernahm, daß Maria um einer so geringen Andacht willen so große Barmherzigkeit an ihr geübt habe, begab sie sich sogleich vor den Altar, kniete vor dem Bilde der Mutter Gottes nieder, bat in Gegenwart Aller um Verzeihung wegen des großen Aergernisses, das sie gegeben und legte das Gelübde immerwährender Keuschheit ab. Darauf zog sie ein Ordenskleid an, richtete sich eine kleine Wohnung in der Nähe dieser Kirche ein, wo sie sich einschloß und daselbst bis zu ihrem Tode Buße that. (St. Liguori, Herrlichkeiten Mariä, S. 227.)

Ein Beispiel schrecklicher teuflischer Rache.

Sulla ließ aus der eroberten Stadt Präneste zwölftausend Bürger nach Rom führen, auch hatten sich sechstausend Soldaten seines Gegners Marius gutwillig ergeben, weil er ihnen Begnadigung versprochen hatte. Allein Sulla hielt sein Wort nicht. Er ließ ihnen die Hände binden und sie dann in den Cirkus treiben. Darauf trat eine bewaffnete Legion herein, fiel über die sechstausend Unglücklichen her und hieb sie nieder, wie man trockenes Gesträuch niederhaut, machte zuweilen ermattet eine Pause und setzte dann nach kurzer Erholung das Schlachten wieder fort. Während das Aechzen und Winseln der Sterbenden und das Prasseln der Säbel auf zerschellenden Menschenknochen durch die offenen Fenster drang, hielt Sulla eine Rede an den Senat. Die Senatoren schauderten und wurden todtenbleich. Nur ruhig! sagte Sulla, bekümmert euch um das, was ich euch vortrage, und nicht um das, was draußen vorgeht; es sind nur einige unnütze Menschen, die auf meinen Befehl gezüchtiget werden. Die zwölftausend Bürger von Präneste ließ er auf den großen Marktplatz treiben und sie alle durch seine Soldaten Mann für Mann mit Pfeilen erschießen. Von den Anhängern des Marius ließ er erst achtzig, dann zweihundertundzwanzig Namen auf eine Liste setzen; diese wurden ermordet und ihre Güter eingezogen. Auch die Freunde Sulla's hatten das Recht, Personen auf diese Liste zu setzen; die Reichen waren die beste Beute. Die ganze Stadt glich einer Schlachtbank. Damit aber die auf die Liste Gesetzten wirklich ihre Mörder fänden, bot er zwei Talente für eines Jeden Kopf und diese Lockspeise bewirkte, daß man stündlich Leute mit Menschenköpfen in der Hand in Sulla's Haus gehen und mit vollen Beuteln wieder herauskommen sah. Niemand durfte bei Todesstrafe einen Geächteten beherbergen, oder auf der Flucht befördern, der Sohn nicht den Vater, der Sklave nicht den Herrn. Alle Bande der Natur sollten zerrissen werden, so wollte es Sulla. Nicht eher wurden die Listen geschlossen, bis weder Sulla noch seine Freunde einen Gegner mehr wußten. Dieß Alles that Sulla aus Rache.

Die Rache im fünften Jahrhunderte unter Christen ein Ueberbleibsel der Heiden.

Die fränkischen Könige setzten Richter ein und gaben gute Gesetze, um die Selbstrache zu unterdrücken. In den salischen Gesetzen war genau ausgemacht, wie viel ein abgehauener Finger, ein Hieb, der einen blauen Fleck

hinterlassen, oder Blut hervorgebracht, oder den Knochen gebrochen hatte, — ferner wie viel eine gequetschte Nase, eine abgerissene Lippe, ein weggehauenes Ohr, ein ausgestoßener Zahn kosten solle. Der Mord eines freien Franken wurde mit zweihundert Goldgulden, eines Leibeigenen mit fünfunddreißig gebüßt. Die meisten Verbrechen konnten mit Geld bestraft werden, Todesstrafen kamen später vor. Selten aber klagte der Franke es dem Richter, wenn ihm Jemand Unrecht gethan hatte; er strafte seinen Beleidiger lieber selbst ab, das brachte das Faustrecht mit sich und er war nach heidnisch-germanischer Sitte dazu befugt und verpflichtet. Ja, hatte ihm Jemand seinen Vater oder Bruder erschlagen, so durfte er nicht ruhen, bis er den Mörder wieder getödtet und so seinen ermordeten Verwandten gerächt hatte. Wer das nicht that, sondern nach der christlichen Vorschrift dem Mörder verzieh, der war unehrlich. Die Geldstrafen sollten nur als Ersatz für den zugefügten Schaden dienen. Es mußte sich die Kirche in's Mittel legen, um die Selbstrache zu unterdrücken.

Ein guter Christ übt keine Rache.

Kaiser Heinrich der Heilige eroberte die Lombardei und ließ sich in Pavia, während das Heer vor der Stadt lagerte, die eiserne Krone auf's Haupt setzen. In der Nacht zündeten die Italiener ihm das Haus an und hielten die Thore der Stadt fest verschlossen. Heinrich wehrte sich unerschrocken, seine Soldaten draußen sahen den Brand, stiegen rasch über die Mauern, retteten ihren Herrn, hieben Alles nieder und zündeten den Rebellen ihre Stadt an; aber Heinrich gebot strenge, von der Rache abzulassen.

Rache hat üble Folgen.

Unter König Ethelred wagten die Dänen Landungen in England und er erkaufte von ihnen den Frieden mit zehntausend Pfund Silbers. Der nächste Besuch kostete schon sechzehntausend Pfund und so steigerten die Feinde ihre Forderungen jährlich bis auf achtundvierzigtausend Pfund. Aber da wurde der König Ethelred zornig und nahm Rache an unschuldigen Dänen, die bereits in England wohnten; er ließ sie alle, Männer, Weiber und Kinder, niedermetzeln und sogar die Schwester des dänischen Königs in seiner Gegenwart köpfen. Dieß blieb nicht ungerächt; der dänische König Sueno kam, verwüstete England mit Feuer und Schwert und Ethelred mußte mit seiner Familie aus dem Lande fliehen; so kam England an die Dänen.

Gott ist Rächer jedes Unrechts.

Wilhelm von Efferm, geheimer Rath des Kaisers Ferdinand II., erzählt: Ein deutscher Soldat, durch das Trommelzeichen auf die Wache gerufen, sprach zu seinem Gefährten: Jetzt ist die Reihe zum Ausrücken wieder an uns; käme doch die Reihe einmal auch an unsere Löhnung! Der Kriegsoberste, von diesem Scherze berichtet, ließ den Soldaten vor sich führen, und fällte über ihn, wegen aufrührerischer Reden, das Todesurtheil. Mit Entsetzen hörte der Unglückliche dieses Urtheil über sich ergehen; aber kaum hatte er sich wieder gefaßt, als er

mit einer schrecklichen Stimme dem Obersten zurief: Heute nach drei Wochen in dieser nämlichen Stunde wirst du Gott Rechenschaft ablegen von meinem Blute! In derselben Mitternacht wurde er hingerichtet. Der harte Befehlshaber, Anfangs über die kühne Vorladung betroffen, hatte bereits darauf vergessen, als er nach drei vollen Wochen, bei nächtlicher Untersuchung der Wachen und Vorposten, von einer Schiffbrücke herabfiel und seinen Tod in den Fluthen fand. Die Zeit dieses Ereignisses fällt in das Jahr 1606.

Der Christ rächet sich nicht.

Der heilige Franz von Sales hielt sich in Paris auf und wurde vom Könige geehrt und ausgezeichnet. Dieß erregte Neider, welche dem Könige die Ueberzeugung beizubringen suchten, als sei er in die Verschwörung Biron's verflochten, der dem Könige nach dem Leben strebte und hingerichtet worden war. Der König glaubte diese Anschuldigung zwar nicht, doch aber ließ er aus Klugheit den heiligen Franz beobachten. Ein Freund des Heiligen hörte von dieser Verläumdung und theilte sie ihm mit. Er beschwor ihn, Nichts zu unterlassen, daß die Verläumder gestraft würden. Der Heilige antwortete: er sei entschlossen, sich zu rechtfertigen: doch wünsche er es auf eine Weise thun zu können, die seinen Feinden nicht schadete. Der Hofmann antwortete: seine Ankläger könnten nur Bösewichter sein, die es nicht verdienten, daß er ihrer schone; und es sei der Gerechtigkeit gemäß, sie wenigstens mit der Schmach zu bedecken, die sie verdient hätten. Er antwortete ihm aber: er urtheile nicht also; und Gott werde ihm die Gnade verleihen, sich also zu rechtfertigen, daß er dabei Niemanden Schaden zufüge und hierauf ging er sogleich fort, den König zu sprechen. Allein er war bereits beim König gerechtfertigt; dieser umarmte ihn herzlich und sagte: Herr Bischof von Genf, ich bin von der Wahrheit dessen überzeugt, was Sie mir sagten; wir wollen nun bessere Freunde sein, als jemals. Jeder Andere hätte verlangt, daß seine Ankläger nach dem Rechte gestraft würden; es hätte nicht an Gründen dazu gefehlt und die Ehre, die dem Charakter gebührt, hätte zu einem Vorwand der Privatrache gedient. Doch solche Gesinnungen waren weit von dem Herzen des Heiligen entfernt; er war sogar entschlossen, um Gnade für seine Feinde zu bitten, wenn er irgend bemerkt hätte, der König habe die Absicht, sie zu bestrafen.

Der Christ soll nicht Rache üben.

Ein Ordensmann hatte dem heiligen Franz von Sales einen schlimmen Dienst bei dem heiligen Vater in Rom erwiesen. Er hatte nämlich dem Papste geschrieben, der Bischof von Genf wache nicht mit genugsamer Sorgfalt darüber, die Lesung ketzerischer Bücher aus seinem Bisthum zu verbannen; es kämen derselben jeden Tag eine Menge höchst gefährlicher aus Genf an und würden von den neuen Katholiken gierig aufgenommen und gelesen; dauere nun diese Unordnung fort, so ließe sich nichts Anderes, als ein kläglicher Rückfall dieser Unglückseligen in ihren alten Irrthum erwarten. Es war dieß eine Verläumdung. Der Heilige schrieb darüber in kräftigen Ausdrücken an einen

Kardinal, der zu seinen Freunden gehörte und rechtfertigte sich durch die Akten seiner Visitationsreise, die er abschriftlich nach Rom sandte, woraus der Fleiß und die Vorsichtsmaßregeln ersichtlich waren, die er angewendet hatte, die ketzerischen Bücher aus seinem Bisthum zu verbannen. Gegen den Ordensmann, den man ihm genannt hatte, bezeigte er nicht das mindeste Rachegefühl und klagte auch nicht bei seinen Oberen gegen ihn; sondern er begnügte sich damit, bei dem Papste sich zu rechtfertigen.

Der Christ soll nicht Rache üben.

Der Freiherr von Chantal wurde von einem Verwandten, Nachbarn und innigen Freunde zu einer Jagdparthie eingeladen, und sagte zu. Er zog ein rehfarbenes Kleid an; durch ein Versehen aber hielt ihn sein Verwandter, da er ihn in einem Gebüsche sah, für ein Hochwild, legte auf ihn an und zerschoß ihm den Schenkel. Der Freiherr fiel vom Schusse zusammen, schrie, er sei geschossen; sein Vetter eilte auf diesen Schrei herbei und fand ihn in seinem Blute liegen. Da nun der Freiherr ihn in voller Verzweiflung hierüber sah, sprach er zu ihm: Mein lieber Freund und Vetter, du hast wider Willen auf mich geschossen; es war ein Versehen, ich verzeihe dir von ganzem Herzen. Der Freiherr empfing die heiligen Sterbsakramente mit christlichem Gemüthe. Als er seine Beichte geendet hatte, war der Erste, welcher eintrat, jener unglückselige Verwandte, der den Schuß gethan hatte. Er fiel der Frau seines Vetters zu Füßen und flehte sie um Verzeihung an. Die Verzweiflung war auf seinem Angesichte ausgedrückt und sein Schmerz war so groß, als der der Frau von Chantal. Sobald der Freiherr ihn sah, reichte er ihm die Hand und sprach dann zu seiner Gemahlin: Liebes Weib, du mußt ihm verzeihen; Gott befiehlt es dir und ich bitte dich darum. Was mich selbst betrifft, verzeihe ich ihm aus ganzem Herzen. Das Wundfieber nahm überhand und am neunten Tage bat er seine Frau und befahl seinem Sohne, nie den Gedanken zu hegen, seinen Tod zu rächen. Nochmal wiederholte er ihnen, er verzeihe seinem Vetter von ganzem Herzen, ließ diese Verzeihung in das Kirchenbuch eintragen und gab seiner Familie Befehl, kein Rachegefühl über seinen Tod zu bewahren. Einen Augenblick darauf gab er seinen Geist auf.

Man soll die Rache Gott überlassen.

Ein Bruder, den sein Mitbruder gekränkt hatte, kam zum Abte Sisoi aus der Thebais und sagte ihm: Ich bin von meinem Bruder beleidigt worden und will mich rächen. Der Altvater aber bat ihn: Thue das nicht, mein Sohn! sondern überlaß vielmehr Gott die Rache. Er aber antwortete: Ich werde nicht ruhen, bis ich mich selber gerächt habe. Da sprach der Altvater: Laß uns beten, mein Bruder, und indem er sich erhob, fuhr er fort: Mein Gott, es thut uns nicht mehr Noth, daß Du unser gedenkest; denn wir wollen uns schon selber rächen. Als der Bruder dieß hörte, fiel er dem Altvater zu Füßen und rief aus: Der Streit mit meinem Bruder ist nun schon beendigt; ich verzeihe ihm, und bitte auch dich um Verzeihung.

Rache eine Leidenschaft der Wilden.

Was macht doch die barbarischen Wilden Amerika's so grausam? Eine Leidenschaft, welche, wie der Hunger am Magen, buchstäblich an ihren Seelen zu nagen scheint und ihnen keine Ruhe läßt, bis sie befriedigt wird — die Rachsucht. Ein Indianer macht einen einsamen Marsch von drei- bis vierhundert Meilen, er verbirgt sich und schleicht Wochen lang um den Wohnsitz seines Feindes, um die Gelegenheit abzupassen, jene Leidenschaft zu befriedigen. Ist es geschehen, dann tanzt er, und ist jenem Rachegefühle im Großen, z. B. im Kriege, Genüge geschehen, so tanzt ein ganzes Volk um den schwarz und roth bemalten Pfahl und schlägt daran mit Speer und Tomahawk.

Die Rache soll man fahren lassen.

Der heilige Gualbertus traf einmal in einem Hohlwege mit dem Mörder seines Bruders zusammen, dem er schon mehrmal den Tod geschworen hatte. Da der Mörder sich verloren gab, kniete er nieder, machte das heilige Kreuz und erwartete den Todesstreich. Dieß erinnerte den Gualbertus an den Gekreuzigten, der für seine Feinde gebetet hatte. Aus Liebe zu Jesus verzieh er dem Mörder. Als der heilige Gualbertus in eine Kirche trat, um zu beten, sah er, wie Christus am Kreuze Sein Haupt neigte, als wollte Er ihm Sein Wohlgefallen zu erkennen geben und sagen: Gualbertus, du hast recht gethan! Dieses Kreuz wird jetzt noch in Florenz aufbewahrt.

Schon die Heiden erkannten die Rache als etwas Erniedrigendes, Thierisches.

Aristoteles erzählt eine Fabel, daß nämlich früher das Pferd ebenso frei gewesen sei, wie jedes andere Thier des Waldes. Als es sich einmal auf einer fetten Wiese befand und graste, nahm ihm ein Hirsch das Gras aus dem Maule. Dieß verdroß das Pferd so sehr, daß es aus Rache zu dem Menschen lief und ihn bat, ihm zu helfen, den Hirsch, seinen Feind, aus dem Wege zu räumen. Ja, sagte der Mensch, dieß will ich werkstellig machen; allein du mußt dir einen Zaum anlegen und mich auf dir reiten lassen. Von Herzen gern, antwortete das Pferd, wenn ich mich nur an meinem Feinde rächen kann. Seit der Zeit dient das Pferd dem Menschen und der Jäger setzt auf ihm reitend dem Hirsche nach.

Rache macht dem Teufel zugänglich.

Als der heilige Franz von Assisi einst in Portiunkula betete, sah er in einer Offenbarung das ganze Haus umringt und belagert, die Teufel fanden aber wegen der Heiligkeit der Brüder keinen Eingang. Während dessen erzürnte sich ein Bruder gegen den andern und faßte in seinem Herzen den Vorsatz, sich zu rächen und ihn zu verklagen. Da nun der heilige Franz sah, daß der Wolf eingedrungen war, um sein Schäflein zu zerreißen, ließ er unverzüglich den Rache brütenden Bruder zu sich kommen und redete ihm zu, den Haß und

die Rache fahren zu lassen, weil er dadurch in die Hände des Feindes gefallen sei. Der Bruder, vom Heiligen durchschaut, gestand ihm den stattgefundenen Verdruß, legte Haß und Rache ab, und reinigte sich durch eine reumüthige Beichte. Augenblicklich sah der heilige Franz den bösen Geist von dannen fliehen. Der Bruder dankte Gott und lebte fernerhin in großer Heiligkeit.

Rache wird oft schon auf Erden von Gott gestraft.

F. X. Neßler, Kaufmann zu Paasdorf bei Mistelbach, hatte am 14. Juni 1866 Preise zu zwanzig Gulden und fünfzig Gulden O. W. in der Zeitung für Jenen ausschreiben lassen, der dem preußischen Minister Bismark im damals eben bevorstehenden Kriege im ehrlichen Kampfe eine Ohrfeige geben, oder dessen kahlen Kopf durchlöchern würde. Neßler hatte an dem Bauer Mathias Fink einen Feind, der diese Ausschreibung an die Preußen verrieth, um sich an Neßler zu rächen. Die Preußen nahmen den Kaufmann gefangen und schleppten ihn gebunden nach Böhmen, während seine Frau mit den Kindern trostlos zurückblieb. Der arme Mann hatte während der fünfwöchentlichen harten Gefangenschaft von den rachsüchtigen Preußen viele Mißhandlungen, ja Martern zu erdulden; in der Regel wurde er von ihnen nur mit dem preußischen Schimpfworte: Du österreichischer Hund! angeschrieen. Den rachsüchtigen Mathias Fink hat Gott gestraft, denn er starb gleich nach dem Verrathe an der Cholera.

Rache ist teuflisch.

Der Lehrer der Gemeinde Unterpian, Abraham Benna, im Alter von fünfundzwanzig Jahren, wurde Abends zwischen acht und neun Uhr von einem italienischen Pflasterer erstochen. Benna wurde Tags zuvor von dem italienischen Pflasterer beleidigt, daraus entstand ein Streit, der viele Zuschauer hatte, dem aber die Polizei bald ein Ende machte. Als er des andern Tages Abends von einem Freunde nach Hause ging, hörte man den Hilferuf: Haltet ihn, er hat mich erstochen! Der Unglückliche, von zwei Stichen des Italieners getroffen, fiel hierauf todt zu Boden. Die Stiche wurden dem Benna, der keine Gefahr ahnte, meuchlings beigebracht. Der Mörder wurde verfolgt und arretirt.

Rache ist schändlich.

In Greifenburg in Kärnten hatte ein Müller einen Streit mit einem Flößer, sie wurden sodann handgemein, söhnten sich jedoch wieder aus, worauf der Müller nach Hause ging. Als nun der Wirth merkte, daß ihm der Flößer nachging, so machte er sich, ein Unglück ahnend, gleichfalls auf den Weg und kam gerade noch zurecht, um den Müller in den Wellen der Drau kämpfen zu sehen, in die ihn der Flößer hinterlistigerweise aus Rache von der Brücke gestürzt hatte. Der Gastwirth machte sogleich Lärm und seinen, so wie den Bemühungen mehrerer herbeieilender Personen hatte er es zu danken, daß er bloß mit dem Schrecken davon kam und noch rechtzeitig gerettet werden konnte. Der Müller hatte übrigens bedeutende Verletzungen erlitten und hielt sich

krampfhaft an einem Brückenjoche fest. Noch einige Minuten Verzögerung und die Wellen hätten ihn mit sich fortgerissen. Der Thäter wurde verhaftet.

Rache eine Tochter der Wollust.

Eine Dienstmagd aus Dolan, Klattauer Bezirks in Böhmen, ging Nachts von einer Tanzunterhaltung nach Hause. Unweit des Gasthauses wurde sie von einem Husaren mit dem Verlangen angehalten, mit ihm zu gehen. Auf das Geschrei des Mädchens erschien der Nachtwächter als dessen Befreier. Der Husar, darüber erbost, zog ein langes Messer aus seinem Stiefel und stieß dasselbe ohne jederweitige Ursache dem Nachtwächter in die rechte Seite, so daß es fünf Zoll tief eindrang, worauf er entfloh, jedoch eingeholt und arretirt wurde. Der Nachtwächter starb.

Rachsucht.

Rachsucht hat böse Folgen.

Vor der letzten Rekrutirung im Jahre 1866 hatten zwei rumänische Jünglinge, aus Klein-Blasendorf in Siebenbürgen, einen Streit miteinander, der mit einer Rauferei schloß. Der Unterliegende, welcher eine Tracht Prügel erhalten hatte, sprach nun mit Hitze zu dem Sieger: Merk dir's, ich bezahl dir's noch! Der Sieger ward indeß zum Militär assentirt, machte den preußischen Krieg mit und kehrte nach beendigtem Feldzuge als Urlauber wieder heim. Kaum war er im Dorfe angelangt, als Derjenige, den er damals im Raufhandel besiegt, mit sich zu Rathe ging, wie er ihm die Tracht Prügel zurückzahlen könnte. Der Erfolg seines Nachdenkens war, im Vereine mit seinem Bruder den Gegner Nachts in dessen eigenem Hofe zu überfallen. Der Urlauber erhielt jedoch Kunde von dem Vorhaben der beiden Brüder und als diese Nachts in den Hofraum traten, ergriff der Lauernde einen Stock, schlug auf den ersten, dann auf den zweiten Bruder und traf Beide so unglücklich, daß sie bald den Geist aufgaben. Nach vollbrachter That reiste der Soldat nach Hermannstadt und übergab sich dem Militärgerichte. Rachsucht ist Todsünde; die beiden Brüder starben in dieser Todsünde der Rache und sind ewig verdammt!

Rachsucht macht grausam.

Der herrschaftliche Forstadjunkt auf einer Herrschaft an der preußischen Grenze, welcher schon manchen Wilddieb auf frischer That betreten und dem Gerichte überliefert hatte, sah sich von zwei Strolchen in einem Walde überfallen, die er alsogleich als ein Paar der gefährlichsten Wilddiebe erkannte, die nun gekommen waren, Rache an ihm zu nehmen. Sie entrissen ihm das Gewehr, banden ihm die Hände, und erklärten ihm, daß er sich zum Sterben vorbereiten möge, denn sie hätten beschlossen, ihn als den gefährlichsten Feind und Verfolger der Wilddiebe zu tödten. Alle Bitten blieben erfolglos und als der Gebundene, trotz seiner Fesseln, Miene machte, sich zu vertheidigen, drückte einer der Angreifer sein Gewehr los und schoß den Forstadjunkten mitten durch die Brust. Durch den Schuß aufmerksam gemacht, eilten mehrere Holzarbeiter

herbei und fanden den Schwerverwundeten noch lebend. In Folge seiner Aussage wurden die Thäter sogleich verfolgt und es gelang, derselben noch am gleichen Tage habhaft zu werden; sie wurden dem Gerichte eingeliefert. Der Verwundete mußte sterben.

Der Rachsüchtige straft sich oft selbst.

Eine Frau in Wien wurde wegen Kuppelei beim Strafgerichte angezeigt und schuldlos erklärt. Eine gewisse Franziska Häfle hatte sich inzwischen mit dieser Frau entzweit, zu deren Gunsten sie vor Kurzem vor Gericht ein gutes Zeugniß gegeben hatte. Um sich nun an ihr zu rächen, ging sie zum Gericht und gab an, daß sie damals zu Gunsten dieser Frau eine falsche Aussage gemacht habe. Sie dachte nur daran, sich zu rächen und ahnte nicht im mindesten, daß sie selbst in die Grube fallen werde, die sie der Frau gegraben. Die Frau wurde wieder schuldlos erklärt, sie aber wurde wegen falscher Aussage und Zeugenschaft vor Gericht zu vier Monaten Arrest verurtheilt.

Rath.

Guten Rath verständiger Männer soll man nicht verschmähen.

König Antiochus, theils durch seine Ruhmbegierde, theils durch die Aufforderungen Hannibal's, der bei ihm als Gastfreund wohnte, und der Griechen gereizt, beschloß Krieg gegen Rom. Hannibal gab ihm den Rath, mit einer Flotte nach Italien überzusetzen. Hätte Antiochus auf diesen Rath geachtet, so dürften die Römer die Niederlage von Cannä und Thrasimene zum zweiten Male erlebt haben. Wirklich waren die Römer nicht ohne Besorgniß; denn Hannibal's Kopf, mit Antiochus' Macht verbunden, ließ sie ein schreckliches Gewitter ahnen, gegen welches sie die größte Kraft zu Schutz und Trutz aufboten. Der alberne König folgte nicht den Rathschlägen Hannibal's, sondern seinen eigenen, höchst beschränkten Einsichten. Das römische Heer schlug ihn so völlig, daß er höchst eilig nach Asien zurückzog und seine Bundesgenossen im Stiche ließ.

Guter Rath der Verständigen ist nicht zu verachten.

Eine athenische Flotte lagerte im Hellesponte beim Ziegenflusse, ihr gegenüber der spartanische Feldherr Lysander und diesen neckten die athenischen Schiffe unaufhörlich. Sie ruderten alle Morgen in Schlachtordnung gegen ihn an und da er sich in kein Treffen einlassen wollte, so zogen sie hohnlachend zurück; die Soldaten verließen dann sorglos ihre Schiffe und schweiften nach Nahrung auf dem Lande umher. Alcibiades, der von den Athenern verwiesen war und mit einer Räuberbande in einem festen Schlosse lag, meinte es jetzt wirklich ehrlich mit den Athenern und ritt daher einmal aus seiner Festung zu den Admiralen hin, um ihnen guten Rath zu geben, indem er ihnen ihre höchst fehlerhafte Stellung und ihre Gefahr begreiflich zu machen suchte. Aber einer dieser Feldherren erwiederte ihm höhnisch: Es haben hier andere Leute zu befehlen, als du. — Meinetwegen! dachte Alcibiades und ritt wieder fort. Und schreck-

lich ward er gerächt für seinen verschmähten Rath. Lysander, der bisher unbeweglich geschienen hatte, rückte eines Abends mit vollen Segeln auf den Ziegenfluß los. Konon, ein Anführer der Athener, ward zuerst seiner gewahr und machte Lärm im Lager. Aber da war weder Befehlshaber noch Soldat an seiner Stelle. Das Volk hatte sich weit umher zerstreut, die Schiffe waren abgetakelt und Konon konnte Nichts thun, als mit acht Schiffen entfliehen. Zweihundert athenische Schiffe wurden von den Spartanern erobert und die ganze Mannschaft gefangen. Dreitausend Athener geriethen in die Hände des Siegers, der gefühllos genug war, sie sammt den Feldherren mit kaltem Blute niederhauen zu lassen. Diese Schlacht entschied den ganzen Krieg. Wie gut wäre es gewesen, wenn sie den guten wohlgemeinten Rath des verständigen Alcibiades befolgt hätten!

Böser Rath zur Verführung für die Jugend gefährlich.

Ein indischer König hatte einen Sohn, mit Namen Josaphat, der durch Gottes Fügung Kenntniß der christlichen Religion bekam, getauft ward und ein heiliger Jüngling war. Der König wollte aber aus ihm einen Heiden machen. Er wendete alle Mittel an, ihn zum Heidenthum zu verführen, aber vergeblich. Da nahte sich dem König ein schlechter verschmitzter Mensch: Wenn du deinen Sohn bezwingen und seinen widerspenstigen Sinn brechen willst, so hätte ich einen Kunstgriff ausfindig gemacht, vor dem er durchaus nicht wird Stand halten können, sondern eher erweicht werden wird, als Wachs beim Feuer. Der König ward heiter und froh, in der Hoffnung, über den gotterleuchteten weisen Geist seines Sohnes Meister zu werden. Er fragte, worin dieser Kunstgriff bestehe? Der Mann antwortete: Entferne, o König, Alle, welche bei deinem Sohne im Dienste stehen; anstatt ihrer aber laß schöne und wohlgestaltete Mädchen mit ihm umgehen, seine Bedienung versehen und mit ihm Haus und Hof bilden. Diese werden in ihm das Feuer der Wollust anfachen. Sollte er auch nur mit einer Einzigen etwas haben und dir noch nicht nachgeben, so sollst du mich verachten und der schwersten Strafen werth halten. Der König befolgte diesen bösen Rath; doch mit der Gnade Gottes siegte der christliche Jüngling. Hundert Andere wären aber an seiner Statt gefallen.

Verworfene Menschen geben verderbliche Rathschläge.

Als Carok, der Vandalenkönig, mit seinem Kriegsheere ganz Deutschland durchstreift hatte, und eben im Begriffe war, in Frankreich einzudringen, da ward ihm von seiner barbarischen Mutter ein Rath gegeben. Mein Sohn, sagte sie, du ziehest nunmehr in ein sehr berühmtes und blühendes Land; willst du dir also einen großen Namen machen, so mußt du alle die schönen Gebäude, welche die Könige daselbst aufgebaut haben, zerstören und alle Männer von Ansehen und Würde aus dem Wege räumen; denn es wird dir nicht gelingen, noch schönere Gebäude aufzuführen, als daselbst schon stehen, noch wirst du jene großen Männer durch deine Eigenschaften verdunkeln können. Carok befolgte diesen thörichten Rath, erlangte aber dadurch keine Ehre.

Ein unredlicher Rath ist auch nicht nützlich.

Einst erschien Themistokles vor dem Rathe zu Athen und erklärte, er hätte eine Maßregel in Vorschlag zu bringen, welche dem Staate zum größten Nutzen gereichen würde, die er jedoch nicht öffentlich, sondern vorerst nur einem der Senatoren bekannt geben wolle, den man dazu erwählen würde. Man wählte den Aristides, dem man den Namen des Gerechten gegeben hatte. Themistokles entfernte sich mit ihm und eröffnete ihm die Mittel und Wege, um auf hinterlistige Weise die Seemacht der Spartaner zu vernichten, die damals mit den Atheniensern auf dem Friedensfuße standen. Als Aristides in den Senat zurückgekehrt war, theilte er das Gehörte den hier Versammelten nicht mit, sondern berichtete bloß, daß der Rath des Themistokles dem Volke von Athen zwar einen großen Vortheil verspräche, doch aber Nichts weniger als redlich wäre. Wie, riefen da Alle insgesammt, nicht redlich und dennoch nützlich? Was nicht redlich ist, sagte Aristides, kann auch nicht nützlich sein. So dachten schon Heiden. So spricht auch die göttliche Offenbarung: Gerechtigkeit erhebt die Völker, die Sünde aber macht die Völker elend. Sprüchw. 10, 12.

Guten Rath verachten bringt Unglück.

Dem heiligen Mönche Malchus kam nach vielen Jahren der Gedanke, in sein Vaterland zu reisen, um zu sehen, ob seine Aeltern noch lebten und das Gütchen zu verkaufen, um einen Theil den Armen zu geben, den andern zu seiner Erquickung zu behalten. Sein Abt widerrieth es ihm sogleich und sagte, es wäre eine List des Teufels und unter dem Vorwande einer guten Handlung wäre die List des Versuchers verborgen; das sei so viel, als kehre der Hund zu seinem Gespeiten zurück; so seien schon viele Mönche getäuscht worden; der Teufel verrathe sich niemals mit offener Stirne. Da er ihn nicht überzeugen konnte, fiel er vor ihm auf die Kniee und bat ihn, das Kloster nicht zu verlassen, sich nicht zu Grunde zu richten. Weh! Malchus errang den Sieg, den traurigsten Sieg! Der Abt begleitete ihn aus dem Kloster, wie wenn er eine Leiche begleitete und sagte ihm endlich zum Abschiede: Das Schaf, das den Schafstall verläßt, rennt in die Zähne des Wolfes! Malchus bereute es bald, den guten Rath seines Abtes nicht befolgt zu haben. Er gerieth in die Gefangenschaft der Ismaeliten, mußte Sklavendienste thun und konnte erst nach vielen Jahren entfliehen und in sein Kloster zurückkehren.

Ein christlicher weiser Rath an jeden Christen.

Ein Bruder fragte einst den Abt Olympius, den Priester des Klosters zum heiligen Gerasimus: Sag mir ein Wort, gib mir einen guten Rath! Dieser antwortete ihm: Halte dich nicht bei Ketzern auf; bezähme Zunge und Bauch und wo du dich immer niedersetzest, da denke dir: Ich bin ein Fremdling!

Ein böser Rath ist eine fremde Sünde und eine eigene.

Zu einem wohlhabenden Bauer in Czernya kam ein Ortsarmer und bat um eine kleine Unterstützung. Der Bauer aber wies ihn barsch ab, worauf der Bettler weinend sagte: Was soll ich denn anfangen, wenn mich Jedermann ohne Gabe fortschickt? Gehe stehlen, sagte hierauf der Bauer im Zorne. Der Bettler ging, ohne weiter ein Wort zu verlieren. Des andern Tags machte der Bauer die unliebsame Bemerkung, daß über Nacht von seinem Boden Getreide gestohlen worden. Sein Verdacht fiel sogleich auf den erwähnten Bettler und er ging auch geraden Wegs in dessen Wohnung und fand wirklich, was er suchte. Woher hast du das Getreide? herrschte er den Armen an. Gestohlen, war die kurze Antwort, und zwar von Euerem Boden. Der Bauer verklagte hierauf den Dieb vor Gericht; allein als der Richter vernahm, daß der Kläger dem Geklagten am Tage zuvor selbst das Stehlen angerathen, so ließ er für dießmal den Dieb straflos ausgehen und dem Bauer blieb nebst dem Schaden auch der Spott. Mißmuthig verließ er das Gerichtszimmer, faßte aber den festen Vorsatz, niemals wieder Jemanden einen bösen Rath zu geben. Der Arme hat gesündigt, der Bauer hat zweimal gesündigt, einmal gegen die Liebe, und dann fällt die Sünde des Armen auf sein Gewissen.

Raub.

Raub ein schweres Vergehen vor Gott.

Menschen mit gesundem Verstande, gesundem Körper, starken Händen sollen sich ihr Brod durch Arbeit verdienen; Diebstahl, besonders gewaltsame Erbrechung und Mißhandlung der Eigenthümer, oder Raub sollten die Menschen wohl den Magots überlassen. Diese Affen halten sich in großen Schaaren in Afrika auf, sind sehr wild und boshaft; sie fallen Menschen an, welche Früchte und Gemüse zur Stadt tragen und nehmen ihnen Alles weg. Als ein englischer Präsident auf einer Reise einen Affen dieser Art von seinem Wagen aus schießen ließ, kamen die übrigen, sechzig an der Zahl, wüthend von den Bäumen herunter, schwangen sich auf die Kutsche, und es wäre um den Mann geschehen gewesen, wenn die Dienerschaft nicht so zahlreich gewesen wäre. Gerade so handeln die Diebe und Räuber. Sie zürnen dem Eigenthümer, der seine Habe vertheidigt, mißhandeln, tödten ihn, oder zünden aus Rache über das Mißlingen ihres gottlosen Vorhabens Haus und Hof an. Menschenleben gelten ihnen Nichts, für den Schmerz haben sie kein Gefühl. O ihr Thiermenschen, wie wollt ihr in's Reich Gottes eingehen?

Raub an Tempeln bestraften schon die Heiden.

Am korinthischen Meerbusen wohnten die Krissäer, ein raubsüchtiges Völkchen. Ihre Habsucht kannte kein Maaß. Da sie an der Grenze des heiligen Ländchens Phocis wohnten, so legten sie den Wallfahrern, die nach Delphi gingen, für den Durchzug einen starken Zoll auf. Die delphischen Priester beschwerten sich bei ihnen darüber; aber die Krissäer verhöhnten die Gesandten

des Orakels und das nicht allein; sie zogen auch nach Delphi, plünderten den Apollotempel rein aus, mißhandelten und tödteten im heiligen Haine die andächtigen Fremden und verübten allerlei Frevel. Nun wurden sie bei den Amphiktyonen verklagt. Diese waren unschlüssig, was sie mit dem gottlosen Völkchen beginnen sollten; aber der Weltweise Solon stand auf und ermahnte Alle, solche Verbrechen nicht ungestraft zu lassen. Der Krieg begann gegen die stolzen Krissäer und alle ihre Städte wurden zerstört.

Beraubung einer Leiche und wunderbare Bestrafung.

Zum Abte Johannes, Vorsteher des Gigantenklosters in Theopolis, kam ein Jüngling und sprach: Nimm mich um der Liebe Gottes willen auf; denn ich möchte gerne Buße thun. Dabei weinte und schluchzte er gar heftig. Der Abt machte ihm Muth und Vertrauen und ließ sich seine Vergehen erzählen. Endlich sprach der Jüngling, mit Macht seine Thränen und Seufzer unterdrückend: Mein Herr und Vater! als ich Lasterhafter hörte, daß vor zwei Tagen eine Jungfrau, die Tochter eines der Reichsten und Edelsten in der Stadt, gestorben und mit vielem kostbaren Schmucke angethan in einem Grabmale vor dem Thore beigesetzt worden sei, begab ich mich, solcher Schändlichkeiten schon gewohnt, nächtlicher Weile an das Grabmal, stieg hinein und begann den Leichnam zu berauben. Nachdem ich sie gänzlich ausgezogen und ihr Nichts zur Bedeckung gelassen hatte, wollte ich wieder aus dem Grabe hinaussteigen. Da setzte sich die Todte auf, ergriff mit ihrer linken meine rechte Hand und sprach zu mir: Du schändlicher Mensch, wie konntest du mich so gänzlich entblößen? Fürchtest du denn nicht Gott und die ewige Verdammniß, welche dein endliches Loos sein wird? Hättest du nicht wenigstens meinen Leichnam verschonen sollen? Du als Christ hast nicht so viel Schamgefühl, zu beurtheilen, ob es recht sei, so vor dem Gerichte Christi zu erscheinen? Du scheuest also nicht mein Geschlecht, von dem du doch selbst geboren worden bist und welchem auch deine Mutter angehört? Wie willst du, Unglückseliger, diesen an mir verübten Frevel einst vor Christus verantworten, wenn du zitternd vor Seinen Richterstuhl treten mußt? So lange ich lebte, sah kein Fremder jemals mein Angesicht, und nun nach meinem Tode muß ich solche Schmach erdulden? Wehe der menschlichen Armseligkeit, welche in so tiefe Verworfenheit versunken ist! Mit welchem Herzen, mit welchen Händen willst du fortan zum Tische des Herrn treten und den allerheiligsten Leib Jesu Christi empfangen? Ich aber, fuhr er fort, wurde von Furcht und Entsetzen hierüber erfüllt und sagte zu ihr: Lasse mich los und ich will es mein Leben lang nicht mehr thun. Sie antwortete: Das kann nicht sein; freiwillig bist du zwar eingetreten, allein du darfst nicht wieder fort, wie du willst. Dieses Grabmal wird uns Beiden gemeinschaftlich sein. Glaube ja nicht, sogleich zu sterben; sondern erst nach vielen qualvollen Tagen wirst du elend deinen verworfenen Geist aufgeben. Ich flehte sie mit vielen Thränen an und beschwor sie bei dem lebendigen Gott, ja ich versprach ihr unter den heiligsten Eiden, daß ich gewiß diese Frevelthat nicht mehr verüben würde. Endlich sprach sie

zu mir: Willst du leben und aus dieser Noth befreit werden, so versprich mir, daß du, wenn ich dich loslasse, nicht bloß von deinen Schandthaten abstehen, sondern sogleich hingehen, der Welt entsagen, und ein Mönch werden wirst, um Buße für deine Bosheit zu thun. Ich schwur ihr bei Gott, nicht bloß nach ihren Worten zu thun, sondern, ohne erst nach Hause zurückzukehren, sogleich von hier aus in ein Kloster zu gehen. Hierauf sprach die Jungfrau: Bekleide mich wieder so, wie du mich gefunden hast. Als ich dieß gethan hatte, legte sie sich wieder zur Ruhe nieder und entschlief. Der Abt Johannes nahm ihn auf, verschloß ihn in der Höhle des Berges, wo er Gott dankt und eifrig Buße thut.

Räuber durch ein Wunder bekehrt.

Der heilige Einsiedler Ammon that viele Wunder. Oft kamen Räuber zu ihm und nahmen ihm das Brod, das seine einzige Nahrung war, oder wenn sie sonst Etwas bei ihm gesehen, was zum Lebensunterhalte tauglich war. Da er oft von ihnen belästigt wurde, ging er eines Tages in die Wüste und befahl auf dem Heimwege zwei ungeheuer großen Schlangen, daß sie ihn begleiten sollten. Er trug ihnen auf, an der Thüre seiner Zelle zu bleiben und den Eingang zu bewachen. Die Räuber kamen nach ihrer Gewohnheit wieder, und als sie sahen, was das für Wächter wären, erbleichten sie, verloren die Fassung und den Verstand, verstummten und fielen sogleich zu Boden. Als dieß der Altvater bemerkte, ging er hinaus und fand sie halb todt. Er trat hinzu und richtete sie auf, gab ihnen aber einen Verweis und sprach: Ihr sehet, daß ihr härter seid, als die wilden Thiere; denn diese gehorchen uns wegen Gott; ihr aber fürchtet weder Gott, noch schämt ihr euch, das Leben der Diener Gottes zu beunruhigen. Er führte sie aber doch in seine Zelle, bereitete ihnen Essen und befahl ihnen, Speise zu nehmen. Die Räuber waren im Herzen zerknirscht und von aller Wildheit ihres Geistes bekehrt, blieben bei ihm, wurden seine Schüler und wurden in kurzer Zeit besser und frömmer, als Viele, die schon früher angefangen hatten, dem Herrn zu dienen. Sie machten durch die Buße solche Fortschritte, daß sie nach einiger Zeit auch Wunder thaten.

Rausch.

Im Rausche räumt der Mensch dem Teufel Seele und Leib ein.

Der Trunk ist eines von jenen Lastern, welche vom Himmelreiche ausschließen. Er ist eine schwere Sünde; ohne Besserung ist keine Vergebung bei Gott denkbar; aber eben diese Bekehrung wird Niemanden so schwer, als dem Trinker; weil der Hang dazu übermächtig wird und weil es der Gelegenheiten so viele und so nahe gibt. O unglückseliger Zustand! Es geht dem Trunkenbolde wie dem Bär, wenn man ihm mit Branntwein versetzten Honig vorsetzt: er berauscht sich darin, vergißt seine Kraft und Selbstvertheidigung und verliert Haut und Leben.

Der Berauschte ist aller Verbrechen fähig.

Zu einem Jüngling kam einmal der Teufel als reicher Herr gekleidet und sprach zu ihm: Willst du Geld verdienen? — Wer möchte das nicht? — Er zog einen Beutel voll Gold hervor, schüttete die Dukaten auf den Tisch und sprach: Dieses viele Geld sollst du haben, wenn du mir zu lieb eine Sünde thust. — Was denn? — Schlage Vater und Mutter todt! — Das thue ich nicht; das Verbrechen wäre gar zu groß. — Nun denn, so zünde deinem Nachbar das Haus an! — Das thue ich auch nicht; er hat mir ja Nichts zu leid gethan. — Wenn du das auch nicht willst, so verlange ich eine Kleinigkeit von dir; gehe in's Wirthshaus und trinke dir einen Rausch an. — Ein Rausch, dachte der Jüngling, hat nicht viel auf sich, man schläft ihn wieder aus. Diesen Antrag nahm er an. Er ging also in's Wirthshaus und berauschte sich. Im Rausch redete er unbesonnen, kränkte und beleidigte die Gäste. Da gab ihm eben der Nachbar, dem er das Haus anzünden sollte, einen Backenstreich für eine beleidigende Rede. Voll Rache ging der Jüngling fort und zündete ihm das Haus an. Da er nicht sehr vorsichtig dabei verfuhr, wurde er beim Brandlegen gesehen; die ganze Nachbarschaft schimpfte auf den boshaften Jüngling, auch die Aeltern erfuhren den boshaften Bubenstreich und als er bei ihnen eintrat, goßen die Aeltern eine Fluth von bitteren Verweisen über ihn aus. Darüber erzürnte er sich und, seines Verstandes nicht mächtig, ergriff er die Axt und schlug Vater und Mutter todt. Es lehrt diese Fabel, die aus der Erfahrung genommen ist, daß der Mensch im Rausche zu jedem Verbrechen fähig ist, wenn sich die Umstände schicken.

Der Rausch und seine Folgen.

Einmal lag Alexander der Große mit seinen Feldherren und Freunden an einer reich besetzten Tafel. Der Wein erhitzte die Köpfe, die Schmeichler machten sich ungewöhnlich laut und nannten den Alexander einen Gott über Bachus und Herkules. Der finstere Klitus, derselbe, welcher am Granikus Alexandern das Leben gerettet hatte, konnte dieß nicht länger anhören; er sprang auf und schrie, Alexander sei ein Mensch, wie Andere, seine Krieger hätten Alles für ihn gethan; er sei weit entfernt von der Göttlichkeit, ja er handle sehr unrecht, daß er seine Unterthanen so weit vom Vaterlande mit sich umherschleppe, um seinen unersättlichen Länderdurst zu stillen. Ueber diese kühnen Reden ergrimmte der König, er stand auf, glühend vor Zorn, und man brachte den trunkenen Klitus schnell fort. Aber dieser war rasend genug, auf's Neue schimpfend in den Saal zu kommen. Nun hielt sich Alexander nicht länger. Blind wüthend riß er einer Schildwache die Lanze aus der Hand und rannte sie — dem Retter seines Lebens durch den Leib. Das hervorrieselnde Blut aber verbannte gleich Alexander's Wuth und Rausch; er erschrack und als er den röchelnden Freund hinaustragen sah, verzweifelte er. Drei Tage und drei Nächte brachte er weinend auf seinem Lager zu und rief unaufhörlich: Klitus! Klitus! Die Soldaten, die ihn so lange nicht sahen, waren besorgt um ihren

Feldherrn; die Schmeichler nahten sich, um ihn zu trösten, und die Philosophen überredeten denselben, daß Klitus' Tod vom Schicksal beschlossen und nur blindlings von ihm vollstreckt sei. So lassen sich alle Verbrechen entschuldigen. Um sein Gewissen vollends zu betäuben, unternahm er einen Feldzug nach Indien, der ihn gänzlich zerstreute.

Der Rausch erzeugt Streit, Zank und Händel.

Peter der Große, Kaiser von Rußland, machte eine Reise. Er wollte unerkannt bleiben, seine Begleiter traten als eine Gesandtschaft auf, Le Fort an der Spitze als Wortführer. Gewöhnlich trank er an der Tafel zu viel Branntwein und einmal bekam er im Rausche einen Streit mit Le Fort, so daß er diesem befahl, den Säbel zu ziehen. Behüte, sagte Le Fort, lieber sterbe ich von der Hand meines Gebieters. Als Peter seinen Rausch ausgeschlafen hatte, that er seinem Freunde Le Fort Abbitte und gestand: Ich will mein Volk gesittet machen, und kann mich selbst noch nicht regieren! Diese Anklage sollten sich alle betrunkenen Väter machen.

Der Rausch macht schamlos.

Als wir noch studierten, ging ich mit meinen Mitschülern hinaus auf's Dorf, wo wir wohnten. Es waren ein Paar arme Eheleute in den höheren Jahren auch in der Stadt und hatten sich in Branntwein gütlich gethan. Am Heimwege führten sie einander, küßten sich und thaten, wie verliebte junge Leute; denn der Rausch, den sie sich angetrunken, ließ sie das Anständige nicht mehr vom Unschicksamen unterscheiden. Da der Weg stark begangen ward, so gab schon dieses den Vorübergehenden, namentlich der Jugend und den Kindern Stoff zum Lachen. Nicht genug, der Rausch hatte ihnen alle Scham benommen, sie befriedigten ihren Begattungstrieb auf öffentlichem Wege, bei hellem Tage, im Angesichte der Zuschauer. Uebrigens waren es stille Leute, die das im nüchternen Zustande nimmer gethan haben würden. Der Rausch entkleidet den Menschen aller Schamhaftigkeit.

Recht.

Sein Recht bei der Obrigkeit suchen, ist erlaubt.

Der heilige Gebhard war Bischof von Konstanz. Sein Vater hatte bei seinem Tode große Schätze und beträchtliche Güter am Bodensee und am Rhein mit der Bestimmung hinterlassen, daß seine Söhne dieselben unter sich in gleiche Theile theilen sollten. Aber die Brüder Gebhard's vereinigten sich miteinander und schloßen ihn von der Erbschaft ganz aus, weil er als Bischof ohnehin eine reichliche Versorgung hätte. Als der Heilige von diesem Entschlusse seiner Brüder Nachricht erhielt, schmerzte ihn der Geiz und die Ungerechtigkeit derselben mehr, als der zeitliche Verlust und er wendete Alles an, durch Güte das zu erhalten, was ihm der letzte Wille seines Vaters zugedacht hatte. Da aber Ermahnungen und Bitten fruchtlos blieben, nahm er durch den Ausspruch der Richter Besitz von seiner Erbschaft und bewies sogleich, daß er diesen

Schritt nicht aus niedriger Habsucht, sondern wegen weit höheren Zwecken gethan habe. Er widmete die erlangten Güter zur Herstellung eines anständigen Einkommens der Bischöfe von Konstanz, zur Besoldung der bischöflichen Räthe, zur Stiftung eines Klosters und zur Unterstützung armer und bedrängter Menschen.

Der Christ soll sein Recht nicht zu strenge handhaben.

Als Philipp II., König von Spanien, am Todtenbette lag, empfand er nagende Gewissensbisse, weil er sein Jagdrecht gegen die Unterthanen zu strenge handhabte. Daher legte er seinem Sohne und der Tochter Isabella auf, Diejenigen alsogleich freizulassen, welche wegen Jagdfrevel im Verhafte lagen.

Reden.

Die Reden des Menschen sind der Barometer seines Herzens.

An der Zunge erkennen die Aerzte den Zustand der Krankheit, die Verschleimung des Magens, die Stärke des Fiebers, den Grad der Hitze, die Gefahr des Todes und das oft sicherer, als am Pulse; eine schwarze Zunge ist ein sicheres Zeichen der nahen Todesgefahr. Ebenso kann man aus den Reden auf den Seelenzustand des Menschen schließen. Wer ehrbar redet, Gott lobt und dankt, hat Religion und Gottesfurcht; wer aber schmutzige Reden, Flüche und Gotteslästerung vorbringt, der liebt die Sünde, hat keine Gottesfurcht, dessen Seele ist im Zustande des geistigen Todes.

Aus den Reden erkennt man die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit des Menschen.

Die Zunge und die Reden gleichen dem Zeiger an der Uhr. Zeiget er richtig, so beweiset dieß, daß das innere Räder- und Triebwerk in vollkommener Ordnung sei; zeigt er unrichtig, so ist dieß ein Beweis, daß der Bau unvollkommen sei. So zeigt sich auch aus guten oder bösen Reden die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit des Seelenzustandes.

Unnütze Reden verabscheuten schon die Heiden.

Die Spartaner gaben ihren Kindern eine eigene Erziehung. Unüberlegtes, leeres und unnützes Geschwätz durfte Niemand vorbringen; aber witzige Einfälle, verständige Gedanken, treffender Spott wurde mit Beifall belohnt. Es wurden den Kindern Fragen vorgelegt, auf welche eine kluge Antwort gehörte und die Spartaner hatten darin eine solche Fertigkeit, daß man noch jetzt eine kurze und vielsagende Erwiederung eine lakonische Antwort nennt.

Zweideutige Reden sind erlaubt.

Der heilige Parthenius, Bischof von Lampsacus, unter Kaiser Konstantin im vierten Jahrhunderte, führte ein Gespräch mit dem Geiste eines Besessenen. Dieser hatte schon lange, ohne es zu wissen, einen unreinen Geist. Als der

Mann den Heiligen sah, grüßte er ihn; Parthenius aber erkannte den Teufel in ihm und grüßte nicht wieder. Dieser, dadurch bestürzt, sagte zu dem Heiligen: Weil mich verlangte, dich zu sehen, darum habe ich dich gegrüßt; warum grüßest du denn nicht wieder? Parthenius erwiederte: Du hast mich gesehen, was nun weiter? Dämon: Ich habe dich gesehen und erkannt. Parthenius: Hast du mich wirklich gesehen und erkannt, so gehe alsbald aus dem Geschöpfe Gottes! Dämon: Ist das Alles, daß du mich aus meiner Wohnung vertreibst? Ich bitte dich, lasse mir eine Frist dazu! Parthenius: Ist's schon lange her, daß du hier deine Wohnung hast? Dämon: Von Jugend auf, und nie hat mich Jemand erkannt, außer denn du in diesem Augenblicke; du drängst mich hinaus, wie ich sehe, und wohin gebietest du mir zu fahren? Parthenius: Ich nenne dir einen Ort, wohin du fahren magst! Dämon: Sicher wirst du mir sagen, fahr in die Schweine! Parthenius: Mit nichten; ich gebe dir einen Menschen und gestatte dir den Zutritt, daß du in ihm wohnest; jetzt aber fahre aus! Dämon: Thust du das wirklich, oder sagst du's nur, um mich herauszubringen? Parthenius: Ich sage dir in Wahrheit, mir ist ein Mensch in Bereitschaft, in dem du wohnen kannst; fahre nur aus ohne Verzug! Der Dämon, überredet, sagte: Wohlan, so führe dein Versprechen aus! Der Heilige öffnete nun den Mund und sagte: Siehe, ich bin der Mensch, trete ein und wohne in mir! Der Dämon, von diesem Worte wie durch Feuerflammen getroffen, schrie auf: Wehe mir! nachdem ich so lange in diesem Gefäße gewohnt, läßt du nicht ab, mich zu verfolgen; wie soll ich nun in dich, in einen Tempel des heiligen Geistes einfahren? Von euch Christen geht kein wahres Wort aus. Darauf fuhr der Dämon ausgehend in wüste, unzugängliche Orte; der Mann aber fand sich befreit und lobte Gott und Seinen Diener. Der heilige Parthenius redete zweideutig, aber nicht unwahr.

Stolze und boshafte Reden erbittern.

Als einst der Abt Makarius den Berg Nitria bestieg, befahl er seinem Jünger, er möge ein wenig vorausgehen. Als nun dieser vorherging, begegnete ihm ein Götzenpriester, der schnellen Schrittes herankam und ein großes Holz trug. Diesem rief der Jünger zu: Wo laufst du hin, du Teufel? Der Götzenpriester, darüber erzürnt, schlug Jenen so heftig, daß er ihn beinahe todt liegen ließ und seinen Weg fortsetzte. Nachdem er ein wenig weiter gekommen war, begegnete er dem seligen Makarius und dieser sprach zu ihm: Sei mir gegrüßt, du Arbeiter, sei mir gegrüßt! Der Priester antwortete voll Verwunderung: Was hast du denn an mir Gutes gesehen, daß du mich grüßest? Der Greis erwiederte ihm: Ich habe dich arbeiten sehen und jetzt läufst du, unwissend, wohin? Da entgegnete der Priester: Ich bin von deinem Gruße ergriffen und erkenne einen großen Diener Gottes in dir. Aber was war denn das für ein elender Mensch, der mir gerade zuvor begegnet ist und mich beleidigt hat? Ich aber habe ihm auch mit Schlägen statt mit Worten erwiedert. Und jetzt ergriff er die Füße des seligen Makarius und rief aus: Ich werde nicht ablassen, bis du mich zu einem Mönche machst. Sie gingen nun Beide

miteinander fort und kamen an den Platz, wo der geschlagene Mönch lag. Sie hoben ihn Beide auf, da er nicht mehr gehen konnte und trugen ihn auf den Händen in die Kirche. Als nun die Brüder sahen, daß der Götzenpriester den seligen Makarius begleite, staunten sie und machten ihn zum Mönche. Und um seinetwillen bekehrten sich auch viele Heiden zum Christenthume. Der Abt Makarius aber sagte: Eine stolze und boshafte Rede verkehrt auch gute Menschen zum Bösen; eine demüthige und gütige aber wandelt selbst böse Menschen in gute um.

Je nach Verschiedenheit der Reden sind Engel oder Teufel zugegen.

Ein Altvater erzählte: Als einst die Altväter beisammen saßen und von erbaulichen Dingen redeten, war unter ihnen ein heiliger Mann, welcher Verborgenes sah; derselbe sah die Engel ihre Hände zusammen schlagen und sie waschen. Sowie aber das Gespräch auf weltliche Dinge kam, entwichen die Engel und es wälzten sich Schweine voll Unrath in Mitte der Versammlung und beschmutzten sie; sowie sie aber wieder erbauliche Dinge redeten, kehrten die Engel wieder zurück und wuschen sie rein. Als der heilige Altvater dieses sah, ging er in seine Zelle und beweinte mit vielen Thränen und Seufzern das menschliche Elend. Er ermahnte aber die Brüder in den Klöstern umher mit den Worten: Hütet euch, meine Brüder, vor der Geschwätzigkeit und vor den eitlen und unnützen Reden, haltet euere Zunge im Zaume, von welcher das Verderben der Seele kommt und durch die wir, ohne es zu wissen, Gott und den heiligen Engeln mißfallen. Denn die heilige Schrift sagt: Vieles Reden geht nicht ohne Sünde ab. Dadurch wird nämlich der Geist und das Gemüth schwach und leer.

Der Christ soll reden, wie er denkt.

Der heilige Polykarp, Bischof von Smyrna, wurde vom Tyrannen mit aller Artigkeit behandelt und er versprach ihm goldene Berge, wenn er Christum verläugne. Da er sich weigerte, machte der Tyrann ihm den Vorschlag, er solle immerhin Christum im Herzen behalten und solle nur äußerlich sich zu den Göttern bekennen; also anders denken und anders reden, damit wenigstens die Leute glauben möchten, er habe Christo abgesagt. Das geht nicht, sagte Polykarpus; beim Christen muß Herz und Mund eins sein und übereinstimmen.

Zurückhaltung im Reden gehört zur christlichen Klugheit.

Es ist nicht klug, mit seinen Plänen voreilig herauszurücken; denn Andere kommen zuvor, nehmen den Vortheil weg und vereiteln sie. Es ist nicht klug, Jedermann zu offenbaren, wo man seine Sachen habe, wie viel Geld man bei sich trage, wo man es aufbewahre, wo man es hintrage; es reizt schlechte Leute zum Diebstahle und Mancher mußte diese Unvorsichtigkeit bitter büßen. Es geht Solchen, wie den Schakalen. Sie gehen zu fünfzig bis zweihundert auf die Jagd, wobei sie beständig bellen. Ihr Geschrei lautet, wie wenn

Kinder von verschiedenem Alter zusammen schreien. Durch dieses Getöse werden alle Thiere des Waldes aufgestört. Das Wild weicht bei Zeiten aus und die Schakale gehen leer aus; der Löwe dagegen benützt dieses, er macht sich auf und fängt die aufgeregten entfliehenden Thiere; die Schakale aber gehen leer aus; daher heißen sie die Proviantmeister des Löwen. Plauderhaftigkeit bringt beinahe immer Nachtheil.

Rede eines Wilden, die einem Professor oder Land- und Reichstagsdeputirten Ehre machen möchte.

Die Regierung von Virginien in Nordamerika hat mit sechs Nationen der Wilden einen Vertrag abgeschlossen und einen Fond für sechs Indianer-Jünglinge zur Erziehung in der Gelehrten-Schule zu Williamsburg gegründet und machte 1744 den versammelten Häuptlingen den Antrag, sechs Jünglinge auszuwählen. Der Sprecher der Wilden gab der Regierung folgende Antwort:

Wir wissen, daß Ihr jene Gattung des Wissens, die in solchen Schulen gelehrt wird, selbst sehr hoch schätzet und daß die Unterhaltung unserer jungen Leute, so lang sie bei Euch wären, Euch viele Kosten verursachen würde. Wir sind demnach überzeugt, daß Ihr uns mit Euerem Vorschlag nur Gutes zu erweisen meint und danken Euch vom Herzen. Aber weise wie Ihr seid, müßt Ihr auch wissen, daß verschiedene Völker verschiedene Auffassungen der Dinge haben und wollet es uns deßhalb nicht übel nehmen, wenn unsere Ideen über diese Art Erziehung mit den Eurigen zufällig nicht übereinstimmen. Mehrere von unserem jungen Volke waren früher in den Schulen der nördlichen Provinzen erzogen worden; sie hatten von all Eueren Wissenschaften gelernt; als sie aber zu uns zurückkamen, sehet, da waren sie schlechte Läufer, unbekannt mit allen Mitteln zu einem Leben in Wäldern, unfähig, Kälte oder Hunger zu ertragen; da wußten sie weder wie man eine Hütte baut, noch wie man einen Hirsch erlegt, oder einen Feind tödtet; auch sprachen sie unsere Zunge unvollkommen, und waren daher weder zu Jägern, noch zu Kriegern, noch zu Rathgebern tauglich — kurz, sie waren auch zu gar Nichts mehr nütze. Deßhalb sind wir aber für Euer gütiges Anerbieten nicht minder verbunden, wenn wir auch es anzunehmen uns nicht entschließen können, und um unsere volle Anerkennung Euch zu beweisen — wollen die Herren von Virginien uns vielleicht ein Dutzend ihrer Söhne schicken? — Wir würden gewiß große Sorgfalt auf ihre Erziehung verwenden, sie in Allem unterrichten, was wir selber wissen, — kurz, Männer aus ihnen machen.

Eine musterhafte Rede eines Wilden; höflich bei aller Freimüthigkeit.

Als im Jahre 1845 zwischen dem Stamme der Winnibagoes und den Vereinigten Staaten wegen Abtretung ihres Landes ein Vertrag geschlossen wurde, hielt Wakao, ein greiser Häuptling, der berühmteste Redner seines Stammes, im Namen seines Volkes, ein großes glänzendes Cruzifix auf seiner Brust tragend, eine Ansprache:

Wenn ich heute allein spreche, sei es fern von Dir, zu glauben, ich sei der einzige Fähige, die Gesinnungen meines Stammes auszudrücken. Alle hier gegenwärtigen Häuptlinge wissen ihre Gedanken auszusprechen; da ich aber von Jugend auf gewohnt bin, in den Berathungen meines Volkes zu sprechen, so bin ich als der Aelteste gewählt worden, im Namen Aller unsere gemeinsamen Interessen zu vertheidigen. Du kommst von Seiten unseres großen Vaters, des Präsidenten, die Abtretung unseres Gebietes zu fordern. Kann er aber die herrlichen Versprechungen vergessen haben, welche er mir bei zwei verschiedenen Gelegenheiten in Washington gegeben hat? Ich für meinen Theil erinnere mich ihrer, als ob sie erst heute gesprochen worden wären.... Verlasse dich auf mich, sagte unser großer Vater, ich werde Euch immer vertheidigen. Ihr sollt meine Kinder sein. Wenn Euch ein Unrecht geschehen ist, so wendet Euch immer an mich. Die Ursachen Euerer Klagen sollen aufhören, sobald sie mir bekannt sein werden und ich werde Euch vertheidigen. Und ich, ein Kind der Natur, das nur eine Zunge hat, glaubte diesen Versprechungen. Dennoch sind trotz unserer Gegenvorstellungen alle unsere Angelegenheiten geordnet worden, ohne daß man sich mit uns auch nur berathen hätte. Man hat Agenten, welche wir liebten, fortgeschickt, um uns andere zu geben, ohne uns um unsere Ansicht zu fragen. Wir haben Petitionen abgesendet, denen keine Beachtung geschenkt worden ist. Man versprach uns, die Länder, welche wir besitzen, sollten uns immer bleiben, und schon will man uns, ich weiß nicht, wohin? senden. Mein Bruder, Du bist unser Freund. Sage unserem großen Vater, daß seine Kinder noch länger hier zu bleiben wünschen, bevor sie den Pfad eines neuen Exils betreten. Der Baum, der fortwährend verpflanzt wird, muß rasch verderben. Warum werft Ihr uns Laster vor, die ihr selbst ermuthigt habet? Warum kommt ihr mit Euerem Branntwein gerade vor die Thüren unserer Hütten? Unser großer Vater hat zu uns gesagt: Ich werde Euch Männer senden, welche Euch lehren werden, gut zu leben. Diese Männer sind gekommen, wenn sie aber auch leiblich gut sind, hören unsere jungen Leute doch nicht mehr auf sie, als auf uns; wir verlangen nach katholischen Priestern. Seid überzeugt, diese werden sich Gehör verschaffen. Ich nehme Gott zum Zeugen, daß das, was ich sage, die Wünsche meines Volkes ausdrückt.

Reden verrathen die Gesinnung des Herzens.

Ein Schäfer saß unter dem Schatten einer Eiche und sein kleiner Sohn saß neben ihm. Da kamen drei fremde Männer, die unter der Landwehr dienten und in ihrer Dienstkleidung und in ihren glänzenden Waffen ein sehr kriegerisches Aussehen hatten. Sie blieben stehen und bewunderten die prächtige Eiche. Ein schöner Baum, sagte der Eine. Wenn sein Holz zum Verkohlen taugte, so wollte ich wohl Etwas daran gewinnen. Das könnte wohl sein, Kohlenbrenner, sagte der Schäfer. Der Andere rief: Wenn ich den Baum abschälen dürfte, so könnte ich mich auf ein ganzes Jahr mit Lohe versehen. Wohl wahr, Gerber, sagte der Schäfer, es wäre aber doch schade um den schönen Baum. Der Dritte sprach: Ei! ei! wie hängt der Baum voll Eicheln!

wenn ich sie meinen Schweinen verfüttern könnte, da wollte ich gute Würste zu Markte bringen. Der Schäfer sagte: Die Eicheln werden bald versteigert; dann müßt Ihr auch darauf bieten, Meister Metzger. Als die drei Männer fort waren, sagte der Knabe des Schäfers: Vater, kennst du diese Männer schon länger? Nein, sprach der Schäfer; ich sehe sie heute zum ersten Male. Aber, fragte der Knabe weiter, woher weißt du denn, daß der Erste ein Köhler, der Zweite ein Gerber und der Dritte ein Metzger ist? Man sieht es ihnen ja nicht an; sie sind ja alle Drei wie Soldaten gekleidet. An den Kleidern, sprach der Vater, merkt man es freilich nicht. Ich nahm es aber aus ihren Reden ab. Jeder Mensch redet gern von seinen Geschäften; am allerliebsten aber von dem, wovon ihm das Herz voll ist. So reden gute Menschen nur Gutes; böse Menschen hingegen verrathen sich bald durch böse Reden und so kann man sie leicht kennen lernen und sich vor Letzteren in Acht nehmen. Was tief im Herzen steckt, der Mund es bald entdeckt.

Redlichkeit.

Ehrlich und redlich soll der Christ sein.

Der heilige Eligius wurde um das Jahr 588 in Frankreich geboren. Obgleich im väterlichen Hause vom Glanze des Reichthums umgeben, ward er doch in der Furcht Gottes erzogen, und da er viel Geschicklichkeit für Kunstsachen zeigte, gaben ihn seine Aeltern zu einem Goldschmied in die Lehre. Dieser war Münzmeister von Limoges und stand in großem Rufe wegen seiner Kunstfertigkeit, Rechtlichkeit und seines Eifers für die Religion. Eligius hatte es bald in der Kunst weit gebracht, aber was ihn noch mehr bei Gott und Menschen empfahl, das war seine Frömmigkeit und sein rechtschaffenes, offenes und gerades Wesen. Einst kam er Geschäfte halber zum Schatzmeister des Königs Klotar II. Jener, der seine Kunstfertigkeit kannte, empfahl ihn dem König, der ihm die Ausarbeitung eines Thrones von königlicher Pracht übertrug und ihm auch das nöthige Gold und die nöthigen Edelsteine zustellen ließ. Eligius aber verfertigte aus dem Golde und den Kleinodien zwei Throne statt Einen und der König freute sich nicht so sehr über die Kunstfertigkeit, als über die seltene Rechtlichkeit des frommen Goldschmieds, erhob ihn zum Münzmeister und ließ ihn in seinem Palaste wohnen. Ungeachtet des Ansehens, in welchem Eligius beim Könige stand, setzte er sein früheres Gewerbe fort.

Redlichkeit von seltener Art.

Ein gewisser Bruder brachte dem Abte Johannes Feigen von Mareotis in die scythische Wüste; dieser aber schickte sie sogleich einem Greise, welcher in dem Innern der Wüste krank lag, durch zwei Jünglinge; dieser Einsiedler wohnte aber achtzehn Meilen weit von der Kirche entfernt. Als diese Jünglinge die besagten Früchte zu dem Greise hintrugen, fiel plötzlich ein so dichter Nebel, daß sie den rechten Pfad ihrer Reise verloren. Nachdem sie einen Tag und eine Nacht lang durch die ungebahnte Wüste gelaufen waren und auf keine Weise die Zelle des Einsiedlers finden konnten, warfen sie sich, von der

weiten Reise ermüdet und vor Hunger und Durst verschmachtend, auf die Kniee nieder und gaben betend den Geist auf. Da man ihre Fußstapfen, welche sich in jenem Sande, wie im Schnee, eindrücken, bis der nächste Windhauch sie mit leichtem Sande füllt, die längste Zeit gesucht hatte, fand man sie Beide, wie sie gebetet hatten, am Boden liegend, und neben ihnen die Feigen noch unberührt, wie sie dieselben erhalten hatten. Denn sie zogen es vor, lieber das Leben, als das ihrer Treue und Redlichkeit anvertraute Gut zu verlieren und lieber zu sterben, als das Gebot des Vorstehers zu verletzen, daß sie nämlich ohne die Erlaubniß des Abtes keine Speise zu sich nehmen sollten.

Die Redlichkeit ist strenge Christenpflicht.

Bayard, wegen seiner Tapferkeit und seines Edelmuthes „der Ritter ohne Furcht und Tadel" genannt, zeichnete sich auch durch die strengste Redlichkeit aus. So wird von ihm erzählt, daß er auf seinen Märschen und Feldzügen nie ein Quartier, wenn auch in Feindesland, verließ, ohne Alles auf's Pünktlichste zu bezahlen, was er und sein Gefolge verzehrt und gebraucht hatten. Oft weigerten sich die Quartiergeber, Etwas anzunehmen, und wollten sich mit der Ehre, einen so edlen Mann bewirthet zu haben, begnügen; allein Bayard wollte davon Nichts wissen und beharrte fest bei seinem Grundsatze: Jedem das Seine! (Hauser II. S. 120.)

Der Redliche bezahlt seine Schulden.

Unter Sixtus V. hatte der römische Adel die Gewohnheit, Alles auf Kredit zu kaufen, ohne daran zu denken, die Kaufleute auch zu bezahlen. Erlaubten sich diese, ihre vornehmen Schuldner höflichst an die Zahlung zu erinnern, so wurden sie mit Hohn und Spott abgewiesen. Da ging nun einst ein Kaufmann zu Papst Sixtus V. und klagte ihm, wie er von einem Edelmanne, der ihm schon lange eine bedeutende Summe schuldete, auf sein oftmaliges Bitten nie einen Kreuzer, sondern nur immer den schnöden Bescheid erhalten habe: Edelleute zahlen nach Belieben. Den Papst verdroß diese Unredlichkeit sehr; er ließ den Edelmann augenblicklich vorrufen und ihn, nachdem derselbe die Richtigkeit seiner Schuld an den Kaufmann eingestanden hatte, ohne Weiteres im Schuldgefängnisse auf so lange einsperren, bis der Kaufmann vollkommen bezahlt und befriedigt war. Der gerechte Sixtus ließ ferner alle Kaufleute zusammen kommen und ihre Forderungen an Edelleute aus seiner Kasse bezahlen. Da jetzt die Edelleute den strengen Papst zu ihrem Gläubiger hatten, so beeilten sie sich, um nicht Schlimmeres zu erfahren, möglichst, ihre Schulden zu berichtigen. (Hauser II. S. 120.)

Redlichkeit ist von Gott und Menschen geachtet.

In einer Wechselstube in Pesth war im Mai 1867 ein ziemlich ärmlich gekleideter Mann erschienen, der für eine Tausendernote acht Hunderter und um zweihundert Gulden Zehn- und Fünfguldennoten einlösen wollte. Der Banquier glaubte Mißtrauen gegen den Menschen fassen zu müssen und fragte ihn genau aus, wer er sei und woher er das Geld habe. Der Mann gab aber so

unverfängliche Antworten, daß er ihm das Geld unbedenklich ausfolgte. Noch während des Vormittags machte sich der gewissenhafte Banquier allerlei Skrupel darüber, ob er recht gethan habe, dem unbekannten, so ärmlich aussehenden Manne den Tausender zu wechseln, der vielleicht von einem Diebstahle herrühren mochte, und eben sprach er diese Bedenklichkeiten einem Bekannten gegenüber aus, als zu seinem Erstaunen der Verdächtige eintrat und mit der ruhigsten Miene von der Welt erzählte, der Banquier habe sich geirrt und ihm statt acht Hunderter, eben so viele Tausendernoten zurückgegeben. Das Erstaunen des Wechslers kann man sich vorstellen, als er diesen Zug von Ehrlichkeit bei einem Menschen sah, dem er im Geiste so sehr Unrecht gethan. Er drückte ihm gerührt die Hand und nur mit vielem Zureden vermochte er es, daß derselbe ein Geschenk annahm, das im Verhältniß zu der Summe stand, die ihm seine Unvorsichtigkeit beinahe gekostet hätte. Gott sah gewiß mit Wohlgefallen auf diesen Redlichen herab und der Banquier mußte ihn hochachten.

Regent.

Regenten sollen gegen Verbrecher keine Schonung tragen.

Der heilige Erzbischof Dunstanus bekam am Pfingstsonntage Nachricht, daß drei Falschmünzer zum Tode verurtheilt wurden, daß aber die Exekution wegen des hohen Festes verschoben worden sei. Alsbald zog er die priesterlichen Kleider, womit er bereits angethan war, um das Hochamt zu halten, wieder aus und ließ sich in der Kirche vor einer großen Menge Volkes verlauten, daß er nicht eher zum Altare gehe, bis die drei lasterhaften Bösewichter ihren verdienten Lohn empfangen haben. Damit nun Jedermann an einem so hohen Feste dem Gottesdienste beiwohnen könne, so sind genannte Uebelthäter noch an demselben Tage vom Leben zum Tode hingerichtet worden.

Regenten sollen die Religion nicht ihren politischen Zwecken opfern.

Der Herzog von Nemours belagerte Annecy, die Hauptstadt der Grafschaft Genf, in welcher der heilige Franz von Sales soeben die katholische Religion wieder hergestellt hatte. Um mehr Leute zu seinen Fahnen zu locken, beschloß der Herzog, es Jedem freizustellen, zu welcher Religion er sich bekennen wolle, und dieß sowohl in der Grafschaft Genf, als in allen Ländern des Herzogs von Savoyen, die er erobern könne. Als der heilige Franz dieß erfuhr, konnte er sich der Thränen nicht erwehren; und nachdem er lange vor Gott geseufzt hatte, erschien er endlich mit ruhigem Angesichte und sprach zu Denjenigen, die eben zugegen waren: Da der Herzog von Nemours die Sache Gottes verläßt und dieselbe seiner Herrschsucht aufopfert, wird Gott ihn gegenseitig verlassen und seine Absichten werden ihm nicht gelingen. Diese Worte wurden als eine Weissagung betrachtet, daß die Stadt nicht würde eingenommen werden. Wirklich zog der Herzog von Savoyen mit einer weit größeren Armee heran und der Herzog von Nemours hob die Belagerung auf und floh mit seinen Truppen; alle Städte verschloßen ihm die Thore, seine Soldaten fingen an, auszureißen

und die Weissagung des Heiligen, seine Absichten würden ihm nicht gelingen, ging für diesen Fürsten nur allzusehr in Erfüllung.

Reichthum.

Gott hat den Reichen die irdischen Güter nicht für sie allein, sondern auch für die Armen geschenkt.

Ein Vater hatte vier Kinder. Er liebte wohl alle, das jüngste aber doch mehr als die übrigen; dieß konnten sie aus seiner größeren Zärtlichkeit und aus den Liebkosungen abnehmen. Als er einst in die Stadt ging, brachte er den drei älteren allerhand Spielzeuge und Eßwaaren mit, dem jüngsten, seinem Liebling, schenkte er Nichts. Der Vater liebkoste es, aber es weinte und wollte sich nicht beruhigen. Darüber wunderten sich die drei beschenkten Kinder, daß der Vater gerade dem mehr geliebten Nichts geschenkt habe. Sie dachten hin und her, endlich vermutheten sie, der Vater dürfte sie wohl mit seinen Geschenken auf die Probe gestellt haben, ob sie auch mitleidig und barmherzig gegen den unbeschenkten Bruder sein würden. Ein jedes gab Etwas von seinem Spielzeuge und von seinen Eßwaaren ab, und so gleichte sich Alles aus; das unbeschenkte hatte auch Etwas, freute sich mit und die Kinder hatten des Vaters Sinn errathen, was diesen unbeschreiblich freute. Wäret ihr hartherzig gewesen, sprach der Vater, so würde ich euch nie mehr wieder Etwas mitgebracht haben; da ihr aber gute Kinder seid, welche thun, was ich gerne sehe, so werde ich euch auch fernerhin manche Freude machen. — Macht's Gott anders mit den zeitlichen Gütern? gibt Er nicht Manchem viel, Manchem wenig, Manchem gar Nichts? Was ist Sein Wille? Er will von uns Barmherzigkeit, daß wir den Armen mittheilen. Wer gegen die armen Brüder barmherzig ist, der handelt nach des himmlischen Vaters Sinn, der macht Gott Freude, der macht sich würdig, daß ihm Gott sein Vermögen erhält, ja auch vermehrt; wer unbarmherzig ist, dem nimmt es Gott. O wenn wir wohlthätig wären, würde sich das Elend des Armen nicht vermindern, würde dieser nicht auch zufrieden sein? Gebet, sagt Jesus, so wird euch gegeben werden, ein eingedrücktes gerütteltes Maaß wird man in euern Schooß schütten. Seid also barmherzig, wie euer Vater im Himmel auch barmherzig ist.

Reichthum taugt nicht für Alle.

Reichthum taugt nicht für Alle; er macht stolz und eingebildet; macht auf Geld vertrauend und gottvergessen; der Gottvergessene entbehrt der Gnade Gottes; ohne Gnade fällt der Mensch in Sünde und Laster; Laster kosten Geld und machen wieder arm. Das hat sich in P . . . . wald an einem Manne gezeigt. Derselbe besaß ein Häuschen, trieb den Knopfhandel und verdiente Geld damit. Sein Sohn, dem er Handel und Häuschen hinterließ, gewann noch mehr, wurde reich, baute das Häuschen größer und schöner, verfiel in Trunk, Unzucht und Spiel, ging in keine Kirche, steckte sich mit der Lustseuche an, theilte sie dem Weibe mit, deren fruchtlos versuchte Heilung unsägliche Summen kostete. Endlich fiel er betrunken in eine mit Wasser angefüllte

Lehmgrube und ertrank. Seine Söhne glichen ihm in der Unzucht, brachten Alles durch und lebten zuletzt ganz ärmlich.

Die Hartherzigkeit der Reichen muß Gott sehr mißfallen.

Wie sehr es Gott mißfallen müsse, wenn die Reichen unbarmherzig sind, sehen wir an den Thieren. Wenn man den Sperlingen Körner streut, so erhebt der erste, der sie entdecket, gleich ein Geschrei, damit seine Brüder herbeikommen und an seinem Funde Theil nehmen; er denkt also nicht wie der Geizige: wenn nur ich habe. Ebenso rufen auch die Gänse einander zum Fraße herbei. Wird Gott nicht einst diese Thiere den hartherzigen Reichen als einen Verdammungsgrund vorhalten?

Schon die Heiden erkannten, daß Reichthum nicht glücklich mache.

Die alten Griechen hatten in ihrer Götterlehre folgende Fabel: Einst fanden phrygische Landleute den Silenus, einen Freund der Götter, berauscht am Rücken liegen. Zum Scherz banden sie den Götterfreund mit Blumenkränzen und führten ihn zu ihrem König Midas. Dieser erkannte den Götterfreund und pflegte seiner mit Ehrfurcht. Silenus fragte den König: Was soll ich dir geben für deine Pflege? Midas bat: Gib mir, o Herr, die Wunderkraft, daß Alles, was ich berühre, Gold werde. — Thörichter Mann, sprach Silenus, es sei; und ging weiter. Da wandelte der König in seinen Fluren, brach von der Eiche ein grünes Reis und es verwandelte sich sogleich in Gold. Er hob einen Stein auf, berührte eine Erdscholle und beide wurden zu goldenen Klumpen. Darauf geht er fröhlich nach Hause, findet den Tisch gedeckt, greift zu, aber ach! er kann die gelben Gerichte nicht beißen, das Gold nicht trinken. Hungrig und durstig steht er auf und fleht weinend zum Götterfreund: Herr, vergib mir! Siehe, ich erkenne die Thorheit; o nimm die schädliche Gabe wieder von mir! Der Götterfreund fühlte Mitleid, er heißt ihn im Flusse Mäander sich baden und sieh, die goldmachende Kraft weicht von ihm, und theilt sich dem Flusse mit, der seitdem Gold führt. Diese Fabel lehrt, daß Reichthum Geiz erzeigt, Geiz aber einen Hunger nach noch mehr Vermögen hervorbringt, so daß sich der geldhungrige Reiche oft nicht satt ißt, um zu sparen.

Großer Reichthum macht eitel und verleitet zur Schwelgerei.

Der römische Patrizier Lukullus war unermeßlich reich. Er gab dem gesammten römischen Volke ein herrliches Gastmahl. Er lebte ohne öffentliche Geschäfte nur sich selbst. Er legte die prächtigsten Gärten an, baute reizende Landhäuser, bedeckte die Wände mit den kostbarsten griechischen Gemälden und Bildsäulen. Er baute Lusthäuser auf Dämmen in's Meer hinein, ließ Berge durchgraben und Kanäle aus dem Meere in seine großen Fischteiche leiten, damit die kostbaren Seefische, die er füttern ließ, beständig in ihrem Elemente wären. Seine Möbeln stimmten vollkommen zu der Pracht seiner Zimmer. Er besaß in seiner Garderobe zweihundert Purpurmäntel, wovon Einer nicht

unter tausend Thalern zu haben war. Täglich hatte er Gäste, die seiner Eitelkeit schmeichelten. Ein jedes Gastmahl kostete ihn zehntausend Thaler. Er war also ein eitler Schwelger. Das machte der Reichthum aus ihm. Am Ende seines Lebens wurde er wahnsinnig.

Reichthum ohne Selbstbeherrschung verkürzet das Leben durch Schwelgen.

Anton van Dyk, geboren 1599 zu Antwerpen, war ein berühmter Maler. In Genua verdiente er durch Portraitmalen Geld vollauf, zog nach Palermo, machte die dortigen Maler neidisch, ward vertrieben durch die Pest, kehrte nach Antwerpen zurück und lieferte so herrliche Stücke, daß Karl I. von England ihn für immer nach London berief. Hier hielt van Dyk ein großes Haus und lebte so üppig, wie kaum ein türkischer Sultan. Sein Beutel konnte die Ausschweifung wohl aushalten, nicht aber seine Gesundheit. Van Dyk starb, noch nicht 42 Jahre alt, und liegt zu London begraben.

Reichthum ist sehr unsicher.

Der ägyptische König Psammenit wurde vom König der Meder, Kambyses, gefangen. Im feindlichen Lager saß er, der Stadt Memphis gegenüber, in stummer Erwartung, was des Siegers Willkühr über ihn beschließen würde. Da sah er seine geliebte Tochter in Sklaventracht mit Wassergefäßen aus dem feindlichen Lager kommen und traurig den nie gewohnten Mägdedienst verrichten. Zweitausend blühende Jünglinge wurden vorübergeführt, den Tod zu leiden, unter ihnen auch des Königs Sohn. Und weiter erschien unter den tausendfälligen Scenen des Jammers ein alter Freund und Tischgenosse des Psammenit, ein Greis, der so lange im Glücke und Wohlstande gelebt hatte, nun aber, entblößt von Allem, mit zitterndem Haupte am Bettelstabe einherging, und unter seinen Landsleuten Mann für Mann um eine milde Gabe bat. Als Psammenit diesen erblickte, fing er bitter zu weinen an, rief seinen Freund mit Namen und drückte ihn schluchzend an sein Herz; der gepreßte Busen erleichterte sich in unendlichen Thränen.

Reichthum macht Sorgen.

Dem Kaiser Sigismund wurden einmal aus Ungarn vierzigtausend Gulden überschickt. Als er zur Nacht schlafen ging, machte er sich Gedanken, wie er dieses Geld anwenden wolle; die Gedanken wuchsen so stark an, daß er nicht schlafen konnte. Er ward ungeduldig, stand um Mitternacht auf, ließ den Großoffizier und Hauptleute rufen und als diese kamen, trat der Kaiser auf das Geldfaß und sagte: Diese Erzdiebe haben mir den Schlaf genommen; nehmet sie hinweg und theilet sie untereinander, damit ich wieder schlafen kann. Diese thaten es mit Freuden und der Kaiser schlief bald darauf ein.

Reinigkeit.

Wir sollen auf Reinigkeit der Seele und des Herzens bedacht sein.

Wir lieben es an Metallen, wenn sie blank sind und glänzen. Wir scheuern Messer und Gabeln mit Hammerschlag, messingene Leuchter mit Ziegelmehl, zinnerne Becher, Kannen, Teller mit Zinngras, silberne Gefäße mit Kalk. Eben so sollen wir auch die Reinigkeit der Seele und des Herzens lieben; und diese erlangt man mit der heiligmachenden Gnade in der Beichte durch Reue und bewahrt sie durch Vermeidung der Sünde, namentlich der Todsünde.

Reinigkeit, jungfräuliche, eine Gabe Mariä.

Der heilige Aloysius dachte lange nach, was wohl der jungfräulichen Mutter Gottes am wohlgefälligsten wäre, und er hielt dafür, daß ihr Nichts lieber sei, als wenn er sich befleiße, ihre jungfräuliche Reinigkeit nachzuahmen und ihr ewige Jungfräulichkeit zu geloben. Er legte dieses Gelübde ab. Alle seine Beichtväter haben bezeugt und bekräftigt, daß des heiligen Jünglings Leib von jeder unziemlichen Empfindung und Regung in seinem ganzen Leben freigeblieben sei und seine reine Seele niemals ein unfläthiger Gedanke oder unlautere Einbildung bemackelt hat. Diese ungewöhnliche Gnade, welche nur ganz wenigen Heiligen zu Theil geworden, hat also Aloysius durch die Fürbitte Mariä von Gott erhalten, wofür er sich überaus dankbar bewies, indem er sie immer als seine liebe Mutter ehrte und inbrünstig liebte und auf ihre mütterliche Fürbitte in allen seinen Anliegen vertraute.

Religion.

Ohne Religion ist der Mensch ein Sklave der Sinne.

Der Mensch ist in Folge seiner verdorbenen Natur zu fleischlichen Lüsten geneigt; er ist hoffärtig, geizig, neidisch, wollüstig, genußsüchtig, zornig und träge. Der Pavian ist auch wollüstig, diebisch, boshaft. Was ist also für ein Unterschied zwischen Mensch und Pavian? Der Mensch kann mittelst des Gebetes und der Gnadenmittel der Religion seine Begierden beherrschen, das Thier kann das nicht. Ohne Religion setzt sich der Mensch auf die Stufe des Pavian. Darf er sich beschweren, wenn ihn Gott nicht wie einen Menschen, sondern wie ein unreines Thier verabscheut?

Die Religion Jesu Christi ist ein dringendes Bedürfniß aller Menschen.

Die Religion Jesu Christi ist ein ebenso dringendes und allgemeines Bedürfniß für jeden Menschen, wie das Sonnenlicht für die Pflanzen und Thiere. Das Sonnenlicht färbt das Gras grün und die Blumen mit mancherlei Farben; es macht Alles wachsen und bringt Alles zur Reife; im Bedürfniß nach Sonnenlicht entfaltet sich der Baum der Sonne entgegen, steigt der Fisch aus der

Tiefe hervor und kommt an die Sonne, bewohnt der Steinbock die Mittagsseite der Alpen. Eben so ist die Religion ein tiefes dringendes Bedürfniß für alle Menschen. Ohne ihre Kenntniß ist der Mensch in himmlischen, übersinnlichen Dingen, in Angelegenheiten seines Heiles blind; ohne sie kann im Menschen kein gottgefälliger Sinn, keine Tugend, kein gutes Leben aufkommen. Mensch, fühle dieses Bedürfniß nach Religion, höre ihren Unterricht, erbaue dich an ihren Wahrheiten!

Die christliche Religion ist ein Licht für die Seele.

In welcher Geistesfinsterniß befanden sich die Heiden! Sie erkannten nicht einmal den Schöpfer und beteten Bilder an, die sie selbst gemacht hatten. Und wie blind waren sie in der Sittenlehre! Was Gott als Todsünde, als Verbrechen mit zeitlichen und ewigen Strafen verpönt, das erlaubten ihre Weltweisen nicht nur, das übten sie sogar zur Ehre der Götter, als: Diebstahl, Unzucht und Ehebruch zu Ehren der Götter im Tempel, Sklaverei, Aussetzung und Ermordung der Kinder. Wie glücklich sind die Christen, denen der Sohn Gottes seine heilige Religion geoffenbaret hat, welche die Menschen gerade über die wichtigsten Dinge unterweiset, über Gott, Ewigkeit, Gebote und Sünde. Mit dankbarer Wißbegierde sollen wir daher die heilige Religion lernen, hören, darüber nachdenken, darnach leben. Wir sollen mit solchem Vergnügen dem Worte Gottes zueilen, wie das Käuzchen dem Lichte. Dieser Vogel freut sich, wenn er in der Nacht durch die Fenster Licht sieht. Er fühlt sich so angenehm vom Lichte berührt und so mächtig hingezogen, daß er bis an die Fenster fliegt, sich daran anhält und ohne Weiteres in die Stube kommen würde, wenn die Fenster offen wären. Mit solchem Vergnügen sollen wir dem Religionsunterrichte beiwohnen; denn Religion ist ein übernatürliches Licht, welches den Menschen erleuchtet und ihn lehrt, hier gottgefällig zu leben und nach dem Tode ewig selig zu werden.

Nicht jede, sondern nur die christkatholische Religion macht selig.

Christus hat nicht viele, sondern Eine Religion geoffenbart; diese hat er seinen Aposteln und Jüngern zur Verbreitung übergeben, und zwar unter dem Schutze des heiligen Geistes, der bei ihnen und ihren Nachfolgern bleiben soll bis zum Ende der Zeiten und der sie vor Irrthum bewahrt. Es gibt also nur Eine wahre, göttliche Religion und Kirche, die christkatholische; nur in ihr kann man selig werden, außer ihr ist kein Heil. Es ist mithin eine verkehrte und verderbliche Ansicht Jener, die da glauben, sie könnten in jeder Religion selig werden und die so leicht vom katholischen zum protestantischen Glauben übertreten. Der Katholik muß an seinem Glauben festhalten, er mag unter Katholiken, oder unter Lutheranern, oder unter Kalvinern, oder gar unter Freidenkern wohnen. Er darf es in Betreff seines Glaubens nicht so halten, wie der graue Würger mit dem Gesange der Vögel. Dieser Vogel hat auch einen eigenen Gesang; aber er ist aus den Liedern der Schwalbe, der Grasmücke,

der Lerche, der Nachtigall, der Wachtel, der Rothkehle, des Finken und anderer Vögel zusammengesetzt; was er hört, singt er gleich nach. Hört er die Schwalbe, so zwitschert er wie sie; hört er die Grasmücke oder Lerche, so singt er wie sie; wohnt die Nachtigall in seiner Nähe, so ahmt er ihre melodischen Harmonien nach. Diesem Vogel gilt es also gleich viel, ob er seinen eigenen Gesang singt, oder den eines anderen Vogels. Der Katholik darf in Bezug der verschiedenen christlichen Religionen diesen Vogel nicht nachahmen. Es ist nur Eine seligmachende Religion und Kirche: die katholische; der Katholik muß um jeden Preis katholisch bleiben, der Andersgläubige muß katholisch werden, wenn er selig werden will.

Wir sollen die Verheißungen und Drohungen der Religion mehr beachten.

Wir sollen uns an die göttlichen Verheißungen und Drohungen wenigstens eben so sorgsam halten und darnach achten, als wir die Wetterprophezeihungen der Natur glauben und beachten. Das Quecksilber, der Sturmvogel, der Laubfrosch, der Hahn, die Spinne verkünden den Wechsel der Witterung, deuten Luftveränderungen, Regen und Sturm an; es trifft zu, man glaubt daran, man unterhält diese Wetterpropheten und gibt auf ihre Verkündigung Acht; man beschleunigt oder verzögert die Saat, die Heu- und Getreideernte. Da man nun an die Propheten des Wetters glaubt und darauf achtet, wäre es nicht höchst leichtsinnig, die Verheißungen und Drohungen der Religion gering zu achten? Sind sie nicht verläßlicher, als die Verkündigung des Wetters? Nun hat aber Gott gedroht: Kein Dieb, kein Räuber, Geiziger, Unzüchtiger, Ehebrecher, Trinker, Rachsüchtiger, in Haß und Feindschaft Lebender wird das Reich Gottes sehen. Achten wir daher wenigstens ebenso genau auf die Verheißungen und Drohungen der Religion, als wir auf die Prophezeihungen des Wetters achten!

Wir sollen die Religion in uns aufnehmen und wieder als gute Beispiele leuchten lassen.

Wir müssen die heilige Religion in Kopf und Herz aufnehmen, zunächst zu unserer eigenen Erleuchtung, Erbauung und Heiligung, dann aber auch zur Belehrung und Erbauung Anderer, besonders der Kinder. Wir müssen hierin dem faserigen Schwerspath, auch Bologneserspath und bononischer Stein genannt, gleichen. Er findet sich bei Bologna in Italien und hat die Eigenschaft, daß er das Licht, welches er am Tage von der Sonne oder von einem starken Küchenfeuer einsaugt, des Nachts im Finstern genau mit denselben Farben wieder von sich gibt. Sie zeigt sich an jedem Schwerspath besonders stark, wenn man ihn zu Kalk brennt, dann zu Pulver stößt und mit Leinöl durchknetet. So müssen wir unsere Religion in guten Beispielen leuchten lassen.

Die Religion muß unseren Verstand erleuchten.

Gott hat der Erde ein eigenes Licht angeschaffen, welches sich im Feuer, in der Elektrizität, im Magnetismus, im Nordlicht, in Leuchtkäfern und im Leuchten des Meeres äußert, aber es reicht für sich nicht aus, um die Erde genügend zu erleuchten und zu erwärmen. So trägt auch der menschliche Geist in seinem Verstand ein Licht, aber es reicht für sich nicht aus, um die übernatürlichen Wahrheiten zu erkennen. So wie nun Gott der Erde zum vollen Sehen und Gedeihen das Sonnenlicht zuwies, so schenkt er unserem Geist ein übernatürliches Licht, die heilige christkatholische Religion. Ohne Sonne ist das Auge blind und in Dunkel gehüllt, obschon es Sehkraft besitzt; ohne Religion bleibt der Verstand von übernatürlichen Dingen unwissend, obschon er Erkenntnißkraft besitzt.

Die wahre Religion ist nur die katholische.

An den Lehren und Glaubensartikeln der heiligen katholischen Kirche muß man alle Ansichten, Meinungen, Aussprüche und Lehren der Ketzer und Philosophen prüfen; stimmen sie nicht mit ihnen überein, sind sie ihnen entgegen, so sind sie falsch, mögen sie auch scheinbar noch so gut begründet sein. Die Kirche gleichet dem Probierstein, auf dem man durch Anstreichen den Gehalt des Goldes und Silbers erforschet. Wenn du also zufällig eine sonderbare Meinung aussprechen hörest, so frage dich alsogleich: Lehret dieß die katholische Kirche? Widerstreitet sie derselben, so verwirf sie als falsch.

Die katholische Religion die beste.

Es ließ sich vor dreihundert Jahren ein sehr gelehrter Mann, Melanchthon aus Bretten, in die Reformation verwickeln. Diesen fragte eines Tages seine alte Mutter, ob sie denn auch dem neuen Glauben beitreten solle. Er antwortete: Bleibe bei deinem alten katholischen Glauben; lutherisch ist wohl gut leben, aber katholisch ist gut sterben. Und auf's Gutsterben kömmt doch Alles an.

Die heiligen Wahrheiten der Religion muß man an die Dinge der Natur anheften.

Petrarca, ein Gelehrter und Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, trug zu Hause einen ledernen Rock. Hatte er einen guten wissenschaftlichen Gedanken, so schrieb er ihn sogleich auf seinen Rock, um ihn festzuhalten. Nach seinem Tode fand man diesen Rock über und über beschrieben. So muß es der Christ mit den heiligen Religionswahrheiten auch machen; er muß die himmlischen Religionswahrheiten und göttlichen Aussprüche, wie es Christus in seinen Parabeln gethan, an die Dinge der Natur, an die Geschöpfe heften; so werden sie ihm geläufig, sobald er die Dinge erblickt. Zum Beispiel an die Blumen: Alles Fleisch ist wie Heu; an die Vögel: Sie säen nicht und ernten nicht und euer himmlischer Vater ernährt sie doch; so mit der Ameise, dem Baume, dem Samen.

Irreligionen können nicht selig machen.

Vor Zeiten brachte man in Zier- und Kunstgärten täuschende gemalte Thüren an; und noch jetzt findet man an manchen Häusern blinde Fenster. Diesen gleichen irrige Religionen; denn so wenig man durch gemalte Thüren eintreten und durch blinde Fenster schauen kann; eben so wenig kann man durch irrige Religionen in den Himmel eingehen.

Die Religion muß in die Gesinnung übergehen.

Wie bei der Verdauung die feineren Substanzen der Nahrung in Blut und Säfte aufgenommen, die unbrauchbaren, erdigen aber ausgeschieden und der Erde zurückgegeben werden, so ist es auch mit der Religion; ihre Wahrheiten werden in Verstand, Willen und Herz aufgenommen, werden Gesinnungen; der irdische Sinn und die fleischlichen Begierden und Lüste werden ausgetrieben.

Religion dringt in reine Seelen tiefer ein.

Der Mensch gleichet in Bezug auf Religion und ihre Erkenntniß dem Spiegel. Wird er rein gehalten, so nimmt er das dargebotene Bild rein auf und gibt es rein zurück; wird er durch den Hauch getrübt, so nimmt er das Bild unvollkommen auf und gibt es dunkel zurück. So ist es mit der Religion. Eine reine Seele hört die Religion mit Lust und Liebe, versteht sie besser, dringt tiefer ein, behält sie besser, glaubt sie fester und bildet sich nach derselben.

Bei Gebildeten herrscht oft die größte Unwissenheit in der Religion.

Ein Professor an der Universität zu Salamanka, welcher in den menschlichen Wissenschaften sehr erfahren war, aber die eine nothwendige Wissenschaft, die Religion vernachlässigt hatte, wählte den heiligen Johannes vom Kreuze zu seinem Beichtvater und Leiter. Dieser heilige Mann fand sehr bald, daß jener Mensch aufgeblasen und angefüllt von seinen Wissenschaften, aber leer an Tugenden war; er legte ihm die einzige Frage vor: Was ist ein Christ? Der Professor ward nicht wenig verlegen; er stammelte und bekannte endlich, daß ihm die Antwort darauf sehr schwer werde. Der Mann Gottes führte ihn in seine Zelle, gab ihm einen Katechismus und empfahl ihm, diese einzige Frage zu erwägen: Was ist ein Christ? Der Professor erkannte sehr bald, daß es nichts nützt, mit unnöthigen Wissenschaften überladen zu sein, wenn man die nothwendige, die Religionskenntniß nicht besitzt.

Die christkatholische Religion ist unverwüstlich.

Zur Zeit, da Bernardinus von Feltri, ein Mann von apostolischem Geiste, in Bologna predigte und gegen die herrschenden Laster, zumal gegen den Wucher, den Luxus und die Ausgelassenheit der Sitten mit der siegenden Macht der Wahrheit zu Felde zog, wurde diese Beredsamkeit den Belialssöhnen um so

lästiger, je größeren Eindruck sie auf die Seelen derjenigen machte, deren Bekehrung ihren wüsten Leidenschaften nicht behagen konnte. Sie suchten die Eindrücke zu verwischen, die der Redner bisher, zumal auf die Frauen, hervorgebracht hatte. Sie ließen nämlich in der Nacht die Füße des Gestelles, worauf die Kanzel stand, durchsägen, damit sie mit dem Prediger bei der ersten heftigen Bewegung zusammenstürze. Schon war die Kirche mit Zuhörern gefüllt, unter denen sich auch die lauschenden Bösewichter befanden. Ehe Bernardinus die Kanzel bestieg, sagte er laut zum Volke: Man hat zwar meinem Pferde die Füße abgesägt, doch will ich mit Gottes Hilfe aufsitzen und fortreiten. Er bestieg die Kanzel, die Feinde lauerten vergeblich, sie brach nicht zusammen, sie schwankte nicht einmal und Bernardinus stand so fest wie sonst, gleichwie er feststand auf dem Felsengrund der Wahrheit. Hier zeigte Gott durch ein Wunder bildlich, daß die christkatholische Religion und Kirche unzerstörbar sind.

Man muß der katholischen Religion treu bleiben bis zum Tode.

Als die Stadt Chios auf der Insel gleiches Namens im Jahre 1566 von den Türken eingenommen worden war, wählten diese aus den Kindern der vornehmsten Familien die wohlgestaltetsten und schönsten aus, um sie nach Konstantinopel zu schicken. Als sie dort angekommen waren, wollte man, ehe man sie ins Serail zum Dienste des Großherrn ablieferte, sie zuvor noch beschneiden und zur Verläugnung des christlichen Glaubens anhalten. Die Beschneidung ward an ihnen mit Gewalt vollzogen; die Glaubensverläugnung konnte man aber aller Versprechungen und Drohungen ungeachtet ihnen nicht abgewinnen. Man schritt daher zu grausamer Mißhandlung, geißelte sie bis auf den Tod; sie aber blieben unerschütterlich standhaft, was man von Knaben dieses Alters kaum erwarten sollte. Als ihnen am Ende unter der schrecklichen Marter die Stimme völlig versagte, und sie nimmer reden konnten, so befahl man ihnen, die Finger zu erheben zum Zeichen der Abläugnung des Glaubens; allein keiner that dieses und einer fand sich unter ihnen, der seine Hand so fest geschlossen hatte, daß man sie ihm, weder da er noch lebte, noch als er todt war, mehr öffnen konnte. (Hauser II. S. 254.)

Verspottung der Religion ist unedel.

Kambyses, selbst ein Heide, verspottete dennoch in Aegypten die Religion der Aegypter. Diese verehrten einen Stier als Gott. Die Priester waren eben beschäftigt, zu opfern und zu beten, das Volk durchzog im fröhlichen Getümmel die Straßen und der göttliche Stier ward in feierlicher Prozession umhergeführt. Kambyses in seinem Grimme konnte es nicht vertragen, daß sich Menschen freuten; es war ihm, als ob ihn jedes fröhliche Gesicht verlachte; denn seine Unternehmung war verunglückt. Das höllische Lachen sollt ihr mir büßen, schnaubte der Rasende; Kambyses durchstach den Stier und tödtete ihn. Er ließ in Aegypten Gräber und Katakomben öffnen und drang in das Innerste der Tempel, welches sonst nur Priester betreten durften, um das, was diesen

Leuten heilig war, recht frech verhöhnen zu können, wohl auch, um das Ansehen der bei dem Volke viel geltenden Priester zu schmälern. So stellte er sich einmal in einem Tempel vor ein Götzenbild und lachte aus vollem Halse, und um die Aegypter noch mehr zu ärgern, ließ er das Bild vor ihren Augen verbrennen. Auf solche Weise bekehrt man unwissende Menschen nicht und Hohn dessen, was heilig gehalten wird, erzeugt nur Haß. Dieses Betragen war unedel.

Verspottung der Religion von Gott bestraft.

In Belgien fand 1829 eine Volkszählung statt, wo Jedermann in die cirkulirenden Listen Namen, Alter, Stand und Religionsbekenntniß eintragen mußte. Da schrieb Chazal, der Kriegsminister, bei der Rubrik: Religion, spottweise sich selbst als Atheist — Gottesläugner —, seine Gattin als Mormonin, seinen Sohn als Heiden und seinen Lieblingsaffen als Katholiken ein. Doch es wurde mancher Gotteslästerer schon auf Erden bestraft und so blieb denn auch für Chazal die Strafe Gottes für den Frevel der Religionsverspottung nicht aus, denn kurze Zeit darauf erschoß sich sein Sohn in selbstmörderischer Absicht und er selbst wurde kürzlich von seinem Affen gebissen und mußte so für seine Frevelthat büßen; der katholische Affe hat den atheistischen Minister beinahe zu Tode gebissen.

Im Tode ist die Religion der einzige und beste Trost.

Je älter König Ludwig XV. von Frankreich wurde, desto öfter und stärker stellten sich Gewissensbisse ein; aber seine Maitressen litten es nicht, daß er ein besseres Leben anfange und so überraschte ihn der Tod, da er noch als Greis von den Blattern angesteckt wurde. Sein ganzer Körper ward mit den eckelhaftesten Beulen überdeckt, Arme und Beine verwesten, sein Körper zerfiel noch lebend zum Theil schon in Stücke, das Aechzen des Kranken zerriß Allen das Herz, Alle flohen, auch die Dubarry, seine Hure, nur sein Beichtvater und seine Töchter hielten bei ihm aus. Er sprach von Nichts, als von dem Feuerpfuhl, der ihn in der Ewigkeit erwarte, horchte lechzend auf die Worte des Beichtvaters, der ihn auf Gottes Erbarmen hinwies, und äußerte wiederholt, Gott könne ihm das Böse, welches er gestiftet habe, nimmer vergeben. Er glaubte Teufel um sein Bett zu sehen und in allen Kirchen mußten Messen zur Rettung seiner Seele gelesen werden. So starb er am 10. Mai 1775 Nachmittags halb vier Uhr. Ohne Religion hätte er vollends verzweifeln müssen.

Religion bringt auch zeitlichen Segen.

Der heilige Willibald arbeitete segensvoll in Baiern an der Verbreitung des Christenthums; Bonifazius schickte ihn endlich nach Eichstädt. Jene Gegend war damals noch wild und wüste, ein beinahe undurchdringlicher, mit Eichen besetzter Wald. Nur wenige Wohnungen befanden sich hie und da, nebst einem Kirchlein, der heiligen Jungfrau geweiht, das von den Einwohnern sehr zahlreich besucht wurde. Willibald fing an, aufzuräumen, fällte Bäume, machte

das Land urbar und nannte den Platz Eichstädt. Er wurde vom heiligen Bonifazius zum Bischof geweiht. Die neue Ansiedlung wurde immer angenehmer durch den rastlosen Fleiß Willibalds und seiner Gehilfen und von allen Gegenden strömten Leute herbei, die sich da ansäßig machten. Auf solche Weise blühte Eichstädt zu einer Stadt empor, die in der Folge immer mehr bevölkert wurde. Unermüdet arbeitete er daran, die rohen Sitten seiner Heerde zu mildern und aus sinnlichen ungebildeten Menschen Christen zu bilden. Sein glühender Eifer besiegte alle Hindernisse und bald genoß er die Freude, veredelte Menschen um sich zu haben, die sich jetzt ihres Lebens freuten und für ihren Wohlthäter beteten, der sie aus dem Zustande der Wildheit zur Sittlichkeit geführt hatte.

Selbst Wilde wissen die wahre katholische Religion von der falschen zu unterscheiden.

Im Jahre 1775 wurden die Wilden von den Amerikanern in Watertown zu einer Rathsversammlung eingeladen. Ambros Var, ein Häuptling und katholischer Christ, kam als Sprecher. Nachdem der politische Theil ihrer Sendung abgemacht war, setzten die Häuptlinge weiter hinzu: Wir brauchen einen Schwarzrock, einen französischen Priester. Zu Jesu beten wir und wir wollen kein Gebet (d. i. Religion) hören, das von Altengland — von Protestanten — kommt.

Vorurtheile hindern die Verbreitung der christlichen Religion unter den Wilden.

Die katholischen Missionäre begannen das Bekehrungswerk bei den wilden Onondagas. Die gefälligen Sitten des Volkes erleichterten den Umgang; auch machten sich die Priester bei jeder Gelegenheit den Volksgebrauch des Erzählens alter Ueberlieferungen zu Nutzen und gaben ihrerseits die Ereignisse der heiligen Geschichte zum Besten der Unterhaltung. An Dingen, die ihnen in die Quere kamen, fehlte es freilich auch nicht, und nicht an abgeschmackten Beschuldigungen. Eine der geläufigsten war die, daß die französischen Priester die Indianer nur tauften, um sie desto leichter im Himmel peinigen zu können; und einmal kam Pater Dablon in den Verdacht, eine ganze Büchse voll Seelen auf und davon geführt zu haben und gerieth deßhalb in nicht geringe Gefahr.

Die katholische Religion sittigt und sänftigt selbst die Wilden.

Die wilden Delawaren waren noch Heiden und schnitten ihren gefangenen Feinden ohne weiters die Kopfhaut ab; aber die Algonquins, welche Christen waren, verübten nicht ferner an ihren Gefangenen jene teuflischen Grausamkeiten. Sie gaben denselben einen Missionär und Zeit zum Unterricht und zur Vorbereitung, führten sie dann hinaus und erschossen sie. Als die heidnischen Hurenen solches sahen, riefen sie aus: Es ist gut. Wenn wir einmal Alle Christen sind, wollen wir auch so thun. Der Häuptling Garacantiè bemühte

sich, Frieden zu stiften, rettete gefangene Franzosen und leitete die kleine Christengemeinde nach Maßgabe seiner Stellung und Klugheit. Der Christenname bekam neue Würde in den Augen der Wilden.

Mit welcher Begierde man die Religion lernen soll.

In dem Indianerdorfe Gandawague, wo die Wilden die Missionäre Jogues, Goupil und Lalande ermordeten und in derselben Hütte, wo sie gerastet hatten, wohnte ein Kind, Namens Jehgahkwita, dessen Heiligkeit später berühmt wurde. Als Aufwärterin der Missionäre bestellt, lernte das reine Mädchen hier zuerst das Christenthum kennen. Da war auch noch ein Mohakweib, welches ernstliches Verlangen nach der Taufe zeigte. Um ihre Festigkeit zu prüfen, ernannte man sie zur Gebetausruferin der Christen, ein erniedrigendes Amt, denn es setzte den, der es übte, dem Spotte und der Beleidigung aus. Aber das Weib vollzog das Amt mit Demuth, einzig um Gottes Lohn. Als die Missionäre abreisten, versprach ihr Fremin, den Religionsunterricht nach seiner Rückkehr zu ertheilen. Aber ihre Lernbegierde und ihr Verlangen nach Religionsunterricht war so groß, daß sie ihnen auf ihrer Wanderung folgte; auch wankte sie später nach der Taufe niemals im Glauben. Auf ein Krankenlager geworfen, verschmähte sie, einzig auf den Christengott vertrauend, die abergläubischen Mittel ihrer Verwandten und sah ihr Vertrauen zu Jesus nach wenigen Monaten mit neuer Gesundheit belohnt.

Die Wilden haben keinen Sinn für die protestantische Religion.

Ein Theil der wilden Pottawatomis war von den Jesuiten bekehrt; der andere Theil hauste am St. Josephfluß und war noch heidnisch. Zu ihnen wurde Pater Rezè geschickt und kam im Juli 1830 in ihrem Dorfe an. So wie sie erfuhren, daß ein Schwarzrock wirklich da sei, schlugen Alle ihre Zelten um seine Hütte auf und suchten so ihr Verlangen darzuthun, die ihren Vätern verkündete Religion anzunehmen. Rezè taufte den Häuptling Pokegann nebst noch zwölf anderen. Es hatten sich Baptistenprediger bei ihnen eingefunden und ein Haus errichtet, wurden aber nicht angehört. Nach der Taufe des Häuptlings hielten sie Rath, um den Platz für eine Kapelle zu bestimmen und geboten den Predigern, ihr Haus binnen Monatsfrist zu räumen und sie zu verlassen. Rezè mußte sie wieder verlassen. Pokegann war untröstlich. Er ging nach Detroit zum Bischof und sprach zu ihm: Vater, Vater! ich komme, dich um einen Schwarzrock zu bitten, der uns Gottes Wort lehre. Wie oft hast du ihn uns versprochen! Habe wenigstens Mitleid mit unseren Kindern! Ihr laßt uns taub und blind; Nacht liegt auf unseren Augen und wir fürchten das Feuer des bösen Manitou — des Teufels in der Hölle. — Wir haben den falschen Lockvögeln — den Baptistenpredigern — unser Ohr verschlossen, und sind auf dem Pfade geblieben, den der Schwarzrock unseren Vorfahren gezeigt, als er vor vielen, vielen Wintern am St. Joseph war. Wir beten immer noch vor dem Kreuze, das du uns gegeben, und am Sonntag zum

östern. Zwei Tage vor dem Sonntag fasten wir bis zum Abend, Männer, Weiber und Kinder, nach der Ueberlieferung unserer Väter und Mütter. Der Bischof schickte ihnen im August 1830 den Pater Stephan Badin.

Die Vielweiberei ein großes Hinderniß der Annahme der christlichen Religion.

Im August 1691 erreichte der katholische Missionär Pater Sebastian Rabe das große Illinoisdorf. Es bestand aus dreihundert Hütten, jede mit vier bis fünf Feuern und doppelt so vielen Familien. Er wurde vom obersten Häuptling zu einem Bankette eingeladen, das man ihm zu Ehren gab. Trotz des guten Empfangs fand die Religion wenig Annehmer. Wohl erkannten sie, daß das Gebet gut sei und waren entzückt, wenn ihren Weibern und Kindern Religionsunterricht ertheilt wurde; aber wenn der heikle Gegenstand auf's Tapet kam, daß sie sich mit Einem Weibe begnügen müßten, wenn sie Christen werden wollten, da war es schwer, sie zu bewegen, ihre Weiber zu entlassen. Es gibt Keinen, selbst unter den Medizinleuten, den schlimmsten aller Glaubensfeinde, der nicht gerne seine Kinder zur Lehre und zur Taufe schicke; er selbst bleibt Heide, weil das Gebet die Vielweiberei nicht erlaubt.

Die Wilden wissen die Religion besser zu schätzen, als unsere Christen.

Der katholische Missionär White nahm seinen Posten zu Kittamaquindi, bei den wilden Piskataways-Indianern. Chilomakon, ihr Häuptling mit souveräner Gewalt, empfing Pater White recht herzlich und beherbergte ihn in seiner eigenen Wohnung. Dieser säumte nicht, die Häuptlingsfamilie und die Krieger des Stammes im Christenthum zu unterrichten. Tief war der Eindruck. Es ward mehr Anstand in der Kleidung beobachtet; Chilomakon entsagte seinen Weibern bis auf ein einziges. So gründlich war der Piskataway-Häuptling von der Wichtigkeit des Christenthums überzeugt, daß, als der Statthalter ihm einen vortheilhaften Tauschhandel antrug, er erklärte: Der große Nutzen sei gering in seinen Augen, verglichen mit dem Schatze, den die frommen Väter Missionäre ihnen zugebracht — Kenntniß des wahren Gottes; eine Kenntniß, die jetzt und zu allen Zeiten der erste Gegenstand aller seiner Wünsche gewesen. Bei einer großen Versammlung seines Stammes erklärte er offen seinen und seiner Familie Entschluß, dem alten Aberglauben zu entsagen und Christum anzubeten, da es keinen wahren Gott, als den der Christen gebe.

Große Begierde der Ostindier nach Belehrung in der christkatholischen Religion.

Im Jahre 1845 schreibt ein Missionär aus Trichinopoly: Die Begierde des Volkes ist einer der schönsten Züge im Charakter des Volkes. Wir könnten die Gläubigen vierundzwanzig Stunden lang in der Kirche behalten, ohne ihre Aufmerksamkeit zu ermüden; und mit Bewunderung erwähnt er ihre zärtliche Rührung, indem sie Thränen vergießen und das Haupt bis zum Boden nieder-

beugen, wenn das Bild des Gekreuzigten vor ihnen erhoben wird. In ihrer Begierde nach religiöser Belehrung kaufen sie Bücher, oder borgen sie aus und schreiben sie auf Palmblätter ab.

Die protestantischen Missionäre lassen ihre Neubekehrten unwissend in der Religion.

Im Jahre 1852 bestätigte der Engländer Cole nach fünf Jahren persönlicher Beobachtung die Aussagen aller seiner Vorgänger: Ich wage zu behaupten, daß von jedem Hundert sogenannter christlicher Hottentotten, neunundneunzig keinen richtigen Begriff über ein künftiges Sein haben und davon durchaus nichts wissen. Ich spreche aus Erfahrung. Ich bin häufig am Bette eines sterbenden Hottentotten gesessen, der beständig eine gewisse protestantische Kirche besuchte; einst fragte ich ihn, ob er sich vor dem Sterben fürchte? Er lächelte und sagte: Nein. Ich fragte ihn, ob er erwarte, in den Himmel zu kommen? und er antwortete: Nein. Wohin denn? — Nirgends hin. Und dieß habe ich immer und immer wieder gehört von den Lippen einiger der Lieblingschristen der protestantischen Missionäre. Kann man sich einen ausdrücklicheren Beweis der unheilbaren Unfähigkeit des Protestantismus zur Bekehrung der Heiden wünschen?

Die Chilenen hassen die protestantische Religion.

Die ursprüngliche Bevölkerung Südamerikas ist seit ihrer Bekehrung niemals in irgend einer Ketzerei oder in Etwas, dem katholischen Glauben Feindlichem gefunden worden. Nicht nur waren alle Versuche, ihren Glauben zu erschüttern, bis auf den heutigen Tag gleichmäßig vergeblich, sondern in vielen Theilen Südamerikas und besonders in Chili, wo die Emissäre der englischen Bibelgesellschaft aufgetreten sind, ist das Leben eines Engländers unter dem Landvolke gefährdet; so groß ist ihr Abscheu vor Ketzerei und vor Denen, die sie ihnen empfehlen. Die Eingebornen Amerikas entsagten unter der väterlichen Leitung der Jesuiten, Franziskaner und Dominikaner ihren wilden Sitten und wurden in den Künsten und Pflichten des civilisirten Lebens unterrichtet. Dieß sind die Hauptzüge ihrer Geschichte.

Treue gegen unsere heilige katholische Religion müssen wir von den Wilden lernen.

In Brasilien, wo einst die katholischen Missionäre Nobrega und Anchieta wirkten, zeigen achtmalhunderttausend häuslich niedergelassene Indianer noch bis auf diesen Tag die Früchte ihrer Bemühungen. Sechzig Jahre lang ihrer Priester beraubt und zu oft durch das Beispiel der Protestanten geärgert, haben die eingebornen Racen nicht nur durch alle Prüfungen und Trübsale den katholischen Glauben bewahrt, sondern haben auch immer die Bestechungen und Schmeicheleien der Ketzer zurückgewiesen. Nun haben sie wieder Priester. Ihre vernünftige Frömmigkeit und eifrige Anhänglichkeit an die katholische Religion macht selbst auf Protestanten Eindruck. Trunkenheit und Gotteslästerung sind

bei ihnen unbekannt. Wenn man in der Hauptstadt an einem Sonntage den Lärm trunkener Gotteslästerer hört, so fluchen sie alle englisch. Gardner bemerkt 1846: Eines Sonntags Morgens kam ich von Brasilien in Liverpool an und im Verlaufe dieses einzigen Tages nahm ich eine größere Anzahl Berauschter wahr, als ich wohl während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in jenem Lande unter allen Brasilianern, ob schwarzen oder weißen, wahrgenommen hatte. Trotz des englischen und amerikanischen Geldes ist nicht ein einziger, weder schwarzer, noch weißer Brasilianer je bewogen worden, sich zum Protestantismus zu bekennen; das Volk meidet einen protestantischen Missionär als einen Menschen, mit dem umzugehen in schlechten Ruf bringt. Der Widerwille der Amerikaner gegen die Protestanten ist so groß, daß sie dieselben für Juden halten und daß sie die Leiche eines Protestanten nicht auf ihrem Friedhofe dulden. Selbst der Caraibe und der Araukaner, der Peruvianer und der Chilianer, der grimmige Guacho, der sein wildes Roß über die Pampas jagt und der sanftere Indianer, der sein Kanoe durch reißende Flüsse leitet, sie Alle lachen über die Lehre der protestantischen Missionäre, welche alle ihre natürlichen Gefühle für das Heilige und Wahre verletzt, welche jedes Geheimniß verbannt und die Gnade und Gnadenmittel aufgehoben hat, und die den katholischen Missionären so wenig gleichen.

Die katholische Religion wirkt segnend auf Bildung und irdischen Wohlstand.

Die großartigste Mission war die der Jesuiten in Paraguay, welches beinahe die Hälfte von Südamerika umfaßt. Hier, mitten unter so barbarischen Racen, daß selbst die furchtlosen spanischen Krieger sie für unbezähmbar hielten, wurde die katholische Religion verbreitet. Hier wurde ein Stamm nach dem andern, einer roher als der andere, in den Schafstall Christi gesammelt und für die Gebräuche des civilisirten Lebens gebildet. Die erhabensten christlichen Tugenden wurden bei ihnen gewöhnliche Tugenden. Im Verlaufe von einhundertundfünfzig Jahren wurden anderthalb Millionen Indianer bekehrt. Der Missionär Cyprian Baraga bildete fünfzehn Kolonien christlicher Moxos. Mit eigener Hand taufte er einhundertundzehntausend Heiden. Er fand die Moxos als ein unwissendes Volk, wilder und grausamer als die wilden Thiere, und verließ sie als civilisirte Christen, in Dörfern wohnend. Diese einst so barbarischen Moxos waren nicht bloß ausgezeichnete Handwerker, sondern selbst geschickte Künstler geworden. In sämmtlichen Ansiedlungen wurde Baumwolle gezogen, ein guter Handelsartikel. Die Jesuiten nahmen Handwerker und Künstler als Laienbrüder auf und unterrichteten durch sie die Wilden. Hundert Jahre nach seinem Martertode waren sie ein strebsames, industrielles Volk, berühmt als Zimmerleute, Weber und Ackerbauer. Die Jesuiten regierten sie ohne Gesetzbuch, ohne Polizei, bloß mittelst der Religion und der zehn Gebote; diese Menschen, die einst nackt durch die Wälder wanderten, Menschenfleisch aßen und beinahe die menschlichen Instinkte verloren hatten! Am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts waren diese Missionen ein tapferes, fleißiges und

gebildetes Volk. Sowohl in den nützlichen, als in den schönen Künsten waren bedeutende Fortschritte gemacht worden. Außer Zimmerleuten, Maurern, Schmieden hatten sie Drechsler, Bildschnitzer, Maler und Vergolder, sie goßen Glocken und bauten Orgeln. Sie verstanden so viel Mechanik, um Roßmühlen zu konstruiren, genug Hydraulik, um durch künstliche Wasserleitungen die Ländereien zu bewässern und ihre öffentlichen Zisternen mit Wasser zu versehen. Ein Guarani konnte, so fein auch der Mechanismus sein mochte, Alles nachahmen, was ihm vorgelegt wurde. Unter den Jesuiten hob sich ihr Handel zu einer erstaunlichen Blüthe. Bei ihnen herrschte ein Gesellschaftszustand, daß es keine Reichen und keine Armen gab; in welchem Jeder für Alle arbeitete, wo es Arbeit ohne Härte und Gehorsam ohne Unterdrückung gab; die Jesuiten waren einzig auf ihr ewiges und zeitliches Wohl bedacht; es herrschte die größte Freiheit und sie hatten weniger natürliche und moralische Uebel, als irgend ein Volk des Erdkreises. In jedem Missionsdorfe war das Lesen, Schreiben und Rechnen nicht nur buchstäblich allgemein, sondern es gab auch einige Indianer, welche Spanisch und Latein so gut verstanden, wie ihre Muttersprache. Ihre Unschuld war so allgemein, daß in diesen Missionen Viele alt wurden, ohne eine Todsünde begangen zu haben. Geiz und Ehrsucht, Neid, Haß und Bosheit, Trunkenheit und Unzucht waren hier unerhört. Als die Jesuiten aufgehoben wurden, traten politische Beamte an ihre Stelle, hungrige Spitzbuben aus Spanien, Betrüger, Räuber, Wüstlinge. Die Indianer sanken in Verzweiflung oder flohen erschreckt hinweg. Die Folge war, daß die Künste vernachlässigt und vergessen wurden, ihre Gärten lagen wüste; ihre Webstühle zerfielen in Stücke und das Volk wurde nun lasterhaft und elend. Es waren im Jahre 1835 von hunderttausend keine tausend Seelen übrig, von einer Bevölkerung, die unter der Aufsicht der Jesuiten dreißig Städte bewohnte, und zwar bloß an den Ufern des Parana und Uruguay. Im Lande der Missionen sind über vierhundert Städte gänzlich zu Grunde gegangen. Das können die Freigeister und Liberalen.

Spott ist nur gegen falsche Religionen erlaubt.

Die heiligen Martyrer Selucius und Stratonike lagen ganz zerfleischt im Kerker und ein Engel heilte sie. Darüber wurde der Richter ganz verwirrt und fragte sie, was für Aerzte ihre Wunden geheilt hätten? Stratonike sah ihn und lachte. Was lachst du, Verrückte? den Arzt, der euch geheilt hat, laß ich lebendig verbrennen. Stratonike erwiederte: Ueber dich lache ich, daß du so unsinnig bist, wie ein unvernünftiges Thier. Welcher Mensch konnte denn unsere bis zum Tode zerfleischten Körper über Nacht wieder herstellen, als Jesus Christus; gehe, lasse Ihn verbrennen. Ganz wüthend über diese Worte, befahl der Richter, ihr die Zunge auszuschneiden; doch das Volk ließ es nicht zu. Da ließ der Richter die beiden Martyrer in den Haupttempel bringen und befahl ihnen, den Göttern Weihrauch zu streuen. Stratonike rief lachend: Ich rede euch an, ihr Götter; Zeus, stummes Götzenbild; Cybele, Machwerk von Holz; blinder stummer Bel, Sitz des Teufels; Diana, du hohles Erz!

saget, sollen wir euch anbeten oder beschimpfen? Aber keiner von euch siehet, oder höret, oder redet. Dann erklärten beide dem Richter, taube, sprachlose Steine werden sie nicht als Gott anbeten. Darauf schwur der Richter: Ich werde deine Schönheit vernichten. Stratonike antwortete: Meine Schönheit würde auf jeden Fall zerstört, entweder durch das Alter oder durch den Tod; darum suche ich die Schönheit der Seele, die ewig währt. Sie wurden noch viel gemartert und endlich getödtet.

Gegen die katholische Religion soll man sich nicht den geringsten Zweifel erlauben.

Nach der Erzählung Cassiani (in colloq. Patruv.) fing ein Mönch an, die Heiligen in Vergleich zu ziehen und nach eigenem Gutdünken die einen den anderen vorzuziehen. Ueber diese unbescheidene Andacht ward er zurecht gewiesen. Darüber setzte er sich hinweg und ging weiter. Die Lebenden, sagte er, sind gerade so sittlich gut, als diejenigen, welche die Kirche als Heilige erklärt hat. Hierüber ward er des Irrthums überführt. Nun behauptete er, daß er nicht aus der heiligen Schrift überwiesen werden könne. Es wurden nun auch aus dieser Stellen angeführt. Er beschuldigte nun seine Gegner des Irrthums. Diese brachten hierauf die Erklärungen der heiligen Väter bei. Aber dazu lachte er und sagte, diese seien als Menschen auch dem Irrthum zugänglich. Er ward auf den außerordentlichen Beistand des heiligen Geistes in der Leitung der katholischen Kirche hingewiesen. Aber dazu lachte er und so stürzte er in den tiefsten Abgrund, indem er sogar Gottes Dasein läugnete. So wurde aus einem Mönche ein Gottesläugner, und zwar ein so hartnäckiger, daß er nie mehr auf den Weg der Wahrheit zurückgeführt werden konnte uud endlich in Raserei wie ein wildes Thier sein Leben endete.

Ohne Religion ist man in der Gewalt des Teufels.

Der berühmte Schottländer Buchanan hatte seine Jugendzeit in völliger Gleichgiltigkeit gegen sein Seelenheil zugebracht. Die ersten heilsamen Eindrücke verdankte er der Unterredung mit einem Bauer aus den schottischen Gebirgen. Dieser fragte ihn: Mein Freund! was ist euere religiöse Ueberzeugung? — Ich habe gar keine, erwiderte Buchanan in jugendlichem Leichtsinne, ich bin in dieser Hinsicht wie ein weißes Blatt Papier. Der Bauer entgegnete ihm mit bedenklicher Miene: Freund, wenn dem so ist, so nehmt euch wohl in Acht, daß der Teufel nicht seinen Namen darauf schreibe! Diese wenigen Worte machten Buchanan ernsthaft; er hatte von diesem Augenblicke an keine Ruhe mehr, bis er die Wahrheit gefunden hatte und er wurde durch die Gnade Gottes ein wahrer Christ und ein ausgezeichneter Diener Gottes. Möchten sich alle Ungläubigen wie Buchanan hiedurch warnen und bessern lassen!

Ohne Religion ist der Mensch ein wildes Thier.

Williams Bealde hatte sich zu Sairfield in England mit einer liebenswürdigen Frau aus einer ansehnlichen Familie vermählt. Er hatte vier Kinder,

deren Erziehung er mit der größten Sorgfalt und mit bewunderungswürdiger Wachsamkeit leitete. Da seine kaufmännischen Geschäfte seit einigen Jahren sanken, ergab er sich dem Lesen und wählte unglückseliger Weise irreligiöse Bücher. Alle ihre Grundsätze nahm er an, machte keinen Unterschied mehr zwischen Tugend und Laster, und betrachtete die Menschen nur als Maschinen. Er glaubte sich berechtigt, nach Gutdünken nicht nur über sein eigenes Leben, sondern auch über das Leben seiner Frau und Kinder verfügen zu dürfen. Eines Morgens schickte er seinen Diener mit einem Briefe zu einem benachbarten Freunde und bat ihn, mit zwei Personen in sein Haus zu kommen, um die darin vorgegangene Veränderung zu sehen. Kaum hatte der Freund diesen Brief gelesen, so eilte er hin, aber zu spät. Mit Dolch, Axt und Pistole hatte der Unglückliche gewüthet. Der beiden ersten Waffen hatte er sich bedient, um seine Familie hinzumorden; mit der letzteren hatte er sich selbst das Leben genommen. Jedermann war bei der Nachricht von diesem Vorfalle erschüttert, und konnte lernen, welches Scheusal irreligiöse Bücher aus einem Manne gemacht haben, der bisher die Achtung seiner Mitbürger verdiente.

Ohne Religion kann Niemand glücklich sein.

Nach dem Berichte öffentlicher Blätter wurde vor einigen Jahren zu Cambrai in Frankreich ein Jüngling erschossen unter einer Eiche gefunden. Neben ihm lag das Pistol. Auf einem Zettel, den man in seinen Kleidern fand, las man folgende mit Bleistift geschriebenen Worte: Wer du immer meine Leiche findest, wisse, daß ich fünf Jahre nach der Vorschrift des heiligen Evangeliums lebte und darin unsäglich viel Trost und Zufriedenheit fand. Aber durch ein Unglück, das sich nie genug beweinen läßt, gerieth ich in Gesellschaft von Freidenkern und diese haben mich dahin gebracht, wo du mich jetzt siehst. Ich bitte um Verzeihung die Christenheit, welche ich durch meinen verzweiflungsvollen Schritt ärgern werde. Ich bitte um Verzeihung meinen würdigen Pfarrer; ach! daß ich doch seine Ermahnungen stets befolgt hätte! Ich bitte ganz besonders um Verzeihung meine lieben Aeltern, denen ich endlose Bitterkeit bereiten werde. Ich hatte den Entschluß gefaßt, ihnen zum Troste mein Leben zu fristen und einst die Stütze ihres Greisenalters zu sein. Aber ich vermag es nicht; das Leben ist mir unerträglich.

Die katholische Religion als göttliche und allein wahre durch ein Wunder bewiesen.

Der heilige Dominikus hatte eine Unterredung mit Albigenserketzern. Er brachte die Hauptbeweise, worauf er die Widerlegung der Irrlehren stützte, zu Papier und vertraute die Schrift einem seiner Gegner, der ihm versprochen hatte, über die darin enthaltenen Beweise nachzudenken. Einst zu Nacht waren die Ketzer um einen Heerd versammelt. Derjenige von ihnen, dem Dominikus die Schrift anvertraut hatte, ließ dieselbe seinen Genossen sehen. Diese nun, von einem sonderbaren Gedanken erfaßt, schrieen, man müsse die Schrift in's Feuer werfen: Wenn Gott das, was sie enthält, als wahr anerkennt, wird er

sie auch retten. Die Schrift wurde dreimal ins Feuer geworfen und dreimal wurde sie vom Feuer herausgestoßen. Die Ketzer erschracken alle; aber sie beharrten in ihrem Irrthum und verbanden sich mit einem Eide, das Wunder nie zu verrathen. Ein Soldat, der sich unter ihnen befand, verbreitete den Vorfall. Das Wunder geschah in einer nächtlichen Versammlung der Albigenser zu Montreal.

Ohne Religion bleibt der Mensch bei aller Bildung und Kenntniß ein reißendes Thier.

In Wagram durchstöberten die Preußen*) 1866 ein Haus, und als sie die gehofften Vorräthe nicht in angemessener Menge fanden, ergriffen sie einen alten Mann, den einzigen Bewohner jenes Gebäudes und suchten durch Todesdrohung die Angabe des Versteckes von Eßwaaren aus ihm herauszupressen. Als dieser erklärte, daß alles Vorhandene früher entfernt worden sei, hingen die Soldaten den Greis an einem Nagel auf. Nur der Zufall führte einen Retter herbei, der den Zuckenden befreite, ehe er zum letztenmale geathmet hatte. Dasselbe wiederholten preußische Soldaten sogar an einem Weibe. In Laa lag in einem Hause ein Rittmeister, ein Lieutenant und viele Gemeine. Als sie keine Cigarren bekamen, weil keine mehr da waren, wollte einer den Hausherrn erstechen. Der Rittmeister ließ sich über Tags fünfmal Kaffee bereiten, schickte ihn aber jedesmal als nicht gut genug zurück. Abends trug man ihm ein gebratenes Hühnchen auf, da stieß er die Magd mit den Sporen in die nackten Füße und schrie: Warum wurde nicht eine Ente bereitet? Darauf kam er in das Zimmer des Hausherrn und würde diesen mit dem Revolver erschossen haben, wenn nicht die Tochter kniefällig gebeten hätte. In Lundenburg ließ ein Offizier des preußischen Generalstabs die Bemerkung fallen, daß man Böhmen bis auf das Hemd aussaugen müsse, welche Bemerkung bei den Offizieren allen Beifall fand. Die Preußen wollten einer armen Wittwe den letzten Rest ihrer Lebensmittel nehmen. Für sie bat der Gemeindevorsteher auf die höflichste Weise, ihr wenigstens einige Lebensmittel zu lassen. Der kommandirende Offizier gab dem Vorsteher eine derbe Ohrfeige mit den Worten: Halten Sie die Schnauze! Nicht Bildung, sondern Religion zähmt den Tiger im Menschen; und an Religion fehlt es den lutherischen Preußen.

Ohne Religion ist der Mensch bei Bildung und Adel ein Dieb.

In Fahrdorf in Oesterreich quartierte sich beim Pfarrer der Oberstlieutenant von Bissingen und dessen Adjutant von Fanden ein, sammt sechs Mann und fünf Pferden, von der preußischen Armee 1866. Die zwei Zimmer des Pfarrers wurden von den beiden Offizieren beinahe mit Gewalt okkupirt. Aus Dankbarkeit dafür, daß der Pfarrer sich dem willig fügte, ließen die Herren Offiziere das schwere silberne Gefäß mit den heiligen Oelen, nebst anderen Gegenständen mitgehen.

*) Die preußischen Evangelischen und besonders die Offiziere haben keine Religion.

Ohne Religion bleibt der Mensch bei Bildung und Adel ein wildes Thier.

Als der preußische General von Manteuffel 1866 in Frankfurt eingezogen war, bequartirte er sich beim Rothschild. Die prächtigsten Zimmer wurden ihm zur Wohnung eingeräumt und ein reich gallonirter Diener führte ihn in dieselben ein. Als der General die feine Ausstattung bewunderte, rief er seufzend aus: Schade, daß dieß Alles einem Juden gehört! Der Bediente hatte diese Aeußerung vernommen und hinterbrachte sie alsbald seinem Herrn. Dieser schickte am nächsten Morgen einen Diener mit dem Vermelden: Jud Rothschild wolle sich dem General vorstellen. Der General verweigerte es. Am zweiten Tage dasselbe Manöver, dieselbe abschlägige Antwort. Als jedoch am dritten Tage ein Diplom aus Paris ankam, wodurch Baron Rothschild zum kaiserlich französischen Generalkonsul ernannt war, ließ Rothschild an den General die kategorische Weisung ergehen: Der kaiserlich französische Generalkonsul, Baron Rothschild, wünsche, daß der Herr General sogleich sein Haus verlasse. Dieser Aufforderung leistete Manteuffel auf's schleunigste Folge. Der Mann-Teufel war ausgetrieben.

Ohne Religion bleibt der Gebildetste ein Unmensch.

Die auf ihre Bildung so eingebildeten Preußen haben sich 1866 in Böhmen höchst ungebildet benommen. So wurde zum Beispiel ein Bauer in Sadowa vor das Kriegsgericht gestellt, weil er sich weigerte, seinen letzten Laib Brod herzugeben, den er für seine hungrigen Kinder bestimmt hatte, die nackt, weinend und schreiend auf der Erde herumrutschten, als ihnen das Brod genommen wurde. Häufig kamen Soldaten, verkauften den Bauern Pferde und Ochsen, die sie gestohlen hatten, um sie bald darauf durch Kameraden wieder rauben zu lassen. Sogar den Marketendern war es gestattet, auf eigene Faust Requisitionen vorzunehmen. Ein Hauptmann nahm einem Postmeister das letzte Pferd weg und ließ sich für dessen Zurückgabe zwanzig Thaler ausbezahlen. Die Offiziersdiener wurden direkt angewiesen, sich mit ihren kothigen Stiefeln auf die besten und schönsten Möbeln zu legen, wie dieß auch in Brünn in so manchem Hotel vorgekommen ist.

Ohne Religion ist der Mensch bei aller Bildung ein Unmensch.

In der Gegend von Ulrichskirchen zeigten die Preußen während der Invasion 1866 dieselbe Rohheit, dasselbe Ungestüm bei ihren Requisitionen, wie anderswo. Sie gebrauchten dabei gerne die Phrase: Wir bezahlen Alles — und werden es wohl auch in Zukunft noch sagen: Wir haben Alles bezahlt. Aber wie muß es verstanden werden? Sie gaben, was sie wollten, so z. B. für eine Gans, welche sie mit Steinen getödtet hatten, und zwar jenseits der Demarkationslinie, zehn Neukreuzer, oder sie zahlten einen Gegenstand nach dem festgesetzten Preise und drei bis vier andere Gegenstände ließen sie so mitgehen. Fiel einem Kaufmann ein, die Berichtigung für abgenommene Gegen-

stände zu fordern, so wurde ihm mit Erschießen, Erstechen oder Abführen gedroht. Beim Kaufmann Binder in Ulrichskirchen nahm ein preußischer Offizier verschiedene Waaren im Gesammtbetrag von mehr als achtzig Gulden, und nachdem er die Waare zusammengepackt hatte, verlangte er Papier mit dem Bemerken: Das lassen Sie sich von Ihrem Kaiser bezahlen. Die nun folgenden Ausdrücke können wegen ihrer Abscheulichkeit nicht wieder gegeben werden. Zur Schande der preußischen Armee überhaupt leisteten die Offiziere in Bezug auf Rohheit und ungeschliffenes Betragen Erstaunliches; die Mannschaft hingegen benahm sich mehr oder weniger human und sehr viele derselben beschämten durch ihr Betragen ihre Herren Offiziere.

Ohne Religion ist der Gebildete ein frecher Gotteslästerer und Frevler.

Arge Rohheiten und wahrhaften Frevel haben die Preußen in Mailberg 1866 verübt. Am dritten August gingen einige Brandenburger — Protestanten — auf den Friedhof, stiegen in das Beinhaus, welches nach Art einer Katakombe unter der uralten Bergkirche der heiligen Kunigunde sich befindet, nahmen mehrere Todtenköpfe heraus, schleuderten einen über die Friedhofmauer, so daß er mehrere Schritte weit von der Kirche bis zu einem Preßhause hinunterrollte und dort nahe am Fußwege zum Entsetzen der noch religiös denkenden und fühlenden Christen liegen blieb. Ein Maurer kam Tags darauf zum Ortspfarrer und ersuchte ihn, er möchte durch den Todtengräber den Todtenkopf und andere Gebeine wegräumen lassen. Es befand sich bei dem Preßhause der Todtenkopf eines Frauenzimmers, an welchem sich noch viele Haare befanden. Einen anderen Todtenkopf brachte ein preußischer Soldat vom Brandenburger Regimente in das Haus eines Insassen, wo er einquartiert war, und stellte ihn, zum Aergerniß der unschuldigen Kinder und Dienstboten seines Hausherrn, auf dem Abtritte auf.

Nur die katholische Religion hat die Kraft, die Menschen zu veredeln.

Nur die katholische Religion, nicht aber eine ketzerische, hat die Kraft, die Menschen zu veredeln; in der lutherischen Religion bleibt der Mensch ein wildes Thier; es fehlt ihm an der Gnade, ohne welche man nicht gut werden kann. Wir sind herzlich froh, die Preußen los zu sein, schreibt Jemand aus Gewitsch. Diese ungebetenen Gäste verdienen nicht mehr unter gebildete Nationen gezählt zu werden; die wenigen Ausnahmen bei den höheren Offizieren verschwinden gegen die Masse des rohesten Volkes. Keine Einsicht, keine Rücksicht, kein Mitleid, ja keine Menschlichkeit ist bei den meisten aus ihnen zu treffen. Kranken, Bettlern wurden die einzigen Paar Stiefeln abgezogen, armen Wittwen die einzige Kuh, welche sie ernährte, hungernden Kindern das letzte Brod entzogen. In Brüsau wurde nach ihrem Abzuge gegen Brünn eine ganze Scheuer voll verdorbenen Brodes verkauft, um zehn Kreuzer so viel, als eine Person hinwegtragen konnte. So handelten die lutherischen Soldaten. —

Die Katholiken unter ihnen sind ganz andere Menschen, ja die hiesigen Leute erhielten von ihnen oft Winke, wie sie am besten etwas verbergen könnten. Ein katholischer Soldat sagte im benachbarten Dorfe: Ein so beweintes Fleisch werde ich nicht essen! und wirklich hat er von einer besonders guten Zugkuh, welche sehr beweint wurde, nicht einmal gekostet, obwohl er dafür verhöhnt wurde. Die preußische Proklamation enthielt schöne Worte, aber pure Lügen. Darin hieß es: Wir führen gegen friedliche Bewohner keinen Krieg, wir kommen als Freunde ꝛc. Aber wer hat mehr gelitten, als die ruhigen Bewohner? Gerne hätte man gegeben, was sie gerade brauchten; aber sie raubten selbst, stahlen, wo sie nur hinkamen und verwüsteten, was sie nicht bedurften. Ich ersuche meines Theils höflichst darum, die Gemeindezeitung wolle schonungslos Alles aufdecken und veröffentlichen, damit die Welt die Bildung der preußischen Nation erkenne und damit unser geliebtes, jetzt grausam zertretenes Oesterreich für die Zukunft lerne, wie es sich einem solchen Feinde gegenüber zu rüsten habe. Von der Verwüstung der Preußen in Königinhof gibt die Thatsache einen Begriff, daß von dem Laden eines hiesigen Händlers mit Glas- und Porzellanwaaren die Scherben des zertrümmerten Geschirres wie eine Barrikade die Straße sperrten und von der preußischen Kommandatur Leute requirirt wurden, die den Berg von Trümmern, den Grabhügel eines ganzen Vermögens, abschaufeln mußten. Der betreffende Handelsmann steht jetzt mit Frau und fünf unmündigen Kindern als ruinirter Mann, ohne Waare und ohne Geld, wahrhaft trostlos da. So handelten preußische Soldaten der lutherischen Religion. Ganz anders benahmen sich katholische Rheinländer. Zu einem armen Weber in einem kleinen böhmischen Dorfe kamen zweiundzwanzig Soldaten in's Quartier. Sie sahen dem Weber, der Frau und den sechs halbnackten Kindern die Noth an. Da holten sie vom Lieferanten ihre Fleischportionen, kochten Kaffee, beschmierten Brodschnitten mit Butter und nun, nachdem Alles fertig war, nöthigten die hungrigen Soldaten den Hauswirth mit seiner Familie zum Tische, bedienten sie und nöthigten sie zum Essen; so aßen sie zu Abend und das Frühstück gemeinschaftlich mit den Hausleuten. Beim Abschiede drückte jeder Soldat dem Hauswirthe noch ein Geldstück in die Hand. So handelten die katholischen preußischen Soldaten. Gemeindezeitung vom 6. September 1866. — In Pardubitz kamen zur dortigen Wegmauth um zwölf Uhr Nachts zwei preußische Soldaten und verlangten unter Drohungen die Herabnahme des österreichischen Wappens. Nachdem der Mautheinnehmer ihnen das verweigerte, zog einer den Säbel und drohte ihn zu erstechen. Der Mauthner schrie um Hilfe und wollte ihnen entfliehen, wurde jedoch von ihnen zurückgehalten. Da er sich gegen die Entwendung des Adlers sträubte, so wurden die Soldaten etwas genügsamer und ergriffen zwei Kistchen Cigarren, fünf Pfund Tabak und eine Pfeife und entfernten sich schleunigst mit diesem Raube. Das ist lutherische Bildung.

Eine ketzerische Religion gibt keine christliche Liebe.

Eine ketzerische Religion gibt ihren Bekennern keine christliche Liebe, weil ihr der heilige Geist fehlt, der die Liebe in die Herzen der Menschen ausgießt. Zum Beweise diene nachstehender Brief eines österreichischen Gefangenen. Liebe Aeltern! Ihr werdet vielleicht denken, ich bin schon todt, aber der liebe Gott hat mich bis heute noch am Leben erhalten; wir haben bei Königgrätz zwei Tage gekämpft, wurden umgangen und Viele aus uns zu Gefangenen gemacht; wir befinden uns nun in Preußen in Stralsund, welches lutherisch ist. Ihr werdet neugierig sein, wie wir denn als Gefangene in Preußen behandelt werden. Die Gefangenen in Preußen, wenigstens wo ich bin, werden erstens grob, wie Verbrecher und nicht wie Kriegsgefangene behandelt; zweitens werden sie mit der Kost so verpflegt, daß sie sich nicht einmal satt essen können; gar oft ist das, was sie bekommen, gar nicht einmal zu genießen; bei uns in Schlesien zu Hause werden die Schweine besser gefüttert, als wir unschuldige Kriegsgefangene verpflegt werden. Ich wollte, ich wäre lieber auf dem Schlachtfelde, als lebend in die Hände der Preußen gefallen; wenigstens wäre ich ruhmvoll für das Vaterland gestorben, und müßte nicht, wenn die Gefangenschaft noch lange dauert, zuletzt gar vor Hunger sterben; denn das Wenige, was wir bekommen, ist so ungenießbar, daß oft der zehnte Mann kaum einen Bissen zu essen wagt; dazu müssen wir noch den Preußen harte Arbeiten verrichten. Ich bitte, diesen Brief an die Gemeindezeitung zu berichten, damit doch die Welt weiß, wie gut wir in Stralsund behandelt werden.

Die irrige Religion läßt den Menschen roh.

Am 23. Juli 1866 kamen vierzig Mann Oesterreicher nach Nikles in Mähren, bald darauf acht Preußen, welche von den Oesterreichern entwaffnet und gefangen genommen wurden. Nun aber ging es den andern Tag den Dorfbewohnern schlecht. Es kamen vierhundert Mann Preußen früh an und verlangten den Vorsteher; da sich aber dieser aus Furcht geflüchtet hatte, so nahmen sie den Gemeinderath und zwei Mann vom Ausschusse mit, banden dieselbe mit Stricken, beschimpften sie, spuckten ihnen sogar in's Gesicht und drohten ihnen alle Augenblicke mit dem Tode; den Gemeinderath ritt der Major mit seinem Pferde zusammen, als er ihn um Pardon bat. Dann zogen sie mit diesen drei Männern ab und die Hälfte der Preußen blieb zur weiteren Untersuchung über das Scharmützel im Orte und requirirte furchtbar. Am 25. Juli verlangten sie wieder zwei Männer aus der Gemeinde, von welchen sie über einen verwundeten Oesterreicher nähere Auskunft verlangten; als diese gar nichts sagen konnten, so gaben sie dem einen sogleich zehn Streiche, welcher aber auch jetzt noch nichts bekennen konnte. Als diese den Ort verließen, kam abermals eine neue starke preußische Patrouille an und requirirte auf's Neue, schimpfte und drohte immer, das Dorf sammt seinen Bewohnern zu verbrennen. Die Untersuchung mit den drei Gemeindegliedern dauerte nicht lange und selbe wurden als unschuldig entlassen. Die Preußen glaubten unbedingt,

daß sich die Bewohner an diesem Scharmützel betheiligt haben. So roh und lieblos kann nur ein Mensch handeln, der einer irrigen Religion angehört; diese Preußen waren insgesammt Protestanten und die Offiziere Freimaurer.

Ein Mensch ohne Religion handelt wie ein wildes Thier.

Aus Marchegg schrieb ein Wirthschaftsbeamter über die Invasion der Preußen 1866 Folgendes: Wenn die Pistolen alle losgegangen wären, so man mir an die Brust gesetzt, müßte ich in tausend Fetzen zerrissen worden sein. In der Gefahr, von den Preußen geprügelt, aufgehängt und erschossen zu werden, schwebte ich beständig. Beim ersten Anmarsch der feindlichen Truppen schrie jeder Kommandant, die gespannte Pistole in der Hand: Wo ist der Gutsherr, wo ist der Inspektor des Gutes, wo sind die Reitpferde? Her damit! Gleich darauf stürmte wieder eine andere Reiterabtheilung heran, und requirirte Ochsen, eine andere Hafer, oder Heu und Stroh, und so ging es unaufhörlich fort, natürlich immer mit dem gespannten Hahne oder gezogenen Säbel. Brod, Mehl, Schmalz, Käse, Butter, Eier u. dgl., was nur da war, ward förmlich geplündert. Im fürstlich Palffy'schen Schlosse waren drei Divisions-Generäle mit ihrer Suite, über dreißig Offiziere, bequartiert. Bei ihrer Ankunft übergab mir ein Adjutant einen mitgebrachten, im nächsten Forste erlegten Rehbock mit dem Bemerken: Heute bereiten Sie uns von diesem Rehbock, eine gute Mehlspeise dazu, dann Thee, gute Butter und vom besten Weine des fürstlichen Kellers. Als ich versicherte, daß der Fürst hier keinen Weinkeller habe, indem das Schloß bloß für einen kurzen Sommeraufenthalt eingerichtet sei, erhielt ich zur Antwort: Das geht uns nichts an, der Fürst muß einen Keller hier haben; kurzum, sorgen Sie für gute Weine, denn wir trinken nur gute Weine. Auch muß der Fürst selbst herkommen, um uns zu bewirthen, oder wenigstens seinen Koch und Zuckerbäcker hieherschicken.

In Tschirm in Schlesien waren bei einem Bauer vier Mann mit einem Unteroffizier einquartiert. Abends gingen diese in's Wirthshaus und kamen um elf Uhr betrunken zurück. Mit Ungestüm verlangten sie ein warmes Nachtmahl und da dieses ihnen für den Augenblick nicht gewährt werden konnte und sie ohnehin ihr Fleisch schon zu Mittag verzehrt hatten, setzte ihnen die Bäuerin-Butter, Brod und Käse auf, das sie aber sammt dem Tische zur Thüre hinauswarfen. Indessen beeilte sich die Frau, ihnen eine Milch zu holen; mittlerweile aber zerschlugen sie Geschirre und Gläser und machten sich über den Bauern her, mit der Drohung, ihn aufzuhängen. Von Furcht und Angst getrieben, lief die Frau zum Nachbar, einem Schmied und schrie um Hilfe; dieser eilte herbei, getraute sich aber allein und unbewaffnet nicht hinein zu diesen Wüthrichen in's Zimmer, sondern sah durch's Fenster in der erleuchteten Stube den Bauer in einem Winkel kauern und die Preußen ihm ihre Bajonette an die Brust setzen. Er rief ihnen zu: Meine Herren, lassen Sie den Mann in Ruhe, der Ihnen Nichts in den Weg gelegt hat, sonst zeige ich es dem Herrn Hauptmann an! Dadurch noch mehr erboßt, eilten sie heraus und der Erste versetzte ihm mit dem Bajonnete einen Stich in den Kopf, die

Uebrigen schlugen mit den Gewehren zu. Der Schmied sank in Folge des Blutverlustes und seiner Wunden bewußtlos zu Boden. Es kamen Leute zusammen und zeigten es dem Hauptmanne an. Das geschah nach dem Friedensschluße. Diese Bestien wurden bestraft.

Den 22. Juni 1866 kamen ein paar Hundert preußische Husaren unter der Führung des Grafen Strachwitz wie wüthend nach Bazdorf gesprengt. Ihre erste Frage war nach dem Telegraphenbureaux; da es noch sehr früh war, so trafen sie Niemanden vor den Häusern, als einen alten tauben Mann, welcher Wasser holte; diesen fragten sie; da er nicht antwortete, weil er sie nicht verstand, durchstach ihn ein Soldat mit dem Säbel von hinten. Dann schlugen sie die Thüren ein, und forderten die Frau des Telegraphenbeamten sammt ihrem vierjährigen Kinde auf, zu sagen, wo ihr Mann sei. Da sie es nicht wußte, nahmen sie den Hausherrn mit und erlaubten ihm nicht einmal, etwas Nahrung zu sich zu nehmen. Dann mußte ihnen geliefert werden: fünfunddreißig Zentner Fleisch, fünfundzwanzig Zentner Zucker, neun Zentner Kaffee, ein Zentner Salz, neunundvierzig Zentner Brod, einhundertvierundvierzig Metzen Hafer, dreißig Zentner Heu und dreißig Zentner Stroh und einhundertsechsundsechzig Gulden in Silber. Diese Kerle ohne Religion sind schlechter, als das Vieh!

Ohne Religion ist der Mensch ein Teufel.

In K. nächst Sternberg waren 1866 Preußen einquartiert. Als der Gemeindeausschuß eine Sitzung hielt, benahm sich ein Unteroffizier trotz aller freundlichen Zurechtweisungen so unartig, daß der Vorsteher hievon die Anzeige an den Lieutenant Thiele machen mußte. Dieser kam, hieß den Unteroffizier fortgehen und bedrohte ihn mit Absetzung. Auf dieses erschoß sich der Unteroffizier. Nun versammelten sich die Soldaten und mißhandelten den Ortsvorsteher und seine Frau, als Urheber des Selbstmordes. Es kamen Leute herbei; diese wurden mit Holzscheitern erschlagen. Thiele kam auch, warf den Vorsteher zum Hause hinaus und rief: Schießt ihn todt! Er warf den Vorsteher auf die Erde, sprang mit Füssen auf ihn, und trat ihn so heftig, daß er ihm einen Arm brach, die Brust einstieß, zwei Rippen brach und daß das Blut zum Munde herausquoll. Einen Schneider, zu dem sich die Ortsvorsteherin geflüchtet, wollten sie ermorden; zwei Schmiedgesellen bekam jeder dreißig Stockstreiche, als hätten sie mit Steinen geworfen; dann wurden nicht nur mit Erlaubniß, sondern auf Befehl des Lieutenants die Wohnungen und Keller völlig geplündert. Können die Teufel boshafter handeln, als diese irreligiösen Menschen?

Ohne Religion ist der Mensch des gröbsten Verbrechens fähig.

Anton B., in St. Veit in Steiermark gebürtig, vierundzwanzig Jahre alt, ledig, ein sittlich verkommener und irreligiöser, dem Müssiggange und dem Diebstahle ergebener Bursche, lebte mit seiner Mutter im fortgesetzten Zerwürf-

nisse, verübte an ihr oft grobe Mißhandlungen und faßte bereits im Herbste 1864 den unmenschlichen Entschluß, sie zu ermorden. Seit dieser Zeit entwarf er fortwährend neue Mordpläne und bewarb sich auch um gedungene Mörder, schritt auch dreimal zur Ausführung seines Vorhabens. Obschon jeder Versuch durch zufällige Hindernisse vereitelt wurde, überhörte doch sein Gewissen diese Mahnrufe und sein böser Vorsatz reifte endlich zur gräßlichen That. Am 17. Februar 1866 rief ihn seine Mutter in den Weingarten. Im Abenddunkel führte er seine That aus; zuvor aber betete der in der Religion ganz unwissende Frevler, daß ihm seine That gelingen und unentdeckt bleiben möge. Dann schlug er seine Mutter, welche sich gebückt hatte, dreimal auf den Kopf. Obwohl betäubt, setzte sie sich zur Wehre; er rang mit ihr, warf sie zu Boden, stieß ihr mit dem Absatze seines Stiefels in's Gesicht und gab ihr noch einige Schläge auf den Kopf. Er stahl noch einige Weingartenstöcke des Nachbars und verkaufte sie. Am andern Morgen fand man das Weib als eine gräßlich verstümmelte Leiche. Dieser Muttermörder wurde gehängt. Er zeigte sich dabei zerknirscht und mußte zum Galgen getragen werden.

Verspottung der Religion wird von Gott schon hier bestraft.

Die schöne Leonardikapelle zu Petersdorf in Oesterreich wurde im Jahre 1785 mit der Bedingung verkauft, daß sie sogleich abgetragen werden müsse. Niemand wollte sie kaufen. Endlich fand sich ein aufgeklärter Mann des achtzehnten Jahrhunderts. Er kaufte das Material und machte Witze über die Dummheit der Leute, die diese Kapelle erbaut und darin gebetet haben. Das Einreißen leitete der Mann in eigener Person. Dabei stürzte eine Seitenmauer unversehens ein und die unter Spottwitzen erkaufte Waare zerschmetterte den Lästerer augenblicklich unter ihren Trümmern.

In Ermsleben, einem preußischen Städtchen, waren vor beiläufig sechzig Jahren Maurer in der Kirche, um Etwas auszubessern. Ein frecher Maurergeselle ergriff seinen Maurerpinsel, und stieß den Stiel desselben dem Bilde des Heilandes, das an der Wand hing, in die Seitenwunde, sprechend: Da hast Du noch einen Stoß; es war nicht genug! und freute sich des höllischen Gelächters seiner Kameraden. Am andern Tage erschien der rohe Mensch nicht in der Kirche bei der Arbeit, es hieß: er sei krank. Er fühlte nämlich seit gestern einen brennenden Schmerz in der linken Seite; sein Herz schlug gewaltig; es rief eine innere Stimme: Gott läßt nicht mit sich spotten! Da brach die Wunde auf und es floß immer Blut und Wasser heraus. So litt der Unglückliche fast ein Jahr, aber als ein zerknirschter Sünder. Oft ließ er sich des Nachts in die Kirche tragen und kniete unter dem Bilde nieder, das er verspottet hatte. Nach einjährigem Leiden starb er reumüthig.

Ein Wandbild im Kreuzgange zu Mariaschein zeigt die Strafe eines Religionsspötters. Im Jahre 1610 verlobte sich ein blinder Mann von Techowitz zu Maria. Er ließ sich hieher führen, machte seine Andacht und wurde sehend. Als er nach Hause kam, fragte ihn sein Nachbar, ein Pro-

testant, ob er sehe? Ja, sagte Dieser. Nun, entgegnete Jener spottend, da muß ich mein blindes Pferd auch hinführen! Er kam auch wirklich mit dem Pferde und führte es zum Spott der Katholiken um die Kirche herum. Das Pferd wurde sehend, der Spötter aber stockblind.

Ein anderes Gemälde im Kreuzgange zeigt, wie im dreißigjährigen Kriege 1632 ein Soldat bei der Plünderung dieser Kirche der Muttergottesstatue den Schleier unter schändlichen Worten vom Haupte riß, sich damit begürtete und als ob er eine Heldenthat verübt hätte, in sein Quartier ging. Er war aber nicht weit gekommen, so erreichte ihn die Hand Gottes. Er kam plötzlich von Sinnen und war so rasend, daß er in Ketten gelegt werden mußte. Auch dieß half nicht viel. Seine Mitsoldaten wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie ihn nahe bei Teplitz erschoßen. Lerne, o Mensch, aus diesen Beispielen, die Religion achten und hüte dich, sie zu verspotten!

Es müßte himmlisch sein, wenn alle Menschen die Religion innerlich und äußerlich übeten.

Der Geschichtschreiber Rufinus erzählt, er habe mit mehreren Freunden eine Reise nach Aegypten gemacht, auf der sie in der Stadt Oxirin ein merkwürdiges Schauspiel sahen. Die Stadt war innen und außen bevölkert. Alle Einwohner waren Katholiken. Ringsum lebten eine Menge heiliger Einsiedler in den alten heidnischen Tempeln. Man sah in der Stadt nur Klöster und sonst nur wenige andere Häuser. Man hörte auf den öffentlichen Plätzen und in den Gassen nur Psalmen und Loblieder Gottes singen. Es gab dort nicht einen einzigen Ketzer oder Heiden und der Bischof versicherte, daß mehr als zehntausend Einsiedler und zwanzigtausend heilige Jungfrauen dort lebten. Die Liebe dieser Leute war so groß, daß sie unter den Thoren warteten und die Fremden baten, doch bei ihnen einzukehren; natürlich war Alles umsonst. Mit Einem Worte: Es war ein himmlisches Jerusalem. Es könnte und sollte überall so sein!

Verspottung Gottes und der Religion von Gott schon auf Erden bestraft.

In dem Dorfe R. zwischen Hal und Mons in Belgien, saßen zur Zeit der letzten Cholera-Epidemie junge Leute im Wirthshause und spöttelten über ein Bild, welches der dortige Pfarrer für die dortige Rochuskapelle hatte anfertigen lassen. Der Wirth, nicht besser, als seine Gäste, schlug vor, jener Frömmelei, wie sie es nannten, zum Hohne eine Art Prozession nach dem Bilde zu veranstalten, welcher Vorschlag angenommen wurde. Andern Morgens wurde aus Stroh eine Spottgestalt verfertigt, welche den heiligen Rochus vorstellen sollte. Vier Bursche nahmen dieselbe auf eine Bahre und so zogen sie nach der Höhe, wo die Kapelle des heiligen Rochus stand, unter dem Gesange schlechter Lieder. Bei der Kapelle angelangt, zündeten sie die Strohfigur an und verbrannten sie unter Hohngelächter. Zum Schluß brach der Wirth in die Lästerworte aus: Wenn es einen Gott gibt, so soll Er sich und den heiligen

Rochus rächen! Ein junger Mann aus einem andern Dorfe schrie dazu: Ja, wenn es einen Gott gibt, so soll Er zum Zeichen dafür uns die Cholera in's Dorf schicken! Als der Wirth nach Hause kam, fand er seine Frau und drei Kinder von der heftigsten Cholera befallen, die ihn selbst auch nicht lange verschonte; denn alle Fünfe starben in der nämlichen Nacht und andern Morgens war das Wirthshaus ein Leichenhaus, in welchen nur noch ein Kind von acht bis zehn Jahren beim Leben geblieben war. In derselben Nacht starben noch die vier Träger der Strohfigur und die andern Alle, welche Theil genommen, in den nächsten Tage. Der andere Gotteslästerer fand bei seiner Heimkehr bereits die Cholera in seinem Dorfe und in seinem eigenen Hause; sein Bruder war angegriffen, er selbst wurde es bald und Beide starben in derselben Nacht. Der Glaube dieser Unglücklichen und Gottes Barmherzigkeit war noch so groß, daß sie, mit Ausnahme des letzteren Gotteslästerers, den Priester verlangten.

Reliquien.

In Folge der Verehrung der heiligen Reliquien erhört Gott das Gebet.

In Soncino, im Mailändischen, wird in der Dominikanerkirche ein Dorn aus der Krone Christi aufbewahrt und verehrt. So oft nun die Aecker an großer Dürre leiden, oder übermäßige Nässe Schaden drohet, stellen sie einen allgemeinen Bittgang an, wobei sie den heiligen Dorn herumtragen; und es geschieht jederzeit wunderbar, daß sich die Witterung zu ihren Gunsten ändert. (Pagat. P. I. Fol. 177.)

Reliquien vertreiben die bösen Geister.

Der heilige Bischof Cäsarius kam auf einer Umreise durch seine Diözese in ein Gebiet, Succentriones genannt, und fand dort prächtige Bäder, an denen aber Jeder, der vorüberging, bei seinem Namen sich rufen hörte, worauf dann gewaltige Steine ihm vor die Füße fielen, oder ihm nachgeworfen wurden; so daß Niemand mehr dort vorbeizugehen wagte. Als der spätere Lebensbeschreiber des Heiligen, der ihm damals den Bischofsstab vorzutragen pflegte, diesen in der nahen Kirche vergessen hatte, waren die Leute froh darüber, hingen ihn an den Wänden der Bäder auf und das Uebel verschwand.

Man soll die heiligen Reliquien hochschätzen und verehren.

Balduin II., ein französischer Prinz und Kaiser von Konstantinopel im elften Jahrhunderte, schenkte bei einem Besuche in Paris Ludwig IX., dem Heiligen, König von Frankreich, die Dornenkrone des Heilandes, die sich im kaiserlichen Schatze zu Konstantinopel befand. Das war dem frommen Könige eine ungemeine Freude und er schickte gleich Gesandte nach Konstantinopel, das Kleinod abzuholen. Aber leider — während Balduins Abwesenheit hatten die Reichsbeamten in einer Geldverlegenheit die heilige Krone an Venedig verpfändet für dreizehntausendzweihundertvierunddreißig Dukaten. Doch Ludwig zahlte diese Summe den Venetianern gern zurück und brachte dadurch die Krone

an sich. Bis Sens ging er ihr mit dem ganzen Hofe entgegen und führte sie in feierlichem Zuge nach Paris. Als er einige Jahre später für zwanzigtausend Mark Silbers noch eine andere Sendung Reliquien erhielt, nämlich einen bedeutenden Theil von dem wahren Kreuze und das Eisen der Lanze, mit welcher die Seite des Heilandes durchstochen worden, so erbaute er für alle Heiligthümer zu Paris die heilige Kapelle, in welcher er nun gewöhnlich seine Andacht verrichtete. Oft stand er, wie Karl der Große, des Nachts auf, ging in die heilige Kapelle und betete, bis es Tag wurde.

Die Reliquien der Heiligen verrathen sich durch Wohlgeruch.

Die Leiche des heiligen Franz von Assisi wurde 1226 in der Kirche des heiligen Georg beigesetzt, und an seinem Grabe geschahen viele Wunder. Merkwürdig ist es, daß man die Grabstätte des heiligen Franz, die man sechshundert Jahre lang nicht mehr wußte, erst im Jahre 1818 unter dem Choraltare wieder fand. Bei deren Eröffnung verbreitete sich ein Wohlgeruch durch die ganze Kirche und Gott bezeugte die Echtheit seines Leibes durch Wunder; eine päpstliche Bulle Pius VII. vom Jahre 1822 bezeugt, daß im Jahre 1819 eine kranke Nonne und ein kranker Bürger von Assisi beim Grabe des Heiligen plötzlich geheilt wurden.

Die heiligen Reliquien wurden schon in der apostolischen Zeit verehrt.

Unter Kaiser Diokletian wurde ein Christ, Namens Romanus, gemartert. Ein Arzt, der zufällig auch ein Christ war, wurde beauftragt, dem Heiligen die Zunge auszuschneiden. Es war aber dieser Arzt in der Christenverfolgung gefallen, indem er aus Schwachheit den Göttern Weihrauch streute. Als er nun die Zunge ausgeschnitten hatte, warf er sie nicht weg, sondern bewahrte sie ehrerbietig auf, in der Hoffnung, daß ihm der heilige Roman von Gott die Gnade wahrer Buße und Bekehrung erbitten werde, was auch bald geschah; denn der heilige Romanus redete ohne Zunge eben so gut, ja noch besser, als früher, wo er stammelte. Der Arzt wurde berufen und beschuldigt, die Zunge nicht ausgeschnitten zu haben. Hier überwies er den Richter und legte standhaft das Bekenntniß Jesu Christi ab.

Nutzen der Verehrung der heiligen Reliquien.

Ein Türke fuhr mit auf demselben Schiffe, auf welchem sich der selige Kapuzinerpriester Salvator befand. Da der Türke sah, daß alle Leute auf dem Schiffe dem Pater Salvator so große Ehrerbietung erwiesen, schnitt er heimlich von dessen Kleide ein Stückchen ab und steckte es in seinen Busen. Alsbald regte sich in dem Mohamedaner eine solche Begierde, den christlichen Glauben anzunehmen, daß er sich, sobald das Schiff gelandet war, unterrichten und taufen ließ.

Die heiligen Reliquien werden von den Thieren vertheidigt.

Der gottlose heidnische Kaiser Maximus ließ den Leichnam des heiligen Martyrers Dulas in eine Schlucht werfen, damit er nicht begraben werde. Da die Hirtenhunde die Ueberreste des Heiligen witterten, blieb einer derselben dabei und bewachte den ehrwürdigen Leib und ließ keinen Raubvogel an ihn; ein anderer faßte den Mantel mit den Zähnen und schleppte ihn auf den heiligen Dulas. Da Dieses im Orte bekannt wurde, sammelten sie die heiligen Ueberreste, lobten Gott und beerdigten sie anständig.

Reliquienverehrung liegt in dem menschlichen Gemüthe.

Die Protestanten nehmen es den Katholiken übel, daß sie die Reliquien der Heiligen verehren und sie selbst verehren Reliquien von lasterhaften Menschen; welche Inkonsequenz! Aber die Verehrung der heiligen Reliquien liegt im menschlichen Gemüthe. Jene Predigerwittwe, die im Jahre 1820 Luthers Original-Bierkrug an einen norddeutschen Fürsten ablieferte, erhielt von ihm eine jährliche Pension von fünfzig Reichsthalern. Darmst. Allg. Kirchenzeitung vom Jahre 1833. Nro. 45. — Der allgemeine Anzeiger der Deutschen veröffentlichte am 15. August 1841. Nro. 210 nachstehendes Schreiben: Die allbekannte, **heilig** gehaltene Lutherbuche bei Altenstein und Steinbach, ist den 18. Juli 1841 durch den orkanischen Sturmwind während der Sonnenfinsterniß bis auf einen Stamm von acht Fuß Höhe und mit noch einem Ast versehen, umgebrochen worden. Das Holz und Reisig davon, drei und ein Viertel Klafter Holz und anderthalb Mandel Reisig, ist der Kirche zu Steinbach geschenkt worden, allwo es **heilig aufbewahrt** wird. Freunde und Verehrer des **heiligen Baumes** können, **gegen eine Vergütung** an die Kirche, von diesem Holze Andenken erhalten, wenn sie sich in frankirten Briefen an den Unterzeichneten wenden, welcher eines Jeden Wunsch möglichst zu erfüllen suchen wird. Steinbach beim Bade Liebenstein, den 27. Juli 1841. J. C. Ortmann, Pfarrer.

Reliquien wirken Wunder.

Als der heilige Franz Xaver von dem alten Japanesen in der Festung des Fürsten Ekandano Abschied nahm und ihm die Obsorge über seine jüngeren Mitchristen übertrug, gab er ihm eine Geißel, deren er sich zuweilen bedient hatte. Der Alte verwahrte sie sorgfältig wie ein Heiligthum und gab nicht zu, daß man sich derselben in den Versammlungen, wo die Christen ihren Leib züchtigten, gewöhnlich bediene; nur erlaubte er Jedem, sich höchstens zwei oder drei Streiche damit zu geben, weil sie, aus den Händen des Heiligen kommend, mehr dienen sollte, ihre Gesundheit zu erhalten, als ihr Fleisch abzutödten. Wirklich war sie das Werkzeug, dessen sich Gott häufig zur Heilung der Kranken in der Festung bediente. Als die Gemahlin des Ekandano an heftigen Zuckungen litt und dem Tode schon nahe war, wurde sie augenblicklich gesund, als man mit der Geißel das Kreuzzeichen über sie machte. — Xaver machte bei seiner Abreise dieser neuen Christin ein Buch zum Geschenke, worin die Litanei

der Heiligen, und andere katholische Gebete von seiner Hand geschrieben standen und welches ebenfalls in der Folge ein Mittel wunderbarer Heilungen wurde, nicht nur für die Christen, sondern auch für die Heiden. Der Ekandano selbst ward plötzlich durch dieses Buch geheilt, als es ihm seine Gattin im gefährlichsten Augenblicke einer Krankheit auflegte. Alle, die ihn gesehen hatten, waren erstaunt und fest überzeugt, diese plötzliche Genesung, die ihnen beinahe eine Todtenerweckung schien, habe nicht auf natürliche Weise, sondern nur durch höhere Kraft bewirkt werden können.

Reliquien verehrten auch die Heiligen.

Der heilige Franz Xaver verehrte den heiligen Ignatius schon bei dessen Lebzeiten. Xaver hatte einen Japanesen getauft, nahm ihn später in die Gesellschaft Jesu auf und sendete ihn nach Rom. Dieser bezeugte, daß der heilige Franz Xaver eine Reliquie des heiligen Apostel Thomas und die Unterschrift des heiligen Ignatius auf einem Briefe in einem Behältnisse immer bei sich trug.

Die Verehrung der heiligen Reliquien ist vernünftig.

Vor noch nicht langer Zeit erbeuteten die Engländer in Peking den Schädel des Konfuzius, der sich in einem kostbaren und kunstreich gearbeiteten Gehäuse befindet, das etwa einmalhundertzwanzigtausend Gulden werth ist. Konfuzius war ein chinesischer Religionsstifter, der fünfhundertfünfzig Jahre vor Christi Geburt lebte und behauptete, er habe seine Lehre von Gott selbst, der ihm einen gelben Drachen geschickt, von dessen Rücken er alle seine Lehren abgeschrieben. Ist der Kopf eines Heiden mehr werth, als ein Splitter vom Kreuze Christi? Ist eine Haarnadel von einer Sabinerin, die vor zweitausend Jahren gelebt, mehr werth, als ein steinerner Beichtstuhl, worin ein Papst Beichte gehört, einem Christen, der vielleicht etliche Stunden darauf seinen Glauben mit seinem Blute besiegelte? Ist ein Splitter von Luthers Ehebette, die man gegen Zahnschmerzen verkaufte, mehr werth, als ein Splitter von der Krippe Jesu?

Ein reicher Engländer war gefährlich krank, wurde aber geheilt. Aus Dankbarkeit zeigte er dem Arzte eine Reliquie in reicher Einfassung, einen Zahn des großen Dichters Shakspeare. Der Arzt betrachtete ihn aufmerksam und sagte: Ich bedauere, Ihnen erklären zu müssen, daß das gar kein Zahn von einem Menschen, sondern von einem Kalbe ist; über welche Entdeckung und Erklärung der Engländer fast den Verstand verlor.

Der deutsche Kaiser Heinrich I. trat einen Theil des westlichen Schwabens an Rudolf, Herzog von Burgund ab, für die heilige Lanze, mit welcher Christi liebendes Herz am Kreuze durchbohrt wurde. Die Katakomben in Rom haben für die Kirche hohen Werth; denn sie sind die in Stein gemeißelte Urkunde der Aechtheit unseres katholischen apostolischen Glaubens und sie sind uns Bürgschaft, Garantie und Gewähr, daß man schon zur Zeit der Apostel gebeichtet hat.

Reliquien sind verehrungswürdig.

Im Jahre 1668 ist der neugebaute kaiserliche Pallast zu Wien gänzlich verbrannt, wobei sich dieses Wunder zugetragen, daß ein Partikel vom heiligen Kreuze in Gestalt eines Sternes auf dem Tische gelegen. Ungeachtet der Tisch zu Asche verbrannte, blieb diese Partikel unversehrt, welches die Kaiserin Eleonore bewogen, den Sternkreuzorden für Damen zu gründen.

Reue.

Die übernatürliche vollkommene Reue hat eine kostbare Wirkung:

Dieselbe bewirkt einen Schmerz, Gott, das beste Gut, beleidigt zu haben, lockt Liebesthränen in's Auge und schwellet die Brust mit Liebesseufzern, aber sie läßt augenblicklich die Sünde nach, hebt den ewigen Tod und die Verdammniß und versöhnet mit Gott; sie gleichet dem Staubschwamm, dessen Staub augenblicklich das bluten der Wunden stillt, wohl aber in den Augen eine Entzündung erregt, die Thränen hervorlockt.

Gott versagt den unbußfertigen Sündern im Tode oft die Gnade der Reue.

Kardinal Bellarmin besuchte einen Bekannten, einen Mann von Rang und Reichthum, der in Folge einer schweren Sünde in tödtliche Krankheit verfallen war. Er ermahnte ihn, eine aufrichtige Reue über seine Sünden zu erwecken, weil Gott ein zerknirschtes Herz niemals verachte. Aber der Kranke fragte befremdet: Was ist denn Zerknirschung? Der Kardinal erklärte es ihm. Auf's Neue antwortete der Kranke: Ich verstehe das nicht, mir gehen diese Dinge nicht ein. Und in diesem unglückseligen Seelenzustande starb er.

Wahre Reue entschuldigt nicht die Sünde, sondern bekennt sie.

Ein gewisser Herzog besuchte einst eine Galeere und fragte jeden Galeerensklaven, was er gethan habe. Jeder entschuldigte sich und behauptete, er sei unschuldig; nur ein Einziger erwiederte, daß er eine noch viel größere Strafe verdient habe. Wohlan, sagte der Herzog, dann bist du hier nicht an deinem Platze, du Bösewicht, inmitten dieser vortrefflichen Leute, mache dich fort! Und er gab ihm sofort die Freiheit. Ebenso handelt Gott; er läßt Jene in ihren Sünden, welche sich entschuldigen und vergibt Jenen, die ihre Schuld reumüthig und demüthig bekennen.

Die Reue auf's Todtbett verschieben ist sehr gefährlich.

Der Schrifterklärer Deaponte erzählt, ein Mann in Complut, der im Flusse baden wollte, sei vom Wirbel in die Tiefe hinabgezogen worden. Als er gerettet war, erzählte er, wie es ihm, als er schon zu ersticken drohte, in den Sinn gekommen sei, Reue und Zerknirschung zu erwecken; doch hätten es

ihm sowohl die Todesangst, als die Sehnsucht nach Rettung unmöglich gemacht. Und da eben damals sein Gewissen in einem sehr kläglichen Zustande war, so mußte er, wie er selber eingestand, die Rettung aus dem Flusse auch als eine Rettung aus der Hölle betrachten. Er wollte bereuen, vermochte es aber nicht, weil die Gefahr seinen Geist ganz einnahm und gefangen hielt. Darum sagt der heilige Ambros: Wenn Jemand in der letzten Zeit seines Krankseins, kurz vor dem Tode, noch zur Buße sich bequemt und beichtet, so versage ich ihm die Lossprechung keineswegs; aber ich wage nicht zu behaupten, daß er glückselig aus dieser Welt geschieden sei.

Die Reue ist kein natürlicher, sondern ein übernatürlicher Schmerz.

Ein Herr fragte seinen Dienstboten, welcher aus der Christenlehre zurückkam, was er gelernt habe? Er antwortete: Ich habe gelernt, daß ich verdammt bin. — Warum? — Weil der Priester gesagt hat, daß man über seine Sünden trauriger sein müsse, als über den Tod seines Vaters; nun habe ich aber mehr Betrübniß über den Tod meines Vaters empfunden, als über meine Sünden. Der Herr versicherte ihn, daß er die Sache nicht gut verstanden habe und erklärte ihm den Glaubensartikel der heiligen Kirchenversammlung von Trient über die Reue. Siehst du nun, sagte er sodann, daß die Traurigkeit über die Sünde ganz anderer Art ist, als jene, welche man über den Verlust seines Vaters empfindet? Diese ist nur eine Folge der natürlichen Zärtlichkeit der Kinder gegen die Aeltern; jene aber ist ein Haß und Abscheu gegen die Sünde und eine Lossagung vom Bösen, das man verübt hat. Entsagst du der Sünde; bist du fest entschlossen, dieselbe nicht mehr zu begehen, so hast du mit diesem festen Willen die nöthige Betrübniß und eine wahre Reue. Als der Dienstbote diese Worte hörte, fühlte er sich vollkommen beruhigt; er dankte seinem Herrn dafür, daß er ihn einem Irrthum entrissen, welcher ihn vielleicht zur Verzweiflung gebracht hätte.

Die Reue tilgt nach Maßgabe ihrer Frische und Innigkeit auch zeitliche Strafen.

Zu dem großen Diener Gottes Petrus von Corbeil, Erzbischof von Sens, kam einmal ein Sünder zur Beichte, dessen Gewissen durch ungeheuere Gräuel verunreinigt war, und er beichtete ihm mit aufrichtiger Reue und unter heißen Thränen; doch drückte er den Zweifel aus, ob er wohl je hoffen dürfe, für so viele Verbrechen und Schandthaten Verzeihung von Gott zu erhalten. Der heilige Bischof tröstete ihn und sprach: Ganz gewiß wird dir Gott verzeihen, mein Sohn, wenn du für so schwere Sünden Buße thust. Da rief der Beichtende schluchzend aus: Ach mein Vater! ich bin bereit, sogar tausendfachen Tod zu leiden, wofern ich nur um diesen Preis die Verzeihung meiner Sünden erlangen könnte. — Der heilige Bischof ward bis zu Thränen gerührt und sprach: Siehe, mein Sohn! ich will dir nur eine Buße von sieben Jahren auferlegen. — Wie? unterbrach der reuige Büßer, nur sieben Jahre soll ich

für so viele Gräuel büßen, die ich nicht abbüßen könnte, wenn ich auch bis an's Ende der Zeiten in der strengsten Buße lebte?! — Der Mann Gottes aber entgegnete: Auch diese Zeit will ich dir noch abkürzen, gehe hin und faste nur drei Jahre bei Wasser und Brod. — Auf dieses begann der Büßer abermals bitterlich zu weinen, schlug an seine Brust und bat ihn, seiner nicht zu spotten, sondern ihm eine lange, strenge und heilsame Buße aufzulegen. Der Bischof staunte über die Maßen, erschüttert von der Zerknirschung des Mannes und sprach: Mein Sohn! es geziemt sich für dich auf keine Weise, besser wissen zu wollen, als dein Seelenarzt, was zu deiner Heilung frommt. Darum gehe hin und bete nur Ein Vaterunser und sei versichert, Gott hat dir deine Sünden vergeben. — Voll Demuth und Gehorsam ging nun der tief zerknirschte Sünder hin, warf sich unter lautem Schluchzen zur Erde und betete, was der heilige Bischof ihm zur Buße aufgegeben. Und siehe da — nachdem er sein Vaterunser ausgebetet, erblaßte er, neigte sein Haupt, sank zu Boden und war — eine Leiche. Es sprach hierauf der tiefergriffene Bischof in einer Predigt vor allem Volke von diesem außerordentlichen Büßer und versicherte, daß derselbe ohne Läuterungsfeuer, blos durch die Kraft seiner Reue und Zerknirschung gereinigt, eingegangen sei in die Freude seines Herrn.

Wahre Reue besitzt große Kraft; besonders mit der Beichte verbunden.

Valerius Venetus erzählt in prato fiorito fol. 598, daß ein Weib von ihrem tyrannischen Mann täglich, auch ohne Ursache geschlagen und mit Füßen getreten wurde; weshalb sie in ihrer Angst und Trübsal nicht mehr gewußt, was sie anfangen soll. Sie suchte Hilfe bei einer Wahrsagerin. Diese führte sie hinaus in's Feld, wo der böse Feind sichtbar erschien, dem die Hexe das Begehren des Weibes vortrug. Dieser versprach Hilfe, doch sollte sie ihr Kind umbringen, dann den Glauben an Gott und die Heiligen abschwören. In der Verzweiflung willigte sie ein und that Alles. Als sie aber nach Hause kam, mißhandelte sie der Mann wieder. In der äußersten Verzweiflung entfloh sie und beschloß, allein zu leben. Da erschien ihr der Teufel in Gestalt ihres Mannes zu Pferde, versprach, sie besser zu behandeln und beredete sie zur Rückkehr und nahm sie zu sich auf's Pferd. Als sie nach Hause kam, schlug sie ihr rechter Mann erbärmlich. Da sprach sie zu ihm: Heißt das Wort halten; als ich heute davon lief und du mich einholtest, versprachst du mir heilig, mich nicht mehr zu schlagen und nun thust du gerade das Gegentheil! Als der Mann hörte, daß sie davon gelaufen, schlug er sie in größter Wuth so sehr, daß sie für todt dalag. Als sie sich ein wenig erholt hatte, bat sie ihren Mann um Gotteswillen, um einen Beichtvater zu schicken. Dieser weigerte sich aus Furcht, sie möchte ihn verklagen. Eine Magd lief um den Priester; doch der Mann ließ ihn nicht in's Haus. Daher bat die arme Kranke den Priester, er wolle beim Fenster ihrer Kammer ihre Beichte anhören, was auch geschah. Die Kranke bekannte nun mit lauter Stimme: Ehrwürdiger Vater, ich bekenne, daß ich mein leibliches Kind umgebracht, daß ich Gott und alle Heiligen ver-

läugnet und daß ich mich dem Teufel mit Leib und Seele verbunden habe. Die Reue war so heftig, daß sie in Folge derselben unter Thränen, Seufzen und Schluchzen den Geist aufgab. Gleich nach ihrem Tode hörte sowohl der Priester, als das Hauspersonal und die Nachbarschaft eine englische Musik, welche anzeigte, daß sie ein Kind der Seligkeit sei.

Die Reue und ihre Kraft in Verbindung mit der Beichte.

Cantipratanus tract. de univers. lib. 2 cap. 51 pag. 7 schreibt: Ein gewisser Peter Corboïl habe seine eigene leibliche Tochter geschändet. Als er sich darüber im Beichtstuhle anklagte und zu jeder Buße erbot, ihm aber nur eine geringe Buße auferlegt wurde; da entbrannte seine Reue so heftig, daß er vor Leid und Zerknirschung auf die Erde niederfiel und alsogleich unter Heulen und Weinen den Geist aufgab; auch sogleich in den Himmel eingegangen sei.

Die Reue muß übernatürliche Beweggründe haben.

Zwei Mönche, welche von der Wollust angefochten waren, gingen in die Welt zurück und nahmen sich Weiber. Hierauf sagten sie zu einander: Was haben wir nun gewonnen, daß wir die Lebensweise der Engel verließen und uns hier verunreinigt haben, jenseits aber in die Hölle kommen werden? Und sie beschlossen, in die Einöde zurückzukehren und Buße zu thun. Die Altväter schlossen sie auf ein Jahr bei Wasser und Brod ein. Beide hatten ein gleich kräftiges Aussehen. Als nun die Zeit ihrer Buße vorüber war, fanden sie den einen blaß und abgehärmt, den andern aber frisch und stark. Da sie gleiche Kost bekommen hatten, wunderten sie sich und fragten, welche Gedanken sie sich gemacht hätten. Der Eine sagte: Ich habe mir die für meine Sünden verdienten Strafen in der Ewigkeit zu Gemüthe geführt und aus Furcht vor derselben bin ich abgemagert. Der Andere sagte: Ich habe Gott Dank gesagt, daß er mich von den Gräueln dieser Welt und von den Höllenstrafen erlöste und mich zu diesem englischen Lebenswandel zurückführte; und im steten Andenken an Gott fand ich meine Freude. Die Altväter thaten den Ausspruch: Vor den Augen Gottes haben Beide gleich große Buße gethan. Diese war aus übernatürlichen Beweggründen entstanden, also übernatürlich, folglich gut.

Die natürliche Reue allein bessert den Menschen nicht.

Ein Professor, sonst ein gescheidter Mann, ein Branntweintrinker, zog sich durch den übermäßigen Genuß von geistigen Getränken eine hartnäckige, gefährliche Augenkrankheit zu. Ein geschickter Arzt kurirte ihn, sagte ihm aber ganz bestimmt voraus, daß, wenn er den Branntwein nicht gänzlich meide und zur Verhütung der Entzündung seines Blutes nicht Wasser trinken werde, die alte Krankheit wiederkehren und ihn des Augenlichtes ganz berauben werde. Der Professor sah das wohl auch selbst ein und versprach ernstliche Besserung. Doch versprechen ist leicht, aber halten ist schwer. Leib und Seele waren schon so lange an den Schnaps gewöhnt, daß sie dieses Reizmittels nicht mehr

entbehren konnten. Er fing wieder an zu trinken und befand sich in einem beständigen Dusel von seinem Fusel. So traf ihn einst der Arzt und hielt ihm vor Augen, wie unwürdig, schmählich und entehrend es für einen gebildeten Mann, für einen Professor, für einen Erzieher der Jugend sei, Schnaps zu trinken, und prophezeihte ihm, daß er in kurzer Zeit erblinden werde. Aber, Herr Doktor, sagte der Professor, ich kann doch wegen der Fenster nicht das Haus zusammenstürzen lassen; ohne Branntwein kann ich nicht denken, nicht schreiben, nicht lehren, nicht leben; mögen auch die Fenster kaput sein, wenn ich nur das Haus rette! Wenn nur nicht das Haus mit den Fenstern kaput geht, entgegnete der Arzt. So war's; in sechs Monaten trug man das zusammengestürzte Haus sammt den Fenstern auf den Kirchhof. Die natürliche Reue ist zur Bekehrung nicht wirksam genug!

Reue aus Furcht vor der Hölle bewirkt keine standhafte Bekehrung.

Ein Mädchen fing leichtsinnig Bekanntschaft an und daraus wurde nach alter Art und Regel eine sündhafte Bekanntschaft, in Folge welcher das Mädchen sich erstens: ein großes Kreuz durch ein uneheliches Kind auf den Hals lud, zweitens einen siechen Leib davon trug, drittens seinen Vater unter die Erde brachte, viertens sitzen blieb, fünftens seiner Familie eine schwere Last aufbürdete, sechstens sein Leben einbüßte und siebentens sich vielleicht um den Himmel brachte und ewig in die Hölle stürzte; des Verlustes des höchsten Gutes, der Unschuld, des guten Gewissens, des Friedens des Herzens, des frommen Gebetes; dann des Schimpfes und der Schande, der Unkosten, des Zeitverlustes, der Versäumniß der heiligen Messe an Sonntagen und des Aergernisses nicht zu gedenken. Der Arzt sagte dem gefallenen Mädchen bestimmt vorher, daß ein zweites uneheliches Kind ihm unfehlbar das Leben kosten würde. Das Mädchen ging nun in sich, bereute, weinte, unternahm eine Wallfahrt, beichtete und mied den Tanz, arbeitete fleißig, redete wenig, fing keine Bekanntschaft mehr an, ernährte sich und das Kind redlich, kurz, gab alle Zeichen einer wahren Bekehrung von sich. Das Mädchen hatte aber bloß eine natürliche und übernatürlich unvollkommene Reue, aus Höllenfurcht, die ihm ein Missionsbuch eingejagt. Immer sprach es von der Hölle und vom Verlust des Himmels, stets zitterte es vor der Verdammung und dem gerechten Gott; es bereute nicht aus Liebe Gottes, es übergab sein Herz nicht Gott; es erschwang sich nicht zu Seiner Liebe und darum fiel es abermals in dieselbe Sünde und büßte durch sie sein Leben und vielleicht seine ewige Seligkeit ein. Etwa sechs Jahre nach seiner vermeintlichen Bekehrung ließ es sich bei einem Familienfeste zum Besuche des Tanzbodens bereden, war von Wein und rauschender Musik aufgeregt, die Höllenfurcht verschwand, die schlummernde Sünde erwachte, dahin waren alle guten Vorsätze, vernichtet war ein sechsjähriges Bekehrungswerk, es war eben auf Sand gebaut, es fehlte, was allein die Bekehrung standhaft macht, der Abscheu vor der Sünde und die Liebe Gottes. Satan triumphirte, die Engel weinten und nach wenigen Monden deckte Ein Grab zwei Leichen: von

Mutter und Kind. Die Verheißung des Arztes war in Erfüllung gegangen. Siehe, Höllenfurcht allein hält nicht Stand in der Bekehrung; deine natürliche und übernatürlich unvollkommene Reue muß darum zur übernatürlich vollkommenen werden; du mußt wegen Gott, aus Liebe bereuen. Jene sind aber darum nicht sündhaft.

Ein Tod ohne Reue ist das Zeichen der Verwerfung und ewigen Verdammniß.

Katharina Ossoinig, siebenundzwanzig Jahre alt und Magd in Kappel in Steiermark, wurde am 12. September 1866 hingerichtet. Ihre alte Tante hatte ihr hundert Gulden zur Aufbewahrung übergeben. Der Wunsch, dieses Geld zu besitzen, hatte ihr den entsetzlichen Gedanken eingegeben, die alte Verwandte umzubringen. Im Kaffee wurde derselben nun bei erster Gelegenheit eine Gabe Arsenik beigebracht, welche mehr als hinlänglich war, einen Menschen zu tödten. Die Vergiftete lebte noch fünf Tage, während welcher die Ossoinig Krankenwärterdienste bei ihrem Opfer verrichtete. Erst dem der Sterbenden die heiligen Sakramente reichenden Geistlichen fielen die eigenthümlichen Krankheitserscheinungen auf und er machte die Anzeige. Die Mörderin vernahm das Urtheil gefaßt. Nur eine starke Bläße, welche die unschönen Züge bedeckte, zeigte von heftiger innerer Erregung. Vor ihrer Ausführung zum Gerichtsplatze aß und trank sie noch mit Gleichmuth einen Kaffee mit zwei Küpfeln. Sie zeigte gar keine Reue, war keck in ihren Antworten, darum wurde sie auch nicht begnadigt, obwohl das Gericht darauf angetragen hatte; auch Gott wird sie nicht begnadigen, ebenfalls wegen Mangels an Reue.

Richter.

Wir sollen den Nächsten nicht richten.

Der Abt Romanus stiftete im fünften Jahrhunderte am Fuße des Juragebirges mehrere klösterliche Gemeinden und machte die wilden Waldschluchten urbar. Er nahm unbedenklich Jeden an, der um Aufnahme bat. Einer der älteren Genossen des Hauses machte ihm einst Vorstellungen darüber, daß er solche Bitten allzuleicht gewähre, ohne die Fremdlinge vorher zu prüfen. Allein Romanus, sonst voll Güte und Sanftmuth, antwortete dießmal in einem strengen Tone: Wer vermag das menschliche Herz zu durchschauen? Wer darf sich erkühnen, das Maß der Gnade auszurechnen, welche Gott einem Jeden noch ertheilen wird? Manche fangen eifrig und freudig an und erkalten in der Folge; Andere sind anfangs kalt und träge und übertreffen späterhin an Eifer und Demuth alle Uebrigen.

Die Richter sollen sich der strengsten Gerechtigkeit befleißen.

Die Römer hatten den König Tarquinius aus Rom vertrieben und zur Regierung des Staates Konsuln gewählt. Die römische Jugend hatte mit den königlichen Prinzen lustig gelebt; sie zettelte eine Verschwörung an, die den

Zweck hatte, den König wieder nach Rom zurückzuführen. Ein Sklave verrieth den Konsuln die Verschwörung. Diese ließen ungesäumt das Haus besetzen, wo die Versammlung stattfand, die Verschwornen wurden verhaftet und die gefundenen Briefe setzten das Verbrechen außer allen Zweifel. Aber man denke sich den Schrecken des Konsul Brutus! — seine eigenen zwei Söhne waren unter den Landesverräthern. Das Gesetz sprach über dieses Verbrechen den Tod. Man glaubte, dießmal werde die väterliche Liebe das Gesetz wohl schlummern lassen. Brutus war auch nicht gefühllos; allein er sah ein, daß hier ein abschreckendes Beispiel nöthig war und so sprach er denn selbst das furchtbare Urtheil aus und sah männlich, mit verhaltenem Schmerz, die Köpfe seiner Söhne in den Sand rollen, gleich denen der übrigen Jünglinge. Als die blutige Handlung der Gerechtigkeit vollendet war, erhob er sich von seinem Sitze mit den Worten: Freunde, ich habe meine Pflicht als Bürger gethan; jetzt lasset mich nach Hause gehen und das Ende meiner Kinder beweinen. Das war eine Gerechtigkeitsliebe, die einem christlichen Richter Ehre machen würde.

Alle menschlichen Richter können fehlen; nur der göttliche Richter nicht.

Die Höfe von Frankreich, Spanien, Portugal und Neapel wollten die Jesuiten vernichtet wissen; auch unter den Kardinälen waren zwei Parteien, Freunde und Feinde der Jesuiten. Gleich nach seiner Erwählung forderten die genannten bourbonischen Höfe von Papst Clemens XIV. die Aufhebung der Jesuiten. Er war schwach genug, ihnen nachzugeben. Friedrich der Große und Katharina II. von Rußland ließen die Jesuiten in ihren Staaten fortbestehen, weil sie die hohen Verdienste derselben um Erziehung und Bildung der Jugend erkannten, welche ihnen selbst der Neid nicht streitig machen kann. Auch um die Verbreitung des Glaubens unter den Heiden und um Erhaltung der katholischen Religion in Europa haben sie sich sehr verdient gemacht. Clemens hat durch diese Aufhebung einen schweren Fehler begangen; er überlebte aber auch den Orden kaum um ein Jahr. Aber auch die Bourbonen wurden alle zur Strafe für ihren Jesuitenhaß von ihren Thronen vertrieben.

Wir sollen im Richten und Verdammen der Menschen behutsam sein.

In den Tagen des heiligen Johannes, des Almosengebers und Patriarchen von Alexandria, geschah es, daß ein Jüngling eine Nonne entführte und mit ihr nach Konstantinopel floh. Die Räthe des heiligen Bischofs verdammten den Jüngling, da er zwei Seelen in's Verderben gestürzt hätte; nämlich seine eigene und die der Nonne. Da sprach der Heilige: Nicht also, meine Söhne! nicht also; ihr begehet zwei Sünden durch euer Richten und Verdammen; eine nämlich, weil ihr das Gebot Christi übertretet, welcher sagt: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet; die andere, weil ihr doch nicht ganz gewiß wisset, ob sie noch bis auf den heutigen Tag sündigen und nicht schon Buße thun. Er erzählte ihnen folgenden Fall: Ein Mönch ging eines Dienstes

wegen in die Stadt. Da bat ihn eine öffentliche Sünderin: Vater, rette mich, wie Christus die Sünderin. Der Mönch, unbekümmert um das Gerede der Menschen, nahm sie bei der Hand, führte sie in ein Nonnenkloster und kleidete sie als Nonne ein. Am Wege fanden sie ein neugebornes Kind am Boden liegen; die Sünderin nahm es zu sich und ernährte es. Nun urtheilten die Menschen allgemein, der Mönch unterhalte ein Liebesverhältniß mit der Nonne und habe mit ihr ein Kind gezeugt. Als der Knabe sieben Jahre alt war, kam der Mönch auf's Krankenlager. Als er nun zum Tode krank lag, kamen über hundert Menschen aus der Stadt herbei, um ihn zu besuchen. Zu diesen sprach er: Bringet mir glühende Kohlen! Als man sie gebracht hatte, schüttete er sie in sein Kleid, ohne daß dieses vom Feuer angegriffen wurde und verbrannte. Dann sprach er zu ihnen: So wie diese Kohlen mein Kleid nicht verzehren; eben so habe auch ich mit keinem Weibe gesündigt, so lang ich lebe. Alle wunderten sich und priesen Gott, der Seine geheimen Diener hat. — Daher sage ich euch, meine Söhne, setzte der Heilige hinzu, daß ihr im Richten und Verdammen fremder Angelegenheiten nicht vorschnell sein sollt. Wir haben schon oft eine unzüchtige Handlung bei unserem Mitmenschen bemerkt; seine Buße aber, die er heimlich verrichtet, haben wir nicht gesehen. Mag sein, daß wir Jemand gesehen haben, wie er eben einen Diebstahl beging; seine Seufzer und Bußthränen aber sind uns unbekannt. Und so halten wir jenen Menschen für einen Dieb oder Unzüchtigen oder Meineidigen, während seine geheime Beichte und Buße bei Gott angenehm und er selbst bei Ihm in Gnaden ist. Alle wunderten sich über die Weisheit dieses heiligen Bischofs.

Wir sollen behutsam sein in Beurtheilung und im Richten über die Sünder.

Einst wurde ein Mönch in Scithi eines Fehltrittes schuldig befunden. Die Altväter hielten daher eine Versammlung, und ließen dem Abt Moses sagen, er möchte kommen; er aber wollte nicht. Auch der Priester schickte zu ihm und ließ ihm sagen, die Brüder erwarten ihn. Da machte er sich auf und kam. Er nahm aber einen sehr alten Korb mit sich, füllte ihn mit Sand und trug ihn auf dem Rücken. Die Brüder gingen ihm entgegen und fragten ihn, was dieses bedeute? Er antwortete ihnen: Es sind meine Sünden, zahlreich wie der Sand, ohne daß ich sie sehe; und ich soll heute fremde Sünden richten? Als die Brüder Dieses hörten, schwiegen sie, verziehen dem Schuldigen und überließen es ihm selbst, sich eine Buße aufzulegen.

List eines heiligen Richters, um die Wahrheit zu erfahren.

Ein adeliger Herr, der das Grundstück einer armen Wittwe gegen ihren Willen zu erhalten wünschte, setzte sich durch einen unterschobenen Kaufkontrakt in dessen Besitz. Die Wittwe klagte bei dem König. Ludwig IX., der Heilige, ließ den Adeligen rufen und dieser erschien mit zwei bestochenen Zeugen. Ludwig trennte die Zeugen von einander und ließ den Ersten das apostolische Glaubensbekenntniß hersagen; dann gab er dem Zweiten sein königliches Wort, daß sein

Gefährte die ganze Wahrheit bekannt habe; worauf dieser sich verrathen glaubte, zu den Füßen des Königs fiel und den wahren Hergang der Sache eingestand. Der Edelmann wurde dann bestraft und die Wittwe in den richtigen Besitz ihres Eigenthums zurückgesetzt.

Man soll die Fehler der Menschen nicht hart richten.

Abt Isak kam einmal in das Kloster und erblickte dort einen nachlässigen Bruder. Der Anblick desselben entflammte ihn so zum Zorn, daß er Befehl gab, ihn aus dem Kloster zu verstoßen. Als er hernach in seine Zelle gehen wollte, stellte sich ein Engel vor die Thüre und sagte: Ich lasse dich nicht hineingehen. Der Abt fragte, was er verschuldet habe? Der Engel antwortete: Gott hat mich gesendet mit dem Befehle: Gehe hin und sage dem Isak: Wo soll man jetzt den Bruder hinthun, der gesündigt hat? Isak that alsobald Buße und sprach: Ich habe gesündigt, o Herr, verzeihe mir! Der Engel sagte: Stehe auf, Gott verzeiht dir; allein thue das künftig nicht mehr, daß du Jemanden verdammest, ehe Gott ihn richtet. Auch vollkommene Menschen begehen kleine Fehler.

Ein gerechter Richter ist Gott lieb.

Der heilige Paphnutius fragte Gott, wem er gleich wäre? Gott offenbarte ihm, er sei dem Vorsteher und Richter des nächsten Dorfes ähnlich. Paphnutius besuchte ihn und drang so lange in ihn, bis er ihm seinen Lebenswandel mittheilte. Er erfuhr, der Mann habe drei Söhne gezeugt und lebe seit dreißig Jahren mit seinem Weibe in Enthaltsamkeit; er übe alle Werke der Barmherzigkeit. Wenn ich zu Gerichte saß, sagte er weiter, habe ich selbst die Person meines Sohnes gegen die Gerechtigkeit nicht angesehen; die Früchte fremden Fleißes sind nie in mein Haus gekommen und wo ich einen Streit hörte, ging ich nicht vorbei, bis ich die Uneinigen ausgesöhnt und Frieden gestiftet hatte; niemals haben meine Heerden fremde Saaten beschädigt; ich habe mir nicht die fruchtbaren Aecker gewählt und die unfruchtbaren den Armen überlassen. So viel ich vermochte, habe ich niemals gestattet, daß der Mächtige den Schwachen drücke. Wenn ich beim Gerichte den Vorsitz hatte, habe ich niemals Jemanden verurtheilt, sondern gesucht, die Eintracht unter den Streitenden herzustellen. Dieses war bis heute meine Lebensweise. Paphnutius küßte ihm das Haupt und sprach: Dir fehlt von allem Guten noch das Beste: daß du die Welt verlassest. Auf diese Rede folgte er ohne Zaudern dem heiligen Paphnutius in die Wüste.

Den Richter soll man nicht zum Unrecht verleiten.

Ein Richter wünschte den heiligen Abt Poemen zu sehen und kam deßhalb in die Wüste; aber Poemen ließ sich nicht sehen. Da ersann der Richter folgende List, um ihn zu sich zu nöthigen. Er ließ den Sohn seiner Schwester in's Gefängniß setzen und sagte dieser, er lasse ihn frei, sobald Poemen ihn besuchen und für ihn bitten würde. Die Schwester bat nun ihren Bruder

dringend, eine Fürbitte beim Richter einzulegen: er aber schlug es ihr ab, weil er es für Sünde hielt, den Richter zu einem Unrecht zu überreden. Doch auf wiederholtes dringendes Bitten schrieb er dem Richter einen Brief folgenden Inhalts: Euer Gnaden wollen die Sache des Jünglings sorgfältig untersuchen lassen und wenn er Etwas begangen hat, was den Tod verdient, so sterbe er, damit er die Schuld seines Verbrechens in diesem Leben mit dem Tode büße und der ewigen Strafe der Hölle entgehe; hat er aber nichts begangen, was die Todesstrafe nach sich zieht, so beschließe, was nach dem Gesetze dir gerecht zu sein dünkt. Er hütete sich also, den Richter zu einem ungesetzlichen und ungerechten Urtheil zu verleiten.

Rosenkranz.

Im Rosenkranzgebete schadet die Wiederholung nicht.

Manche Aufklärlinge finden in der Wiederholung des Rosenkranzgebetes einen Mißbrauch. — Sind denn die schönen Sachen, die man wiederholt, ein Unrecht, ein Mißbrauch oder eine Beleidigung? Ich will unter anderen Beweisen mich nur auf eine kleine Anekdote beschränken. Wir haben hier — in Antwerpen — einen Maler von einigem Verdienst und Ruhm. Er heißt Peter Paul Rubens. Nun, mein Herr, dieser Mann, eine der Zierden unserer Stadt, hat die Abnahme vom Kreuze gemalt, die sehr schön ist; hat einen Kalvarienberg im Augenblicke gemalt, wo der Soldat die Lanze aus des sterbenden Heilandes Seite zieht; dieß Bild ebenfalls sehr schön. Er hat eine große Anzahl anderer Gemälde gemalt, die ewig Meisterstücke bleiben werden. Vor zwei Jahren kam ein bedeutender Franzose hieher, mit einigen Unterhandlungen beauftragt; er blieb ein Jahr in der Stadt. Jeden Tag brachte er genau eine Viertelstunde vor der Abnahme vom Kreuze und eine Viertelstunde vor dem Kalvarienberge zu und er sagte nichts Anderes, als diese Worte, die er zwanzigmal mit Gefühl wiederholte, aber stets dieselben: — Ach, wie schön! Dieses Lob hätte in seiner Fassung bei euch Anstoß erregt. Nun, mein Herr, Peter Paul Rubens hat mir in eigener Person gesagt, daß alle Lobsprüche, die er erhalten — und der ist damit wahrhaft überhäuft worden, — ihm nicht so sehr geschmeichelt hätten, als dieses. (Legenden über die sieben Todsünden S. 34.)

Das Rosenkranzgebet schützt gegen böse Geister.

Zu Carcassone war ein Albigenserketzer von vielen Teufeln besessen. Der heilige Dominikus betete mit dem Volke öffentlich den heiligen Rosenkranz für ihn; bei jedem Ave Maria gingen die bösen Geister in Gestalt glühender Kohlen aus dem Munde des Besessenen ab.

Das Beten des heiligen Rosenkranzes verschafft Gnade zur Bekehrung.

Pater Vieira schreibt, daß ein gewisser Jakob viel ungerechtes Gut auf sein Gewissen genommen. Dabei betete er täglich den heiligen Rosenkranz.

Als er eines Tages wieder im Gebete begriffen war, hörte er die Stimme: Jakob, gib Rechenschaft meinem Sohne! Er konnte leicht begreifen, daß es eine Mahnung Mariä gewesen, weßhalb ihn Furcht und Schrecken überfiel; allein das ungerechte Gut zurückzugeben, schien ihm beinahe unmöglich. Bald darauf verfiel er in eine tödtliche Krankheit, während welcher er in einer Verzückung vor dem göttlichen Richter erschien, welcher ihn mit Zorn ansah und seinen sündhaften Wucher vorhielt und dem Erzengel Michael befahl, seine guten Werke und seine Sünden gegen einander abzuwägen, wo die Schaale mit dem Bösen augenblicklich sank, bis die Mutter Gottes einen Rosenkranz hinein legte, worauf die Schaale mit den guten Werken augenblicklich das Uebergewicht erhielt. Als er wieder zu sich gekommen war, gab er alles ungerechte Gut hinaus und starb nach der Zeit eines seligen Todes. (Vieira Tom. 3. fol. 436.)

Die bösen Geister mußten zur Zeit des heiligen Dominikus von Gott gezwungen bekennen, daß Niemand noch verdammt worden sei, welcher in der Rosenkranzandacht beharrte. (In vita S. Dominici.) Dieß hat sich in Böhmen an einem lasterhaften Weibsbilde bewährt, welches wegen vieler begangener Unthaten lebendig begraben wurde, aber unter der Erde nicht sterben konnte, bis man sie wieder ausgrub, wo sie bekannte, sie wäre ewig verdammt worden, wenn ihr nicht die Andacht zum heiligen Rosenkranze geholfen hätte. Nach der Zeit führte sie einen bußfertigen Lebenswandel und erlangte ein seliges Ende. (Engelgr. in vit. S. Dominici Paragr. 4.)

Das Rosenkranzgebet schützt in Gefahren.

In Spanien grüßte ein reicher adeliger Jüngling eine Dame aus bloßer Höflichkeit, so oft er an ihrer Wohnung vorüberging. Durch die bösen Zungen der Diener kam es dem Herrn zu Ohren. In der Eifersucht zwang er seine Frau unter Androhung des Todes, diesem Jüngling zu schreiben und ihn an einem bestimmten Tage und zu einer gewissen Stunde auf Besuch einzuladen, wo ihr Mann abwesend sein würde. Nichts Böses vermuthend gedachte der Jüngling der Einladung zu folgen, ohne böse Absicht, bloß in der Meinung, die Frau habe ihm etwas Wichtiges mitzutheilen. Er ritt also aus. Als er an einem Galgen vorbei kam, schrie der Gehenkte, er möchte den Strick zerschneiden und ihn retten, er lebe noch. Der Jüngling that es und ließ den Gehenkten hinter sich auf's Pferd setzen. Unter Wegs fragte der Gehenkte nach dem Ziele seiner Reise und als er es erfahren, äußerte er, die Sache komme ihm sehr bedenklich vor; er bat sich des Jünglings Kleider aus und ritt allein in das bezeichnete Haus, während der Jüngling zurückblieb. Kaum war er abgestiegen, überfiel ihn die Dienerschaft des Hauses, schlug ihn und ließ ihn für todt liegen. Er aber, als er sich allein sah, raffte sich auf und ritt zurück zum Jüngling. Diesem theilte er das Geschehene mit und offenbarte ihm, daß er sein Schutzengel sei und daß ihn Maria zu seiner Rettung gesendet habe zur Belohnung seiner Rosenkranzandacht; er ermahnte ihn, fortzufahren und den Rosenkranz alle Tage zu beten. (Vieira 321. de Ss. Rosario.)

Das Rosenkranzbeten verschafft Gnaden zur Bekehrung.

Der Pater Bovius erzählt, daß eine Frau, die Helena hieß, und einen schlechten Lebenswandel führte, eines Tages zufällig eine Predigt über die Rosenkranzandacht hörte. Sie kaufte sich einen Rosenkranz, ließ ihn aber nicht sehen; später fing sie auch an, ihn zu beten und wiewohl sie anfangs ohne Andacht betete, so erlangte ihr doch Maria nach und nach so viel Süßigkeit und Trost dabei, daß sie es endlich nicht mehr lassen konnte, täglich ihren Rosenkranz zu beten. Zu gleicher Zeit verlieh ihr Gott so einen Abscheu gegen ihr früheres Leben, daß sie nicht Ruhe fand und gewissermaßen gezwungen ward, ihre Sünden zu beichten. Sie beichtete ihre Sünden mit großer Reue. Nach der Beichte kniete sie an einem Marienaltare nieder, um ihrer Fürsprecherin zu danken, worauf es ihr schien, sie vernehme aus dem Muttergottesbilde folgende Stimme: Helena, du hast lange genug deinen Gott und mich beleidigt, ändere von heute an dein Leben und ich will dir viele Gnaden ertheilen. Da antwortete die arme Sünderin: Es ist wahr, aber da du Alles vermagst, so hilf mir, ich schenke mich jetzt ganz dir und will die übrigen Tage meines Lebens nur zur Buße verwenden. Mit dem Beistande Mariä vertheilte sie ihr Vermögen unter die Armen und lebte bußfertig. Zwar kamen furchtbare Versuchungen über sie; aber sie empfahl sich Maria und siegte jedesmal. Sie gelangte zu solcher Vollkommenheit, daß sie Gott mit übernatürlichen Gaben, mit Offenbarungen, Erscheinungen und mit der Erkenntniß zukünftiger Dinge begnadigte. Bei ihrem Tode erschien ihr Maria mit dem Jesuskindlein und ihre Seele ging in Gestalt einer weißen Taube in den Himmel ein. (St. Liguori Herrlichkeit Mariä S. 77.)

Nutzen des Rosenkranzgebetes.

Ein Edelmann stand des Nachts auf, um in seiner Hauskapelle vor dem Bilde Mariä den Rosenkranz zu beten. Da nun seine Gemahlin, eine sonst fromme Frau, dieses bemerkte, wurde sie eifersüchtig und schöpfte Verdacht. Sie fragte ihn, ob er etwa noch eine andere Frau liebe. Der Edelmann erwiderte lächelnd: Wisse, daß ich die liebenswürdigste Frau von der Welt liebe, ihr habe ich mein ganzes Herz geschenkt und ich wollte lieber sterben, als ihr meine Liebe versagen. Wenn du sie kennetest, so würdest du mir gewiß rathen, sie noch mehr zu lieben, als ich sie schon liebe. Er meinte Maria und glaubte, daß sie dieses errathen werde und müsse. Sie fragte ihn, ob er etwa des Nachts darum aufstehe, um diese Frau zu besuchen? Der Edelmann bejahte es. Einmal in der Nacht, als er wieder in die Kapelle ging, schnitt sich die Gemahlin den Hals durch. Als der Edelmann zurückkam, fand er das Bett durchnäßt — er rief die Gattin, — keine Antwort — er berührte sie und fand sie empfindungslos. Endlich machte er Licht und fand seine Gemahlin todt. Er ahnte sogleich, daß sie sich aus Eifersucht getödtet habe. Da kehrte er in die Kapelle zurück, kniete vor dem Bilde Mariä nieder und flehte weinend: Siehe, liebe Mutter, in welcher Noth ich jetzt bin; ach, wenn du mich

nicht tröstest, weiß ich nicht, an wen ich mich wenden soll. Bedenke, daß die Verehrung, die ich dir hier erweisen wollte, die Veranlassung ihrer Eifersucht, ihres Todes und ihrer Verdammniß ist. O Maria, du kannst, du wirst mir helfen; du erhörst Jeden, der dich mit Vertrauen anruft. — Kaum hatte er dieses Gebet vollendet, so rief ihn die Magd: Gnädiger Herr, kommen Sie doch in's Zimmer, Ihre Gemahlin ruft Sie. Vor Freude konnte es der Edelmann kaum glauben. Sieh noch einmal zu, antwortete er dem Mädchen, ob sie wirklich nach mir verlangt. Bald darauf kam die Magd zurück und bat ihn, schnell zu kommen, weil die gnädige Frau auf ihn warte. Er ging, öffnete die Thüre und fand seine Frau lebend; sie warf sich weinend zu seinen Füßen, bat ihn um Verzeihung und rief aus: Um deines Gebetes willen, lieber Mann, hat mich die Mutter Gottes von der Hölle befreit. Darauf begaben sich beide vor Freude weinend, in die Kapelle, um Maria zu danken. Am folgenden Tage gab der Edelmann allen seinen Verwandten ein Gastmahl, wobei die Frau selbst, die noch die Wundmale zeigte, das Wunder erzählte, wodurch die Liebe zu Maria bei allen Anwesenden sehr vermehrt wurde. (St. Liguori Herrlichkeiten Mariä S. 104.)

Nutzen des Rosenkranzgebetes.

Der Pater Nieremberg erzählt (Proph. Mar. I. 4, c. 29), daß in einer Stadt in Aragonien eine Jungfrau lebte, die Alexandrina hieß, und die, weil sie schön und von vornehmer Herkunft war, von zwei Jünglingen leidenschaftlich geliebt wurde. Eines Tages forderten sich diese, aus Eifersucht wegen Alexandrinen, zum Zweikampfe heraus, wobei jeder seinen Gegner tödtete. Die Aeltern der Ermordeten begaben sich wüthend zu Alexandrina und tödteten ebenfalls das arme Mädchen, weil sie der Anlaß zu einem so großen Unglück war; hierauf warfen sie den Kopf derselben in einen Brunnen. Einige Tage darauf kam der heilige Dominikus in diese Gegend; da gab Gott ihm ein, er solle sich dem Brunnen nähern und rufen: Komm hervor, Alexandrina. — Siehe, da zeigte sich plötzlich der Kopf der Ermordeten, legte sich auf den Rand des Brunnens und bat den heiligen Dominikus, ihre Beichte zu hören: Der Heilige hörte die Beichte an und gab ihr hierauf die heilige Communion in Gegenwart einer unzähligen Menge Menschen, die sich versammelt hatten, um das Wunder zu sehen. Darauf befahl der Heilige, sie solle erklären, warum ihr eine solche Gnade widerfahren sei? Alexandrina erklärte hierauf, daß, als man ihr den Kopf abschlug, sie sich im Stande der Todsünde befand, daß indeß Maria, um ihrer Andacht zum Rosenkranze willen, den sie täglich zu beten pflegte, ihr das Leben erhalten habe. Zwei Tage lang blieb der Kopf lebendig auf dem Brunnen stehen, in Gegenwart vieler Menschen, worauf endlich die Seele sich von demselben trennte und in's Fegefeuer fuhr. Vierzehn Tage später erschien die Verstorbene von neuem dem heiligen Dominikus ganz schön und glänzend wie ein Stern, und sagte demselben, daß der größte Trost für die Seelen bei den Leiden, die sie im Fegfeuer auszustehen haben, der Rosenkranz sei, der für sie gebetet werde und daß die armen Seelen, so wie sie in

den Himmel kommen, sogleich für Jene bitten, die ihnen dieß mächtige Gebet aufgeopfert haben. Darauf sah der heilige Dominikus, daß die Seele triumphirend in den Himmel fuhr. (St. Liguori, Herrlichkeit Mariä S. 208.)

Nutzen des Rosenkranzgebetes.

(Dictal. tor. 2. Dam.) Es befand sich in Rom eine sehr schöne Frau, welche Katharina die Schöne hieß. Als diese eines Tages den heiligen Dominikus von der Rosenkranzandacht predigen hörte, ließ sie sich in das Bruderschaftsbuch einschreiben, verließ aber noch nicht ihren gottlosen Wandel. Als nun eines Abends ein Jüngling, der sehr vornehm zu sein schien, sie besuchte, empfing sie denselben freundlich und zuvorkommend. Als Beide hierauf zu Nacht aßen, da bemerkte Katharina, daß jedesmal, wenn der Jüngling Brod schnitt, Blutstropfen von seinen Händen herabfielen. Sie fragte denselben, woher denn dieses Blut komme? Hierauf antwortete der Jüngling, daß ein Christ keine Speise zu sich nehmen dürfe, bevor sie nicht in's Blut Jesu Christi getaucht und durch die Erinnerung an sein Leiden gewürzt worden sei. Da fragte die Unglückliche den Jüngling ganz erschrocken, wer er denn sei? Du wirst es alsogleich erfahren, antwortete er. Nachdem Beide sich in ein anderes Zimmer begeben hatten, veränderte sich mit einem Male die Gestalt des Jünglings und zeigte sich der Sünderin mit Dornen gekrönt und mit zerrissenem Leibe und sprach: Willst du noch wissen, wer ich bin, oder kennst du mich etwa nicht? Siehe, ich bin dein Erlöser. Wann wirst du einmal aufhören, Katharina, mich zu beleidigen? Siehe, wie viel ich für dich gelitten habe! Siehe, du hast mich lange genug beleidigt, darum ändere dein Leben! Hierauf weinte Katharina bitter, aber Jesus sprach ihr Muth zu und sagte: Wohlan, liebe mich jetzt so sehr, als du mich früher beleidiget hast, wisse auch, daß du diese Gnade um des Rosenkranzes willen verdient, den du meiner Mutter zu Ehren gebetet hast. Hierauf verschwand die Erscheinung. Katharina beichtete am andern Tage dem heiligen Dominikus, gab Alles, was sie hatte, den Armen und führte hierauf einen so heiligen Lebenswandel, daß sie einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichte. Mehrmals erschien ihr auch die allerseligste Jungfrau Maria und Jesus selbst offenbarte dem heiligen Dominikus, daß diese Büßerin ihm sehr wohlgefällig geworden sei. (St. Liguori, Herrlichkeiten Mariä S. 277.)

Der heilige Rosenkranz ist von Maria selbst eingeführt.

Als der heilige Dominikus die Ketzerei der Albigenser immer weiter um sich greifen sah, betete, fastete und kasteite er sich; er richtete aber doch nur wenig aus, bis er zu Maria seine Zuflucht nahm. Oft benetzte er sein Lager mit Thränen, fortwährend stiegen seine Klagen zum Himmel; da fand endlich sein Flehen auf eine wunderbare Weise Erhörung. Maria erschien ihm in ihrer Glorie und befahl ihm, den Rosenkranz zu predigen, wie wir ihn zu beten pflegen. Sage den Völkern, sprach sie, daß diese Andacht sowohl meinem Sohne als mir sehr wohlgefällig sei. Durch diesen Rosenkranz werden die

Tugenden aufblühen, die Laster vertilgt, die Ketzereien zerstört und Gnaden erfleht werden. Der Rosenkranz wird für die Kirche eine unversiegbare Quelle von Wohlthaten aller Art sein. Meinerseits verspreche ich dir, es durch viele Gnaden zu beweisen, wie sehr mir diese Uebung wohlgefällt und wie nützlich sie den Gläubigen sei. Es ist das Unterpfand, durch welches ich dir mein besonderes Wohlgefallen bezeugen will. Der Heilige fand sich durch diese Worte ermuthigt und zögerte nicht, den Auftrag der Mutter Gottes auszuführen. Es war die Stadt Toulouse, wo er im Jahre 1208 die Andacht des Rosenkranzes predigte. Der Erfolg war so rasch, daß er jede Erwartung übertraf und daß selbst der apostolische Stuhl darüber erstaunte. Die Katholiken versammelten sich schaarenweise, um miteinander den Rosenkranz abzubeten. Sie dankten der Mutter Gottes für dieses Geschenk. Der Heilige sah sich genöthigt, von Ort zu Ort zu ziehen, und überall dieses Gebet einzuführen und der Erfolg davon war, daß Hunderttausende der Ketzerei entsagten, in den Schooß der Kirche zurückkehrten und unzählige Sünder sich zu Gott wendeten.

Der Rosenkranz ist Maria sehr angenehm.

Der selige Ladislaus betete nicht nur selbst täglich den Rosenkranz, sondern führte ihn auch in den polnischen Klöstern ein. Wie angenehm ihr dieses Gebet gewesen, hat sie selbst zu erkennen gegeben. Einer aus den älteren Vätern hat zur Zeit, als die Brüder den Rosenkranz beteten, Maria mit ihrem göttlichen Kinde auf dem Arme durch die Mitte des Chores gehen, jeden Bruder freundlich anschauen und ihr Antlitz von himmlischer Freude glänzen sehen. Sie trat dann zu jedem Bruder, welcher mit tiefer Andacht betete und legte ihm das göttliche Kind in die Arme, die aber im Gebete lässig waren, ihr Haupt und ihre Kniee nicht beugten, überging sie.

Die Rosenkranzbruderschaft von Maria eingeführt.

Dominikus schiffte mit dem Bruder Alanus nach Afrika. Seeräuber banden den Heiligen. Da erregte Maria ein schreckliches Wetter, daß Allen Entsetzen ankam. Auf des Dominikus Gebet erschien Maria in ihrer Herrlichkeit und versprach ihm, wenn er ihr zu Ehren eine neue Bruderschaft unter dem Namen: Bruderschaft Jesu und Maria stiften wolle, werde sie Alle retten. Alle versprachen zu folgen. Der Sturm schwieg augenblicklich. Das Schiff aber scheiterte an einer Klippe und sank in's Meer. Da erschien Maria über ihren Häuptern, hob das Schiff aus dem Wasser, fügte es zusammen und sprach: Meine lieben Kinder, ihr werdet euere Güter in der Bretagne wiederfinden. Sogleich erhob sich im Meere ein schreckliches Geheul von Teufeln, die schrieen: Wehe uns! wehe uns! Dieser Dominikus wird uns unglücklich machen; er wird unser Reich vernichten und unseren Raub vertheilen, denn er wird einen Orden und eine Bruderschaft stiften, die uns zu Grunde richten werden. So heulten die Teufel. (In vita St. Dominici.)

Die Rosenkranzandacht durch ein Wunder aufgefrischt.

Die Brüder des Dominikanerordens beteten Anfangs täglich den Rosenkranz; allein sie fingen nach und nach an, nach eitlen Dingen zu trachten und wurden im Rosenkranzbeten immer lauer. Einige strebten nach hoher Wissenschaft und hohen Würden, verführten auch Andere, daß der Rosenkranz fast in Verfall gerieth und mit ihm die gute Zucht. Maria selbst warnte sie vergebens. Da trugen sich in einem Dominikanerkloster zu Neapel schreckliche Dinge zu, die den Rosenkranz bald wieder zu Ansehen und Ehren brachten. Als einst der Speisemeister in das Refektorium ging, das Abendmahl anzurichten, sah er den ganzen Saal voll Mönche in ihren Kappen sitzen, als wollten sie speisen. Bestürzt lief er zum Prior, welcher sogleich in den Speisesaal ging. Sogleich erhoben sich die Mönche von ihren Sitzen, neigten sich vor ihm und warfen zum Zeichen ihrer Ehrerbietung die Kappen zurück. Im Namen Gottes fragte der Prior, wer sie wären und was sie begehreten? Da sprach der Oberste: Wir sind Dominikaner, die einst hohe Würden hatten und sind zur ewigen Pein verdammt, weil wir den Rosenkranz zu beten versäumten. Wir sind von den Todten auferstanden, um euch zu warnen. Und plötzlich schlugen Alle ihre Oberkleider zurück und man sah ihre Leiber brennen in lichterlohen Flammen. Der Oberste that darauf einen gewaltigen Schlag mit der Faust auf den Tisch und sogleich war Alles zerstoben und verschwunden. Dieß geschah im Jahre 1380 und ist von diesem Schlage ein unvertilgbares Zeichen geblieben bis auf diesen Tag. Als die Menschen solches Wunder hörten, beteten Alle den Rosenkranz mit neuem Eifer, und übten viele Bußwerke, um die Ablässe zu gewinnen, welche auf das Rosenkranzbeten verliehen sind.

Das Tragen des Rosenkranzes und sein Nutzen.

Der heilige Stanislaus befliß sich der Verehrung Mariä zur Bewahrung seiner Unschuld und zur Erlangung der ewigen Seligkeit. Um sich als treuen und eifrigen Diener der allerseligsten Jungfrau zu beweisen, rief er sie nicht bloß stets um ihre Fürbitte bei Gott an, sondern trug auch an seiner Seite nach der Vorschrift seines Ordens ununterbrochen den Rosenkranz. Der heilige Stanislaus wurde von Gott bald aus dieser Welt abgerufen, um den Lohn seiner Frömmigkeit im Himmel zu erlangen und Er bereitete ihn zur Reise aus dieser Welt durch eine längere Krankheit vor. Während derselben zeigte er sich ebenfalls als einen wahren Jünger Mariä; denn den Rosenkranz hatte er stets um seinen Arm gebunden. Als ein geistlicher Bruder deßhalb an ihn die Frage stellte, wozu er denn den Rosenkranz brauche, da er ja wegen der Heftigkeit seiner Schmerzen nicht im Stande sei, solchen zu beten, antwortete der Heilige: Es ist wahr, ich bin nicht im Stande, den Rosenkranz, welchen ich in der Hand halte, zu beten; indessen erinnert mich derselbe doch an meine gute Mutter Maria, und das ist gewiß viel. Stanislaus starb bald darauf, nachdem ihm zuvor noch die allerseligste Jungfrau in einer Entzückung erschienen

war, in der Freude des Herrn. So sollten alle Christen, namentlich aber alle Kranken den Rosenkranz immer bei sich tragen.

Der Rosenkranz bekehrt und stärkt in Versuchung.

Die Tochter eines gewissen Fürsten war in ein Kloster eingetreten. Obgleich die junge Klosterfrau viele gute Anlagen hatte, so machte sie doch nur wenige Fortschritte in der Tugend. Als sie aber anfing, den Rosenkranz mit den Geheimnissen zu beten, was ein guter Beichtvater ihr angerathen hatte, da änderte sie so sehr ihr Leben, daß sie ein Beispiel für Alle wurde. Die andern Klosterfrauen, welche sich durch ihr eingezogenes Betragen für beleidigt hielten, gaben sich alle Mühe, um sie von der begonnenen Lebensweise wieder abzubringen. Als die fromme Klosterfrau nun eines Tages den Rosenkranz betete und Maria anflehte, sie möchte ihr doch in dieser Verfolgung beistehen, da sah sie, wie ein Brief aus der Luft herabfiel, der folgende Inschrift hatte: Maria, die Mutter Gottes, grüßt ihre Tochter Johanna. Inwendig las man folgende Zeilen: Meine liebe Tochter, fahre fort, den Rosenkranz zu beten; vermeide den Umgang derjenigen, die dich nicht zu einem gottseligen Wandel ermuntern; vermeide den Müssiggang und die Eitelkeit und nimm zwei überflüssige Dinge aus deiner Zelle weg, alsdann will ich dir bei Gott behilflich sein. Später besuchte der Abt das Kloster, um die Unordnungen abzustellen, die darin herrschten, aber er konnte Nichts ausrichten. Eines Tages sah derselbe, wie eine Menge Teufel sich in die Zellen der Klosterfrauen begaben, die Zelle der Schwester Johanna ausgenommen; der Abt sah nämlich, wie Maria, vor welcher Johanna sich im Gebete befand, dieselben wegtrieb. Später erfuhr der Abt, daß Johanna immer den Rosenkranz zu beten pflegte, er erfuhr auch, welchen Brief sie empfangen hatte. Hierauf befahl er, daß die Andern den Rosenkranz auch beten sollten. Die Geschichte erzählt, daß dieses Kloster hernach in ein wahres Paradies verwandelt wurde. St. Liguori.

Das Beten des Rosenkranzes dient zur Bekehrung.

Der selige Alanus erzählt, daß eine Frau, welche Dominika hieß, Anfangs die Gewohnheit hatte, den Rosenkranz zu beten, daß sie es aber später unterließ und so arm wurde, daß sie sich eines Tages aus Verzweiflung drei Messerstiche versetzte. Sie athmete kaum noch und schon waren die Teufel bereit, sie mit sich in die Hölle zu ziehen, da erschien ihr Maria und sprach: Siehe, meine Tochter, du hast mich vergessen, aber ich habe dich nicht vergessen wollen, und zwar um jenes Rosenkranzes willen, den du mir zu Ehren früher zu beten pflegtest. Wenn du fortfahren willst, denselben zu beten, so will ich dir nicht nur das Leben, sondern auch dein Vermögen wieder verschaffen. Da stand die arme Sünderin gesund auf, fuhr fort, den Rosenkranz zu beten und hatte bei ihrem Tode von Neuem eine Erscheinung Mariä, welche sie für ihre Treue lobte, worauf Dominika ein seliges Ende nahm.

Es lebte zu Saragossa ein gottloser Edelmann, der Peter hieß und mit dem heiligen Dominikus verwandt war. Als nun der Heilige eines Tages

predigte und bemerkte, daß auch Peter in die Kirche kam, da bat er Gott, er wolle der ganzen Versammlung den traurigen Zustand, in welchem dieser arme Sünder sich befand, zu erkennen geben. Da erschien Peter plötzlich wie ein höllisches Ungeheuer, von vielen Teufeln umgeben, welche ihn mit sich fortschleppten. Jedermann floh seine Nähe, sogar seine Frau, welche sich in der Kirche befand und die Diener, welche ihn begleitet hatten. Hierauf ließ ihm der heilige Dominikus durch einen seiner Gefährten sagen, er solle sich der allerseligsten Jungfrau empfehlen und anfangen, den Rosenkranz zu beten, welchen er ihm zugleich überschickte. Hierauf verdemüthigte sich der Edelmann, ließ dem Heiligen danken und empfing selbst die Gnade, die Teufel zu sehen, welche ihn umgaben. Auch beichtete er unter Vergießung vieler Thränen dem heiligen Dominikus seine Sünden, welcher ihm die Versicherung ertheilte, Gott habe ihm dieselben vergeben. Er fuhr fort, den Rosenkranz zu beten und gelangte zu großer Vollkommenheit. St. Liguori.

Der Rosenkranz verschafft Gnaden.

Drei fromme Jungfrauen beteten einmal, auf den Rath ihres Beichtvaters, vierzig Tage lang täglich den ganzen Rosenkranz, um sich auf das Fest Mariä Reinigung vorzubereiten. Am Vorabende des Festes erschien Maria der einen von diesen Jungfrauen in einem reichen mit Gold gestickten Kleide, dankte derselben für die Ehre, die sie ihr erwiesen und gab ihr ihren Segen. Hierauf erschien Maria der andern Jungfrau in einem einfachen Kleide und dankte ihr ebenfalls. Darauf fragte diese Jungfrau die göttliche Mutter: Maria, sage mir doch, warum bist du meiner Schwester in einem reicheren Kleide erschienen? Maria antwortete: Deßhalb, weil jene mich reicher gekleidet hat, als du. Hierauf erschien Maria der dritten Schwester in einem Kleide von ganz grober Leinwand, weßhalb jene sie um Verzeihung bat wegen ihrer Lauigkeit in ihrem Dienste. Das folgende Jahr bereiteten sich alle drei Schwestern auf dasselbe Fest vor und beteten den Rosenkranz mit großer Andacht. Und siehe, die Nacht vor dem Feste erschien ihnen Maria sehr glänzend gekleidet und sprach: Bereitet euch vor, morgen zu mir in den Himmel zu kommen. Hierauf geschah es, daß am andern Morgen, nachdem sie den Beichtvater davon benachrichtigt und die heilige Kommunion empfangen hatten, alle drei die allerseligste Jungfrau erblickten, welche sie mit sich nahm, so daß eine nach der andern unter Engelgesang sanft entschlief. St. Liguori.

Maria schützt die Beter des Rosenkranzes.

Als 1866 der Landsturm von Klausen gegen die Garibaldianer die Seiser Alpe bezogen hatte, gelüstete es eines Morgens einen alten berühmten Schützen, Tschotten-Peter genannt, die waldigen Abhänge zu durchstreifen, um einige Vögel zu schießen. Da sah er Etwas durch die Gebüsche huschen und kurz darauf streifte eine Kugel hart an seinem Kopfe vorüber, eine zweite riß den Rosenkranz, den er immer in der Hosentasche trug, in drei Stücke, ohne den Mann zu verletzen. Nun riß Peter die Flinte von der Schulter und schoß

einem fliehenden Rothhembling seinen Schrot in die Beine. Darauf drang er in's Gebüsch, schlug zwei mit dem Kolben todt, einem dritten schoß er die Kugel mit einer entfallenen Garibaldiflinte durch den Kopf. Peter stürmte mit dem Bajonete in die Feinde, denen es vor der herkulischen Gestalt des löwenmuthigen Tirolers graute, und die, noch zehn an der Zahl, die Waffen wegwarfen und sich ergaben, da eine Landsturmpatrouille die Schüsse hörte und herbeieilte, um die zehn Gefangenen in's Lager abzuführen. Peter hatte nur zwei leichte Wunden. Sein erstes Geschäft war, nachdem ihn der Chirurg verbunden hatte, seinen Rosenkranz auszubessern, den er auch aus großer Dankbarkeit gegen Gott und Maria für seine wunderbare Rettung aus so augenscheinlicher großer Lebensgefahr, an diesem Tage nicht mehr aus der Hand legte, indem er bis zum Abende in einem fort betete.

Das Rosenkranzbeten ist sehr kräftig gegen die Anfechtungen des Teufels.

Die Sion 1856 im letzten Hefte erzählt: Ein Geistlicher in Baiern ward am 3. November 1856 zu einem kranken Mädchen gerufen, das ein sehr unkeusches Leben führte. Sie sprach sehr verwirrt und nur mit Mühe konnte er sie Beicht hören; doch gab sie Zeichen der Reue von sich. Er besuchte sie fleißig bis zum 15. November; da ward er sogleich nach der heiligen Messe zu ihr gerufen. Sie griff in die letzten Züge, der Priester ertheilte ihr die letzte Oelung. Gegen zwölf Uhr ward das Mädchen schwarzblau im Gesichte, die Augen traten hervor, die Haare stiegen zu Berge, sie schrie mit Einemmale: Ich bin verdammt, verdammt in den Abgrund der Hölle, Teufel, Teufel! Der Priester forderte sie auf, den Namen: Jesus und Maria! auszusprechen. Sie sagte: Ich kann es nicht, sonst wäre ich gerettet! Das Schreien: Teufel, Teufel! ging fort, die Anwesenden erblaßten, weinten und rangen die Hände. Alles umsonst; das Mädchen schrie fortwährend: Die Teufel holen mich! Der Priester besprengte sie mit Weihwasser; umsonst; er wußte sich nicht mehr zu helfen und forderte die Anwesenden auf, gemeinschaftlich mit ihm den Rosenkranz zu beten. Während des Gebetes ward das Mädchen ruhiger, endlich ganz ruhig. Der Priester hieß sie: Jesus! sprechen; sie antwortete: Maria! Er fragte: Sind die Teufel weg? Sie sagte: Ja. Sprich: Jesus; sie sprach's. Er betete weiter; das Mädchen betete jetzt mit; sie sprach fleißig: Jesus, Maria! Die Teufel wichen und sie starb nach einer halben Stunde um drei Viertel auf vier Uhr ruhig. Die Mutter Gottes entriß abermals eine Seele dem Teufel. Bete also fleißig den Rosenkranz!

Rückfall.

Der Rückfall in die alten Sünden ist vor Gott abscheulich.

Um den Abscheu auszudrücken, welchen Gott an jenen Menschen hat, welche sich bekehrt hatten, längere Zeit tugendhaft lebten, nachher aber wieder in die alten Sünden zurückfallen, gebraucht der heilige Petrus in seinen Briefen das Bild von einem Hunde, welcher das Uebermaß von Speisen und das

Unverdaute durch Erbrechen von sich gibt und gleich darauf das Gespieene wieder frißt. Es ist dieses Beginnen des Hundes so eckelhaft, daß man es nicht mit ansehen kann, ohne mit Eckel und Abscheu erfüllt und zum Erbrechen gereizt zu werden. Auf gleiche Weise, will Petrus sagen, wird der Herr über einen rückfälligen Sünder mit Abscheu erfüllt. Daher sagt die Schrift, daß Gott solche Menschen aus Seinem Munde speie, wir wir etwas Eckelhaftes auszuspeien pflegen.

Dem Rückfälligen entzieht Gott Seine Gnade.

Wer sich gebessert hat und sein altes Sündenleben wieder anfängt, dem entzieht Gott Seine Gnade und überläßt ihn der Verstockung. Der heilige Petrus deutet diese schreckliche Strafe damit an, daß er den Rückfälligen mit dem Schweine vergleicht. Das Schwein, wenn es gewaschen ist, wälzt sich alsogleich wieder in die erste beste Kothlache; es wäre vergebliche Mühe, es rein und sauber erhalten zu wollen; man wäscht es also nicht mehr. Damit will er sagen, daß Gott den rückfälligen Sünder aufgibt und ihm Seine Gnade entzieht. Wer also in der Beichte Vergebung seiner Sünden haben will, muß sich standhaft bessern.

Den Rückfälligen läßt Gott in seiner Sünde sterben.

Der heilige Franz von Assisi lag einmal in der Stadt Reate krank. Da ward ein Mann, Namens Gedeon, zu ihm gebracht, der, liederlich und weltlich, von einer schweren Krankheit ergriffen war. Er bat im Verein mit den Anwesenden mit Thränen in den Augen, daß er ihn durch Bezeichnung mit dem heiligen Kreuze heilen möchte. Zu diesem sprach der Heilige: Gedeon, dem Namen nach stark, dem Geiste nach schwach, du lebst nach den Gelüsten des Fleisches und fürchtest die Gerichte Gottes nicht; wie will ich dich mit dem Kreuze bezeichnen? Aber um des Flehens Derer willen, die für dich bitten, will ich dich im Namen des Herrn mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnen. Aber wisse, daß du noch schwerere Strafen leiden werdest, wenn du, von der Krankheit befreit, zum alten Unflath wiederkehren solltest; denn wegen der Sünde der Undankbarkeit folgen allzeit ärgere Strafen, als die ersteren gewesen sind. Nachdem nun der Heilige das Kreuzzeichen über ihn gemacht hatte, stand der, welcher lahm auf dem Boden lag, gesund auf, brach in das Lob Gottes aus und rief: Ich bin befreit! Nachdem aber wenige Tage verflossen waren, vergaß er Gott und gab den Leib wieder der Unzucht hin. Als er spät Abends im Hause eines Kanonikus aß, und in derselben Nacht dort schlief, stürzte plötzlich über Alle das Dach ein. Alle Uebrigen entgingen dem Tode; er allein ging elend zu Grunde. Und so wurden aus gerechtem Urtheile Gottes nach der Weissagung des Heiligen die letzten Dinge jenes Menschen ärger, als die ersten; wegen der Undankbarkeit und Verachtung Gottes; da er nach erlangter Verzeihung dankbar sein und die Sünde wieder zu begehen doppelt verabscheuen sollte.

Rückfall durch unbußfertigen Tod bestraft.

Ein reicher Kaufmann Siziliens hatte sich mit einer leichtfertigen Weibsperson in ein schlechtes Verhältniß eingelassen und sie zum Aergerniß der ganzen Nachbarschaft sogar in sein Haus aufgenommen. Oefters wurde er von seinem Seelsorger gewarnt und ermahnt, aber immer vergebens, bis er in eine schwere Krankheit verfiel und auf vieles Zureden des Beichtvaters die verrufene Person aus dem Hause gab. Allein kaum genesen, nahm er sie wieder zu sich und das Lasterleben hatte seinen alten Gang. Ja, die Sünde hatte ihn so umstrickt, daß er sich von seiner Lastergefährtin auch nicht auf kurze Zeit trennen konnte und sie selbst auf seine Handlungsreisen mitnahm. Eines Tages aber, als sie sich Beide auf einem Schiffe befanden, brach ein Sturm los; das Fahrzeug wurde an Klippen getrieben und scheiterte. Indessen hatte der Kaufmann mit seiner sich an ihn anklammernden Sünderin das Glück, ein großes Brett zu erhaschen, worauf Beide längere Zeit, aber in steter Todesgefahr, herumschwammen. Nun erweckten sie Reue und Leid und versprachen hoch und theuer, strenge Buße wirken zu wollen, wenn sie nur diesesmal mit dem Leben davon kämen. — Sie wurden gerettet, stiegen an's Land und trennten sich auch wirklich. Allein wenige Tage reichten hin, sie auch die überstandene Gefahr und alle gemachten Vorsätze vergessen zu lassen; sie suchten sich wieder auf und lebten wie zuvor. Nach einiger Zeit warf den vermessentlichen Sünder eine zweite Krankheit auf's Schmerzenlager. Eine namenlose Bangigkeit ergriff ihn, als ihm die Aerzte nicht undeutlich merken ließen, daß sie an seinem Aufkommen verzweifelten. Jetzt schickte er eiligst nach einem Priester und gab zugleich den gemessensten Befehl, die Dirne ohne Zaudern und Nachsicht aus seinem Hause zu jagen und ihr nie und nimmermehr den Zutritt zu erlauben. Der Beichtvater und alle Hausgenossen freuten sich über diesen entschiedenen Beweis einer gewiß ernsten Besserung. Einige Tage schwebte er zwischen Leben und Tod; endlich schien eine glückliche Krisis eingetreten und die Aerzte gaben ihm wieder Hoffnung zur Genesung. Kaum hatte er die Freudenbotschaft vernommen, so wurde der Beichtvater verabschiedet nnd — seine unentbehrliche Freundin wieder in's Haus geladen. Voll Betrübniß bat er sie wegen der Verstoßung um gnädige Verzeihung und bot ihr freundlichst die Hand; doch siehe — der alte Sünder erblaßte plötzlich, seine Augen verglasten sich, er sank zurück und war in wenigen Minuten — eine Leiche. (Hausen I. 37.)

Der Rückfall ist gefährlich.

In Mexiko lebte eine Sünderin, welche, als sie schon schwer krank geworden, große Reue über ihre Sünden empfand und das Gelübde machte, sie wolle, wenn sie wieder gesund werde, der Mutter Gottes mit ihren Haaren ein Opfer bringen. Sie wurde gesund, schnitt hierauf ihre Haare ab und machte aus denselben einen Haarputz für eine Statue der Mutter Gottes. Später fiel dasselbe Mädchen von Neuem in eine schwere Sünde, bekam dieselbe Krankheit und starb in der Unbußfertigkeit. Eines Tages, als viel Volk

in der Kirche war, sprach Maria aus diesem Bilde zu dem Pater Salvaterra aus der Gesellschaft Jesu folgende Worte: Nimm diese Haare von meinem Kopfe weg, denn dieselben haben einer Seele angehört, welche ein unehrbares Leben geführt hat und verdammt ist, weßhalb sie sich nicht ziemen für die Mutter der heiligen Reinigkeit. Der Pater that es und warf die Haare in's Feuer. St. Liguori.

Wegen des Rückfalls in die vorigen Sünden gehen Viele zur Hölle.

Der heilige Antonius, Erzbischof von Florenz in Concione de Relapsis erzählt folgende Geschichte: In einem gewissen Kloster wurde am Sonntage früh der Pater Prediger von einer jähen Krankheit überfallen, also, daß er an demselben Tage die Kanzel nicht besteigen konnte. Der Prior suchte und ersuchte unter seinen Brüdern den und jenen; aber keiner getraute sich, in so kurzer Zeit eine Predigt zu verfassen. Unterdessen meldete der Pförtner dem Prior, daß ein fremder Priester ihres Ordens angekommen sei und auf einen Tag um Herberge bitte. Gar gern, sprach der Prior; er empfing den Gast selbst mit aller Liebe und Ehrerbietung, ihm nebenbei das heutige Unglück klagend, daß der Prediger plötzlich erkrankt sei. Hierauf erbot sich der fremde Priester, die Mühe auf sich zu nehmen, wenn sie mit seiner Wenigkeit zufrieden sein wollten; worüber der Prior und seine Brüder große Freude hatten. Der fremde Prediger bestieg nun die Kanzel und sagte mit ganz ernsthaftem Gefühle folgendes Thema oder Kanzelspruch: Matth. 5. Er wird des höllischen Feuers schuldig sein. Hierauf beschrieb er die höllische Pein und die ewige Strafe so lebhaft, daß alle Zuhörer hierdurch gerührt wurden, daß ein allgemeines Heulen und Weinen in der ganzen Kirche entstand und Niemand war, der nicht mit Reue und Leid an die Brust geschlagen hätte. Aber höre das Unverhoffte! Dieser Prediger verwandelte sich mit einem Male in einen lebendigen Teufel, wie er denn auch ein solcher war, und warf häufige Flammen aus den Augen, Ohren, der Nase und dem Munde aus. Ich, sagte er, bin ein Verdammter, und habe euch von den schrecklichen Peinen der Hölle viel und genug gepredigt, weil ich dazu von dem Allerhöchsten gezwungen worden bin; allein ich weiß, daß Vielen diese Predigt zu einer noch größeren Verdammniß gereichen werde, weil sie nach kurzer Zeit Alles dieses wieder vergessen, auf dem vorigen Lasterweg fernerhin fortwandeln und zu dem Nimmer das stete Immer fügen werden; immer wird ihre Pein dauern, nimmer wird ihre Qual enden! Des Teufels Predigt bestätigt der heilige Chrysostomus, wenn er sagt: Sündige nicht mehr nach der Vergebung, verwunde dich nicht nach der Heilung, beflecke dich nicht nach der Gnade; bedenke, o Mensch! daß die Schuld nach gewährter Gnade größer wird!

Ruhe.

Ruhe der Seele ist nur zu finden im Willen Gottes und in der heiligmachenden Gnade.

Hängt man einen schweren Körper an einem langen Faden auf, so muß dieser Körper mit der Schnur vollkommen senkrecht hängen, wenn er ganz ruhig sein soll; so lange er diese senkrechte Linie nicht gefunden, baumelt er hin und her; es gibt für ihn also nur eine Linie, wo er Ruhe findet — die senkrechte. So ist es mit dem Menschen auch; er findet nur dann wahre Seelenruhe, wenn sein Wille ganz mit dem göttlichen Willen übereinstimmt, wenn er seine Gebote hält, das Böse meidet, sich ganz in seinen Willen ergibt und in der heiligmachenden Gnade bleibt.

Ruhm.

In Körperstärke Ruhm suchen, ist Thorheit.

Welcher Mensch wollte noch in seiner Körperstärke einen Ruhm suchen, da sie Gottes Gabe ist und da die unansehnlichsten Thiere ihn an Stärke weit übertreffen. Der Strauß reißt mit seiner Kralle mit einem einzigen Schlage dem Menschen den Bauch auf, und der Casuar tritt mit einem Tritte seines Fußes daumendicke Bretter durch. Diese Vögel hätten eher Ursache, sich zu rühmen, als der Mensch.

Die Ruhmsucht soll man unterdrücken.

Als einst Abt Nisteron mit andern Brüdern in der Wüste wanderte, sahen sie eine große Schlange und entflohen. Da sprach ein Bruder: Wie, mein Vater, auch du fürchtest dich? Der Altvater antwortete ihm: Ich fürchte mich nicht, mein Sohn; allein auch ich muß entfliehen; denn sonst hätte ich den Gedanken der Ruhmsucht nicht vermeiden können.

Ein Altvater wohnte in Unterägypten und ein weltlicher frommer Mann diente ihm. Da geschah es, daß der Sohn dieses Dieners erkrankte und er bat den Altvater mit vielem Flehen, er wolle in sein Haus kommen und über das Kind beten; daher machte sich der Altvater auf und ging mit ihm. Der Diener aber lief voraus, eilte nach Hause und rief: Kommet, lasset uns dem Einsiedler entgegen gehen. Da dieser sie von weitem kommen sah, merkte er, daß sie ihn empfangen wollten. Um allen Ruhm zu vermeiden, zog er seine Kleider aus und wusch sie im Flusse. Darüber schämte sich sein Diener und sagte zu den Leuten: Lasset uns umkehren, denn der Alte hat den Verstand verloren. Und als er zu demselben kam, sprach er: Vater, warum hast du das gethan? Alle, die dich gesehen haben, sagten, du seiest vom Teufel besessen. Der Altvater antwortete: Das wollte ich eben hören. Er verabscheute Ruhm und Ehre.

Sakrament.

Die übernatürliche Kraft der Sakramente ist glaubwürdig.

Warum sollten wir der Allmacht des Heilandes nicht die Macht zutrauen, in die sichtbaren Zeichen der Sakramente Gnade zu legen, welche die Seelen

im Guten stärken, erhalten, kräftigen, erleuchten, erwärmen, begeistern; da derselbe als Schöpfer eine erstaunungswerthe Ergänzungskraft in weiche Thiere gelegt hat? Warum sollten wir ihm nicht zutrauen, daß er durch das Sakrament der Buße unsere todten Seelen wieder lebendig mache? Die Natur besitzt die bewunderungswürdigste Ergänzungskraft im Krebse, diesem wachsen die abgebrochenen oder ausgerissenen Beine und Scheeren wieder neu und eben so brauchbar, wie die ersten; jedoch kann die Natur dem todten Krebse das Leben nicht mehr geben; das leistet nur das Sakrament der Buße in Betreff des geistlichen Lebens der Seele.

Durch das Sakrament der Buße leben die todten guten Werke und ihre Verdienste wieder auf.

Warum sollte es dem allmächtigen Heilande nicht möglich sein, die todten Verdienste der guten Werke, die man früher im Stande der heiligmachenden Gnade gethan hat und die in Folge der Todsünde alles Verdienst verloren haben, wieder aufleben zu lassen, so daß sie wieder Gnade und Belohnung verdienen? Hat der Heiland als Schöpfer nicht etwas Aehnliches, der Bewunderung würdiges in der Natur gethan? Der Schnecke wachsen die abgeschnittenen Fühlhörner, ja selbst der abgeschnittene Kopf wieder nach. Ja der gemeine Regenwurm, an der rechten Stelle entzwei geschnitten, gibt zwei vollkommene lebendige Regenwürmer; noch mehr, wird der bunte Regenwurm in zwanzig Theile zerschnitten, so wird jeder solcher Theil ein vollständiger Wurm. Warum sollte man denn nun der Taufe und Buße nicht die Kraft zutrauen, der todten Seele ein neues Leben geben zu können? und den Sakramenten der Lebendigen: dieses geistliche Leben erhalten und erhöhen zu können? Wie könnte man zweifeln, daß die Buße die todten Verdienste der guten Werke wieder aufleben mache?

Die Sakramente schützen gegen die Sünde.

Die Kämpfer in den olympischen Spielen salbten ihre Glieder mit Oel, um sie gelenkig und stark zu machen; und das Oel, in den Körper eingerieben, ist das beste Schutzmittel gegen die Ansteckung der Pest. Eben so ist das Sakrament des Altars das kräftigste Mittel, uns vor dem Rückfall in die Sünde zu bewahren und uns im Guten zu stärken. Dasselbe leisten alle Sakramente der Lebendigen für gewisse Lebensverhältnisse; die Firmung stärkt im Glauben, die letzte Oelung in der Krankheit, die Priesterweihe und die Ehe stärkt in Erfüllung der betreffenden Standespflichten.

Die Sakramente geben mehr oder weniger Gnaden.

Je nachdem sich der Mensch beim Empfang der Sakramente besser oder weniger vorbereitet und empfänglich macht, geben die Sakramente mehr oder weniger Gnaden; je mehr man die Reue, die Liebe und gute Vorsätze in sich erzeugt, desto mehr Gnaden empfängt man. Der Empfänger gleichet dem Ofen und die Sakramente dem brennenden Holze; je mehr Zug der Ofen hat, und

je mehr Windungen das Feuer in demselben machen muß, desto mehr Hitze gibt es von sich; je weniger Luftzug vorhanden, desto weniger gibt es Hitze.

Drei Sakramente drücken ein sichtbares Zeichen der Seele ein; zur Ehre oder Schmach in die Ewigkeit.

Drei Sakramente drücken der Seele ein sichtbares Zeichen ein, welches in Ewigkeit bleibt und das der Seele zur Zierde gereicht, wenn der Besitzer als Gerechter in die Ewigkeit eintritt; oder zur Schmach dient und ein Schandzeichen ist, wenn er in der Todsünde stirbt. Diese drei Sakramente sind: die Taufe, die Firmung und die Priesterweihe. Es geht denen, die mit diesen unauslöschlichen Zeichen in der Todsünde sterben, wie den letzten griechischen Kaisern. Es fehlte ihnen an Truppen und an Geld und auf dem Throne sitzen war mehr eine Schmach, als eine Ehre. Daher traten einige der vernünftigeren und ehrenhafteren Kaiser freiwillig von diesem Sitze des Jammers ab, wie der brave Johannes Kantakuzenes, welcher 1355 in ein Kloster ging. Er hatte fast gedarbt auf dem Kaiserthrone und als er 1347 das Vermählungsfest einer Tochter feiern wollte, mußten die Speisen in zinnernen und irdenen Geschirren aufgetragen werden. An der Kaiserkrone fehlten fast alle Edelsteine, so daß man gläserne einsetzen mußte und statt der sonstigen reichen Goldstickerei an der kaiserlichen Kleidung erschien jetzt vergoldetes Leder. So wird den Verdammten das unauslöschliche Zeichen der Sakramente zur Schmach gereichen, nur mit dem Unterschiede, daß die griechischen Kaiser der Kaiserwürde entsagen, diese aber des Zeichens sich nicht entledigen können.

Im allerheiligsten Sakramente des Altars sollen wir Jesum anbeten.

Im Tarnisinischen Gebiete in Oberitalien ist ein Dorf, mit Namen Salzar. Dort wurde ein Pfarrer zum Kranken gerufen. Er trug also das allerheiligste Altarsakrament und hatte einen Knaben mit einem Glöckchen bei sich. Draußen im Freien führte sein Weg bei einer Heerde Esel vorüber, die daselbst weideten. Sobald diese unvernünftigen Thiere bemerkten, daß das hochwürdigste Gut vorüber getragen werde, bildeten sie längs des Weges ein Spalier, fielen auf ihre Knie und verehrten ihren allmächtigen Schöpfer. Nachdem der Priester mit größter Verwunderung durch sie hindurchgeschritten war, begleiteten sie das Allerheiligste Paar und Paar bis zum Hause des Kranken, wo sie vor der Thüre stehen blieben, bis ihnen der Priester den Segen und die Erlaubniß ertheilte, zu ihrer Weide zurückzukehren. (Orlandinus in Hist. Societ. Jesu. num. 27.)

Ohne Würdigkeit wirken die Sakramente blos das Zeichen, aber keine Gnade.

Der heilige Bischof Athanasius wurde einst gefragt, ob einer ohne den Glauben getauft werden könne? Athanasius antwortete: Ich hörte einst von unseren Altvätern, daß zur Zeit der Pest, als Viele aus Furcht vor dem Tode

ihre Zuflucht zur heiligen Taufe nahmen, dem heiligen Bischof und Martyrer Petrus ein Engel erschienen sei in menschlicher Gestalt und zu ihm gesagt habe: Wie lange werdet ihr solche Beutel, die zwar gezeichnet, aber von innen ganz eitel und leer sind, hierher schicken? So viel sich daher aus den Worten des Engels abnehmen läßt, werden jene, welche das heilige Sakrament ohne Würdigung empfangen, nur das äußerliche Zeichen, nicht aber die Gnade des Sakramentes haben.

Im allerheiligsten Altarssakramente ist Jesus Christus gegenwärtig.

Karl der Große hatte die Gnade, zu sehen, daß, wenn seine Soldaten kommunizirten, ein kleines holdseliges Kindlein mit größter Freude freiwillig in den Mund einiger einging, bei Vielen aber mit unzufriedenen Gesichtszügen unter unliebsamem Zwang hinein genommen wurde. — Ein frommer Diener sah einen Priester mit beflecktem Gewissen Messe lesen; schon bei der Wandlung sah er, wie schwer es ihm wurde, die heilige Hostie emporzuheben, als er aber kommuniziren wollte, sah er, wie das holdselige Jesuskindlein sich mit Händen und Füßen sträubte, in den unreinen Mund des Priesters einzugehen. (Cranitz lib. I. c. 9. Exempl. 2.)

Vor jedem wichtigen und lebensgefährlichen Unternehmen soll man sich durch die heiligen Sakramente mit Gott aussöhnen.

De Fontaney, ein Jesuitenpriester, war Missionär in China. Ein tartarischer Oberst, der mit einem amtlichen Auftrag nach einem entfernten Theil des Reiches betraut war, drang in Pater de Fontaney, dessen Schüler er war, ihn zur Taufe zuzulassen, bevor er seine gefährliche Sendung anträte. Als er bei der Prüfung unfähig befunden wurde, alle die Gebete, die Glaubensakte und die andern Formeln herzusagen, welche die Missionäre der Vorsicht wegen als unerläßlich zu betrachten beschlossen hatten, wurde seine Bitte abgeschlagen. Mein Vater, sagte der in seinen Hoffnungen getäuschte Soldat, bestehe nicht auf dieser Bedingung! Ich glaube alle die Geheimnisse der Religion, an Einen Gott in drei Personen, daß die zweite Person für uns Mensch geworden ist und für unsere Erlösung den Tod erlitten hat; ich glaube, daß Diejenigen, welche das Gesetz halten, gerettet, und daß Diejenigen, welche es nicht halten, verdammt werden. Es ist Nichts vorhanden, was mich hindert, Christ zu werden. Ich habe nur Ein Weib und wünsche niemals, mehr als Eins zu haben; in meinem Hause gibt es keine Götzenbilder und ich bete keines an. Ich bete nur den Herrn des Himmels an und wünsche, ihn zu lieben und ihm zu dienen mein ganzes Leben hindurch. Der Missionär blieb noch unerbittlich und gab ihm den Rath, nach seiner Rückkehr von der Expedition wieder um die Taufe nachzusuchen. Aber, mein Vater, wenn ich auf dem Wege sterbe, wird meine Seele verloren sein; denn wer wird mich taufen, wenn ich auf dem Wege in Krankheit falle? Du siehst, daß ich vorbereitet bin, daß ich alle Artikel des Glaubensgesetzes glaube

und daß ich wünsche, dasselbe mein ganzes Leben lang zu halten. Ich habe soeben den kaiserlichen Pallast verlassen und komme in aller Eile hierher, um dich zu bitten, mir diese Gunst zu erweisen. Ich habe nur zwei Stunden übrig, um mich vorzubereiten für die Reise, denn ich muß mich in der Nacht auf den Marsch begeben. Vater, im Namen Gottes, verweigere mir diese Gnade nicht! Auf eine solche Bitte war nur Eine Antwort möglich. Der Missionär gab nach, taufte ihn und acht Tage darauf starb der neue Christ auf der Reise.

Zum Heiligwerden gehört der öftere Empfang der heiligen Sakramente und der öftere Besuch des allerheiligsten Altarssakramentes.

Der gottselige ehrwürdige Adam Schmid, Priester zu Kappl in Tirol, lebte sehr heilig. Er war ein Mann des Gebetes; außer den kirchlichen Tagzeiten hielt er täglich eine Betrachtung und betete den Rosenkranz. Täglich besuchte er das allerheiligste Altarssakrament, betete vor demselben auf dem Boden knieend in tiefster Ehrfurcht und Inbrunst und vergaß niemals seiner lieben Mutter Maria. Sein ganzes Streben war Gottes Wohlgefallen; mit größter Sorgfalt mied er jeden Fehltritt und mit ängstlicher Genauigkeit suchte er all sein Thun und Lassen nach dem Willen Gottes zu regeln. Er beichtete alle vierzehn Tage auch die kleinsten Flecken seiner Seele und mit solcher Zerknirschung, daß seine Augen voll Thränen waren.

Wir müssen unsere Untergebenen zum Empfange der heiligen Sakramente ermahnen und ermuntern.

Als der heilige Pachonius einstmals in benachbarten Ortschaften einige kaltsinnige Leute fand, die an Sonntagen nicht in die Kirche gingen, die heiligen Sakramente nicht empfingen, sondern das Vieh weideten, berieth er sich mit dem heiligen Aprion, Bischof von Tentyra, daß in einem dieser Dörfer eine Kirche gebaut würde, wohin sie zusammen kommen und die heiligen Sakramente empfangen sollten. Bis sie einen Priester bekamen, versah er in der Kirche die Stelle des Lesers, indem er ihnen die heilige Schrift vorlas und mit solcher Salbung erklärte, daß das Volk, wenn es ihn sah, einen Engel zu sehen und zu hören glaubte. Auch seine Mönche mußten dem Unterrichte zum guten Beispiele beiwohnen.

Das allerheiligste Altarssakrament soll von uns angebetet werden.

Das allerheiligste Altarssakrament soll angebetet werden, weil es Gott selbst enthält. Dem heiligen Franz von Assisi wurde ein Lamm geschenkt; diesem legte der heilige Mann auf, es solle fleißig die Kirche besuchen und den Brüdern keinen Schaden zufügen. So oft nun in der Kirche geläutet wurde, lief es in die Kirche, kniete vor dem allerheiligsten Sakramente nieder, und lobte seinen Schöpfer auf seine Art durch Blöcken. Der seligen Nonne Coleta

Bozoleta wurde ein Lamm geschenkt. Obschon es hiezu nicht abgerichtet wurde, kniete es doch bei der Wandlung nieder, bis sie vorüber war. Und du, o Mensch, verweigerst deinem Heilande die Anbetung! (In ann. Minor. 1221. de S. Francis.)

Am Todbette soll man die heiligen Sterbsakramente empfangen.

Voltaire, der ungläubige Philosoph, der Gottesläugner und Gotteslästerer, bekam im Alter von vierundachtzig Jahren einen Blutsturz und der Tod trat ihm schrecklich vor die Augen. Schon zweimal vorher hatte er bei ähnlicher Gelegenheit seinen Unglauben verflucht, und mit Zerknirschung die heiligen Sakramente empfangen. Auch diesesmal bat er den Pfarrer von St. Sulpice, ihm die Sakramente der Sterbenden zu reichen und stellte darüber vor einem Notar und zwei Zeugen ein Dokument aus, worin er erklärte, als katholischer Christ zu sterben. Die Philosophen wurden rasend, daß ihr Patriarch als Katholik sterben sollte. Voltaire erholte sich und vergaß seine Bekehrung. In dieser Stimmung suchten ihn seine Genossen zu erhalten. Als ein neuer Blutsturz erfolgte und Voltaire wieder einen Priester verlangte, wichen Alembert, Diderot und andere Philosophen nicht von seiner Seite, und hielten alle Geistlichen fern von ihm. Da gerieth Voltaire in Wuth und mit zerreißender Verzweiflung rief er wiederholt den Namen Jesus Christus aus, biß sich mit den Zähnen in die Hände und Arme und verwünschte seine Freunde. So starb er. Der Erzbischof versagte ihm standhaft das kirchliche Begräbniß. Wenn nun so ein Freidenker so sehnlich nach den heiligen Sterbsakramenten verlangte und sie dreimal auf dem Krankenlager empfing, so kann man daraus abnehmen, wie dringend nothwendig der Empfang derselben sei.

Das allerheiligste Altarssakrament ist nur für die Getauften.

Als eines Tages die Gläubigen zum Tische des Herrn gingen, mischte sich ein Jude unter sie, um diese Himmelsspeise zu beschimpfen. Kaum hatte er das himmlische Manna in seinem unreinen Mund empfangen, so lief er wie rasend und unsinnig in der Kirche herum und bellte wie ein Hund, bis er endlich zu dem heiligen Chrus geführt wurde, welcher ihm die heilige Hostie aus dem Munde heraus nahm; worauf der Jude öffentlich bekannte, daß ihm nicht anders gewesen, als trage er ein glühendes Eisen auf der Zunge. (Barthol. Ferrariensis de Christo abscondito lib. 3.)

Der würdige Empfang der heiligen Sakramente bringt auch zeitlichen Segen.

Der Klavierträger Karl B. in Neulerchenfeld in Wien war schwer erkrankt; die Aerzte hatten den Kranken bereits aufgegeben; schon war er mit den heiligen Sterbsakramenten versehen, als ihn der Gedanke verfolgte, seine bisherige Geliebte, mit welcher er seit Jahren lebte, als seine rechtmäßige an-

getraute Gattin zurückzulassen. In Folge seiner Bitte wurde die Trauungsfunktion am Sterbebette sogleich bewilliget und vollzogen, der Mann jeden Augenblick sein Ende erwartend, die Braut weinend, ihren Gatten nunmehr zu verlieren. Zur allgemeinen Ueberraschung genas der Kranke und lebt jetzt mit seiner Frau recht glücklich. Die Gnade der Genesung hatte er den heiligen Sterbsakramenten, namentlich aber dem Sakramente der Ehe zu verdanken.

Vor dem allerheiligsten Sakramente des Altars sollen Kerzen brennen.

König Ludwig, der Heilige, von Frankreich, wurde auf seinem Kreuzzuge vom Sultan gefangen und mußte zur Auslösung vierzigtausend Stück Dukaten zahlen. Als Pfand hat er eine konsekrirte Hostie hinterlassen, die man in einer Kapelle wohlverschlossen mit zwei brennenden Kerzen hinterlegte. Als des Königs Kapella nach sechs Monaten mit diesem Lösegelde ankam und man die heilige Hostie auslöste, hat man das Wunder gesehen, daß die Kerzen noch ebenso brannten, als hätte man sie erst angezündet.

Der Teufel beredet die Sünder, den Empfang der heiligen Sakramente zu verschieben.

Drexelius erzählt: Ein junger Kavalier ritt einst durch einen grünen Wald, hörte wunderschön singen, ritt ganz allein der Stimme zu und fand ein schwarzgekleidetes Frauenzimmer, welches mit aufgehobenen Händen Gott lobte. Der Kavalier fragte, wer sie sei und bekam zur Antwort, daß sie schon viele Jahre ein einsames Leben in diesem Walde führe und Gott lobe. Der Kavalier hielt sie für eine heilige Person, die indeß ein maskirter Teufel war; er glaubte, daß sie die Gabe der Prophezeihung habe und bat sie, ihm wahrzusagen. Sie sprach mit Eifer: Du hast schon viel Böses begangen und wirst noch mehr begehen; durch die Barmherzigkeit Gottes aber wirst du deine Feinde überwinden, nachmals in Palästina einen bußfertigen Wandel führen und eines seligen Todes sterben. Wer frohlockte mehr, als der Kavalier? Er fiel aber bald in eine tödtliche Krankheit, ward zur Beichte ermahnt, sagte aber, gestützt auf die Prophezeihung: er sterbe jetzt noch nicht; starb aber richtig ohne Reue und ohne Sakramente. O der List des Teufels!

Wer die heiligen Sakramente im Leben verschmäht, dem verweigert sie Gott am Todbette.

Ein Seelsorger hatte ein Kirchkind, einen Mann von neununddreißig Jahren, der nie in's Gotteshaus ging, nur trank und Zeitung las. Er ging natürlich auch nicht zur Beichte, ja er hatte schon seit zwanzig Jahren nicht gebeichtet. Er wurde krank, bekam die Wassersucht und lag eine lange Zeit im Bette. Sein Uebel beraubte ihn der Sprache und schnürte endlich seinen Hals so zu, daß er Nichts hinunter brachte. Seine Mutter betete und ließ Tag und Nacht beten, damit er beichten und kommunizіren könne; umsonst, die Geduld Gottes war zu Ende, er konnte nicht beichten und kommunizіren,

denn er brachte auch nicht einen Tropfen Wasser hinunter. Wer die heiligen Sakramente in gesunden Tagen verschmäht, dem verweigert sie Gott am Todbette.

Bei den heiligen Sakramenten sind die sichtbaren Zeichen nothwendig.

Als Klodwig, König von Frankreich, vom heiligen Remigius getauft werden sollte, konnte der Kleriker, der das heilige Oel trug, wegen der Volksmenge nicht zum Bischof gelangen. Remigius wollte nicht zögern und betete zu Gott. Eine Taube von blendender Schönheit trug in ihrem Schnabel ein Fläschchen kostbaren Balsams vom Himmel und legte es in die Hände des heiligen Bischofs. Nachdem er es mit Dank empfangen hatte, verschwand die Taube und er bediente sich dieses himmlischen Oels zur Taufe. Dieses heilige Oel wird in der Kirche zu Rheims noch immer bei der Krönung der Könige von Frankreich gebraucht, ohne abzunehmen.

Die Sakramente der Taufe, Priesterweihe und Firmung drücken der Seele ein unauslöschliches Merkmal ein.

Thomas von St. Geminiano war sechzehn Jahre alt, als er zum Priester geweiht wurde, weil damals die Dekrete des Trienter Konzils noch nicht verkündigt waren; wodurch erst bestimmt wurde, daß vor vollendetem vierundzwanzigsten Jahre Keiner die Priesterweihe empfangen sollte. Thomas trug aber die Kleidung der Laien und hatte kein Zeichen eines Priesters an sich. Als ihn nun der heilige Philippus Nerius sah, heftete er plötzlich seine Augen auf ihn und sagte: Sag mir, bist du nicht Priester? Diese seine priesterliche Würde erkannte er aus dem strahlenden Angesichte des Jünglings. Ja, erwiederte Jener; und erzählte zugleich, wie er zu dieser Würde gelangt sei; seine Verwandten hätten ihn dazu gezwungen, um eine große und reiche Erbschaft zu erlangen. Philippus erbarmte sich nun seiner, nahm ihn in sein Haus auf und sorgte dafür, daß ihm seine Verwandten den nöthigen Unterhalt reichten; ließ ihn in den Wissenschaften unterrichten und schickte ihn dann ganz zufrieden in sein Vaterland zurück.

Salve Regina.

Es ist sehr nützlich, täglich das Salve Regina zu beten.

Cäsarius von Haisterbach erzählt, daß sich ein Priester gar sehr vor Blitz und Donner gefürchtet habe und daß er durch das Salve Regina von dieser Furcht befreit worden sei. Eines Tages erschien ihm nämlich Maria, als er am Altare betete und sprach zu ihm: Bete gern und oft das Salve Regina und Blitz und Ungewitter, die du so sehr fürchtest, werden dir nicht schaden. Papst Pius VI. hat allen Denen, die das Salve Regina einmal beten, einen Ablaß von hundert Tagen; Denen, die es am Sonntage beten, einen Ablaß von sieben Jahren; Denen, die es täglich beten, einen vollkommenen Ablaß verliehen, den sie so oft gewinnen können, als sie reumüthig beichten und kommuniziren.

Sammlung.

Sammlung des Geistes ist besonders zur Zeit des Gebetes und der Kommunion nöthig.

Ein hervorragendes Beispiel von Geistessammlung war die heilige Emiliana. Sie wußte, daß das viele unnütze Reden jede Geistessammlung unmöglich mache, weßhalb sie mit der größten Strenge über ihre Zunge wachte. Nicht nur die vierzigtägige Fasten hindurch, sondern auch vierzig Tage vor Weihnachten, deßgleichen drei Tage in jeder Woche beobachtete sie gänzliches Stillschweigen und redete mit keinem Menschen ein Wort, wenn nicht dringende Umstände es nothwendig machten. Jeden Samstag ging sie zur heiligen Kommunion; da sie dann auf dem Wege zur Kirche ganz besonders gesammelt sein wollte, so bat sie ihre Begleiterin, Nichts mit ihr zu reden und führte folgenden Grund an: Gott ist überall und theilt sich überall gerne mit einem jeden Menschen, wenn er nur ein empfängliches gesammeltes Herz findet; wenn du mir deßhalb einen Gefallen thun willst, so störe mich nicht. Denn auch beim Gehen auf dem Wege habe ich schon oft vollständig meinen Herrn gefunden, wie beim Gebet in einsamer Kammer. Aber man muß still und gesammelt sein schon aus Ehrfurcht vor dem Herrn, welchen man empfangen will. (Hausen II. S. 203.)

Sanftmuth.

Sanftmuth macht angenehm.

Die Sanftmuth gleicht einem kostbaren Parfüm; es verbreitet einen angenehmen Duft um sich und macht des Menschen Anwesenheit für den Geruchsinn angenehm. So macht auch die Sanftmuth den Menschen angenehm und liebenswürdig, zieht ihm Wohlwollen zu, vermeidet Streit und Zank, Hader und Erbitterung, beugt Feindseligkeiten und Zerwürfnissen in Familien vor, stellt den Frieden bald wieder her; kurz mit Sanftmüthigen ist gut wohnen und umgehen.

Sanftmuth erleichtert den Unterricht und die Regierung der Menschen.

Mit Sanftmuth richtet man im Unterrichte der Menschen und überhaupt in der Regierung der Menschen und Thiere mehr aus, als durch Zorn. Der Zorn schüchtert ein oder erbittert, die Sanftmuth nimmt dem Lernen, dem Gehorchen, der Zurechtweisung das Bittere. Ein Beifall, ein Lob, wenn es verdient ist, wirkt bei ehrliebenden und gefühlvollen Menschen mehr, als Ernst und Strenge. Da wir nun Alle mehr oder weniger in der Lage sind, Menschen und Thiere zu leiten, zu regieren, zu unterrichten; so müssen wir uns die Sanftmuth aneignen, als: Seelsorger, Lehrer, Aeltern, Hausväter, Lehrmeister, und wer immer die Pflicht hat, Fehlende zurechtzuweisen. Dieß zeigt sich recht deutlich bei der Zähmung und Abrichtung des Elephanten. Wenn er gefangen worden, bändigt man ihn Anfangs durch Hunger, und wenn er ruhiger geworden, bekommt er reichliches Futter. Er merkt sich dieses, und weil er sehr

gelehrig ist, wird er täglich folgsamer. Er bekommt nun seinen Wärter, der ihn liebkost, ihm die beißenden Insekten vertreibt, mit Wasser fleißig abkühlt und freundlich mit ihm spricht. Der Elephant versteht es, gewinnt seine Wärter lieb und nach sechs Monaten läßt er sich durch Worte regieren, wird nicht mehr eingesperrt und läuft doch nicht davon. So ist es auch mit Menschen. Bei sanfter Behandlung geschieht Alles lieber, pünktlicher; man begreift auch eine Sache leichter, weil man nicht ängstlich ist.

Mit Sanftmuth richtet man mehr aus, als mit Strenge.

Petrus Damianus (Lib. I. Ec. 26. ad Alexand. 2. sum. Pontif.) zeigt durch eine Fabel, daß sich für Vorgesetzte Sanftmuth gezieme. Die strahlende Sonne und der stürmische Wind wetteten miteinander, wer von ihnen stärker wäre. Der Wind mußte zuerst die Probe machen an einem Wanderer, der mit seinem Bündel auf dem Rücken daherreiste; wer ihm den Mantel und den Hut würde abziehen, der solle gewonnen haben. Der Wind fing an, mit solcher Gewalt zu blasen und zu rasen, daß dem Reisenden der Hut bald vom Kopfe geflogen wäre; doch er drückte ihn so tief in die Stirne, daß er am Kopfe so fest saß, wie der Reifen am Fasse; zu mehrerer Sicherheit lehnte er sich an eine große Eiche und wartete, bis der Sturm vorüber wäre. Der Wind verzweifelte nun an seinem Siege. Da sich der Wanderer wieder auf den Weg machte, versuchte die Sonne ihre Kraft; sie ließ ihre Strahlen auf seinen Rücken brennen und es dauerte nicht lange, so zog er den Hut ab und wischte den Schweiß von der Stirne; allmählig zog er auch den Mantel, zuletzt sogar den Rock aus. Damit zeigte Petrus Damianus, daß man mit Sanftmuth und Güte mehr ausrichte, als mit Schärfe.

Die Sanftmuth übten schon heidnische Philosophen.

Das Weib des Sokrates, Namens Xantippe, war sehr zornig und zankte den ganzen Tag. Als sie wieder einmal recht boshaft war, setzte sich Sokrates vor die Hausthüre auf einen Stein und unterhielt sich mit seinen Schülern. Da goß die Xantippe einen Topf voll Wasser auf ihn herab. Lächelnd sagte Sokrates: Ich dachte mir es wohl, daß auf solches Donnern ein Platzregen folgen werde. Seine Schüler wunderten sich über seine Sanftmuth und Geduld und fragten ihn, wie er das ertragen könne? Gerade so leicht, entgegnete Sokrates, als ihr das Gackern der Hühner. Ja, sagten diese, die Hühner legen Eier. Und mein Weib, antwortete Sokrates, gebärt mir Kinder.

Sanftmuth wirkt zur Bekehrung der Irrgläubigen.

Angelus Giojosa, ein Kapuziner, früher Herzog und Marschall in Frankreich, visitirte als Provinzial die Klöster in Frankreich und kam einst auf den Abend in das Schloß eines kalvinischen Kavaliers und bat um Nachtherberge. Der Herr befahl, diese zwei Pfaffen in einen unbedeckten Stall zu führen. Pater Angelus fügte sich mit Sanftmuth und Demuth darein. Als sie am andern Morgen ihren Weg weiter fortsetzten, begegneten sie einem anderen

Kavalier, der ein Bekannter des Schloßherrn war und sie fragte, wo sie heute Nacht geherbergt und wie sie aufgenommen würden? Angelus sagte ihm, der Schloßherr hätte sie besonders gnädig empfangen, wofür sie ihm ihr Deo gratias zu melden bäten. Als der irrgläubige Kavalier Solches erfuhr und daß der Kapuziner der Pater Angelus gewesen, da sprengte er ihm mit dem besten Pferde nach, fiel ihm zu Füßen und trat nach etlichen Tagen zum katholischen Glauben zurück. Den also weder Bücher noch Lehren von der katholischen Religion überzeugen konnten, den überzeugte die Sanftmuth des Pater Angelus. (Annal. Capuc. 1608. num. 88.)

Sanftmuth läßt sich mit standhafter Erfüllung der Pflicht vereinen.

Als König Ludwig IX. von Frankreich, der Heilige, elf Jahre alt war, verlor er seinen Vater und die Mutter führte bis zu seiner Großjährigkeit die Regierung mit vieler Staatsklugheit. Aber auch fernerhin wollte sie ihren Sohn, als er schon König war, noch immer wie einen Knaben beherrschen und ihm alle Schritte vorschreiben. Aber zur besonderen Ehre gereicht es ihm, daß er es nie wagte, sich ihren Eingriffen mit Gewalt zu widersetzen, sondern lieber den Weg der Milde und Sanftmuth einschlug und sie immer mit einer nachahmungswerthen Achtung behandelte. Blanka konnte ihres Sohnes Gemahlin Margaretha nicht leiden, weil Ludwig derselben besonders zugethan war und befürchtete, sie möchte ihren mütterlichen Einfluß verlieren, wenn er mit seiner Gemahlin oft spräche. Solches suchte sie zu verhindern. Sie konnte es immer hören, wenn er zu ihr ging, denn er mußte bei ihrer Zimmerthüre vorüber. Um daher nicht gehört zu werden, ließ er in der Halle Lärm machen. Einmal besuchte er seine Gemahlin, als sie krank lag. Die Mutter kam dazu und der gute König kroch hinter das Bett. Die Mutter bemerkte ihn und zog ihn hervor und zog ihn zur Thüre hinaus, mit dem Bedeuten, daß er hier Nichts zu thun habe. Da rief die kranke Königin ergreifend: Darf ich denn meinen Gemahl weder im Leben, noch im Tode sehen? und fiel in Ohnmacht. Da kehrte Ludwig zurück und blieb bei ihr, sie zu trösten, aber ohne seiner Mutter ihr wunderliches Benehmen auch nur durch einen bösen Blick entgelten zu lassen.

Die Sanftmuth erlangt man mittelst der Gnade durch fortgesetzten Kampf.

Der heilige Franz von Sales war voll von einer Sanftmuth, die nichts zu trüben im Stande war; doch war ihm diese Tugend keineswegs angeboren, denn er errang sie durch große Anstrengung und nach vielen Kämpfen und Siegen über sich selbst. Er war von Natur lebhaft und sehr zum Zorne geneigt, wie er es selbst bekennt; auch spricht aus seinen Schriften ein gewisses Feuer und eine Art Heftigkeit, die keinen Zweifel hierüber gestattet und seine Galle, die man nach seinem Tode beinahe ganz versteinert fand, gilt als ein unstreitiger Beweis der beständigen Gewalt, die er sich angethan hatte. Doch da er den demüthigen und sanftmüthigen Heiland mit großem Fleiße und Eifer

studirte, lernte er von ihm beide Tugenden. Die Sanftmuth war seine Lieblingstugend, weil sie ihm am meisten Mühe gekostet hatte, und zu welcher er die wenigste natürliche Neigung fühlte.

Die Sanftmuth und ihre Wirkung auf erzürnte Gemüther.

Der heilige Franz von Sales hatte einst eine Konferenz mit dem Haupte der Kalviner, Beza, wobei er einen Fall erzählte, daß die Prediger in Gegenwart des Herzogs ihr Glaubensbekenntniß hätten abfassen und überreichen sollen, daß sie aber nicht einig werden konnten und Einer nach dem Andern davon ging; sie seien, fügte Franz bei, nur einig im Hasse gegen die katholische Kirche. Dieser geschichtliche Zug erbitterte Beza mehr, als Alles, was der Heilige bis dahin gesagt hatte. Beza war im Begriff, den Herzog der Lüge zu zeihen; da aber diese Thatsache weltbekannt war und nicht weggeläugnet werden konnte, fiel seine ganze Erbitterung auf den heiligen Franz, den er ziemlich unglimpflich behandelte. Doch der Heilige antwortete ihm mit so großer Sanftmuth, daß Beza seiner Ereiferung sich schämte und ihn um Vergebung bat. Beza erhielt dadurch große Hochachtung gegen ihn und bat ihn, ihn öfters zu besuchen, und versicherte ihn, er könne dieses immer mit voller Sicherheit thun.

Die Sanftmuth muß man bei erlittenem Schaden beweisen.

Es lebten in einer und derselben Zelle zwei Brüder, deren Demuth und Sanftmuth selbst viele heilige Altväter lobten. Ein heiliger Mann, welcher davon hörte, wollte sie auf die Probe stellen, ob sie wahre vollkommene Sanftmuth besäßen und besuchte sie deßhalb. Als sie ihn mit Freuden aufgenommen, trat er aus der Zelle und sah einen kleinen Garten, in welchem sie ihr Gemüse bauten. Er ergriff einen Stock und schlug so lange auf die Pflanzen los, bis er Alles gänzlich zerstört hatte. Die Brüder sahen es zwar, sagten aber kein Wort dazu, ja machten nicht einmal eine böse Miene. Nachdem sie in die Zelle zurückgekehrt waren, sprachen sie ehrerbietig zu ihm: Herr, wenn du willst, so wollen wir die Krautstengel kochen, welche verschont blieben, denn es ist Zeit zum Nachtessen. Der Altvater aber verneigte sich vor ihnen und sprach: Ich sehe, daß der heilige Geist auf euch ruhet und deßhalb ermahne ich euch, ihr möget die Tugend der Demuth und Sanftmuth bis an's Ende bewahren, damit sie euch im Himmel groß und herrlich erscheinen lassen.

Der höchste und niederste Grad der Sanftmuth.

Einst sagten etliche Brüder zum Abte Antonius: Wir wollen von dir ein Wort hören, das uns zum Heile dient. Der Altvater antwortete ihnen: Ihr habt die heilige Schrift lesen gehört, das ist euch genug. Sie sprachen: Wir wollen auch von dir Etwas hören, Vater! Er erwiederte ihnen: Ihr habt gehört, daß der Herr spricht: Wenn dich Jemand auf die rechte Wange schlägt, so reiche ihm auch die linke dar. Matth. 5, 39. Sie antworteten: Das können wir nicht erfüllen. Er aber sagte ihnen: Wenn ihr also die andere

Wange nicht hinreichen könnt, so ertraget wenigstens den Schlag auf die eine Wange sanftmüthig. Sie erwiederten: Auch das können wir nicht. Hierauf fuhr der Altvater fort: Wenn ihr auch das nicht thun könnet, so wollet doch lieber geschlagen werden, als selbst zuschlagen. Als sie wieder entgegneten: Auch das ist uns unmöglich, sprach der Altvater zu seinem Schüler: Bereite diesen Brüdern eine kräftige Speise, denn sie sind überaus schwach. Dann aber sagte er: Wenn ihr nicht einmal das vermöget, was soll ich mit euch anfangen? Euch thut nur das Gebet allein noth.

In der Sanftmuth muß man sich üben.

Der heilige Antonius sagte zum Abte Ammon: Du hast viel in der Furcht Gottes zuzunehmen. Dann führte er ihn aus der Zelle hinaus, zeigte ihm einen Stein und sprach: Gehe hin, beschimpfe diesen Stein und höre nicht auf, ihn zu schlagen. Als Jener so gethan hatte, fragte ihn Antonius, ob ihm der Stein geantwortet habe? Ammon verneinte es. Hierauf sprach Antonius: So weit mußt auch du es bringen, daß du keine Unbild achtest, die dir zugefügt wird.

Die Sanftmuth macht Gott sehr wohlgefällig.

Der Oberste einer Stadt hatte eine Tochter, die mit dem bösen Geiste behaftet war. Nun hatte er einen guten Freund, welcher zu ihm sprach: Es ist gewiß, daß die Einsiedler, welche drüben in der Wüste wohnen, eine große Kraft besitzen, die bösen Geister auszutreiben; aber wegen ihrer übergroßen Demuth ist es schwer, daß sie kommen und sich dessen annehmen; wenn du aber willst, daß ich dir einen in dein Haus führe, so weiß ich ein Mittel. Die Einsiedler kommen wohl öfter hier in die Stadt und verkaufen Körbe, die sie in der Wüste gefertigt haben. Wenn wir nun einen solchen Einsiedler auf der Strasse finden, so sagen wir ihm, wir wollten Körbe von ihm kaufen und darum möge er mit uns in's Haus gehen, damit er seine Bezahlung empfange. Und wenn er dann im Hause ist, so bitten wir ihn, daß er über deine Tochter bete, so wird sie gesund. Der Oberste war damit zufrieden. Als sie auf die Strasse kamen, fanden sie alsbald einen Altvater mit Körben da sitzen und sie kauften von ihm und führten ihn mit sich in das Haus, damit er sein Geld empfange. Sobald aber der Einsiedler in das Haus des Obersten kam und die besessene Tochter seiner ansichtig wurde, kam sie auf ihn zu und schlug ihn wie wüthend auf seine Wange. Da sah der Altvater sie sanftmüthig an und hielt in Jesu Namen auch die andere Wange dar, daß sie darauf schlage. Da schrie der böse Geist: O große Gewalt des Gebotes Jesu Christi! sie treibt mich von hinnen! Und von der Stunde an war die Jungfrau vom bösen Geiste befreit und lobte Gott. Bis zum Wunderwirken macht die Sanftmuth Gott wohlgefällig.

Sanftmuth erlangt man durch Ueberwindung des Zornes.

Der heilige Einsiedler Sisois beschäftigte sich in freien Stunden mit Korbflechten, welche Körbe er dann um einen geringen Preis an Arme verkaufte. Einmal bot ihm Jemand so wenig für seine Arbeit, daß sich in seinem Gemüthe eine Anwandlung von Zorn regte; er ließ die Körbe liegen und entfloh in seine Einöde und von diesem Zeitpunkte an gewöhnte er sich durch Selbstüberwindung an eine solche Sanftmuth und Geduld, die auch bei den schwersten Widerwärtigkeiten nicht gestört werden konnten. So sehr er jedes Laster haßte, zeigte er doch in seinem Eifer keine Bitterkeit und statt den Sündern Vorwürfe zu machen, führte er sie mit väterlicher und ermunternder Liebe von ihren Verirrungen zurück und versöhnte sie wieder mit Gott.

Sanftmuth muß durch Ueberwindung errungen werden.

Pater Baldinuzzi, ein Jesuit, war von Natur sehr reizbar und heftig, hat aber durch stete Selbstüberwindung sein Temperament so überwunden, daß man nur außerordentliche Sanftmuth an ihm sah. Beleidigungen, welche den sanftesten Menschen gereizt haben würden, ließen seine Seele ruhig und friedsam. Ein übelgelaunter Geistlicher ließ einmal seinen Aerger gegen Baldinuzzi öffentlich in einer Predigt aus. Baldinuzzi beugte sein Knie wie ein schuldvoller Sünder vor dem ungerechten Ankläger. Darüber wurde der Geistliche so ergriffen, daß er erstaunt ausrief: Dieser muß ein Heiliger sein!

Sanftmuth erlangt man auf dem Wege der Selbstbeherrschung.

Ein Bruder, der in einem Kloster lebte und häufig zum Zorn gereizt wurde, sprach bei sich selbst: Ich will in die Einsamkeit gehen und wenn ich Niemanden mehr habe, mit dem ich streiten kann und der mich ärgert und beleidigt, wird sich vielleicht meine Leidenschaft legen. Als er aber in die Einöde gezogen war und allein in einer Höhle wohnte, geschah es eines Tages, daß der Wasserkrug, den er gefüllt und auf den Boden gestellt hatte, umfiel. Da er ihn zum zweiten und dritten Male füllte und ihm immer wieder dasselbe begegnete, ergriff er den Krug, warf ihn im Zorne zu Boden und zerschlug ihn in Stücke. Nachdem er sich wieder gefaßt hatte, sah er erst ein, daß ihn der Zorn überrascht und verblendet hatte und er sprach zu sich: Siehe, nun bin ich ganz allein und doch hat mich der Zorn übermannt. Ich will daher wieder in mein Kloster zurückkehren; denn überall ist es nothwendig, daß ich mit Gottes Beistand kämpfe. Damit machte er sich auf und kehrte wieder in sein Kloster zurück.

Sanftmuth ist Gott wohlgefälliger als Fasten.

Abt Johannes wohnte beim Abte Esius am obersten Ende der Wüste vierzig Jahre lang. Einst fragte ihn Johannes im Vertrauen auf seine Liebe: Nachdem du nun schon so lange einsam lebest und nicht leicht von Jemanden

belästigt wirst, welche Fortschritte hast du im Guten gemacht? Esius antwortete ihm: Seit ich Einsiedler geworden bin, sah mich die Sonne noch niemals essen. Abt Johannes entgegnete: Und mich hat die Sonne noch niemals zornig gesehen.

Sanftmuth ein Beispiel.

Der heilige David war der Vorsteher eines ägyptischen Klosters. Einst kamen reisende Herren in's Kloster, welche eine ganze Woche lang da blieben. Sie sahen ihn die ganze Zeit niemals eine Miene verändern, und sein Angesicht weder durch Fröhlichkeit erheitert, noch durch Unwillen getrübt. Als er einst mit den Gästen in geistlichen Gesprächen beisammen saß, kam ein Mönch herein, ereiferte sich über den gottseligen David, und schalt seine Sanftmuth und Güte ein Unheil und Verderben für das ganze Kloster und seine Lebensweise einen Unsinn. David hörte diese Schmähungen mit eiserner Ruhe an, ohne sich davon aufreizen zu lassen und ohne seine Miene zu verändern; vielmehr fertigte er den Mönch mit sanften Worten ab, ja, er bat ihn sogar, selber zu thun, was ihm gut dünke. Wie hätte er seine Sanftmuth besser beurkunden können?

Sanftmuth soll man zeigen, wenn man bittere Wahrheit erfährt.

Eine arme Frau, deren Prozeß länger dauerte als sie wünschte, ging deßhalb zu König Ludwig IX., dem Heiligen, und beschimpfte ihn mit der Aeußerung, er verdiene nicht, König zu sein, sondern sollte aus seinen Staaten vertrieben werden. Weit entfernt, einen Unwillen darüber zu empfinden, dankte ihr der König, daß sie ihm so offen die Wahrheit sage. Sie haben Recht, meine Freundin, antwortete er, ich bin unwürdig, König zu sein und würde man mich nach meinem Verdienste behandeln, so würde man mich nicht nur aus Frankreich, sondern von der ganzen Erde verjagen. Nach diesen Worten ließ er ihr ein beträchtliches Almosen reichen.

Sanftmuth muß man bei Beleidigungen üben.

Der Papst sandte den heiligen Philippus Benizzi in die Stadt Forli, auf daß er dort zwischen zwei Partheien der Bürger, die sich auf den Tod haßten und verfolgten, Frieden und Versöhnung stifte. Dort angekommen und den traurigen Zustand der Verwilderung sehend, hielt er eine feurige Rede, in welcher er mit den erschütterndsten Worten die Bürger zur Umkehr zu Gott ermahnte. Allein umsonst, die verstockten Bürger von Forli wollten von Versöhnung nichts wissen, sie verhöhnten den heiligen Mann und stießen ihn unter Fluchen und Steinwürfen zur Stadt hinaus. Unter den wüthenden Verfolgern zeichnete sich besonders ein stolzer, achtzehnjähriger Jüngling, Namens Peregrin Laziosi, aus, der dem Heiligen sogar in's Gesicht schlug. Philipp duldete still und schweigend die Schmach, fiel vor den Thoren der Stadt auf die Knie nieder und betete für seine Verfolger. Dieß sah Peregrin und über-

wunden von der unbesiegbaren Sanftmuth des Heiligen, nahete er sich ihm, fiel ihm zu Füßen, bat ihn weinend um Vergebung und flehte ihn an, ihn in seinen Orden aufzunehmen. Philipp gewährte ihm seine Bitte; Peregrin trat in den Orden und wurde ein Heiliger.

In der Sanftmuth muß man sich üben im Umgange mit hitzigen Menschen.

Die heilige Barbara hatte von Natur ein lebhaftes Temperament, aber sie unterdrückte jede Regung des Unwillens und Zornes, ja selbst jede Hastigkeit im Reden oder Handeln vermied sie in solcher Weise, daß ihr Benehmen außerordentlich sanft, gefällig und gleichförmig war. Um sich desto mehr in dieser Selbstbeherrschung zu üben, behielt sie längere Zeit eine Person um sich, deren Manieren ihr zuwider waren.

Das allerheiligste Altarssakrament soll gebührend verehrt werden.

Im Jahre 1330 sollte ein Pfarrer einen kranken Bauern versehen. Er legte die konsekrirte heilige Hostie in sein Brevier und trug sie dem Kranken zu. Als er das Buch öffnete, fand er die heilige Hostie voll Blut und auch die Blätter waren vom Blute zusammengeklebt. Der Pfarrer war darüber sehr bestürzt, begab sich ungesäumt zum Pater Simon de Cassia, um sein Vergehen in Betreff der unehrerbietigen Behandlung des allerheiligsten Altarssakramentes reumüthig zu beichten. Diese heilige Hostie wird noch im Karmeliterkloster zu Cassia aufbewahrt und alle Jahre am Frohnleichnamsfeste neben der Monstranz unter dem Himmel getragen, nebst einem der blutigen Blätter, das andere Blatt wird im Kloster zu Peruggia aufbewahrt. (Thomas Hura Tom I. Fol. 166.)

Sanftmuth, das beste Mittel, ärgerliche Sünder zu bekehren.

Als der heilige Vincentius von Paul die Pfarrei Chatillon übernahm, fand er daselbst sechs Priester, die aber nicht blos die Gemeinde vernachlässigten, sondern ihr durch unpriesterlichen Wandel auch großes Aergerniß gaben. Diese feigen Miethlinge weigerten sich, die Beichte anzuhören, wenn nicht etwas dafür bezahlt wurde. Dadurch wurde das Sakrament der Buße so verhaßt gemacht, daß Viele, selbst zur Osterzeit, davon wegblieben. Vincentius machte den Anfang mit Verbesserung der Geistlichen des Ortes. Durch sein liebevolles, offenes, dabei bescheidenes Auftreten wußte er sich ihr Zutrauen zu gewinnen; er beschenkte sie mit nützlichen Büchern und lud sie freundlich ein, gemeinschaftlich mit ihm die Ceremonien der heiligen Messe zu wiederholen, Kranke zu besuchen und andere priesterliche Arbeiten zu verrichten. Bei diesen Anlässen unterredete er sich mit ihnen über die Würde und Heiligkeit des Priesterstandes und machte bald diesem, bald jenem heilsame Erinnerungen über seine Fehler, aber allzeit mit solcher Sanftmuth und Schonung, daß sich Keiner dadurch beleidigt glaubte. So sehr diese Priester entartet waren, widerstanden sie doch

nicht der durch Vincentius sie einladenden Gnade. Sie entließen die Weibspersonen, welche der Gemeinde bisher zum Anstoß waren, besuchten nun nicht mehr öffentliche Schenken und Possenspiele und unterstützten allmählich ihren Pfarrer in Abstellung herrschender Mißbräuche. Nur Einer wollte sich lange nicht fügen, besonders weigerte er sich, von dem bisher üblichen Beichtgelde abzustehen, bis ihm Vincentius eine Entschädigung anbot, die er aber aus Scham nicht annahm. Somit war auch der Letzte gewonnen.

Sanftmuth muß man sich erwerben und erbitten.

Der heilige Franz von Sales nennt das sanfte, bescheidene Wesen im Umgange die Blume der vollkommenen Liebe, die nach allen Seiten ihre Wohlgerüche verbreitet und Alles mit unwiderstehlicher Kraft an sich zieht. Diese Blume hatte sich in dem Herzen des Vincentius so herrlich entfaltet, daß er von allen Regungen des Zorns frei schien. Doch war sie keine irdische, sondern eine himmlische Blüthe, nicht das Werk der Natur, sondern die Frucht der himmlischen Gnade, gepflegt durch Gebet und anhaltende Selbstverläugnung. Denn von Natur war er schwarzgallicht und heftig, daher sehr auffahrend und zum Zorne geneigt. Als er noch im Gondy'schen Hause war, unterlag er nach seinem eigenen Geständnisse öfters den Aufwallungen seines zugleich heftigen und melancholischen Temperamentes. Da er sich aber von Gott zu einem gemeinsamen Leben berufen sah, wo er mit Menschen von sehr verschiedener Gemüthsart umgehen mußte, wendete er sich mit Inbrunst zu Gott und hörte nicht auf, um den Geist der Sanftmuth zu bitten, bis er erhört ward. Freilich ließ er es beim bloßen Gebete nicht bewenden, sondern er kämpfte auch täglich mit sich selbst und brachte es mit der Gnade Gottes endlich dahin, daß kaum noch eine Spur seiner ehemaligen Heftigkeit zurückblieb. Wie sein Gemüth, so war auch sein Antlitz stets ruhig und heiter, sein Umgang aber bei jeder Gelegenheit sanft, leutselig, bescheiden und anziehend. Jeder, der ihn besuchte, fand ihn allezeit höflich, freundlich, zuvorkommend und konnte nicht zweifeln, daß die Freude und Bereitwilligkeit, die von seinem Angesichte strahlte, Ausdruck seines liebenden Herzens sei. Selbst auf der Kanzel und in seinen öffentlichen Vorträgen sprach er immer mit solcher Ruhe und Sanftmuth, daß er die Herzen Aller an sich zog.

Säufer.

Ein Bravoursäufer mit dem Tode bestraft.

Ein ungarischer Kavalier hatte einen großen silbernen Becher, welcher ganz gut fünf Maaß Wein faßte. Er ließ verkünden, der Becher solle Demjenigen gehören, der ihn auf Einmal leeren würde. Es fand sich bald Einer, welcher sich in diesen Wettsaufstreit einließ. Um zu versuchen, ob es möglich sei, ließ er sich den Becher mit Wein füllen und trank ihn aus. Da er nun sah, daß es möglich sei, schritt er zum Werk selbst, leerte den Becher, ohne abzusetzen und nahm ihn als Eigenthum mit sich; aber in etlichen Tagen starb er in Folge dieses Saufens. Ist dieser Mensch kein Selbstmörder?

Der Säufer verliert alles menschliche Gefühl.

In einem mährischen Dorfe saß ein als Lump bekannter Inwohner in der Branntweinschenke des Juden bei einem Glase Fusel. Da kam sein kleiner Bube, zupfte den Vater am Aermel und sagte leise: Vater! du sollst heim kommen, 's Vieh im Stalle ist los und wir bändigen es nicht! — Geh nur, ich komme, sagte der durstige Vater. Wer aber nicht ging, war er. Nach einiger Zeit kam der Knabe wieder, zupfte den Vater stärker am Aermel und sagte laut: Vater, du sollst heim kommen, der Hannesle ist vom Tische gefallen und hat ein Loch im Kopfe! — Geh nur, ich komme gleich, sagte ärgerlich der angeleimte Vater. Wer aber wieder nicht ging, war wieder er. Auf den Abend kam der Knabe wieder, stößt den Vater an die Schulter und ruft: Vater, komm! um Gotteswillen komm heim, die Mutter ist gefallen und hat ein Bein gebrochen! Verächtlich sagte der Vater über die Achsel: 's wird nicht so gefährlich sein! und blieb sitzen. Um das Aveläuten kam der Knabe nochmals, stellte sich vor den Vater, machte große Augen und schrie: Vater, 's ist ein Reif am Schnapsfaß g'sprungen, der Schnaps lauft im Keller 'rum! Kaum hatte der Knabe das Wort Schnaps ausgesprochen, da erwachte der Lump aus seinem Dusel und sprang auf. Und als er vollends die Hiobspost vernahm, daß der Schnaps im Keller herumlaufe, da kam er vollkommen zu sich selbst und brüllte den Knaben an: Was sagst'd? Ein Reif am Schnapsfaß sei g'sprungen? Der Schnaps lauft im Keller 'rum? Das wär' ein Unglück! Und jetzt hielt ihn Nichts mehr, jetzt rannte er heim.

Säulensteher.

Das Säulenstehen ein Bußwerk der ersten christlichen Zeit.

Der heilige Simeones war so heilig, daß unzählige Schaaren von Menschen in sein Kloster kamen, um den heiligen Segen durch Berührung seines Leibes oder seiner Kleider zu empfangen. Das schien dem heiligen Manne unschicklich, daß man ihm wider seinen Willen so viele Ehren erwies. Um den Huldigungen zu entgehen, errichtete er eine Säule von sechs Ellen, dann von zwölf, von zweiundzwanzig und endlich von sechsunddreißig Ellen, auf welcher er Tag und Nacht stand. Der heilige Geist gab dem Heiligen diese neue Art von Buße ein, um Alle durch das unerhörte Wunder herbeizuziehen, und den Ermahnungen des heiligen Simeones desto größeren Glauben zu verschaffen, so daß die, welche aus Neugierde herzugekommen waren, mit göttlicher Belehrung erfüllt, wieder hinweggingen. Durch das Säulenstehen des Simeones wurden die in Finsterniß versunkenen Ismaeliten in großer Anzahl zu Tausenden erleuchtet und bekehrt, und dieser Mann war gleichsam ein helles Licht auf den Leuchter gestellt. Es eilten Leute aus Iberien, Persien und Armenien herzu und ließen sich taufen und die Ismaeliten kamen in Schaaren zu zwei- bis dreihundert, ja öfters zu Tausenden, entsagten ihren heidnischen Irrthümern mit lauter Stimme, zertrümmerten vor den Augen des Simeones ihre Götzen-

bilder und nahmen auf seine Belehrung den wahren Glauben an. Simeones wirkte viele Wunder, sagte künftige Dinge voraus. Die Katholiken, die ihn besuchten, gingen mit dem Geiste der Buße erfüllt von ihm hinweg.

Schaden.

Schadenersatz zu leisten ist heilige unerläßliche Pflicht.

Der heilige Ignaz von Lojola wurde in Folge seiner strengen Bußübungen krank. Auf Antrag der Aerzte mußte er eine Reise nach Spanien machen. Statt in seinem Stammschloß Lojola einzukehren, wählte er zur Wohnung das Spital von Azpelia. Um auch seinen Nebenmenschen nützlich zu sein, fing er an, den Kindern Christenlehre zu halten. In seiner Kindheit hatte er Obst aus einem Garten entwendet, in den er mit seinen Kameraden gestiegen war. Ein armer Mensch wurde fälschlich dieses Diebstahls angeklagt, in den Kerker geführt und zum Schadenersatz verhalten. Das erste Mal, als Ignatius zum Volke redete, erklärte er öffentlich, er sei der Schuldige gewesen, bat um Verzeihung für seinen Fehler, und um den Armen, der seiner Rede beiwohnte, zu entschädigen, überließ er ihm zwei Maierhöfe, die ihm zugehörten. Auch setzte er bei, ein Hauptgrund dieser seiner Reise nach Spanien sei dieser Schadenersatz gewesen. So ist es recht; so will es Gott, anders ist keine Vergebung zu hoffen.

Muthwilliger und boshafter Weise Schaden machen, von Gott gestraft.

Zwei abessinische Edelleute jagten ein wildes Schwein und ritten unbedenklich durch die beinahe reifen Aecker. Der Bauer, dem die Aecker gehörten, beklagte sich bei ihnen über den verursachten Schaden, um so mehr, als das Jagen durch Getreidefelder verboten war. Die Edelleute, statt den Schaden zu vergüten, geriethen in so einen ungerechten Zorn, daß sie ihre Kameraden aufforderten und den Acker gänzlich verwüsteten. Dieß kam dem kaiserlichen Prinzen zu Ohren, welcher die Uebelthäter einsperren ließ und zum Tode verdammte. Die Aeltern der Betreffenden entschädigten nun den Bauer reichlich mit Geld und baten ihn, beim Prinzen Fürbitte einzulegen. Täglich erschien der Bauer im Palaste des Prinzen und bat um ihre Freigebung; der Prinz aber willigte nicht in seine Bitte, indem er strenge Gerechtigkeit zu üben beschlossen hatte. Da nun alle friedlichen Mittel vergeblich waren, befreite sie der Adel des Nachts aus ihrem Gefängnisse und half ihnen zur Flucht. So entgingen sie zwar der Strafe von der weltlichen Gerechtigkeit, aber nicht der Strafe Gottes. Sie kamen auf ihrer Flucht gerade auf den Acker, den sie boshafter Weise verwüstet hatten. Siehe, da kam ihnen ein Löwe und eine Löwin entgegen, welche die flüchtigen Beschädiger augenblicklich zerrissen und fraßen. (Hist. Abissin. n. 9.) Kann Gott deutlicher zeigen, daß muthwillige, oder wohl gar boshafte Beschädigung in Seinen Augen eine abscheuliche Handlung sei?

Scham.

Schamhaftigkeit eine Zierde und ein Schutz der Unschuld der Jugend.

Die schamhafte Sinnpflanze in Brasilien zieht bei der leisesten Berührung die Blätter zusammen, bei stärkerer Berührung senket sie auch die Zweige; jeden Abend senken sich die Blätter und erheben sich des Morgens wieder, wenn auch das Gewächs durch ein Obdach beschattet ist. So schamhaft soll die Jugend sein, namentlich die weibliche. Bei jedem schmutzigen Worte, bei jedem geilen Blicke oder unschicklichen Geberde und Berührung soll sie schamroth werden, entfliehen oder wenigstens mit Ernst darein schauen. Schamhaftigkeit ist der Schmuck und der Schutz der Jugend; ist diese verloren, dann ist die Jugend zur Unzucht reif und wird verführt.

Falsche Scham in Betreff der Religion muß man muthig besiegen.

Ein junger Soldat aus Savoyen, der den Feldzug in der Krim mitmachte, schrieb einem seiner Freunde folgenden Brief: Da du mir immer vorgeworfen hast, ich hätte nicht mehr Religion als ein Hund, so muß ich dir doch sagen, daß ich auf der Brust eine Medaille unserer Lieben Frau von Myans trage, welche meine Mutter mir geschickt hat. Du wirst vielleicht darüber lächeln, aber, mein Freund, hier gibt es viele Kameraden, die es gemacht haben, wie ich und mit denen seit ihrer Ankunft in der Krim eine große Veränderung vorgegangen ist; es vergehen wenige Tage, an denen ich nicht einige Gebetchen spreche, indem ich mich dabei an die Worte des berühmten Löwentödters Jules Gerard erinnere, welche ich in einem Zeitungsberichte gelesen habe, den du mir im verflossenen Jahre zum Lesen gabst. „Schlimm für die, welche nicht glauben," sagt Jules Gerard, „was mich betrifft, so glaube ich fest, auf die Gefahr hin, mich lächerlich zu machen in den Augen jener Schafsköpfe, welche die Rolle von Gottesläugnern spielen und um deren Meinung ich mich so wenig kümmere, als um das Pulver, das ich als Bube von zwölf Jahren auf die Spatzen verschoß." — So muß man die falsche Scham besiegen.

Falsche Scham in Betreff der Religion wirkt sehr verderblich.

In einer Kompagnie stand ein kleiner junger Mensch, der ungefähr ein Jahr im Dienste war und um den ich mich interessirte, weil er unglücklich zu sein schien. Er war ein guter Junge, sanft wie ein Lamm, durchaus kein Stänker; aber er war wie beinahe alle unsere Rekruten, welche vom Dorfe kommen; nicht gerade böse, aber schwach, sehr schwach, so daß ein Floh sie zurücktreiben könnte, wenn er ihnen die Hörner wiese. Man glaube darum nicht etwa, daß diese Bursche keinen Muth haben, und daß sie sich fürchten, wenn es zum Schlagen kommt. Der französische Soldat zieht mit der Montur

auch den Muth an und nie hat man gesehen, daß er auf dem Schlachtfelde gewichen wäre. Aber wahr ist es, daß er weniger tapfer ist, wenn es sich um Gott, als wenn es sich um sein Vaterland handelt; und sehr oft würde derjenige, der einen Bajonnetstoß aushielte, ohne das Gesicht zu verziehen, es nicht wagen, einen Zungenstoß auszuhalten, denn das beißt eben so stark und ist noch schwerer zu pariren. Für damals also interessirte ich mich für den jungen Menschen; ich sah, daß er von Herzensgrund ein Christ war und versuchte es, ihm Muth einzusprechen. Ich hielt ihm ganz schöne Standreden, um ihm zu zeigen, daß es eben so schimpflich sei, aus menschlichen Rücksichten seine religiöse Gesinnung zu verläugnen, als seine Fahne zu verlassen; daß Diejenigen, welche durch ihre Spöttereien ihn von seinen religiösen Pflichten abwendig machen, hinter seinem Rücken über ihn spotten würden; und daß sie ihn um so weniger achten, je weniger er es wage, ihnen Widerstand zu leisten. Ich hatte gut reden, es war gerade, als hätte ich es bleiben lassen; im Grunde haben Zusprüche nie Jemanden bekehrt, außer wenn Gott sich in's Mittel schlägt. Glücklicher Weise schlug sich Gott für meinen armen Kameraden in's Mittel, wie ihr gleich sehen sollt. Da ich indessen sah, daß meine Worte Nichts fruchteten, so sagte ich Nichts mehr zu ihm. Ich begnügte mich, mich freundschaftlich gegen ihn zu zeigen, und ihn im Auge zu behalten, und ich sah, daß er leider alle Tage fallirte, daß es ein Jammer war. Es ist doch recht traurig, daß es Leute gibt, die eine Freude daran haben, solche arme Bursche zu verderben, die keine Kraft haben zum Widerstand gegen die Verführung!... Anfangs, wie er in's Regiment kam, hatte er im Bette sein Nachtgebet verrichten wollen; da aber ein Kamerad dieß bemerkte, so verhöhnte er ihn und von da an hütete er sich wohl, das Kreuzeszeichen zu machen. Ein anderes Mal war er an einem Sonntage auf frischer That in der Kirche bei der Messe ertappt worden. Und von diesem Zeitpunkte an gab es für ihn keinen Sonntag, keine Messe, keine Kirche; er betrat sie mit keinem Fuße mehr. Er selbst hat es mir seitdem erzählt. Wieder ein anderes Mal hatte man ihn mit in's Wirthshaus geschleppt und obgleich er kein Freund vom Trinken war, so trank er sich doch einen Rausch an, bloß um es zu machen, wie die Uebrigen. Kurz, er war nun auch ein liederlicher Bursche geworden und die Arreststrafen begannen in seiner Conduiteliste eine bedeutende Rolle zu spielen. Und dennoch sagte ich immer zu mir selbst: Es ist doch noch etwas Gutes an dem Kerl; sein Herz ist nicht verdorben, er hat noch Glauben und der gute Gott hat schon Schlimmere wieder zurecht gebracht. An einem Festtage Abends ging ich nach Notre Dame de Viktoires; dieß ist eine Pariser Kirche, der Sitz der Erzbruderschaft der heiligen Jungfrau, welche für die Bekehrung der Sünder betet und fast über die ganze Erde verbreitet ist. Da erblickte ich auf einmal meinen Jungen, der herumschweifte und sich die Läden besah. Ich ging auf ihn zu und fragte ihn, was er da mache? Er antwortete mir, ich langweile mich hier. Ich habe Erlaubniß, heut Abend das Theater zu besuchen, allein mag ich auch nicht hingehen. Ich forderte ihn auf, mit mir in die Kirche zu gehen; er weigerte sich. Ich ging langsam und sah mich öfters um, und ich bemerkte,

daß er mir von ferne folgte. Ich wartete auf ihn, ergriff seine Hand und kommandirte ihn in die Kirche. Er staunte, als er sah, daß die Kirche von Männern, jungen Leuten mit Schnurrbärten und Greisen mit weißen Haaren gedrängt voll war. Während der Predigt verwendete er kein Auge vom Prediger und während der lauretanischen Litanei floßen Thränen aus seinen Augen, als man die trostreichen Worte: Du Zuflucht der Sünder, bitte für uns! dreimal wiederholte. Nachdem die Abendandacht vorüber war, stand Jedermann auf, um zu gehen und die Menge verlief sich allmählig, er aber betete immer fort. Als ich nun wahrnahm, daß wir Zwei noch die Einzigen in der Kirche waren, stieß ich ihn mit dem Arme und sagte: Wir müssen jetzt aufbrechen, man wird sogleich die Thüren schließen. Er sah in die Höhe und rief ganz erstaunt aus: Jetzt schon? Jetzt schon? Es waren beinahe zwei Stunden, seit wir in der Kirche waren. Aber es ist allzeit so, diese verlornen Söhne sind die Lieblinge des guten Gottes. Der Kamerad hatte aber auch mit Gott eine hübsche Rechnung auszugleichen. Wir verließen die Kirche; da fiel er mir plötzlich um den Hals, herzte und drückte mich, daß mir die Rippen krachten, dankte mir, nannte mich seinen Vater, seinen wahren Freund und noch eine Menge Dinge, die mir die Thränen in die Augen trieben. Tags darauf führte ich ihn in eine jener Soldatenschulen, welche in der Armee so viel Gutes stiften. Er fand da einen vortrefflichen Priester, Freunde, Unterricht, guten Rath, gute Beispiele; und von diesem Zeitpunkte an strauchelte er nicht mehr. Er bekam nicht mehr auch nur Einen Tag Straf- oder Kasernenarrest, ging nicht mehr in's Wirthshaus, kurz that Nichts dergleichen. Er wurde der beste Christ und der beste Soldat im Regimente. Nachdem er seine Zeit abgedient hatte, kehrte er in sein Dorf zurück, verheirathete sich und ist dort noch jetzt ein Muster für alle Leute seiner Heimath.

Wie schamhaft christliche Jungfrauen sein sollen.

Die heilige Jungfrau Eulalia wurde zum Feuer verurtheilt. Mehrere Fackeln wurden rings um die junge Martyrin angezündet; die Flamme umringte sie von allen Seiten, sie leckte an den Seiten, an der Brust; sie schlängelte sich, sie züngelte um den ganzen Körper. Als sie sah, daß man ihr die Kleider abzog, hatte die keusche Jungfrau vom Anfang an ihre Haare, die eine Flechte unter ihrem Schleier leicht zusammen hielt, aufgelöst. Sie wallten über ihre Schultern und bedeckten dieselben mit zahllosen Locken, die nicht durch die Kunst entstanden waren. Diese Vorsicht hatte etwas ihre bestürzte Schamhaftigkeit beruhigt. Doch bereits erhob sich die Flamme und erfaßte diesen zerstreuten Haarschmuck. Da gewahrte Eulalia, daß der einzige Schleier, der ihr blieb, um dem Männervolke ihren Busen zu verhüllen, ihr durch die Heftigkeit des Feuers geraubt werde, und sie glaubte, es nicht mehr überleben zu sollen; sie öffnete also ihren Mund und, zum letztenmal athmend, zog sie in ihre Lungen die Flammen ein und mit ihnen den Tod. Zu gleicher Zeit sah man aus ihrem Munde eine Taube, weißer als der Schnee, hervorsteigen und zum Himmel fliegen; es war Eulalia's Seele, die aus ihrer irdischen Haft sich

befreite und sich oben mit dem Chore der Jungfrauen vereinte. Sogleich erlöschten von selbst die Fackeln, sanft neigte sich das Haupt der Heiligen und ihr Leib sank zusammen. Der Statthalter, die Henker, die Wachen, die Zeugen des Wunders, ergriffen die Flucht. Der Schnee begann in dichten Flocken in den verlassenen Saal zu fallen, der Leib der Jungfrau wurde damit bedeckt. Christen bedeckten sie mit Kleidern und beerdigten sie.

Schein.

Urtheile nicht nach dem Schein, er trügt.

Richtet nicht, sagt Jesus, so werdet ihr nicht gerichtet. Urtheilet nicht nach dem Schein. Es hat mancher Mensch Etwas an sich, was ihm den Anschein der Frömmigkeit, der Tugend und Sittlichkeit gibt; seine Tugend ist aber nur Schein, ist Naturgabe, natürliche Sanftmuth, Kaltblütigkeit, phlegmatische Gleichgiltigkeit; seine Frömmigkeit ist Frömmelei, Heuchelei oder Empfindelei; seine Sittlichkeit ist nur Anstand und Weltton. Es hat wieder ein anderer Mensch Etwas an sich, was für den ersten Augenblick abstößt, etwas Hartes, Rauhes, Furchtsames, Unfreundliches, Böses und Zornmüthiges, und er ist das doch nicht, was er scheint, sondern ist durch Religion veredelt. Richtet also nicht nach dem Schein, sondern haltet euer Urtheil über den Menschen zurück, bis ihr ihn kennet; weil man aber einen Menschen in kurzer Zeit nicht vollkommen kennen kann, so muß man im Urtheil über seinen Charakter sehr behutsam sein. Wer den Bär zum ersten Mal sieht, ohne ihn näher aus der Naturgeschichte zu kennen, der wird aus seinem plumpen Aussehen urtheilen, er müsse träge, langsam, ungeschickt und unbeholfen sein. Er ist es aber nicht. Sein Gesicht, Gehör, Geruch ist sehr scharf. Er besitzt eine unglaubliche Stärke in seinen Vorderbeinen, so daß er einem Pferde oder Ochsen das Fleisch mit Einem Hiebe mittelst seiner scharfen Krallen bis auf die Knochen durchhaut; auch trägt er so ein Thier aufrechtgehend in seinen Vordertatzen mit Leichtigkeit fort; er macht Männchen, wie der Hase, lauft schnell in Ebenen und auf Bergen, klettert hurtig auf einen Baum, und schwimmt über Gewässer. Wer würde diesem plumpen Thiere so viel Kraft, Leichtigkeit, Geschicklichkeit und Schnelligkeit ansehen? So ist es auch in Betreff der Menschen. Darum richtet und urtheilet nicht nach dem Schein, nach dem Aeußeren, sondern lernt den Menschen zuvor kennen.

Scherz.

Scherz ist nur unter vieler Vorsicht anzubringen.

In Ungarn begegnete ein Schmied, der eine geladene Flinte trug, einem Bauer und fragte ihn: Woher? Dieser nannte den Ort. Der Schmied sagte darauf aus Scherz: In N. habe ich noch keinen ehrlichen Menschen gesehen; setzte aber hinzu: Weil ich noch nicht dort war. Der Bauer überhörte die letzten Worte, es kam zum Streit, die Flinte des Schmiedes ging in der Balgerei los und tödtete den Bauer. Der Schmied wurde melancholisch. (Gemeindezeitung.)

Scherze, die Jemanden ängstigen, sind Sünde.

Jemanden mit Etwas ängstigen, wovor er ein Grauen hat, ist lieblos und Sünde. In Wien hatte eine Bäuerin Eier feil; nicht weit von ihr saß eine Höcklerin, welche Krebse feil bot. Da sie wußte, daß die Bäuerin Angst und Abscheu vor Krebsen habe, so warf sie einige kleine Krebse auf sie. Die Bäuerin schrie laut, die Umstehenden lachten; dieß ermunterte Jene noch mehr. In höchster Angst ergriff die Bäuerin ein eisernes Gewicht und warf es nach der Höcklerin, welche sie so verletzte, daß sie in's Spital gebracht werden mußte. Die Bäuerin wurde verhaftet. Sollte Jene nicht auch eingesperrt werden? — (Gemeindezeitung.)

Man soll nicht gleich jeden Scherz übel nehmen.

Kaiser Rudolph von Habsburg war äußerst leutselig und immer heiterer Laune. Seine Leute, die ihn schon kannten, erlaubten sich oft einen gutmüthigen Scherz mit ihm, den er gewöhnlich auf eine naive Art erwiederte, ohne zu zürnen. Einmal fuhr er auf einer schmalen Heerstraße und ein drolliger Bauer begegnete ihm auf einem Karren. Des Kaisers Kutscher befahl dem Bauer, auszuweichen. Dieser aber, der sich mit dem Kutscher einen Scherz machen wollte, brummte ihm halblaut zu: Wohin soll ich mich wenden? Des Kaisers lange Nase nimmt ja die ganze Straße ein. Aber der Kaiser hatte Etwas davon vernommen und der Kutscher mußte ihm des Bauers Worte wiederholen. Der Bauer war in Todesangst; die Begleiter des Kaisers waren gespannt, was dem frechen Bauer geschehen würde; aber Rudolph legte ernsthaft den Zeigefinger an seine wirklich große Nase, schob sie seitwärts und fragte dann den Bauer mit abgewendetem Gesichte: Hast du nun Platz genug?

Ein gottloser Scherz und seine Strafe.

Der heilige Johannes Kapistranus predigte zu Krakau und Wratislavia in Polen mit allem nur denkbaren Erfolge. Die Hussiten wollten ihn durch einen Scherz öffentlich beschämen; daher schloßen sie einen lebenden Jüngling in einen Sarg, brachten ihn dem Heiligen und baten ihn, diesen Todten zum Leben zu erwecken. Johannes aber erkannte durch Offenbarung ihren boshaften Scherz und sprach mit strengem Tone zu ihnen: Der, den ihr traget, verbleibe für immer unter den Todten! Da höhnten ihn die Gottlosen, als könne er ihren Todten nicht lebendig machen; bald aber verwandelte sich ihr Lachen in Geschrei und Gestöhne; denn als Einer aus ihnen seine Stimme erhob und dem Toden befahl, aufzustehen, gleichsam als könnten sie diese Todtenerweckung bewirken, da antwortete der Junge nicht und es zeigte sich, daß er wirklich todt war. Dieses Wunder bekehrte die Spötter, von welchen zwei nach Rom gingen, um Zeugniß davon abzulegen, und die Lossprechung von ihrer Ketzerei zu erlangen.

Der Scherz muß unschuldig sein, widrigenfalls ist er Sünde.

Im steierischen Orte Pöllitschberg waren mehrere Weiber beim Flachsbrechen und der dortige Häusler Rolletz mit dem Dörren des Flachses beschäftigt,

wobei sie sich gegenseitig, wahrscheinlich von zu viel genossenem Weine aufgeregt, allerlei thätliche Späße erlaubten. Als später Rolletz beim Flachsofen lehnte, stürzten plötzlich mehrere Weiber auf ihn zu, ergriffen ihn und warfen ihn in den offenen Ofen, daß die Flammen hoch über ihn zusammenschlugen. Da an ein schnelles Herauskommen nicht zu denken war, so erlitt derselbe, ehe Hilfe kam, so arge Verletzungen am Leibe und am Gesichte, daß letzteres bis zur Unkenntlichkeit entstellt war. Der Unglückliche gab schon einige Tage später unter den qualvollsten Schmerzen den Geist auf. Dieser Scherz war nicht unschuldig, sondern eine schwere Sünde.

Scheusale.

Die Habsucht macht die Menschen zu Scheusalen.

Weit her, auch aus fremden Ländern, strömten die menschlichen Hyänen auf die Schlachtfelder von Sadowa und Königgrätz 1866, die sie raubend und plündernd durchzogen. Im Schutze der Nacht strichen sie durch die blutgedüngten Felder und wo in den Wäldern ein Wimmern auf die Spur von Verwundeten lenkte, da schlichen sie hin. Die todten Körper wurden nackt entkleidet und liegen gelassen, die Tornister entleert. So zogen ganze Banden über die blutige Wahlstätte. Besonders waren es Offiziere, die das Augenmerk dieser Hyänen auf sich zogen. Verwundete, die sich nicht wehren konnten, wurden beim Ausziehen der noch brauchbaren Uniformstücke auf das Unbarmherzigste herumgezerrt und liegen gelassen. Sie glaubten, daß sie sich um den Preis alles Werthvollen, das sie diesem Raubgesindel hingaben, wenigstens einen Trunk Wasser erkaufen könnten; sie brachten aber keins. In einem Getreidefelde vor Gitschin fand man am Tage nach der Schlacht einen todten kaiserlichen Offizier und neben ihm, mit einem Säbelhiebe auf die Schläfe, ein Weib aus einem benachbarten Orte hingestreckt. Einer ihrer Finger war mit einem Stücke der goldenen Uhrkette des Offiziers umwickelt, während dessen linke Hand die Uhr krampfhaft umschlossen hielt. Wahrscheinlich wollte dieses Scheusal den noch Lebenden berauben, der noch so viel Kraft besaß, diese Hyäne mit einem Hiebe niederzustrecken. In der Schürzentasche fanden sich noch mehrere Uhren, Ketten und verschiedene Ringe. Das ist einer jener wenigen Fälle, in denen die göttliche Vergeltung dem Frevel auf dem Fuße folgte. Den Verwundeten wurden die krampfhaft geschlossenen Finger mit Gewalt aufgerissen und die letzten Andenken an Weib und geliebte Wesen geraubt; fromme Andenken und Medaillons, die man allenfalls den Sterbenden gelassen, waren vom Halse gerissen. Viele gaben bereitwilligst ihr Alles hin, gegen das Versprechen, ihnen einen Trunk Wassers zu bringen. Man umklammerte die Kniee dieser Scheusale und beschwor sie bei Allem, was dem Menschen heilig ist, das versprochene Wasser nicht zu vergessen, aber umsonst; Viele von dem Gesindel schwuren den Flehenden, sie auf den Verbandplatz tragen zu wollen, wenn sie mit dem Rauben und Plündern zu Ende sein würden; sie schwuren, aber sie kamen nicht wieder! Die umliegenden Bewohner, welche die Todten einscharren mußten, erzählten, daß sie viele Leichen ohne jede Bekleidung fanden.

Massenhaft wurden preußische Rüstungsstücke zum Kaufe angeboten; Zündnadelgewehre wurden zu fünfzig Kreuzer per Stück verkauft.

Schimpf.

Schimpf entehrt den Schimpfenden und den Beschimpften.

Wenn ein Müller in seiner mehlbestäubten Jacke sich mit dem Rauchfangkehrer in seinem rußigen Gewande herumbalgt, so bleibt an Jedem Etwas hängen, der Weiße wird schwarz gefleckt und der Schwarze weiß gezeichnet. So geht es auch, wenn zwei Menschen sich gegenseitig schimpfen; sie werfen einander ihre Fehler vor und bei der Gebrechlichkeit der Menschen findet sich leicht Etwas, was Einer dem Andern vorwerfen kann und was ihm zur Schande gereicht. Darum ist Friede und Nachgiebigkeit das Beste.

Schimpf soll man gelassen ertragen, ohne wieder zu schimpfen.

Abt Makarius ging in die Wüste, ein weltlicher Mann übernahm seine Handarbeiten und leistete ihm dafür die nöthigen Dienste. Da geschah es, daß eine Jungfrau verführt wurde und zum Falle kam. Als sie die Folgen ihres Fehltrittes nicht mehr verbergen konnte, gab sie auf Anstiften des Teufels den heiligen Makarius als ihren Verführer an. Da kamen die Leute aus dem Dorfe, ergriffen ihn, schleppten ihn in's Dorf, hingen ihm alte Töpfe und Scherben an den Hals und führten ihn durch die Gassen herum, indem sie ihn schlugen und ausriefen: Dieser Mönch hat unsere Tochter verführt, schlaget ihn. Sie mißhandelten ihn fast bis auf den Tod. Da kam ein Altvater herbei und fragte: Wie lange noch wollet ihr diesen fremden Mönch schlagen? Sein Diener folgte beschämt von ferne; denn auch ihm fügten sie viele Beschimpfungen bei und sagten: Siehe her, was dieser Einsiedler, von welchem du immer so gut geredet hast, gethan hat! Die Aeltern des Mädchens sprachen: Wir lassen ihn nicht eher los, als bis er einen Bürgen wegen der Versorgung der Tochter stellt. Makarius bat seinen Diener, für ihn als Bürge einzustehen, und er that es auch. Hierauf kehrte Makarius in seine Zelle zurück und gab Jenem alle Körbe, welche er eben hatte, und bat ihn, er solle sie verkaufen und von dem Erlöse das Weib unterhalten. Zu sich selber aber sagte er: Makarius, siehe, nun hast du ein Weib bekommen; du mußt also mehr arbeiten, um sie zu ernähren. Er arbeitete daher nicht bloß am Tage, sondern auch zur Nachtszeit und schickte ihr Alles zu. Als aber die Zeit kam, daß die Unglückliche gebären sollte, lag sie viele Tage in den Wehen und konnte nicht gebären. Als man sie fragte, wie dieß zugehe, antwortete sie: Ich weiß wohl, warum ich so lange leiden muß; weil ich jenem Mönche ein Verbrechen andichtete und ihn fälschlich anklagte; denn nicht er hat mich verführt, sondern ein gewisser Jüngling, den sie nannte. Als sein Diener dieses hörte, eilte er voll Freude zu ihm und sagte: Jenes Mädchen konnte nicht gebären, bis sie bekannte, du habest keine Schuld an ihrem Unglücke, sondern sie habe nur gegen dich gelogen. Siehe, alle Bewohner des Dorfes sind auf dem Wege zu deiner Zelle,

um Gott die Ehre zu geben und dich um Verzeihung zu bitten. So wie er dieses von seinem Diener hörte, stand er auf und floh, damit ihn die Leute nicht belästigten, und dieß war die Veranlassung, warum er einen anderen Wohnort suchte.

Schismatiker.

Die Schismatiker sind nicht fähig, Missionen unter den Heiden zu halten.

Im russischen Reiche gibt es ganze Provinzen voll Heiden, obschon sie seit vielen Jahrhunderten mit diesem Reiche vereinigt sind. Regierung und die geistliche Synode sind nicht gleichgiltig gegen den Untergang so vieler Heiden, die erstere läßt aus Politik ihre Bekehrung zum Christenthum nicht zu. Der Kaiser hat mehrere Kavallerieregimenter aus den Völkerschaften des Kaukasus gebildet und in seinen Sold genommen; alle diese Männer sind Muhamedaner; sie leben mitten in einer christlichen Hauptstadt, wo man ihnen auf Kosten des Staatsschatzes Moscheen gebaut und verziert hat. Auch viele Kinder aus dem Kaukasus werden nach St. Petersburg gebracht und erhalten dort eine unentgeldliche Erziehung. Aber es ist auf's Strengste verboten, dieselben zum christlichen Unterricht oder zum Besuche der Kirchen zuzulassen; man sieht sie über diese Trennung von ihren christlichen Kameraden oft weinen und klagen. Diese Kinder sind bestimmt, einst in ihrem Vaterlande ein Amt zu bekleiden, und man glaubt, sie würden es als Heiden wirksamer thun, denn als Christen. Rußland verweigert den römischen Missionären den Zutritt zu den russischen Heidenvölkern.

Die schismatischen Priester sind verkommene Menschen.

Protestanten bezeugen: Geiz, Neid, Heuchelei und selbst grobe Sinnlichkeit sind ganz gewöhnlich unter ihnen. Grobe Unwissenheit, Dummheit, Habgierde und Unsittlichkeit sind die vorherrschenden Charakterzüge der schismatischen Geistlichkeit. Sie nehmen gern einen äußeren Schein von Tugend und Selbstverläugnung an, während sie sich im Geheimen rückhaltlos dem Laster überlassen. Neid und Eifersucht herrschen unter ihnen vor. Sie scheinen nicht eine Spur von Bruder- oder Nächstenliebe, noch von Güte und Freundlichkeit im christlichen Sinne dieser Worte zu besitzen. Alle ihre Priester und Bischöfe sind so unwissend, als es nur möglich ist.

Schlaf.

Der Schlaf ist ein unabweisliches Naturbedürfniß.

Friedrich der Große war als Prinz rastlos thätig. Die Zeit wurde ihm zu kurz in seiner Abgeschiedenheit und einmal kam er auf den Einfall, ob es nicht möglich sei, den Schlaf ganz abzuschaffen, um ein Drittel des Lebens zu gewinnen. Er versuchte es, und wenn der Schlaf ihn überfallen wollte, so vertrieb er ihn durch starken Kaffee. So erhielt er sich wirklich vier Tage lang munter, sank dann aber bei Tische in einen so festen Schlaf, daß er die bedenkliche Probe nie wieder anstellte.

Schlange.

Die Schlange das Symbol des Teufels und der Sünde.

Die Schlange ist ein sprechendes Symbol des Teufels und der Sünde. Sie hat durch dasselbe Auge, das noch jetzt kleinere Vögel lockend zu bannen weiß, daß sie, von Zweig zu Zweig, von Stein zu Stein fliegend oder hüpfend, nicht ablassen, bis der aufgesperrte Rachen sie verschlungen, auch den Stammvater unseres Geschlechtes bezaubert, daß er ihr sich hingegeben dafür von ihr willig sich bezaubern ließ. Vollkommener Ausdruck des irdischen Gegensatzes, trägt sie den Tod in sich in ihrem Gifte und zugleich den Quell der Jugend in ihrer Häutung; ein Thier der Untererde sucht sie ihr Dunkel und ihre Kühle, und liebt doch wieder, im Lichte sich zu sonnen, damit ihr Gift mit steigender Sonne sich wieder schärfe, nachdem es zuvor im Winterschlafe geruht. Giftschlange und Heilschlange, Gestank aushauchend und Wohlgeruch, in schöner Farbenmischung prangend oder in unheimlicher warnend, wird sie daher von den Menschen mehr als irgend ein anderes Thier gehaßt und gescheut und kann doch auch wieder in das vertraulichste Verhältniß zu ihm treten; so daß Die, welchen die Macht dazu gegeben ist, selbst die giftigsten leicht aus ihren Löchern und Höhlen hervorlocken, sie mit Händen fassen, um Hals und Arme winden und wie mit den zahmsten Thieren mit ihnen spielen mögen; während die unschädlichen Gattungen als Glücksbringer gern in den Häusern geduldet und mit Milch und andern Speisen genährt werden.

Schmeichelei.

Schmeicheleien soll der Christ weder sagen noch anhören.

Im Jahre 1147 eröffnete der König von Frankreich eine Versammlung der Barone und Prälaten des Königreichs. Die Gesandten Konrads, des deutschen Kaisers, und des Geisa, Königs von Ungarn, waren zugegen; auch wurden die Briefe des griechischen Kaisers Michael Komnenus vorgelesen. Die übertriebene schmeichlerische morgenländische Schreibart war dem geraden französischen Sinne zuwider. Der Bischof von Langres, der Mitleid mit dem Könige hatte, welcher erröthete, sich mit so viel Schmeicheleien gepriesen zu sehen, vermochte die unendlichen Schmeicheleien des Lesers und Dollmetschers nicht mehr auszuhalten und unterbrach sie. Meine Brüder, sprach er zu ihnen, sprecht nicht so oft von dem Ruhme, der Erhabenheit, den Tugenden und der Weisheit des Königs; er kennt sich und wir kennen ihn auch. Sagt ihm also auf kürzerem und geraderem Wege, was ihr zu sagen habt. — Der König erröthete, er wollte also keine Schmeichelei hören und folglich sagte er selbst auch keine.

Schmeichelei soll man verachten.

Der heilige Kanut, König von Dänemark, mußte oft von seinen Schmeichlern hören, daß er einer der mächtigsten Könige sei und nicht bloß über Länder, sondern auch über das Meer zu gebieten habe. Dem Könige waren derlei alberne

Schmeicheleien widerlich und als er eines Tages am Meeresufer spazieren ging und abermals die Schmeichler, auf das Meer hinweisend, ihn als den Gebieter desselben begrüßten, so setzte sich der König ganz nahe am Ufer nieder und rief wie in vollem Ernste: Meer! da ich dein Gebieter bin, so verbiete ich dir, mir nahe zu kommen, und meinen Leib naß zu machen. Allein da eben Fluth war, so drang das Meerwasser immer näher und näher und der König wurde ganz durchnäßt. Nun stand er auf, wandte sich gegen seine Diener und sprach: Ihr Schmeichler! sehet ihr hier eueren mächtigen König, von dem ihr immer saget, daß auch das Meer sein Unterthan sei und der doch durch seinen Befehl nicht einen Wassertropfen von sich abhalten kann! Niemand ist mächtig, als Gott allein, — und Niemand gebührt die Ehre, mächtig genannt zu werden, außer Dem, der alle Dinge erschaffen hat und erhält und der allein der Allmächtige ist.

Schmeichelei verdirbt den Menschen.

Kaiser Nero schmeichelte dem Volke und ihm wurde ebenfalls geschmeichelt. Den Pöbel fesselte er an sich durch ungeheuere Spenden. Bei den öffentlichen Spielen warf er Kügelchen unter das Volk, auf denen ein Landgut, ein Haus, eine Summe Geldes u. dergl. stand. Wer ein Kügelchen erhaschte, konnte nächstens das, was auf demselben stand, bei dem Kaiser erhalten. Dann machte er eine Reise nach Griechenland, um in Olympia als Sänger und Wagenlenker aufzutreten. Die schlauen Griechen beklatschten ihn mit verbissenem Lachen und erkannten ihm alle Preise zu, ungeachtet er im Wagenrennen umgeworfen hatte. Dafür wurden sie mit Geld und vielen Freiheiten beschenkt. Daß er so eitel war, ist ihm halb zu vergeben. Die Schmeichler verdarben ihn; sie umlagerten zuweilen seinen Palast und riefen, er möchte sie doch einmal seine göttliche Stimme hören lassen. Dann trat er hervor und sang. Hatte er Jemanden tödten lassen, so kamen wohl dessen Verwandte, dem Kaiser dafür zu danken. Welche elende Schmeichelei!

Der Schmeichler redet in des Teufels Sinn.

In Baden wollte ein frommer Pfarrer einen Kranken besuchen. Unterwegs begegnete ihm in zerrissener Kleidung ein Bauersmann. Er grüßte den Pfarrer: Guten Tag, Euer Hochwürden, Herr Pfarrer, wohin? — Ich muß einen Kranken besuchen. — Ganz gut; aber warum? Dieser Kranke hat zwar allzeit ein christliches Leben geführt; aber über die Geistlichkeit, vorzüglich über Euer Hochwürden, hat er unausgesetzt geschmähet; auch hat er das Seelenheil seiner Kinder vernachläßigt. — Der Pfarrer entgegnete, er habe nie ein Pfarrkind in Betreff seines Seelenheils vernachläßigt. Was er gehört, schmerzte ihn und er war schon halb Willens, wieder nach Hause zu gehen. Als er so in Gedanken dastand und umkehren wollte, schaute er sich seinen vermeinten Freund näher an und erkannte ihn als den Teufel; bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze, worauf Jener verschwand. (Hist. Helv. ao 899.)

Den Schmeichlern soll man kein Gehör geben.

Ein Rabe hatte ein Stück Käse gestohlen und setzte sich, um ihn zu verzehren, auf einen hohen Baum. Ein Fuchs bemerkte ihn, lief hinzu und sprach: O lieber Rabe! wie glänzend sind deine Federn und wie schön ist deine Gestalt! Mein Leben lang habe ich keinen schöneren Vogel gesehen, als du bist; und wenn du auch eine so schöne Stimme zum Singen hättest, so sollte man dich zum Könige über alle Vögel machen. Ein solches Lob schmeichelte dem Raben und er fing an, vor Freude zu krächzen. Aber kaum hatte er den Schnabel aufgethan, so entfiel ihm der Käse. Der Fuchs nahm ihn schnell auf, verzehrte ihn und lachte des thörichten Raben. Den Schmeichlern soll man kein Gehör geben.

Schmerz.

Die Schmerzen der Heiligen sind oft am Todbette am heftigsten.

Die heilige Rosa von Lima hatte eine schmerzliche Endprüfung auszustehen. Als sie in ihr einunddreißigstes Jahr eingetreten, hatte sie eines Tages bei voller Gesundheit zu einer Freundin gesagt: Wisse, daß ich im vierten Monate von heute den Weg alles Fleisches zu gehen habe; aber die Schmerzen meiner letzten Krankheit werden wüthend sein, aller Martern größte aber der unlöschbare Durst. Darum bitte und flehe ich zu dir auf's Inständigste, du wollest mir in dieser allergrößten Noth beispringen und meinem dorrenden Gaumen und den entzündeten Eingeweiden die Labung nicht versagen, deren ich dann bedürftig bin. Dieses wußte sie in Folge eines Gesichtes, worin ihr angekündigt worden, die Schmerzen, die ihr bevorständen, seien so vielfältig, scharf und einschneidend, daß Alles, was sie seither ertragen, für Nichts dagegen zu rechnen sei; jedes Glied ihres erschöpften Körpers werde seinen eigenen Stachel haben, daß keins dem andern beispringen könne; derselbe Durst, der den Erlöser am Kreuze gepeinigt, werde auch ihr zu Theil werden und der Brand werde bis in's innerste Mark ihrer Gebeine dringen. Sie bereitete sich mit williger Ergebung auf die Ankunft der ihr verkündeten Peinen vor, welche auch buchstäblich so eintrafen.

Schönheit.

Schönheit des Leibes setzt den Versuchungen gegen die Keuschheit aus.

Der heilige Bernard hatte in seiner Jugend gegen die Begierlichkeit des Fleisches zu kämpfen. Schon früher hatte er die unreine Begierde zu einer Weibsperson dadurch ausgelöscht, daß er im Winter in das eiskalte Wasser eines Teiches trat und bis an den Hals versenkt darin stehen blieb, bis man kam und den Erstarrten herauszog. Aber die alte listige Schlange erwartete den gefährlichsten Augenblick, um die Jugend Bernards zu überraschen und einen entscheidenden Sturm auf ihn zu machen. Bernard besaß eine außer-

ordentliche Schönheit; sein Leib war vollkommen richtig gebaut, er besaß feine vornehme Manieren; sein Auge, voll Feuer, beleuchtete ein zärtliches und anmuthiges Gesicht; sein Gang, seine Haltung, seine Bewegung, das Lächeln seiner Lippen war immer bescheiden, einfach und edel; sein von Natur aus beredtes Wort war lebhaft und überzeugend. Seine ganze Person hatte so etwas Liebenswürdiges, Anziehendes, daß er noch viel gefährlicher für die Welt, als diese für ihn war. Es umgaben daher den jungen Menschen zahlreiche Gefahren gegen die Keuschheit, besonders da sein Herz offen, weich und zur Liebe geneigt war. Er machte hierin furchtbare Erfahrungen und hatte harte Kämpfe zu bestehen, um seine Keuschheit zu bewahren.

Schönheit entzündet die Fleischeslust.

Von Jugend auf hatte Gerald, wie der heilige Odo, Abt von Klugni, erzählt, Herz und Gedanken rein bewahrt, bis plötzlich auch in seinem Gemüthe eine böse Leidenschaft entbrannte, seit er die Tochter eines seiner Bauern und Leibeigenen mit gar zu fürwitzigen Blicken angesehen. Nach langem inneren Widerstand sich endlich gefangen gebend, ritt er an einem Winterabende zur Hütte dieses Landmannes hin, doch nicht ohne Angst und Kummer seines bisherigen keuschen Wandels gedenkend und seiner Vorsätze und seines gewohnten Umganges mit Gott; weßhalb er auch, wiewohl nur unbestimmt, die allerseligste Jungfrau bat, sie möchte ihn nicht ganz in dieses Elend versinken lassen. Als er in die niedere Stube trat, stand das Mädchen eben am Kamine, um sich zu wärmen und die rothe Flamme beleuchtete ihr Gesicht grell; sie erschien ihm in diesem Augenblicke so häßlich, daß er seinen Augen nicht traute, denn er sah sich und das Mädchen in Gedanken bereits mit den Flammen des höllischen Feuers beleuchtet. Da kam er zur Besinnung; ohne zu zögern, ging er hinaus, schwang sich auf sein Pferd und ritt langsam Schritt für Schritt seinem Schlosse zu, um durch die Kälte die Gluth der Fleischeslust abzubüßen, die er in sich hatte aufkommen lassen.

Körperliche Schönheit wird durch Frömmigkeit noch erhöht.

Die heilige Martyrin und Jungfrau Regina wurde von einer Christin auf dem Lande erzogen, wo sie die Schafe ihres Pflegevaters weidete. Hier sah sie der Gerichtsdiener des kaiserlichen Landpflegers und wußte ihm die blühende Schönheit des Mädchens nicht genug zu schildern. Der Landpfleger schickte seine Diener mit dem Befehle ab, die Jungfrau zu ergreifen und zu ihm zu führen. Der Heide erstaunte bei ihrem Anblick über die himmlische Anmuth, womit die Liebe zu Jesus und die heilige Unschuld ihre natürliche Schönheit verklärt hatte; er erklärte ihr sogleich seine Liebe und seinen Entschluß, sie zur Gemahlin wählen und zur angesehensten und glücklichsten Frau in ganz Gallien machen zu wollen. Aber mit holder Schamhaftigkeit antwortete ihm Regina: Mein Bräutigam ist Jesus Christus, den du verläugnest und von ihm lasse ich nicht. Sie wurde im Jahre 251 enthauptet.

Schönheit von Heiligen nicht gewünscht, sondern verwünscht.

Die heiligen Wittwen Brigita und Wilgo waren außerordentlich schön und deßhalb fortwährend Heirathsanträgen ausgesetzt. Da sie aber um Christi willen beschlossen hatten, Wittwen zu bleiben, so baten sie Gott, ihnen ein Gut zu nehmen, das sonst das weibliche Geschlecht so hoch schätzt und sie wurden von Dem erhört, der nur die Schönheit der Seele liebt: ihre äußerliche Gestalt wurde ganz häßlich.

Nicht körperliche, sondern Schönheit der Seele hat vor Gott Werth.

Die selige Johanna, Tochter Ludwig's XI., heirathete Den, der unter dem Namen Ludwig XII. den französischen Thron bestieg. Wegen ihrer Häßlichkeit wurde sie förmlich von ihm geschieden. Johanna stiftete einen weiblichen Orden zu Ehren Mariä, worin sie ihr Leben heilig beschloß. In ihrer Leichenrede sagte der Prediger: Sie war so häßlich, daß sie ihrem Gemahl mißfiel und von ihm verstoßen wurde; sie war so schön, daß der himmlische König sie seiner Huld würdigte. Beides war wahr, körperlich häßlich, in der Seele schön; diese Schönheit verdient auf jeden Fall den Vorzug.

Schöne Mädchen sollen die Mutter Gottes verehren.

Königin Isabella nahm unter mehreren Damen und Fräulein auch die selige Beatrix, Schwester des gottseligen Grafen Amadeus, auf. Beatrix war eine Jungfrau, die außer ihrer hohen Geburt so seltene Gaben der Schönheit und Anmuth des Leibes und des Geistes besaß, daß sie Niemand ohne die größte Theilnahme ansehen konnte. In kurzer Zeit machte sie einen solchen Eindruck auf alle Höflinge, daß der ganze Hof darüber in Unruhe und Sorge kam. Die Königin Isabella war darüber so ungehalten, daß sie die Beatrix in ein enges Gemach einschließen ließ. Da sich nun Beatrix in dieser traurigen Lage sah, nahm sie ihre Zuflucht zu Maria und gelobte ihr, wenn sie ihre Unschuld beschütze und sie aus diesem Unglücke befreie, ihrem göttlichen Sohne ewige Jungfräulichkeit weihen zu wollen. In der folgenden Nacht erschien ihr Maria und versprach ihr ihren Beistand. In der That, nach drei Tagen befahl die Königin, sie in Freiheit zu setzen, worauf Beatrix um ihren Abschied bat, indem sie erklärte, in ein Kloster treten zu wollen. Die Königin, welche einsah, wie gefährlich ihre Schönheit für sie in der Welt werden könnte, war über diesen Entschluß sehr erfreut und erfüllte gern ihren Wunsch. Beatrix trat in ein Kloster der Dominikanerinen, wo sie vierzig volle Jahre zubrachte, ohne irgend eine weltliche Person außer die Königin und die Prinzessin gesehen zu haben.

Körperliche Schönheit ist kein Glück für die Mädchen.

Eine Fabel erzählt: Eine junge Tochter von häßlicher Gestalt ging hinaus in den Wald, das Unglück ihrer Häßlichkeit zu beweinen und sich zu hängen. Indem sie eine Weile weinte, redete der nächste Baum sie also an:

Mein Mädchen! warum so kleinmüthig? Du mußt dir dieses Unglück nicht so zu Herzen nehmen! Schau, neben mir sind die schönsten Bäume gestanden, hoch, stark, gerad, gesund; sie wurden umgehauen und verbraucht; die schönsten sind zu Brücken verwendet worden und seufzen unter der Last, da man auf ihnen geht, reitet und mit Lastwagen fährt. Ich aber, weil ich krumm, knorpelig und wurmstichig bin, bin unverletzt geblieben. So, mein Mädchen, wenn du eine schöne Gestalt hättest, wärest du längst eine Hure und ein Kind der Hölle.

Schrift.

Die heilige Schrift ohne lehrende Kirche genüget nicht.

Christus hat die Apostel beauftragt, Seine Lehre zu verbreiten, nicht durch Austheilung der heiligen Schrift, sondern durch mündlichen Unterricht, und ihnen hat Er für ewige Zeiten den heiligen Geist versprochen. Die Protestanten, die sich allein an die Bibel halten, haben und verstehen die Lehre Jesu nicht; es geht ihnen wie dem Atahualpa, der die Bibel an's Ohr hielt, um zu hören, was sie ihm sage. Da sie Nichts sagte, ließ er sie auf die Erde fallen. Die Schrift allein ohne die Lehre der Kirche verdient keine Beachtung, weil nur die Kirche sie giltig erklärt.

Die heilige Schrift besitzt eine himmlische Kraft gegen böse Geister in ihren Worten.

Ein Bruder sagte zum heiligen Arsenius, daß er gerne die heilige Schrift betrachte, aber keine Rührung empfinde, weil er sie nicht verstehe; das betrübte ihn sehr. Darauf entgegnete Arsenius: Betrachte unablässig die Aussprüche des Herrn; denn ich hörte aus dem Munde heiliger Männer, daß die Schlangenbeschwörer auch die Worte nicht verstehen, die sie aussprechen, daß aber doch die Schlangen die Kraft der Worte fühlen, sich ergeben und ihnen gehorchen. So sollen auch wir es machen; denn wenn auch wir den Sinn der heiligen Schrift nicht verstehen, so werden doch die Teufel durch Anhörung des göttlichen Wortes und durch die Kraft desselben erschreckt und fliehen von uns, indem sie die Aussprüche des heiligen Geistes nicht aushalten können.

Die heilige Schrift ist ein göttliches Buch.

Eine vornehme Dame in Deutschland wurde durch den Modeton der feinen Welt und durch freigeisterische Schriften so verderbt, daß sie die heilige Schrift nicht nur mit Kaltsinn, sondern auch mit Verachtung ansah und öfters, wenn sie solche von ungefähr in der Stube ihrer Kinder antraf, sprach: Das einfältige Buch! Durch eine besondere Fügung Gottes verlor sie ihren Gemahl, den sie unaussprechlich liebte. Mit allen Trostgründen, welche die Religion gibt, unbekannt, lief sie, als diese traurige Nachricht einging, Tag und Nacht trostlos und verzweiflungsvoll umher, weinte, schrie und brüllte im eigentlichen Sinne des Wortes. In diesem Uebermaße des Schmerzes kam sie von ohngefähr in die Kinderstube und sah die verachtete Bibel auf dem Tische aufgeschlagen. Es fielen ihr da die Worte: Ich habe mein Angesicht im Augenblicke

des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen (Js. 54, 8.), in die Augen. Sie las solche, stand wie betäubt da, und rief endlich aus: Wie? das Buch soll nicht von Gott sein? soll nicht göttliche Wahrheiten enthalten? — Fort, ihr Weisen! diese Kraft habe ich bei euch nie gefunden, einen solchen Trost habet ihr nie in meine Seele gesprochen! — Genug, von diesem Augenblicke an wurde sie stiller, sie untersuchte die Wahrheiten der christlichen Religion und wurde mit aller Ueberzeugung nachmals eine ebenso gute Christin, als sie vorher eine Spötterin der Religion war.

Die heilige Schrift kann sich nicht selbst erklären; dieß ist Sache der unfehlbaren Kirche.

Ein Schriftsteller erzählt: Ich bin in England einmal wundershalber in eine Pietisten-Versammlung gegangen, um mich persönlich davon zu überzeugen, was aus der heiligen Schrift in profanen Händen und im profanen Munde wird. Zuerst stand eine Töpfersfrau auf und predigte den größten Unsinn unter steter Berufung auf die heilige Schrift. Hierauf verfiel eine Nähjungfer in Verzückung und schwatzte das verrückteste Zeug, das sie aber stets in Bibelworte einkleidete, und zuletzt ergriff ein Schuster das Wort, sprach wahrhaft Tollhäuslerisches in lauter Bibeltexten, fing an zu zittern, behauptete, den Himmel offen und die Braut im hohen Liede vom Himmel herabschweben zu sehen, worauf denn Alle zu schluchzen, an die Zimmerdecke zu schauen, zu seufzen und einander um den Hals zu fallen anfingen. Die Lichter wurden ausgelöscht, der Spektakel aber nahm zu. Es überfiel mich ein wahrer Graus, ich suchte nach der Thüre, die in der Nähe war, und war herzlich froh, Nichts von der Braut im hohen Liede gesehen zu haben, herzlich froh, daß mir keine pietistische Braut von Fleisch und Bein um den Hals gefallen war. Dahin führt die freie Schrifterklärung!

Schulden.

Die Schuldner wurden bei den Alten strenge behandelt.

Bei den Persern galt das Lügen und Schuldenmachen als die häßlichsten Laster und bei den Römern hatte jeder Vater die Erlaubniß, seine Kinder zu tödten oder als Sklaven zu verkaufen, wenn er ihnen nicht gut war oder sie nicht ernähren konnte, oder keine andere Mittel besaß, seine Schulden zu bezahlen. Nach eben diesen rohen Gesetzen wurde ein Schuldner, der nicht zur rechten Zeit bezahlen konnte, der Rache seiner Gläubiger preisgegeben, die sogar die Macht hatten, ihn zu tödten, zu zerreißen und sich in seine Glieder zu theilen. Daraus geht hervor, daß die alten Römer das muthwillige Schuldenmachen als etwas sehr Strafbares ansahen.

Gemachte Schulden nicht bezahlen bringt ewige Verdammniß.

Ein Knabe von neun Jahren, von seinen Aeltern christlich erzogen, verfiel in eine tödtliche Krankheit und starb zu ihrem großen Herzeleide. Bald

nach seinem Hinscheiden erschien er der Mutter in trauriger Gestalt und klagte wehmüthig, daß er unbeschreibliche Pein ausstehe. Die Mutter wunderte sich, da er doch einen frommen Wandel geführt und fragte um die Ursache. Sie erhielt zur Antwort: Ich bin zwar ein Kind der Seligkeit; aber da ich von den Dienstleuten etliche Pfennige borgte, wofür ich mir Aepfel, Birnen und Nüsse kaufte, die Bezahlung aber unterlassen habe, darum muß ich diese große Pein leiden. Die Mutter forschte nach und fand, daß die Schuld des Knaben neun Pfennige betrug, welche sie alsbald reichlich bezahlte. Wenn ein Kind von neun Jahren wegen neun Pfennigen so viel leiden muß, so wird ein Schuldner, welcher eine größere Summe nicht bezahlt, ohne Weiteres verdammt. (In speculo Fol. 849.)

Schulden machen in der Absicht, sie nicht zu bezahlen, ist gewissenlos.

Ein Herr erzählte Folgendes: Ich weiß mich zu entsinnen, daß mir ein Schneidermeister mitgetheilt, daß ihn einst ein Edelmann in ein Kaufmannsgewölbe geführt, damit er daselbst Tuch zu einem Kleide nehme. Er besichtigte ein's um's andere, endlich blieb er bei einem und zwar beim besten und behandelte den Preis. Der Meister sagte dem Herrn in's Ohr: der Stoff sei zu theuer; worauf der Edelmann in der Stille antwortete: er sei nicht gesonnen, den Stoff zu bezahlen; worauf der Meister sagte: So nehmen mir Euer Gnaden auch auf ein Kleid. Hier war Borgen Todsünde.

Schuldner, die nicht bezahlen, müssen weder an Gott glauben, noch Gewissen haben.

Macrobius schreibt lib. 2. cap. 4. vom Kaiser Augustus, daß, als zu seiner Zeit ein vornehmer Römer starb, der bis über die Ohren in Schulden steckte, er verlangt habe, man solle ihm das Kopfkissen überlassen, auf welchem dieser Mensch geschlafen habe. Als sich Alle hierüber wunderten, gab der Kaiser die Ursache seines Verlangens an; er glaube, sagte er, es müsse in dem Kissen eine besondere Kraft und Wirkung stecken, weil der Verstorbene, mit so viel Schulden beladen, ruhig darauf hat schlafen können; denn Augustus schlief wegen der vielen Reichsgeschäfte gar wenig. Der Spott des Augustus ist ganz gegründet, denn nur ein gewissenloser Mensch, der weder an Gott, noch an die Ewigkeit und das göttliche Gericht glaubt, kann bei so viel Schulden ruhig leben, ohne an's Bezahlen zu denken.

Die Schulden nicht bezahlen, da man die Mittel hat, bringt ewige Verdammniß.

Cantipratanus schreibt: Es starb einmal ein Mann, welcher bald darauf seiner Frau in einer erschrecklichen Gestalt erschien. Unter andern trug er glühende Eisen an seinen Fußsohlen, wie die Pferde zu haben pflegen. Anfangs war die gute Frau bei seinem Anblicke sehr bestürzt; als sie sich aber erholt hatte, fragte sie um die Ursache dieser sonderbaren Strafe. Er gab zur Antwort:

Darum trage ich glühende Hufeisen an den Füßen, weil ich den Schmied, der mir die Pferde beschlug, nicht bezahlt habe.

Schuldig.

Gott wirkt ein Wunder, um einen Unschuldigen zu retten, nicht aber um den Schuldigen anzuzeigen.

Einst wurde in der benachbarten Gegend eine Mordthat verübt und man schrieb einem Unschuldigen die Verübung dieser That zu; weßhalb der Verläumdete zur Zelle des heiligen Makarius flüchtete. Es kamen aber auch Jene nach, die ihn zu verhaften ausgesendet worden; sie sagten, die Mönche würden selbst in Gefahr kommen, wenn sie den Mörder nicht herausgeben sollten. Der aber, der des Mordes beschuldigt wurde, betheuerte seine Unschuld mit einem Eide. Da man lange von beiden Seiten gestritten, fragte der heilige Makarius, wo der Gemordete begraben liege. Als sie ihm den Ort bezeichnet hatten, ging er mit den Gerichtsdienern, die ihn gefangen nehmen sollten, zum Grabe. Er fiel dort auf seine Kniee nieder, rief den Namen Jesu an und sprach zu den Umstehenden: Der Herr wird jetzt zeigen, ob Der wahrhaft schuldig sei, der von euch verhaftet werden soll. Und er rief den Todten mit lauter Stimme bei seinem Namen. Und da der Todte auf diesen Ruf aus dem Grabe geantwortet, sprach Makarius zu ihm: Ich beschwöre dich bei dem Glauben Christi, uns zu sagen, ob dich der Mensch getödtet habe, den man für den Mörder hält? Hierauf gab Jener mit heller Stimme aus dem Grabe zur Antwort und sagte: Dieser hat mich nicht getödtet. Hierauf erstaunten Alle, sanken zur Erde, warfen sich ihm zu Füßen, und fingen an, zu bitten, er möchte ihn fragen, von wem er getödtet worden? Makarius aber sagte dann: Um dieses werde ich ihn nicht fragen; mir genügt schon, wenn der Unschuldige befreit wird; es ist aber nicht meine Pflicht, den Schuldigen zu verrathen.

Nothleidenden schuldig bleiben ist himmelschreiende Sünde.

Liderikus, Graf von Flandern, hatte unweit der Stadt und Festung Rissel ein schönes Schloß, wo er Hof hielt. Sein älterer Sohn, mit Namen Joseramnus, ein junger Herr von stattlichen Gaben der Natur, spielte mit seinen Brüdern vor dem Schlosse. Von ohngefähr sah er ein armes Weib mit einem Korb voll Früchte, die sie feil bot, um etliche Kreuzer zu lösen und ihren zwei kleinen Kindern Brod zu kaufen, weil dazumal eine große Theuerung war. Joseramnus kaufte dem Weibe die Früchte ab und gebot dem Weibe unterdessen zu warten, bis er das Geld aus dem Schlosse schicke. Unterdessen vertheilte er die Früchte unter die Kammerjungfern und vergaß gänzlich auf das arme Weib, welches bis in die finstere Nacht auf's Geld wartete, endlich aber ganz trostlos nach Hause ging, wo sie die Kinder vor Hunger gestorben fand. Am nächsten Morgen brachte sie die todten Kinder vor den Landgrafen und klagte wehmüthig, daß sein leiblicher Sohn Joseramnus an ihrem Tode schuld sei, weil er ihr die Früchte nicht bezahlte. Der Graf war darüber nicht wenig entrüstet, fuhr insgeheim nach Dornick und trug dem versammelten Rathe

unter fremdem Namen die ganze Geschichte vor, worauf das Gericht den Ausspruch that, ein Solcher habe den Tod verdient. Hierauf ließ der Landgraf ohne Umstände seinen Sohn zu Rissel enthaupten. (Bufelinus in annal. lib. 2. Galliae Flandr. pag. 67.)

Schule.

Schulen sind große Wohlthaten für das Volk.

Kaiser Karl der Große war sehr bemüht, sich und seine Völker durch Wissenschaften zu bilden. Es ist fast rührend zu hören, wie der große Mann, dem halb Europa gehorchte, sich noch in seinen männlichen Jahren an den Schreibtisch bannte, um mit eiserner Geduld die feinen Züge der Buchstaben nachzubilden, deren seine schwere Hand so ungewohnt war. Selbst unter seinem Kopfkissen hatte er eine Schreibtafel liegen und wenn er des Nachts aufwachte, so übte er sich im Schreiben. Doch brachte er es nicht weiter darin, als daß er seinen Namen Karl unterzeichnen konnte; er machte dazu ein Kreuz und setzte in jede Ecke einen der vier Buchstaben, aus denen sein Name besteht. Er hielt seinen Kindern Lehrer und bei dem Unterrichte war Karl selbst zugegen, so oft er konnte und lernte mit, um nachzuholen, was er in der Jugend hatte versäumen müssen. Im Griechischen konnte er wenigstens ein Buch verstehen, aber Latein lernte er fertig sprechen. Er stiftete in den Städten Schulen und so auch führte er eine an seinem Hofe ein, in welche alle seine Beamten ihre Kinder schicken mußten, die hohen, wie die niederen. Einmal trat er selbst in die Schulstube, hörte eine Weile zu und ließ sich dann die schriftlichen Arbeiten der Kinder zeigen. Die Fleißigen mußten alle auf seine rechte Seite treten, die Trägen auf die linke und da gab es ein scharfes Examen. Auf die linke Seite kamen fast alle vornehmen Kinder, die meisten armen aber auf die rechte. Da wandte sich der Kaiser erst zu den kenntnißreichen armen Kindern und sprach: Ich freue mich, liebe Kinder, daß ihr so gut einschlaget. Bleibet dabei und werdet immer verständiger und frömmer. Ihr verfolget euer eigenes Wohl und zu seiner Zeit soll auch mein Lohn euch nicht fehlen. Ihr aber — und hier kehrte er sich zornig zur Linken, zu den Kindern der Adeligen — die ihr euch so reich und vornehm dünket, und des Lernens nicht noth zu haben meint, ihr faulen und unnützen Buben, ich sage euch — und hier hob er seinen Arm, mit dem er so viele Siege erfochten, fürchterlich empor — wahrhaftig, euer Adel und euere hübschen Gesichter gelten Nichts bei mir; Nichts habt ihr von mir zu hoffen, wenn ihr euere Trägheit nicht durch Eifer und Fleiß wieder gut machet.

Die Schule soll den Aeltern nach der Kirche das Wichtigste sein.

Außer Rom gibt es keine Stadt in der Welt, die so viel zur Hebung der Volksbildung thut, als Boston in Nordamerika. Dort werden auf jedes Schulkind jährlich im Durchschnitte fast zwanzig Dollars Schulgeld aus öffentlichen Mitteln hergegeben, ganz ungerechnet die Summen, welche aus Privat-

beuteln fließen. Die Schulhäuser sind Paläste, die Lehrergehalte sind höchst anständig, die Fürsorge für stete Hebung des Schulwesens ist in den weitesten Kreisen verbreitet. Der Handwerker mit siebenhundert bis tausend Dollars Einkommen verwendet mindestens zwei- bis dreihundert Dollars auf den möglichst besten Unterricht seiner Kinder, auf gute Bücher, Zeichnungen, Vorlesungen u. dergl. Kein wohlhabender Mann stirbt, ohne ein verhältnißmäßig bedeutendes Legat für Erziehungsanstalten auszusetzen. Aber mehr noch als diese, alle Anglo-Amerikaner auszeichnende Freigebigkeit wirkt die rege Theilnahme eines Jeden am allgemeinen Geistesfortschritt, das thätige, ermunternde Beispiel der Werthschätzung der Kenntnisse und geistigen Güter. Die Folgen sind unabsehbar. Boston, obwohl erst zweihundertvierunddreißig Jahre alt, hat vielleicht schon mehr bedeutende Männer und Frauen hervorgebracht, als irgend eine Stadt der neuen Welt.

Die Schule soll nicht von der Kirche getrennt werden.

In der am 1. März 1867 abgehaltenen Sitzung des französischen gesetzgebenden Körpers in Paris stand das Gesetz über den Elementarunterricht auf der Tagesordnung. Als erster Redner trat Herr Kolb-Bernard auf, der sich gegen die Trennung der Kirche von der Schule aussprach und offen erklärte: Eine Erweiterung des Unterrichts ohne Religion sei der gerade Weg zur Revolution. Die ganze Versammlung einigte sich dafür, daß die Schule von der Kirche nicht zu trennen sei und vor Allem auf fleißigen Schulbesuch gesehen werden müsse; sie bestimmte auch den Gehalt eines Lehrers nicht unter siebenhundert Francs. Lernet von ihnen, ihr österreichischen Liberalen!

Die Vernachlässigung der Schule trägt böse Früchte.

In dem Dorfe N. bei Heilbrunn in Böhmen lebte eine Familie, Namens P. Ein erwachsener Sohn derselben unterhielt mit einem verheiratheten Weibe einen unerlaubten Umgang, welchen sein Vater, obschon sonst nicht besonders streng, nicht dulden wollte; deßhalb gerieth er mit dem Sohne in einen Streit und Raufhandel, wobei der nichtswürdige Sohn seinen stets zu nachsichtigen Vater so mißhandelte, daß er ihm Eine Hand abgeschlagen und die andere zerschmettert hat. Dieß ist die Folge einer schlechten Erziehung und eines vernachläßigten Schulbesuches; denn dieser Vater weigert sich durchaus, seine Kinder die Schule besuchen zu lassen. Wo sollen sie Religion und die Gebote Gottes hören und verstehen lernen?

Schutzengel.

Wir sollen die heiligen Schutzengel nachahmen.

Der heilige Ignatius von Lojola gab einem sehr eifrigen Vorsteher, welcher unruhig wurde, wenn nicht Alles nach Wunsch ging, den Rath, zu thun, was er kann, im Uebrigen die heiligen Schutzengel nachzuahmen, welche die Menschen vom Sündigen abhalten, ohne ängstlich oder unruhig zu werden. Dieser Rath gilt für alle Aeltern, Vorgesetzte, Hausväter und Seelsorger.

Der Glaube an die Schutzengel war sogar den Heiden bekannt.

Die Römer glaubten an Genien, nämlich an Geister, und glaubten, jeder Mensch besitze einen guten und einen bösen Genius. Die Griechen glaubten an die Dämonen und verstanden darunter Mittelwesen zwischen den Göttern und Menschen, die diesen guten Rath geben, sie vor Verbrechen warnen und zu guten Thaten aufmuntern. Man sieht, Schutzengel, welche die christliche Religion lehrt, sind dem menschlichen Herzen immer Bedürfniß gewesen und geglaubt worden.

Der heilige Schutzengel hält von bösen Gesellschaften ab.

Ein Zuolnensischer Jüngling verehrte seinen heiligen Schutzengel alle Tage; einstmals aber ließ er sich von seinen Mitgesellen überreden, mit ihnen in ein verrufenes Haus zu gehen, wo er bald Schiffbruch an seiner Unschuld gelitten hätte. Nachdem sie nun Alle dieses Haus, des Teufels Herberge, verließen, da empfing dieser Jüngling von seinem heiligen Schutzengel einen solchen Backenstreich, daß er zu Boden fiel, wo er noch diese Worte hörte: Lerne hiemit die Gesellschaft der Gottlosen fliehen; denn wer mit Pech umgehet, besudelt sich, und wer mit dem Hunde schläft, steht mit Flöhen auf. (Joan. Major. Ex. 15.)

Den heiligen Schutzengel soll man in Gefahren anrufen.

In einer kleinen Stadt Frankreichs erwartete eine Bäuerin 1839 am Sylvesterabende ihren Mann, der, um Geld abzuholen, ausgegangen war und um acht Uhr Abends zu Hause sein wollte. Sie legte den Säugling in der Kammer in die Wiege und bemerkte bei dieser Gelegenheit ein Paar Stiefel unter dem Bette hervorschauen. Ein Dieb hatte sich mit Einverständniß der Magd in die Kammer geschlichen. Die Frau that, als sähe sie es nicht, lebte aber in großer Angst und rief den heiligen Schutzengel inständigst um Hilfe an. Endlich kam der Mann; sie eilte ihm entgegen, legte den Finger auf den Mund und zeigte auf die Füße. Der Mann holte eine geladene Pistole, zog den Kerl hervor, trieb ihn so mit der Magd zum Gerichte und ließ ihn einsperren. Sie ließen zur Dankbarkeit ein Bild des heiligen Schutzengels machen und verehrten ihn täglich, besonders am Sylvesterabende.

Umgang des Torquato Tasso mit seinem Schutzengel.

Torquato Tasso hatte in seiner späteren Zeit eine geistige Gemeinschaft mit seinem Engel, über die uns sein Lebensbeschreiber Manso Merkwürdiges aufbehalten. Als der Dichter einst zur Herbstzeit bei ihm in Bisuccio sich aufgehalten, hatten sie vielfachen Streit über diesen Geisterverkehr; und Manso gab sich alle Mühe, ihm diese Schwachheit auszureden, die nur in den aufsteigenden Dünsten seines melancholischen Temperaments ihren Ursprung habe; da, wie christlich er sich auch sonst verhalten möge, nur einem hohen Grade von Heiligkeit ein so vertrauter Umgang mit Engeln gestattet sein könne. Tasso

erwiederte: Ja, wenn der Geist wirklich nur bei einem Anfalle von Melancholie sich zeigte; wenn er meiner Einbildungskraft nur flüchtige und verworrene Bilder ohne innern Zusammenhang zeigte; wenn, was er sagt, auf Nichts hinauslaufend, albern und unzusammenhängend wäre, würde ich auch der Meinung sein, daß Alles auf Traum und Phantasie hinausliefe. Aber es ist ganz anders; dieser Geist ist ein Geist der Wahrheit und des Verstandes und zwar Beides in so hohem Grade, daß er mich öfters zu Wissenschaften erhebt, die über alle meine Vernunft sind und mir doch zur klarsten Anschauung gelangen. Er lehrt mich Dinge, die in meinen tiefsten Betrachtungen mir niemals in die Gedanken gekommen und die ich auch niemals von einem Menschen gehört oder in irgend einem Buche gelesen. Er ist also etwas Wirkliches, er mag nun welcher Ordnung der Engel immer angehören; ich höre ihn und sehe ihn, ob es gleich mir unmöglich ist, ihn zu beschreiben. Da nach langem Streite Manso immer nicht von seiner Meinung abwich, sagte Tasso zu ihm: Weil Ihr meinen Worten nicht glauben wollt, so muß ich Euch durch Euere eigenen Augen überzeugen, daß diese Dinge keine Einbildungen sind. Als sie nun am folgenden Tage wieder bei einander waren, wurde Manso gewahr, wie der Dichter seine Augen plötzlich gegen das Fenster richtete und dabei unbeweglich stand. Manso rief dem Entzückten und rüttelte ihn, bis Tasso endlich sagte: Siehe da den Geist, dem es gefallen, mich heimzusuchen; so betrachte ihn nur, so wirst Du die Wahrheit Dessen, was ich sage, erkennen. Manso sah mit einiger Furcht gegen den Ort, den er ihm zeigte, konnte aber Nichts als die Sonnenstrahlen, die das Glas durchschienen, wahrnehmen. Tasso hatte unterdessen mit Heftigkeit zu reden angefangen, bald Fragen an den Geist richtend, dann wieder auf dessen Fragen antwortend, die Manso eben so wenig vernahm, als er irgend Jemanden sah. Aber die Reden waren in so wundersamen und ausdrucksvollen Worten gefaßt und so hohen und außerordentlichen Inhalts, daß Manso erstaunt nur zuhörte, ohne eine weitere Unterbrechung zu wagen. Manso hatte noch viele Unterredungen mit seinem Freunde über diese Sachen und gesteht: er sei so weit gebracht worden, daß er nicht gewußt, was er denken oder sagen solle.

Die heiligen Schutzengel leisteten den Heiligen die niedrigsten Dienste.

Die heiligen Schutzengel leisteten den Heiligen die gemeinsten Dienste in der Noth: dem heiligen Abte Theodosius leistete der Schutzengel Krankenwärterdienste, dem heiligen Dominikus brachte er Brod, dem heiligen Homobonus machte er einen Wäscher, für den heiligen Isidor ackerte er, dem heiligen Kapuziner Felix trieb er den Esel, dem heiligen Stanislaus machte er einen Kutscher, dem heiligen Bernard einen Arzt, dem heiligen Cajetan einen Koch, dem heiligen Wandregrisilus einen Mundschenk, dem heiligen Basilidis einen Wegweiser, der heiligen Dorothea einen Gärtner, indem er ihr zur Bekräftigung ihrer Behauptung vom Paradiese Blumen aus demselben brachte, dem heiligen Franz Seraphikus spielte er auf der Laute ein himmlisches Lied vor, dem seligen

Johannes Angelus nahm er den Bart ab, dem seligen Diodomus diente er als Ministrant beim Altare, dem heiligen Wenzel machte er einen Adjutanten, dem heiligen Ambrosius einen Lehrer. Die Hilfe, welche die alten Heiden ihren Göttern beigemessen, das Alles leistet der heilige Schutzengel.

Der heilige Schutzengel von Heiligen gesehen.

Der heilige Wendelin war ein schottischer Prinz, verließ den Hof und lebte als Einsiedler in Deutschland, wo er später bei einem Edelmann die Schafe weidete. Als Hirt bewahrte er Stillschweigen und verharrte ununterbrochen im Umgange mit Gott. Besonders ehrte er seinen heiligen Schutzengel, der ihm öfters sichtbar erschien und ihn zur Fortsetzung seines begonnenen Lebens aufmunterte. Sein Herr erkannte bald, daß er kein gewöhnlicher Mensch sei. Wendelin heilte das kranke Vieh durch das heilige Kreuzzeichen.

Die Schutzengel stehen uns, besonders den Kindern, in Gefahren bei.

Zu Zaras in Tirol wurden kürzlich ein Paar Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren wie durch ein Wunder bei einer Feuersbrunst gerettet. Die Kinder schliefen in der Dachkammer. Das Feuer brannte schon durch die Decke, als die Kinder erwachten. Schnell liefen sie der Thüre zu; als sie öffneten, drang das Feuer von Außen herein, daß sie nur mit Mühe die Thüre wieder schließen konnten. Wer beschreibt das Wehklagen der Kinder! Dem älteren kam jetzt der Gedanke, zum Fenster hinauszuspringen und vielleicht das Leben bei zerbrochenen Gliedern zu retten; sie wollte voran springen, käme sie glücklich hinunter, so sollte die jüngere Schwester nachspringen. Mit den Worten: Heiliger Schutzengel, hilf! sprang sie vom dritten Stocke hinab auf den noch gefrornen Boden. Kaum unten angekommen, stand sie auf und rief hinauf: Spring, Hannele, spring, es hat mir Nichts gethan! Die jüngere Schwester im Hemde sprang ihr nach, kam unten an und siehe! es hat auch ihr Nichts gethan. Das war offenbar der heilige Schutzengel, den sie vor dem Sprunge angerufen haben.

Der Schutzengel beschützt seine Schützlinge in Gefahren.

Der jetzige Bischof war wegen eines Augenleidens in München und schwebte in großer Gefahr. Er saß in seinem Zimmer auf dem Sopha und fühlte plötzlich einen besondern Trieb, aufzustehen. Er ging auch weg und kaum war er fort, so stürzte ein Stück von der Decke im Gewichte von sechzig Pfund auf's Sopha.

Eine Frau in München wollte einen Brief schreiben. Kaum hatte sie die Feder in Händen, so gab sie ihren Entschluß auf und setzte sich an's Fenster, um zu stricken. Dort angekommen, stürzte die Decke auf den Tisch, wo gerade vordem die Frau saß. — Diese beiden Personen hat der Schutzengel gewarnt und gerettet.

In einer Schleiffabrik zu Berlin hörte sich ein Arbeiter von seinem

Nachbar, der übrigens gleichfalls unter einem Schleifsteine, aber so weit saß, daß er ihn ordentlicher Weise nicht hören konnte, beim Namen rufen. Er stand auf, ging hin und fragte: Was willst du? Dieser antwortete: Ich habe dich nicht gerufen. Er kehrte wieder zurück, aber so bald er seinem Steine nahe gekommen, sprang dieser in Trümmer und diese hätten ihn erschlagen, wäre er noch bei seinem Steine gewesen. — Da ist die Dazwischenkunft des Schutzengels nicht zu läugnen.

Schwächen.

Die Schwächen der Menschen muß man geduldig ertragen.

Der Waschbär ist das einzige Thier in der Schöpfung, das die Gewohnheit hat, Nichts zu fressen, wenn er nicht jeden Bissen zuvor in Wasser getaucht und mit den Pfoten abgerieben hat; nur frisches blutiges Fleisch wäscht er nicht. So hat auch jeder Mensch seine Eigenheiten, seine Schwächen, seine Unarten, welche Anderen lästig werden. Man muß sie, in sofern sie nicht Sünde sind und nicht schaden, geduldig ertragen und übersehen. Dieser ist z. B. ein guter Mensch, nur ein wenig aufdringlich, oder er kann Nichts verschweigen, oder ist sehr ernst, sehr in sich gekehrt und verschlossen, oder kalt und untheilnehmend, oder zu neugierig. Hier ist es das Beste: Geduld haben. Dieß geht besonders Hausherren an, welche Dienstboten halten müssen. Ist der Dienstbote unbeholfen, langsam, oder ein wenig hitzig, so traget Geduld, wenn er nur sonst guten Willen hat und brauchbar ist. Welche Schwächen fand Jesus an seinen Jüngern und mit welcher Geduld ertrug Er sie?

Der Mensch muß seine Schwächen ablegen und nicht bloß verbergen.

Die alten Griechen erzählten in ihrer Götterlehre die Fabel, es hätte der Gott Apollo mit dem Hirten Pan einen musikalischen Wettstreit geführt. Apollo erschien in seiner Herrlichkeit und horchte lächelnd dem Gequäcke des Hirtenrohres, dann aber griff er in seine goldenen Saiten und lockte eine Melodie hervor, welche Alle mit Entzücken hörten. Alle Hörer schmolzen in Wonne, nur König Midas gab dem Pan seinen Beifall. Zur Strafe fingen die unmusikalischen Ohren an, ihm zu zucken, dehnten sich aus und wurden — Eselsohren. Zwar wollte er den Schimpf verhehlen, und wickelte sich deßhalb einen purpurnen Turban um die Schläfe. Aber seinem Barbier war die unwillkommene neue Bescherung nicht entgangen und weil dieser davon nicht öffentlich erzählen durfte, so ging er hinaus auf's Feld, flüsterte sein Geheimniß in die aufgegrabene Erde und daraus wuchs eine wunderbare Saat hervor, welche, wenn der Wind sie durchsäuselte, die spottenden Worte sang: Unser König ist ein großer Mann, ein reicher Mann, ein sehr eifriger Verehrer des Pan, aber ach — er hat Eselsohren! Diese Eselsohren sind ein Bild der menschlichen Schwächen. Vergebens wirst du deine Mängel und Schwächen zu verbergen streben; denn die Welt ist sehr scharfsichtig, sie zu entdecken, und mag dich auch dein Rang schützen, daß man dir dieselben nicht öffentlich vorrückt, so wird

man sich in deiner Abwesenheit um so mehr auf deine Kosten entschädigen. Strebe, deine Mängel abzulegen, nicht sie zu verbergen. Dieses möge uns das erzählte Märchen lehren, wenn auch der Erfinder desselben nicht so viel dabei gedacht haben sollte.

Schwangere.

Schwangere sollen zu Ehren Mariä Geburt beten.

Der heiligen Brigitta offenbarte die allerseligste Jungfrau Folgendes: Wenn schwangere Frauen den Vorabend ihres Geburtsfestes mit Fasten feiern und neun Ave Maria zu Ehren ihres neunmonatlichen Verweilens im Mutterleibe beten und diese Andacht bis zu ihrer Niederkunft und am Vorabende derselben erneuern und dabei die heiligen Sakramente andächtig empfangen; so wolle sie ihr Gebet vor Gott bringen und ihnen, selbst unter schwierigen Umständen, eine glückliche Niederkunft erflehen.

Schweigen.

Das Schweigen ist Gott wohlgefällig.

Radulf, aus dem Orden des heiligen Benedikt, war dem Schweigen so ergeben, daß er sechzehn Jahre keine andere Silbe geredet, als die im Beichtstuhle. Nun entstand einmal in seinem Kloster ein schrecklicher Brand und da er sah, daß menschliche Hilfe vergeblich sei, wendete er sich zu Gott, und nachdem er ein wenig im Stillen gebetet, ließ er die so lange gebundene Zunge los und sagte: Stehe still, Feuer! O Wunder! das Feuer erlosch ohne menschliche Hilfe; in diesem Augenblicke war es wie vernichtet. Ja, das Schweigen gefällt Gott; reden wir lieber zu wenig, als zu viel!

Schwelgerei.

Schwelgerei ist ein heidnisches Laster.

In der römischen Küche wurde so kunstmäßig gearbeitet, wie wir Neueren es uns nicht denken können. Ein Fisch oder Braten mußte jedesmal anders zubereitet auf den Tisch kommen, und zwar so, daß man nicht erkennen konnte, was es war. Die kostbarsten Weine erhöhten die Freuden der Tafel und man versorgte sich damit so gut, daß unter Andern der Redner Hortensius allein an Chierwein zehntausend Eimer hinterließ. Doch wurde in Rom aus dem Essen mehr gemacht, als aus dem Trinken. Hatte man mit den leckeren Gerichten sich gefüllt, so wußte man ein Mittel, dennoch das Essen fortsetzen zu können. Man ging nämlich hinaus, reizte sich durch ein Brechmittel zum Brechen und legte dann nach geschehener Ausleerung sich wieder zu Tische, um noch einmal zu speisen. Cäsar that das alle Tage und Cäsar galt noch für einen sehr mäßigen Mann. Wo hat man wohl anderwärts dergleichen gesehen? Antonius war oft am Morgen noch betrunken und bespie sich einmal, da er auf dem Richterstuhle richtete. Außer dieser viehischen Schwelgerei war eine schreckliche Habsucht bei allen Volksklassen eingerissen. Natürlich, womit sollte der Aufwand sonst bestritten werden?

Schwelgerei macht den Menschen für religiöse Gedanken ganz unempfänglich.

Schwelgerei und Trunk und Unzucht machen den Menschen ganz unfähig, religiöse Gedanken, Gefühle und Vorsätze zu fassen und das Wort Gottes zu hören; sein Sinn verabscheut alles Göttliche, Religiöse und Gute. Es geht solchen Schwelgern, wie den Soldaten des Scipio vor Numantia. Sie waren durch Schwelgerei, Trunk und Unzucht so feige, daß er mit sechzigtausend Mann nicht einmal ein Treffen wagen konnte, so oft der Feind es auch anbot. Zuvor mußte er zweitausend schlechte Weiber und viertausend Marketender aus dem Lager jagen, ehe er an eine eigentliche militärische Anordnung denken konnte. Da er bei dem durch Schwelgerei entnervten Zustande seiner Soldaten keine Schlacht annehmen konnte, zog er um die Stadt Numantia zwei große Ringmauern; im zweiten Raume zwischen beiden hatte er seine eigenen Soldaten so gut eingekerkert, wie die Numantiner innerhalb der ersten Mauer. Fünf Vierteljahre hielt er die Stadt so umzingelt und erwartete, daß der Hunger in der Stadt, welcher er alle Zufuhr abgeschnitten hatte, seinen feigen Kriegern das Sturmlaufen ersparen werde; wie es auch geschah. Gerade so unfähig zu allem Guten sind Schwelger, Trinker, Unzüchtige, wie diese Soldaten zum Kriege.

Schwerversuchte.

Wie man Schwerversuchte zu behandeln habe.

Der heilige Vincentius wußte, daß man Schwerversuchte ja nicht mit Strenge, sondern immer sanft und liebreich behandeln müsse, um das gebeugte Rohr nicht zu zerknicken und den glimmenden Docht nicht auszulöschen. Er befolgte diesen Grundsatz so genau, daß er sich, wenn sein übriges Zureden vergeblich schien, sogar seinen Untergebenen zu Füßen warf, und sie mit weinenden Augen bat, der Versuchung nicht nachzugeben. Ein Laienbruder kam einst und klagte ihm, daß er von einem Diener des Hauses grob behandelt worden sei. Vincentius hörte ihn mit aller Leutseligkeit an und sagte: Ihr habet recht gethan, mein lieber Bruder, daß Ihr zu mir kommt; ich will schon helfen. Kommet nur allzeit, wenn Euch etwas Widriges begegnet, denn ihr wisset ja, daß ich euch lieb habe. Diese Worte beruhigten den guten Bruder so sehr, daß er der erlittenen Unbill vergaß und alle Bitterkeit des Herzens ablegte. Ein anderer Bruder, der sehr oft mit seinen Zweifeln zu ihm kam, fing an zu fürchten, er möchte ihm endlich mit seinen Zweifeln beschwerlich fallen. Nein, mein lieber Bruder, sagte ihm der Heilige, habet deßhalb nur keine Besorgniß. Wisset ein- für allemal, daß Derjenige, den Gott bestimmt hat, Andern zu helfen, ebenso wenig überdrüssig wird, Rath und Hilfe zu ertheilen, als sich's ein Vater verdrießen läßt, seinem Sohne nützlich zu sein. Ein Priester gestand ihm, daß er gegen ihn selbst einen geheimen Unwillen gefaßt habe. Vincentius umarmte ihn und sagte: Wenn ich Ihnen nicht schon früher mein Herz geschenkt hätte, so würde ich es jetzt thun.

Schwester.

Die barmherzigen Schwestern tragen ihren Namen mit ganzem Rechte.

Dr. Künzer, Domherr von Breslau und zeitweiliger Feldkaplan, beschreibt die Thätigkeit der barmherzigen Schwestern in der Pflege der Verwundeten in Swieti 1866. Viele wurden gerettet durch die Sorgfalt der Schwestern und die Rekonvaleszenten schieden mit Wehmuth von ihnen. Die Schwestern spendeten zum Abschiede noch ein Geschenk nebst dem guten Worte und Lebewohl. Der brave Steiermärker hatte die Augen voll Wasser, der Wiener dankte herzlich, der Pole küßte die wohlthätige Hand, der Ungar, der Slovake und Kroate gaben ihre Dankbarkeit auf die verschiedenste Art zu erkennen und der Rumäne drückte die dargebotene Hand an seine Stirne; ein halb sterbender Ungar betete den Rosenkranz für die scheidenden Schwestern. Zwei Todtengräber trugen einen todten Soldaten zur Grube und schütteten die Bahre um; das verwundete brandige Knie trat er mit dem Fuße nieder; die armen Schwestern konnten sich kaum aufrecht erhalten und zuckten schaudernd zusammen, als der harte Mann auf das kranke Knie, das sie so zärtlich gepflegt und kaum anzurühren gewagt, trat und dasselbe in die Erde drückte. Mir war so weh, daß ich hätte sterben wollen. Die barmherzigen Schwestern erhielten sowohl vom österreichischen Kaiser als auch vom preußischen Könige Verdienstorden.

Schwur.

Den Schwur haben auch die Heiden treu erfüllt.

Eine Schlacht in Sizilien entschied den Krieg zwischen Rom und Karthago. Die Karthager trugen ihrem Feldherrn Hamilkar auf, unter jeder Bedingung Frieden zu schließen. Der brave Hamilkar schiffte dann nach Spanien, um dort die Besitzungen Karthago's zu erweitern. Als er dahin abreisen wollte, bat sein neunjähriges Söhnchen Hannibal, ihn mitzunehmen. Der Vater führte ihn zum Opferaltare und ließ ihn schwören, daß er ewig ein Feind der Römer sein wolle und nie ist ein Schwur treuer erfüllt worden; denn dieser Knabe schlug später die Römer in vielen Schlachten.

Falscher Schwur von Gott bestraft.

Ein gewisser Frumoldus zog zwei Unterthanen, die dem Stifte Sankt Gallen gehörten, gewaltthätig an sich und unterwarf sie seiner Botmäßigkeit. Das Stift führte mit besagtem Frumoldus Prozeß und das Gericht entschied, der Edelmann solle entweder diese Unterthanen wieder abtreten, oder aber beim Altare des heiligen Gallus einen Eid ablegen und schwören, daß sie ihm rechtmäßig zugehören. Frumoldus, bei dem alle Gottesfurcht verschwunden war, erbot sich ohne Bedenken zum Schwure und legte denselben in der Kirche in Gegenwart vieler Menschen ab. Die Strafe Gottes kam aber bald über diesen Vermessenen; denn als er vor der Kirche das Pferd besteigen wollte, sah er den hinteren Theil des Pferdes für den Kopf an und stieg folglich rückwärts

auf, zum großen Gelächter der Anwesenden. Darüber erzürnte er sich nicht wenig und maß den Fehler dem Bedienten bei; er ließ das Pferd umwenden, aber er stieg wieder auf die vorige Weise auf, indem er den Schweif für Kopf und Zaum hielt; dasselbe geschah ihm unter allgemeiner Verspottung des Volkes zum drittenmale. Aber der Zorn Gottes war damit noch nicht gesättigt; er empfand alsbald fast unerträglichen Schmerz in den Augen, worauf er das Gesicht völlig verlor und stockblind wurde, weil er nicht mehr werth war, den Himmel und die Erde anzusehen. (In vit. S. Galli Abbat. lib. 2. c. 21.)

Einen unrechtmäßig erpreßten Schwur ist man nicht zu halten verbunden.

In Rom wurde Sulla zum Führer des mithridatischen Krieges erwählt. Der siebenzigjährige ehrgeizige Marius gerieth auf den Einfall, diesen Krieg selbst zu führen. Ohne Ränke eines Buben konnte er das nicht bewirken, denn Sulla war rechtmäßig gewählt. Dieser Bube war der Volkstribun Sulpitius, welcher dreitausend Gladiatoren im Solde hatte, die ihn jedesmal zur Volksversammlung begleiteten, wenn er einen schändlichen Vorsatz durchsetzen wollte. Von diesen Banditen umringt, erschien er in der Volksversammlung und verlangte, daß Marius an die Stelle des Sulla zur Führung des mithridatischen Krieges bestellt werden solle. Da der Senat sich widersetzte, befahl Sulpitius seinen Dreitausend, einzuhauen. Alles floh aus Furcht, Sulla wurde ergriffen und in des Marius Haus geschleppt. Hier setzte man ihm das Schwert an die Gurgel und hieß ihn schwören, daß er Alles gutheiße, was Sulpitius verordnet habe und der Feldherrnstelle entsage. Er mußte wohl und Marius rüstete nun freudig seine Truppen. Als Sulla das Schwert nicht mehr an der Kehle hatte, gereute ihn sein Schwur. Tücke gegen Tücke! dachte er, floh aus Rom, kam vor Marius in's Lager, wiegelte die Soldaten auf, nur ihn als Feldherrn anzusehen und nur ihm anzugehören und so kam es zu einem blutigen Bürgerkriege, welcher vielen Tausend Bürgern Leben und Vermögen kostete. Sulla war nicht an den Eid gebunden, weil er unrechtmäßig und gewaltsam erpreßt und unfreiwillig abgelegt war.

Schwüre, wobei man Böses verspricht, darf man nicht halten.

Einst hatten sich zwei Mönche entzweit; der Eine hätte sich gern ausgesöhnt, der Andere aber wollte von Aussöhnung Nichts wissen; daher ging Jener zu einem Altvater und bat ihn, die Versöhnung zu bewirken. Der Altvater that dies bereitwilligst, besuchte jenen Bruder und machte ihm viele Vorstellungen von der Liebe und Eintracht. Er schien ihm Gehör zu schenken; allein zuletzt sagte er zu ihm: Ich kann mich nicht versöhnen, da ich bei dem heiligen Kreuz geschworen habe, mich nie wieder zu versöhnen. Der Altvater antwortete ihm lächelnd: Ein solcher Eidschwur hat ebensoviel Kraft, als wenn du gesagt hättest: Ich schwöre dir bei deinem kostbaren Kreuze, o Christus, daß ich deine Gebote nicht halten will, sondern den Willen deines Feindes, des Teufels, thun

werde. So einen sündhaften Eid dürfen wir nicht nur nicht halten, sondern müssen noch darüber Buße thun. Wenn Herodes den thörichten Eid nicht gehalten und Buße gethan hätte, so würde er das größte Verbrechen, die Enthauptung des heiligen Johannes, nicht begangen haben.

Ein falscher Schwur bestraft.

Die Heiden in Ostindien hielten zur Bekräftigung einer Wahrheit ein glühendes Eisen in der Hand. Nun aber ehrten Christen, Muhamedaner und Heiden den heiligen Franz Xaver so hoch, daß die Letzteren von nun an bei seinem Namen schwuren und dieß galt ihnen für den zuverlässigsten Beweis, daß das Gesagte wahr sein müsse. Gott selbst schien sie in diesem frommen Gebrauche durch einige auffallende Wunder bestärken und ihnen zeigen zu wollen, daß man nicht ungestraft im Namen seines getreuen und geliebten Dieners falsch schwören dürfe, wovon folgende schreckliche Geschichte als ein Beispiel dienen mag. Ein Götzendiener war einem Christen eine große Summe Geldes schuldig. Da er die Schuld läugnete und nicht gerichtlich überführt werden konnte, ließ ihn der Christ in der Kirche vor dem Bilde des heiligen Franz schwören, und der Heide war gewissenlos genug, unbedenklich den falschen Eid abzulegen. Doch kaum war er nach Hause zurückgekehrt, als er Blut in großer Menge auswarf und in Anfällen von Wuth und Raserei, die mehr einer Besessenheit, als einem Wahnsinn glichen, starb.

Schwüre mit Selbstverwünschung läßt Gott zur Strafe oft in Erfüllung gehen.

Fräulein von Klettenberg, Stiftsdame in Frankfurt am Main, ward von Herrn von Ohlenschlager, einem gebornen Frankfurter, um ihre Hand gebeten und galt auch schon geraume Zeit als dessen Braut. Die Dame glaubte aber dennoch gegen seinen Charakter kein volles Vertrauen haben zu müssen und ahnte, daß er sie einst verlassen und eine Andere heirathen würde. Sie sprach dieß unbefangen gegen ihn aus und bat ihn nur um die einzige Aufrichtigkeit, daß er es ihr nicht verhehlen möchte, wenn er sich einer andern Dame zuwenden würde; sie wünsche dieß zuerst von ihm selbst zu hören und würde ungern von Anderen mit der Nachricht hievon überrascht werden. Verlegen, bestürzt, betheuerte Herr von Ohlenschlager, daß er jetzt noch keineswegs in dem vorausgesetzten Falle sei, versprach aber doch den Wunsch zu erfüllen und fügte unaufgefordert, durch sein böses Gewissen gereizt, die eidliche Verwünschung hinzu, wenn er falsch rede und sein Versprechen nicht halten würde, möge sein erster Sohn taub und blind zur Welt kommen! Fräulein von Klettenberg schauderte vor Entsetzen und verwies ihm den Frevel. Sie blickte in den Abgrund seiner Seele und sah ihn selbst nicht wieder. Nicht lange darauf verheirathete sich Herr von Ohlenschlager. Seine Frau gebar im ersten Wochenbette einen Knaben; — er war blind und taub! Gott hatte die ruchlose Vermessenheit des Mannes gestraft.

Seele.

Die Seele des Menschen ist unzerstörbar und wird gereinigt durch Trübsale.

Die Seele gleichet in ihrer Dauer und Reinigung der Asbestleinwand. Der biegsame Amianth, Asbest genannt, ist eine Steinart, hat deutliche Fasern, die wie Seide oder Atlas glänzen und sich wie Flachs behandeln lassen. Zuerst legt man den Asbest in Wasser, damit es eindringe und das Zerbrechen der Fasern verhindere, dann wird er mit einem Klopfholze gebrecht und man zieht die Fasern auseinander. Diese werden darauf in heißem Wasser gekocht, um von den anklebenden Theilen befreit zu werden. Das Wasser färbet sich dabei wie Milch und so lange muß das Kochen fortgesetzt werden, bis das Wasser ungefärbt abgegossen werden kann. Nachdem die Fasern getrocknet und mit einem Kamme gelinde gehechelt sind, werden sie gesponnen, zwei Asbestfasern mit einer Flachsfaser zusammen; der Spinner taucht dabei die Finger in Baumöl, um sie gegen die Stiche der Asbestfasern zu schützen und auch dem Faden mehr Haltbarkeit zu geben. Die Fäden werden dann ohne Weiteres auf dem Webestuhle dicht und steif gewebt und der fertige Zeug wird auf glühende Kohlen gelegt, wodurch der Flachs und das Oel ausgebrannt wird. Nun hat man eine Leinwand aus bloßem Asbest, die noch dabei die Eigenschaft besitzt, daß sie unverbrennlich ist und durch Ausbrennen gewaschen werden kann. Die unverbrennliche Asbestleinwand war schon den Alten bekannt; sie wickelten die Leichen ihrer Verstorbenen in dieselbe, wenn sie auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden sollten, damit die Asche derselben sich nicht mit der Holzasche vermischen möchte. Kaiser Karl V. hatte Tischzeug von Asbest, das er, wenn es Fettflecken erhalten hatte, bisweilen nach Tisch in das Kaminfeuer warf, wie er sagte, um es zu waschen, zur Ergötzung seiner Gäste, die es unverbrannt und gereinigt wieder aus den Flammen zogen. In Sibirien und auf den Pyrenäen verfertigt man jetzt noch aus Asbest Leinwand und andere Sachen, sogar ein unverbrennliches Papier. Wahrlich, die Werke des Schöpfers sind wunderbar! Steine, die man spinnen und weben kann! Die menschliche Seele ist dieser Asbestleinwand gleich; sie ist eben so unzerstörbar und wird durch das Feuer der Trübsale und Schmerzen von ihren Fehlern gereinigt.

Wir müssen für die Gesundheit und das Leben der Seele besorgt sein.

Wir tragen große Sorgfalt für die Erhaltung des leiblichen Lebens und der Gesundheit; wir verzinnen Kupfergeschirre, weil sie den giftigen Grünspan ansetzen; wir lassen in bleiernen und zinnernen Gefäßen keine saueren, scharfen Speisen stehen, weil sie Bleigifte und Arsenik entwickeln. Es ist dieß gut. Aber warum sind wir nicht ebenso besorgt für die Erhaltung des geistlichen Lebens und für das Heil der Seele durch der Sünde, namentlich der Todsünde, durch Reue und Beichte, durch Gebet und gute Werke und durch Erfüllung der Gebote Gottes?

Die Freude der armen Seelen bei ihrer Erlösung aus dem Fegefeuer ist groß.

Die Stadt Mitylene auf der Insel Lesbos fiel von dem Bunde mit den Athenern ab und schlug sich auf die Seite der Lazedämonier. Aufgebracht über diese Treulosigkeit, rüstete Athen eine Flotte aus, belagerte die Stadt und brachte es bald dahin, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Als in Athen die Nachricht von der Uebergabe ankam, benutzte Kleon den Unwillen der athenischen Bürger und erwirkte den Beschluß, daß alle waffenfähigen Bürger von Mitylene zum Tode, ihre Weiber und Kinder zur Sklaverei verdammt sein sollten. Sogleich lief das Schiff aus, das dieses Bluturtheil vollziehen sollte. Aber am andern Morgen erwachte in den Herzen der Athener das Gefühl der Menschlichkeit, man dachte jetzt mit Abscheu und Widerwillen an den gestrigen Beschluß, den man in der Heftigkeit der Leidenschaft gefaßt; man gedachte mit Mitleid an das Unglück der Mitylener. Es wurde eine neue Volksversammlung veranstaltet und es gelang dem menschenfreundlichen Redner Diodotus, das Volk für die Erhaltung der Mitylener zu stimmen. Man widerrief den unmenschlichen Beschluß, wählte eine der schnellsten Galeeren im Hafen, rüstete sie mit der nöthigen Mannschaft aus und versprach dem Schiffsvolke reichliche Belohnung, wenn es das mit dem Todesurtheile fortgeschickte Schiff noch einholen würde. Wirklich zeigten sich diese Ruderer als Helden der Menschlichkeit. Tag und Nacht behielten sie die Ruder in den Händen und legten sie auch beim Essen nicht weg, sondern arbeiteten fast über ihre Kräfte, um jenes Schiff einzuholen. Aber dieses hatte vierundzwanzig Stunden voraus und lief daher noch einige Stunden früher in den Hafen von Mitylene ein. Schon hatte man dort die unglücklichen Bürger auf dem Markte versammelt und die bewaffneten Athener hatten einen Kreis um sie geschlossen. Jetzt wurde ihnen das Todesurtheil vorgelesen. Die schauderhafte Stille, die in Folge des allgemeinen Schreckens und der Todesangst einige Augenblicke in der Versammlung herrschte, wurde bald durch das Angstgeschrei der Weiber und Kinder unterbrochen. Schon wurde das Zeichen zur Vollziehung des Urtheils gegeben, schon beugten mehrere Bürger ihr Haupt, um den Todesstreich zu empfangen — als sich auf der Meereshöhe von Mitylene die athenische Galeere sehen ließ, welche die weiße Flagge, das Zeichen der Gnade, aufgesteckt hatte. Sogleich wurde auf Befehl des menschenfreundlichen Anführers mit Vollstreckung des Gerichtes gewartet. Alles war in freudiger Erwartung und bald wogte von fern her das hochaufjauchzende Volk, das zum Hafen gelaufen war und begleitete die Schiffer und die neuen Gesandten Athens zum Richtplatze. Jetzt wurde der Begnadigungsbeschluß vorgelesen und nun löste sich der vorige Jammer in allgemeines Freudengeschrei. Die Väter umarmten ihre Söhne, die Weiber schlossen ihre wiedergeschenkten Männer und Kinder in die Arme, und stürzten voll heißen Dankes zu den Füßen der Athener hin, die bei diesem Schauspiele selbst die freudigste Rührung empfanden und diesen Tag der Errettung mit ihren neuen Bundesgenossen in Fröhlichkeit begingen. — Gerade so groß, und noch

größer ist die Freude der armen Seelen, wenn sie die frohe Botschaft ihrer Erlösung hören; gerade so stürzen sie vor die Füße Jesu und Mariä hin; gerade so umarmen sie die Ihrigen, wenn sie im Himmel ankommen. O lasset uns fleißig für sie beten!

Eine verwahrloste Seele ist häßlich in Gottes Augen.

Im dreißigjährigen Kriege war das Elend so groß, daß das Aussehen der Leute in der Stadt St. Michael fürchterlich war. Ein Sendungspriester des heiligen Vinzenz schreibt: Ich sage nicht zu viel, die Leute sehen aus, wie lebendige Todtengerippe, die mit einer Haut überzogen sind; ich getraute mir kaum, dieselben anzusehen, wenn mich Gott nicht besonders stärkte. Ihre Haut gleicht in der Farbe einem fleckigen Marmor und ist so häßlich eingeschrumpft, daß die Zähne hervorstehen. Die Augen ragen starr aus dem Kopfe hervor, das Angesicht ist mit Runzeln überzogen und endlich der ganze Mensch ein scheußliches Schreckbild. Sie suchten sich bisher gewisse Kräuterwurzeln auf den Feldern, die sie sich kochten. Viele sterben vor Hunger. Eine Wittwe bratete für sich und ihre drei Kinder eine Schlange. Wenn ein Pferd fällt, wird das Fleisch aufgezehrt. Die Menschen verzehren, vom Heißhunger getrieben, die eckelhaftesten Dinge und sogar weggeworfenes, bereits in Fäulniß übergegangenes Aas. — So ein häßliches Aussehen haben vor Gott die Seelen Derer, die in Lastern leben, kein Wort Gottes hören, nichts beten, keine heiligen Sakramente empfangen, in keine Kirche gehen. Welch ein eckelhaftes häßliches Aussehen müssen solche Seelen in den Augen Gottes und der Engel haben!

Man muß für die Verschönerung der Seele sorgen.

Der heilige Ignaz wurde in der Schlacht von Pampelona am Knie verwundet; um nicht zu hinken und die Wohlgestalt zu erhalten, unterzog er sich einer schmerzlichen Operation, er ließ sich das Bein mehrere Tage gewaltsam ausstrecken, weil es zu kurz war; er ließ es nochmals brechen und einen Knochen aussägen, weil es der Arzt schlecht eingerichtet hatte. Viele würden der Wohlgestalt wegen Gleiches dulden. Warum thun wir nicht mit gleichem Muthe das, was die Seele verschönert: Fasten, Abtödtung, Flucht der nahen Gelegenheit, Vermeidung böser Gesellschaft und Lustbarkeiten? Ist die Seele nicht mehr werth, als der Leib?

Wir sollen für die armen Seelen aus der Verwandtschaft fleißig beten.

Die Zuneigung zu seiner Mutter hatte den heiligen Bernard zu dem Gelübde veranlaßt, alle Tage zu ihrem Gedächtniß die sieben Bußpsalmen zu beten. Einmal, als er sich noch im Noviziate befand, legte er sich zur Ruhe, ohne an die Erfüllung dieser Pflicht, die er sich zum Gesetze gemacht hatte, zu denken. Am andern Morgen richtete Stephan, sein geistlicher Vater, folgende Worte an ihn: Mein Bruder Bernard, ich bitte dich, sage mir, wem hast du gestern die Sorge, die sieben Bußpsalmen zu beten, übertragen? Bei diesen

Worten brach Bernard aus Verwunderung, daß man von einer Uebung, die er als ein Geheimniß bewahrt hatte, Kenntniß habe, in Thränen aus und sich seinem ehrwürdigen Führer zu Füßen werfend, bekannte er seinen Fehler und bat demüthig um Verzeihung desselben. Wie lieb muß es Gott sein, daß wir für unsere Angehörigen, besonders für Aeltern beten, da Er die Unterlassung des Gebetes dem Vorgesetzten geoffenbart hat, damit er einen Verweis erhalte?

Es ist Gott höchst wohlgefällig, für die armen Seelen zu beten.

Gott fordert manchmal durch Offenbarungen zum Gebete für die armen Seelen auf. Die heilige Perpetua, die zu Anfang des dritten Jahrhunderts litt, hatte einen Bruder, Namens Dinokrates, gehabt, der, sieben Jahre alt, an einem Krebse im Gesichte starb. Nun geschah es ihr, daß sie auf einmal mitten im Gebete den Dinokrates laut nannte, ohne doch an ihn gedacht zu haben. Dieß hielt sie für einen Wink, für den verstorbenen Bruder beten zu sollen und sie flehte viel für ihn zu Gott mit Seufzern schwesterlicher Liebe. In der nächstfolgenden Nacht hatte sie eine Erscheinung. Sie sah den Dinokrates hervorgehen aus einem düsteren Orte, wo viele Andere waren. Er schien sehr zu leiden von Hitze und Durst, sah unsauber und bleich aus und hatte im Gesichte auch noch die Krebswunde, an der er gestorben war. Sie betete für ihn. Es war auch ein großer Zwischenraum, der sie von ihm trennte, und sie konnten nicht zu einander kommen. Neben dem Bruder stand ein großer Wasserbehälter, dessen Rand ihm aber über den Kopf ging, und er strengte sich vergebens an, um daraus zu trinken. Perpetua fühlte sich beim Anblicke dieser Hilflosigkeit ihres Bruders schmerzlich berührt. Da erwachte sie und glaubte, dieses Traumgesicht habe sie belehren sollen, daß ihr Bruder jenseits noch immer leide. Sie betete daher Tag und Nacht mit Thränen für denselben. Später, als sie des Glaubens wegen im Kerker schmachtete, hatte sie wieder eine Erscheinung, in welcher ihr aber der bisher so düstere Ort ganz hell erleuchtet vorkam. Ihren Bruder sah sie jetzt sauber und wohlgekleidet und die Krebswunde war vernarbt. Er stand am Wasserbehälter, dessen Rand aber dieses Mal so niedrig war, daß er dem Knaben nur an die Mitte des Leibes reichte. Auf dem Rande lag eine Trinkschaale, mit der er Wasser schöpfte und sich erquickte. Dann ging er heiter davon, um nach Art der Kinder zu spielen. Daraus erkannte Perpetua, daß nun ihr Bruder von seiner Strafe und aus dem Fegefeuer frei geworden sei. — Wenn schon Kinder von sieben Jahren Jahre lang ihre kleinen Sünden im Fegefeuer abbüßen müssen, wie strenge ist Gott und was haben die Erwachsenen zu erwarten! Und wenn sich Gott würdigte, den Zustand ihres Bruders der heiligen Perpetua eigens zu offenbaren, damit sie für ihn bete, wie angenehm muß ihm das Gebet für die armen Seelen sein! und da der Knabe auf ihr Gebet erlöset wurde, so ist auch unser Gebet für sie heilsam! Also wollen wir fleißig, täglich für die armen Seelen beten! (Ruinarti sincer. act. martyr.)

Die Seele im Zustande der Todsünde sieht vor Gott abscheulich aus.

Einst hatte der Kardinal Fachonetti, von Sinigaglia aus, durch einen seiner Reitknechte dem heiligen Joseph von Kopertino einen Brief gesendet. Kaum war Joseph den Knecht ansichtig geworden, sagte er mit strenger Miene zu ihm: Mein Sohn! du dienst einem so edlen Herrn und schämst dich nicht, mit einem so beschmutzten unfläthigen Gesichte zu gehen! Gehe, wasche dich, damit nicht dein Herr, wenn er dich also sieht, Verdruß deinetwegen empfindet! Der arme Mensch kam darüber wie außer sich; er wußte, daß er am Morgen das Gesicht wohl gewaschen hatte, und konnte nicht herausbringen, wie er es beschmutzt haben mochte, ohne etwas Unreines anzurühren. Als er eine Zeit lang darüber nachgedacht, kam er darauf, es möge wohl nicht vom Schmutze des Gesichtes, sondern von der Befleckung des Gewissens die Rede gemeint gewesen sein; er machte daher, ehe er die Antwort abnahm, eine gute Generalbeichte, und trat dann wieder vor den Heiligen hin. Dieser nahm ihn auf's Freudigste auf, liebkoste ihn und sagte: So habe ich dich gewollt; wie du ankamst, warst du ein solcher Unflath, daß ich dich nicht ansehen konnte; jetzt, da du rein bist, kannst du kühn vor deinem Herrn erscheinen. Wie abscheulich muß die Seele in der Todsünde erst vor Gott aussehen?

Als ein Vornehmer dem heiligen Joseph von Kopertino einen jungen Edelmann zuführte, fragte er Jenen: Wer ist dieser Mohr, den du hergebracht? Siehst du nicht, wie schwarz er ist? Er kehrte sich dann gegen den Jüngling, ihn anmahnend: Gehe, mein Sohn, wasche dein Gesicht. Als der Gewarnte seinem Rathe gefolgt, empfing er ihn mit den Worten: Jetzt bist du schön, mein Sohn, wasche dich öfter; denn gestern warst du so schwarz, als ein Mohr! — Gehe, sagte er einem Andern in ähnlicher Lage, wasche dein Angesicht, es ist mit Dinte besudelt! Oder auch: O wie häßlich bist du! gehe, richte deinen Bogen zurecht! Also pflegte er das Gewissen zu nennen.

Man kann für die armen Seelen Bußen übernehmen.

Die vielen Kämpfe, welche Christine von Stumbeten durch viele Jahre ihres Lebens erduldete, waren nicht bloß zu ihrer Durchübung bestimmt, sondern jeder hatte nebenbei noch den besonderen Zweck, diese oder jene Seele aus ihren Peinen zu erlösen. So muß sie um den Vater, als dieser gestorben, acht Nächte auf's Härteste leiden und erhält nun seine Seele, zugleich aber auch die eines jungen Mannes zum Lohne. Durch viele Wochen hindurch stritt sie einen ihrer härtesten Kämpfe um drei ihr befreundete Seelen und tausend Andere sind der Preis des erfochtenen Sieges. — Ludwig Graf von Leon hatte aus ganzem Herzen große Zuneigung zur Christina mirabilis gefaßt und nannte sie nur seine Mutter. Als er zuletzt todtkrank wurde, ließ er sie zu sich entbieten und bat sie inständig, daß sie bis zu seinem Verscheiden bei ihm bleiben wolle Sie willigte ein und wie sie so bei ihm saß, hieß er alle Anwesenden das Zimmer verlassen, richtete sich dann mit aller Kraft, über die er noch gebieten

konnte, auf, warf sich ihr zu Füßen und bekannte ihr unter vielen Thränen alle seine Sünden vom elften Jahre bis zur Stunde; nicht der Vergebung wegen, die sie ihm nicht gewähren konnte, sondern um sie zu eifrigerer Fürbitte für ihn zu bestimmen. Darauf ließ er die Seinen in's Zimmer zurückkehren, hielt sich nach ihrem Rathe und starb dann dahin. Sie übernahm nun die Hälfte der ihm auferlegten Strafe, durchwandelte alle Orte des Schlosses, wo er gesündigt, beweinte seine Vergehen mit bitteren Thränen und man sah sie zur Nachtzeit abwechselnd in Gluth entbrennen und wieder im Froste zittern.

Eine Seele, die in Sünden stirbt, hält der Teufel vom Himmel zurück.

Wenn der heilige Einsiedler Antonius Etwas nicht verstand und es verstehen wollte, so betete er und der Herr offenbarte es ihm. Einmal unterredeten sich die Brüder und fragten ihn, wie es der Seele ergehe, wenn sie die Last des Körpers ablegt und welch ein Ort ihr nach ihrem Hinscheiden angewiesen würde. In der ersten Nacht rief ihm von Oben eine Stimme und sprach: Antonius, stehe auf, gehe hinaus und siehe! Er stand auf und ging hinaus. Er erhob seine Augen gegen Himmel und sah einen schrecklichen Riesen, welcher mit dem Haupte bis zum Himmel reichte. Auch sah er geflügelte Wesen, die sich in den Himmel erheben wollten; aber der Riese verwehrte ihnen mit ausgestreckten Händen den Eingang. Einige ergriff und warf er zur Erde; andere flogen zum Himmel empor. So herrschte bei den Besiegten großer Schmerz, bei den Siegern Freude. Da hörte er die Stimme: Merke, was du siehest. In göttlicher Erleuchtung erkannte er, daß die geflügelten Wesen abgeschiedene Seelen seien, die zum Himmel emporsteigen, der Riese aber der Teufel sei, der jene Seelen zurückhalte, die mit Sünden hinübergehen, während die heiligen Seelen seinen Händen entgehen. Durch dieses Gesicht ward er angetrieben, täglich im Guten zuzunehmen.

Die Heiligen waren sehr mitleidig gegen die armen Seelen im Fegefeuer.

Franziska vom heiligen Sakramente hatte große Liebe und ein herzliches Mitleid für die armen büßenden Seelen im Fegefeuer gleichsam von ihrem Vater geerbt; es hatte sich gesteigert durch Erscheinungen ihrer Mutter und verstorbenen Schwestern, die sie um Hilfe angefleht und deren Jammer den allertiefsten Eindruck auf sie gemacht. Von da an hatte die regste Theilnahme für alle armen Seelen in ihrem Herzen Platz gegriffen, und die Seelen, welche gerade Gegenstand derselben waren, schienen davon Kundschaft zu haben; deßwegen war ein beständiges Gehen und Kommen um sie her. Täglich, ja oft stündlich, sowohl bei Tag als bei Nacht, drängten sich die Hilfsbedürftigen an sie heran, um Trost und Fürbitte bei ihr ansprechend. Verstorbene aller Stände, Geistliche und Weltliche, Päpste, Bischöfe, Aebte, Priester, Mönche, Nonnen, Adelige und Unadelige, Religiosen und Laien, die in ihrem Leben große Eiferer gewesen, oder auch große Bußfertigkeit im Orden geübt, neben

Solchen, die es leichter genommen; Hochgestellte von gutem Rufe mit Anderen, die in üblem Rufe gewesen; Solche, die man bei ihrem Tode als Väter der Armen allgemein bedauert, in Gesellschaft Solcher, die auf dem Blutgerüste gestorben, kamen in ihre Zelte, erzählten ihr ihre Nöthen und die Versehen, die sie zu büßen hatten, und suchten Rath und Hilfe. Sie erschienen ihr oft feurig, manchmal kohlschwarz und Funken werfend, manchmal nur in einem einzelnen Gliede geschwärzt; bisweilen in schrecklicher Gestalt, mehr einem wilden Thiere, als einem Menschen ähnlich. Da Franziska jedesmal in solchen Fällen bei ihrem Anblick von einem Schrecken ergriffen wurde, der sie oft ohnmächtig machte, fingen sie wohl auch an, bei ihrer ersten Erscheinung sich nicht in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, sondern als schwebende Schatten, bis sie sich an ihren Anblick gewöhnt hatte. Die verschiedenen Stände waren durch die Zeichen derselben, die zugleich den verschuldeten Mißbrauch andeuteten, unterschieden; ein Notar kam mit Feder und Schreibzeug, ein Schlosser mit glühendem Hammer, die Säufer mit glühendem Becher; eine eitle Frau schleppte die Lumpen eines zerfetzten Kleides weit hinter sich und ihr vorher geschminktes Gesicht war ganz aschfarben; Alles natürlich symbolischer Ausdruck ihres Zustandes. War Franziska im Chore, dann warteten sie ihrer im Eingange beim Weihwasserkessel und standen dort während der Tagzeiten immer mit großer Andacht; war dann der Gottesdienst vorüber, dann gingen sie mit ihr zur Zelle und trugen dort ihr Anliegen vor. War sie bei den Schwestern oder an einem Orte der Erholung, dann kamen sie ihr nach und winkten ihr zu sich. Hauptsächlich durch den Unterschied der Augen und ihren verschiedenen Ausdruck erkannte sie ihren inneren Stand. Vorzüglich in der Allerseelennacht war das Gedränge groß um sie her; meist von Solchen, die dann ihre Befreiung erhalten, und die ihr nun ganz vertraulich viel Geheimes erzählten. Fanden sie ihre Wohlthäterin schlafend, dann blieben sie um ihr Bett her stehen, bis sie erwachte, um sie nicht zu erschrecken. Sie konnte indessen ihrer Furcht nicht Meister werden, und wurde, sowie die Sonne zum Untergange neigte, jedesmal traurig, weil sie der nahenden Nacht wegen sich ängstigte. Die Erscheinenden gaben ihr oft allerlei Aufträge an ihre Hinterlassenen, die sie Anfangs mit aller Sorgfalt ausrichtete; da dergleichen indeß das Kloster in allerlei Ungelegenheiten brachte, verboten es ihr die Obern. Die Seelen jammerten deßwegen sehr, lobten jedoch ihren Gehorsam. Manche kamen, um Botschaft zu bringen von Andern, die nicht zu ihr durften. So war ihre Noth und das Elend, das sie mit ihnen hatte, gar groß. Sie that indessen Alles, was sie nur konnte und vermochte, um ihnen beizuspringen. Sie betete beinahe unablässig für sie, sie ging für sie zur Communion; sorgte, daß Priester Messe lasen; fastete die meiste Zeit des Jahres in Wasser und Brod; geißelte sich Stunden lang und opferte alle ihre Leiden, ihren Schlaf, alle Schrecken, die sie hatte, alle ihre Arbeiten und Mühseligkeiten, jeden Schritt, den sie that, zu ihrem Vortheil dem Herrn auf, nicht einen Athemzug für sich behaltend. Rührend sagte sie daher oft zu ihnen: O meine lieben Schwestern! ich werde euretwegen viele Jahre im Fegefeuer bleiben müssen; denn ich habe euch Alles geschenkt

und gar Nichts für mich behalten. Sie trösteten sie dann mit ihrer Gegenhilfe und ihrem Danke. Aehnliches hat sich mit Johanna von Jesu Maria zugetragen und auch Gertrudis von S. Dominiko, Bernardina vom Kreuze und Benedikta von Brescia waren dafür bekannt, solche barmherzige Schwestern für die armen Seelen zu sein.

Das Heil der Seele muß man allen Vortheilen vorziehen und außer Gefahr setzen.

Kaum wird man in der Kirchengeschichte ein großmüthigeres Opfer finden, als dasjenige war, das jüngst ein junges Mädchen, Namens Maria, für ihr Seelenheil gebracht hat. Es hütete seine Heerde an einem Bergabhange, der sich längs der Straße von Innsbruck nach Mailand hinzieht und sang dabei ein schönes Marienlied. Einer der Direktoren des Theaters von Mailand, der auf jener Landstraße gerade vorüberfuhr, hatte kaum die Stimme der jungen Tirolerin gehört, als er rasch aus dem Wagen sprang, und in Begleitung einer Dame sich näher zu ihr hinschlich, um sie zu hören. Er war von dieser klangvollen Stimme entzückt, noch nie hatte sich auf seiner Bühne eine so liebliche und dabei so umfangreiche Stimme hören lassen. Er begriff, welchen Vortheil die Kunst aus dieser Stimme ziehen könnte, welche die Natur so gut ausgestattet hatte. Er näherte sich dem jungen Mädchen und fragte nach seinem Namen und dem seiner Aeltern, die sie ihm bereitwillig sagte. Willst du mich nicht in deine Wohnung führen? fragte er. — Wer soll aber denn meine Heerde hüten, mein Herr? — Ueberlasse sie dem Wolfe, sagte der Fremde zu ihr, ich will sie dir hundertfach bezahlen. — Was wollen Sie denn von meiner Mutter? fuhr das Mädchen fort, welches anfing, in Angst zu gerathen. — Ich will sie aus ihrer Armuth reißen dadurch, daß ich dir den Weg zu einem großen Glücke bahne, indem ich dich zur ersten Sängerin des Theaters zu Mailand ausbilde. — Ihre Versprechungen stehen mir nicht an. Man kann beim Theater sein Seelenheil nicht wirken; denn ich habe immer sagen hören, man gehe dort zu Grunde, indem man die Andern mit in die Verdammniß ziehe; zählen Sie nicht auf mich, lieber Herr; ich glaube, der gute Gott und meine heilige Namenspatronin Maria werden mir den Muth geben, mein Seelenheil Allem vorzuziehen, was Sie mir bieten können. — Der Direktor, welcher wohl sah, daß er mit dem jungen Mädchen Nichts ausrichten könne, begab sich in die Wohnung der Mutter, und es kostete ihn wenig Mühe, ihr seinen Vorschlag einleuchtend zu machen. Der Vertrag war so gut als abgeschlossen, als Maria vom Felde nach Hause kam. Weder die inständigen Bitten ihrer Mutter, noch die glänzenden Versprechungen des Direktors vermochten ihr die Einwilligung zu entlocken. Man gab ihr Zeit, sich die Nacht über zu bedenken. Die glänzende Zukunft, die man vor Maria's Augen aufgestellt hatte, war es nicht, was sie zuerst beschäftigte; sie dachte nicht an die Diamanten, welche ihre Schönheit erhöhen sollten, nicht an den Ruhm, der sie erwartete; aber sie dachte, daß ihre alte Mutter nicht mehr nöthig haben würde, sich den beschwerlichen Feldarbeiten zu unterziehen. Wenn sie aber annähme, so trete sie ihr Taufgelübde mit

Füßen. Der Kampf, der in ihrer Seele vorging, war groß!.... Maria brachte die Nacht im Gebete zu; sie wendete sich an Gott, an ihren Schutzengel, an ihre Schutzpatronin Maria, an ihr eigenes Gewissen; diese alle antworteten: „Willige nicht ein, du würdest Jesum verlassen, um dich dem Satan zu übergeben.“ Als der Morgen kam, erklärte sie, es sei ihr unmöglich, den Antrag anzunehmen. Die Mutter schalt, weinte, zürnte. Maria blieb unerschütterlich. Ich will mein Ansehen geltend machen, sagte die Mutter zu ihr, ich gebe dir noch eine Stunde, um deine Vorbereitungen zu treffen; denn ich reise ab und du mußt mit mir gehen, oder ich schleppe dich mit Gewalt fort. — Mutter, antwortete dieser Engel, alle anderen Opfer, die du von mir verlangen magst, will ich gerne bringen und ich will sie bringen mit einer Freude, die meiner Liebe zu dir gleichkommt; aber mein Seelenheil und meine Ewigkeit kann ich nicht opfern und ich hoffe, Gott wird mir meinen Ungehorsam verzeihen. — Gehe mir aus den Augen, sagte ihr die Mutter, welche ihren Zorn nicht mehr verhalten konnte, und zwinge mich nicht, auch noch den Aufschub abzukürzen, den ich dir bewilligt habe, um dich zur Abreise zu richten. — Maria ging in ein anstoßendes Gemach und hier brachte sie den Entschluß in Erfüllung, den sie in der Nacht gefaßt hatte. Da sie oft gehört hatte, daß der Verlust der Schneidezähne die Stimme gänzlich verändere, indem sie ihr einen Theil ihrer Kraft und ihrer Lieblichkeit benehmen, näherte sie sich einem Fenster, und stieß sich zwei dieser Zähne an einer Steinkante ein. Als sie zur Mutter zurück kam, schien sie eher glücklich, als leidend, und diese glaubte einen Augenblick, ihre Tochter habe sich endlich doch eines Anderen besonnen. Allein das Ohr des Direktors hatte schon eine Aenderung der Stimme bemerkt, die seine Augen bald erklärten. Durchdrungen von Bewunderung für einen so hochherzigen Muth, entsagte er seinem Plane, und ermahnte die Mutter, eine Tochter nicht zu verfolgen, die ihrer Liebe und Achtung so würdig sei.

Der Schmuck der Seele sind Tugenden, womit wir sie fleißig zieren sollen.

Der Bischof von Antiochia hatte einmal die benachbarten Bischöfe zusammen berufen. Als sie saßen, hielt der heilige Bischof Nonnus eine Erbauungsrede. Während seines Vortrags ritt die erste Schauspielerin von Antiochia, die nachmalige heilige Pelagia, auf einem Esel vorüber. Sie zog im höchsten Putze vorüber, so daß man an ihr Nichts sah, als Gold, Edelsteine und Perlen; auch die nackten Füße waren mit Gold und Perlen bedeckt und eine goldene Halskette zierte ihren Hals. Ein großer Zug von Sklaven und Sklavinnen in köstlichen Kleidern begleitete sie; einige gingen voran, andere folgten. Ihre Schönheit und ihr Putz war so groß, daß Weltleute sich an ihr nicht satt sehen konnten. Im Vorüberziehen erfüllte sie die Luft mit dem Geruche des Bisams und mit anderen lieblichen Wohlgerüchen. Die Bischöfe sahen sie mit unbedecktem Haupte und bloßen Gliedern vorüberziehen: schamlos hatte sie nicht einmal einen Schleier über Haupt und Schultern. Die Bischöfe seufzten und wendeten von dieser höchst sündhaften Leichtfertigkeit ihre Augen ab. Der heilige Nonnus schaute

sie aufmerksam an und sah ihr so lange nach, als er sie sehen konnte. Dann legte er sein Haupt in die Hände und weinte. Hierauf sagte er tief seufzend zu den Bischöfen: Habt Ihr Euch an einer solchen Schönheit nicht erfreut? Da sie aber schwiegen, sagte er: Ich aber habe mich erfreut und ihre Schönheit hat mir sehr gefallen; sie wird sich nächstens bekehren und heilig leben. Was glaubt Ihr, wie viele Stunden hatte sie in ihrem Zimmer zu thun, um sich zu waschen und zu putzen, indem sie sich mit allem Fleiß und mit aller Sorgfalt schmückte, damit an ihrer körperlichen Schönheit und an ihrem Putze Nichts fehle, um Allen zu gefallen und ihre Buhler zu fesseln, die heute sind und morgen nicht mehr. Auch wir haben Einen, der uns zusieht, in dessen Gegenwart wir leben, den wir einst von Angesicht zu Angesicht zu sehen hoffen; und dennoch reinigen und schmücken wir unsere armen Seelen nicht mit Tugenden und mit der heiligmachenden Gnade, sondern lassen sie verwildern und verderben.

Für die armen Seelen im Fegefeuer soll man fleißig beten.

Wenn der selige Johann Massias des Nachts vor dem Marienbilde den Rosenkranz betete, so kamen die armen Seelen aus dem Fegefeuer schaarenweise zu ihm und baten ihn, Mitleid zu haben mit ihren Leiden. O Diener Gottes, sagten sie zu ihm, denke an uns! Ach! vergiß uns nicht vor Gott, befreie uns von den Peinen, die wir auszustehen haben! — Was kann ich denn thun, ihr armen Seelen? antwortete er ihnen zuweilen; was vermag ein elender Sünder, wie ich bin? — Sie baten ihn alsdann, seine Gebete, sein Fasten, seine Kasteiungen, seine Strengheiten Gott für sie aufzuopfern, da sie wohl wußten, daß der Herr sie zum Ersatz für ihre Sünden annehmen würde. Der Selige verdoppelte seine Kasteiungen, machte sie länger und blutiger. Jede Nacht betete er drei Rosenkränze, den ersten für die armen Seelen im Fegefeuer, den zweiten für die Ordensleute, den dritten für die Verwandten, Wohlthäter und Freunde. Wenn er zur heiligen Communion ging, oder wenn er einen Ablaß gewann, so wendete er ihnen das Verdienst davon zu. Zwanzigmal des Tages rannte er in die Kirche, wenn er einen Augenblick frei hatte, um für sie um Barmherzigkeit zu flehen; er mergelte sich ab, um anstatt ihrer zu leiden. Die armen Seelen erwiesen sich dankbar gegen ihn für das, was er für sie that. Wenn er von Gott ihre Befreiung ausgewirkt hatte, so kamen sie, bevor sie in die ewige Herrlichkeit eingingen, zu ihm, um ihm zu danken und ihm ihre Erlösung anzuzeigen. Ihre Freude war seine süßeste Belohnung; an solchen Tagen war er überglücklich; aber es kamen wieder andere, die um seine Fürbitte baten, und er fing für sie mit einem bewunderungswürdigen Muthe wieder von vorne an. Weiß man, wie viel Gutes ein Mensch thun kann, wenn er will? Eines Tages wurde der Selige von seinem Beichtvater befragt, wie viele solcher armen Seelen er befreit habe? Er schwieg Anfangs; als er aber beim Gehorsam aufgefordert wurde, gestand er, bevor er starb, daß die Zahl sich auf eine Million und viermalhunderttausend belaufe. Welches Gefolge für einen armen Laienbruder, da er in den Himmel einging! Welche schöne Krone hatte er in seinem Stillleben sich erworben! Welche Güte endlich von Seite Jesu Christi, der

diese auserwählten Seelen mit Gnaden überhäuft, um gleichsam einen Kanal zu haben, durch welchen seine Barmherzigkeit auf uns herabströme. Er war Dominikanerlaienbruder und wurde 1836 von Gregor XVI. selig gesprochen.

Das Seelenheil soll uns über Alles theuer sein.

Der katholische Missionär Abbé Féron spricht von den koreanischen Christen mit Bewunderung. Wenn sie einmal die christliche Wahrheit gelernt haben, ist kein Opfer für sie zu groß. Ein Edler oder der Sohn eines Mandarins wird ein Tagelöhner, wenn es nöthig ist. Es gibt in der That Wenige, die sich durch Opfer zurückschrecken lassen, wenn die Errettung ihrer Seele auf dem Spiele steht. Wären doch alle Europäer ihnen in diesem Punkte gleich! Viele der Bekehrten verlassen sogleich nach der Taufe ihre Heimath, um in den Bergen eine Zuflucht zu suchen, wo sie arbeiten oder verhungern, je nachdem es die Vorsehung beschließt. Man muß zugeben, daß es wenigstens solchen Bekehrten Ernst ist.

Wir müssen Barmherzigkeit üben gegen Lebende und gegen die armen Seelen.

Die selige Armella war ausnehmend gut und liebreich gegen Lebende, so daß sie Jedermann lieb hatte, aber auch gegen die armen Seelen im Fegefeuer. Wenn sie schwere Arbeit hatte, große Hitze oder Kälte ausstehen mußte, so freute sie sich darüber, indem sie es für die armen Seelen aufopferte; deßgleichen stellte sie sich oft in die heiße Sonne oder an ein großes Feuer, oder fastete, trug Durst ohne zu trinken, damit es wieder den armen Seelen zu gut komme.

Die Heiligen konnten die Gedanken aus der Seele lesen.

Da der heilige Benediktus eines Abends seine Mahlzeit zu sich nahm, bediente ihn der Ordnung gemäß ein Mönch, der Sohn eines Rechtsgelehrten. Diesem stieg der Geist des Hochmuths in den Kopf und er dachte bei sich: Was ist denn Der da, daß ich ihm diene, und wer bin ich dagegen? Alsbald wendete sich Benedikt zu ihm und sprach: Bruder, mache das Kreuz! was sind das für Worte in deiner Seele? Dann rief er die übrigen Mönche, hieß Den, der die Versuchung hatte, niedersitzen, worauf dieser auf Befragen selbst den Uebrigen sagte, von welcher Hoffart er versucht worden sei.

Gott gibt auch Heiligen keine Versicherung des ewigen Heiles ihrer Seele.

Eines Tages betete der gottselige Johannes Ximenius vor dem Bilde Mariä mit Inbrunst und flehte zu ihr, sie möge doch den lieben Gott bitten, ihm die Versicherung seines ewigen Heiles zu geben. Da hörte er eine Stimme, welche sprach: Johannes, wandle fernerhin auf dem Wege des Gehorsams, dieß ist der sichere und untrügliche Weg. Einmal legte er seinem Obern, wie es die Regel vorschreibt, Rechenschaft über seinen Gewissenszustand ab und als man ihn fragte, ob er sich angeregt fühle, auf dem Wege der Vollkommenheit

fortzuschreiten, gab er zur Antwort: Seit jener Nacht, da ich mit Unserer Lieben Frau wegen meines Seelenheiles geredet, verlange ich nichts Anderes mehr.

Das Heil der Seele sollen wir nicht gering schätzen.

Ein liederlicher versoffener Mann pflegte öfters im angetrunkenen Zustande zu freveln und zu sagen: Meine Seele ist mir um ein Geringes feil! Was geschah? Da er einst wieder im Rausche diese gottlose Rede ausstieß, fand sich ein Unbekannter ein, stellte sich vor ihn und fragte: Wie theuer verkaufst du also deine Seele? — Um eine tüchtige Zeche verkaufe ich dir meine Seele. — Gut. Der Handel wurde abgeschlossen; man schenkte fleißig ein und trank tapfer. Da endlich Niemand mehr trinken mochte, stellte der Käufer an die Saufgesellschaft die Frage: Wenn man ein Pferd kauft, gehört wohl der Zügel auch dazu? Diese antworteten: Freilich, wie wollte man sonst das Pferd fortreiten? Da sprach der Seelenkäufer: Recht; Ihr seid Alle Zeugen, daß ich das Roß gekauft habe, mithin gehört der Zügel dazu; ich habe nämlich die Seele dieses Menschen gekauft, der Leib ist ihr Zügel, also gehört der Leib auch mir. Zu gleicher Zeit legte er die angenommene Gestalt ab und da zitterten Alle, denn sie erkannten, daß der verstellte Käufer der Teufel selbst war. Dieser ergriff den gottlosen Seelenverkäufer und riß ihn unter Geschrei und Heulen mit Leib und Seele in die Hölle hinunter. So geht es. Wer die Seele vernachlässiget, verliert auch den Leib; stürzt die Seele in die Hölle, muß der Leib nach; denn der Zügel gehört zum Pferde. (Thomas Cantipratanus lib. 2. Apum. c. 56.)

Die Seelen im Fegefeuer müssen auch für kleine Fehler leiden.

Die selige Johanna de Katharina, aus dem Dominikanerorden, war in ihrem Leben eine besondere Wohlthäterin der armen Seelen. Zwei Jahre nach ihrem Tode erschien sie ihrer Mitschwester Magdalena a S. Alexio im verherrlichten Zustande und sagte: Ich habe ein schweres Leiden zu überstehen gehabt, bloß deßwegen, weil ich meinen Aeltern gezürnt habe, die mir lange keinen Brief schickten.

Die armen Seelen sind dankbar gegen ihre Wohlthäter.

Die heilige Katharina von Siena liebte die armen Seelen im Fegefeuer und leistete ihnen große Hilfe. Da offenbarte ihr Christus, daß ihr die Seelen im Fegefeuer aus Dankbarkeit über sechshundert große Gnaden erbeten haben.

Eine Seele ohne Liebe ist todt.

Die Liebenden kennen kein größeres Vergnügen, als zu lieben und wieder geliebt zu werden. Um die eigene Liebe an den Tag zu legen, sprechen sie die süßesten Worte, geben dem Geliebten die lieblichsten Namen, die zärtlichsten Blicke, verschwenden Liebkosungen und machen kostbare Geschenke, um Freude zu machen, die Gegenliebe zu erhalten und zu nähren. Welche Seligkeit, die

Liebe mit Gegenliebe belohnt zu sehen; wie schmerzt es, wenn ihre Liebe verschmäht und nicht erwiedert wird; Manche werden irrsinnig und bringen sich um's Leben. Gerade so legt es der gütige Gott auf unsere Gegenliebe an. Seine Liebe zu uns ist unendlich und unerschöpflich. Daher verschwendet der Herr Seine Freundlichkeit, Seine Liebkosungen, Seine Zärtlichkeit in unermeßlich reichen Geschenken. Er hat uns erschaffen, gibt uns Essen, Trinken, Wohnung, Kleidung; Er ließ uns erlösen durch Seinen eingebornen Sohn; Er breitet unzählige Schönheiten in der Natur aus, unser Auge zu erfreuen, läßt uns herrliche Töne in tausend Kehlen der gefiederten Sänger vernehmen, lehrte uns die entzückenden Harmonien der Musik, legte den verschiedenartigsten Wohlgeschmack für den Gaumen in die Speisen, bereitete so viele köstliche Gerüche und unerschöpfliche Freuden in dem gesellschaftlichen Beisammenwohnen der Menschen; sogar das tiefe Weltmeer und sein großer Bewohner, der Plattfisch, muß in seinen Eingeweiden einen bis achtzig Pfund schweren Klumpen Ambra erzeugen, welcher nicht nur heilet, sondern auch beim Verbrennen einen Wohlgeruch von sich gibt. Das Alles thut Gott, um uns Seine Liebe zu offenbaren und unsere Gegenliebe zu gewinnen. Muß es, menschlicher Weise zu reden, diesen guten Gott nicht schmerzen, wenn wir so kalt gegen Ihn sind? Kann ein solcher Seelenzustand etwas Anderes, als der Seelentod sein? O lasset uns diesen guten Gott von Herzen lieben und bei allen Genüssen und Freuden denken: Gott! wie gut bist Du!

Der Seeleneifer wie er sein soll.

Unsere Seele soll mit heiligem Eifer für die Ehre Gottes und für das Heil der Mitmenschen erfüllt sein, wie die Brunnen auf Baku mit Naphta. Dieser Eifer soll sich erstens bei jeder Gelegenheit leicht entzünden, zweitens sich und Andere für Gott erwärmen, drittens nicht bitter werden, beleidigen, erzürnen. So ist die Naphta; sie findet sich auf Baku überall im Boden, entzündet sich leicht und entzündet doch Nichts, selbst nicht dürres Schilf; sie kocht die Speisen schnell weich und erwärmt die Stuben. Man gräbt ein Loch in der Stube, gießt Naphta hinein, hängt den Kessel darüber, zündet sie an; sie kocht und wärmt; gibt auch einen guten Geruch.

Die menschliche Seele ist ein selbstbewußter, freier, unsterblicher Geist.

In einem Städtchen kamen Abends die Nachbarn in einem Gasthause bei einem Glas Bier zusammen; unter ihnen erschien auch ein junger Mann, aus demselben Städtchen gebürtig, welcher mehrere Jahre in der Fremde abwesend war. An diesem Tage wurde Vormittags ein Begräbniß abgehalten, wobei sich die Nachbarn zahlreich betheiligten. Der junge Mann gab sich den Anschein, als wäre er in der Fremde wer weiß wie aufgeklärt geworden. Mit sichtbarer Eitelkeit sprach er: Aber liebe Landsleute und Nachbarn, ihr seid doch noch sehr abergläubisch, das hat man heute beim Begräbniß gesehen! Was soll das Singen und Beten für die Verstorbenen? Es hilft ihnen zu

nichts; denn wenn der Mensch stirbt, ist er weg wie das Vieh; seine Seele vergeht und wird zu Nichts! Euere Furcht vor Hölle und Sünde ist leer; es gibt gar keine Sünde; denn Alles, was wir denken, wünschen, reden, thun, ist ein Spiel unserer Nerven. Diese Wahrheit könnt ihr in dem Werke: „Die sämmtlichen Naturwissenschaften," gedruckt lesen; ein Berliner Doktor der Medizin hat sie entdeckt! Machen die Leute ein Wesen mit der Erbsünde, welche wir von unseren Stammältern Adam und Eva geerbt haben sollen; glaubt es nicht! ich will es euch besser sagen: Wir stammen vom Affen Gorilla, welcher noch heute in den Wäldern Afrika's lebt; das hat ein Doktor der Medizin in Graz als Professor seinen Schüler mitgetheilt, und der muß es doch besser wissen; also ist die Erbsünde eine leere Einbildung; darum weg mit euerem finsteren Aberglauben, schreitet mit dem Zeitgeiste fort, nehmt Aufklärung an! So prahlte der junge Mann. Seine Nachbarn hörten ihm mit offenem Munde zu; denn solche freisinnige Ansichten wären ihnen selbst nicht im Traume eingefallen.

In demselben Gasthause übernachtete ein fremder reisender Herr, der diesem Geschwätze mit spöttischem Lächeln zuhörte. Als der junge Mann geendet hatte und Niemand ihm Etwas zur Widerlegung entgegnete, weil sie zu sehr überrascht waren, rückte der Fremde näher und setzte sich dem jungen Manne gegenüber. Dann fragte er ihn: Wie lange waren Sie in der Fremde? — Fünf Jahre. — Und in diesen fünf Jahren haben Sie nichts Gescheidteres gelernt, als dieses dumme Zeug? Hören Sie, ich spüre große Lust in mir, Ihnen ein Paar derbe Ohrfeigen zu verabreichen! — Wagen Sie es! sie würden Ihnen theuer zu stehen kommen! — Wie so? — Nun, glauben Sie denn, ich würde diese Beleidigung ungestraft hinnehmen? wozu haben wir denn die Gerichte und Strafgesetze? Sie müßten mir die Ohrfeigen theuer bezahlen und würden noch überdieß einige Tage eingesperrt! — Meine Herren, sagte der Fremde, Sie sehen, wie sich der junge Mann selbst widerspricht; er selbst glaubt nicht an seine soeben geäußerten Ansichten, nur die Eitelkeit hieß ihn so sprechen. Haben Sie nicht kurz zuvor gesagt, daß es keine Sünde gäbe, daß unser Wollen, Reden, Thun nur ein Spiel der Nerven sei? Wenn nun meine Nerven gerade spielen, daß meine Hand Sie beohrfeiget, wie wollen Sie klagen? Beschämt schwieg der junge Mann; denn die Widerlegung war zu schlagend.

Darauf sprach der Reisende zu den Anwesenden: Meine Herren, stehen Sie auf und verneigen Sie sich ehrerbietig vor diesem jungen Manne; denn er ist von hohem uraltem Adel! Wir gemeine Leute kennen unsere Vorfahren höchstens bis zum Groß- und Urgroßvater; nur der Adel hat seinen Stammbaum und kennt seine Ahnen bis in's vierzigste, fünfzigste Glied hinauf, bis zu fünf- bis sechshundert Jahren zurück. Der Adel dieses jungen Mannes reicht weiter hinauf, bis in die Urzeit, wo noch Niemand eine Geschichte schrieb; er stammt vom Affen Gorilla; das ist der älteste und ehrwürdigste Adel! Begrüßen Sie ihn daher mit mir: Euer Exellenz, Herr Graf Aff von Gorilla! — Es entstand lautes Gelächter. Der junge Mann fuhr zornig auf und

sprach: Was, Sie wollen mich verspotten!? — Meine Herren, sagte der Fremde, entscheiden Sie, ob ich ihm Unrecht gethan? Hat er sich nicht selbst für einen Sprößling des Affen Gorilla ausgegeben? — Ja, ja, schrieen Alle, er ist der Graf Aff von Gorilla! — Sie sehen daraus, meine Herren, daß der junge Mann selbst nicht glaubt, was er prahlend spricht. Sie, junger Mann, sind sammt ihrem Grazer Doktor ein Narr! Denn der weise Schöpfer hat ein Naturgesetz gegeben, kraft dessen sich kein Geschöpf aus seiner Gattung hinaus in eine höhere bessere Gattung veredeln kann. Der Schlehen- und Dornstrauch kann trotz aller Gartenbaukunst kein Weinstock, die Eiche und Buche kann kein Kirsch- oder Nußbaum werden; kein Schaf kann ein Pferd und kein Esel ein Kameel oder Elephant werden; mithin kann auch aus dem Affen Gorilla kein Mensch werden. Zwar lassen sich Pflanzen und Thiere durch Pflege veredeln, aber nur in ihrer Race, in ihrem eigenen Geschlechte; so werden einfache Blumen gefüllt, die Obstbäume tragen feineres Obst, die Schafe feinere Wolle, das Pferd nimmt eine edlere Gestalt an und gewinnt mehr Kraft; aber die Rose bleibt Rose, ob leer oder gefüllt, der Kirschbaum bleibt Kirschbaum, das Schaf bleibt Schaf, das Pferd Pferd, der Esel Esel. Wenn sich Hunde mit Wölfen, Pferde mit Eseln paaren, so verlieren die so erzeugten Jungen mit der zweiten Generation ihre Zeugungsfähigkeit. Angenommen, es hätte einmal ein Affenpaar menschliche Kinder zur Welt gebracht, so würden sich diese menschlichen Kinder nicht haben fortpflanzen können, ihr menschliches Geschlecht wäre ausgestorben. Daß aber alle Menschen nicht vom Gorilla, sondern von Adam und Eva abstammen, das beweiset die Zeugungsfähigkeit der Weißen und Schwarzen, der Weißen und Rothen oder Gelben, in's Unendliche fort, wie wir es in den asiatischen und amerikanischen Völkern sehen. Nun entscheiden Sie, meine Herren: Hat seine Excellenz Graf Aff von Gorilla mit seiner Ansicht Recht? — Nein, nein! schrieen Alle; und der junge Mann saß beschämt und stumm mit niedergeschlagenen Augen da; man sah es ihm an, daß er sich gerne entfernt hätte; aber die Scham hielt ihn zurück.

Hierauf wendete sich der Reisende wieder zu dem jungen Manne und sprach: Sie haben behauptet: Wenn der Mensch stirbt, ist er weg, wie das Vieh! Sie haben somit die Unsterblichkeit der Seele bestritten. Ich muß Ihnen sagen: Nur zweierlei Menschen läugnen die Unsterblichkeit, aber überzeugt ist Keiner von ihnen; sie reden es sich selbst ein, daß es so ist, nämlich: die Narren und die schlechten Menschen, die ein böses Gewissen haben, die sich vor dem gerechten Gott fürchten, die da fühlen, daß sie die Hölle verdienen; diese suchen sich selbst zu überreden, daß die Seele stirbt, weil sie vom Gewissen nicht so gegeißelt werden. Sie sind Eins von Beiden, entweder ein Narr, oder ein schlechter Kerl! Sind Sie noch nicht schlecht, so müssen Sie es bei solchen Ansichten gewiß bald werden; denn da Sie in der Ewigkeit keine Seligkeit hoffen und keine Strafe fürchten, so müssen Sie nothwendigerweise Ihre Seligkeit hier suchen, in der Wollust, Hoffart, Genußsucht und Habsucht. Sie werden sich nicht scheuen, ein unschuldiges Mädchen durch Betheuerungen und Schwüre zu verführen und sie sitzen zu lassen; Sie werden Ihrer Frau nicht

treu sein, sondern mit anderen huren; Sie werden auf großem Fuße leben, gut essen, gut trinken wollen, das Einkommen wird nicht ausreichen, sie werden Ihr Haus verschulden, werden borgen, stehlen, betrügen; ich würde Ihnen nicht fünf Gulden ohne Zeugen und Handschrift leihen; Sie werden lügen, selbst Ihre Eide vor Gericht werden Lüge sein. Solche Leute wie Sie fürchten keine Sünde, kein Unrecht; es hält sie Nichts davon ab, als die Furcht vor den Gerichten; die Gerichte aber können nicht Alles erfahren und strafen. Also sind Sie entweder ein Narr, oder ein schlechter Kerl; sind Sie's noch nicht, so sind Sie auf dem Wege, es bald zu werden.

Sie schweigen, Ihr Bewußtsein schlägt Sie, Sie können Nichts entgegnen! Wissen Sie denn auch, daß Sie das ganze Menschengeschlecht von Adam bis auf uns, alle Völker vor und nach Christus gegen sich haben? Alle glaubten und glauben an die Unsterblichkeit der Seele, ja sogar an ein Gericht jenseits; darum hatten die Griechen und Römer den Tartarus für die Bösen, und das Elysium für die Guten und den Höllenrichter, was unserem Gerichte, unserer Hölle und unserem Himmel ähnlich ist. Selbst die Wilden in Amerika glauben an die Unsterblichkeit der Seele, darum geben sie ihren Verstorbenen Bogen und Pfeile in's Grab mit, damit sie jenseits Büffel jagen können. Woher dieser allgemeine Glaube aller Menschen an die Unsterblichkeit der Seele? Er ist vom Schöpfer dem Menschen eingegossen und anerschaffen, wie das Athmen, wie der Pulsschlag, wie das Selbstbewußtsein: deßhalb ist dieser Glaube göttliche unumstößliche Wahrheit.

Die Seele kann nicht sterben; denn als Gott den Menschen schuf, sprach Er: Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichniß. Gott ist ein Geist, Er lebt ewig; die Seele des Menschen ist Sein Ebenbild, also ist sie ein unsterblicher Geist wie Gott. Darum sagt Jesus: Fürchtet euch nicht vor Denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können; fürchtet vielmehr Den, der den Leib tödtet und die Seele in die Hölle stürzet; ja Diesen fürchtet! Den sollten Sie, junger Mann, auch fürchten!

Unsere Seele ist ein ganz einfaches Wesen, sie besteht aus ganz und gar keinen Theilen; sie kann also nicht zerfallen, wie der Leib; sie kann nicht aufhören, zu sein; und in Nichts kann sie auch nicht zurückkehren; nur Gott allein kann sie vernichten; dieser thut es aber nicht, weil Ihm dieses zur Unehre gereichen würde, indem sie Sein Ebenbild ist.

Die Seele kann auch einstweilen bis zur Auferstehung ohne Leib fortbestehen, denken, wollen, fühlen; das beweisen unsere Träume im Schlafe und die Arbeiten der Somnambulen, die als Priester im Schlafe Predigten, als Advokaten Prozesse ausgearbeitet haben und zwar meisterhaft.

Was machen Sie aus Gott? Sie stellen Ihn ungerecht und grausam dar gegen die Blinden, Lahmen, Krüppel, Taubstummen, gegen alle Kranken und Armen, die bei allen körperlichen Leiden ihr Brod betteln müssen, wie Lazarus. Nach Ihrer Ansicht thäten sie besser, sich umzubringen, da sie im anderen Leben keinen Ersatz zu hoffen hätten. Doch zum Glück ist es nicht so, wie Sie träumen; denn Lazarus wird im Himmel getröstet, der reiche

Prasser aber wird in der Hölle gepeinigt. Ja, ja, es gibt eine Unsterblichkeit der Seele, sonst wäre Gott ungerecht und grausam.

Noch Eins! Weil alle Menschen ohne Unterschied an die Unsterblichkeit ihrer Seele glauben, so hat das Menschengeschlecht für den menschlichen Tod ein eigenes Wort erfunden und dieses wird nur auf Menschen angewendet; man sagt: der Mensch stirbt. Dieses Wort wendet man weder bei Pflanzen, noch bei Thieren an; bei Pflanzen und Bäumen sagt man: sie verwelken, sie verdorren, sie gehen ein; bei Thieren sagt man: sie gehen d'rauf, sie verenden, sie verrecken, sie krepiren; nur vom Menschen sagt man: er stirbt. Da Sie nun glauben, der verstorbene Mensch ist weg, wie das Vieh, so können Sie auch nicht von sich sagen: Ich sterbe; Sie müssen sagen: Ich verende, ich gehe d'rauf, ich verrecke, ich krepire! — Ich fürchte sehr, Gott werde Ihnen ein Ende bereiten, welches mehr dem Krepiren ähnlich sein wird, als dem Sterben; denn Gott läßt selten die Freidenker und Religionsspötter ungestraft aus der Welt scheiden. Was Ihnen drüben bevorsteht, wenn Sie sich nicht bessern, wird Ihnen Ihr Gewissen weissagen.

Der junge Mann hielt die Augen niedergeschlagen, mit Schamröthe war sein Gesicht übergossen, er schlich sich still fort und prahlte nie mehr mit solchen Religionsspötteleien. Doch mußte er noch manchmal die Stichelei hören: Exellenz, Herr Graf! — wissen schon!

Wendet dieses Gespräch auf die Religionsspötter an, die euch aufstoßen. Die heiligen Apostel sagen, man solle sich keine Mühe geben, Ungläubige, Freidenker und Religionsspötter zu belehren; weil sie in ihrer Hoffart die Belehrung verachten und weil ihr verdorbener Sinn für Belehrung unzugänglich ist. Beschämet sie, wie es dieser Reisende mit dem jungen Manne gethan; das ist das beste Mittel, solchen Schwätzern den Mund zu stopfen.

Auch die Seelen der Gerechten müssen im Fegefeuer leiden.

Der Vater des heiligen Bertrand war ein Notarius und wollte in seinem ledigen Stande ein Karthäuser werden. Der heilige Bruno aber und der heilige Vincentius erschienen ihm zweimal und befahlen ihm, zu heirathen. In seiner Ehe erzeugte er den heiligen Bertrand, welcher in seinem siebenzehnten Jahre wider den Willen seiner Aeltern ein Dominikaner wurde. Nach einigen Jahren kam der Vater in Todesgefahr, der heilige Bertrand stand ihm treulich bei und sprach ihm bis an sein Ende so eifrig zu, daß er hoffte, sein frommer Vater würde unverzüglich in den Himmel eingegangen sein. Da er nun dessen Seele Gott empfahl, sah er im Geiste dieselbe im Fegefeuer brennen und hörte sie seine Hilfe kläglich anrufen. Diese erbärmliche Gestalt und Klage seines Vaters schwebte ihm Tag und Nacht vor Augen und verwundete sein kindliches Herz dergestalt, daß er darüber erkrankte. Seinem armen Vater zu helfen, verrichtete er immerfort Bußwerke, fastete beinahe alle Tage, aß oft nur Brod und Wasser, geißelte sich jede Nacht bis auf's Blut, las, so oft er konnte, die heilige Messe für ihn, sprach seine Ordensbrüder an, die heilige Messe für ihn zu lesen und rief ohne Unterlaß in seinem Herzen zu Gott; und doch konnte

er durch alle diese strengen Bußwerke die göttliche Gerechtigkeit nicht versöhnen, sondern mußte zu seinem größten Herzensleide erfahren, daß sein armer Vater beinahe acht ganze Jahre lang in den grimmigen Flammen des Fegefeuers brennen mußte. Alsdann erschien ihm die erlöste Seele, dankte ihm herzlich für die geleistete Hilfe und Liebe und zeigte ihm an, daß, wenn er nicht so viel für sie gethan hätte, sie noch viele Jahre im Fegefeuer hätte leiden müssen. (Ephemerides Dominicanorum ad diem XI. Oct.)

Das Heil der Seele soll uns über Alles gehen.

König Heinrich VIII. von England ließ einst um die Hand einer dänischen Prinzessin werben. Diese aber schlug die königliche Bewerbung aus, indem sie erklärte: wenn sie zwei Köpfe hätte, so würde sie einen davon auf's Spiel setzen und den König zum Manne nehmen; da sie aber nur Einen Kopf habe, könne sie diesen nicht der Gefahr aussetzen. Heinrich hatte nämlich schon zweien von seinen Weibern den Kopf vor die Füße legen lassen. So sollte jeder Mensch kalkuliren: ich habe nur Eine Seele, nur Eine unsterbliche Seele; verliere ich diese, so ist Alles verloren, mehr verloren, als wenn man mir den Kopf vor die Füße legte. Ich habe nur Einen Himmel zu hoffen; geht dieser für mich verloren, so wartet meiner kein zweiter, sondern eine ewige Hölle. Und wodurch geht deine Eine, deine unsterbliche Seele und dein Himmel verloren? Dadurch: Wenn du dich nicht bekehrest!

Wie man den armen Seelen helfen könne.

Trithemius erzählt, daß unweit der Stadt Worms ein ganzes Kriegsheer zu Fuß und zu Pferd etliche Nächte nacheinander erschien und sich kompagnieweise in den Berg hinein begab. Da unweit ein Kloster stand, so machte sich ein beherzter Mönch auf, und beschwor die Soldaten im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, zu sagen: wer sie seien? Sie sprachen: Wir sind die Seelen derjenigen Soldaten, die hier in einer blutigen Schlacht gefallen sind; Alles, was Ihr an uns sehet, ist lauter Feuer, ob Ihr's schon nicht vermuthet. Der Geistliche fragte weiter, ob ihnen zu helfen sei? Sie sagten: Ja, du und die Deinen, ihr könnet uns helfen durch Gebet, Almosen, Fasten und durch die heilige Messe, worauf sie dreimal wiederholten: Bittet für uns! und verschwanden.

Die Seele ist unsterblich.

Ein gewisser italienischer Graf, Namens Leontius, war Einer Meinung mit dem viehischen Epikur, daß auf der Erde nur müsse gefressen, gesoffen und geschwärmt sein, weil nach dem Tode Alles aus sei. Er veranstaltete dem Adel seines Landes ein Gastmahl, ging vorher an dem Kirchhof vorüber spazieren und fand einen Todtenschädel, den er mit dem Fuße stieß und so anredete: Sag' an, du ausgedorrtes Gebein, ist es wahr, was die Leute sagen, daß die Seele unsterblich sei? Wenn in dir ein solcher Geist gewesen, wo ist er jetzt? geht's ihm gut oder schlecht? wird die andere Welt ewig dauern, oder ist es

eine Fabel, was die Pfaffen vom Jenseits schwatzen? Darnach lud er den Todtenkopf auf sein Gastmahl ein, befahl ihm, zu erscheinen, und auf diese Fragen zu antworten. Bei der Tafel wurden die Gesundheiten tapfer getrunken, fest gegessen und als Alle guter Dinge waren, kam auf einmal der Diener voll Schrecken gelaufen, meldend, daß ein Fremder, oder vielmehr ein lebendiges Ebenbild des Todes sich anmelde und zum Gastmahl wolle. Die anwesenden Gäste entsetzten sich; der Graf befahl, man solle das Ungeheuer befragen, was sein Begehren sei? Es antwortete: Ich gehöre zu den geladenen Gästen; ich bin heute früh geladen worden, als der Graf am Kirchhofe vorüber spazierte. Leontius erinnerte sich nicht ohne Grausen des Todtenkopfes und befahl dem beherztesten Knechte, das Ungeheuer hinauszuwerfen und die Thüre zu verrammeln, wenn's ja Gewalt brauchen sollte. Das Gerippe hatte aber schnell die Riegel zerbrochen, war im Saale und sagte den Gästen, sie sollten sich nicht geniren, sondern die Tischfreuden fortsetzen, sie hätten schon lange Nichts gegessen und er wolle sie doch zum Essen und Trinken anfrischen. Die Gäste schlichen sich aber hinaus, also, daß der Graf mit dem Knochengerippe allein war. Kennst du mich? Ich bin der Schädel, den du heute früh mit dem Fuß gestoßen, und bin gekommen, auf deine Fragen zu antworten. Die erste Frage ist: Ob die Verstorbenen ewig leben; ob die Bösen gestraft werden? Nun, auf Befehl des göttlichen Richters bin ich gekommen, dir zu sagen, daß die Todten wirklich ewig leben, daß die Bösen ewig gestraft werden! Du sollst daran nicht zweifeln; denn ich bin dein Urgroßvater und du mein Urenkel. Wir sind aber Beide unglücklich; ich brenne in der Hölle, weil ich auch ein so viehisches Leben geführt, wie du. Mein Vetter! du mußt aus gerechtem Urtheile Gottes mit mir fort, wegen deiner Sünden. Hiermit ergriff er den Leontius und schleuderte ihn so derb an die Wand, daß er augenblicklich todt war.

Seelsorger.

Die Seelsorger müssen der Kirche die eroberten Seelen erhalten.

Gleichwie die Eroberer in den eroberten Ländern eine Besatzung zurücklassen, um den Unterthanen Respekt einzuflößen und sie im Gehorsam zu erhalten, ebenso pflegt die Kirche Seelsorgepriester in den Kirchspielen anzustellen, um das Begonnene zu erhalten und fortzuführen.

Der Seelsorger soll jedem Kirchkinde auch mit Gefahr seines Lebens geistlichen Beistand leisten.

Der heilige Franz von Sales war unfähig, seines Lebens zu schonen, wo es dem Heile der Seelen galt. Als er eines Tages von Thonon fortging, um sich in das Schloß Allingues zurückzuziehen, traf er auf einen Kalviner, der ihn erwartete. Dieser sagte ihm, er habe einen Vergleich zwischen Franz und den Wortsdienern angestellt und er glaube, die Wahrheit sei auf Seite des heiligen Franz und er beschwor ihn bei dem Blute Christi, seiner sich zu erbarmen und mit seiner Belehrung nicht zu säumen. Unterdessen nahte sich die

Nacht und es war um so gefährlicher für den heiligen Missionär, länger zu verweilen, als er durch einen Wald hindurchgehen mußte. Es schien der natürlichen Ordnung gemäß, die Belehrung dieses Menschen erst am folgenden Morgen vorzunehmen; dieß war auch die Meinung seines Vetters Ludwig und sogar der Diener, der alle Gefahren mit ihm theilte, beschwor ihn inständig, weiter zu gehen. Er jedoch antwortete ihnen, Niemand könne sicher auf den folgenden Morgen rechnen; er würde sich sein ganzes Leben hindurch vorwerfen, das Heil einer Seele aus Furcht vor Uebeln vernachlässigt zu haben, die vielleicht nie einträfen und vor welchen Gottes Güte sie bewahren würde. Der eifrige Franz besprach sich so lange mit dem Kalviner, daß sie die Nacht beim Eintritt in den Wald überraschte und sie ward so finster, daß es unmöglich war, den Weg zu finden. Indessen aber war das Geschrei und Geheul der Wölfe, der Bären und anderer wilden Thiere, die von den Bergen herabgekommen waren, so schrecklich, daß man sich des Entsetzens nicht erwehren konnte. Der Diener verging vor Angst und kaum auch war dem Vetter anders zu Muthe. Nur der Heilige war voll Gottvertrauen; er tröstete sie und versprach ihnen den göttlichen Schutz. Während er noch redete, ging der Mond auf und sie sahen in seinem Lichte nicht ferne ein Gebäude, wo sie übernachteten und Schutz fanden; es war eine von den Kalvinern zerstörte Kirche, welcher Gedanke den Heiligen traurig machte und nicht schlafen ließ. Am andern Morgen fanden sie den Weg wieder und kehrten nach Allingues zurück.

Der Seelsorger in seinem Kirchspiele wie er sein soll.

Der heilige Franz von Sales besuchte die Kranken und Gefangenen, er bot Alles auf, Feindschaften auszulöschen und die unversöhnlichsten Feinde mit einander zu versöhnen; er führte für seine Beichtkinder Prozesse zu Ende, wobei seine Kenntnisse des bürgerlichen und kanonischen Rechtes ihm sehr zu Statten kamen.

Der Seelsorger soll seine Predigten nach den Bedürfnissen einrichten.

Der Herzog von Savoyen verlegte ein Regiment nach Thonon. Da der heilige Franz sah, daß die Soldaten sich fleißig bei seinen Predigten einfanden, änderte er seine Methode ab, und statt die Glaubenslehren zu beweisen und die Irrlehrer zu widerlegen, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, erachtete er nun, eine Sittenlehre predigen zu müssen, die den alten sowohl, als den neuen Katholiken auf gleiche Weise heilsam sein könne. Er sprach über die Hauptwahrheiten der christlichen Religion; über jene nämlich, die allen Ständen des Christenthums gemein sind und behauptete solche mit so großem Nachdrucke, und zugleich auf so allgemein verständliche Weise, daß alles Volk schaarenweise dahin strömte. Man sah in kurzer Zeit eine Umänderung bei den Soldaten; Offiziere wie Gemeine legten eine allgemeine Lebensbeichte ab und empfingen aus seinen Händen die heilige Communion.

Dem Seelsorger müssen arme Kirchkinder so viel gelten als reiche.

Der heilige Franz von Sales nahm jeden Menschen ohne Unterschied auf, sowohl öffentlich als besonders. Er wohnte den Leichenbegängnissen bei, kam den Kranken zu Hilfe, ging selbst in arme Dörfer und in die Strohhütten, verlassene Personen heimzusuchen; nichts entging seiner Sorgfalt, seine Nächstenliebe erstreckte sich überall hin; man sah ihn eben so oft Menschen aus dem niedrigsten Stande als Personen aus den höchsten Ständen dienen; Allen ward er Alles; und da er nur Gott in allen Dingen sah und wußte, daß alle Seelen ihm gleich theuer sind, trug er so große Sorge für den Armen, als für den Reichen und bemaß seine Nächstenliebe nach den Bedürfnissen und nicht nach dem Stande der Personen.

Wie der Seelsorger Sünder bekehren soll.

Als der heilige Franz von Sales sich nach Genf begeben wollte, um Beza zum katholischen Glauben zu bekehren, bat er den Bischof und das Kapitel um ihr Gebet; er selbst auch verdoppelte sein Fasten und sein Gebet, da er wohl wußte, daß die Bekehrung eines verhärteten Sünders nur vom Vater der Erbarmungen kommen kann; er brachte mehrere Tage damit zu, Gott um den Geist der Stärke und Weisheit anzuflehen. Voll des Eifers und des Vertrauens überließ er Gott die Sorge für sein Leben und ging nach Genf ab.

Für das Heil der Seelen soll der Seelsorger Alles wagen.

Der heilige Franz von Sales bereiste 1606 die rauhesten und ärmsten Gegenden seines Genfer Bisthums. Hier war es nicht nur Abtödtung und Sittsamkeit, daß er zu Fuß reiste, sondern auch streng nothwendig. Die Berge, über welche er gehen mußte, waren so steil und die Felsen so spitzig, daß man nur zu Fuß hinkommen konnte; oft sogar mußte er Hände und Füße zu Hilfe nehmen, und hatte man am Fuße der Berge die beschwerlichste Hitze ausgestanden, so herrschte dagegen oben eine so strenge Kälte, daß auch die Stärksten davon durchdrungen wurden. Einst, als er auf einem dieser schauderhaftesten Berge halb todt vor Kälte und mit zerschundenen Händen und Füßen angekommen war, um eine einzige Pfarrei zu besuchen, die auf demselben lag und mit Erstaunen eine jener entsetzlichen Eisklüfte betrachtete, deren Spalten oft zehn bis zwölf Klafter tief sind, erzählten ihm die Inwohner, die ihm entgegen gekommen waren, wenige Tage zuvor wäre ein Hirt, der einer Kuh nachlief, die sich verirrt hatte, in eine dieser Spalten gefallen. Niemals, fügten sie bei, hätte man erfahren, was aus ihm geworden wäre, wenn nicht sein Gefährte, der ihn suchte, seinen Hut gefunden hätte, der, als er fiel, auf dem Rande des Spaltes liegen blieb. Der Mann glaubte, dieser arme Hirt könnte vielleicht noch Hilfe empfangen, oder wenigstens könne man ihn, wofern er todt wäre, christlich zur Erde bestatten. In dieser Absicht also ließ er sich an Stricken in diesen entsetzlichen Spalt hinabsenken, von wo man ihn halbtodt vor Kälte

und mit seinem Kameraden herauszog, der erfroren und beinahe ganz in Eis verwandelt war. Als der Heilige diese Erzählung angehört hatte, wendete er sich an seine Begleiter, die alle höchst verdrießlich über die äußersten Strapazen waren, die sie täglich überstehen mußten und benützte diese Gelegenheit, sie zu ermuthigen. Manche, sprach er, meinen, wir thun zu viel und wir thun weit weniger, als diese armen Leute. Sie haben gehört, wie der Eine das Leben einbüßte, ein verirrtes Thier wieder zu gewinnen und wie der Andere der Gefahr sich aussetzte, das seinige einzubüßen, seinem Freunde ein Begräbniß zu verschaffen, dessen er leicht hätte entbehren können. Diese Beispiele sprechen zu uns; diese Nächstenliebe beschämt uns, die wir weit weniger für das Heil der Seelen thun, die uns anvertraut wurden, als diese Leute thun, um Thiere zu retten, die ihrer Fürsorge übergeben wurden.

Bischöfe und Seelsorger sollen ihr Amt mit Furcht antreten und verwalten.

Als der heilige Franz von Sales zum bischöflichen Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge ernannt war, freute man sich allgemein über diese Ernennung. Doch die Gesinnungen des heiligen Mannes waren von dem des Publikums gar sehr verschieden. Kaum hatte er seine Einwilligung gegeben, so fühlte er sich von dem lebhaftesten Schmerze überwältigt, den er je in seinem Leben empfunden hatte. Ohne Unterlaß war er mit der Betrachtung des neuen Standes beschäftigt, den er nun antreten sollte; und ob es ihm auch unmöglich war, demselben auszuweichen, bedünkten ihn darum die Gefahren nicht geringer. Es schien ihm, als sollte er sich auf ein stürmisches Meer begeben, wo er zahllose Klippen sah und noch eine große Anzahl anderer fürchtete, die er nicht vorsehen konnte. In der Bitterkeit seines Herzens rief er zuweilen aus, gleich den Aposteln im Sturme: Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde! Die zu ihm kamen, ihm Glück zu wünschen, waren höchst verwundert, ihn so betrübt zu sehen und als sie ihm ihr Erstaunen darüber bezeugten, sprach er zu ihnen: Ach, war es denn nicht genug, für meine eigene Seele Rechenschaft zu geben, daß man noch so viele andere mir aufbürdet, von welchen Gott so strenge Rechenschaft von mir fordern wird. Ja der Gedanke an die Gefahren, denen er fürchtete, ausgesetzt zu werden, wirkte so tief auf ihn, daß er darüber alle Ruhe verlor. Schlaflosigkeit erhitzte sein Blut und von einem heftigen Fieber, das aus der Angst und Unruhe seines Geistes hervorging, verfiel er bald in eine sehr gefährliche Krankheit. Seine Mutter, die ihn ungemein liebte, war in namenloser Betrübniß, daß sie beigetragen hatte, ihn dahin zu stimmen, diese unglückselige Einwilligung zu geben, die ihm nun das Leben kosten sollte; auch die Freunde waren betrübt. Doch der Friede und das Vertrauen kehrte wieder in seine Seele ein und es wurde mit ihm besser. Gott verlängerte sein Leben, das so heilig war und der Kirche so nützlich sein sollte.

Der Seelsorger soll trachten, seine Kirchkinder zu Freunden zu haben.

Während der Abwesenheit des heiligen Franz von Sales hatten seine Beamten zu Chambry einen bedeutenden Prozeß gegen einige adelige Herren und zwar mit großen Kosten gewonnen, zu welchen sie verurtheilt waren und die sein Verwalter mit aller Strenge einfordern wollte. Der heilige Franz stimmte jedoch nicht bei. Ich habe diesen Rechtsstreit nur darum begonnen, sprach er, weil ich solchen für gerecht hielt, und weil es nicht meinen persönlichen Vortheil, sondern den Rechten meiner Kirche galt, die es mir nicht erlaubt ist, aufzugeben. Was die Unkosten betrifft, verlange ich solche nicht zurück. Gott soll mich behüten, solche Vortheile gegen wen immer, zumal aber gegen meine Diözesanen zu benützen, die ich zu behandeln habe, wie ein guter Vater seine Kinder. Der Verwalter wollte ihm hierauf erwiedern und sagte ihm, diese Ausgaben beliefen sich auf eine große Summe und er bedürfe derselben, die Ausgaben zu decken, die dieser Prozeß gekostet habe. Der Heilige aber antwortete ihm: Halten Sie es etwa für einen geringen Gewinn, Herzen zurückzugewinnen, die dieser Prozeß mir vielleicht zu Feinden gemacht? Ich muß Ihnen sagen, daß ich dieß für Alles halte. Und auf der Stelle sandte er hin und ließ diese Edelleute berufen, die nicht wenig erstaunten, als er ihnen diese Gerichtskosten erließ, um deren Erlassung sie nicht einmal gewagt hatten, ihn zu bitten. Wer den Werth der Herzen erkennt, der wird nie erachten, solche theuer zu erkaufen. Schon ein einziger Feind ist zu viel; Freunde hingegen kann man nie genug haben. Dieß war Einer der Grundsätze des Heiligen.

Der Seelsorger soll bei der Einhebung seiner Gebühren uneigennützig und nicht zu streng sein.

Der Bischof von Genf hatte das Recht, das Vermögen gewisser Familien zu erben, wenn die Aeltern ohne Kinder gestorben waren. Ein solcher Fall ergab sich unter dem heiligen Franz von Sales. Ein reicher Mann, dessen Hinterlassenschaft dem heiligen Franz zufallen sollte, starb ohne andere Erben zu haben, als Seitenverwandte. Diese kamen ungesäumt nach Annecy, um mit dem bischöflichen Verwalter über diese Erbschaft zu unterhandeln. Der Verwalter ging sehr weit in seinen Ansprüchen, da er genau unterrichtet war, daß der Verstorbene ein großes Vermögen hinterlassen hatte. Seine Verwandten hingegen behaupteten das Gegentheil; beide Parteien waren also sehr weit auseinander. Dieß erfuhr der heilige Franz und ließ ihnen sagen, sie sollten sich an ihn wenden. Sie folgten seiner Einladung und der Heilige sprach zu ihnen: sie möchten ihm gewissenhaft sagen, wie hoch diese Erbschaft sich belaufen könne? Sie waren so schamlos, ihm zu antworten, es belaufe dieselbe sich ungefähr auf zwanzig Goldthaler. Nun denn, sprach er, so gebet mir sie, und ihr seid entlastet! Auf diese Weise erhielten sie für eine so geringe Summe eine so reiche Erbschaft. Wer aber beschreibt das Erstaunen des Verwalters, als er erfuhr, sie seien so wohlfeil losgekommen! Er machte darüber dem heiligen Bischof

Vorstellungen mit seinem gewöhnlichen Eifer, der so weit ging, daß er sogar mit ihm zankte. Was sollte ich denn thun? antwortete er ihm; hätte ich nicht ein Almosen zu ertheilen gehabt, das ich nicht zu bestreiten wußte, so wäre wohl noch Aergeres geschehen; denn ich hätte gar Nichts von ihnen verlangt. Dieses Recht seiner Kirche war ihm lästig; nie auch forderte er solches mit Strenge ein, doch glaubte er, er könne oder er dürfe demselben nicht entsagen.

Der Seelsorger muß Festigkeit besitzen.

Der heilige Korbinian wurde an den Hof des Herzogs Grimoald berufen. Als er dahin reiste, erfuhr er, daß sich der Herzog mit Piltrüde, Wittwe seines verstorbenen Bruders, vermählt habe. Bevor er daher nach Freising kam, ließ er dem Herzog melden, er könne seinen Palast nicht betreten, bis er die unerlaubte Ehe getrennt und die unrechtmäßige Frau von sich entfernt habe. Diese Erklärung setzte Grimoald, vorzüglich aber Piltrüde in große Betrübniß. Der Herzog sah wohl ein, daß er entweder den Heiligen oder die heißgeliebte Gemahlin verlassen müsse und eins fiel ihm so schwer, wie das andere. Piltrüde sann in ihrer heftigen Leidenschaft auf Mittel, den harten und rauhen Mann, der ihr Lebensglück untergraben wollte, für immer aus dem Wege zu räumen. Korbinian sah die Gefahr, die seinem Leben drohte; aber er blieb unerschütterlich bei seiner Erklärung, die er dem Herzoge öfters wiederholte: Es ist dir nicht erlaubt, das Weib deines Bruders zur Gemahlin zu haben. Zugleich bot er alle Beweggründe der Religion auf, ermahnte, überzeugte, bat und flehte zu Gott um Erleuchtung der Irrenden. Nach einiger Zeit von vierzig Tagen äußerten sie Reue und versprachen sich zu trennen und der heilige Bischof erschien mit Freude am Hofe, segnete und umarmte den Herzog und begann nun allenthalben den Glauben zu verbreiten. Grimoald unterstützte den Heiligen kräftig in seinem apostolischen Bekehrungswerke.

Der Seelsorger soll für Gottes Ehre und für das Heil der Seelen brennen.

Wenn der selige Pater Forreri hörte, daß Gott beleidigt werde, verfiel er in große Traurigkeit, ja er wurde manchmal ganz bleich und nahezu ohnmächtig, wenn er hörte, daß an dem und jenem Orte Sittenlosigkeit herrsche; so sehr war ihm die Ehre Gottes am Herzen gelegen. In seiner Seelsorge fand er die größte Unwissenheit in Glaubenssachen, Vernachläßigung oder Mißbrauch der heiligen Sakramente, Entheiligung der Feiertage, Schändung der Kirchen und allgemeine Sittenlosigkeit. Um nun bei diesem Volke den Namen Gottes wieder zu Ehren zu bringen, so hielt er in der Woche mehrere Christenlehren; außerdem versammelte er an bestimmten Orten vier oder fünf Haushaltungen, die am nächsten beisammen wohnten und unterrichtete sie mit solcher Ausdauer in den nothwendigsten Religionswahrheiten, bis Alle dieselben genügend gefaßt hatten. Er war außerordentlich eifrig und glücklich, Sünder zu bekehren; namentlich bewirkte er einmal durch eine sehr beschwerliche Mission, daß in einer Gegend, wo die Ketzerei eingerissen war, alle Bewohner sich wieder

zum wahren Glauben bekehrten. Er sagte aber selbst, um Andere zu bekehren, seien schöne Worte nicht so wichtig, als gutes Beispiel, Gebet und Fasten. Dabei war er sehr geduldig und leutselig, um das Gemüth der Sünder wieder für Gott zu gewinnen. So lag einmal ein Edelmann tödtlich verwundet auf dem Sterbebette; sein Herz war voll Rache und sein Mund voll Gotteslästerungen; sich versehen zu lassen, wies er mit Abscheu zurück. Da baten die Angehörigen den seligen Forreri, er möchte einen Versuch machen, dem verstockten Sünder beizukommen. Forreri kniete in einem Winkel nieder, um Gottes Beistand anzurufen, dann ging er zum Kranken; diesem gefiel die freundliche bescheidene Miene des gottseligen Priesters; darum erzählte er ihm sein Unglück. Dieses ging dem gutmüthigen Forreri so zu Herzen, daß er aus Mitleid bitter weinte; der Kranke faßte deßhalb großes Vertrauen und sagte: Wenn Ihr für meinen Leib, dem nicht mehr zu helfen ist, so viel Mitleid habet, so nehmet Euch jetzt lieber meiner Seele an! Dann beichtete er und bekehrte sich so aufrichtig, daß er bis zu seinem Ende von Nichts mehr reden wollte, als nur von Gott und vom Himmel.

Der Seelsorger im Hause und in der Seelsorge, wie er sein soll.

Der gottselige Pfarrer Adam Schmid betete vor dem Schlafengehen mit seinen Hausgenossen den Rosenkranz. Wenn er sich nach seinen Studien, seinen seelsorgerlichen Arbeiten und nach dem Gebete ein wenig Ruhe gönnte, so faßte er Rosenkränze in Draht, die er verschenkte. Seinen Dienstboten hatte er eine treffliche Hausordnung vorgeschrieben, aus welchen seine Liebe zu Maria hervorleuchtet. Er verlangte von ihnen, daß sie beim Läuten des englischen Grußes sogleich die Arbeit stehen lassen und Maria mit inbrünstigem Herzen grüßen sollten. Am Abende sollen sie den Rosenkranz, und die lauretanische Litanei um eine glückselige Sterbestunde beten. Durch sein flammendes Gebet erhielt seine Liebe zu Gott immer neue Nahrung und seine Seele die nöthige Kraft zur Tugendübung. Mit großer Strenge verfuhr er gegen sich selbst. Er aß nur schwarzes Hausbrod aus Roggen- oder Bohnenmehl, wie es seine Dienstboten hatten; Wasser oder wenig Milch war sein Getränk; seine Bettstelle war einer Todtentruhe ähnlich; sein Unterbett ein magerer Strohsack, sein Kopfpolster ein Holzblock. Seine Füße und Arme umgab er mit spitzigen Cilizien, welche man nach seinem Tode in das Fleisch eingewachsen fand. Oefters trug er einen aus Pferdehaaren verfertigten Bußrock, den er nur seinen Schatz nannte. Unermüdlich war er in der Seelsorge. Mit flammendem Eifer predigte er; mit zartester Liebe führte er die Kinder zu Jesus; mit der innigsten Liebe suchte er den Armen, Kranken und Sterbenden beizustehen. Er brachte oft ganze Nächte am Bette der Kranken zu. Wenn es zum Sterben kam, gebrauchte er verschiedene Segnungen und verrichtete die rührendsten Gebete. Die Umstehenden mußten dann den Rosenkranz beten. Wenn die heilige Wegzehrung zu einem Sterbenden getragen wurde, ließ er ebenfalls laut den Rosenkranz beten. Er selbst betete dieses Gebet oft und gern. Der Rosenkranz war sein

steter Begleiter. Wenn er über Feld ging, Kranke besuchte, oder andere nothwendige Reisen im Thale machte, sah man ihn auch durch die Dörfer den Rosenkranz beten; wurde er unterbrochen, so hing er den Rosenkranz an den Arm oder um den Hals, um ihn gleich wieder zur Hand zu haben. Bei allen seinen Gebeten vergaß er nie der Mutter Gottes. Er machte oft Wallfahrten zu ihren Kirchen und Bildern. Maria liebte ihn auch wie ein Kind. Vor seinem Tode hielt er noch mit seinen Kirchkindern eine Wallfahrt nach Galthur. Er wußte Tag und Stunde seines Todes und starb mit den heiligen Sakramenten versehen eines seligen Todes 1729, noch nicht vierzig Jahre alt.

Segen.

Der Segen der Aeltern steigt auf gute Kinder nieder.

Der Sohn eines alten, unerschütterlich braven Försters in dem großen Walde, der früher dem Herzoge von Orleans gehörte, bei Villiers-Colleres, kam in den Verdacht, einen reichen jungen Mann aus Paris, der sich bei einem Geschäftsfreunde seines Vaters befand, um sich für den Holzhandel auszubilden, erschlagen zu haben. Der Leichnam war gefunden und der angebliche Mörder ergriffen, dessen Schuld sicher zu sein schien. Als er eingebracht wurde, hatten sich auch die alten Aeltern des Unglücklichen eingefunden, um den Sohn noch einmal zu sehen. Sobald die Mutter denselben erblickte, rief sie aus: Mein Sohn! mein lieber Sohn! und wollte ihn mit ihren Armen umschlingen; der Vater aber hielt sie zurück und sagte: Mutter, jetzt nicht; erst müssen wir wissen, ob wir ihn noch unsern Sohn nennen können, oder ob wir einen Mörder vor uns haben. Dann wendete er sich an den Bürgermeister und den ersten Gerichtsbeamten, während die Gendarmen den Gefesselten umgaben und sagte: Ich bitte um weiter nichts, als ihm in das Gesicht sehen und ein paar Worte mit ihm reden zu dürfen; dann werde ich selbst sagen, ob er schuldig ist oder nicht. Die Erlaubniß konnte nicht wohl verweigert werden. Der Vater trat an den Sohn heran, die Anwesenden bildeten einen Halbkreis um die Gruppe und Aller Herzen klopften fast hörbar. Da streckte der alte Förster die Hand aus und sagte: Seid alle Zeugen, die ihr hier seid, was ich ihn fragen werde und er antworten wird. — Vor der alten Frau da, die deine Mutter ist — vor dem weinenden Mädchen, das deine Schwester ist — vor dem würdigen Geistlichen, der dich in der Religion unterrichtet hat, frage ich, dein Vater, der dir von Kindheit an die Liebe zur Wahrheit und den Haß gegen die Sünde, vor Allem gegen die Lüge eingepflanzt, frage ich dich hier, Bernard, wie dich Gott da oben einst fragen wird: Bist du schuldig oder unschuldig? Dabei sah er den Sohn mit einem Blicke an, der in den tiefsten Tiefen des Herzens lesen zu wollen schien. Vater! . . . . . begann der Beschuldigte; aber der Alte unterbrach ihn und sagte: Nimm dir Zeit, — übereile dich nicht, daß dein Herz nicht in den Abgrund des Verderbens sinke . . . . sieh mich an, — Aug in Aug — und ihr Alle da, sehet ihn fest an und höre wohl, was er sagt . . . . Und nun antworte! — — Vater, ich bin unschuldig, antwortete der Sohn ruhig und gefaßt. Da streckte der Alte seine Hand aus,

legte sie auf die Achsel des Sohnes und sagte: Kniee nieder! — Der Sohn gehorchte und der Vater sprach im Tone der festesten unerschütterlichsten Ueberzeugung: Ich segne dich! — Gott segne dich! — Du bist unschuldig! Der Beweis deiner Unschuld wird kommen, wenn es Gott gefällt. Es ist dieß eine Sache zwischen ihm und den Menschen. Mag nun die Justiz ihren Lauf haben. Mutter, sagte er zu der weinenden Frau, jetzt komme und umarme deinen Sohn! Nach dieser Scene, die alle Anwesenden auf's Tiefste ergriffen und zu Thränen gerührt hatte, wurde der Gefangene in den Kerker abgeführt, und der Prozeß begann, aber nach kurzer Zeit wurde der wirkliche Mörder entdeckt und der Sohn kehrte, von aller Schuld rein, in das Vaterhaus zurück. — Den Jubel darüber in der ganzen Gemeinde kann man sich denken. Einer der ersten und reichsten Bürger in der Stadt L. machte, gerührt von dem Verfalle, diesem braven Sohne den Antrag, ihm seine Tochter, ein blühendes, tugendhaftes Mädchen zur Braut zu geben, falls er Neigung zu ihr haben sollte; denn, sagte er, er könne seiner Tochter keinen braveren Mann wünschen, als einen solchen, der eine so gute, gottesfürchtige Erziehung genossen und so würdige Aeltern habe! Diesen Fasching soll die Hochzeit stattfinden, zu der die ganze Gemeinde geladen wird. (Gemeindezeitung 1865.)

Der Papst segnet nur die Würdigen; für Unwürdige betet er.

Zum Neujahre 1866 brachte der französische Gesandte dem Papste seine Neujahrswünsche. Bei dieser Gelegenheit äußerte der Gesandte, er werde sich sehr glücklich fühlen, dem Kaiser Napoleon schreiben zu können, daß Se. Heiligkeit ihn, die Kaiserin und den kaiserlichen Prinzen segne. Pius antwortete Folgendes: Ich segne die Kaiserin, weil sie mir mehrere Briefe voll der besten Gesinnung gegen mich geschrieben, weil sie in hochherziger Weise zum Peterspfennig beigetragen hat und weil sie endlich bestrebt ist, inmitten eines äußerst verderbten Hofes eine Christin zu bleiben. Ich segne den kaiserlichen Prinzen, weil er noch unschuldig ist und weil ich wünsche, daß er in die Fußstapfen seiner Mutter trete. — Und kann ich nicht berichten, daß Eure Heiligkeit auch den Kaiser gesegnet haben? — Herr Botschafter! der Telegraph wird dieß allerdings berichten; er ist es gewohnt. — Und darf ich nicht dasselbe berichten, wie der Telegraph? — Nein, es sei denn, daß Sie lügen wollen. Ich gebe mich einstweilen damit zufrieden, für den Kaiser zu beten, viel für ihn zu beten; denn er bedarf dessen sehr!

Der Segen heiliger Menschen hat großen Werth.

Der heilige Simeones, der Säulensteher, hatte einen Priester um sich. Da immer viele Leute zu ihm kamen, befahl er ihnen, zu diesem Priester zu gehen und zu ihrem Nutzen seinen priesterlichen Segen zu empfangen. Da drängten sie sich in großer Anzahl und mit solchem Ungestüm um ihn her, daß er in größter Gefahr war, von ihnen erdrückt zu werden; nur auf des Simeones Ruf theilten sich die Volksmassen und ließen ihm freien Raum. — Einst

bat ein gewisser Volksstamm den heiligen Simeones, seine Fürbitte und seinen Segen ihrem Vorsteher zu ertheilen; ein anderer Stamm aber widersprach diesem Begehren, indem sie jenen, als einen Gottlosen, dessen unwürdig erklärten, hingegen für ihren eigenen Vorsteher als für einen frommen und gerechten Mann den heiligen Segen begehrten. Dadurch entstand ein heftiger Streit, daß endlich beide Partheien handgemein wurden. Simeones schalt die Kämpfenden und segnete beide. Sie würden sich aber nicht so sehr um seinen Segen beworben haben, wenn sie nicht den Segen des heiligen Mannes für äußerst wirksam gehalten hätten.

Man soll die heilige Messe erst nach empfangenem Segen mit dem heiligsten Sakramente verlassen.

Es steht geschrieben: Der Segen des Vaters baut den Kindern Häuser; um wieviel mehr der Segen Jesu aus dem allerheiligsten Sakramente. Vor der Schlacht bei Gitschin fiel jene hochernste Scene vor. Am 29. Juni 1866 um sechs Uhr Abends, stand das Infanterie-Regiment Hannover bei Gitschin, vor ihnen die Preußen, etwa fünfhundert Schritte entfernt. Schon flogen die Kugeln auf sie herüber, als der tapfere Oberst von Kolbenschlag, an dessen Seite der Regimentskaplan, Pater J., sich befand, sie folgendermaßen anredete: Soldaten! der ernste Augenblick ist da und wir sollen den altbewiesenen Ruhm, die bekannte Tapferkeit unseres Regiments neu bewähren. Und so wollen wir nun mit Gott treu und tapfer kämpfen für das gute Recht, für Kaiser und Vaterland, mit dem Segen Gottes, mit dem Segen, den uns jetzt der geistliche Herr ertheilen wird. Er senkte seinen Säbel und kommandirte zum Gebet. Der Regimentskaplan, angethan mit Rochet und Stola, segnete uns unter dem Donner der preußischen Kanonen und dem Krachen des Gewehrfeuers. Es war ein erschütternder Augenblick! Wir standen fest, aber heiße Thränen flossen über die Wangen herab; Jeder von uns dachte, es dürfte vielleicht unser letzter Segen sein. Da reichte der Oberst vom Pferde herab dem Geistlichen die Hand und bat ihn, diesen Ort zu verlassen. Der Regimentskaplan begab sich auf den Verbandsplatz, eilte von Einem zum Andern und spendete den armen Sterbenden die heiligen Sakramente. So blieb der Mann inmitten des Kugelregens auf dem Schlachtfelde und blieb glücklicherweise unversehrt. Die Gnade, selbst am Schlachtfelde die heiligen Sakramente zu empfangen, hatten sie diesem Segen und dem allerheiligsten Sakramente zu verdanken.

Sehen.

Tiberius und Cardanus konnten im Finstern sehen.

Cardanus sagt von sich und seinen Jugendanlagen: Wenn ich will, sehe ich, was ich will, und zwar mit den Augen, nicht im Geiste, gleich jenen Bildern, von denen ich gesagt, daß ich sie als Kind gesehen. Jetzt aber erfolgt es, wie ich glaube, durch Beschäftigungen; aber nicht anhaltend, nicht vollkommen und nicht durchaus zu jeder Zeit, wenn ich will; aber doch nur, wenn ich will. Die Bilder aber, die ich sehe, sind immer in Bewegung. Und so sehe ich

Wälder, Thiere, Gegenden und was ich immer zu sehen wünsche. Ich halte dafür, die Ursache dessen sei die Thätigkeit der Einbildungskraft und die Schärfe des Geistes. In frühester Jugend hatte ich das mit Tiberius Cäsar gemein, daß ich in tiefster Finsterniß Alles sah, wie bei hellem Tage; bald aber wurde mir dieses Licht genommen. Noch jetzt sehe ich immer noch Einiges, ob ich gleich das Gesehene nicht klar zu unterscheiden vermag; und auch dessen ist die Wärme des Gehirns, die Feinheit der Lebensgeister und der Substanz des Auges, sowie die Energie der Einbildungskraft Grund und Ursache. Dieses Sehen im Finstern ist also eine natürliche Anlage.

Sekten.

Die Sekten haben die Kennzeichen der Kirche Christi nicht und sind nicht seine Kirche.

So wie die Behörden den Reisenden Pässe ausstellen, worin sie bezeugen, wer sie sind und wie sie aussehen, so hat auch Christus seiner Kirche vier Kennzeichen gegeben, woran man sie erkennt: Einigkeit, Heiligkeit, Allgemeinheit und Apostolität. Wer sich für Jemanden ausgiebt und zeigt einen Paß vor, der nicht mit seinen Kennzeichen übereinstimmt, ist nicht der rechte Mann; und da den Sekten die Kennzeichen der wahren Kirche Christi alle oder mehrere fehlen, so sind sie nicht die Kirche Christi.

Die Sekten verhindern die Verbreitung des Christenthums.

In China predigen Missionäre von siebenzehn Sekten; gerade diese Theilung und Spaltung des Christenthums ist ein mächtiges Hinderniß seiner Verbreitung. Der vernünftige Chinese sagt, diese verschiedenen christlichen Religionen können unmöglich von demselben Christus herstammen, oder in Europa und Amerika müßten so viele Christus sein, als China Götter hat. — In Neuseeland bekriegen sich die Stämme, welche verschiedenen Sekten angehören.

Die Sekten sind der Versammlungsort für Verworfene.

Alle Christen bilden unter Christus, dem Haupte, einen Leib und sind unter einander Glieder. Im menschlichen Leibe sind gesunde und ungesunde, nährende und unnahrhafte Stoffe; die guten bleiben im Leibe, die ungesunden und unbrauchbaren werden ausgeschieden durch Schweiß, Urin, Abfall; für letztere ist der Abort. Das sind im Christenthum die Ketzer und Irrgläubigen, welche die Kirche ausstößt, und die verschiedenen Sekten sind der Abort, wo sie zusammen geworfen werden, um der Hölle als Dünger zu dienen.

Selbstbefleckung.

Selbstbefleckung ist ein schreckliches Laster.

Ein Student, der als Schulknabe gutes Talent besaß und gut lernte, wurde in späteren Jahren in Folge des Geschlechtsreizes und der Betastung zur Selbstbefleckung verleitet. Er trieb diese geheime Sünde fort, schwächte aber dadurch seinen Geist so sehr, daß er mehrere Schulen wiederholen mußte.

Sein Gesicht befiel ein eigener Ausschlag, sein Körper mattete so ab, daß er als Jüngling von neunzehn Jahren an der Abzehrung starb.

Selbstbeherrschung.

Der Christ muß sich in der Selbstbeherrschung üben.

Der heilige Vinzentius war eben nicht von starker Leibesbeschaffenheit und daher vielen Unpäßlichkeiten unterworfen. Schon als er im Gondy'schen Hause lebte, bestand er eine sehr gefährliche Krankheit, wovon ihm eine Geschwulst der Beine zurückblieb, die ihm bald mehr, bald weniger Schmerzen verursachte und das Gehen sehr erschwerte. Dazu kam von da an von Zeit zu Zeit wiederkehrendes Fieber, welches gewöhnlich drei bis vier Tage, zuweilen aber auch einige Wochen dauerte. Er nannte es sein Fieberchen und ließ sich dadurch in seiner Tagesordnung nicht im geringsten stören. Er konnte dasselbe nur durch starke Schweiße vertreiben. So brachte er von der Hitze gequält und durch den starken Schweiß ermattet einen großen Theil der Nacht schlaflos zu, wovon die Folge war, daß er den Tag hindurch und selbst bei seinen Arbeiten gewaltig vom Schlafe geplagt wurde. Doch war er nie zu bewegen, sich unter Tags niederzulegen, sondern er kämpfte gegen die Schläfrigkeit und nannte sie nur immer seine Armseligkeit. Was also diesen Beschwerden an Heftigkeit mangelte, ersetzten sie nur zu sehr durch ihre lange Dauer und es bedurfte von seiner Seite gewiß einer vorzüglichen Selbstbeherrschung, um allzeit unverdrossen und ungehindert seine täglichen Berufsgeschäfte fortzusetzen.

Selbstbeherrschung macht alt.

Der berühmte französische Gelehrte Fontenelle, der im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte gelebt, unermüdet thätig war und der größten Selbstbeherrschung in Speis und Trank und anderen Vergnügen sich befliß, wurde fast hundert Jahre alt.

Der ruhmgekrönte, über alles Lob erhabene Erzbischof von Freiburg, Herrmann von Vikari, erreichte am 13. Mai des Jahres 1864 das einundneunzigste Lebensjahr. Jedermann kennt das Geheimniß seiner langen Lebensdauer und seines glücklichen Alters, es ist seine Selbstbeherrschung und Selbstverläugnung, es sind die Tugenden: unausgesetzte Thätigkeit, strenge Enthaltung von aller Naturwidrigkeit, geordnete Lebensweise, Mäßigkeit, Nüchternheit, Verbannung aller Weichlichkeit. Wenige, kaum Einer aus Tausenden, dürfte sich finden, die mit ihm sagen können: Ich habe nie eine Prise Tabak genommen, nie eine Cigarre oder Pfeife geraucht und nie zu tief in's Glas geschaut! Und darum hat er schon drei Generationen in's Grab geschaut, und ist der Todesengel an ihm vorüber gegangen. Ein Held an Geist und Willenskraft, ein Held an Charakterfestigkeit und Muth, ein Held in Selbstbeherrschung und Selbstverläugnung! Selbstbeherrschung macht alt!

Selbstgefühl.

Selbstgefühl der eigenen Kraft ist noch kein Stolz.

Als der persische König Aegypten erobert hatte, sandte er Kundschafter nach Aethiopien, tief in Afrika, mit Geschenken an den König. Die Gesandten stellten sich, als hätten sie den Auftrag, den König zu einem Freundschaftsbündniß mit den Persern einzuladen. Aber der Beherrscher merkte ihre List und beschämte sie mit diesen Worten: Geht, euer König ist kein gerechter Mann, denn wäre er das, so suchte er kein anderes Land, als das seinige, und zwänge nicht Menschen, von denen er nicht beleidigt worden, zu seiner Dienstbarkeit. Gehet, bringet ihm diesen Bogen, und den Rath dazu, nicht eher sich den Aethiopen zu nähern, als bis die Perser Bogen von dieser Größe spannen können. Uebrigens mag er den Göttern danken, welche es den Aethiopen noch nicht haben in den Sinn kommen lassen, sich fremden Eigenthums bemächtigen zu wollen. Es war dieß eine Sprache, nicht des Stolzes, sondern des Gefühls und Bewußtseins ihrer Ueberlegenheit.

Selbstmord.

Der Selbstmord ist die gewöhnliche Folge von Lüderlichkeit und Irreligiosität.

Der Skorpion ist ein grauenhaftes, böses, giftiges Thier, der den Menschen sticht und verwundet; legt man ihn in einen Kreis von glühenden Kohlen, so daß er nicht mehr entfliehen kann, so sticht er sich selbst todt. Das ist das treue Bild lüderlicher, irreligiöser, schlechter Menschen. Haben sie sich in Folge ihrer Sünden in Unannehmlichkeiten verwickelt, so morden sie sich selbst. Der Fromme lebt gut, kommt nicht in Verlegenheit und die Trübsale, welche Gott auferlegt, trägt er geduldig; ihm geschieht so etwas nicht.

Auch Heilige wurden zum Selbstmord versucht.

Der heilige Ignatius wurde kurz nach seiner Bekehrung von Gott zu seiner Vervollkommnung mit einer furchtbaren Trostlosigkeit heimgesucht, so daß er glaubte, er sei verdammt. Die Dominikaner nahmen ihn aus Mitleid auf; aber statt Erleichterung zu finden, ward er noch mehr gepeinigt. Er verfiel in eine finstere Melancholie und als er eines Tages in seiner Zelle war, kam ihm der Gedanke, sich aus dem Fenster zu stürzen, um seinen Leiden ein Ende zu machen; er folgte jedoch diesem Ausbruch der Verzweiflung nicht. Obgleich ihm der Himmel wie von Eisen erschien, erhob er doch seine Augen voll Glauben zu Gott und rief: Stehe mir bei, o Herr, stehe mir bei! Endlich ward er von oben getröstet und erleuchtet.

Die Gedanken des Selbstmordes sind vom Teufel.

Die heilige Christina lebte im Kloster äußerst bußfertig. Nach zwei Jahren kam der Teufel zu ihr in Gestalt des heiligen Bartholomäus, stellte sich vor sie hin und sprach: Tochter, du betest viel und hast ein großes Ver-

langen, in das Reich Gottes einzugehen; wisse, daß du dieses sicher erreichen wirst, wenn du dich tödtest; denn solches ist sogleich geschehen und ohne allen Verzug wirst du in den Himmel gelangen. Von der Stunde an wälzte sich diese Versuchung ein halbes Jahr lang in ihrem Herzen herum. So oft sie allein war, bekam sie eine heftige Neigung, sich zu tödten und meinte, sie könne nicht mehr widerstehen. Wenn sie am Brunnen war, wollte sie sich hinabstürzen; wenn sie in der Kirche war, ging sie deßhalb hinaus zum Brunnen. Als ihr einmal zur Ader gelassen worden, wollte sie die Ader wieder aufreißen, um an Blutverlust zu sterben. Aber es wandelte sie der Schrecken an, daß solches Sünde sei und sie in die Hölle brächte. Hingegen hörte sie oft in der Nacht eine Stimme: Steh geschwind auf, es ist der Wille Gottes, daß du dich tödtest; wenn du es nicht sogleich thust, so wirst du ersticken und verdammt werden.

Selbstmord ist gewöhnlich das Ende eines lasterhaften, sittenlosen Lebens.

Die römische Geschichte der späteren Perioden ist reich an empörenden Unmenschlichkeiten; aber sie hat selbst in dem früheren Zeitalter eines Curtius und Fabricius Beispiele von entsetzlichen Ausschweifungen, Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten aufzuweisen. Fast zweihundert römische Frauen wurden angeklagt, ihre Männer vergiftet zu haben und um der Strafe zu entgehen, gaben sie sich selbst auf die nämliche Weise den Tod.

Selbstmord bei Kindern ist Folge einer schlechten Erziehung und Mangel an Religion.

In Wien erstreckt sich die Selbstmordmanie bereits auf Kinder. Der Oktober 1866 hatte zwei derartige Fälle aufzuweisen. Ein kaum fünfzehnjähriges Mädchen, die Tochter eines Gerbers in Sechshaus, schritt zum Selbstmord, weil sie von ihrem Vater gezüchtiget worden. Sie kaufte zu diesem Zwecke Laugenessenz und in der Meinung, daß dieß kein rasch wirkendes Gift sei, schabte sie von einem Päckchen Zündhölzchen den Phosphor ab, mengte ihn unter die Laugenessenz und trank die Mischung bis auf den letzten Tropfen aus. Unter furchtbarem Stöhnen sank sie alsbald zu Boden und die herbeieilende Familie fand das Mädchen bereits im Todeskampfe. In's Spital gebracht, hörten die Aeltern, daß sie wohl kaum zu retten sei. Der zweite Selbstmordversuch betrifft einen dreizehnjährigen Knaben, der eiligen Laufes zur Donau rannte, um sich in die Fluthen zu stürzen. Ein Schiffsarbeiter sprang ihm augenblicklich nach und brachte den Knaben glücklich an's Ufer. Dieser ergriff jedoch die Flucht und wurde erst nach längerer Verfolgung von seinem Retter eingeholt und festgehalten. Als Grund gab der Knabe an, daß er wegen Verlustes eines Geldbetrages eine Züchtigung zu erwarten habe. Haben solche Kinder einen Begriff von Gott und von Sünde und Ewigkeit? Nein!

Selbstmord eine Folge der Liederlichkeit.

Der Diurnist Anton F. hatte im Leben mannigfaltige Irrfahrten durchgemacht. Nachdem derselbe binnen wenigen Jahren ein Vermögen von fünfzigtausend Gulden verjuxte, trat er, als letztes Auskunftsmittel, in's Militär und später nach Ablauf seiner Dienstzeit in's päpstliche Freiwilligenkorps. Von dort als Offizier entlassen, kam er wieder nach Wien und erhielt eine Diurnistenstelle, deren schmaler Ertrag für den an ein flottes Leben gewöhnten Mann ein- für allemal nicht hinreichte, weßhalb er sich genöthigt sah, Schulden auf Schulden zu machen. Von seinen Gläubigern gedrängt und in die Enge getrieben, kam er endlich auf den unseligen Entschluß, sein leichtfertiges Leben mit einem Selbstmorde zu beschließen. Die Vorbereitung zur schändlichen That war höchst sonderbarer Art. Er begab sich in ein Kaffeehaus, spielte da mit einigen Brüderln Karten um Geld, verlor dabei seine ganze, ohnehin geringe Barschaft, und obendrein noch zwölf Gulden, die er gegen Ehrenwort zu berichtigen versprach, worauf er sich entfernte und nach seiner Wohnung in Lichtenthal ging. Als nun des andern Tages Früh seine Quartiergeberin mit dem Kaffee eintrat, fand sie denselben zu ihrem Entsetzen todt am Sopha liegen, neben sich auf dem Tische ein geleertes Glas, in welchem sich noch Spuren von Cyankali befanden. So endete das Leben eines Menschen, der, leichtsinnig, wie er war, auch im tollen Leichtsinne noch sein Wort verpfändete, um mit schuldbeladenem Gewissen vor seinen höchsten Richter zu treten. Wahrlich ein trauriges Zeichen der Zeit!

Selbstverläugnung.

Selbstverläugnung macht Gott wohlgefällig.

Der heilige Bernard hatte vom Papste den Auftrag, herum zu reisen und die Christen zur Vertheidigung des gelobten Landes aufzumuntern. Obgleich er leidend und krank war, so thaten doch seine Schwächen seinem Eifer keinen Abbruch und gleich einem Opferthiere, arbeitete er auf Kosten seines Lebens am Heile seiner Brüder. Diese tiefe Selbstverläugnung machte ihn in den Händen Gottes zu großen Dingen sehr geeignet. Er klagte es Gott, daß seine Predigten wenig Nutzen schaffen, wenn er sie nicht durch Wunder bestätige. Kaum hatte er diese Klage Gott vorgetragen, so erhielt ein kranker, dem Sterben naher Chorherr die Gesundheit; er, der bereits in den letzten Zügen lag, stürzte aus seinem Bette, lief dem heiligen Bernard nach, um ihm zu danken, während die Chorherren glaubten, es sei ein Geist und entflohen, bis sie die Wahrheit wieder zu sich brachte.

Zur Selbstverläugnung giebt es täglich Gelegenheit.

In einem Kloster lebte ein Mönch, der des Abends immer eine große Abspannung und Mattigkeit verrieth. Der Abt fragte ihn einst nach der Ursache derselben. Ach, antwortete der Mönch, ich habe jeden Tag so viel zu thun, daß meine Kräfte nicht hinreichen würden, wenn die Gnade Gottes mich nicht stärkte. Ich habe zwei Falken zu zähmen, zwei Hasen aufzuhalten, zwei

Sperber abzurichten, einen Lindwurm zu bezwingen, einen Löwen zu bändigen und einen Kranken zu pflegen. Ei, sagte der Abt, das sind thörichte Klagen; solche Geschäfte werden keinem Menschen zu gleicher Zeit aufgegeben und in unserem Kloster habe ich nie etwas von solchen Pflichten der Brüder gehört. — Und doch, ehrwürdiger Vater, versetzte der Mönch, habe ich keine Unwahrheit geredet. Die zwei Falken sind meine Augen; die muß ich mit großer Sorgfalt bewachen, damit ihnen nicht Etwas gefalle, was meiner Seligkeit schaden könnte. Die zwei Hasen sind meine Füße; die muß ich beständig zurückhalten, daß sie nicht nach schädlichen Vergnügen laufen und auf dem Wege der Sünde wandeln. Die beiden Sperber sind meine Hände; die muß ich zur Arbeit abrichten und antreiben, damit ich mich selbst und meine nothleidenden Brüder speisen und laben kann. Der Lindwurm ist meine Zunge, die muß ich beständig im Zaune halten, daß sie nichts Ungebührliches rede oder unnütze Worte spreche. Der Löwe ist mein Herz; mit ihm muß ich fortwährend im Kampfe liegen, damit nicht Eitelkeit und Eigenliebe oder Stolz dasselbe erfülle, sondern Gottes Geist in ihm wohne und wirke. Der Kranke ist mein eigener Leib, der eigensinnig bald dieses, bald jenes verlangt, und nicht fragt, ob das Verlangte auch heilsam sei für die wahre Gesundheit und das ewige Leben. Das Alles mattet mich täglich ab. — Mit Verwunderung hörte der Abt diese Erklärung des Mönches und sprach zu ihm: Mein Bruder, du arbeitest wahrlich im Weinberge des Herrn; Er wird deine Mühe belohnen und deine Mattigkeit mit ewiger Mahlzeit erquicken. Auf diese Weise hat jeder Christ täglich Gelegenheit zur Selbstverläugnung.

Selbstverläugnung in Betreff der Sinne.

Als der heilige Petrus von Alkantara in den Orden getreten war, fing er seinen neuen Stand mit der größten Buße, den härtesten Abtödtungen und Selbstverläugnung an. Er beobachtete ein immerwährendes Stillschweigen und bezähmte seine äußeren Sinne so sehr, daß er nach einem längeren Aufenthalte im Kloster keinen seiner Mitbrüder von Angesicht kannte, sondern sie nur durch die Stimme unterschied.

Selbstverläugnung ein Beispiel.

Der heilige Nilus, Abt eines Klosters zu Rossara, hatte einen Schüler Namens Stephanus, den er fortwährend in der Selbstverläugnung übte, weil er ihn zu einem hohen Grade derselben fähig erkannte. Dieser war von Natur ungeschickt und langsam. Weil er oft schläfrig wurde, machte ihm Nilus einen Stuhl mit einem einzigen Beine, so daß er stets Acht haben mußte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren und umzufallen. Nilus gebrauchte diesen Jüngling, um unordentliche Brüder zu bessern. Wenn Jemand in der Kirche schwätzte, sprach er: Gewiß schwätzt Stephan, jagt ihn hinaus! Und Stephan erwiderte nichts. Manchmal jagte ihn Nilus vom Tische mit Schelten, als esse er zu hastig und unmäßig; indem er damit Solche zurechtweisen wollte, welche schwätzten und solches wirklich thaten. Ueberhaupt, war irgend eine Un-

ordnung unter den Brüdern vorgekommen, so wurde Stephan gerügt, als sei er an Allem schuld. Da er schon stark alterte, wurde er zu jedem niedrigen, mühsamen und widerwärtigen Geschäfte verwendet. Stephan verläugnete sich selbst so sehr, daß er nie wegen der Behandlung des Nilus sich beschwerte. Die Nachahmung dieses Stephan wäre für manchen Dienstboten gut und nützlich.

Die Heiligen übten sich Alle in der Selbstverläugnung.

In dem Kloster, wo der heilige Simeones wohnte, aßen die Mönche alle zwei Tage einmal; er aber fastete oft ganze Wochen lang. Auch trug er einen Strick aus Palmblättern so fest geschnürt um seinen Leib, daß das Fleisch in fünfzehn Tagen eiterte; und obwohl er auf Befehl des Vorstehers den Strick abnehmen mußte, war er doch nicht zu bewegen, eine heilende Salbe auf die Wunde zu legen. Wegen seiner Strenge verstieß man ihn aus dem Kloster; da wohnte er in einer wasserleeren Cisterne; später brachte er sogar sein Leben stehend auf einer Säule zu, ohne sich je niederzulegen.

Selbstverläugnung ist der Anfang zur Heiligkeit.

Als der heilige Franz von Assisi schon mit dem Gedanken umging, die Welt zu verlassen, sah er ein, daß er mit der Verläugnung seiner Selbst beginnen müsse. Als er eines Tages über die Ebene nahe bei Assisi ritt, begegnete er einem Aussätzigen, bei dessen unvermutheter Ansicht ihn ein nicht geringes Grauen überfiel. Aber er dachte gleich daran, daß man sich selbst überwinden müsse, um ein Schüler Christi zu werden. Darum stieg er vom Pferde, küßte den Aussätzigen und legte das Almosen in seine ausgestreckte Hand. Schnell schwang er sich wieder auf's Pferd und da er nachher allenthalben um sich sah, konnte er doch den Aussätzigen nirgends mehr sehen, obschon das Feld offen und frei war. Voll Verwunderung sang er dem Herrn in Andacht Lob und Preis und nahm sich vor, von nun an sich in der Selbstverläugnung weiter zu üben.

Die Heiligen übten sich lebenslang in der Selbstverläugnung.

Dem Geruche gaben sie Uebelriechendes; damit die Speise nicht den Gaumen kitzle, würzten sie solche mit Wermuth, Galle und jedem Uebelschmeckenden. Mit den anderen Sinnen hielten sie es ebenso. Der heilige Bernard ging vom Morgen bis Abend den Genfer See entlang, ohne seine Nähe wahrzunehmen. Der heilige Peter von Alkantara hat es ihm darin gleich gethan. Seinen Augen gestattete er kaum, ihre Verrichtungen zu üben; während drei Jahren hatte er Niemand in seinem Kloster im Gesichte gesehen; er erkannte die Brüder nur an der Stimme. Am Tische suchte er, einem Blinden gleich, tastend die Schüssel; im Chore hielt er die Augen ganz geschlossen, weil er das Brevier auswendig wußte. Ein ganzes Jahr lang hatte er die Decke seiner Zelle nicht gesehen und ebenso wenig die in der Kirche; ein Baum, der am Eingange des Klosters stand, war ihm die längste Zeit unbekannt

geblieben. Er ging darum immer hinter seinen Gefährten, weil er die Wege nicht kannte oder die Pforte zum Kloster. So schwieg er auch immer, selbst wenn man ihn angriff oder schmähte, ja sogar schlug; nur wenn ihm unter dem Gehorsam aufgelegt wurde, zu reden, sprach er wenig mit Bescheidenheit. Seine Zelle war fünfthalb Fuß lang, drei breit, dabei so niedrig und eng, daß er nicht aufrecht darin stehen konnte, noch auch sich ausstrecken; ein Stein diente ihm zum Sitzen und Schlafen. Nichts war sonst darin, als ein Kreuz und ein Stück Holz in der Wand, an das er das Haupt zu kurzem Schlafe anlehnte und nebenbei noch ein altes zerrissenes Brevier. Sein Kleid war immer das abgetragenste von den andern; er ging unausgesetzt barfuß, und aß nur das härteste und schwärzeste Brod; bisweilen etwas Suppe, mit so viel kaltem Wasser verdünnt, daß sie gänzlich geschmacklos wurde. Und bei all dieser Härte und Strenge gegen sich selbst war er freundlich gegen Andere, und sprach wenig, aber sehr angenehm; denn er hatte Geist und richtiges Urtheil.

Selbstverwünschung.

Die Selbstverwünschung eines Gottlosen geht in Erfüllung.

Ein vornehmer Indier, ein Mann von roher Gemüthsart, wollte durchaus Nichts vom heiligen Franz Xaver hören und würdigte ihn keines Blickes, ja er jagte ihn auf die schmählichste Weise aus seinem Hause, indem er sagte: Wenn mir jemals einfiele, in die Kirche der Christen zu gehen, so bin ich gern zufrieden, daß man mir die Thüre verschließe. Wenige Tage nachher wurde er von einem Haufen Bewaffneter überfallen, die ihm nach dem Leben trachteten. Unfähig, sich zu vertheidigen, ergriff er die Flucht. Als er von Weitem die Kirche der Christen offen sah, flüchtete er dahin, von den Feinden verfolgt. Doch die zum Gottesdienste versammelten Christen schlossen schnell die Kirchenthüren, weil das laute Geschrei des Verfolgten und der Verfolger sie glauben machte, es kämen die erbitterten Götzendiener, um sie zu überfallen und die Kirche zu plündern. So wurde Der, welchen die Noth getrieben hatte, an der heiligen Stätte Rettung zu suchen, davon ausgeschlossen und der Grausamkeit seiner Feinde überliefert, welche ihn tödteten. Dieß war die Strafe Gottes für die dem Heiligen zugefügte Schmach und er wurde von dem Fluche getroffen, den er selbst über sich herabgerufen hatte; seine Selbstverwünschung ging in Erfüllung.

Seligkeit.

Die Seligkeit ist nicht ohne Beschwerden zu erlangen.

In Cochinchina wurde eine Christenverfolgung angeordnet. Dreißig Christen wurden gefangen in ein Haus geführt, in welchem sich gegenüber zwei Thüren befanden, die Thüre des Lebens und die Thüre des Todes genannt. Wer zu jener ausging, konnte leben, er mußte aber über das Kreuz Jesu hinwegschreiten und also Christum verläugnen; wer zur andern ausging, wurde von den Soldaten niedergestochen. Achtundzwanzig gingen durch die Thüre des Todes in die ewige Seligkeit ein, nur zwei verläugneten Christum für ihr

zeitliches Leben und fielen in den ewigen Tod. Wir haben auch zwei Pforten vor uns, die zum ewigen Leben und die zum ewigen Tod.

Die Seligkeit des Himmels besteht in der Anschauung Gottes.

Der selige Arnulph war einmal von dem heftigsten Verlangen erfüllt, Gottes Herrlichkeit zu schauen. Da erschien ihm Christus der Herr und sprach zu ihm ganz freundlich: Was willst du von mir? — Herr, Du weißt es. — Genügt es dir nicht, daß ich deinetwegen Mensch geworden bin, gelitten habe und gestorben bin? — O nein, mein Herr, Du weißt, was ich verlange. — So blicke auf und betrachte, was ich dir Wunderbares zeigen werde. Alsogleich erhob Arnulph seine Augen und sah den Himmel offen und schaute alle Chöre der Heiligen, der Patriarchen, Propheten, Apostel, Martyrer, Bekenner, Jungfrauen, Mönche und die Chöre der Engel, welche alle in unaussprechlichem Lichte leuchteten. Arnulph bewunderte ihre Glorie, aber zufrieden war er noch nicht damit. Darauf sprach der Herr: Genügt dir das Alles, mein Sohn, oder verlangst du noch höher dich zu erschwingen? Und als Arnulph erwiederte, daß es ihm noch nicht genüge, sprach der Herr: So erhebe deine Augen und betrachte meine glorreiche Mutter. Alsbald erhob Arnulph seine Augen und sah Maria, die Königin des Himmels, erhoben über alle Chöre der Engel; die Größe ihrer Herrlichkeit, die Fülle ihrer Seligkeit kann kein Verstand begreifen, ja nicht einmal ahnen. In Anschauung dieser Glorie stand Arnulph da, wie außer sich und konnte sich nicht satt sehen, aber dennoch war sein Herz noch nicht befriedigt. Und wieder sprach der Herr zu ihm: Genügt dir das Alles, oder willst du noch Größeres schauen? Und als Arnulph entgegnete, er verlange noch Größeres zu sehen, sprach der Herr wiederum: So erhebe dich noch weit höher, mein Sohn, und du sollst schauen die wunderbare Größe meiner Majestät und betrachten die unaussprechliche Süße meiner Glorie. Und alsbald schien es Arnulph, er werde in einen Abgrund des göttlichen Lichtes versenkt und er sah, so weit einem Sterblichen zu sehen erlaubt ist, den dreieinigen Gott, dreifach in Personen, einfach in der Wesenheit und die unaussprechlichen Schätze des dreieinigen Gottes. Da ward das Herz des Bruders Arnulph mit unbeschreiblichem Troste erfüllt, er fand, was er verlangte, volle Seligkeit und Ruhe. Und als Arnulph sich satt gesehen, sprach der Herr zu ihm: Du hast meine Glorie gesehen und dich erfreut, aber ich sage dir, wenn alle Blätter aller Bäume und alle Tropfen der Gewässer Menschen wären und alle in mein Reich kommen möchten, so würde Allen die Fülle meiner Glorie genügen, die du gesehen hast. Mit diesen Worten verschwand der Herr. Von dieser Stunde an sah man Arnulph fast immer lachen, man hörte ihn immer jubeln, ja zuweilen vor Freude hüpfen. Nur wenn von dem Leiden des Herrn, von den Sünden der Menschen, von der Vergänglichkeit der Welt, und von der Hölle die Rede war, dann ward er traurig und tiefe Seufzer entstiegen seiner Brust. So blieb er immer in Gott versenkt bis zu seinem Tode.

Selig werden, ist schwer.

Im Leben des heiligen Bernardus liest man von einem Einsiedler, der ein strenges Leben geführt, früher Dechant zu Lingonien war, seine fette Pfründe aus Furcht Gottes verließ und sich in die Wüste zurückzog. Nachdem derselbe mehr als fünfundzwanzig Jahre in außergewöhnlicher Heiligkeit zugebracht, erschien er nach seinem seligen Hinscheiden dem Bischofe von Lingonien, als seinem guten Bekannten und sagte ihm: Thue Buße und bessere dein Leben, verlasse die Hoffart und den Geiz, sonst wirst du nicht selig; ach! der arme Mensch kann so leicht nicht selig werden! Da ich dem Gerichte Gottes vorgestellt worden bin, sind mit mir dreißigtausend Seelen erschienen, aus welchen Bernard und ich allein selig wurden; drei sind zum Fegefeuer verurtheilt, die Uebrigen aber verdammt worden. Darnach verschwand der Einsiedler.

Ueber die Seligkeit bekamen nur wenige Heilige eine Bürgschaft von Gott.

Der heilige Arnulph, Erzbischof von Frankreich um's Jahr 700, wollte, da er noch im Dienste des Königs war, wissen, ob ihm Gott seine Sünden vergeben habe, und ob er werde selig werden. Da er einst in Metz über die Moselbrücke ging, warf er seinen Ring in den Fluß mit den Worten: Wenn ich den Ring wieder bekomme, soll's mir ein Zeichen sein, daß mir Gott meine Sünden verziehen habe. Nach einem Jahre brachte ein Fischer einen großen Fisch und bot ihn zum Kaufe an. Arnulph kaufte ihn, der Koch weidete ihn aus und fand in dessen Bauche einen Ring. Arnulph erkannte ihn als den seinigen und war darüber sehr erfreut. Kaiser Karl der Große hat diesen Ring in der Kirche zu Metz noch gesehen. (Stollberg. B. 21. S. 227.)

Sinn.

Kennzeichen des irdischen Sinnes.

Der Maulwurf steckt immer unter der Erde, gräbt und wühlt fort und fort in der Tiefe; er sehnt sich nicht nach dem freundlichen Sonnenlichte, er wärmt sich nicht in ihren milden Strahlen; er verlangt nur Erdenwürmer zur Nahrung, keine süßen Kräuter, keine Früchte, kein Getreide; nur unversehens kömmt er aus der Erde hervor; dann fühlt er sich aber auch gleich unbehaglich und suchet das Dunkel der Erde. Diesem Thiere gleichen jene Menschen mit irdischem Sinne, die das Geistige, das Ewige, die Gnade, die Religion, den Himmel gering achten und wie Paulus sagt, nur allein nach dem Irdischen trachten. Das Wort Gottes hören, Religion lernen, widert sie an; aber Theater, Tanz, Musik, Romane sprechen sie an. Den Himmel würden sie gern mit fünfzig Jahren irdischen Lebens vertauschen; bei Gott mögen sie nicht reich sein, wohl aber an Geld und irdischen Gütern; der Verlust eines Geldstückes schmerzt sie mehr, als der Verlust der Gnade Gottes. Er sucht nur irdische Güter und sinnliche Freuden, nur Ehre und Ruhm bei Menschen und nicht bei Gott. Dieser irdische Sinn ist mehr oder weniger den meisten Menschen eigen.

Irdischer Sinn läßt die Gnade nicht wirksam werden; die Folge ist Verhärtung des Herzens.

Menschen, bei denen der irdische Sinn die Oberhand hat, welche für die höheren Güter: Religion, Tugend, Gnade keinen Sinn haben und nur irdische Dinge und Genüsse lieben: Essen, Trinken, Häuser, Felder, Vieh, Kleider, Geld; diese verlieren alle Gewissenhaftigkeit und das Gefühl für's Wort Gottes und was recht und gottgefällig ist, so sehr, daß sie keine Gewissensbisse mehr empfinden und ohne alle Unruhe sündigen; daß alle Ermahnungen, Gnadenerweckungen, Erleuchtungen und Züchtigungen Gottes an ihnen ohne Wirkung bleiben und nicht zur Buße und Sinnesänderung anregen. Der Sünder, wenn er tief gefallen, verachtet es, sagt die Schrift. Es geht ihnen, wie den Schweinen, wenn sie recht fett geworden sind. So weit der Speck reichet, verlieren sie das Gefühl und es gab Fälle, wo Mäuse und Ratten große Löcher in den Speck hinein gefressen, ohne daß sie unruhig geworden wären, Schmerz empfunden oder geschrieen hätten.

Die Sinne machen die Seele zugänglich für böse Gedanken, Begierden und Teufel.

Porsenna, König von Etrurien, zog mit einem Heere gegen Rom, um den vertriebenen König Tarquinius wieder einzusetzen. Dieß fürchteten die Römer nicht ohne Grund, denn Tarquinius würde ihnen die Köpfe vor die Füße gelegt haben. Nur die Brücke trennte ihn noch von Rom. Horatius Cokles und noch zwölf Tapfere stellten sich ihm auf der Brücke entgegen und kämpfend hielten sie die Etrurier so lange auf, bis die Brücke hinter ihnen abgetragen war. Dann stürzten sie sich in den Fluß und gelangten unter einem Regen von Pfeilen und Wurfspießen glücklich nach Rom. Was diese Brücke für Porsenna und Rom war, das sind unsere Sinne für die Seele; durch sie dringen böse Gedanken, Vorstellungen und Begierden und der Teufel selbst in die Seele ein. Beherrsche deine Sinne, so bewahrst du deine Seele. Porsenna mußte abziehen, Rom war gerettet.

Die Sinnlichkeit muß bezähmt werden.

Wir müssen die Sinnlichkeit auf jede Weise abtödten, im Essen, Trinken, im Schlafe, in Ertragung der Hitze und Kälte. Wir müssen es machen, wie Kaiser Max mit den Bären. Einmal kroch er zu zwei Bären in einen Käfig und als diese wüthend gegen ihn ansprangen, schlug er sie mit einer Schaufel so lange, bis sie sich ruhig niederlegten.

Wir müssen die Sinne bezähmen, besonders die Augen.

Ein alter Einsiedler wohnte mit einem Schüler in der äußersten Wüste. Dieser Jüngling wußte von der Welt noch gar nichts, nicht einmal das, daß es zwei Geschlechter gebe; denn er kam als kleines Kind zum Einsiedler. Einst führte ihn der Alte in eine Stadt. Dort auf der Brücke begegneten ihnen einige Mädchen, dergleichen dem Jünglinge noch nicht vor das Gesicht gekommen.

Er fragte, was dieß für Dinge wären? Der Einsiedler gab zur Antwort: Es sind Gänse. Nach verrichteten Geschäften schlugen sie den Rückweg ein. Auf dem ganzen Wege redete der Schüler kein Wort; auch in der Hütte war er manchmal so in Gedanken verloren, daß er auf einen Fleck hinstierte und seufzte. Da ihn der Einsiedler fragte, was ihm fehle, gab er zur Antwort: Ich möchte gerne eine Gans haben, nur Eine. Der Alte sah nun ein, wie unbesonnen er gehandelt, den Jüngling mit in die Stadt zu nehmen; er zitterte vor Angst um den armen Knaben am ganzen Leibe. Hernach wendete er sich zu den übrigen Mönchen mit diesen Worten: O meine Brüder! Machet die Fenster zu, schließet die Augen; erwäget doch, was ein einziger Anblick eines Weibes bei diesem Unschuldigen verursachte!

Wir müssen die Sinne bezähmen, besonders die Augen.

Der heilige Dominikus ließ einst seine Ordensbrüder nach Bononien zusammen rufen, um mit ihnen wegen Ordensangelegenheiten zu sprechen. Während sie nun Alle beisammen waren, kam der Sakristan und sagte einem Pater ganz still in die Ohren, daß es Niemand hören könnte: Pater, es ist eine schöne Frau in der Kirche, die will Euch beichten. Der heilige Vater Dominikus erkannte Alles im Geiste; daher rief er den Laienbruder Sakristan zu sich und befahl ihm, eine Disciplin zu machen. Der Bruder entblößte den Rücken und der heilige Dominikus geißelte ihn so derb, daß das Blut floß und daß alle anwesenden Brüder das größte Mitleid fühlten. Darauf sagte der heilige Dominikus: Jetzt gehe hin und lerne künftig, die Weibergesichter nicht mehr nach der Farbe beurtheilen; bitte Gott, daß er dich hinfort keusch und züchtig mache. (S. Antonin. B. 3.)

Mangel an Bezähmung der Sinne hat üble Folgen für schwangere Frauen.

Es gibt Beispiele von Weibern, welche in Folge des Mangels an Bezähmung der Sinne, namentlich der Augen, ihre Leibesfrucht verunstaltet haben. Unter der Regierung des Papstes Martin IV. wurde ein Knabe aus vornehmem Geschlechte geboren, über und über am Leibe zotig, mit Bratzen wie ein Bär. Die Ursache war, weil die Mutter das Ursinische Wappen, worin sie einen Bären führen, allzu scharf angeschaut hatte. Zu Eisenach brachte eine Frau eine Ratte zur Welt, weil sie eine Ratte angeschaut, welcher die Nachbarn eine Schelle angehängt hatten, damit sie die anderen vertreiben sollte. (Stengel P. 2. c. 52.) Die heilige Clara schaute ihr Leben lang kein Mannsbild an; ja sie sagte: wenn sie Einer wollte in den Fluß werfen, so würde sie ihn doch nicht ansehen. (Vit. Par. p. 2. c. 12.)

Sittenlosigkeit.

Sittenlose Menschen hassen die Prediger.

Der heilige Ignatius traf in Spanien ein Frauenkloster, genannt das Engelskloster. Dieser Name paßte aber nicht sehr für die Klosterfrauen; sie lebten in großem Leichtsinn und die Kleidung abgerechnet, waren sie wahre

Buhlerinen. Ignatius konnte diese Schmach an heiliger Stätte nicht ohne Abscheu sehen. Er bemühte sich mit einem Priester Puygaltus, diese Nonnen zu bekehren, und es gelang ihm so gut, daß sie den Herren aus der Stadt, mit denen sie einen ärgerlichen Umgang hatten, ihre Thore verschlossen. Diese Veränderung brachte diejenigen, welche das Kloster am meisten besuchten, zur Verzweiflung und sie verfehlten nicht, sich an dem zu rächen, den sie als den Urheber derselben erkannten: diese Rache beschränkte sich aber nicht auf hitzige Worte und einfache Beleidigungen. Als Ignatius eines Tages mit dem Priester Puygaltus aus dem Engelskloster zurückkehrte, wurden sie von zweien Mauren angegriffen und unter fürchterlichen Stockschlägen zu Boden geworfen. Puygaltus starb nach wenigen Tagen; Ignatius ward für todt auf dem Platze gelassen. Als er, nachdem die Mörder sich geflüchtet hatten, ein wenig zu sich kam und sich nicht aufrecht erhalten konnte, ward er von einem liebreichen Menschen, der dort vorbei ritt, auf sein Pferd gehoben und in die Wohnung der Agnes Paskal gebracht. Die Schmerzen nahmen ihn so mit, daß man an seinem Leben zweifelte; er litt dreiundfünfzig Tage bis zur Genesung.

Die Sittenlosigkeit der Christen verhindert die Verbreitung der Religion unter den Heiden.

Als der heilige Franz Xaver in Indien ankam, war die christliche Religion wohl schon unter den Heiden geprediget; aber theils waren die Portugiesen zu habsüchtig und kümmerten sich nicht um den Unterricht der Neubekehrten, theils schützten sie sie nicht gegen die Muhamedaner. Am schädlichsten aber wirkte das sittenlose Leben der Portugiesen selbst. Den deutlichsten Begriff von dem großen Sittenverderben, welches damals unter ihnen herrschte, giebt uns ein Bericht, der an den König Johann III. einige Monate vor der Ankunft Xaver's, von einem glaubwürdigen angesehenen Manne eingesandt wurde. Diesem zufolge hielten die Portugiesen so viele Beischläferinnen, als sie wollten, die in ihrem Hause wohnten und gleiche Rechte mit ihren rechtmäßigen Frauen, genoßen. Sie raubten sogar und kauften Weiber, um Gewinn aus ihren Diensten oder Geld daraus zu ziehen, wobei sie den Sklavinnen den täglichen Erwerb bestimmten, den sie einbringen mußten und wenn dieser nicht einging, mißhandelten sie diese unglücklichen Geschöpfe grausamst. Diese, zuweilen außer Stande, das Maß ihrer Arbeiten zu erfüllen, wurden manchmal durch Furcht und Verzweiflung geleitet, ein schändliches Gewerbe zu treiben und sich öffentlich jedem Wüstling preis zu geben, um nur den Geiz ihrer Tyrannen befriedigen zu können. Die Gerechtigkeit ward feilgeboten; die ärgsten Missethaten blieben ungestraft, wenn die, welche sie begingen, bemittelt genug waren, ihre Richter durch Geschenke zu bestechen. Alle Wege, die zum Reichthum führten, wie sündhaft sie sein mochten, wurden für erlaubt gehalten. Wucher ward ohne Scheu getrieben, sogar der Meuchelmord ward nicht mehr als Verbrechen angesehen; Einige rühmten sich seiner, als hätten sie eine Heldenthat vollbracht, so sehr waren sie verwildert. Wie sehr auch der Bischof von Goa diesem Verderben durch Bannflüche Einhalt zu thun versuchen mochte, es fruchtete Nichts.

Die Herzen dieser Menschen waren so verhärtet, daß sie seiner Drohungen und des Bannes der Kirche spotteten. Wie hätte auch die Beraubung der Sakramente eine Strafe sein können für Gottlose und Missethäter, welche sich freiwillig derselben beraubten? Dadurch hatte der Gebrauch der Sakramente der Buße und des Altares beinahe völlig aufgehört und wenn sich hie und da noch Einige fanden, welche von ihrem Gewissen gefoltert, sich mit Gott versöhnten, so mußte die Beichte bei Nacht und geheim abgehalten werden, weil Alle sich einer so selten gewordenen religiösen Handlung schämten.

Skapulier.

Das Skapulier Unserer Lieben Frau hilft durch Wunder in der Noth.

Im Jahre 1565 wurde die Insel Malta von den Türken belagert. Viele Ritter verloren dabei das Leben. Nach einer viermonatlichen Belagerung rettete Maria die Insel. Die Hülfstruppen des Königs von Spanien, welche am Feste des Skapuliers Mariä von Neapel abgehen sollten, verlobten sich Mariä und kamen mit günstigem Winde in dem Augenblicke an, als die Insel auf's Aeußerste gebracht war. Gott segnete sichtbar ihre Waffen, die Belagerung wurde aufgehoben und die Insel war von den Türken befreit.

Im Jahre 1620 wurde ein Mädchen von Köln so wahnsinnig, daß man sie mit Ketten binden mußte. Sie wurde blos durch den Empfang des Skapuliers befreit. Da sie aber die Unklugheit beging, es abzulegen, fiel sie wieder in ihren ersten Zustand zurück. Sie nahm es alsbald wieder um und ward von Neuem geheilt; weil sie es aber zum zweitenmale ablegte, verfiel sie in die vorige Krankheit. Da sie nun von der drohenden Gefahr sehr geängstigt wurde, trug sie es beständig, und blieb vor jedem neuen Anfall bewahrt.

Ein Ritter des Malthefer-Ordens, mit Namen Johann der Weiße, trug mit besonderer Andacht das Skapulier Unserer Lieben Frau vom Berge Carmel und wurde durch den Schutz Mariä aus drei großen Gefahren befreit. Im Kampfe mit türkischen Seeräubern 1628 empfing er nicht die geringste Wunde, obschon seine Kleider ganz zerfetzt waren. Im Jahre 1632 erlitt er Schiffbruch, empfahl sich Mariä und wurde wunderbarer Weise gerettet. Im Jahre 1637 wurde er von sechszig Soldaten und fünfzehn Matrosen, die sich empört hatten, in's Meer geworfen; da fand er ein Brett, auf welchem er drei Meilen weit fortschwamm; die Empörer ergriffen ihn auf's Neue, banden ihn und setzten ihn auf einer unbewohnten Insel aus. Nach zwanzig Tagen fanden ihn die Kandioten und führten ihn nach Kandia.

Im Jahre 1639 empfing ein Schiffskapitän von den Türken einen Musketenschuß, der seine Oberkleider durchdrang, auf dem Skapulier aber abprallte und nur die Haut ritzte.

Im Jahre 1636 wüthete die Pest in Flandern. Ein Mann, Namens Johann Paludan, aus dem Dorfe Veline, den die Pest ergriffen hatte, lag in den letzten Zügen und die Aerzte, welche bereits alle Hoffnung aufgegeben hatten, riethen seiner Frau, sich zurückzuziehen, um nicht von der Krankheit angesteckt

zu werden. Die fromme Frau ward darüber ganz untröstlich und konnte sich nicht entschließen, sich von ihrem Manne zu trennen. Da sie sah, daß menschliche Hülfe vergeblich sei, nahm sie ihre Zuflucht zum heiligen Skapulier, von dessen wunderbaren Wirkungen sie hatte erzählen hören. Sie nahm das Skapulier, das ihr Mann umhängen hatte, legte die zwei Stücke auf dessen zwei Pestbeulen und flehte unter heißen Thränen zu Gott, und zu Maria um Hilfe. Siehe, da öffnete der Mann die Augen, betrachtete sein Weib und rief sie beim Namen. Da wurde ihr Vertrauen stärker, sie forderte ihren Mann auf, mit ihr die liebe Frau anzurufen, um durch ihre Fürbitte bei Gott völlige Genesung zu erlangen. Die allerseligste Jungfrau gewährte ihre Bitte. Noch an demselben Tage verschwand die Krankheit, die Beulen schlossen sich und der Kranke genas völlig. Johann Paludan wollte in seinem Kirchspiele einen öffentlichen Beweis seines Dankes geben; er sandte also das Skapulier, mittelst dessen er geheilt worden, in einem Reliquienkästchen mit köstlichem Schmucke geziert, an seinen Pfarrer, um es in der Bruderschaftskapelle aufzubewahren.

Sklaverei.

Die alte Sklaverei und Wohlthätigkeit des Christenthums durch Aufhebung derselben.

Rom, das seine Entstehung flüchtigen Sklaven verdankte, zeigte sich Anfangs gegen seine Gefangenen menschlich und die Erinnerung an das erste Geschick ihrer Väter, verbunden mit der Einfachheit der Sitten, bezähmte lange in seinen Einwohnern den Hang, der sie zur Härte und zur Barbarei gegen Jene antrieb, welche die Gewalt der Waffen ihnen unterworfen hatte. So lange die Sitten einfach blieben, bebauten die Römer das Land gemeinsam mit ihren Sklaven, aßen sie mit ihnen an demselben Tische. So lebte Kato Anfangs mit seinen Sklaven auf seiner ländlichen Meierei. Doch später durch die bürgerlichen und militärischen Würden, die er eingenommen hatte, reich gemacht, schlug dieser tugendhafte Philosoph Jene, welche irgend eine Ungeschicklichkeit bei seiner Bedienung bei Tische begingen und verkaufte gleich gemeinem Vieh Jene, welche vom Alter geschwächt waren. Er gab den Herren den Rath, diese unnützen Wesen nicht zu füttern. Von dieser Zeit angefangen, verschlimmerte sich die Lage der Sklaven; sie wurden, in Rom wie in Griechenland, ein Gegenstand des Luxus gleich den Pferden; die reichen Bürger besaßen oft mehrere Hunderte, ja selbst Tausende. In dunklen, ungesunden Löchern auf einander gestopft, verschmachteten diese Elenden in Verzweiflung. Bedienten sie bei Tische, so war ihnen nicht erlaubt, die Lippen zu bewegen; das geringste Flüstern wurde mit starken Peitschenhieben bestraft; das mindeste unfreiwillige Geräusch, wie Husten, Niesen, war ein Verbrechen, das man sie grausam büßen ließ. Sie wurden genöthigt, die ganze Nacht stehend aufzubleiben, ohne irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen, ohne ein einziges Wort austauschen zu dürfen. Eine blutdürstige Laune war während ihrer Toilette der gewöhnliche Humor der römischen Damen, die an den Anblick von im Amphitheater zerrissenen menschlichen Wesen gewöhnt waren. Die unglücklichen Sklavinnen be-

zahlten mit ihrem Blute und ihren Thränen den Kummer oder die schlechte Laune ihrer schuldvollen Despotin. Bis zum Gürtel entblößt standen sie vor ihrer Herrin da, deren mit einem schneidigen Eisen bewaffnete Hand zum Zerfleischen des Armes oder der Brust ihrer Opfer bei der geringsten Ungeschicklichkeit, die sie begingen, bereit stand. An ihnen rächte man die Unmöglichkeit der Kunst, die Gebrechen der Natur in Schönheiten umzuwandeln, die Blüthe der Jugend, welche das Alter oder die Ausschweifung verwelkt hatten, zurückzurufen. Während sie die grausame Matrone scheitelten, stieß diese ihnen bald ihr Stilet in den Busen, bald ließ sie dieselben an den Haaren aufhängen und mit Riemen peitschen, bis es ihr zu sagen beliebte: Es ist genug. Diese Barbareien gaben dem Palaste einer Römerin das Aussehen einer Schlachtbank, so war er allerorten mit dem Blute der Sklaven bespritzt. — Die zum Feldbau bestimmten Sklaven wurden noch mehr mißhandelt als jene, die zum persönlichen Dienste der Herren verwendet wurden. Alle hatten Fesseln an den Füßen; einige Herren ließen sie mit einem glühenden Eisen im Gesichte zeichnen. Genöthigt, unaufhörlich vom Morgen bis zum Abend unter dem Stocke zu arbeiten, schloß man sie die Nacht hindurch in stinkende, unterirdische Gewölbe ein. Man gab ihnen von den gemeinsten Nahrungsmitteln nur das, was sein mußte, um sie nicht Hungers sterben zu lassen. Wehe dem, der sich einen Seufzer nach der Freiheit erlaubte! er wurde in das Amphitheater als Futter für die wilden Thiere gesendet, seinen Unglücksgefährten zur Warnung, seinen Unterdrückern zum Schauspiel. An den Feiertagen, während die Lastthiere ausruhten, wurden die Sklaven gezwungen, die alten Gruben zu reinigen, die Wege zu pflastern, die Gärten umzugraben, das Unkraut auszujäten und die Wasserbehälter auszuschlämmen. Kein Gesetz beschützte sie, sie waren den Thieren gleichgestellt; ja noch mehr, man achtete sie gleich einem Geräthe, einem Werkzeuge; sie waren die Sache des Herrn; sie waren mehr als verächtlich, sie waren Nichts. Kein Gericht stand für ihre Klagen offen; wenn sie dahin berufen wurden, nahm man ihnen ihre Aussage nur mit der Folter ab; die Folter allein gab ihrer Aussage eine Art gesetzlicher Autorisation. Da der Herr alles Recht über seinen Sklaven hatte, konnte er ihn aus Spekulation der Unzucht, der Verstümmelung, dem Tode überliefern. Juvenal berichtet, daß eine römische Dame ihren Sklaven kreuzigen ließ, weil es ihr so gefiel. Horaz spricht von an's Kreuz gehefteten Sklaven, weil sie eine Sauce gekostet, einen Fisch angeschnitten hatten. Wurde der Herr das Opfer eines Meuchelmordes, so wurden alle Sklaven seines Hauses hingerichtet. Vierhundert Sklaven des Pedarius wurden zum Tode geschleppt, weil sie sich mit ihrem Herrn, als er ermordet wurde, unter demselben Dache befanden. Bei den Leichenfeierlichkeiten der Reichen opferte man eine gewisse Anzahl Sklaven. Manchmal erwürgte man bei den Gelagen einen Sklaven, um sich an dessen Schmerzen zu weiden. War ein Sklave alt, so ließ man ihn auf der Insel Tiber verhungern; denn er besaß weder Familie, noch Eigenthum, noch Geld, noch Recht; das Gesetz untersagte ihm jeden Besitz. Der Vater konnte seine Kinder, der Gläubiger seinen Schuldner als Sklaven verkaufen. Zudem war jeder Kriegsgefangene

Sklave. Der Epirus lieferte den Römern einmalhundertfünfzigtausend Sklaven, die Cimbern und Teutonen ebensoviel, die Juden nach der Einnahme Jerusalems neunmalhundertsiebenzigtausend, die Gallier zur Zeit Cäsars eine Million. Italien zählte mehrere Millionen Sklaven. Hätten sie eine besondere Tracht getragen, sagt Seneca, so wäre man über die kleine Anzahl freier Bürger erschrocken. Die Folge waren Verschwörungen und Sklavenkriege. Wie sehr müssen wir Gott danken für das Christenthum, welches die Sklaverei aufhob! Vielleicht würden auch wir unter dem Sklavenjoche seufzen, wenn Christus nicht gekommen wäre. Wie unglücklich waren die Sklaven, kein Trost der Religion erleichterte und tröstete ihre Herzen! So tief sinkt die Menschheit ohne Gott, daß sie den Bruder für eine Waare ansieht! So tief würde die Menschheit wieder sinken, wenn der Unglaube und die Freidenkerei und Atheisterei überhand nehmen möchte.

Sohn.

Ein guter Sohn als Muster für Andere.

Der kommandirende General einer größeren Stadt lud einst alle Offiziere der Garnison zur Tafel. Gegen Ende der Mahlzeit äußerte der General, daß er auf einmal seine goldene Uhr vermisse; die Herren möchten gütigst nachsehen, ob dieselbe nicht etwa unter irgend einer Serviette versteckt liege. Man suchte und suchte, aber nirgends war sie zu finden, obwohl sie der General noch vor einer Viertelstunde in der Hand gehabt hatte. Die Sache wurde unangenehm und verdächtig. Die Offiziere, um von jedem entehrenden Verdachte sich zu reinigen, standen auf, und wendeten ihre Rock-, Westen- und Hosentaschen um, damit man sehe, daß sich die vermißte Uhr in keine derselben verirrt hätte. Nur Ein Offizier kam in sichtliche Verlegenheit, wurde feuerroth und wendete seine Taschen nicht um, sondern erklärte, man möge ihm auf sein Ehrenwort glauben, daß er von der Uhr nichts wisse. Die ganze Gesellschaft war verstimmt und ging zeitig und einsilbig auseinander. Noch spät am selben Abend wurde dieser Offizier, der seine Taschen umzuwenden sich geweigert hatte, zum General gerufen, der ihn freundlich anredete: Ach, vergeben Sie, mein Herr, daß Sie heute in eine ganz unverschuldete Verlegenheit gekommen sind. Meine Uhr ist wieder gefunden; es war nämlich in meiner Tasche eine Naht aufgegangen und die Uhr war unter das Futter hinabgeschlupft, wo sie mein Bedienter vor Kurzem gefunden hat. Aber, erlauben Sie mir zu fragen, warum Sie so in Verlegenheit kamen und sich so entschieden weigerten, Ihre Taschen zu wenden, wie doch alle Anderen es ungenirt thaten? Auf diese Frage flog neuerdings eine leichte Röthe über das Gesicht des jungen Mannes und gezwungen lächelnd erwiederte er: Ich hatte ja mein Mittagsmahl in der Tasche, nämlich etwas Käse und ein Stück Brod; denn Ihre Einladung, Herr General, kam mir ganz unvermuthet und ich hatte mich schon für den heutigen Tag verproviantirt. Ich erstaune über Ihre Mäßigkeit, fuhr der General fort, daß Sie sich mit so Wenigem begnügen. Sie sind doch nicht geizig! Ach nein, Herr General! Mein Herr! es ist diese Ihre Einschränkung bei Ihrer doch anständigen Löhnung

wirklich räthselhaft. Haben Sie vielleicht alte Schulden zu bezahlen? Es steht mir zwar nicht zu, in Ihre Privatangelegenheiten mich einzudrängen; doch wird es mich freuen, wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken. Gewiß, Herr General, Sie sind meines Vertrauens vollkommen würdig; denn Ihrer besonderen Güte habe ich unendlich Vieles zu verdanken; darum vertraue ich Ihnen auch die Ursache meiner Einschränkung offen an. Es geschieht aus Liebe zu meiner guten alten Mutter, die bei ihrer Kränklichkeit und gar kleinen Pension darben müßte, wenn ich ihr nicht von Zeit zu Zeit etwas Geld schicken würde. Ich esse darum in der Woche nur etwas Käse und ein Stück Brod, aber das Bewußtsein, für meine innigstgeliebte Mutter wieder einige Kreuzer erspart zu haben, ist mir dabei eine köstliche Würze. Heute, da ich eben vom Dienste frei war, wollte ich einen weiten Spaziergang machen, und hatte meinen Proviant bereits zu mir gesteckt. Daher kam meine Verlegenheit beim Umwenden der Taschen. Der General wischte sich eine Thräne aus dem Auge und sprach gerührt: Wahrlich, Sie sind ein braver Sohn! Von nun an sollen Sie mein täglicher Tischgenosse sein, damit Sie Ihre Frau Mutter, der ich zu einem solchen Sohne nicht genug gratuliren kann, noch kräftiger unterstützen können. Keine Einwendung, mein Herr! Wir kennen uns! Adieu — auf Wiedersehen morgen Mittags. — (Hausen V. S. 208.)

Ein guter Sohn, wie sie Alle sein sollen.

In St. Georgen in Oberösterreich ist ein Blinder, genannt der blinde Hiesel. Er verlor mit fünf Jahren das Augenlicht. Er ist stark und gutmüthig. Er macht Botengänge Stunden weit in die Dörfer. In dem drei Viertelstunden entfernten Obernberg findet er jedes Haus und Häuschen. Er handelt mit Tauben und kennt die Farbe und das Geschlecht. Vor mehreren Jahren wünschte seine Mutter nach Altötting zur Mutter Gottes zu wallfahrten. Er verschaffte sich ein Wägelchen und zog sie hin, was er seitdem schön öfter gethan.

Soldat.

Soldat soll Jeder sein, den das Loos trifft.

Der Staat benöthigt Soldaten zu seinem Schutze. Diese Vertheidiger des Vaterlandes müssen die Unterthanen stellen und ernähren. Beides ist unentbehrlich und doch geschieht es nicht gerne. Niemand gibt seinen Sohn gerne als Soldaten ab und die jungen Leute dienen nicht gerne. Wie viel Unrecht und Bestechung erlaubt man sich, um dem Militärdienste zu entgehen! Von der andern Seite sieht man den Soldaten nicht gerne, wenn er einquartiert wird. Wie werden nicht die Menschen von den Termiten beschämt! Diese Ameisen bauen ein Haus fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch und sind merkwürdig durch die kriegerische Vertheidigung ihrer Republik. Auf tausend Arbeitstermiten gibt es unter ihnen einen Soldaten, der etwas größer ist, als die Arbeitstermite. Die Soldaten haben ein schärferes Gebiß, sind größer, arbeiten nicht und dienen bloß zum Kriege und zum Schutze, weßwegen sie von den Arbeitern

sorgfältig ernährt werden. Wird ihr Gebäude angegriffen, so eilen Tausende von Soldaten aus dem Baue, greifen den Feind wüthend an und lassen nicht los, selbst wenn man sie in Stücke schneidet. Wie beschämend! Diese Thierchen vertheidigen ihre Republik, opfern sich auf, dienen und schützen sie mit Muth, so lange sie leben, dagegen ernähren die Arbeiter sie sorgfältig: der Mensch aber freut sich zwar des Schutzes seines Vaterlandes; aber beitragen mag er nicht! Wie widersinnig und beschämend!

Der christliche Soldat hat viele Beweggründe, sich zu opfern.

Die Athener hatten die Perser geschlagen. Die ganze Ebene war mit Erschlagenen bedeckt. Die Perser flohen und der jubelnde Haufen der Athener verfolgte die Perser bis zum Meeresstrande, nahm ihnen sieben Schiffe weg und plünderte das ganze Lager, welches die Perser im Stiche gelassen hatten. So groß war die Begeisterung der Sieger, daß ein Athener mit seiner Rechten ein feindliches Schiff, welches eben abstossen wollte, zurückhielt und als man ihm die fassende Hand abhieb, ergriff er's mit der Linken und da auch diese abgehauen ward, faßte er das Schiff mit den Zähnen, bis er endlich auch das Haupt verlor. Dieser opferte sich für sein Vaterland. Der christliche Soldat hat noch mehr Beweggründe, sich zu opfern und tapfer zu streiten; er kämpft für sein Vaterland, für seinen Geburtsort, für die Seinigen; er kämpft für Gott, der die Obrigkeit eingesetzt hat; er kämpft aus Nächstenliebe und erhöhet also seinen Dienst zu einem dreifachen guten Werke.

Auch der Soldat kann ein guter Christ sein.

Prinz Eugen, der Sieger in vielen Feldschlachten, war ein kirchentreuer Katholik und der baierische Held, der General Tilly, welcher sechsundzwanzig Schlachten gewann und im dreißigjährigen Kriege den Soldatentod fand, war einer der frömmsten Katholiken, hat niemals einen Rausch gehabt, niemals ein Weibsbild angerührt, war nicht ehrgeizig und starb arm. In der Schlacht bei Lützen 1632 starb ein Kriegsheld, der da wußte, daß Gott Meister der Schlachten und daß die Tapferkeit eines Soldaten ohne Religion wenig mehr ist, als die Tapferkeit einer abgerichteten Bestie und die Ehre ein miserabler Zweikreuzerhochmuth. Dieser Kriegsheld war der kaiserliche Reitergeneral Pappenheim, der hundert Narben von Wunden auf dem Leibe trug, die er keineswegs bei Wirthshausschlägereien geholt hatte.

Auch der gemeine Soldat soll fromm sein.

Triberg auf dem Schwarzwald ist ein Marienwallfahrtsort. Das Marienbild daselbst ist im Dezember 1692 von drei österreichischen Soldaten aus der Kompagnie Nadliani in einer Tanne gefunden worden, nachdem es lange Zeit abhanden gewesen. Beim Heimgang von der Patrouille hörten sie ein Tönen und Singen, wie Harfenklang. Die Gelehrten wollten haben, die Tannenbäume seien die tönenden Harfensaiten und der Sturm der Konzertmeister gewesen; aber die drei Soldaten haben etwas Anderes dahinter gesucht, und ihre Vermuthung

war die richtige. Am andern Tage fanden sie im Walde die Tanne, in welche das Bild schon hinein gewachsen war. Sie fielen bei Eis und Schnee auf die Kniee, und verehrten die allerseligste Jungfrau Maria, die besondere Beschützerin des Soldatenstandes. Und ihre Kameraden und Offiziere kamen herbei und beteten und freuten sich und hofften Glück im Felde. Dann aber legten die armen Soldaten zusammen, jeder ein Paar Kreuzer von seiner Löhnung und am 25. Dezember 1692 feierten sie mit Andacht ein Einweihungsfest, indem sie das zusammengelegte Geld dazu verwendeten, das gefundene Marienbild zu verzieren und ihm einen würdigen Standort zu bereiten. Glaubst du nicht, daß sie bei diesem Feste eine größere Seligkeit empfanden, als wenn sie den Weihnachtstag mit Fressen und Saufen, Krakehl, Prahlerei und Unzucht verbracht hätten?

Beten steht jedem Soldaten auch außer der Soldatenmesse wohl an; das Gebet hat große Kraft. Dieß hat sich im Jahre 174 nach Christi Geburt an der zwölften römischen Division gezeigt, welche noch heute als Donnerdivision verehrt wird. Sie bekam ihren Namen wegen ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit und bestand fast ganz aus Christen. Im Kriege gegen die Deutschen an der Donau wurde das römische Heer vom Feinde eingeschlossen. Es war im hohen Sommer und nirgends ein Tropfen Wasser, so daß die Soldaten nur die Aussicht hatten, entweder vom übermächtigen Feinde umgebracht zu werden, oder vor Hitze und Durst zu verschmachten. Die Division betete mit Inbrunst, der Himmel öffnete sich und ein Gewitter brachte ihnen Wasser und Rettung. Als der Feind heranstürmte auf die matten Römer, verwehrte ihm Gott den Angriff durch Blitze und große Schlossen.

Auch der Soldat ist an die Gebote Gottes gebunden.

Der selige Klaus von der Flüe lebte mitten im Kriegslärm eben so fromm und abgeschieden in seinem Innern fort, wie daheim in Unterwalden. Wenn viele seiner Waffengefährten vollen Gläsern, Karten und schlechten Weibspersonen nachzogen, so suchte er die Einsamkeit und betete den Rosenkranz. Klaus war im Quartier sehr genügsam, bescheiden, hatte beständig vor Augen, daß die Bewohner der Städte und Dörfer keine Schuld am Kriege tragen und daß der Christ auch im Feindeslande Nächstenliebe üben müsse. Der selige Nikolaus hielt ferner schlimme Kameraden ab vom Stehlen und Mißhandeln wehrloser Leute und rettete manches Haus der Wittwen und Waisen aus mordbrennerischen Händen. Freunde, sagte er zu ihnen, ihr habet den Feind mit Gott überwunden, darum ehret eueren Sieg durch Nüchternheit und Großmuth; dabei leuchtete ein feuriger Blick aus seinen Augen, der tief in ihre Seele drang und die höllische Wuth auslöschte. Bei aller Frömmigkeit war der selige Klaus einer der heitersten und focht tapfer am Egel, zu Freyenbach und bei Baar, 1443 bei Zürich, und 1446 bei Ragaz. Im Jahre 1460 zeichnete er sich als Fähndrich und Rottenmeister im Thurgauerkriege so aus, daß seine Oberen ihm eine goldene Verdienstmedaille zuerkannten. Bei Dießenhofen, zwei Stunden oberhalb Schaffhausen, verrichtete Bruder Klaus seine letzte Waffenthat und

half die Feinde aus dem Städtlein treiben. Als Viele derselben sich in das Kloster Katharinenthal flüchteten, ließen die Anführer der Schweizer dasselbe anzünden. Kaum hörte Klaus davon, als er im inbrünstigsten Gebete sich vor dem Bilde des Gekreuzigten niederwarf und alsdann vor den obersten Anführern der Eidgenossen nicht aufhörte mit Bitten und Vorstellungen, bis Gegenbefehl ertheilt wurde; dann eilte er selbst in's brennende Kloster, wehrte mit Lebensgefahr den Flammen und rettete so ein Gotteshaus, welches ihn bis auf die neueste Zeit als Schutzgeist verehrt. Der selige Klaus war trotz seines langen Soldatenlebens der frömmste Mann in seinen Bergen und wurde 1669 unter die Heiligen versetzt, nachdem er am 21. März 1487 selig gestorben war und seine letzten Lebensjahre als Einsiedler verlebte, wo er viele Jahre bloß vom allerheiligsten Altarssakramente lebte.

Das Bild eines gottlosen Soldaten.

Unter Kaiser Napoleon I. diente ein gottloser Soldat als Unteroffizier. Er war ein Lump, der oft monatelang kein gewaschenes Hemde und im Sommer gar kein Hemde auf dem Leibe trug; aber an Hochmuth war er ein Feldmarschall und setzte seine Ehre darein, wie eine Kuh zu saufen, wie ein Schwein zu reden und gegen seine Mitmenschen wie ein Satan zu handeln. Er verhandelte mit Quartiergebern nur durch Gebrüll, mit Kolben und Säbel und verdarb in teuflischer Bosheit, was er nicht einpacken konnte. Er verübte allerlei Unthaten. Einmal packte er die halberwachsene Tochter einer kranken Wittfrau und kam zu einer Regimentsstrafe, weil die Mißhandelte ihn beim Oberst verklagte. Aus Rachsucht zündete er der Wittwe beim Abmarsch das Haus an und die Wittwe verbrannte mit zwei kleinen Kindern elend. Er riß Zoten, brüllte wüste Lieder und tanzte im Rausch; aber seine Freuden waren keine wahren Freuden und er bezahlte jeden Rausch mit bitteren Stunden. Seit der Geschichte mit der Wittwe ging es ihm oft, wie dem Raubmörder beim Henkermahle; er soff unsinnig und konnte doch nicht froh werden; oft stierte er wie geistesabwesend in einen Winkel und Nachts stöhnte und keuchte er manchmal wie Einer, der erwürgt wird. Er verstand seinen Dienst als Unteroffizier und war Einer von denen, welche weder Tod noch Teufel fürchten, wenn sie einmal den ersten Schuß gethan haben; aber er brachte es knapp zum Feldwebel und seine Tapferkeit blieb ohne Glück und Segen. Nach drei Feldzügen erhielt er erst ein Feldzeichen, was ihm nichts eintrug und nach vier Feldzügen kam er dienstunfähig 1811 heim aus Spanien. In der Heimath fand er aber nichts mehr als die Gräber seiner Mutter und Schwester. Fast zu derselben Zeit, wo er die Unthat an der Wittwe und ihrer Tochter beging, haben einige russische Nachzügler seine leibliche Schwester bis auf den Tod mißhandelt und die Mutter starb vor Schreck und Gram und ihr Häuschen mit den wenigen Feldern wurde versteigert. Die genauen Berichte über alle Umstände, wie seine Mutter und Schwester gestorben, machten ihn irrsinnig. Er wollte Niemand Rede und Antwort geben, stand tagelang am Kirchhofe herum und redete mit sich selbst. Zuletzt wurde er in's Irrenhaus gebracht. Gemei-

niglich wacht die Seele der Irrsinnigen kurz vor dem Tode zum klaren Bewußtsein auf, ein sonnenklarer Beweis, daß die Seele nicht welkt und abstirbt mit dem Leibe; auch dieser Mann erwachte nach vielen Jahren, der Doktor sah es ihm gleich an den Augen an. Er sah sein gealtertes Gesicht und den eisgrauen Schnurrbart und weinte wie ein Kind, das sich am Feuer verbrannte. Kein Mensch wußte ihn zu trösten, er hörte nicht auf zu weinen. Dem Geistlichen der Anstalt rief er zu: Warum, warum soll ich nicht weinen, wenn ich auf mein vergangenes Leben zurückschaue? Jetzt muß ich sterben, sterben! Der Geistliche blieb die ganze Nacht bei ihm; am Morgen war der alte Feldwebel todt. Gott gebe ihm die ewige Ruh und allen seinen Waffengenossen ernsteren Sinn, mehr Glauben und Frömmigkeit! (Kalender für Zeit und Ewigkeit. Jahrgang 1855.)

Soldaten, besonders solche, die im Kriege gefochten, verdienen die Achtung ihrer Mitbürger.

Größere Freude hat wohl nie ein Heer empfunden, als das athenische, welches bei Marathon über die Perser siegte. Während der ganze Haufe noch die fliehenden Perser verfolgte, stürzte ein Einzelner in vollem Laufe nach Athen hin, rief fast athemlos am Thore und am Markte: Freuet euch, wir haben gesiegt! und fiel gleich todt nieder. Die Athener feierten noch lange nachher diesen glänzenden Tag, hielten feierliche Umzüge und brachten Opfer auf dem Kampfplatze, setzten daselbst den Gefallenen ein Denkmal von Marmor, den die Perser zu ihrer Trophäe mitgebracht hatten und verewigten das Andenken der Feldherren durch ein großes Gemälde. Der Name Miltiades war Kindern und Greisen eine Losung zur Freude, das Volk empfing den Sieger mit Jubelliedern als seinen Retter in der Stadt. So ziemt sich's, die Soldaten zu ehren, die für das Vaterland gekämpft haben.

Der Soldat muß bereit sein, sein Leben für's Vaterland zu opfern.

Als der persische König die Griechen unterjochen wollte, konnte seine Armee nur über die rauhen Berge durch den Engpaß Termopylä eindringen. Ein nichtswürdiger Grieche, Namens Ephialtes, führte die Perser durch dichte Eichenwälder auf einem heimlichen Fußsteige bis an diesen Engpaß oder Hohlweg. Diesen zu vertheidigen, hatte sich Leonidas mit dreihundert Spartanern entschlossen. Die von Ephialtes geführten Perser konnten wegen des großen Umweges erst am folgenden Tage ankommen. Noch einen Abend also und eine Nacht hatten die Griechen übrig und diese wollten sie benutzen. Den Abend feierten sie mit einer spartanischen Mahlzeit, der letzten für dieses Leben. Fest verbrüdert, gelobten sie sich, aus dieser Welt zu scheiden und im Elysium sich wieder zu sehen. Nach langem, herzlichem Gespräche standen sie auf, ernst wie die Nacht, die unterdessen ihre Schatten über die wilde Gegend gebreitet hatte und schlichen in's persische Lager, um den König zu tödten. Aber es gelang nicht. Zu früh weckte das Geschrei der erstochenen Wachen das Lager; sie

tödteten zwar Viele, mußten sich aber doch endlich in ihren Hohlweg zurückziehen. Hier galt es, zu kämpfen; schon waren sämmtliche spartanische Spieße zerbrochen, es mußte mit dem Schwerte gekämpft werden; von allen Seiten schwirrten ihnen persische Lanzen und Pfeile um die Köpfe. Leonidas fiel und seine getreuen dreihundert Spartaner bedeckten seinen Leichnam mit den ihrigen. Später setzten ihnen die Amphiktyonen auf der Wahlstatt bei Thermopylä ein Denkmal. Der Ruhm der gefallenen Spartaner war so groß, daß man noch dreißig Jahre später die Namen der dreihundert in Aller Mund einzeln hörte. So soll es sein; der Soldat soll sein Leben für's Vaterland opfern. Xerxes, jetzt Herr der Bergschlucht, erstaunte über die geringe Anzahl der Griechen und über ihren tapferen Widerstand.

Die christlichen Soldaten müssen sich aus Nächstenliebe heldenmüthig für Andere opfern.

König Eduard belagerte Calais schon den zweiten Sommer. Täglich schossen seine Engländer Löcher in die Mauern, aber jeden Morgen fanden sie Mauern und Wälle wieder hergestellt. Die tapferen Belagerten hatten endlich nichts mehr zu essen, als gekochtes Leder und Unkraut, und doch ergaben sie sich nicht, vielmehr wagten sie noch einen muthigen Ausfall. Dieser lief übel ab, sie mußten ihren Anführer, den Grafen von Vienne, sogar in den Händen der Engländer lassen. Zwar stellten sie wieder einen Anführer auf, den Eustach von St. Pierre, aber es stand nun doch bald so verzweifelt mit ihnen, daß sie den Feinden die Stadt anbieten mußten; doch forderten sie freien Abzug. Eduard war zu erbittert, als daß er die Bedingung hätte eingehen sollen. Sechs der vornehmsten Bürger sollten ihm zur Bestrafung ausgeliefert werden, die übrigen könnten frei abziehen. Die armen Bürger waren auf dem Markte versammelt, als sie diesen Bescheid erhielten. Erst entstand eine schauerliche Stille, dann ein herzzerreißendes Schreien. Endlich bestieg St. Pierre eine Erhöhung und redete seine Mitbürger so an: Meine Freunde, wir sind nun auf's Aeußerste gebracht. Der tyrannische Eroberer will uns nicht nur elend, er will uns auch zu Verbrechern machen. Wir sollen ihm sechs der Unsrigen ausliefern. Welche können wir wählen? Nur unsere Aeltern, Geschwister, Freunde, nur unsere theueren Mitbürger, die hundertmal Angst und Trübsal für uns geduldet, die für uns gekämpft und geblutet haben, damit wir noch einst Tage der Ruhe erleben möchten. Und diese sollten wir dem Sieger zur Rache ausliefern? Unmöglich! — Aber ein Mittel ist uns übrig, ein vortreffliches, göttliches Mittel. Ist Einer hier, dem die Tugend theuerer ist als sein Leben, der biete sich selbst freiwillig zum Opfer für seine Mitbürger an. Jesus Christus starb für die Erlösung der Menschen, der wird ihn auch lohnen. So sprach St. Pierre, aber Keiner meldete sich zu dem Opfer. Nach einer Weile fuhr St. Pierre fort: Es wäre niedrig von mir, daß ich Andere zu einem Opfer aufforderte, welches ich darzubringen nicht entschlossen wäre. Aber ich wollte meinen Mitbürgern den Vorzug lassen, sich zuerst für diese Ehre zu melden. Da aber, wie ich weiß, nur Bescheidenheit Alle zurückhielt, so erkläre ich mich jetzt für

den ersten, der bereit ist, für die Mitbürger zu sterben. Wer folgt mir? — „Ihr Sohn!" rief ein Jüngling in der Blüthe seiner Jahre. Ach, mein Kind, rief St. Pierre, ich soll also zweimal geopfert werden! Doch deine Jahre sind voll, mein Sohn; als Schlachtopfer der Nächstenliebe hast du das höchste Ziel erreicht. Wer kommt nun, meine Freunde? Dieß ist die Heldenstunde der Nächstenliebe. — „Ihr Vetter!" rief Johann de Aer, — „Ihr Blutsfreund!" rief Jakob Missaet, — „Ihr Verwandter!" rief Peter Vissaet. Zu dem sechsten Schlachtopfer boten sich so Viele an, daß gelooset werden mußte, wer von ihnen die Ehre haben solle, für seine Mitbürger zu sterben. Nun wurden alle Bürger der Stadt mit Frauen und Kindern aus dem Thore geführt, durch das Lager der Engländer hin. Ihre Stadt hatten sie zum Letztenmale gesehen und das Jammern der Menge rührte auch die Herzen der Feinde; die englischen Soldaten luden ihnen so viele Lebensmittel auf, wie sie nur tragen konnten. Endlich kam das Häuflein der sechs Helden. Alle Engländer traten aus ihren Zelten, bückten sich auf beiden Seiten vor den Edlen, wie sie vorübergingen und murmelten ihnen Beifall zu; denn die Tugend flößet auch den Feinden Bewunderung ein. Stricke hatten die Schlachtopfer sich selbst um den Hals gelegt. Als sie vor den König traten, fragte dieser: Sind das die Vornehmsten in Calais? Sie sind es, gnädigster Herr, und nicht nur in Calais, sondern in ganz Frankreich die Edelsten, wenn anders Tugend wahrer Adel ist. Wurden sie friedlich ausgeliefert? War keine Widersetzlichkeit, keine Gährung unter dem Volke? — Keine, gnädigster Herr, das Volk hätte Keinen ausgeliefert, diese haben sich freiwillig angeboten. Eduard war heimlich erbittert über den edlen Charakter seiner Feinde, sprach noch Vieles von ihrer Widersetzlichkeit gegen ihn und befahl, sie gleich zum Tode abzuführen. Die Männer erwiderten Nichts, nur St. Pierre sagte: Wir verlangen Nichts von euch, gnädiger Herr, als was Ihr uns nicht versagen könnet. — Und das ist? — Eure Hochachtung, gnädiger Herr! antwortete St. Pierre, und ließ sich abführen. Zur Schande Eduards wäre das grausame Urtheil wirklich vollstreckt werden, wäre nicht in diesem Augenblicke Eduards Gemahlin aus England angekommen. Diese hatte den richtigen Blick, daß England durch die Hinrichtung so edler Männer sich vor der Mit- und Nachwelt mit Schande brandmarke und beredete den König, ihnen das Leben und die Freiheit zu schenken. Calais aber, aller seiner französischen Inwohner beraubt, wurde nun bloß mit Engländern besetzt, stark befestigt und diente so den Engländern zum festen Haltpunkt in Frankreich über zweihundert Jahre.

Der fromme Soldat ist auch tapfer.

Die Polen und Slavonier hatten das Bisthum Merseburg verheert und mehrere Kirchen zerstört. Um ihren Verwüstungen Einhalt zu thun, zog Kaiser Heinrich der Heilige gegen sie zu Felde. Eben war die Charwoche, welche dem heiligen Kaiser immer heilig war. Auch dießmal wollte er diese Zeit nicht ungeheiligt vorübergehen lassen; er zog sich daher mit seinem Heere in eine Ebene, ließ es Zelte aufschlagen, setzte seinen Kaplan davon in Kenntniß und

ließ folgenden Armeebefehl bekannt machen:. Es scheint mir, daß es an den Tagen, an welchen der Schöpfer für die Geschöpfe, der Herr für die Knechte sich gefangen nehmen, geißeln und kreuzigen ließ und gestorben ist, um ihnen Seine Liebe zu zeigen, eine Treulosigkeit wäre, einen Zusammenstoß zu suchen, bei dem Christenblut vergossen werden sollte. Die ganze Armee empfing die heilige Communion und feierte die österliche Zeit und das Osterfest mit aller nur möglichen Andacht. Dieß geschah am Tage vor der Schlacht und der Kaiser gelobte, wenn er siegen würde, das Bisthum Merseburg wieder herzustellen. Die Feinde überfiel während der Schlacht ein solcher Schrecken, daß sie ängstlich flohen und die christliche Armee über sie einen vollständigen Sieg erhielt. Zugleich dämpfte Heinrich auch einen Aufstand in Böhmen. Als Kaiser von Deutschland wurde Heinrich oft in Kriege verwickelt, aber nie ergriff er die Waffen, als zum Schutze für die heilige Kirche, zur Sicherheit seiner Unterthanen und zum Wohle des Reiches; weßwegen er auch von Gott immer den Sieg erhielt. Die bei seinem Regierungsantritte entstandenen Unruhen waren bald gestillt; denn seine Tapferkeit besiegte die Feinde und seine Milde und Gerechtigkeit die Herzen der Menschen. Mußte er auch oft hart verfahren, so trat doch bald die Menschlichkeit wieder in ihre Rechte.

Der Soldat dient seinem Regenten treu.

Der edle Spanier Alphons Perez Gusmann ward von allen Seiten um die Stadt, die er vertheidigte, von den Sarazenen hart bedrängt. Dazu hatte sein Sohn das Unglück, bei einem Ausfalle in die Hände der Feinde zu gerathen. Diese führten ihren Gefangenen vor die Mauern der Stadt und ließen dem Vater sagen, sie würden seinen Sohn in Stücke hauen, wenn er ihnen die Stadt nicht übergebe. Wahrlich, keine kleine Versuchung für das Herz eines Vaters. Alphons aber sah mehr auf die Treue, die er seinem König geschworen, als auf seine Liebe, und rief den Feinden entgegen: Und wenn ich zwanzig Söhne hätte und sie Alle befänden sich in euren Händen, um einem gewissen Tode entgegen zu gehen, so wollte ich sie Alle vor meinen Augen sterben sehen, als meine Treue brechen! Und mit diesen Worten warf er sein Schwert über die Mauer mit dem Bedeuten, hier hätten sie ein Schwert, wenn es ihnen etwa zum Morde seines Sohnes fehlen sollte; die Stadt aber würde er bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Alsbald erhob sich auf den Mauern ein gewaltiges Geschrei; Alphons eilte herbei und erfuhr, daß sein Sohn getödtet ist. Da sprach er ruhig: Glaubte ich doch, der Feind sei in der Stadt! Dem Herrn sei Dank!

Der Soldat muß fromm sein.

Der berühmteste Feldherr des österreichischen Heeres gegen Napoleon I. war der Erzherzog Karl, ein Bruder des Kaisers Franz. Der Erzherzog war nicht nur ein tapferer Krieger, sondern auch ein menschenfreundlicher frommer Fürst. Als der französische General Moreau tödtlich verwundet in die Hände der Oesterreicher fiel, eilte Karl an das Sterbelager seines Gegners, bezeigte

ihm die innigste Theilnahme und sandte ihm seinen Leibarzt. Karl sandte dessen Leiche in's französische Heer und gab selbst der Leiche das Ehrengeleit. In den Tagen des Friedens besuchte Karl täglich die heilige Messe und empfing oft die heiligen Sakramente. Täglich stellte er auch eine fromme Betrachtung über einen Text der heiligen Schrift an und schrieb sich Manches davon auf. Auf den Tod gut vorbereitet zu sein, war seine Hauptsorge. Er bat deßhalb öfters seinen Arzt, er möchte ihm ja nicht verheimlichen, wenn es mit ihm etwa einmal gefährlich stünde. Rufen Sie mir dann zu, sprach er heiter: Auf, alter Soldat! Jetzt ist es Zeit zum Einrücken!

Unmoralische Soldaten werden Verführer.

Als die katholischen Irokesen nicht mehr mit ihren Nachbarn zu kämpfen hatten, widmeten sie sich verschiedenen Zweigen des Gewerbfleißes. Ihre größte Gefahr war Unthätigkeit mit ihren beinahe nothwendigen Folgen: Trunkenheit und Unsittlichkeit. Unglücklicherweise ward ein kleiner Trupp Soldaten, der während des Krieges bei jeder Mission in Besatzung lag, auch nach dem Frieden beibehalten und verdarb die Indianer trotz aller Bemühungen der Missionäre. Vergebens beklagten sie sich über den Handel mit gebrannten Wassern; vergebens eiferten sie, um die Irokesenmädchen vor den Verführungen der ausgelassenen Soldaten zu schirmen. Der allzupflichttreue Missionär wurde vom Kommandanten verläumdet und versetzt und dann verfielen die Indianer, weil sie ohne geistlichen Führer waren, in jede Ausschweifung, die man ihren Sinnen bot.

Sonne.

Heilige ließen die Sonne stillstehen.

Abt Dulas erzählte: Als wir einst zu einem andern Altvater gingen, neigte sich die Sonne zum Untergang. Der Altvater betete: Ich beschwöre Dich, o Herr! laß die Sonne stehen, bis ich zu Deinem Diener komme. Und also geschah es auch.

Einst erzählten die Altväter in Aegypten dem Abte Elias von dem Abte Agathon, daß er ein guter Bruder sei. Und der Altvater sprach: Im Vergleiche zur gegenwärtigen Welt ist er gut. Jene fragten: Gegen die Alten aber, wie ist er da? Der Altvater antwortete ihnen: Ich habe euch schon gesagt, daß er im Vergleich zur gegenwärtigen Welt gut ist; bei den Alten aber habe ich einen Mann in Scithi gesehen, welcher machen konnte, daß die Sonne am Himmel stehen blieb, wie einst Josue, der Sohn des Nave, that. Als sie dieß hörten, staunten sie und priesen Gott.

Sonntag.

Sonntagsentheiligung von Gott bestraft.

In Theresa, im Staate Wisconsin in Nordamerika, ereignete sich am 27. August 1865, wie von dort die Baltimorer Volkszeitung schreibt, ein Fall der Sonntagsschändung, welcher sehr zur Beherzigung empfohlen zu werden

verdient. An diesem Tage, einem Sonntage, hat ein Grundbesitzer, Namens K. von dort, der da meinte, der liebe Gott könne den Weizen, der vom Regen naß geworden ist, nicht auch wieder trocken machen, spöttische Reden über die Sonntagsfeier geführt, wobei er unter Anderem sagte: Man ißt am Sonntage, folglich muß man auch am Sonntage arbeiten. Er führte drei große Wagen voll Weizen ein. Gegen Abend entlud sich ein furchtbares Donnerwetter, der Blitz fuhr in den Weizenhaufen und brannte ihn nieder bis auf den Grund. Auch der Spötter soll seinen Tod gefunden haben. (Gemeindezeitung 1865.)

Sonntagsentheiligung und Strafe Gottes.

Bei dem Eisenbahnbrückenbau in Marburg wird, wie es bei der Südbahn nichts Neues ist, auch an Sonntagen gearbeitet. Geschieht so etwas in Wien und dessen nächster Umgebung ohne irgend eine Einsprache, so glaubte man wohl auch in Marburg auf keine Hindernisse zu stoßen; das Aergerniß, welches gläubige Christen an dieser Entheiligung nehmen, beachtet man weder hier noch dort. Am vorletzten Sonntage hat sich nun in Marburg ein bedauerliches Unglück ereignet. Nachmittags um zwei Uhr sollte ein Theil des alten Geleises über die Brücke gehoben werden. Das Geleise wurde auch mittelst zweier Kraniche vierundzwanzig Zoll gehoben, dann erst gingen sechs Arbeiter auf dem gehobenen Geleise nach den Spreizern. Da riß die Kette eines Kranichs und ein Theil des Geleises fiel zurück. Dadurch geschah es, daß der Querpfosten des Geleises herausgeworfen wurde, in Folge dessen die davor angelegten Längenpfosten sammt den darauf befindlichen fünf Mann in die sechs Klafter tiefe gemauerte Grube auf Steine fielen, während sich der sechste Mann noch rechtzeitig an einer Eisenstange anklammerte. Einer der hinab gefallenen Männer blieb todt am Platze, drei wurden schwer beschädigt, während der fünfte nur mit dem Schrecken davon kam. Das Verschulden an diesem beklagenswerthen Unfalle wird dem todtgebliebenen Arbeiter A. G. beigemessen. (Gemeindezeitung 1865.)

Der Sonntag ist für den Gottesdienst.

Ein Richter in England, Namens Holt, einer der ausgezeichnetsten Männer seines Standes, hatte in seiner Jugend das Unglück, in Gesellschaft schlechter Leute zu gerathen, welche Religion und Tugend verachteten. Hauptsächlich luden sie dadurch eine große Schuld auf ihr Gewissen, daß sie den Tag des Herrn auf die unverantwortlichste Weise entheiligten und, statt den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, sich in Wein- und Bierhäusern umhertrieben, durch Spiel und andere Geist und Herz verderbende Dinge den Tag verschwendeten und Abends meistens betrunken nach Hause kamen. Eines Tages geschah es, daß Holt sich genöthigt sah, einen Mann, in welchem er einen alten Trink- und Spielkameraden erkannte, zum Tode zu verurtheilen. Der Anblick dieses unglücklichen Menschen ergriff sein Gemüth und da er selbst einst in Gefahr gewesen war, ein schlechter Mensch zu werden, so fragte er diesen, der vor ihm stand: Mein Freund, sage mir, wo sind denn deine übrigen Jugendfreunde

geblieben? — Der Unglückliche antwortete: Ach! außer Ihnen, mein Herr! und mir, ist kein einziger mehr übrig, der nicht unter dem Schwerte der strafenden Gerechtigkeit gefallen, oder sonst eines gewaltsamen Todes gestorben wäre. Der Richter seufzte tief gerührt und erkannte hierin, wie verderblich böse Gesellschaften — besonders für die Jugend sind und welche schreckliche Folgen die Vernachläßigung des Besuches des öffentlichen Gottesdienstes und die Entheiligung der Sonn- und Feiertage mit sich bringt, indem daraus Verachtung der Religion und endlich die schändlichsten Laster hervorgehen. (Hausen. 4. S. 47.)

Der Sonntag ist für den Gottesdienst.

Man bemerkt zu Paris eine Anzahl Läden oder Waarengewölbe, über deren Eingang man die Anzeige liest: Hier verkauft man des Sonntags Nichts; dieser Laden wird am Sonntage nicht geöffnet. Will man wissen, wer die Bewohner dieser Häuser, die Inhaber dieser Läden und Magazine sind? Wohlan! es sind Fremde, Deutsche, Schweizer, wovon Mehrere sich zur lutherischen oder kalvinischen Religion bekennen. Angenommen, daß Manche derselben lediglich Gott zu lieb an Sonntagen ihren Handel unterlassen, wie sehr beschämen diese Christen durch ihr Beispiel jene Katholiken, die eher Handelsjuden, als Katholiken genannt zu werden verdienen, da sie gerade den Sonntag benützen, um Geschäfte zu machen! (Hausen 4. S. 47.)

Am Sonntage sollen alle knechtlichen Arbeiten bei Menschen und Thieren ruhen.

In Aegypten ist ein Brunnen, welcher bis auf diese Stunde den Namen: Jesusbrunnen hat, weil die Mutter Gottes, als sie vor Herodes floh, das göttliche Kind darin gebadet hat. Von diesem Brunnen wird der nächstliegende Garten bewässert; weil aber dessen Wasser nicht hinreichet, so schöpfen vier Ochsen mittelst eines Rades anderes Wasser hinein. Diese Ochsen hören am Samstage Abends auf, zu schöpfen, und machen von freien Stücken Feierabend bis zum Montag, und können durch keine Schläge zur Arbeit gebracht werden. Der Sonntag ist ein Ruhetag für Mensch und Vieh. (Andricom. de terra sancta.)

Sonn- und Feiertage sind Tage der Ruhe.

Ein Priester traf am Feste Mariä Himmelfahrt einen Bauer mit seinem Weibe auf dem Felde an, wo sie Getreide schnitten, worüber er ihnen einen Verweis gab. Was, sagte der Mann, gestern war Sonntag, da mußten wir feiern und heute sollen wir wieder nicht arbeiten? Was habt ihr Geistlichen für eine seltsame Einrichtung, daß ihr die Leute von der nothwendigen Arbeit abhaltet? Aber wir Bauern müssen uns mit harter Arbeit ernähren. Feiertag hin, Feiertag her, nach verrichteter Arbeit ist erst gut feiern. Da er in noch größere Gotteslästerungen ausbrechen wollte, und hiezu schon den Mund öffnete, da stürzte er des jähen Todes hin; das Weib aber, weil sie auf Befehl des Mannes an diesem heiligen Tage gearbeitet hat, kam mit einer gelinderen

Züchtigung davon. Sie konnte weder Sichel noch Getreide aus der Hand lassen, bis ihr Mann im Beisein einer großen Volksmenge zur Erde bestattet wurde. Halte demnach Sonn- und Feiertage in Ehren. (In vita Ottonis Episcop. Bamberg.)

Sonntagsarbeiten bringen keinen Segen.

Der heilige Johannes, Patriarch von Alexandria, hatte zwei Kirchendiener, welche Schuhe machten und neben einander wohnten. Der Eine hatte ein Weib, viele Kinder und seine Aeltern zu ernähren, versah seinen Kirchendienst pünktlich und ernährte mit Gottes Hilfe von seinem Handwerke alle seine Angehörigen. Der Andere dagegen, obgleich er gelehrter war, als Jener, konnte sich nicht einmal allein ernähren, obgleich er an den Sonntagen arbeitete. Er beneidete deßwegen seinen Nachbar und da er einmal seines Neides nicht mehr mächtig war, sprach er zu ihm mit gereizter Stimmung: Woher bist du doch so reich? Ich dagegen bin in Armuth gerathen, obgleich ich mich mehr als du auf's Handwerk verlege. Der Andere wollte ihn zum Besuche der Kirche an Sonntagen bewegen und antwortete: Ich finde mein Geld auf dem Boden und davon bin ich allmählich reich geworden; aber wenn du willst, werde ich dich jederzeit rufen, komme dann mit mir, und du wirst die Hälfte von dem erhalten, was wir finden. Als sich nun dieser herbeiließ, ihn an den Sonntagen in die Kirche zu begleiten, segnete ihn Gott und machte ihn wohlhabend. Einstens sagte der gute Rathgeber zu ihm: Siehst du, mein Bruder, wie viel meine Unwahrheit deiner Seele und deinem Vermögen genützt hat! Ich habe niemals Etwas auf dem Boden gefunden, wie du in Hinsicht des Geldes gemeint hast, sondern weil der Herr gesagt hat: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und dieses Alles wird beigegeben werden; darum nahm ich Veranlassung, um dich damit zu gewinnen; und siehe, ich habe mich nicht umsonst bemüht, sondern du hast gefunden und zwar viel gefunden. Als der heilige Johannes dieses vernommen hatte, machte er den klugen Rathgeber zum Priester, denn er war bisher nur Lektor.

Sonntagsentheiligung von Gott bestraft.

Einmal ging ein gewisser Amulgerus an einem Sonntage auf das Feld, um dort zur Zeit der Ernte Garben zu binden. Er belud damit seinen Wagen und begann, unbekümmert um die Heiligung des Sonntags, mit diesem nach Hause zu fahren. Da fiel ihm eine Aehrengräte in's Auge und er wurde auf dem rechten Auge blind. In dem Schmerz über das verlorne Auge schwächte er auch das andere dergestalt, daß er bald ganz erblindete. Nun kam Erkenntniß, Reue, Vorsatz, Wehklage über ihn. Ganze Nächte brachte er im Seufzen zu. Einmal vernahm er die Worte: Gehe zu meinem Diener Remaklus, dort wirst du Hilfe finden. Remaklus war Klosterabt im siebenten Jahrhunderte. Schnell stand er am folgenden Tage auf und ließ sich zum Grabe des Heiligen führen. Er kam an einem Sonntage bei dem Grabe an. In der Nacht, da die Mönche die Psalmen sangen, betete er in der Kirche, wo er ein Licht sah.

Er öffnete nun beide Augen; er sah und lobte Gott den Herrn, der ihm auf die Fürbitte seines Dieners solche Gnaden erwiesen. Er eilte nun freudig nach Hause, und erzählte, was der Herr an ihm gethan.

Gott straft knechtliche Arbeiten am Sonntage.

Zur Zeit des heiligen Maurilius, Bischofs von Angers, eines Zeitgenossen des heiligen Ambrosius, ging einst ein Handwerker an einem Sonntage an seine gewöhnliche Arbeit, ohne auf die Heiligkeit des Tages Rücksicht zu nehmen. Zur Strafe dafür blieb der Stiel der Axt, deren er sich bediente, so fest an seiner Hand hängen, daß es unmöglich war, sie davon zu trennen. Nachdem er fünf Monate lang unter den heftigsten Schmerzen in diesem Zustande zugebracht hatte, nahm er seine Zuflucht zu dem heiligen Bischof Maurilius, bekannte ihm seinen Fehler und bat ihn unter Thränen, sich seines Elendes zu erbarmen. Maurilius hatte Mitleid mit ihm, berührte nun den Stiel der Axt, die durch keine menschliche Bemühung hätte hinweggenommen werden können, und im nämlichen Augenblicke streckten sich die Finger des Unglücklichen, seine Hand öffnete sich, der Stiel trennte sich von derselben und er war vollkommen geheilt.

Sonn- und Feiertagsentheiligung von Gott bestraft.

Zur Zeit Kaiser Heinrichs II. begleitete der Priester Bokeus den Bischof von Bamberg auf seiner Reise, die sie der nothwendigen Eile wegen auch am Feste des heiligen Laurentius fortsetzen mußten. Da bemerkten sie Bauern, welche an diesem Feiertage am Felde arbeiteten. Als Bokeus dieses sah, rief er sie an und sprach: Ihr Unbesonnenen, was macht ihr denn da? Heute ist ja das Fest des heiligen Laurentius, ein gebotener Feiertag, und ihr waget es, diesen Tag zu entheiligen! Da erwiederten die Landleute: Wir können nicht alle Tage feiern. Bokeus sprach: Ich weiß es und bin fest überzeugt, daß diese Entheiligung nicht ohne Strafe Gottes abgehen werde und daß ihr diese Sünde schwer werdet büßen müssen; denn gewiß verzehrt euch das Feuer vom Himmel Alles, was ihr auf diese unerlaubte Weise geerntet habet. Er hatte seine Rede kaum vollendet, als das, was er ihnen angedeutet hatte, bereits in Erfüllung ging. Von nun an hielten sie die Feier der Sonntage und Feste mit mehr Treue und Andacht.

Strafe Gottes für Entheiligung der Sonn- und Feiertage.

Ein deutscher Edelmann war dem Jagen so sehr ergeben, daß er auch an Sonn- und Feiertagen mit seinen Hunden auf die Jagd ging. Seine fromme Gemahlin mahnte ihn vielfältig davon ab. Endlich gab ihm der gerechte Gott zu verstehen, wie mißfällig Ihm dieses sei. Als er einst wieder mit seinen Hunden hinausgeritten war, wurde die Frau zu Hause Mutter eines Kindes, dessen Kopf vollkommen einem Jagdhunde ähnlich sah. Dieß bewog den Edelmann, künftig das Jagen an Sonn- und Feiertagen zu unterlassen.

Sonntagsentheiligung von Gott bestraft.

An der Eger abwärts von Karlsbad hauen die Bauern aus ihren eigenen Wäldern Bäume aus, schaffen sie an die Eger, verbinden sie zu Flößen und schiffen sie als Bau- und Brennholz hinunter nach Kaaden, Saaz und weiter. Ein solcher Bauer hatte sein Floß zusammengesetzt, und war Samstags Nachmittag damit fertig geworden. Sonntags darauf früh zeitlich wollte er damit abfahren. Die Knechte und Taglöhner, welche ihn begleiten sollten, wollten am Sonntage Ruhe haben, um Gott zu dienen. Der geizige Bauer aber drängte sie und ließ sich Nichts einreden. Sie fuhren also Sonntags früh mit Tagesanbruch ab. Bald kamen sie an eine hölzerne Brücke. Der Bauer, der das vordere Steuerruder handhabte, versah es aus Gottes Fügung, das Floß stieß an einen Brückenpfeiler und riß ihn nieder. Prasselnd stürzten die Balken der Brücke nach, verwundeten den Bauer und einen der Knechte. Zur Strafe mußte er der Gemeinde, welcher die Brücke gehörte, auf der Stelle fünfzig Gulden bezahlen, das Floß mußte angebunden werden, der Bauer lag viele Wochen krank und ist so zugerichtet, daß er nie mehr ein Floß führen wird. Diesen Nutzen und Gewinn hatte er von der Sonntagsentheiligung.

Den Sonntag kennen selbst die Thiere.

Ein deutscher Protestant erzählt Folgendes: An Pfiffigkeit übertrifft wohl kein Vogel die Elster. Ich erinnere mich eines Beispiels davon aus meinen Knabenjahren. Ich pflegte unter die Vögel zu schießen, deren eine Menge durch einige Vogelbeerbäume vor meinem Hause herbeigelockt wurde. An den Tagen, wo ich schoß, ließen sich ein Paar Elstern, welche ganz in der Nähe nisteten, niemals auf dem Platze blicken; aber am Sonntage hüpften sie furchtlos herum, weil da nie ein Gewehr losgeschossen wurde. Sie schienen wirklich zu merken, daß an diesem Tage keine Gefahr zu besorgen war. Ein Freund versicherte mich, dasselbe an Krähen beobachtet zu haben; sie kamen Sonntags an Orte, wo man sie die Woche über niemals sah; und in England hat man wirklich das Sprichwort: So glücklich wie eine Krähe am Sonntage. Es scheint dieß darauf hinzudeuten, daß die Thiere allerdings im Stande sind, wenn ich so sagen darf, einigermaßen die Zeit zu messen. Zur Bekräftigung führe ich noch Einiges an. Ein Pächter hatte einen Hund, der ihn überallhin begleitete, nur Sonntags nicht. An diesem Tage war er nie aus dem Hause zu bringen. Einmal trat ein hoher Festtag ein; der Pächter legte deßhalb seine besten Kleider an und begab sich in die Kirche. Der Hund ging, wie sonst, eine Weile mit, schien aber zu merken, daß an seinem Herrn nicht Alles war, wie sonst. Er sah ihm ängstlich und argwöhnisch in's Gesicht und ging dann langsam dem Hause zu. Der Pächter rief ihm und der Hund kehrte um; jetzt aber läuteten die Glocken zur Kirche, nun schien der Hund auf einmal zu begreifen, was es gebe und lief spornstreichs nach Hause. — Auch weiß ich, daß vier Pferde, welche sechs Tage in der Woche regelmäßig angespannt wurden, sich sehr ungeberdig zeigten, wenn sie an dem Tage hinaus sollten, an dem sie

zu ruhen gewohnt waren; an ihren gewöhnlichen Tagen waren sie durchaus folgsam. — Bekanntlich ist die den Engländern gehörige Felsenfestung Gibraltar, am mittelländischen Meere in Spanien, der einzige Punkt in Europa, wo Affen hausen. Bekanntlich halten die Engländer den Sonntag heilig und jagen an demselben nicht. Den englischen Offizieren, welche in Gibraltar in Garnison lagen, ist es wohl bekannt, daß jeden Sonntag und nur Sonntags, sich eine große Menge Affen an einem gewissen Fleck des Felsens zeigt, von wo man den Platz übersieht, auf welchem die Kirchenparade stattfindet.

Den Sonntag soll man nicht mit knechtlicher Arbeit entheiligen.

Die Gemeindezeitung vom 25. April 1867 schreibt: Wohlthuend, Herz und Gemüth erhebend wirkte die Nachricht über die Feierlichkeit der Fußwaschung in der k. k. Hofburg auf die zahlreichen Leser. Alljährlich werden die israelitischen Soldaten zur Zeit ihrer großen Festtage von allen Diensten enthoben und beurlaubt, um dieselben festlich zu begehen. Wir erwähnen diese Humanität mit Befriedigung, können uns jedoch nicht enthalten, folgende Thatsache zu besprechen. Es wurde hohen Orts bestimmt, daß das k. k. erste Genie-Regiment seine Garnisonsstation Krems mit einer andern Station zu verwechseln habe, wohin es am 27. April 1867 auszumarschiren kommandirt wurde. Dem zufolge wurde das Regimentsmagazin, die Wagenburg und die Schanzzeuge am 21. dieses Monats, d. i. am heiligen Ostersonntage, von Krems nach Stein überführt, übertragen und in einen Schlepper der Dampfschifffahrt verladen. Wir verzeichnen diesen unfestlichen Akt an einem der höchsten und heiligsten Festtage, den die katholische Kirche alljährlich feiert, mit tiefer Wehmuth und mit um so tieferem Bedauern, als wir Augen- und Ohrenzeugen waren von den herben Worten, mit welchen die arbeitenden Soldaten über die Entheiligung des Festtages ihrem Bedauern Ausdruck gaben. Möge das hohe k. k. Kriegsministerium solche Akte an heiligen Festtagen entschieden untersagen, insofern nicht Gefahr am Verzuge haftet.

Sonntagsarbeiten will Gott nicht.

Nothburga, dieses Muster christlicher Dienstboten, trat bei einem Bauer, in der Nähe von Rottenburg in Tirol, in Dienst, stellte aber die Bedingung, daß sie an den Vorabenden der Sonn- und Feiertage, sobald die Glocke das Zeichen zum englischen Gruße gegeben, nicht mehr arbeiten dürfe. Gern willigte der Bauer in diese Bedingung ein, weil er Nothburga als eine fromme, fleißige und heiligmäßige Jungfrau kannte. Einst arbeitete Nothburga an einem Samstag Nachmittags mit den übrigen Dienstboten und ihrem Herrn auf dem Felde; es war gerade Erntezeit und die Arbeit sehr dringend. Die Abendglocke läutete und Nothburga stellte ihre Arbeit ein; der Bauer aber verlangte, daß sie bei diesem Ausnahmsfalle, bei so dringendem Geschäfte, die Arbeit fortsetze. Da erhob Nothburga ihren Blick gegen Himmel und betete: Gott! sei Richter zwischen mir und meinem Dienstherrn! Ist meine Bedingung, an Feierabenden nicht zu arbeiten, sondern Gott zu dienen, unrecht; so soll es die Sichel zeigen!

Mit diesen Worten hob sie ihre Sichel in die Höhe, ließ sie los, und siehe! o Wunder! die Sichel blieb frei in der Luft schweben, zum Zeichen, daß Gott auf der Erfüllung der Bedingung bestehe und es Ihm wohlgefällig sei, wenn Nothburga ihre Arbeit einstelle. Sogleich ließ der Bauer die Arbeit auch einstellen, bat Nothburga um Verzeihung und versprach ihr, nie mehr zu verlangen, daß sie an einem Vorabende nach dem Glockenzeichen arbeite.

Erlaubte und nicht erlaubte Sonntagsarbeiten.

Im Jahre 1270 ist zu Magdeburg ein Jude, mit Namen Salomon, außer der Stadt in eine morastige Grube gefallen, hat aber, um den Sabbat nicht zu entheiligen, nicht gestattet, daß ihn Christen herauszögen; er blieb also in seiner morastigen Herberge sitzen. Darauf hat der Magistrat von Magdeburg noch an demselben Tage bei Strafe den Christen verboten, ihn am darauf folgenden Sonntage herauszuziehen, da der Sonntag den Christen ebenso heilig sei, wie der Sabbat den Juden. So mußte der Jude bis zum Montage sitzen bleiben. Hier haben Beide gefehlt, der Jude und der Magistrat; Beide legten das dritte Gebot zu scharf aus.

Auf Sonntagsarbeiten ruht kein Segen.

Im Leben des heiligen Leufred heißt es: Nachdem er an einem Sonntage den Gottesdienst gehalten, ging er in's Freie, sah Bauern ackern, verwies es ihnen scharf, ließ sich noch weiter hinreißen und brachte diesen Fluch aus: Herr, laß doch zu, daß diese Erde unfruchtbar werde, daß sie ewig nur Dörner und Disteln trage. Und so wurde es und blieb es bis auf heute. Es ist kein Segen auf Sonntagsarbeiten; Petrus hatte die ganze Nacht vergeblich gearbeitet; erst auf Christi Geheiß und Segen fing er so viele Fische, daß die Netze zerrissen. Haltet doch den Sonn- und Feiertag heilig!

Sorge.

Des Menschen Sorge sei: Gott in Schuldlosigkeit zu dienen, wie die Vögelein.

Es gibt Ortschaften, welche sich bisher durch Verfertigung gewisser Waaren reichlich ernährten; neue Erfindungen aber haben ihre Erzeugnisse verdrängt und sie außer Nahrung gesetzt. Es macht dieß allerdings Sorgen. Doch der Christ soll nur eifrig Gott dienen und so schuldlos leben, wie die Vögel des Himmels, so können sie sich in Betreff der Nahrung auf Gott verlassen; der Herr wird ihnen einen andern Nahrungszweig eröffnen. Betrachtet die Heidelerche, den Goldammer, den Distelfinken, den Zeisig, den Raben. Im Frühlinge, Sommer und Herbst kommen sie den menschlichen Wohnungen nicht nahe; sie finden im Freien Nahrung in Ueberfluß an den zarten Saatblättern, an Käfern, Würmern und Insekten. Es kömmt der Winter, die Erde erstarrt, das Gewürm verkriecht sich, Schnee bedecket die Erde; wie werden sie dann leben? Gott wird sorgen. Zu dieser Zeit lehrt Er sie andere Nahrungsmittel finden, und Er hat bereits Vorsorge getroffen. Ist gleich die Erde mit tiefem

Schnee bedeckt, so stehen doch so manche Kräuterstengel mit den Samenkapseln und reifem Samen über dem Schnee; die Disteln am Wege, der Wegericht, die Erle haben reifen Samen. Ist das aufgezehrt, so schmilzt der Schnee oder sie finden in der Nähe menschlicher Wohnungen ihren Bedarf in den Abfällen am Dünger, in dem Scheuerstaube, wo sie viele Unkrautkörner finden; sie halten sich in der Nähe viel befahrener Straßen und finden im Auswurf der Zugthiere viele unverdaute Körner, die sie hinreichend sättigen. Hat also Gott so gütige Sorge getragen für diese kleinen Sänger, die Sein Lob singen, und versorgt Er sie Sommers und Winters; so wird Er um so mehr dem Christen einen Verdienst oder überhaupt Nahrung gewähren, vorausgesetzt, daß er Gott dient und so schuldlos lebt, wie diese Vögelein. Das Wort Jesu bleibt ewig wahr: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das Uebrige wird euch zugegeben werden.

In Betreff der Nahrung soll man sich nicht ängstlich sorgen.

Die Güte Gottes ist zu groß, als daß sie nicht jedem Menschen das geben sollte, was zu seinem zeitlichen Fortkommen gehört. Hirsch und Reh und jedes wilde Thier sind Beweise dieser Güte. Im Sommer ist ihnen ein Kleid von kurzen dünnen Haaren zuträglicher. Kömmt der Winter heran, dann versieht sie Gott mit einem dichten Pelze, damit sie der Kälte trotzen können. Ist nun Gott so gütig gegen wilde Thiere, kann Er es weniger gegen den Menschen sein, vorausgesetzt, daß er so schuldlos ist, wie das Thier? Diesem gibt er das Kleid ohne Zuthun, weil es weder Stoff noch Werkzeug, weder Geschick noch Verstand hat; der Mensch aber muß selbst ein wenig mitbeflissen sein, weil er dieses Alles hat.

Sparsamkeit.

Sparsamkeit verschafft zu nützlichen Ausgaben die Mittel.

Papst Sixtus V. gab zur Zeit der Theuerung den Armen Korn aus seinen Magazinen, er streckte den Handwerkern Geld vor, Andern gab er Arbeit durch große Werke, die er unternahm. In Rom wurden fünf neue Straßen angelegt, der Vatikan erweitert, ein Hospital und eine Brücke gebaut; sechstausend Arbeiter hatten durch drei Jahre Brod durch Anlegung einer Wasserleitung, die dreimalhunderttausend Goldskudi kostete und sechshundert Arbeiter vollendeten in zweiundzwanzig Monaten die berühmte Kuppel der Peterskirche. Dann machte er den Anfang, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, und gründete die Vatikanische Bibliothek, die erste in der Welt; ja er ließ die großen Obelisken aus Aegypten kommen und in Rom aufstellen. Das Geld zu diesen großen Unternehmungen gewann Sixtus durch seine Ersparnisse. Er trug geflickte Hemden, nährte sich mit einfacher Kost und hielt nur ein mäßiges Hofpersonal. So war es ihm möglich, bei seinen vielen Ausgaben noch einen Schatz von fünf Millionen Skudi zu hinterlassen, den seine Nachfolger aber nur im äußersten Nothfalle angreifen sollten.

Sparsamkeit ist Gottes Wille.

Wenn Gott zu gewissen Zeiten ein größeres Einkommen verleiht, eine reichlichere Ernte beschert, oder mehr Verdienst gibt, so will Er nicht, daß man verschwenderischer lebe; Er will, daß man den Ueberfluß für die Zeit der Noth, des Mangels, des Unglücks spare; Er gibt mehr, weil Er voraussieht, daß eine Zeit kommen wird, wo man mehr als gewöhnlich brauchen wird: eine Krankheit, eine Feuersbrunst, eine Mißernte. Spare! Oder soll der Bär gescheidter sein, als du? Wenn er reichliche Nahrung hat, wenn er etwa einen Hirsch gefangen, oder ein Pferd, ein Rind erbeutet hat; so verscharrt er den Ueberfluß für die Zeit des Mangels; denn er weiß, daß er zu Zeiten Wochen lang keines Thieres habhaft werden kann.

Weise Sparsamkeit galt auch den heidnischen Weltweisen als Tugend.

Zeno, ein achtungswerther Philosoph, zählte unter seinen Schülern einen armen Jüngling, mit Namen Kleanthes. Dieser trieb vorher das Fechterhandwerk und fühlte sich von einen unwiderstehlichen Drange ergriffen, seinen Geist auszubilden. Er kam daher mit vier Drachmen, etwa drei Viertelthaler, seinem ganzen Vermögen, nach Athen, um Zeno zu hören. Der Mangel zwang ihn bald, Lohnarbeit zu thun. Bei Nacht trug er Wasser, grub in den Gärten, oder arbeitete an der Handmühle, und bei Tage war er der unverdrossenste Zuhörer des Zeno. Nach einem alten Gesetze Solons ward er vor Gericht gefordert, um Rechenschaft zu geben, wie er sich nähre. Als er nun Diejenigen, bei denen er die nächtliche Arbeit verrichtete, als Zeugen aufführte, zog er so sehr die Bewunderung des Areopags auf sich, daß ihn die Richter durch ein Geschenk von zehn Minen, etwa zweihundert Thaler, belohnen wollten. Aber Zeno, sein Lehrer, forderte nicht nur, daß er dieses Geschenk nicht annehme, sondern vielmehr, daß er von dem Verdienste seiner Hände noch Etwas bei Seite legen sollte. Als er allmählich eine kleine Summe gesammelt hatte, zeigte Zeno dieselbe seinen andern Schülern mit den Worten: Seht, Kleanthes könnte noch einen andern Kleanthes ernähren. Der junge Mann kam bald in allgemeinen Ruf; einst, da er vornehme Kinder zum Schauplatze führte, und ein heftiger Wind seinen Mantel zurückwarf, entdeckte sich den Augen aller Zuschauer, daß er schlechterdings kein Unterkleid habe. Das Volk ward durch diesen Anblick lebhaft gerührt, rief ihm lauten Beifall zu, und beschenkte ihn mit Kleidern. So ehrten auch Heiden die Sparsamkeit als Tugend.

Weise Sparsamkeit zum Gutesthun ist lobenswerth.

Aus einer kleinen Stadt wurden von der Obrigkeit einige Bürger in die benachbarten Dörfer gesandt, um auch dort eine Beisteuer für die abgebrannten Einwohner der Stadt zu sammeln. Sie kamen unter Andern früh Morgens auf den Hof eines wohlhabenden Bauers. Sie fanden ihn vor dem Stalle und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er es dem Knechte ernstlich verwies,

daß er die Stricke, woran die Pferde gespannt waren, über Nacht im Regen gelassen und sie nicht in's Trockene gebracht habe. O, der Mann ist genau! sprach Einer zum Andern, hier wird es nicht viel geben. Wir wollen es wenigstens versuchen, sagte der Andere, und sie gingen näher. Der Bauer empfing die Fremden sehr freundlich und indem er mit ihnen in sein Haus ging, brachten sie ihre Bitte an. Wie groß war nun ihre Verwunderung, als er ihnen sehr bereitwillig ein ansehnliches Geschenk an Geld gab und noch versprach, er wolle den Verunglückten Holz und Lebensmittel zuführen lassen. Die Bürger konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, ihm zu gestehen, daß seine Wohlthätigkeit ihnen ganz unerwartet sei, indem der Verweis, den er vorhin dem Knechte wegen eines so unbedeutenden Vergehens gegeben, sie auf die Vermuthung gebracht hätte, daß er wohl sehr genau sein müsse und daß sie daher wenig für ihre unglücklichen Mitbürger erwarten dürften. Liebe Freunde! war seine Antwort, dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, und auch kleine Sorglosigkeiten ahndete, kam ich in die glückliche Lage, gegen Nothleidende wohlthätig sein zu können. Jesus sagte: Sammelt die übriggebliebenen Stücklein, damit sie nicht zu Grunde gehen. Und der heilige Apostel Johannes sagt: Wer die Güter dieser Welt hat und seinen Bruder Noth leiden sieht, sein Herz aber vor ihm verschließt, wie bleibet die Liebe Gottes in ihm?

Spaß.

Sündhafter Spaß ist zu vermeiden.

Einen eben so albernen als sträflichen Spaß erlaubte sich ein Fuhrmann und Hauseigenthümer in Pesth. Derselbe steckte nämlich einem Konfortablekutscher, der sich in der Nähe eines Kaffeehauses an die Wand gesetzt und dort eingeschlafen war, ein mit Pech bestrichenes Papier in die Hand und zündete dasselbe an. Durch den verursachten Schmerz erwachte der Kutscher und nur mit Mühe gelang es ihm, den klebrigen Brennstoff zu entfernen. Die Brandwunde glich in den ersten Tagen einer gewöhnlichen Brandblatter, verschlimmerte sich aber nach einigen Tagen der Art, daß der Unglückliche, Vater von vier unmündigen Kindern, auf die Amputationsabtheilung des Rochusspitals gebracht werden mußte. Falls er sich nicht einer schmerzlichen Operation unterzieht, ist es um ihn geschehen.

Speisen.

Man soll in der Wahl der Speisen nicht wählerisch sein.

Ein Altvater erkrankte und konnte viele Tage lang Nichts essen; da bat ihn sein Schüler, ihm zu erlauben, ihm eine Speise zur Labung kochen zu dürfen. Hierauf holte er etwas Linsenmehl und machte ein Mus und kleine Kuchen. Es hing aber ein Krüglein mit Honig und ein anderes mit Oel, welches schon stinkend und ranzig geworden war, an der Wand. Aus Versehen ergriff der Schüler statt des Honigs das schlechte Oel und that es an die Kuchen. Als der Altvater davon kostete, sagte er Nichts und aß stillschweigend.

Der Bruder nöthigte ihn, noch mehr zu essen und Jener zwang sich zum Essen. Als er ihm aber zum drittenmale davon anbot, sprach der Altvater: In der That, ich kann nicht mehr, mein Sohn! Der Schüler redete ihm zu und sprach: Vater, die Speise ist gut, siehe, ich will mit dir essen. Kaum hatte er aber gekostet, so erkannte er seinen Irrthum, fiel auf sein Angesicht nieder und rief: Wehe mir, mein Vater! Ich habe dich getödtet, und du hast diese Sünde über mich gebracht, da du Nichts gesagt hast. Der Altvater aber antwortete: Betrübe dich nicht, mein Sohn! denn hätte Gott gewollt, ich sollte Honig essen, so hättest du gewiß Honig an die Kuchen thun müssen.

Man soll sich über mißrathene Speisen nicht erzürnen, sondern essen.

Abt Hor und Abt Athre wohnten freundschaftlich beisammen. Jemand brachte ihnen einen Fisch. Athre richtete dem Hor zwei Stücke vor; eins verdarb er, das andere kochte er schmackhaft. Hor aß von dem schlecht zubereiteten und sagte Nichts. Da fragte ihn Athre: Ist es gut, mein Vater? Hor antwortete: O ja, es ist gut. Darauf brachte er das gut zubereitete Stücklein, und sagte: Dieses Stück ist mir verdorben. Hore aß und sagte: Ja, es ist dir etwas mißrathen. Hor aß also, ob es gut oder schlecht zubereitet war. So soll der Christ die Speisen zu sich nehmen.

Für die Speise muß man Gott danken.

Ein Altvater aß einst mit mehreren Brüdern. Während des Essens sah dieser Altvater im Geiste die Einen Honig, die Anderen Brod und noch Andere Koth zu sich nehmen. Verwundert flehte er im Stillen zu Gott: O Herr, offenbare mir dieses Geheimniß, warum nämlich, da doch Allen die nämliche Speise aufgesetzt wurde, dieselbe sich so veränderte, daß Einige Honig, Andere Brod und Andere gar Koth aßen. Da hörte er eine Stimme von Oben, die zu ihm sprach: Die Honig essen, sind Jene, welche mit Gottesfurcht und Dankbarkeit bei Tische sitzen und unabläßig beten, so daß ihr Gebet wie Weihrauch zu Gott emporsteigt und darum ist ihre Speise Honig. Welche aber Brod essen, sind Diejenigen, die mit einfachem Dank das annehmen, was ihnen Gott beschert hat. Diejenigen, welche Koth essen, sind die, welche murren und was Besseres essen wollen. So soll man aber nicht denken, sondern vielmehr Gott preisen und loben, damit auch hierin erfüllt werde, was geschrieben steht: Ihr möget essen oder trinken, oder etwas Anderes thun, so thut Alles zur Ehre Gottes.

Spiel.

Leidenschaftliches Spiel ist pure Liederlichkeit und Verschwendung.

Wer im Spiele, sei es mit Karten oder in der Lotterie, großen Gewinnst machen will, ist ein Thor; denn wenn er das Geld, welches er in einem Jahre verspielt, zusammenlegen möchte, so hätte er einen bedeutenden Gewinn. Den

leidenschaftlichen Spielern geht es, wie den Chemikern, welche den Dianenbaum darstellen wollen; sie lösen Silber und Quecksilber zusammen in Salpetersäure auf, verdünnen die Mischung mit Wasser, setzen noch etwas Quecksilber hinzu und dann schießt das Silber in Form eines Bäumchens auf, das bald seine Zweige oder Sträucher nach allen Seiten ausbreitet. Um sich das Vergnügen dieses Anblickes zu verschaffen, müssen sie erst Silber und Anderes opfern. So geht es auch den Spielern, namentlich den Lotteriespielern. Was sie gewinnen, haben sie längst hineingesetzt und geopfert.

Den leidenschaftlichen Spieler kann nur das Gebet seiner Angehörigen retten.

Der heilige Bernard, Abt von Clairvaux, zog einst zu Pferd über Feld. Da begegnete er einem Menschen, der in vergangener Nacht seine ganze Habe im Würfeln verloren. Dieser Unglückliche redete ihn in einer verzweiflungsvollen Stimmung höhnisch also an: Mann Gottes, willst du dein Pferd gegen meine Seele setzen, so wollen wir darum würfeln. Bernard, seinen Seelenzustand erkennend und um seine Bekehrung betend, sagte: Gut, wer die meisten Augen wirft, hat gewonnen. Da nahm der Spieler die Würfel und es fielen gleich auf den ersten Wurf achtzehn Augen, so daß er nicht anders meinte, als daß das Pferd nun sein Eigenthum sei. Der heilige Bernard, innerlich um das Heil dieses Menschen betend, sprach zu ihm: Warte, mein Sohn, die Reihe zu werfen ist nun an mir. Er warf zwei Würfel mit zwölf Augen, der dritte Würfel aber zersprang und zeigte auf einem Theile sechs Augen, auf dem andern Eins, so daß in Allem neunzehn Augen gefallen waren. Bernard hatte nun die Seele des Spielers gewonnen und durch die Gnaden, welche ihm der Heilige während des Spielens erfleht hatte, erleuchtet, folgte er ihm in's Kloster und ließ sich in den Orden aufnehmen. Betet für leidenschaftliche Spieler!

Die Leidenschaft des Spieles macht wahnsinnig.

Diese Leidenschaft benimmt dem Sklaven derselben alle Ueberlegung, alles Gefühl, alle Gewissenhaftigkeit und Gottesfurcht; sie ist eine Art Wahnsinn. Ein junger Bauer aus Niklasdorf spielte unlängst in Kaaden ein hohes Kartenspiel, wobei er dreihundert Gulden verlor. Um das Spiel fortsetzen zu können, ging er und borgte gegen einen Wechsel hundert Gulden; auch dieses Geld verspielte er. Er hätte gerne fortgespielt; aber — ohne Geld kein Spiel. Da hörte er, daß ein Jude in einem andern Wirthshause eine Kuh eingestellt habe. Er kaufte diese Kuh um sechzig Gulden gegen Wechsel und verkaufte sie um fünfundzwanzig Gulden, bloß um fortspielen zu können. Verdient so ein Mann nicht, mit Ruthen gepeitscht zu werden? Die Leidenschaft des Spielens macht wahnsinnig.

Das Spiel und seine Folgen.

Ein Bauer aus dem Dorfe Trauschkowitz hatte am 18. August 1865 in Kommotau sein Getreide verkauft und das eingenommene Geld, dessen er in seiner

Haushaltung sehr bedürftig war, in einem Wirthshause verspielt. Als er nun zu Hause von seinem Weibe gefragt wurde, wo er das Geld habe, nahm er in leidenschaftlicher Erregung das Gewehr und schoß sich eine volle Ladung durch den Kopf. Er war kaum dreißig Jahre alt und Vater von vier Kindern.

Das Spiel verleitet zum Selbstmord.

In Graz kam im Oktober 1865 ein kleiner Bauer aus Reinthal, fünfunddreißig Jahre alt, in's Gasthaus, trank fünf Seidl Wein, nahm eine Pistole aus der Tasche, schoß sich eine Kugel in den Hals, in Folge dessen er augenblicklich todt war, ohne jedoch vom Stuhle zu fallen, wo ihn die Kommission in sitzender Stellung traf. Er hatte im Spiele eine für ihn bedeutende Geldsumme verloren.

Das Spiel ist eine furchtbare Leidenschaft.

Der heilige Bernard bezeugt es selbst, daß Einer, nachdem er im Spiele Alles verloren, endlich die Zähne im Munde einsetzte und so oft er im Spiele den Kürzeren zog, einen ausreißen ließ, bis er endlich ganz zahnlos war; er hatte auch sonst weder zu nagen, noch zu beißen mehr. (Segneri P. 3. Fol. 476.)

Der heilige Bernardinus schreibt lib. 4. serm. 35, daß er einmal sehr scharf auf der Kanzel wider das Spielen gepredigt und dargethan habe, daß alle Uneinigkeiten, Raufhändel, ja selbst Todtschläge wegen des Spielens entstehen; worüber ein Zuhörer den Kopf schüttelte, und sich nach der Predigt gleich zum Spiele begeben, bald aber nach kurzem Wortwechsel von seinem Kameraden mit dem Dolche erstochen wurde. Die Spieler mischen die Karten, der Teufel vermischt die Gemüther.

Spielen geht nicht ohne Fluchen und Gotteslästerung ab.

Ein frommer Bürger in Deutschland ging am Charfreitag zu Nachts in die Kirche. Als er bei einem Wirthshause vorüberging, hörte er drinnen übermäßig fluchen und Gott lästern. Nicht weit von da lag Einer auf der Gasse, am ganzen Leibe verwundet und voll Blut. Er fragte die Umstehenden, welche mit diesem Fremdling herzliches Mitleid hatten, wer mit ihm so tyrannisch verfahren sei, und erhielt zur Antwort, daß solches jene Spieler im nächsten Wirthshause gethan. Der Bürger ging voll heiligen Eifers hinein und verwies den Spielern solche Unthat. Diese läugneten ernsthaft, ja sie gingen mit ihm auf die Gasse hinaus, um diesen armen Verwundeten zu sehen, fanden aber Nichts, und wurden von Gott innerlich erleuchtet, daß es der Heiland gewesen, den sie mit ihren Gotteslästerungen so übel zugerichtet hätten. Die Spieler fingen einen andern Lebenswandel an; der Wirth selbst, der den Spielern Unterschleif gegeben, verkaufte Haus und Hof, vertheilte Alles unter die Armen und diente sammt seinem Weibe freiwillig den Kranken in einem Spitale bis zum Tode. (Caesarius Prat. Fiorit. P. I. Fol. 51.)

Die Bekehrung leidenschaftlicher Spieler ist äußerst schwer.

Ein dem Spiele ganz ergebener Soldat in Köln konnte auf keine Weise von diesem Laster bekehrt werden, besonders weil er immer Glück hatte und viel Geld gewann. Der gerechte Gott hatte ein besonderes Mißfallen an diesem Laster und ließ zu, daß der Teufel in Menschengestalt mit ihm spielte, welcher einen großen Sack voll Geld hervorzog, was dem Soldaten ein erwünschter Handel war. Beide fingen nun an, mit besonderer Lust zu spielen. Aber das Glück war stets auf der Seite des maskirten Teufels, bis der Soldat Alles verloren, was er das ganze Jahr hindurch gewonnen; was ihn so in Wuth brachte, daß er erschrecklich und abscheulich fluchte und Gott lästerte. Endlich brach er in die Worte aus: Ich glaube, Kerl, du bist der Teufel selbst, weil du Alles gewonnen hast! Ja, sagte dieser, ich bin's, und nun wollen wir dem Spiele ein Ende machen, denn es ist bereits Mitternacht; wir wollen uns in unsere Wohnung begeben, und daselbst ein anderes Spiel und zwar ein ewiges, anfangen. Zugleich nahm er den Soldaten in der Mitte und führte denselben zum Dache hinaus, daß die Eingeweide am Dache hängen blieben. Einen Mohren weiß waschen, einen alten Eichbaum biegen, Essig in guten Wein verwandeln, ist leichter, als einen Gewohnheitsspieler bekehren. (Caesar. Prat. fiorit. Fol. 56. P. I.)

Das Spiel und seine verderblichen Folgen.

In Mailand lebte ein Spieler, welcher sich dieser verderblichen Leidenschaft so sehr ergeben hatte, daß er eines Tages sogar seine Kleider verspielte. Voll Wuth durchstach er ein Bild der Mutter Gottes mit einem Messer und sogleich floß eine Menge Blut aus der Stelle hervor, wohin er gestochen hatte und bespritzte sogar sein Gesicht. Voll Rührung fing der Unglückliche an heftig zu weinen, dankte Maria, daß sie ihm durch ihre Fürbitte Zeit erlangt hatte, Buße zu thun und trat in den Cisterzienserorden. Der heilige Lebenswandel, den er hierauf führte, erlangte ihm sogar die Gnade der Weissagung. Nachdem er vierzig Jahre im Orden gelebt hatte, starb er im Rufe der Heiligkeit. (P. Rho. Sab. Ex. 42.)

Für leidenschaftliche Spieler beten, ist das Beste; gar nicht spielen ist leichter, als sich mäßigen.

Auf einer Seereise spielten zwei Soldaten mit Karten, wobei der Eine all sein Geld und auch noch das, was er geliehen hatte, verlor. Nun brach dieser Soldat in die fürchterlichsten Gotteslästerungen aus und wollte sich in das Meer stürzen oder sich erstechen, wurde aber mit Gewalt davon abgehalten. Franz Xaver suchte ihn liebreich zu trösten, allein er bekam nur Lästerungen zur Antwort. Nachdem er in der Stille Gott um Rath gefragt hatte, borgte er einige Thaler bei einem Reisenden und gab sie dem Soldaten. Dieser fing mit dem Gelde auf's Neue zu spielen an und gewann dabei noch mehr, als er verloren hatte. Franz Xaver nahm nun das Geliehene wieder zurück und

machte einen neuen Versuch, den leidenschaftlichen Spieler zur Einsicht zu bringen. Dießmal gelang es so gut, daß er sein Unrecht erkannte, nie mehr eine Karte anrührte und völlig umgewandelt wurde.

Leidenschaftliches Spiel macht Diebe.

Selbst in besseren Kreisen hat die Leidenschaft für das kleine Lottospiel bereits Platz gegriffen. So machte in einem sehr anständigen Hause in der innern Stadt Wien ein Hausvater schon seit geraumer Zeit die unangenehme Bemerkung, daß ihm während der Nachtzeit zu wiederholten Malen Geldbeträge aus der Börse entwendet wurden. Alle mit größter Sorgfalt angestellten Nachforschungen, alle Vorsichtsmaßregeln blieben erfolglos. Er beschloß nun, um dem Diebe, den er unter den Dienstboten und den Leuten seines Hauses überhaupt vermuthen mußte, auf die Spur zu kommen, mehrere Nächte zu durchwachen und man kann sich den Schrecken des armen Vaters vorstellen, als er schon in der zweiten Nacht seine eigene Tochter, ein erst achtzehn Jahre zählendes schönes Mädchen, als Diebin ertappte. Unter Thränen gestand das Mädchen, daß es schon längere Zeit in der kleinen Lotterie spiele und zu diesem Zwecke das Geld ihres Vaters entwendet habe. In der That wurden im Nähtischchen derselben eine große Anzahl Riskontozetteln vorgefunden. Ein humoristischer Arzt soll als Heilmittel für die Passionen des Fräuleins demselben die Lektüre des stenographischen Berichtes über den Prozeß Markl, der als Kreditbankbeamter verurtheilt wurde, empfohlen haben. Wenn nur die Tochter auch den rechten Nutzen daraus ziehen möchte, sie könnte dabei wohl am meisten gewinnen.

Spiel und Trunk verleiten zu Verbrechen.

Der Bauerssohn Karl Morwitzer aus Greifenwald in österreichisch Schlesien, seit längerer Zeit dem Spiele und Trunk ergeben, machte bedeutende Schulden, welche seine Mutter, bei der er mit Frau und Kindern wohnte, nicht bezahlen wollte. In Folge dessen kam es zwischen Mutter und Sohn öfters zu Zwistigkeiten. Einmal kam er um elf Uhr Nachts betrunken nach Hause, weckte sein Weib und seine Mutter auf, befahl ihnen, schwarzen Kaffee zu kochen und verlangte abermals Geld. Die Mutter gab ihm einen Gulden mit der Bitte, er möge zu Hause bleiben; der Sohn aber verlangte zehn Gulden und da die Mutter diesem Verlangen nicht nachkam, sprang der Unmensch wüthend auf seine Mutter los, drückte sie auf das Bett und würgte sie so lange, bis sie todt liegen blieb; seine Gattin wurde von dem Wütherich mit solcher Gewalt zu Boden geworfen, daß sich dieselbe zwei Rippen gebrochen hat. Nach der That ging er wieder in's Wirthshaus.

Spiel und Trunk verleiten zu schweren Sünden und Verbrechen.

Der Gastwirth Franz Popp von Lerchenfeld in Wien stand am 25. November 1866 wegen Gattenmordsversuches und Verführung seiner Tchoter vor dem k. k. Landesgerichte Wien. Der Angeklagte, ein robuster Mann, von

brutalem Aussehen, heirathete vor mehreren Jahren eine verwittwete Hausbesitzerin, welche vor der Hochzeit die eine Hälfte ihres Hauses ihren drei Kindern aus erster Ehe verschrieb und die andere Hälfte sich zur freien Verfügung vorbehielt. Popp, ein Spieler und Trinker, sah die Ungleichheit der beiderseitigen Vermögensverhältnisse sehr ungern und drängte die Frau, das Eigenthum als gemeinschaftlich anzuerkennen, was jedoch dieselbe, die ihren Mann sehr gut kannte, hartnäckig verweigerte. Eines Tages hörte sie, daß ihr Mann beim Kegelschieben sich sehr freigebig gezeigt und Hundert-Guldennoten habe sehen lassen. Da sie demselben kurz vorher eine Versicherungspolize zur Einziehung einer Erkundigung übergeben hatte, so begriff sie den Zusammenhang und begab sich eilenden Schrittes zur Kegelbahn, welche der Lieblingsaufenthalt Popps war. Sie kam eben dazu, als er in weinseliger Stimmung zweihundertfünfundsiebzig Gulden als Spieleinsatz auf den Tisch legte. Die Summe kam vom Erlöse der verkauften Polize, welche um fünfundzwanzig Gulden bereits verringert war. Schweigend strich die energische Frau die Summe ein und entfernte sich, den betroffenen Gatten unter dem Gelächter der Gesellschaft zurücklassend. Abends kam Poppe tüchtig angetrunken in die Wohnstube heim. Die Frau lag bereits im Bette. Er forderte von ihr Geld. Sie verweigerte es. Geld her, oder du wirst heute nicht in meinem Bette schlafen! rief er drohend. Sie blieb standhaft. Darauf erfaßte er sie, zog sie aus dem Bette und schleifte sie bei den Haaren durch's Zimmer, so daß ihm ganze Bündel Haare in der Hand blieben. Sie riß sich los und wollte flüchten. Er hielt sie zurück, ergriff ein Küchenmesser, schlug mit demselben wüthend um sich herum und brachte ihr einige Verletzungen am Halse bei. In diesem Augenblicke erschienen Hausleute, durch das Schreien der Frau herbeigeführt und ließen den Mann als einen Mörder verhaften. Im Laufe der Untersuchung ergab sich, daß Popp zu seiner vierzehnjährigen Stieftochter, sowohl vor als nach ihrem vierzehnten Jahre des Lebens, in unsittlichen Verhältnissen gestanden. Bei der Verhandlung zeigte sich die Frau versöhnlich gestimmt; ungeachtet dessen wurde ihr Mann wegen schwerer körperlicher Verletzung, Nothzucht und Verführung zu fünf Jahren schweren Kerkers verurtheilt.

Leidenschaftliches Spiel führt zum Mord.

In Bisamberg endete ein unglückseliges Spiel mit einem Morde. Der Grundbesitzerssohn Joseph Bernthaler spielte am 24. März 1867 in einer Schenke nächst Bisamberg den ganzen Nachmittag Karten mit dem Weinbauer Franz Kotzler. Nachdem er seine Barschaft im Betrage von ungefähr sieben Gulden verspielt hatte, beschuldigte er den Kotzler des Falschspielens. Natürlich ließ dieser die Beschuldigung nicht auf sich sitzen, es entstand ein heftiger Wortwechsel, der endlich zu Thätlichkeiten überging. Bernthaler zog sein Taschenmesser und versetzte dem Gegner zwei Stiche in die Brust, wovon einer das Herz, der andere die Lunge traf. Der Unglückliche sank mit den Worten: Halt's ihn, der Hund hat mich erstochen! zu Boden und war in wenig Augenblicken eine Leiche. Der Mörder stand, von der Tragweite seiner That nieder-

gedrückt, das blutige Messer in der Hand, vollständig betäubt neben seinem Opfer, er ließ sich auch ruhig festnehmen und der Behörde überliefern. Der Ermordete war zweiunddreißig Jahre alt und hatte erst im vorigen Herbste geheirathet.

Die Leidenschaft des Spiels macht Diebe.

Der Kontrolor des Salzburger Steueramtes, Herr H., erschien im Jänner 1867 beim Präsidenten des dortigen Landesgerichtes und eröffnete ihm, daß er einen Beitrag ihm anvertrauter Gelder entwendet habe. Der Betrag beläuft sich auf zweiundzwanzigtausend Gulden. Während sechs Jahren erlaubte er sich Eingriffe in die ihm anvertraute Kasse. Einen großen Theil dieses Geldes verlor er im Börse-. und Lottospiele. Da das Steueramt mit den Steuern zugleich die Zuschläge für den Landes- und Grundentlastungsfond einhebt, so dürfte nicht nur das Aerar, sondern auch die Landesfonds bestohlen sein.

Leidenschaftliches Spiel ist gefährlich.

In einem Dorfe unweit Regensburg war ein vermessener Bauer dem Spiele sehr ergeben, spielte aber meistens unglücklich, weßhalb er auf allerlei Zauberkünste gerieth, so daß dieser Verruchte selbst heilige Hostien in seinen Fuß einheilte. Mit diesem Laster starb er. Der Leib ward begraben, aber Gott wollte nicht, daß so ein ruchloses Geschöpf an einem geweihten Orte liegen sollte; deßhalb schlug der Blitz alle Jahre auf diesem Grabe ein. Die Einwohner wußten nicht, warum der Blitz nur an diesem Orte einschlage und warum die Flamme bis in die Tiefe hineindringe, bis endlich Jemand sich verlauten ließ, daß ihm der Bauer entdeckt habe, er habe sich das allerheiligste Sakrament in den Fuß eingeheilt. Man grub den Körper aus, und fand es wirklich wahr; darauf wurde er auf einem Scheiterhaufen verbrannt, die Asche zerstreut und die Blitze schlugen nicht mehr ein.

Spott.

Spott über heilige Personen von Gott bestraft.

Brictius war in seiner Jugend der Eitelkeit der Welt sehr ergeben und spottete oft bitter über die Gottseligkeit des heiligen Martinus, so daß er ihn einen Narren nannte, wenn er betend die Augen zum Himmel erhob, oder sonst was Frommes that; dieß that er, weil ihn der heilige Martinus manchmal väterlich zurechtwies. Der heilige Bischof vergalt aber das Böse mit Gutem und betete für ihn. Einmal sagte er zu Brictius: Siehe, du hältst mich für wahnsinnig, ich aber habe es vom Herrn erlangt, daß du mir im Bisthum nachfolgen wirst; als Bischof wirst du aber viel leiden. Obwohl er schon Priester war, erwiederte er dem heiligen Bischof diese Liebe mit neuen Unbilden. Wirklich wurde Brictius nach dem Tode des heiligen Martinus zum Bischof von Tour gewählt. Als Bischof lebte er keusch und betete viel. Nach dreiunddreißig Jahren brach eine schwere Verfolgung gegen ihn aus. Das Weib, welches dem dritten Orden angehörte, und zu dem die bischöflichen Bedienten

die Wäsche zum Reinigen trugen, empfing und gebar. Diese That wurde auf Gottes Zulassung dem Bischof zugemuthet und das Volk war so gegen ihn aufgebracht, daß es ihn steinigen wollte. Der heilige Brictius gebot dem Kinde, im Alter von dreißig Tagen, im Namen Jesu, zu sagen, ob er sein Vater sei. Das Kind verneinte es mit deutlicher Stimme; überdieß trug er zur Probe seiner Keuschheit in seinem Kleide glühende Kohlen unverletzt zum Grabe des heiligen Martinus. Das Volk schrieb dieses Alles teuflischen Künsten zu und verjagte ihn aus der Stadt. Er ging nach Rom, beweinte bitter die Sünden seiner Jugend und gestand dem Papste, dieß Uebel sei ihm zur Strafe widerfahren, weil er sich gegen den heiligen Martinus versündigt habe. Die Tournenser wählten den Armentius zum Bischof; nach sieben Jahren starb dieser und der heilige Brictius trat sein Bisthum wieder an.

Spötter lassen den Muth sinken, wenn sie Gott heimsucht.

Es gibt Menschen, die im frechen Uebermuthe über Gott und die Ewigkeit, sowie über alles Heilige spötteln und thun, als wenn ihnen Gott Nichts anhaben könnte. Aber bei der ersten Strafe Gottes zittern sie vor Ihm. Sie gleichen dem Kaiser Claudius. Die kaiserliche Leibwache maßte sich an, den Kaiserthron zu besetzen und damit der Senat ihnen nicht zuvorkommen möchte, wählten sie geschwind nach dem Tode des Caligula einen alten Onkel desselben, Claudius mit Namen, den sie aber erst hinter einem Vorhang im obersten Stockwerke hervorziehen mußten, wohin er sich aus Furcht vor dem großen Lärm, den die Verschwornen im Schlosse machten, verkrochen hatte. Der alte Mann war vor Verwunderung außer sich, als er sich Imperator grüßen hörte. Gerade so zittern die Spötter des Heiligen, wenn der Herr über sie kömmt.

Spottsucht macht verhaßt.

Archilochus war ein junger Dichter auf der Insel Paros. Im Kriege hatte er einmal den Schild weggeworfen und sich dadurch allgemein verächtlich gemacht. Aus Rache machte er die beißendsten Spottgedichte auf Alle, die ihn kränkten. Dadurch machte er sich verhaßt, man verbannte ihn von der Insel Paros und nirgends wollte man ihn aufnehmen, weil man seine böse Zunge scheute. Der Spötter macht sich verhaßt.

Spott verachten ist besser, als sich darüber erzürnen.

Friedrich der Große ward von seinen Unterthanen nicht vergöttert, wie Ludwig XIV., und verlangte dieses auch nicht. Selbst in seiner Residenz wurden oft genug Pasquille auf ihn an öffentlichen Plätzen angetroffen. Sah er sie, so ließ er sie wohl niedriger anheften, damit sie jeder bequemer lesen konnte. Einmal erschien gegen ihn eine beißende Druckschrift und gegen seine Gewohnheit, sparsam zu sein, versprach er Demjenigen, der ihm den Verfasser angäbe, eine ansehnliche Belohnung an Geld. Am nächsten Morgen trat in sein Vorzimmer ein verabschiedeter Offizier, der lange schon um eine Pension gebeten hatte. Friedrich fuhr ihn an: Ich hab' ihm ja schon oft gesagt, daß

ich noch Nichts für ihn thun kann. Der Offizier erwiederte: Sire, ich weiß es wohl, ich komme aber heute nicht, eine Pension nachzusuchen, sondern den Verfasser der Schmähschrift anzugeben. Der Verfasser bin ich. Im Augenblicke rief Friedrich die Wache herein, den Frechen zu verhaften, dieser aber sagte: Sire, wo bleibt denn die versprochene Belohnung? Ich hatte gedacht, meinen hungernden Kindern und ihrer Mutter dafür Brod zu kaufen. — Die Belohnung sollen deine Frau und Kinder erhalten — schnaubte Friedrich — aber du gehst nach Spandau auf die Festung. Er ließ ihn auch wirklich gleich nach Spandau abführen und gab dem Offizier, der diesen Sträfling begleiten sollte, ein eigenhändiges Schreiben an den Kommandanten zu Spandau mit, nebst dem mündlichen Bescheide, der Kommandant solle dem Gefangenen erst ein Mahl geben und nach Beendigung desselben den Brief eröffnen. Das Mahl wollte dem Offizier nicht recht schmecken, mit Angst schielte er nach dem verhängnißvollen Briefe. Aber was las man endlich? Der übersendete Offizier ist zum Kommandanten von Spandau ernannt; seine Gattin und Kinder sind bereits auf dem Wege, ihm dahin zu folgen. Der bisherige Kommandant hat sich nach Potsdam zu verfügen, wo anderweilig für ihn gesorgt ist. Friedrich. So mache es Jeder mit seinen Spöttern.

Spott über heilige Ceremonien von Gott gestraft.

Die Stadt Kaurzim hat kein Wasser, auch nicht Eine Quelle innerhalb der Mauern. Außer der Stadt befindet sich eine fließende Quelle, welche in Röhren hineingeleitet und in Wasserbehälter gesammelt wird. Alljährlich am Pfingstfeste zieht der Dechant mit dem Volke in Prozession hinaus zu dieser Quelle, weihet sie und streut geweihtes Salz hinein. Wenn dieß geschehen, schöpft das Volk daraus in mitgebrachten Gefäßen, setzt sich und trinkt; nach einer halben Stunde kehrt die Prozession zurück. Einmal wurde die Prozession unterlassen; ob aus Nachläßigkeit des Dechants oder des Volkes, ist unbekannt. Da versiegte die Quelle, die Bürger hatten weder Wasser noch Bier, da das Bräuhaus ebenfalls aus dieser Quelle versorgt wurde. Da zog man wieder in Prozession hinaus; der Dechant nahm ein Gefäß voll geweihten Wassers mit sich, goß es in die versiegte Quelle und diese fing augenblicklich wieder reichlich zu fließen an. Voll Freude und Dank gegen Gott schöpften die Bürger und tranken. Es war auch ein Ketzer mit hinausgezogen; dieser machte sich über das trinkende Volk lustig, er spottete darüber, schöpfte zwar auch Wasser, goß es aber wieder aus, indem er spöttisch sagte: Wenn es Wein wäre, würde ich trinken; aber das Wasser widersteht meiner Natur. Kaum hatte der Lästerer diese Worte in seinem Hochmuthe gesprochen, so stürzte er todt zusammen. Der Dechant und das Volk waren entsetzt darüber. Da schöpfte der Dechant Wasser aus der Quelle, goß es dem Todten in's Gesicht und dieser kam wieder zu sich. Er blieb zwar ein Ketzer, aber er zog nicht mehr zu der Quelle hinaus, damit ihm nicht vielleicht etwas Aergeres begegne. Dieß geschah im Jahre 1668 nach Balbin.

Sprachengabe.

Die Sprachengabe reicht bis in die neuesten Zeiten hinein.

Der heilige Franziskus Solano kam als Missionär nach Amerika. Die Einwohner dieses Landes waren wilde, unmenschliche Heiden. Durch unüberwindliche Sanftmuth, Geduld, grenzenlose Liebe und flammenden Eifer gelang es ihm, ihre Herzen zu rühren und für Gott zu gewinnen, denn Gottes Hand war mit ihm. Er verlieh ihm die Gabe der Sprachen. Bei einer Predigt, welcher eine Menge Menschen aus verschiedenen wilden Stämmen und von verschiedenen Zungen beiwohnten, verstanden Alle seine Predigt in ihrer Muttersprache und nach der Predigt baten neuntausend Menschen um die heilige Taufe.

Gleich einem Bernard von Siena, einem Vinzenz Ferrerius durchzog der heilige Philippus Benitius die Länder Italiens, Deutschlands, Polens und Frankreichs und predigte überall mit solchem Feuereifer, daß die feindseligsten Gemüther sich versöhnten, die lasterhaftesten Herzen sich erweichten und die Liebe zu Jesus und Maria in Aller Herzen entbrannte. Dabei verlieh ihm Gott auch die Gabe der Sprachen, so daß er den verschiedenen Nationen in ihrer Sprache das Wort Gottes verkündigen konnte.

Der heilige Basilius erflehte dem heiligen Ephrem die Gabe, griechisch zu sprechen.

Der heilige Bernard besaß die Gabe der Sprachen.

Während der heilige Bernard in Straßburg und in andern deutschen Städten verweilte, predigte er, aber in der lateinischen oder romanischen (fränkischen) Sprache, und dennoch wurde er überall verstanden, ja er rührte sogar Jene, die bloß das Altdeutsche verstanden. Sie wurden sogar von der Kraft seiner Worte mehr gerührt und durchdrungen, als wenn ein Dollmetscher seine Reden erklärt hätte; dieß bewies ihre Zerknirschung, mit der sie an die Brust schlugen und Thränen vergoßen.

Die Sprachengabe ist in der katholischen Kirche nicht ausgestorben.

Der heilige Antonius von Padua, ein Schüler und Gefährte des heiligen Franz von Assisi, ein Mann voll des heiligen Geistes, mußte einmal in Rom predigen, wobei der Papst, die Kardinäle, und Herren aus allen Nationen zugegen waren: Griechen, Lateiner, Italiener, Spanier, Franzosen, Deutsche, Slaven, Engländer und aus anderen Welttheilen. Er redete so eindringlich, lieblich, klar und verständlich, daß alle Zuhörer, so verschieden auch ihre Muttersprache war, jedes Wort so klar verstanden, als hätte er in eines Jeden Muttersprache gesprochen. Sie waren Alle erstaunt, daß sich das Wunder mit dem redenden Petrus am Pfingstfeste zu Jerusalem wiederholte; Jeder fragte seinen Gefährten voll Verwunderung: Ist dieser ein Spanier, ein Franzose, ein Deutscher, ein Slave u. s. w.? Der Papst erkannte daraus die Heiligkeit des frommen Mönches und dieses Wunder diente später als ein Beweggrund zu seiner Heiligsprechung.

Spuckgeister.

Es gibt Spuckgeister.

Der Priester Georg, Zögling des Archimandriten Theodor, schreibt in seinem Leben: zu seiner Zeit seien im Hause eines Tribunen, auch Theodor genannt, Menschen und Thiere von Geistern vielfältig behelliget worden. Saß das Gesinde zum Mittag- oder Abendessen am Tische, dann wurden Steine auf denselben hingeworfen, so daß ein großer Schrecken Alle überfiel. Auch wurde den Mägden das Garn auf dem Stuhle zerrissen und eine solche Menge von Schlangen und Mäusen erfüllte zuletzt alle Räume, daß Niemand aus Furcht dort mehr zu weilen wagte. Endlich betrat der Diener Gottes das Haus, brachte die Nacht mit Singen und Beten in ihm zu, segnete es mit Weihwasser, das er geweiht, überall aus und es wurde vom Spucke befreit.

Sigebertus erzählt in seiner Chronik unter dem Jahre 958, daß in einem Hause zu Cirmenz bei Bingen auch geworfen und gepoltert wurde, bis der Erzbischof von Mainz Geistliche hinüberschickte, die dem Unwesen Einhalt thaten.

Man darf nicht glauben, daß man in früheren Zeiten solche Vorgänge ohne weitere Untersuchung nur auf Hörensagen hingenommen. Man hat bei solcher Gelegenheit überall scharf zugesehen, selbst in Spanien, das man mit dem Aberglauben so sehr in Verruf gebracht. Antonio Torquemada in seinem Jardin de flores curiosas. En Salamanca 1577: Colloquio tirciro p. 147 erzählt nach Görres Mystik, 3. Thl. S. 358: Als ich vor etwa zehn Jahren noch auf der hohen Schule von Salamanka mich befunden, lebte dort eine angesehene Frau, Wittwe schon bei Jahren, die in ihrem Hause vier oder fünf Mägde hielt, wovon zwei jung und hübscher Gestalt waren. Es verbreitete sich damals von ihrem Hause ein Gerücht im Volke: in ihm halte sich ein Kobold auf, der allerlei Streiche übe und unter andern von den Dächern Steine in solcher Menge und so anhaltend herabwerfe, daß, obgleich die Würfe keinen Schaden anrichteten, sie den Hausgenossen doch viel Verdruß und Ungemach verursachten. Der Unfug kam so weit, daß der damalige Bürgermeister Kenntniß davon nahm und sich vornahm, was an der Sache wahr sei, zu erforschen. Er ging also in Begleitung von mehr als zwanzig Menschen, die gerade zugegen waren, in das verrufene Haus und ordnete, als er an Ort und Stelle angekommen, einen Polizei mit vier Mann ab, damit sie mit Laternen Alles auf's Genaueste untersuchten und nicht einen Winkel unerforscht ließen, wo sich irgend ein Mensch verbergen könne. Sie thaten, wie ihnen befohlen worden, in solcher Weise, daß Nichts fehlte, als noch die Böden aufzuheben und kehrten dann zurück mit dem Bescheide: Es sei Alles sicher und Niemand könne im Hause verborgen sein. Der Bürgermeister wendete sich nun zur Hausfrau und suchte ihr begreiflich zu machen, daß man sie zum Besten gehabt, indem ihre jungen Mägde wahrscheinlich Liebhaber unterhielten; wie daher das beste Mittel sei, den Spuck loszuwerden, wenn sie ein aufmerksames Auge auf ihr Thun und Treiben gerichtet halte. Die gute Frau wurde über dieß Zureden gar sehr bestürzt, und wußte nicht, was sie darauf erwiedern sollte;

doch blieb sie dabei: es habe mit den Steinen seine Richtigkeit und sie würden wohl auch noch ferner geworfen werden. Der Bürgermeister und die, welche mit ihm waren, verließen nun, noch weiter ihren Scherz mit ihr treibend, die Stube; wie sie aber an das Ende der Treppe gelangten, kam mit großem Gepolter eine solche Masse von Steinen die Stufen derselben herabgerollt, daß es schien, es seien drei bis vier Körbe voll derselben ausgeschüttet worden. Die herabkommenden Steine fuhren ihnen zwischen den Beinen und Füßen hindurch, ohne jedoch Einen irgend schmerzhaft zu verletzen. Der Bürgermeister befahl nun Denen, die er zuvor ausgesendet, ohne Verzug mit größter Schnelligkeit hinaufzueilen und nachzusehen, ob sie Den nicht ertappen könnten, der sie herabzuwerfen sich erkühnt. Sie thaten nach seinem Geheiße, aber nicht mit besserem Erfolge, als das erste Mal. Wie sie noch damit beschäftigt waren, fing es am Eingange Steine in Menge zu regnen an, so daß sie oben an die Thüre anschlugen und dann abspringend an seinem Fuße niederstürzten. Wie nun Alle betroffen und verwundert angafften, was sich vor ihnen begab, nahm der Polizeimann einen der größten Steine, die niedergefallen und ihn über das Dach eines gegenüberstehenden Hauses werfend, rief er: Sei's der Teufel oder ein Kobold, sende mir jetzt diesen Stein zurück! In demselben Augenblicke sahen Alle, wie der Stein über das Dach zurückkehrend, ihm gegen die Kappe über den Augen fuhr und sie mußten erkennen, daß es Wahrheit sei, was man ihnen hinterbrachte. Nach einiger Zeit kam ein Geistlicher von denen, die sie Torresmenudas nennen, nach Salamanka, und sprach einige Beschwörungen in dem Hause; worauf dann das Werfen und die anderen Erscheinungen sofort aufhörten.

Görres Mystik. 3. Thl. S. 259 erzählt folgendes Ereigniß: Um auch hier der Untersuchung eine sichere Grundlage zu unterstellen, auf die sich mit Verlaß fortbauen läßt, theilen wir hier eine Folge von Erscheinungen der Art mit, die vor nicht langer Zeit sich ereignet haben und die glücklicherweise einen unbefangenen, aufmerksamen, hinreichend unterrichteten Beobachter gefunden, dessen Zeugniß als durchaus glaubwürdig und unverwerflich erscheinen muß. Der Schauplatz dieser Ereignisse war der sogenannte Münchhof, eine Stunde von Voitsberg, drei Stunden von Grätz. Der Beobachter aber Herr J. v. Aschauer, damals Verweser in Kamach, ein in der Physik und Mathematik vorzüglich erfahrener Mann und daher auch seither als Lehrer der technischen Mathematik am Johanneum in Grätz angestellt. Ich folge buchstäblich dem Berichte, den er über seine Erfahrungen, unter dem 21. Jänner 1821, an einen ihm Befreundeten abgestattet; ihn nur da und dort, jedoch nur in unwesentlichen Dingen, aus einem späteren ergänzend, den er mir selbst vor etwa neun Jahren mitzutheilen die Gefälligkeit gehabt. Er betheuert, daß er die Wahrheit des Erzählten in jedem Augenblicke beschwören könne und daß er vor der ganzen Welt als ehrlos gebrandmarkt sein wolle, wenn in seiner Beschreibung ein auch nur übertriebenes Wort zu finden sei. Er eröffnet aber seinen Bericht zuerst mit dem, was sein Schwager, der Hausherr auf dem Hofe, Obergemeiner, ihm mündlich mitgetheilt, dahin lautend: Beiläufig im Oktober 1818 wurden

Nachmittags und Abends verschiedene Male, Würfe an die Zimmerfenster des Hofes zu ebener Erde, wie mit kleinen Steinen verspürt, wobei mitunter wohl auch einige Scheiben zerbrachen; was jedoch immer aufhörte, sowie die Leute Feierabend machten und zur Ruhe gingen. Obergemeiner glaubte Anfangs, es seien Schulkinder, die im Vorübergehen den Spaß machten; da er aber ohngeachtet alles Aufpassens Niemand entdecken konnte und es nun auch an der vorderen und hintern Hausthüre, die beide versperrt waren, stark zu pochen anfing, ohne daß der Kettenhund anschlug; so gerieth er auf die Vermuthung, es sei Raubgesindel, das ihn herauslocken wollte und schloß deßwegen die Thüre nicht auf. Da ihm aber das Gesinde furchtsam, er selbst aber der Unruhe überdrüßig zu werden anfing, so beschloß er, die Sache ernsthafter zu behandeln. Er ging deßwegen, gegen Ende des Monats, ohne seinen Hausgenossen etwas zu sagen, zu den umliegenden Bauern und nahm sie Alle, vierundzwanzig bis sechsunddreißig Mann, sämmtlich bewaffnet, mit zu seinem Hause, umstellte alle seine Gebäude in ziemlich weitem Kreise mit ihnen und nachdem er angeordnet, daß die Wachen keinen Menschen weder ein- noch auszulassen hätten, ging er nun selbst mit Koppbauer und noch einigen anderen in das Haus, versammelte dort alle seine Leute, um sich zu überzeugen, daß Keiner abgehe und durchsuchte dann alle Gebäude vom Dachfirst bis in die Keller. Das geschah gegen ein halb fünf Uhr Abends, die Wachen hatten unterdessen ihren Kreis immer enger geschlossen, Niemand war gefunden worden, aber Niemand, weder Mensch noch Thier, konnte auch durch den Kreis gedrungen sein. Währenddessen aber hatte es schon angefangen, auf die Küchenfenster verschiedene starke Steinwürfe zu machen, und da nun die Würfe immer stärker wurden, stellte sich Koppbauer ganz anlehnend nach Außen in ein solches Fenster, um die Richtung der Würfe zu erkennen. Als er so stand und Obergemeiner mit einigen Andern in der Küche war, geschah ein starker Wurf in eben dieses Fenster, so daß mehrere Scheiben bersteten hinter dem Rücken Koppbauers, der darüber sehr erzürnte, weil er glaubte, die in der Küche hätten, um ihn zu necken, das Fenster eingeworfen. Da aber Obergemeiner ihn eines Besseren belehrte und das Erstaunen der Andern dessen Worte bestätigte, so verfielen sie nun darauf: es müsse von Innen heraus geworfen werden, was denn auch wirklich in dieser Richtung gegen alle Fenster vor sich ging, aber nach halb sieben Uhr mit einem Male ganz aufhörte. Unterdessen war das Durchsuchen fortgegangen; Ofenlöcher, Kamine, kurz Alles wurde erforscht, wo sich nur ein Mensch oder ein Thier verbergen konnte; auch blieben die Wachen die ganze Nacht in der Nähe des Hauses. Es blieb Ruhe bis um acht Uhr Vormittags, wo das Werfen in Gegenwart von mehr als sechzig Menschen wieder begann. Man sah nun deutlich, daß es die Steine unter den Küchenbänken heraus in die Fenster und zwar in unerklärlicher Weise aufwärts in zurückgeschlagener krummer Linie werfe. Es waren die sogenannten Sechtsteine, ein Viertel- bis fünfzehn Pfund schwer, bestimmt, um geglüht und im Wasser abgelöscht zu werden, die jetzt zugleich in den allerverschiedensten Richtungen auch in die andern Fenster geschleudert wurden. Es blieb aber bald nicht bei diesen Steinen; sondern

Alles, was sonst beweglich war: Schüsseln, Töpfe, leere wie volle, Löffel u. s. w. wurde ergriffen und unter die Leute, auf den Boden, in die Fenster geworfen und zwar mit unglaublicher Geschwindigkeit. Mancher Wurf ging durch die Fenster hindurch; mancher bedeutend große Körper, ungeachtet seiner Masse und Geschwindigkeit, blieb mitten in den Scheiben stecken; andere berührten das Glas nur eben und fielen dann innerhalb des Fensters senkrecht herunter. Nun mußte man trachten, die tollen Töpfe und alles Bewegliche aus der Küche zu retten, während man aber mit dem Wegtragen beschäftigt war, wurde Vieles den Tragenden aus den Händen geschlagen, oder wenn es auf den Tisch im Vorhaus niedergesetzt wurde, vor den Augen Aller, ohne Rücksicht auf Schwere, hinuntergeschleudert. Nichts blieb unangetastet, als ein auf diesem Tisch aufgestelltes Bild, Christus am Kreuze, die daneben brennenden Lichter aber wurden mit großer Gewalt hinuntergeschlagen. Binnen zwei Stunden war keine Fensterscheibe in der Küche mehr ganz geblieben, und alle zerbrechlichen Geräthe, bis auf die geretteten, zertrümmert; so daß Obergemeiner mit allen seinen Leuten bei seinem Nachbar kochen und essen mußte. Die Frau rettete eine Schüssel mit Salat in das Speisegewölbe im ersten Stocke; ging dann mit der Kellnerin hinauf, öffnete die Thüre und schickte die Magd nach dem Salate hinein; wie diese aber darnach griff, wurde er ihr aus der Hand geschlagen. Die Magd lief davon; die Frau glaubte, sie habe ihn aus Furcht und Ungeschicklichkeit fallen lassen und wollte es ihr verweisen, als plötzlich die Schüssel mit ihrem Inhalte aus dem hinteren Theile des Speisegewölbes, an der Frau in der Thüre vorbeigeflogen kam und im Vorhause niederfiel. Der Hausherr saß an diesem Tage, da es gegen elf Uhr mit Werfen endlich nachgelassen, in seinem gewöhnlichen Speisezimmer zu ebener Erde und hatte eine leere Maaßflasche mit eingeriebenem Glasstöpsel vor sich stehen; mit einem Male hob sich dieser langsam in die Höhe und fiel neben die Flasche auf den Tisch. Er brachte denselben wieder an seinen Ort und drückte ihn mit Anstrengung fest in den Hals der Flasche. Nach zwei bis drei Sekunden stieg er abermal auf und fiel herunter, und so auch zum dritten Male, worauf er die Flasche einsperrte, weil dem verschlossenen Geräthe nie Etwas angehabt wurde. Die folgenden Tage war es darauf ziemlich ruhig, doch mußte man alle Geschirre, in denen man kochen wollte, festhalten und die zerbrechlichen wieder entfernen, wenn gar gekocht war.

Diesen Verlauf vernahm nun der Zeuge zu Voitsberg vom Hausherrn selbst, und bat denselben durch Zuschrift, wenn sich wieder etwas ereignen sollte, ihn unfehlbar holen zu lassen. Gegen Allerheiligen erhielt er wirklich einen Eilboten und begab sich eiligst an Ort und Stelle. Bei seiner Ankunft fand er die Hausfrau und Koppbauer, die allein zu Hause in der Küche waren, beschäftigt, die Scherben eines Topfes aufzulesen, den er bei seinem Eintritte noch hatte fallen hören. Wie er nun mit den beiden Anderen, Jeder etwa zwei Schritte vom Nächsten entfernt, in der Küche stand, kam ein großer eiserner Schöpflöffel aus dem Löffelbrette, mit unglaublicher Geschwindigkeit dem Koppbauer an den Kopf geflogen und fiel dann senkrecht herunter. Da der Löffel

drei Viertelpfund wog, hätte er, bei der erstaunlichen Schnelligkeit der Bewegung, eine bedeutende Kontusion verursachen sollen; auf Befragen sagte der Getroffene aber, daß er nur eine leichte Berührung empfunden habe. Der Zeuge war nun zwei Tage im Hause, sah aber bis den zweiten Tag Nachmittags vier Uhr Nichts mehr, da er wegen dem Rauchen der Küche und seinen gerade damals schmerzhaften Augen, nicht beständig in ihr bleiben konnte; wo es denn bei seiner öfteren Entfernung mehrmals in die wiederhergestellten Fenster geworfen. Er untersuchte indessen alle Wetterableiter und Gegenstände mit dem Elektrometer, das er dazu mitgebracht, fand aber nirgendwo elektrische Anhäufungen; auch wurde bei den heftigsten Würfen nicht das mindeste Leuchten, Geräusch, Knall oder auch irgend ein Geruch wahrgenommen. Die Lokalität der Küche war so, daß kein Mensch auf die Körper in ihr weder mittelbar noch unmittelbar einwirken konnte; und wie sehr der Zeuge, Angesichts der Erscheinungen nachsann, aus dem ganzen Reiche der bekannten Naturkräfte irgend eine auszufinden, aus der sich mit einiger Wahrscheinlichkeit die Phänomene erklären ließen, er konnte Nichts ersinnen. Auch Obergemeiner hatte seinerseits öffentlich einen Preis von tausend Gulden dem Entdecker der Ursache zugesagt. Am zweiten Tage, gegen vier Uhr Nachmittags, als der Zeuge schon wieder zweifelhaft werden wollte, stand er am Ende der Küche; ihm gegenüber war ein großer Schüsselrahmen. Zwischen ihm und seinem Auge, das sich eben zufällig darauf heftete, war weit herum kein den Blick hemmender Gegenstand; und nun sah er plötzlich eine kupferne, mit Eisen beschlagene, etwa für zehn bis zwölf Menschen zureichende Suppenschüssel, ohne alles Geräusch aus dem Rahmen sich bewegen und in einer fast horizontalen Linie mit unglaublicher Geschwindigkeit gegen sich kommen und so nahe am Haupte vorbeifliegen, daß der Luftzug davon ihm die Haare aufhob, ohne daß irgend ein Laut, ein Sausen oder Zischen zu vernehmen gewesen wäre; worauf sie dann hinter ihm mit großem Geräusche, aber ohne alle Beschädigung niederfiel. Alle Anwesenden, die zur Seite standen, waren erstaunt darüber; denn es fehlte nie an Leuten, weil Alles fern und nahe hinströmte, um das Außerordentliche zu sehen. Gleich darauf rieb die Magd Semmel zu Brosamen, wie sie aber sich umkehrte, um Semmel und Reibeisen in ihr Behältniß zu legen, bewegte sich der hölzerne Teller, mit mäßiger Geschwindigkeit den Heerd anstreifend, horizontal bis an den Rand desselben und wurde dann, wie von einem großen abwärtsgehenden Schlag getroffen, auf den Küchenboden so stark niedergeworfen, daß er mehrmals aufhüpfte, und die Brosamen durch die ganze Küche fuhren. Daß hier Niemand Hand anlegte, von Allen, die gegenwärtig waren, davon sei er, setzt der Zeuge hinzu, wie von seiner Existenz gewiß. Etwa um fünf Uhr kam ein Fremder an, der behaupten wollte, die bewegende Ursache sei ein Mensch, der in dem mit Rauch gefüllten Schornstein sich verberge. Der Zeuge, über das Abgeschmackte einer so lächerlichen Erklärung etwas ungehalten, führte ihn gegen die Thüre an eine Stelle, wohin Niemand, nach seinem eigenen Geständniß, aus dem Rauchfange reichen konnte. Dort stand auf einem niederen Brette, wohin außer ihnen niemand Anders langen konnte, eine kupferne Schüssel und

der Zeuge sagte nun zum Andern: Was würden Sie denn urtheilen, wenn diese Schüssel ohne unser Zuthun von hier an die entgegengesetzte Seite geworfen würde? Er hatte kaum die Worte ausgesprochen, da flog die Schüssel davon und der Fremde schwieg betroffen. Einmal warf es mit Eierschalen, da doch keine vorhanden waren. Der Spuck hörte von selbst auf. Es war also hier eine geistige Kraft wirksam.

Stand.

Jeder Stand ist nützlich und ehrenwerth.

Gott hat die Menschen in verschiedene Stände abgetheilt und jedem Menschen seine eigenen Gaben verliehen, wodurch er der Menschheit in diesem oder jenem Stand nützen und seinen Lebensunterhalt erwerben kann. Aehnlich hat der Schöpfer das Geschlecht der Hunde in mehrere Racen abgetheilt und jeder derselben besondere gute Eigenschaften verliehen, wodurch sie nützet. Der Bluthund wittert das angeschossene Wild, die Dogge dient dem Fleischer, der Jagdhund hilft dem Jäger, der Haushund bewachet das Haus, der Schäferhund hält die Heerde zusammen, der St. Bernhardshund sucht verschneite Menschen, der kamtschadalische Hund zieht den Schlitten, der Hund auf den Gesellschaftsinseln dient zum Essen, das Bologneserhündchen hält man zum Vergnügen, der Pudel lernt Künste, der Dachshund treibt Füchse und Dachse aus ihrem Baue, das Windspiel fängt den Hasen. So hat auch jeder Mensch seine Gabe, um seinen Mitmenschen in diesem oder jenem Stande zu nützen. Es sei nur Jeder auf seinem Platze seinem Berufe ganz ergeben, dann muß aus dem treuen Zusammenwirken aller Gaben, Kräfte und Stände allgemeines Wohlsein in der Welt entstehen.

Bei der Standesveränderung ist der Mensch mancherlei Versuchungen ausgesetzt.

So lange der Mensch in seinen von Kindheit an gewohnten Verhältnissen bleibt, sind die Versuchungen nur gemein, leicht zu überwinden, und der Teufel findet gar wenig Spielraum; ändern sich aber die gewohnten Verhältnisse, dann kommt der Mensch in unbekannte und nie erfahrene Zustände, er findet sich darin noch nicht zurecht, es ist ihm Alles neu, er kann nicht gleich volle Fassung gewinnen. Hier ist man ungewöhnlichen Versuchungen neuer Art ausgesetzt. Der Teufel benützt solche Verhältnisse und Seelenzustände, greift mit neuen Versuchungen an und Viele, die Jahre lang in ihrem gewohnten Thun keine Sünde begangen, unterliegen hier. Es geht dem Menschen hier, wie der Riesenschildkröte, wenn sie am Lande überrascht und auf den Rücken gelegt wird. Sie ist sechs bis neun Fuß lang, an vier Fuß breit und ebenso hoch, achthundert Pfund schwer. Sie ist weder zu Wasser, noch zu Lande zu verwunden, denn Rücken und Bauch sind mit starken und dicken Schilden so fest geschlossen und geschützt, daß nur für den Kopf und die Füße Oeffnungen da sind. Kein Spieß, keine Harpune, keine Axt dringt durch das Schild. Auf ihrem Rücken können sieben Männer stehen, sie geht aber damit eben so schnell fort, als wenn sie

Nichts trüge. Das Thier ist also unverwundbar, so lange es im Wasser bleibt oder zu Lande seine Füße brauchen kann. Die gefährlichste Zeit ist für sie die Zeit des Eierlegens. Alsdann geht sie an's Ufer und legt ihre Eier in den Sand. Man beschleicht sie des Nachts auf dem Lande, wirft sie mit Stangen schnell um und so kann sie nicht wieder auf die Füße kommen, wird zerspalten und getödtet. So wird die Zeit ihrer Fortpflanzung für sie verderblich. — Auf ähnliche Weise ergeht es dem Menschen bei Veränderung seiner gewohnten Lebensverhältnisse; der Teufel benützt sie. In eine solche Lage kömmt der Arme, wenn er plötzlich durch einen großen Gewinn, oder Treffer, oder eine Erbschaft reich wird; er wird gern übermüthig, schwelgerisch, faul und vergißt auf Gott; der Jüngling, die Jungfrau zur Zeit, wo sich die geschlechtliche Liebe reget, welche schon Manchen um den Verstand gebracht und zu Mordthaten verleitet hat; so die angehenden Eheleute, denen zügellose Wollust, Eifersucht, Untreue, Zank und Feindseligkeiten nahe liegen; so verwittwete Personen, des Beischlafes gewohnt, von Fleischesluſt geplagt; so die plötzlich Verarmten, die in Kleinmuth und Verzweiflung verfallen; so die ein Amt und eine Würde antreten, welche leicht von Selbstgefälligkeit und Stolz eingenommen werden. Bei dergleichen veränderten Standes- und Lebensverhältnissen gilt es besonders, was der Herr gesagt: Wachet und betet, damit ihr nicht in den Versuchungen, die dann über euch kommen werden, in die Sünde fallet! Und was Petrus sagt: Seid nüchtern und wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, gehet herum, wie ein brüllender Löwe, und suchet, wen er verschlinge; dem widerstehet fest im Glauben.

Bei der Wahl des Standes muß man sich mit Gott berathen und beten.

Der heilige Bernard kam in die Jahre, wo er eine Laufbahn, eine Stellung in der menschlichen Gesellschaft wählen und sich für einen Stand entscheiden sollte. In dieser Wahl fühlte Bernard eine schmerzliche Rathlosigkeit. Der Versucher suchte durch Erregung des Hochmuthes seine Wahl irre zu leiten. In der That eröffnete ihm die Welt weite Aussichten. Der Einfluß seiner Familie und die persönlichen Verdienste seines Vaters sicherten ihm in der Armee eine schnelle Beförderung und hohe Stellen; von der andern Seite rief ihn sein großer Geist und seine bedeutenden Bekanntschaften an den Hof, wo er eine Bahn des Glückes mit glänzendem Erfolge vor sich hatte. Die Regierung bot ihm überdieß eine seiner Neigung zu ernsten Studien entsprechende Stelle; endlich konnte er sowohl vermöge seines Verdienstes als des Ranges, in dem sein Haus stand, auf die höchsten Würden der Kirche Anspruch machen. Aber mitten in diesen Entwürfen blieb Bernard unentschlossen und weder die dringenden Vorstellungen seiner Familie, noch der Drang seiner Freunde, noch auch das Gewicht seiner eigenen Wünsche und seiner Leidenschaft für große Dinge konnten ihm seine Zustimmung entreißen; er schwankte hin und her und ein solcher Kampf war herzzerreißend. War er nahe daran, sich für die Welt zu entscheiden, so machte ihn der Gedanke an seine fromme Mutter wieder

wankend. Eines Tages machte er sich in dieser Unentschlossenheit auf den Weg, um seine Brüder zu besuchen, welche sich mit dem Herzoge von Burgund bei der Belagerung des Schlosses Grangey befanden. Er ging schweigend seines Weges dahin, während sich in seinem Geiste schwere Gedanken hin- und herwälzten. Er hielt an vor einer Kirche, trat in dieselbe und flehte unter Thränen um Erleuchtung. Hier kam ihm die Gnade, sich Gott für immer zu weihen und mit diesem festen Entschluße senkte sich Ruhe in seine Seele.

Jeder soll seine Standespflichten treu erfüllen.

Die Kaiserin Maria Theresia hatte für einige Zeit die öffentlichen Audienzen ausgesetzt. Nun aber trat der Hofprediger der Kaiserin auf die Kanzel und sprach: Wie sollen die Könige von dem, was ihre Völker leiden, Nachricht erhalten, wenn sie sich vor jedem Auge hinter eine undurchdringliche Mauer verbergen? Könige! Seid die Väter der Armen, der Wittwen und Waisen! Höret ihre Klagen, helfet ihnen, oder leget euere Kronen ab! Denn ihr seid unwürdig, sie länger zu tragen, wenn ihr jene Pflicht nicht erfüllet! Mit Thränen im Auge ging Maria Theresia heim und sprach: Nun sollen alle Thore meines Palastes den Unglücklichen offen stehen! In Zukunft will ich sie Alle selbst anhören! Und als die geistlichen Obern des Hofpredigers ihn für seine Kühnheit zur Rechenschaft ziehen wollten, verbot ihnen die Kaiserin dieses mit den Worten: Er hat seine Pflicht gethan; ich werde die meinige thun, man lasse den redlichen Mann in Ruhe! Der Zutritt zur Landesmutter wurde wieder Allen gestattet.

Gott erhebt Manchen aus dem niedrigsten in den höchsten Stand.

Catumelata, ein Bäckerjunge, sollte auf Befehl seines Vaters in dem nächsten Walde Holz hacken, verlor aber das Beil und getraute sich nicht nach Hause, aus Furcht vor den Schlägen. Er lief davon, gesellte sich zu einem Soldaten und brachte es später bis zum weltberühmten General, dem die Venetianer in der Stadt Padua eine Ehrensäule setzen ließen. — Mutius Attentulus, ein Bauernknabe, ließ sich bei den Marketendern im Felde gebrauchen, den Bratspieß zu drehen, Schüsseln und Geschirre abzuspülen. Mittlerweile wurde er ein vornehmer Fürst, der den Namen Magnus Sforzia annahm. — Thomas Lunensis, dessen Mutter mit Eiern und Hühnern handelte, wurde Priester, Gesandter, Kardinal, endlich sogar Papst unter dem Namen Pius II. Diese Standeserhöhungen hat Gott bewirkt.

Auch die nicht zusagenden Standespflichten muß man muthig erfüllen.

Obgleich Kaiser Heinrich, der Heilige, mitten in der Welt in gänzlicher Lostrennung von allem Irdischen lebte, sehnte er sich doch immer mehr nach stiller Abgeschiedenheit, wo er ungehindert ganz Gott leben könnte. Er entschloß sich also, Krone und Szepter niederzulegen und im Kloster in Verdun seine

Lebenstage in Buße zuzubringen. Als er dem frommen Abte Richard, den er kindlich liebte, seinen innigsten Herzenswunsch entdeckte, bat ihn dieser, sich im Beisein aller Ordensbrüder des Klosters zu erklären. Der Kaiser der Deutschen bat die versammelten Brüder um Aufnahme in ihr Kloster. Willst du also, sprach der Abt, nach dem Beispiele Jesu gehorsam sein bis zum Tode? Ja, antwortete Heinrich, von ganzem Herzen will ich es. Nun sagte der Abt: Du bist in die Zahl der Mönche aufgenommen, durch deinen ernstlichen Willen. Die Sorge für dein Seelenheil nehme ich jetzt feierlich auf mich und nun befehle ich dir kraft des Gehorsams, den du mir schuldig bist, im Namen Gottes, daß du, mein frommer und getreuer Sohn, die Regierung des Reiches, welche dir Gott anvertraut hat, wieder auf dich nehmest und durch deine Wachsamkeit und Liebe die Religion und das Wohl der Völker beförderst! Zeige mir, daß du sterben gelernt hast und trage dein Kreuz muthig! Und der Kaiser führte die Regierung fort auf's Beste.

Jeder soll seinem Stande gemäß leben.

Als einst 1196 unter Papst Cölestin III. ein Krieg zwischen den Engländern und Franzosen ausbrach, fand sich der Bischof von Betuac in Frankreich, in Helm und Harnisch beim Heere ein und kämpfte mit seinen Rittern, die er anführte. Auf Zulassung Gottes wurde dieser Bischof von den Engländern gefangen und von König Richard in Ketten eingekerkert. Als der Papst Kenntniß davon erhielt, machte er dem Könige Vorstellungen über die eines Bischofs unwürdige Behandlung. Richard vertheidigte sich beim Papste durch einen Gesandten. Kaum war dieser eingetreten, tadelte der Papst bitter das Verfahren seines Königs. Da holte der Gesandte Helm und Harnisch des gefangenen Bischofs, zeigte sie dem Papste und fragte, ob dieß eine bischöfliche Kleidung sei? Auf dieses hin überließ der Papst diesen Bischof dem Gutdünken des Königs. (Baron. in annal. c. 12.)

Seine Standespflichten erfüllen ist viel besser, als viel beten.

Der heilige Petrus Damiani, welcher einmal Wasser in Wein verwandelte, gab einst dem Statthalter Cynthio einen scharfen Verweis, weil derselbe die meiste Zeit mit Beten zubrachte, unterdessen die Rechtspflege hängen ließ und das allgemeine Wohl der Stadt vernachläßigte; in Folge dessen die Unterbeamten nach Wohlgefallen hausten und ihre Tasche spickten. Diesem Cynthio sagte er in's Gesicht, daß sein häufiges Beten Gott mißfalle; er solle des Spruches eingedenk sein, Ecclesiastici c. 35: Wer das Gesetz hält, seine Amts- und Standespflichten erfüllt, thut so viel, als wenn er betet.

Jeder Stand hat seine besondere Pflicht.

In der Kirche zu Nassenbeuern ist ein altes Bild, welches alle Stände vorstellt mit der Angabe ihrer Pflichten. Der Papst ist darauf im Ornate mit der Unterschrift: Ich lehre euch Alle. Der Kaiser mit Scepter und Krone mit

der Schrift: Ich regiere euch Alle. Ein General mit der Unterschrift: Ich schütze euch Alle. Der Landmann mit dem Pfluge sammt Unterschrift: Ich nähre euch Alle. Unten steht auch der Teufel mit einem Schubkarren, mit der Unterschrift: Ich hole euch Alle, wenn ihr nicht ein Jeder seine Pflicht und Schuldigkeit thut! Ein ganz wahres Wort!

Standhaftigkeit.

Standhaftigkeit eines Gerechten.

Barbas, ein Bruder der Kaiserin Theodora, riß alle Gewalt an sich, achtete kein Gesetz, beging die größten Ungerechtigkeiten, verstieß seine rechtmäßige Gemahlin und lebte mit seiner Schwiegertochter in der wilden Ehe. Der heilige Patriarch Ignatius ermahnte den Ruchlosen zur Besserung und Buße. Aber Bardas spottete seiner und als er am Feste der Erscheinung 858 dennoch zur Kommunion gehen wollte, wies ihn der Patriarch öffentlich zurück. Rache schnaubend beredete er den minderjährigen Kaiser, die Regentin, seine Mutter mit ihren Töchtern in ein Kloster zu sperren. Der Kaiser ertheilte dem Patriarchen den Auftrag, ihnen den Schleier zu geben. Dieser antwortete: Als ich die Regierung der Kirche übernahm, legte ich den Eid ab, nie eine Handlung begehen zu wollen, die dem Besten des Reiches zuwider wäre. Uebrigens haben die guten Fürstinen nicht verschuldet, so schmachvoll behandelt zu werden. Nach diesen Worten entfernte er sich. Der Kaiser schickte seine Mutter und Schwestern in's Kloster und den heiligen Ignatius in die Verbannung. An seiner Stelle wurde der gottlose Phocius zum Patriarchen ernannt.

Christliche Standhaftigkeit ein Beispiel.

Thomas war Kanzler König Heinrichs II. von England, der ihn zum Erzbischof erwählte. Obwohl früher weltlich gesinnt, lebte er jetzt ganz heilig. Bisher hatten sich die Könige von England mancherlei Eingriffe in die Rechte der Kirche erlaubt. Jeder Bischof mußte in dem Huldigungseide versprechen, die bisherigen königlichen Gewohnheiten zu beobachten. Auf Zureden und Bitten der Bischöfe ließ sich Thomas bewegen, die früheren Staatsverordnungen in Betreff der Kirche zu unterschreiben. Da er nach Hause kam, machte ihm sein Gewissen bittere Vorwürfe darüber. Nun trat er den Anmaßungen des Königs so fest entgegen, daß ihn dieser vor Gericht als Hochverräther anklagen ließ. Thomas floh nach Frankreich und von da nach Rom zum Papste, wo er bei den Cisterziensern wohnte. Diesen Zufluchtsort mußte Thomas meiden, weil der König drohte, den Cisterzienserorden in seinem Lande aufzuheben. Durch Vermittlung des Papstes und des französischen Königs wurde Thomas nach England zurückgerufen. Thomas mußte einige Bischöfe und etliche Große, welche Kirchengüter in Besitz hatten, in den Bann thun. Diese beschwerten sich beim König. Der alte Groll loderte wieder auf und er schimpfte in der Wuth darüber, daß sich Niemand um seine Ehre gegen diesen Thomas annehme. Da verschworen sich vier Ritter, den Erzbischof zu ermorden. Sie drangen in seinen Palast und forderten ihn auf, den Bann aufzuheben. Thomas verlangte vor

der Lossprechung Sinnesänderung. Die Geistlichen sahen, daß er hier nicht sicher sei und drängten ihn in die Kirche, wohin ihnen die Ritter folgten und den standhaften Bischof ermordeten.

Stärke.

Körperliche Stärke ist kein Gegenstand des Prahlens und Rühmens.

Nichts trifft man unter jungen Leuten so häufig, als das Rühmen mit körperlicher Stärke. Wie viele blutige Händel werden deßwegen angefangen, Gesundheits- und lebensgefährliche Wetten eingegangen, blos um seine Stärke zu zeigen, und den Ruhm zu haben, stark genannt zu werden. Ist diese Körperkraft ein würdiger Gegenstand des Stolzes und Ruhmes? Was hat der Mensch dazugethan und beigetragen? Wenn die Stärke an sich ein Grund des Rühmens wäre, so könnten sich die Thiere mit weit mehr Recht derselben rühmen. Der Strauß reißt mit Einem Schlage mittelst seiner Kralle dem Menschen den Bauch auf; kann das der Mensch auch? Der Kasuar tritt mit einem einzigen Stoß seines Fußes zolldicke Bretter durch; kann das der Mensch auch? Also rühme dich etwas Besseren, wenn ja doch gerühmt werden soll, als eines Vorzugs, worin du den Thieren viel nachstehst.

Muskelstärke ist Gabe der Natur.

Peter der Große, Kaiser von Rußland, wollte eine Reise nach Neapel und Rom machen, und war schon auf dem Wege, als er hörte, daß zu Hause eine neue Empörung der Strelitzen seine Gegenwart nothwendig mache. Er eilte also nach Moskau zurück und besuchte in Polen nur flüchtig den König, August II. Diesem wollte der Kaiser eine Probe seiner Muskelstärke geben und rollte mit wenig Mühe ein Dutzend zinnerner Schüsseln wie Papier zusammen. Dieser gab dem Czar auch ein Pröbchen seiner Stärke, indem er einem polnischen Ochsen mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf herunterschlug. Gebet mir den schönen Säbel, sprach Peter, er soll dem Empörungsdrachen zu Moskau das Haupt vom Rumpfe schlagen. König August reichte ihm den Säbel mit den Worten: Tod den Türken und Tartaren, Gnade und Leben den Unterthanen. Eine Aeußerung, die dem Polenkönig Ehre macht, die aber Peter nicht beachtete.

Starkmuth.

Starkmuth der Missionäre.

Der katholische Missionär Pater Garnier arbeitete mit Pater Chabanel eifrig bei den wilden Petuns. Da erfuhren sie, daß eine starke Irokesenmacht im Anzuge sei und die Mission bedrohe. Pater Chabanel flüchtete, Garnier blieb im Dorfe zurück. Die Petuns, des Wartens müde, zogen dem Feinde entgegen, schlugen aber eine falsche Richtung ein; die Irokesen kamen unbemerkt vorüber und überfielen am Abende das nun wehrlose Dorf. In der Furcht, von den zurückkehrenden Petuns überrascht zu werden, hieben sie Alles ohne Gnade nieder und steckten den Ort in Brand. Pater Garnier war auf seinem

Posten; unermüdlich ermahnte, tröstete, taufte er die Verwundeten, die Kranken, die Kinder; denn er verachtete die Gefahr und hörte nur auf den Ruf seiner Pflicht — bis er tödtlich verwundet zusammensank, von zwei Flintenkugeln getroffen; die Irokesen rißen ihm den Habit vom Leibe und stürmten weiter. Wie er so schmerzbetäubt dalag, faltete er noch die Hände zum Gebete und erwartete sein Sterben. Doch der Anblick eines Verwundeten gab ihm selbst im Tode noch neues Leben. Er nahm die letzte Kraft zusammen, er erhob sich, wankte ein Paar Schritte und fiel wieder schwer zu Boden. Da wälzte er sich an die Seite des verwundeten Mannes, ertheilte ihm noch die Absolution und — fiel als Leiche über ihn hin; ein Irokese hatte ihm sein Schlachtbeil in den Schädel getrieben.

Starkmuth der alten Einsiedler und Mönche.

Im Kloster des Abtes Apollo war ein jüngerer Bruder, dessen leiblicher Vater gleichfalls Mönch geworden war. Dieser Jüngling hatte sich vorgenommen, niemals Wasser oder Wein, noch sonst ein Getränke zu trinken sein ganzes Leben lang. Er aß daher nur genießbare Kräuter, welche auch gegen den Durst halfen. Sein Geschäft im Kloster war das Brodbacken. Nachdem er drei Jahre lang diese Enthaltsamkeit fortgesetzt hatte, verfiel er in eine sehr schwere Krankheit, woran er auch starb. Während ihn die Fieberhitze und der brennende Durst quälte, ermahnten ihn Alle, doch nur ein wenig zu trinken; allein der Bruder willigte durchaus nicht ein, dieß zu thun. Sein Abt ließ einen Arzt rufen, um den Verschmachtenden Hilfe zu leisten, wenn es möglich wäre. Als dieser kam und den Bruder in solcher Noth sah, bat er ihn, er möchte doch nur ein wenig Getränke zu sich nehmen; und als der Bruder sich nicht dazu verstand, sprach der Arzt zum Abte: Lasset mir ein großes Schäffel hieher bringen. Als dieß geschehen war, goß er in dasselbe vier Kannen lauwarmen Wassers und ließ den jungen Mönch bis an die Mitte des Leibes eine Stunde lang hineinsetzen. Abt Johannes, welcher zugegen war und der dieses erzählte, versichert, daß der Arzt, nachdem man den Jüngling aus dem Bade herausgenommen, das Wasser gemessen und es um eine bedeutende Quantität weniger gefunden habe, weil es der dürstende Leib durch die Haut eingesogen hat. Lernet daraus, wie starkmüthig diese Mönche waren und welche Gewalt sich diese enthaltsamen Männer anthaten, indem sie sich Gott zu Liebe die nöthigsten Bedürfnisse entzogen, um der ewigen Güter theilhaftig zu werden.

Der Christ muß seine Pflichten mit Starkmuth üben.

Viele vornehme Herren hatten reiche Abteien als Pfründen erhalten, und kümmerten sich um Nichts, als ihre jährlichen Einkünfte zu beziehen. Die ihnen obliegende Erhaltung der Gebäude und Kirchen aber vernachläßigten sie. Vinzentius ruhte als geistlicher Staatsrath nicht eher, bis an alle Generalprokuratoren ein königlicher Befehl erlassen wurde, einen Theil der Einkünfte einzuziehen und davon die verfallenen Gebäude herstellen zu lassen. Dieses that wehe und die gekränkten Gemüther ließen es ihn oft hart empfinden.

Allein er achtete es nicht, und ging ruhig den Weg, welchen sein Gewissen ihm vorzeichnete. Besonders kostete es ihm manchen harten Kampf, daß nicht die erledigten Bisthümer jungen, dabei ganz ungeeigneten Herrchen zu Theil würden.

Stehlen.

Du sollst nicht stehlen!

So lautet das Gebot Gottes, der jedem Menschen das Seinige gab mit dem Rechte des Eigenthums; daher muß auch der Dieb ersetzen. Der Rabe, die Dohle, die Elster stehlen glänzende Sachen und tragen sie in ihr Nest; ihnen gilt es nicht für Sünde, sie haben auch keinen Ersatz zu leisten; anders ist es mit dem Menschen, der Vernunft und freien Willen hat.

Steinschnitt.

Steinschnitt vom heiligen Benedikt gemacht und geheilt.

Der heilige Heinrich II., deutscher Kaiser, wurde schwer krank und die Aerzte erklärten, daß er am Stein und Sand leide. Mit Ergebung ertrug er die Schmerzen der Krankheit als eine gerechte Buße für manche seiner Vergehungen. In diesen seinen Schmerzen und da er die Rathlosigkeit der Aerzte erkannte, ging er auf den Berg Cassino, wo der Leib des heiligen Benedikt liegt, um dort durch die Fürbitte dieses Heiligen und der heiligen Scholastika Hilfe, und wo möglich Genesung zu erlangen. Als er nun sein Gebet vollendet hatte, begab er sich in seine Wohnung und warf sich dort, ganz ermattet und erschöpft, auf sein Bett. Als er eingeschlafen war, sah er im Geiste den heiligen Benedikt mit einem chirurgischen Instrumente neben sich stehen, welcher zu ihm sagte: Weil du auf Gott und Seine Heiligen vertraut hast, bin ich gesandt, dich zu heilen. Nach diesen Worten berührte er den leidenden Theil des Leibes mit dem Instrumente, öffnete ihn, nahm den Stein heraus, schloß die Wunde und Heinrich war augenblicklich gesund. Den Stein gab der Heilige dem Schlafenden in die Hand. Als Heinrich erwachte und sich gesund fühlte, auch den Stein in seiner Hand sah, berief er seine Diener und die Bischöfe, zeigte ihnen den Stein, die Narbe der Wunde, erzählte ihnen, was der heilige Benedikt an ihm gethan, und pries Gott mit ihnen. Hierauf sandte er an die Kirche des heiligen Benedikt kostbare Geschenke.

Sterben.

Wer gut gelebt hat, kann ruhig sterben.

Titus, der römische Kaiser, lag an einem Fieber krank darnieder und er starb zur Trauer aller Guten nach einer kurzen Regierung von zwei Jahren. Besann er sich Abends vor dem Schlafengehen, daß er an diesem Tage nichts Gutes gethan habe, dann rief er klagend: Freunde! ich habe diesen Tag verloren! Als seine Freunde traurig um sein Sterbebett standen, fragte er sie auf ihr Gewissen, ob er auch zum Wohle der Menschen regiert habe? Als sie es betheuerten, sagte er: Dann klatschet! zog die Vorhänge zusammen und verschied. Konnte ein guter Heide so ruhig sterben, um so mehr der gute Christ.

Wie gelebt, so gestorben.

Leichtfertig gelebt, leichtfertig gestorben. Brantome erzählt in den Denkwürdigkeiten aus seinem Zeitalter, wie eine Ehrendame der Königin Maria von Medicis, welche leichtfertig in Sinnenlust gelebt, auch ebenso gestorben sei. Sie befahl nämlich auf ihrem Sterbebette, daß man ihr die Melodie eines damals sehr bekannten Volksliedes auf der Violine vorspiele, welches die Schlacht bei Marignan schilderte, wo die Schweizer eine vollständige Niederlage erlitten, sie sang dazu selber die Strophen, bis zu dem Verse: Alles ist verloren, den sie wiederholte; hierauf wendete sie sich zu ihrer Pflegerin und sprach zu ihr, dießmal ohne Melodie, dieselben Worte, die auch ihre letzten blieben; denn gleich darauf verfiel sie in den Todeskampf.

Der Teufel fällt die Sterbenden an.

Sieben Tage vor ihrem Ende hatte die selige Eustochio die letzte Oelung empfangen und war in süßen Gesprächen mit Gott begriffen. Da erblickte sie in ihrer Phantasie tausend Bilder von Tänzen, Festen, Hochzeiten und noch schlimmeren Dingen, an die sie in ihrem ganzen Leben nicht gedacht. Sie verstand sogleich, wo der Streich hergekommen und verlachte den Feind, der ihr, der Sterbenden, Thorheiten vorgegaukelt, die sie in den Tagen ihrer Jugend und Kraft verabscheut hatte. Sie machte ihre Pflegerin Euphrasia darauf aufmerksam, was geschehen und wie selbst der Sterbende noch am Rande des Grabes von der Sinnlichkeit angefochten werden könne; aber Gott werde ihn dann nicht verlassen.

Anfechtungen der Sterbenden von Seite des Teufels.

Die selige Maria von St. Theresia wurde vor ihrem Ende vom bösen Geiste mit so heftigen Versuchungen geängstigt, daß sie manchmal vor Schrecken um Hilfe rief und die Schwestern flehentlich bat, sie nicht allein zu lassen, fortwährend Weihwasser auf sie zu spritzen und sie mit ihrem Gebete zu stärken. Schon zwei Monate vor ihrem Tode kam sie in einen Zustand und blieb auch die ganze Zeit darin, wie wenn sie in den letzten Zügen läge, so daß sie zwei Monate lang so zu sagen im Sterben lag. Einmal, da ihr gerade die Sterbegebete vorgelesen wurden, entstellte sich ihr Gesicht dergestalt, daß alle Anwesenden mit Schrecken erfüllt wurden. Der Beichtvater fragte sie hernach, was ihr ein solch' furchtbares Entsetzen verursacht habe? Die Kranke erwiederte, daß sie die höllischen Geister vor sich gesehen; diese hätten sie in Verzweiflung bringen wollen und sie hätte schwer mit denselben zu streiten gehabt. Den dritten Tag nach diesem letzten Kampfe und Siege gab Maria ihre heilige Seele unter den schönsten Tugendübungen auf. Wenn das heiligen Personen geschah, was haben erst Sünder zu erwarten?

Das Sterben halten keine Schätze auf.

Ludwig XI., König von Frankreich, lag an einer Entkräftung nieder. Der Schrecken vor dem nahenden Tode ließ ihm keinen Augenblick Ruhe.

Seinem Arzte versprach er für jeden Monat zehntausend Thaler, wenn er ihm sein Leben verlängere. Eingeschlossen in seinem Schlosse, suchte man ihn durch alle möglichen Ergötzungen zu zerstreuen. Da nahm er seine Zuflucht zur Religion und verordnete allgemeine Gebete und Bittgänge; allein seine Krankheit nahm zu. Nun wandte er sich an den heiligen Franz von Paula, der in Rom lebte und ließ ihn bitten, zu ihm zu kommen und ihn zu heilen. Doch der Heilige, der den Eigennutz des Königs kannte und wußte, daß er nur aus bloß irdischen Absichten ein Wunder von ihm verlange, weigerte sich, die weite Reise zum Könige zu machen. Endlich mußte er doch aus Gehorsam gegen den Papst, an den sich der König gewendet hatte, die Reise antreten. Auf dem Wege that der Heilige viele Wunder und heilte Pestkranke. Der König war hocherfreut, den Heiligen zu sehen. Er ging ihm, so matt er war, entgegen, und bat ihn fußfällig, ihm das Leben zu verlängern. Doch Franziskus gab dem König zu verstehen, daß sein Tod im Rathschlusse Gottes beschlossen sei und er sich also in den Willen Gottes ergeben müsse. Dessenungeachtet ließ der König nicht nach, in den Heiligen zu dringen, ihm die Gesundheit zu schenken. Er bot ihm große Schätze an, die er aber alle ausschlug. Da der König wußte, daß Franziskus Maria hochverehre, wollte er mit einem Bilde der allerseligsten Jungfrau, dessen Werth man auf siebzehntausend Thaler schätzte, ein Geschenk machen. Drei Tage lang drang der König in ihn, das kostbare Bild anzunehmen; doch der Heilige weigerte sich standhaft und entgegnete immer, er setze sein Vertrauen nicht auf Gold und Silber, sondern auf Maria. Franziskus verlieh zwar dem König durch sein Gebet nicht die Gesundheit des Leibes, wohl aber, was weit mehr ist, die Gesundheit der Seele. Er blieb längere Zeit bei ihm und bereitete ihn zu einem christlich frommen Tode. Ludwig starb in den Armen des Heiligen.

Sterbenden, die eine Sünde auf sich haben, erscheint der Teufel.

Eines Tages übergab ein Fürst, mit Namen Farnulf, seinen Sohn Guido dem heiligen Romualdus mit der Bitte, denselben in seinen Orden aufzunehmen. Der heilige Ordensstifter war gerne hiezu bereit und nahm den Jüngling auf. Da erschien Maria dem frommen Guido, der eine große Verehrung zu ihr hatte, mit dem Jesuskindlein im Arme. Aber Guido, welcher sich einer so großen Gnade unwürdig hielt, wurde darüber ganz ängstlich. Es näherte sich aber Maria dem Knaben und sprach: Was zweifelst du? warum fürchtest du dich, Guido? Ich bin die Mutter Gottes und dieser da ist mein Sohn Jesus, der dich einmal hat besuchen wollen. Nachdem Maria das gesagt hatte, gab sie ihm ihr Kind in die Arme. Guido war noch nicht drei Jahre im Orden und wurde sterbenskrank. Der heilige Romuald sah nun, wie sich der arme Jüngling nach allen Seiten wandte und am ganzen Leibe zitterte. O mein Vater, rief er aus, siehst du nicht die vielen häßlichen Gestalten, die sich in meiner Zelle befinden? Sage mir, mein lieber Sohn, antwortete der Heilige, hast du vielleicht vergessen, irgend Etwas zu beichten?

Ach, mein Vater, antwortete der Jüngling, es fällt mir ein, daß ich einmal dem Prior nicht gehorcht habe, der mir befohlen hatte, den Kehricht aufzulesen; jetzt bekenne ich diesen meinen Fehler. Da ertheilte ihm der heilige Romuald die Lossprechung, worauf sich mit einem Male Alles änderte; die Teufel flohen und es erschien von Neuem Maria mit dem Jesuskindlein, worauf Guido sehr getröstet starb.

Sterbende sind noch der Versuchung ausgesetzt.

Der heilige Philippus Neri besuchte eines Tages eine schwerkranke Frauensperson. Nachdem er sie getröstet, ging er mit seinen Begleitern wieder nach Hause; plötzlich aber blieb er stehen und sagte: Ich fühle mich angetrieben, zur Kranken zurückzukehren; und er kehrte sogleich um. Bei derselben angekommen, ließ er die dienenden Frauen abtreten, legte Jener die Hände auf das Haupt und sagte: Seele, ich befehle dir im Namen Gottes, daß du sobald als möglich aus diesem Körper ausgehest! Kaum hatte Philippus diese Worte vollendet, so hauchte sie schon ihren Geist aus. Der Heilige versicherte aber die Gegenwärtigen, daß die Frauensperson, wenn sie nicht schnell gestorben wäre, leicht in eine Versuchung gefallen wäre und deßhalb habe er dieses schnelle Hinscheiden von Gott erbeten.

Stiefältern.

Stiefältern sollen ihre Stiefkinder mit christlicher Liebe behandeln und erziehen.

Stiefältern stehen im Allgemeinen im Verdachte der Parteilichkeit und nur gar zu oft rechtfertigen sie denselben. Sie tragen keine Liebe zu den Stiefkindern, hassen sie, schlagen sie unverdienterweise, schaffen ihnen nicht das Nöthige, während ihre eigenen Kinder Alles überflüßig haben. O wie unklug sind solche Stiefältern! Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf, sagt der Herr. O wie reich an Verdiensten, an Werken der Liebe könnten sie werden, wenn sie diese armen Kinder aus Liebe Gottes erzögen und wie ihre eigenen Kinder versorgeten! Es wäre diese Erziehung ein fortgesetztes Liebeswerk, dessen Verdienst und Lohn ungeheuer groß sein müßte. Hier kann christliche Liebe geübt werden, wie sonst nirgends. Aber gerade diese Pflicht wird so schnöde und häufig verletzt, gerade diese Gelegenheit zur Erwerbung einer unverwelklichen Krone wird durch unchristlichen Sinn verkehrt in eine reiche Quelle ewiger Verdammniß und Pein. Die Thiere beschämen solche unchristliche Stiefältern. Man betrachte die Henne! Wie bekannt brütet sie auch Enteneier aus. Obwohl die junge Ente nicht aus ihrem Fleische und Blute und von ihrem Geschlechte ist, so liebt und führt sie doch die jungen Entchen mit gleicher Sorgfalt, wie ihre Hühnchen. Sie führt sie mit aus, nimmt sie mit unter ihre wärmenden Flügel, gönnt ihnen das Futter ihrer Hühnchen und mit welcher Angst jammert sie am Ufer des Teiches, in welchem die Entchen herumschwimmen, wähnend, sie gingen zu Grunde. Was sind die Entchen zur Henne anders, als Stiefkinder? So liebt ein Thier, und Christen-

menschen verläugnen alle Liebe gegen ihre Stiefkinder, welche ihnen Gott anvertraut! Heißt das an Gott glauben, der die Liebe ist? Können nicht auch euere Kinder Waisen werden? Würde es euch nicht wehe thun, wenn es ihnen so ginge, wie ihr es machet? Man kann daher lieblose Stiefältern ohne weiteres Ungläubige nennen, wie Paulus sagt: Wer die Seinigen, besonders die Hausgenossen nicht versorgt, der hat den Glauben verläugnet und ist ärger, als ein Heide. Gott betrachtet also die Lieblosigkeit der Stiefältern wie eine Glaubensverläugnung. Haben sie sich nicht bei der Trauung zur Pflege der Kinder verbindlich gemacht, hat nicht der Ehegatte unter dieser Bedingung die Ehe abgeschlossen? Wie will man von Gott die Verheißung des ewigen Lebens hoffen, da man das Gott und dem Gatten gegebene Versprechen nicht hält?

Stolz.

Wir haben keine Ursache stolz zu sein.

Auf was wollten wir stolz sein? Auf Gaben, Talente, Fertigkeiten und Geschicklichkeiten? Wenn Gaben und Talente vor Gott Werth geben könnten, dann stünde ja die Spottdrossel weit höher bei Gott, als die geschicktesten Menschen; denn sie ist so geschickt im Singen, daß sie den Gesang aller Vögel selbst den leisen Ton des Kolibri, nachahmt. Welcher musikalische Künstler vermag das? oder welcher erfindet ein Instrument, auf dem er die Stimmen aller vierfüßigen Thiere und den Gesang aller Vögel so täuschend nachahmen könnte, wie sie? Nicht Gaben und Talente, zu deren Erlangung wir nicht den Grund gelegt haben, sondern die christliche Liebe und jene guten Werke, welche aus Liebe geschehen, geben Werth vor Gott. Darum sagt Paulus: Wenn ich die Sprachen aller Menschen redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich Nichts. Wenn ich weissagen könnte und einen Glauben zum Bergeversetzen hätte, so wäre ich ohne Liebe Nichts. Wenn ich alle meine Güter den Armen austheilete, und meinen Leib verbrennen ließe, die Liebe aber nicht hätte, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle, welche weder Bewegung, noch Verstand, noch Gefühl, noch Leben hat und zu Nichts dient, als Geräusch zu machen.

Der Stolz macht den Menschen lächerlich dumm.

Es ist zum Erstaunen, wie die Eitelkeit verblendet, daß man auf die lächerlichsten Dinge stolz ist. Nicht etwa nur die Chinesen sehen die Beleibtheit als einen Vorzug an, den zu erlangen sie sich's angelegen sein lassen; auch Christen sind so lächerlich stolz. Wenn man von einer Person rühmen will, daß es ihr gut gehe, so hebt man ihre Wohlbeleibtheit als einen Vorzug heraus. Christen rühmen nicht nur diese Eigenschaft, sie sind sogar stolz auf ihre Fetten. O wie tief sind Viele in's Sinnliche, Irdische, Materielle herabgesunken, daß sie auf solche lächerliche Nichtigkeiten stolz sind. Wenn Beleibtheit ein Vorzug sein sollte, so hätte ja der Thunfisch weit mehr Recht, auf sein Fett stolz zu sein. Wer ist so gut genährt, so wohlbeleibt und fett, wie er? Ihm reißt zuweilen die Haut auf, weil sie das Fett nicht fassen und

beschließen kann. O ihr armen, beschränkten, stolzen Leute, schätzt doch am Menschen andere Vorzüge, als solche niedrige, nichtige, welche die Grabeswürmer und die Fäulniß in wenigen Tagen zerstören! So ist jede Art von Stolz eine lächerliche Dummheit.

Der Stolz macht doppelsichtig.

Der Stolz macht doppelsichtig; denn der Stolze sieht das Gute an sich, seinen Verstand, seine Kenntnisse, seine Verdienste größer; die des Nächsten kleiner, als sie an sich sind. In der Medizin werden kleine Portionen vom Tollkraut oft mit gutem Erfolge benützt; aber ein wenig zu viel bringt bei den Kranken ein Doppelsehen hervor; denn das Tollkraut ist ein Gift. Ein solches Seelengift ist also auch der Stolz.

Der Stolz wirkt verderblich auf den Menschen.

Unweit Kamaik bei Leitmeritz ist eine Höhle mit einer Quelle, deren Temperatur immer das Gegentheil anderer Quellen ist. Im Winter, wo alle offenen Wasser kalt sind und zu Eis gefrieren, ist diese Quelle lau und raucht; im Sommer, wo die übrigen höchstens nur frisches Wasser liefern, erzeugt sie Eis und wird durch diese Sonderbarkeit den Durstenden verderblich. Gerade so macht's der Stolz. Er will immer allein glänzen, allein Etwas besitzen, was Andere nicht haben; diese Sucht nach Vorzug und Auszeichnung wird dem Stolzen verderblich; sie erzeugt Luxus, Verschwendung, Geringschätzung der Verdienste Anderer, Zurückbleiben, Gleichgiltigkeit gegen Religion und gibt Anderen böse Beispiele. Viele zeigen ihren Stolz sogar beim Gottesdienste, sie stehen, wenn Andere knieen, machen ein anderes Kreuz, stehen selbst bei der Wandlung mit unterschlagenen Armen, geben sich den Anschein der Aufklärung und Freisinnigkeit und werden Anderen zum Aergerniß.

Der Stolz verblendet zum eigenen Schaden.

Wie der Stolz verblendet zum eigenen Schaden, zeigt nachstehende wahre Geschichte. Die Zollämter an der Grenze entlassen arme Leute, welche kontrabant werden, wenn sie keinen Besitz haben und ganz mittellos sind, ohne Strafe, oder verhängen nur geringen Arrest; wogegen Jene, die Besitz haben, zahlen müssen. Einst wurde ein Mann vor der Gefällenwache angehalten, auf's Zollamt geführt, untersucht und man fand Tabak und Anderes bei ihm. Der Einnehmer wollte ihm wohl, legte ihm gleichsam die Antwort in den Mund und sagte: Was sollen wir mit Euch anfangen? ich kenne Euch ja, Ihr seid blutarm, habt weder Haus noch Besitz. Ei was? entgegnete der dumme stolze Mann, ich soll ein Bettler sein und habe Haus und Feld! Ich bin nicht arm! Nun, sagte die Zollaufsicht, wenn Ihr Besitz habet, so könnet Ihr auch zahlen. Er mußte viele und volle Strafe zahlen. So verblendet der Stolz zum eigenen Schaden.

Wie der zum Stolze Geneigte denken soll.

Er soll, wenn ihn der Stolz blähen will, denken: Es gibt noch viel begabtere, schönere, verständigere, reichere, geschicktere Leute, als du! Wenn man des Nachts eine Kerze im Zimmer anzündet, so sieht man wohl ihre Helligkeit; zündet man sie aber beim Tage, im Sonnenlichte an, so sieht man von ihrer Helligkeit nichts. So ist es mit unseren Talenten, Geschicklichkeiten, Fähigkeiten und Vermögen. Unter Dummen, Armen, Unwissenden, Ungeschickten glänzt man; unter besser Begabten wird man verdunkelt. Denke daher, wenn es dich blähen will: Es gibt noch viel Begabtere, als du!

Der Stolz benimmt unter Umständen alle Menschlichkeit.

Die Römer und Albaner führten Krieg mitsammen, die beiden Heere standen bereits kampffertig einander gegenüber. Um Menschenleben zu schonen, kamen die Feldherrn überein, die Sache durch einen Kampf von je drei Brüdern aus jedem Heere entscheiden zu lassen. Die drei römischen Brüder hießen: Horatier, die albanischen: Curiatier. Die Jünglinge eröffneten im Angesichte beider Heere den Kampf. Stimme und Athem stockte allen Zuschauern. Nach längerem Kampfe sank ein Römer und noch ein Römer todt zu Boden. Alle drei Albaner standen dem einzigen Römer gegenüber, aber alle drei verwundet, der Römer jedoch ganz unverwundet. Ein Jubelgeschrei erscholl aus dem albanischen Lager, die Römer hofften Nichts mehr. Da plötzlich entfloh der Römer und nöthigte die Curiatier, ihm nach Kräften zu folgen. So trennte er die dreifache Gewalt, wohl voraussehend, daß die Feinde ihm in ungleichen Zwischenräumen, nach dem ihrer größeren oder leichteren Wunden, folgen würden. Da sah er die drei Feinde weit von einander getrennt und nur Einen nahe hinter sich. Diesen stieß er nieder, rannte auf den Zweiten los, ebenso auf den Dritten und stach sie todt. Tausendstimmig erschallte der Beifall der Römer, Alles lief auf den Sieger los, umarmte und grüßte ihn. Mit schwerem Herzen begruben die Albaner ihre drei Landsleute, Jeden an dem Orte, wo er gefallen war und unterwarfen sich traurig der römischen Herrschaft. Stolz ging der Sieger Horatius, die Rüstungen der drei Curiatier im Triumphe tragend, an der Spitze des römischen Heeres nach Rom zurück. Am Thore begegnete ihm seine Schwester; mit dem Einen der gefallenen Curiatier hatte sie sich verlobt und da sie nun dessen Gewand, von ihr selbst gewirkt, unter den Siegeszeichen ihres Bruders erblickte, fing sie laut zu jammern an; sie rang die Hände, löste das Haar, und nannte schmerzlich klagend den werthen Namen. Das erbitterte den Stolz des Bruders im Taumel seines Sieges, ihm schien diese einzige Klage unter tausend Tönen der Freude ein Verbrechen zu sein. Er fuhr die Schwester wild an und stieß sie mit seinem noch blutigen Schwerte nieder. Fahre hin, sprach er, mit deiner unzeitigen Liebe, Unwürdige, die du der todten Brüder und des lebenden, die du des Vaterlandes vergessen kannst! So fahre jede Römerin hin, die einen Feind betrauern wird! So vaterländisch gesinnt und entmenscht war kein Römer, daß diese That ihn

nicht mit Entsetzen und Abscheu erfüllt hätte. Der Schwestermörder ward den Richtern übergeben und diese verdammten ihn, nach vorher empfangenen Streichen, an einem Baume gehängt zu werden. Selbst der König milderte nicht die Strenge des Urtheils und schon war der Henker im Begriff, ihn aufzuknüpfen, als der alte Vater klagend unter das Volk trat; denn dieses sollte den letzten Ausspruch thun. Er stellte ihm vor, daß er an einem Tage drei Kinder verloren; vergesset nicht, sprach er, was er für Rom gethan; schämt euch vor den Albanern. Hierauf ward er begnadigt. Doch mußte er sich mit einer Geldstrafe lösen und die Beschimpfung erleiden, daß die Henker mit verhülltem Gesichte ihn unter einer Art von Galgen hindurchführten. So weit vergißt sich beleidigter Stolz.

Der Stolze überschätzt sich, Gott beschämt ihn.

Der Stolz bewirkt, daß man sich überschätzt. Gott beschämt den eingebildeten stolzen Menschen. Das Ländchen von Megara gehörte vordem zu Athen, machte sich aber frei und erklärte sich für eine Republik. Trotz seiner Unbedeutendheit war es nicht wenig stolz — je kleiner, desto übermüthiger, so findet man es ja häufig — und fragte alle Jahre den Apollo zu Delphi über seinen Werth und seine ferneren Schicksale. Endlich erhielt es die beschämende Antwort: Ihr Megarer seid unter den griechischen Staaten weder die dritten, noch die vierten, noch die zwölften, ja ihr kommt gar nicht in Betracht und seid der Rede nicht werth. So denkt Gott von stolzen Menschen; auf ähnliche Weise beschämt auch er sie.

Stolz und Ehrgeiz machen grausam.

Der spartanische König Eunomus starb und hinterließ ein Söhnchen. Lykurg, des Königs Bruder, bestieg den Thron, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nur als Vormund für seinen Mündel regieren wolle. Die königliche Wittwe ließ ihm sagen, sie wolle das Kind heimlich tödten, wenn er sie heirathen und König bleiben wolle. Lykurg entsetzte sich über den Antrag, ließ ihr das Kind wegnehmen und es in Sicherheit erziehen. Die Königin, deren Stolz beleidigt war, hetzte das Volk wider ihn auf; bald war des edlen Mannes Leben gefährdet, voll Unwillen verließ er Sparta und ging auf Reisen. Zu solchen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten verleitet der Stolz.

Stolze werden von Gott erniedrigt.

Der Franziskanerbruder Elias, nach dem Ableben des seligen Petrus Cataneus der vierte General des Franziskanerordens, war ein Mann, mit so großer menschlicher Weisheit begabt, daß er von der Natur zur Führung großer Geschäfte geboren zu sein schien und hatte in Italien nicht seines Gleichen, daher wurde er von Fürsten hochgeachtet. Damals lebte der Stifter des Franziskanerordens noch. Einst kamen einige Gäste an, gemeine und einfältige Ordensbrüder; diese ließ der heilige Franz von Assisi neben sich am Tische sitzen, und zog sie diesem Elias und anderen an Ansehen und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Brüdern vor. Das nahm Elias sehr übel und sagte ganz

zornig bei sich selbst: Ei du einfältiger und unwissender Franziskus, was soll diese deine Unbescheidenheit und Einfalt? Vortreffliche Männer und Säulen des Ordens beschämst du und schlägst sie durch deine unverständige Behandlung nieder. Der heilige Vater Franz, der das heimliche Murren seines Herzens im Geiste hörte, sagte zu ihm sogleich: Ja, Bruder Elias, du wirst dich und den Orden durch deine stolze Aufgeblasenheit und fleischliche Weisheit zerstören. Du und deinesgleichen werden den Orden vernichten. Aber ach! dir Elenden wird auch nicht gegönnt sein, in demselben zu sterben. Solches ist auch wirklich geschehen. Denn vom Stolze aufgeblasen hat er als General die Zügel des Ordens nachgelassen und mehreres wider die Reinheit der Regel unternommen, weßwegen ihn Innozenz IV. des Generalats entsetzte, exkommunizirte und des Ordenskleides beraubte. In seiner Wuth hing er sich an Kaiser Friedrich, der gegen den Papst kämpfte. Als er endlich zu Kortona krank lag, schickte er seinen leiblichen Bruder an Papst Innozenz mit Bitten und Flehen, daß er ihn vom Banne losspreche, was der Papst, durch des Bruders Bitten und Thränen bewogen, auch gethan hat. So empfindlich demüthiget Gott die Stolzen.

Der Stolze wird erniedrigt.

Michael Cärularius, Patriarch von Konstantinopel, war zu stolz und hochmüthig, als daß er die Abhängigkeit von dem allgemeinen Kirchenoberhaupte, dem römischen Papste, ertragen hätte. Er legte sich den Titel eines allgemeinen Bischofs bei und trennte die griechische von der lateinischen Kirche. Er wollte auch Schuhe von Scharlach tragen, was damals nur eine Auszeichnung der Kaiser war; ja er behauptete sogar, daß zwischen seiner und des Kaisers Würde kein oder nur ein geringer Unterschied sei; er könnte den Kaiser selbst von seiner Höhe erniedrigen. Der Kaiser Isak Comnenus kam ihm aber zuvor, ließ ihn ergreifen und schickte ihn in die Verbannung, wo er im Elende starb.

Der Stolze hört sich gerne schmeicheln und schadet sich.

Die Fabel erzählt, ein Fuchs habe einen Hahn auf einem hohen Zaune krähen hören. Eilends lief er hinzu, verglich ihn mit dem Adler, lobte seinen vielfarbigen schöngebogenen Schweif, seinen purpurrothen Kamm, seinen Heldenmuth in Vertheidigung seiner Frauen, seine Vernunft, die sich sogar auf den Lauf der Gestirne versteht, so daß er den Leuten durch Wachsamkeit und Ankündigung des Morgens besser dient, als eine Uhr; er rühmte seine Nächstenliebe, die das Waizenkörnchen und den Wurm seinen Hühnern überläßt; endlich rühmte er seine weithin tönende Stimme. Diese Schmeichelei gefiel dem stolzen Hahn gar sehr. Zuletzt sagte der Fuchs, er würde sich glücklich preisen, wenn er die Ehre haben könnte, diesen schönen Schnabel küssen zu dürfen. Der vom Stolze aufgeblähte, von der Schmeichelei geblendete Hahn flog herunter zum Kuße; der schlaue Fuchs ergriff aber seinen Kopf und fraß ihn auf. Auf ähnliche Weise ergeht es den Stolzen.

Stolze werden erniedriget, wenn sie sich über ihren Stand erheben.

Eine Schildkröte ließ sich vom Stolze einnehmen; darum wurde ihr der Aufenthalt in ihrem Gewässer zum Ueberdruß; sie wollte reisen und die Welt sehen und sich sehen lassen. Sie bat den Adler, er möchte sie auf die hohen Berge tragen, um von da herab alle Länder übersehen zu können. Der Adler willfahrte ihrer Bitte, nahm sie in seine Krallen und schwang sich mit ihr hoch in die Luft, schwebend, damit sie sich recht umschauen könne; dann aber ließ er sie fallen, wo sie sich auf den Felsen zerschmetterte und von ihm verzehrt wurde. So geht es allen Stolzen, die sich über ihren Stand erheben.

Die Stolzen demüthigt Gott.

Es war ein König, so stolz und hochmüthig, daß er nur lachte, als er einst im Lobgesange Mariä singen hörte: Er erniedriget die Stolzen, stürzt die Mächtigen von ihren Thronen und erhebt die Demüthigen. Er ließ sich nicht einreden, daß Gott so mächtig sei, ihn von seinem Throne zu stürzen. Diesen Hoffärtigen züchtigte Gott auf eine lächerliche Weise. Im Sommer bekam er einmal Lust, im Fluße zu baden. Er schickte seine Bedienung weg und legte seine Kleider ab. Während er im Wasser plätscherte, zog ein Engel seine königlichen Kleider an, nahm seine Gestalt an und legte eine alte zerlumpte Jacke hin. Als nun der König aus dem Bade stieg, suchte er seine Kleider und fand sie nicht; er rief und pfiff seiner Dienerschaft, Keiner hörte, Keiner erschien. Es blieb ihm nun Nichts übrig, als das zerrissene Gewand anzulegen und so in den Palast zu eilen. Die Wache ließ ihn nicht ein, und da er sich für den König ausgab, so wußte man nicht, sollte man ihn für einen Thronräuber und Empörer, oder für einen Narren halten. Der Seltsamkeit wegen wurde er vor den König geführt, wo man ihn verurtheilte, durch Pferde zu Tode geschleift zu werden. Von Schrecken ergriffen, bat er um sein Leben und versprach, Stadt und Land zu verlassen. So wurde er entlassen. Auf seiner Wanderung kam er zu einem Einsiedler. Der heilige Mann, von Gott erleuchtet, verwies ihm seinen Stolz und ermahnte ihn zur Demuth. Hierauf erschien der Engel, legte ihm sein königliches Gewand wieder an und führte ihn ungesehen in seinen Palast. Von dieser Zeit an legte er all seinen Stolz und Hochmuth ab und befliß sich der Bescheidenheit und Demuth. (S. Antonius P. 2. tit. 3. cap. 2.)

Wie weit der Stolz den Menschen verblenden kann.

In den Niederlanden war ein Laienbruder in einem Kloster vom Stolze so eingenommen, daß er sich einbildete, er werde noch zu einer Inful kommen, weßhalb er aus freiem Antriebe lesen und schreiben lernte, dessen er bisher unkundig war. Das viele Studiren, meinte er, ist gerade nicht nöthig, wurde ja Petrus und andere ungelehrte Fischer auch zu hohen Aemtern befördert. In diesem Hochmuthe bestärkte ihn der Teufel, der ihm als Engel erschien, und ihm offenbarte, er werde in der Stadt N. Erzbischof werden. Von nun an

verachtete der plumpe Bruder alle Geistlichen und versagte seinen Oberen den Gehorsam, indem er sich einbildete, es sei Niemand seines Gleichen. Endlich erschien der Satan und zeigte ihm an, er sei von Gott gesandt, ihm mitzutheilen, daß das Erzbisthum erledigt sei, er möge sich ohne Verzug dahin begeben. Schleunigst verließ der Bruder das Kloster und machte sich auf den Weg. Am dritten Tage übernachtete er bei einem Pfarrer, der ihm alle Ehre erwies. Ueber Nacht kam ihm der Gedanke, es wäre schicksam, in angemessener Kleidung in der Stadt zu erscheinen. Deßhalb zog er seinen Habit aus, legte die geistliche Kleidung des Pfarrers an, nahm ein Pferd aus dem Stalle und ritt so der Stadt zu. Als der Pfarrer erwachte und den Abgang der Klerik und des Pferdes bemerkte, setzte er sich auf ein anderes Pferd und ritt ihm nach; denn er mußte ihn für den Dieb halten. Da traf er ihn in der Stadt, wo der stolze Narr von einer Gasse in die andere ritt, sich verwundernd, daß er vom Volke nicht empfangen werde. Der Pfarrer machte bei Gericht die Anzeige, daß ihm dieser Laienbruder Kleid und Pferd gestohlen habe. Der eingebildete Mensch wurde eingezogen und wurde, da er nicht läugnen konnte, nach kurzem Prozeß am lichten Galgen gehängt. (So schreibt Cäsarius und nach ihm Valerius Venetus in prato fiorito pag. 240.)

Den Stolz hasset Gott, die Demuth liebet Er.

Als der heilige Bischof Hilarius unter dem Papste Liberius im Jahre 359 beim Konzil zu Seleucia erschien und an dem Orte, wo die Väter versammelt waren, keinen Sitz mehr fand, breitete er seinen Mantel auf die Erde und setzte sich darauf, indem er sprach: Die Erde ist des Herrn. Psalm 23. Siehe, Gott erhöhte seine Demuth, augenblicklich erhob sich die Erde unter ihm in Form eines Sitzes sammt dem heiligen Bischof, daß er höher saß, als die versammelten Väter. (Beyerling V. Humilit.) — Als Gregor der Große zum Papste gewählt worden, ließ sich der demüthige Mann in einem Fasse heimlich aus der Stadt schaffen und floh in's Gebirge, um sich zu verbergen. Aber eine lichte Wolke schwebte über dem Orte und verrieth ihn. (Gregor. Thaumat. tymp. I. c. n. 22.) So behandelt Gott die Stolzen nicht.

Stolz sein auf Schätze und Vermögen, ist sehr thöricht.

Einst kam der Weltweise Solon zum Könige Krösus. Dieser besaß unermeßliche Schätze und war nicht wenig stolz darauf. Er führte den Weltweisen in seine Schatzkammer, in der Hoffnung, er werde ihn glücklich preisen und loben. Allein Solon pries den und Jenen glücklich, den König nicht. Aber ich weiß nicht, Solon, versetzte der König, du antwortest mir gar nicht, wie ich's erwartet habe. Kurz, siehst du denn alle meine Reichthümer so verächtlich an, daß du mich gar nicht für glücklich hältst und mir sogar ein paar gemeine Leute aus Griechenland vorziehst? O Krösus, antwortete Solon, oft ist ein armer Mann weit glücklicher, als ein Reicher, und dann bedenke ich immer, daß das menschliche Leben oft über siebenzig Jahre währt und daß zu jedem Jahre dreihundertfünfundsechzig Tage gehören. In so viel tausend Tagen kann

sich Vieles ändern. Es wäre also sehr unbesonnen, von der Glückseligkeit eines Menschen zu urtheilen, bevor man gesehen, welchen Gebrauch er von seinen Gütern mache und welches Ende er nehme. Keiner kann glücklich genannt werden vor seinem Tode. Dem Krösus wollte es durchaus nicht einleuchten, warum man diesen Schwätzer in Griechenland einen Weisen nenne und er entließ ihn schon nach kurzem Verweilen. Aber nur zu bald lernte er Solons Weisheit verstehen, denn vieles Unglück war dem Glücklichen aufbehalten. Sein hoffnungsvoller Sohn ward auf der Jagd unversehens mit einem Wurfspieße getödtet. Alle Schätze konnten den gebeugten Vater über diesen Verlust nicht trösten. Sein zweiter Sohn war leider taub und stumm. Später nahm ihn Cyrus gefangen; er verlor Schätze und Reich, ja er sollte sogar getödtet werden. Da rief er: Solon! Solon! Solon! Cyrus wollte die Bedeutung dieser Worte wissen. Krösus erzählte es ihm! dieß rettete wenigstens sein Leben.

Der Stolze überschätzt seine Vorzüge.

Dreihundert Jahre vor Christus blühten in Griechenland die Künste. Die größten Maler waren Zeuxis, Parehasius und Apelles. Unter den Werken des Zeuxis war eine Helena besonders berühmt. Man staunte bei dem Anblicke, woher doch der Künstler das Muster zu einer so hohen Schönheit entlehnt haben könnte. Zeuxis war aber sehr stolz und eitel. Er verschenkte zuletzt seine Gemälde, weil er glaubte, sie wären zu kostbar, als daß sie mit Geld bezahlt werden könnten und bei den olympischen Spielen ging er in einem Purpurmantel einher, auf dessen Saume mit goldenen Buchstaben sein Name eingestickt war.

Der Stolze tadelt, was er nicht versteht.

Alexander, stolz über die Gebühr, wollte in Allem erfahren sein. Einmal ließ er sein Pferd zeichnen und tadelte das Bild, als wäre es unrichtig und nicht getroffen. Der Vergleichung wegen ließ er sein Roß herbeiführen. Es kam und wieherte sogleich das gemalte Pferd an. Siehe da, sagte der Maler, dein Pferd versteht sich besser auf die Kunst, als du. Als Alexander ein anderes Mal mit viel Anmaßung und wenig Kenntniß von Gemälden schwätzte, stieß ihn Apelles an und sagte leise: Höre doch bald auf, Alexander! Siehe nur, wie dort schon die Jungen lachen, welche die Farben reiben. Von einem Apelles nahm der Stolze so etwas hin.

Der Stolze schämt sich, nachzugeben, auch wenn er Unrecht hat.

Alexander drang immer tiefer in Indien ein, und hoffte bald den großen Ganges zu erreichen. Aber so weit wollte kein Krieger folgen; am Hyphasis war dem Helden sein Ziel gesteckt, hier weigerte sich einstimmig das ganze Heer und wie entrüstet er sich auch stellte, wie lange er sich auch, in sein Zelt eingeschlossen, den Augen der Macedonier verbarg, so blieben sie doch unbeweglich. Was sollte er beginnen? Allein vorrücken? lächerlich! Dem Volke nachgeben?

unmöglich! Nur sein Opferpriester konnte ihn aus dieser Verlegenheit reißen. Eines Morgens setzte sich der König zu Pferde, das Heer mußte marschfertig sein. Ehe wir vorwärts ziehen, sagte Alexander zum Priester, erforsche den Willen der Götter. Der Priester opferte und besah die Eingeweide. Schlechte Zeichen, Herr! rief er aus; denn so war er unterrichtet vom König; die Götter wollen nicht, daß du weiter ziehest! Schade, rief Alexander, doch den Göttern muß man gehorchen. Die Schmeichler trösteten ihn damit, daß er weiter, als Bachus gekommen sei und so entschloß er sich denn, umzukehren.

Stolz kann auch in der Armuth statt finden.

Antisthenes war ein wunderlicher Philosoph. Schon beim Sokrates trug er einen Mantel mit großen Löchern, aus welchen aber, wie sein Lehrer sagte, der Stolz hervorguckte. Er ging mit ungeschorenem Barte und auf dem Rücken trug er einen Bettelsack. Diogenes übertraf seinen Lehrmeister in dieser hündischen Lebensweise noch; er ging barfuß, selbst im Schnee, verrichtete alle seine Bedürfnisse auf öffentlicher Straße, bettelte, wenn er Nichts hatte, und wenn ihn dürstete, so schöpfte er mit einer kleinen Schale Wasser aus dem Brunnen. Da er einmal ein Kind mit der Hand Wasser schöpfen und daraus trinken sah, machte er's auch so. Zu Olympia sah Diogenes einmal einige prächtig gekleidete Stutzer aus Rhodus. Lauter Stolz! rief er aus. Da zeigte man ihm einige schmutzige Spartaner. Auch nichts, als Stolz, sagte er, — nur Stolz anderer Art! Dasselbe pflegte jedoch Plato von ihm selbst zu äußern und mit Recht; er nannte ihn den Verrückten.

Stolz macht neidisch; schämt sich der niedrigen Herkunft und der armen Geschwister.

Papst Sixtus V. war der Sohn eines armen Bauersmannes, Namens Peretti, der den Knaben kaum ernähren konnte, und ihn deßwegen zum Schweinehüten verdingte. Einmal kam ein Franziskaner, der sich verirrt hatte, vorüber und ließ sich von ihm auf den rechten Weg führen. Dieser entdeckte Geist in dem jungen Peretti und nahm ihn mit Erlaubniß seines Vaters und seines Dienstherrn mit sich in das Kloster nach Ascoli, wo er als Küchenjunge kleine Arbeiten verrichtete, in den meisten Stunden des Tages aber den Wissenschaften oblag. Mit dreizehn Jahren trat er in die Ordensgesellschaft seiner Wohlthäter, verschlang die alten Sprachen, Rhetorik, Philosophie und Theologie mit Heißhunger und erfüllte alle seine Pflichten mit größter Pünktlichkeit. Dadurch erregte er den Neid vieler Mitschüler, die weder im Wissen noch in der Sittenreinheit es ihm gleich thaten und weil er nicht lassen konnte, immer ihren Sittenrichter zu machen und im Disputiren ihre Unwissenheit aufzudecken, so haßten sie ihn und grunzten zuweilen hinter ihm, um den Hochbegabten an die Beschäftigung seiner Jugend zu erinnern. Dann nahm er den Stock und sagte, er wolle den Grunzern ihren tückischen Stolz austreiben. Die Kämpfe wurden oft so ernstlich, daß seine Oberen ihn in ein anderes Kloster schicken mußten. Da er Kardinal war, nannte er sich von seinem Geburtsorte: Kardinal

Montallo, nicht aus Stolz, denn solcher war fern von ihm. Als er Papst geworden, glaubten einige Kardinäle, ihm einen Dienst zu erweisen, wenn sie ihm seine Schwester, als Fürstin gekleidet, vorführten. Sie war sonst eine Wäscherin gewesen. Sixtus kam, betrachtete die Dame vom Kopf bis zu den Füßen, sagte aber am Ende, er habe keine Schwester, welche dieser Dame gleich sehe, sondern eine, welche eine Wäscherin sei. Hiermit kehrte er ihr den Rücken. Bald darauf wurde sie ihm in ihrer einfachen Kleidung vorgestellt. Da umarmte er sie als seine rechte Schwester und ernannte sie bald zu einer Fürstin. Er schämte sich also nicht seines niedrigen Herkommens und seiner armen Schwester, wie es die Stolzen thun.

Stolz auf eigene Kraft und Tugend wird zu Schanden.

Als ein Altvater in Scithi schwer erkrankte, bedienten ihn die Brüder. Da er aber sah, wie sie sich bemühten, konnte sein Stolz es nicht ertragen und beschloß, nach Aegypten zu gehen, um sie von der Last zu befreien und um nicht danken zu müssen. Der Abt Moyses redete ihm zu, hier zu bleiben; denn, sagte er, wenn du gehst, wirst du in die Sünde der Unzucht fallen. Jener aber sagte im stolzen Selbstvertrauen: Wie, mein Leib ist ganz abgestorben und du sagst mir so Etwas? Er ging nach Aegypten. Die Nachbarn brachten ihm viele Dinge; auch eine Jungfrau bot dem Kranken ihre Dienste an. Nach einiger Zeit, als er sich wieder besser befand, verfehlte er sich mit ihr und sie empfing. Niemand wollte es dem Mädchen glauben; er aber bekannte sich als Vater. Nachdem das Kind entwöhnt war, trug er es in sein Kloster nach Scithi und trat in die Kirche vor die Versammlung der Brüder. Alle weinten bei seinem Anblicke; er aber sprach zu ihnen: Sehet ihr dieses Kind? Es ist der Sohn meines stolzen Selbstvertrauens und meines Ungehorsams. Hütet euch, meine Brüder! da ich in so hohem Alter noch Solches verübte und betet für mich! Das Kind blieb im Kloster, er aber kehrte in seine Zelle und zu seiner vorigen Lebensweise zurück.

Der Stolz will nicht eingestehen, gefehlt zu haben.

Zwei fromme Weltleute verabredeten sich, in's Kloster zu gehen und wurden Mönche. Da sie aber mehr blinden Eifer, als Wissenschaft besaßen, befolgten sie das Wort des Evangeliums buchstäblich und entmannten sich um des Himmelreiches willen. Als der Erzbischof dieses hörte, that er sie in den Kirchenbann; sie aber, in der Meinung, sie hätten recht gethan, wurden darüber sehr unwillig und klagten beim Erzbischof von Jerusalem. Dieser sprach zu ihnen: Auch ich exkommunizire euch. Auf's Neue darüber erzürnt, gingen sie zum Erzbischof von Antiochia und erzählten ihm, was ihnen begegnet war; aber auch dieser that sie in den Bann. Nun sprachen sie: Wir wollen jetzt nach Rom zum Papste gehen, dieser wird uns Recht schaffen. Sie gingen und berichteten dem Papste, was ihnen die Bischöfe angethan hatten. Der Papst sprach: Auch ich thue euch in den Bann und schließe euch von der Kirche aus. Nun, von Allen verstoßen, verloren sie den Muth und sagten zu einander:

Jene Bischöfe haben sich miteinander gegen uns verabredet, da sie auf den Kirchenversammlungen zusammen kommen; wir aber wollen jetzt zu dem heiligen Mann Gottes, dem Bischof Epiphanius von Cyrus gehen, welcher ein Prophet ist und nicht auf die Person sieht. Als sie sich dieser Stadt näherten, erhielt Epiphanius ihretwegen eine Offenbarung; er schickte ihnen daher Boten entgegen und ließ ihnen sagen, sie sollten es nicht wagen, die Stadt zu betreten. Hierauf gingen sie in sich und bekannten: Wahrhaftig, wir sind schuldig; was wollen wir uns selbst rechtfertigen? Gesetzt auch, Jene hätten uns unrechtmäßiger Weise exkommunizirt, hätte es wohl dieser Prophet gethan? Gott selbst hat ihm unsere Schuld geoffenbart. Sie klagten sich also selbst über ihr Verbrechen an, das sie begangen hatten. Gott sah ihre Reue und entdeckte sie dem Bischof Epiphanius; dieser ließ sie vor sich führen, tröstete sie und nahm sie wieder in die kirchliche Gemeinschaft auf. Auch schrieb er an ihren Bischof und zeigte ihm ihre Buße, damit auch er sie wieder vom Banne freispreche. Der Stolz will nicht gestehen, gefehlt zu haben.

Der Stolz muß sich auf Demüthigungen gefaßt machen.

Der König von Hannover, der Vater des gegenwärtig in Hitzing residirenden Königs Georg, vermählte sich in zweiter Ehe mit der Fürstin Solms und zeugte einen Sohn. Vor langen Jahren kam dieser Prinz Solms, damals noch ein junger Offizier in österreichischen Diensten, nach Pest und stellte sich der Gemahlin des damaligen Kommandanten von Pest, der Baronin L., einer außerordentlich hochmüthigen Dame, einfach als Lieutenant Solms vor. Solms? Solms? sprach die Dame in einem höchst hoffärtigen Tone und maß den Lieutenant mit geringschätzigen Blicken. Solms? Woher? — Aus Hannover, Exzellenz. — Haben Sie noch Aeltern? — Nur noch eine Mutter, Exzellenz. — Wo lebt sie, auch in Hannover? — Ja wohl, Exzellenz! — Was ist sie dort? — Königin, Exzellenz! — Nun zog die Baronin, die für den ersten Augenblick ganz verdutzt war, ganz andere Saiten auf und behandelte den Prinzen mit allen seinem hohen Range zukommenden Ehren. Solms selbst lachte noch lange Zeit darnach über dieses demüthigende Begegniß mit der hochmüthigen Frau Kommandantin.

Strafe.

Die zeitlichen Strafen gleichen einer Schuld auf Wechsel, der im Tode fällig ist.

Die zeitlichen Strafen, die wir für unsere Sünden verdient haben, gleichen einer Wechselschuld. Wechsel müssen am bestimmten Tage bezahlt werden; wo nicht, so kann der Gläubiger in Kraft des Wechselrechtes alle seine Habe, Haus, Vieh, Getreide, Waaren pfänden und verkaufen und wenn es nicht hinreicht, den Schuldner arretiren lassen. So macht es Gott; Er ist der Gläubiger, die zeitliche Strafe ist die Schuld, der Wechsel lautet auf den Sterbetag. Ist dieser Zahlungstermin vorüber, und du hast deine zeitlichen Strafen weder durch Geduld in Leiden, noch durch Bußwerke und Ablässe

getilgt: dann pfändet Gott die Verdienste deiner Tugenden und guten Werke und den Himmel, Er arretirt dich im Fegefeuer so lange, bis die Schuld abgetragen ist; dann setzt Er dich in Freiheit und läßt dich in den Himmel ein.

Wodurch man sich versündigt, dadurch straft uns Gott.

Heinrich VI., deutscher Kaiser, hatte Konstantia zur Gemahlin, welche ihm Sizilien als Brautschatz mitbrachte. Die Sizilianer wollten aber keinen Deutschen zum König haben und huldigten einem gewissen Tankred. Nach vier Jahren starb dieser und nun bekam Heinrich Sizilien und Apulien ohne viele Mühe in seine Gewalt. Durch Schrecken wollte er seine Herrschaft befestigen. Den Anverwandten seiner Gemahlin aus der königlichen Familie ließ er die Augen ausstechen, oder sie in Klöster stecken; die übrigen Anhänger wurden gehängt oder sonst gemartert. Ein Graf wurde erst durch die Straßen geschleift und dann bei den Beinen aufgehängt. Ein Anderer, der sich zum König hatte ausrufen lassen, wurde auf einen glühenden Thron gesetzt und mit einer glühenden Krone gekrönt. Da er sich an der königlichen Familie so schwer versündigte, so ließ es Gott zu, daß er durch ein Glied derselben gestraft wurde; seine Gemahlin konnte die Grausamkeit nicht länger ansehen, sie gab ihrem Manne Gift und Heinrich starb, erst dreiunddreißig Jahre alt. Deutsche und Italiener freuten sich darüber; denn wer konnte einen solchen Despoten lieben?

Gott drohet zeitliche Strafen, um uns vom Bösen abzuschrecken.

Gott macht's mit zeitlichen Strafen, wie die Aeltern mit der Ruthe; sind die Kinder gut und brav, so liegt die Ruthe auf dem Schranke; sind sie unfolgsam und ungezogen, wird mit der Ruthe gedroht und dieselbe auf den Tisch gelegt; folgen sie noch nicht, so wird damit gezüchtiget.

Die Strafen der Schule sollen die Aeltern nie tadeln.

Friedrich Hurter erzählt, sein Lehrer habe ihn eines Tages mit dem ledernen Rücken des Neuen Testamentes über den Backen geschlagen; weil er sich in Etwas nicht gebührlich betragen hatte. Der in der Aufwallung geführte Schlag schmerzte; er schrie und rief: Das werde ich meinem Vater klagen. Auf dieses Wort kam ein zweiter noch derberer Schlag mit demselben Instrumente und zugleich wurde die Thüre geöffnet mit den Worten: Jetzt kannst du gehen und es berichten. Der Schmerz trieb ihn wirklich von dannen und obwohl er bis an's älterliche Haus nur ein paar hundert Schritte zu gehen hatte, war doch der Backen hoch angeschwollen. Er rechnete darauf, Mitleid zu finden. Als er seine Klage schluchzend vorgebracht hatte, ward ihm der kurze Bescheid: Wenn du es dießmal nicht verdient hast, so hast du es gewiß ein anderesmal verdient; du magst dich nur wieder in die Schule zurückbegeben. Selbst bei seiner Mutter fand er den gehofften Trost nicht. Hurter fügte hinzu: Damals empfand ich allerdings doppelten Schmerz. Jetzt sind beide versauft und wenn

20*

ich auch den Lehrer nicht rechtfertigen kann, so muß ich doch meinem Vater Beifall geben. Wenn die Auktorität der Aeltern und Lehrer vernichtet wird und der heranwachsende Knabe somit kein höheres Ansehen anerkennen muß, vor dem er sich zu beugen hat, dann wird er bei reiferen Jahren noch weniger eine Auktorität anerkennen, als seinen bloßen Willen. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn Unfügsamkeit, Trotz und Uebermuth, die wirksamsten Faktoren der Zerstörung, immer bedenklicher in die gesellschaftliche Ordnung hinwirken. K. v. Raumer erzählt in seiner Erziehungsgeschichte, daß sein Vater einmal die Art des Lehrers, die Federn zu schneiden, in des Knaben Gegenwart getadelt habe. Dieser geringfügige Tadel machte mich zum erstenmale zweifelhaft an des Lehrers Vollkommenheit. Möchten doch alle Aeltern erwägen, welche Wirkung ihre Urtheile über die Lehrer vor den Kindern haben. Ihre Schmähungen gegen Vorgesetzte sind wahre Faustschläge, mit denen sie ein Bild zertrümmern, welches Glaube und Liebe malten, mit denen sie aber nur allzubald die eigene Brust treffen.

Ein Lehrer in Rudig hatte sein eigenes Haus und ließ einen Schuhmacher in seiner Schulwohnung logiren. Ueber Mittag zog er den Schlüssel zum Schulzimmer ab, den dann zur rechten Zeit Schulknaben abholten, um vor der Ankunft des Lehrers zu lernen und zu wiederholen. Eines Tages kam des Doktors Knabe lange vor der bestimmten Zeit mit noch anderen und verlangte den Schlüssel. Aufgebracht hierüber sagte der Lehrer, der noch beim Essen saß, zu des Doktors Knaben: Du bist ja wie der Luzifer! Luzifer, Luzifer, du bist der Luzifer! spotteten die andern Kinder. Der Knabe lief nach Hause und meldete dieß seinem Vater. Dieser nahm den Ortsvorsteher, den Pfarrer und Schulaufseher mit sich und begab sich mit ihnen in die Schule vor versammelter Schuljugend. Hier fuhren nun Alle auf den Lehrer ein, beschimpften ihn und Einer gab demselben einen Backenstreich. Nicht genug an dem, man nahm den Lehrer mit auf die Kanzlei und drang in ihn, daß er sich zu Protokoll schuldig erkenne und erkläre, resigniren zu wollen. Der arme mißhandelte Lehrer wurde vor Aufregung krank und schrieb an den Herrn Schuldriftriktsaufseher, daß er die Schule resignire und auch das Leben. Der Herr Vikar und Schuldistriktsaufseher fertigte augenblicklich einen Boten an den Lehrer ab, um ihn zu beruhigen und seines Schutzes zu versichern. Leider kam der Bote zu spät; denn der Lehrer hatte sich bereits entleibt. Wenn schon gebildete Menschen so handeln, was soll man von Ungebildeten erwarten? Der Lehrer sagte: Ich kann nicht mehr ohne Schamröthe vor meinen Kindern erscheinen, ich bin beschimpft, entehrt, was kann ich wirken? Gekränktes Ehrgefühl trieb ihn zum Selbstmord. Das Wort Luzifer war doch gewiß kein so großer Schimpf für einen Schulknaben, um eine solche, alle Achtung bei den Kindern zerstörende Behandlung zu rechtfertigen.

Strafe der Heiligen wegen Ungehorsam.

Eine Stimme von Gott befahl der heiligen Hildegard, Alles, was sie sehe und höre, niederzuschreiben. Sie zögerte aus weiblicher Geschämigkeit und

Furcht vor dem Urtheile der Menschen, und wurde dann von einer heftigen Krankheit niedergeworfen, so lange, bis sie ihrem Beichtvater sich entdeckte; wo dann, als dieser ihr Gehorsam räth und sie zu schreiben angefangen, Kräfte und Gesundheit wiederkehren. Da ihr Kloster die Schwestern nicht mehr fassen konnte, wurde ihr von Gott der Rupertsberg bei Bingen gezeigt und geboten, mit ihnen dahin auszuwandern. Da sie aber auch hier vor den Schwierigkeiten und dem Widerspruche der Menschen erschrack, wurde die Geißel der Krankheit abermal über sie geschwungen; das Augenlicht erlosch und solche Schwere überfiel ihre Glieder, daß sie sich nicht aufrecht zu erhalten vermochte und in großen Schmerzen niederlag, so lange, bis sie den verschwiegenen Namen des neuen Aufenthaltes genannt, worauf sie ihr Gesicht wieder erhielt. Engel erschienen und redeten ihr zu, Gottes Geheiß auszuführen. Nun entschloß sie sich, jetzt kehrten ihre Kräfte wieder und sie gewann die leibliche Gesundheit; es fügte sich auch Alles mit der Auswanderung.

Die Strafen der Menschen sind Mahnungen Gottes zur Bekehrung.

Voltaire ward zu den Jesuiten in die Schule geschickt. Diese durchschauten früh seinen Charakter und weissagten, daß er das Haupt der Freigeister werden würde. Als er zwanzig Jahre alt war, griff seine zügellose Feder bald Alles wüthend an, die Regierung, die Religion, die guten Sitten, die Ehre von vielen Privatpersonen; er trat selbstgefällig und keck auf und fand Leser unter allen Ständen. Aber eben seine bittere Galle, seine Unfläthereí und sein Haß gegen Religion und Thron zogen ihm viele Verdrießlichkeiten zu. Dreimal ward er in die Bastille gesetzt, wiederholt aus Paris verbannt, indem der Büttel öffentlich seine Schriften verbrennen mußte und oft wurde er noch von Privatpersonen derb gezüchtiget. Ein Herr, auf den er eine Spottschrift verfaßt hatte, ließ ihn auf der Straße so durchbläuen, daß der Witzling halb todt liegen blieb. Ein Anderer holte ihn mit geladenem Pistol in seine Wohnung, ließ ihm einen Strick um den Hals legen und schon sollte er hangen, als sein Heulen Mitleid erregte und er mit einigen hundert Peitschenhieben zur Thüre hinausgeworfen wurde. In einem andern Hause wollte man ihn mit Händen und Füßen an einen Tisch nageln und nur fünfzig Louisdor retteten ihn. Eine vornehme beleidigte Dame schickte ihm eine fremde Equipage mit der Einladung, ein gewisser vornehmer Fremde wünsche mit ihm zu sprechen. Voltaire stieg fröhlich ein; in einer abgelegenen Gasse kamen aber zwei Bediente mit gespanntem Pistol auf ihn zu, verbanden ihm die Augen, und brachten ihn weiter. In dem Hause der Dame wurden ihm Ketten angelegt und ein finsterer Keller nahm ihn auf. Abends acht Uhr traten einige handfeste Leute ein, applizirten ihm eine Tracht Schläge und reichten ihm dann ein Stück Brod und einen Krug mit Wasser, seine hitzige Muse etwas abzukühlen. Acht Tage lang wurde diese Operation wiederholt und der berühmte Voltaire dann Nachts gebunden vor dem italienischen Kaffeehause ausgesetzt. Diese menschlichen Strafen geschahen ihm auf Fügung Gottes zu seiner Bekehrung; leider fruchteten sie nichts.

Die Strafe Gottes richtet sich nach der Sünde.

Die heilige Edeltrud bekam eine Geschwulst und heftigen Schmerz am Halse. Sie dankte Gott dafür, ja sie hatte gleichsam eine besondere Freude an ihrem Halsübel, indem sie zu sagen pflegte: Ich weiß ganz gewiß, daß ich verdientermaßen die Beschwerden der Krankheit am Halse trage, weil ich denselben als junges Mädchen mit überflüßigen Halsketten geziert habe. Das jugendliche Alter hat mich dazu verführt, meinen Hals mit Schmuck zu behängen; darum sage ich der göttlichen Gnade Lob und Dank, daß nun da Schmerz hervorgeht, wo ich eitlen Schimmer anzubringen pflegte. Und ich glaube, daß mich die höchste Güte darum mit Halsweh beschweren wollte, damit die Schuld meiner Eitelkeit gesühnt werde, indem mir nun statt Gold und Edelsteinen Geschwulst und Entzündung am Halse hängt.

Die christliche Liebe strafet auf eine feine Art.

Es machten sich einmal einige Mönche auf, verließen ihr Kloster und besuchten die Einsiedler in der Wüste. Als sie zu einem alten Einsiedler gekommen waren, nahm er sie mit großer Freude auf und setzte ihnen, wie es gebräuchlich war, etwas Speise auf. Da er sah, daß sie von der Reise ermüdet seien, reichte er ihnen schon vor der Non — drei Uhr Nachmittags — Erfrischungen und gab ihnen allen Vorrath, den er in seiner Zelle besaß, zu essen. Der Einsiedler, welcher an einem abgesonderten Platze ruhte, hörte sie miteinander reden, wie sie sagten: Diese Einsiedler essen mehr und besser, als wir im Kloster. Er aber schwieg dazu. Am Morgen besuchten die Mönche einen andern Einsiedler in der Nähe. Beim Scheiden sagte der Altvater zu ihnen: Grüßet mir ihn und saget ihm, er solle das Gemüse nicht zu sehr begießen. Sie richteten ihren Auftrag aus und der Einsiedler verstand sogleich, was Jener wollte. Er nahm daher die Mönche auf und beschäftigte sie mit Korbflechten bis Abends zur Lichtzeit, dann betete er mit ihnen die Psalmen und andere Gebete und sprach: Wir sind es zwar nicht gewohnt, täglich zu essen; allein wegen euch muß ich heute eine Ausnahme machen. Hierauf setzte er ihnen trockenes Brod und Salz vor, mit den Worten: Wegen euch will ich etwas mehr zum Abendessen geben, und brachte noch etwas Essig und Oel. Dann betete er mit ihnen bis zum Anbruch des Tages und sprach: Euertwegen kann ich den Psalter nicht ausbeten; ruhet daher ein wenig, weil ihr von der Reise müde seid. Des andern Morgens wollten sich die Mönche zeitlich beurlauben; der Einsiedler ließ sie aber nicht fort und bat sie, wenigstens drei Tage bei ihm zu bleiben. Da entflohen die Mönche heimlich bei der Nacht. So weiß die christliche Liebe fein und handgreiflich zu strafen für das lieblose Urtheil.

Streit.

Streit soll man vermeiden selbst mit einem Opfer.

Die Römer und Albaner standen einander in Schlachtordnung gegenüber und eben sollte das blutige Treffen beginnen, als der albanische Feldherr Fuffe-

tius den römischen König zu einer Unterredung einladen ließ. Beide Anführer kamen zusammen und der Albaner sprach: Wir können es uns nicht verbergen, o König, daß diese beiden Heere hier zusammengeführt sind aus einer langen Eifersucht, um zu entscheiden, welche von beiden Städten, Alba oder Rom, die Herrscherin der andern sein solle. Darum laß uns nicht in langen Gliedern verwandtes Blut vergießen, ein unpartheiischer Zweikampf einzelner Männer aus deinem und meinem Heere mag es auf ewig entscheiden, wer dem andern unterworfen sein soll. Gehorsam wollen wir uns vor Roms Uebermacht beugen, wenn euere Kämpfer siegen. Versprecht ihr uns das Nämliche, so nehmet den Vorschlag an und schonet des Menschenbluts. Das gefiel dem Tullus und Beide gingen auseinander, um jeder aus seinem Heere die Tapfersten auszusuchen. So sollen es Alle machen, die einen Streit haben.

Streit soll man selbst mit einem Opfer vermeiden.

Als im Jahre 912 das deutsche Reich erledigt war, wählten Einige den Frankenherzog Conrad, einen würdigen Mann; Andere den Sachsenherzog Heinrich. Es entstand Krieg zwischen Beiden. Konrad wurde schwer verwundet. Sterbend ließ er seinen Bruder Eberhard nach Limburg an der Lahn zu sich kommen und sprach zu ihm in Gegenwart vieler Fürsten: Lieber Bruder! ich werde nun bald sterben; laß dir also dein und deiner Franken Wohl empfohlen sein. Wir sind im Stande, Heere zu stellen; wir haben Städte und Waffenvorrath, wir haben Alles, was zum königlichen Glanze gehört; aber — Glück haben wir nicht, das besitzt Heinrich im vollen Maaße, auf den Sachsen allein ruhet des Reiches Wohlfahrt. Nimm daher diese kaiserlichen Kleinodien, Kleider und Lanze, Schwert und Krone der alten Kaiser — geh' mit ihnen zu Heinrich und melde demselben, daß ich ihn euch zum Nachfolger empfohlen habe. Mache ihn dir zum Freunde auf immer. So wußte ein Deutscher die Verdienste seines Feindes zu würdigen und alle Anwesenden waren gerührt. Kaum hatte Konrad die Augen geschlossen, da begab sich Bruder Eberhard, seiner selbst vergessend, mit den Reichsinsignien wirklich zu Heinrich und überreichte ihm, der nicht wenig staunte, Alles treu.

Wie man dem Streite ausweichen soll.

Ein Altvater sprach zu seinem Schüler: Wenn Jemand von der heiligen Schrift oder von was immer für einer Sache spricht, so laß dich mit ihm in keinen Streit ein; sondern, wenn er recht redet, so stimme ihm bei; spricht er aber nicht recht, so sag ihm: Du wirst wohl wissen, was du redest. Beobachtest du dieses, so wirst du die Demuth bewahren und jeder Feindschaft ausweichen. streitest du aber mit ihm und willst deine Meinung vertheidigen, so gibt es Aergernisse. So lange du aus was immer für einem Grunde dich nicht vor dem Streite in Acht nimmst, wirst du auch auf keine Weise Frieden haben.

Strenge.

Die Heiligen waren sehr strenge gegen ihren Leib.

Der heilige Franz von Assisi hielt seine Sinne in so strenger Zucht, daß er kaum das Nöthigste zu sich nahm; denn sagte er, es ist sehr schwer, dem Leibe zu geben, wessen er bedarf, ohne der Sinnlichkeit unterthan zu werden. Deßhalb nahm er an gesundem Tage kaum oder selten gekochte Speisen und genoß er solche, so mischte er sie mit Asche und machte sie unschmackhaft. Er trank kaum Wasser genug, wenn er vor Durst brannte. Er erfand immer neue Weisen des Abbruches, um die Lust des Fleisches zu züchtigen. Sein Bett war häufig die nackte Erde, ein Holz oder Stein unter seinem Haupte. Mit einem einzigen dünnen Rock bedeckt, diente er in Blöße und Frost dem Herrn. Ging er aber unter die Menschen, so richtete er sich in der Speise nach Denjenigen, die ihn aufnahmen, da er zu Hause auf's strengste enthaltsam war. Streng gegen sich, mild gegen den Nächsten, gab er sowohl im Abbruch, als auch im Essen ein Beispiel der Erbauung.

Allzugroße Strenge schadet.

Simon Rodriguez leitete die Jesuitenkollegien als Provinzial Portugals. Da er sehr gütig war, sah er mehr auf die Hauptsache und so ging bei den jungen Jesuiten allmählig die Disziplin verloren. Der heilige Ignatius mußte ihn entfernen. Statt seiner übergab er die Leitung dem Pater Mironius, einem hellsehenden, pünktlichen, festen Manne, von einer etwas strengen Tugend und ganz dazu geeignet, die verlorne Zucht in kurzer Zeit wieder herzustellen, wenn er mehr auf die menschliche Schwachheit Rücksicht zu nehmen gewußt hätte. Da er von der geistlichen Vollkommenheit gar hohe Begriffe hatte und vor allen anderen von jener der Jesuiten, so wollte er, daß seine Untergebenen alle vollkommene Menschen wären, ohne darauf zu achten, daß die Praxis nicht immer mit der Theorie übereinstimmt und daß man oftmals eine Sache nicht so einrichten darf, wie es am besten wäre, sondern wie man sie nur einrichten kann. Eine so strenge und jener des Pater Rodriguez entgegengesetzte Führung, welche letztere man noch beständig vor Augen hatte, empörte alsbald alle Gemüther. Da überdieß Mironius, von Natur thätig und unruhig, Alles mit eigenen Augen sehen und fast Alles selbst thun wollte, so beklagten sich die Beamten des Hauses, daß man ihnen kein Zutrauen schenke und vernachläßigten alsbald ihre Aemter. Mironius setzte den heiligen Ignatius hievon in Kenntniß und da auch die Uebrigen sich bei ihm über den Provinzial beschwerten, so war Ignatius genöthigt, selbst nach Portugal zu gehen, um die Ordnung persönlich wieder herzustellen.

Student.

Fromme Studenten lernen besser.

Petrus von Alkantara gewöhnte sich, alle seine Pflichten mit möglichster Treue zu erfüllen. Er widmete sich den Wissenschaften und verband damit einen erbaulichen Andachtseifer, wobei er sich durch die glänzendsten Fortschritte

auszeichnete. Nachdem er die philosophischen Studien zu Alkantara vollendet hatte, begab er sich auf die hohe Schule nach Salamanca, um das geistliche Recht zu studiren, wo er zwei Jahre mit unermüdetem Fleiße sowohl in den Wissenschaften, als im Streben nach christlicher Vollkommenheit in allen Tugenden zubrachte und alle freien Stunden, die Andere zu Vergnügungen verwenden, der Andacht oder dem Besuche der Kranken in den Spitälern widmete. Als ein gründlich gelehrter Jüngling kam Petrus ganz unverdorben von der hohen Schule nach Hause. Dasselbe war beim heiligen Cajetan vereint, Frömmigkeit und Fortschritt in den Wissenschaften, so daß er Doktor der Theologie und des Kirchenrechtes wurde. Den heutigen Studenten scheint die Frömmigkeit nicht mehr nöthig zu sein.

Sünde.

Die Sünde ist etwas Abscheuliches in Gottes Augen.

Die Sünde ist etwas Abscheuliches und Stinkendes in Gottes Augen und gleichet dem stinkenden Safte, den der Stunk von sich spritzt und der Menschen und Thieren den Athem nimmt. Gleich wie aber dieses Thier, welches die stinkende Feuchtigkeit erzeugt, den Gestank selbst nicht riecht, so fühlen auch Sünder das Abscheuliche ihres sündhaften Lebens nicht, bis sie Gott erleuchtet.

Die Sünde macht furchtsam.

3. Mos. 26, 14 verkündet Gott den Juden: Wenn ihr mich aber nicht höret und nicht thut alle meine Gebote, so will ich entgegen Solches euch thun. Ich will mein Angesicht wider euch setzen und ihr werdet stürzen vor eueren Feinden und denen unterliegen, die euch hassen; ihr werdet fliehen, wenn Niemand euch jaget. Die Sünde benimmt den Muth, macht schüchtern, furchtsam, befangen. Dem Sünder geht es wie dem Tiger. Er ist stärker als der Löwe, vor welchem Thiere sollte er sich fürchten? Er ist auch sehr kühn. Aber, als ob er fühlte, er sei wegen seiner Grausamkeit mit Recht verhaßt, erschreckt ihn leicht jede unerwartete Erscheinung. Eine Gesellschaft in Bengalen saß an einem Flusse, als ein Tiger heranschlich, den Niemand bemerkte, als ein Frauenzimmer; in der Angst hob sie unwillkührlich ihren Sonnenschirm gegen ihn auf und der Tiger lief davon. Ein russischer Trompeter im Kriege gegen Persien war eingeschlafen und erwachte in dem Augenblicke, als ein Tiger auf ihn stürzen wollte; er in der Angst stieß in die Trompete und der Tiger lief davon. Gerade so furchtsam ist der Mensch in der Todsünde. Die Sünder haben keinen Frieden, sagt die Schrift.

Die läßliche Sünde tödtet zwar nicht, hat aber dennoch böse Folgen.

Die läßliche Sünde zieht zwar nicht die ewige Verdammniß nach sich, aber sie kann doch schlimme Folgen haben für dieses Leben und strenge Strafen Gottes nach sich ziehen; auch verursacht sie in der Seele eine gewisse Lähmung, legt eine Krankheitsanlage in sie und oft wiederholt, kann sie auch tödtlich werden, weil sie endlich zur Todsünde führt. Die läßliche Sünde gleichet in

ihren Wirkungen den Giften der Bienen, Tarantel, der Nattern und Vipern, welche zwar nicht tödten, aber doch Geschwulst, Lähmung der Glieder und bei Hunden die Wuth erzeugt. So macht es die läßliche Sünde nach Verhältniß ihrer Schwere.

Läßliche Sünden können tödtliche Folgen haben.

Es hat Mancher durch eine kleine Nachlässigkeit in seiner Pflicht, durch eine Unterlassung des Abend- und Morgengebetes, durch einen Besuch gefährlicher Menschen seine Seele in schwere Sünden gestürzt, wie es dem Judas, dem Tertullian gegangen, welcher seine Strenge gegen die Gefallenen übertrieb und zu einer Sekte überging. Es geht ihnen wie manchen Schiffern, welche sich unvorsichtig über Bord legten, in's Meer hinabsahen, denen ein Haifisch den Kopf abbiß; denn er hat sechs Reihen scharfe Zähne in seinem Rachen und kann bis zwanzig Fuß in die Luft springen.

Läßliche Sünden schwächen die Seele.

Kleine Sünden schwächen die Seele; sie gleichen den Schiffhaltern, einer Art Saugfischen, welche, wenn sie sich in großer Anzahl an's Schiff ansaugen, es in seinem Laufe bedeutend schwächen, so daß es nur langsam vorwärts kommt. Ja, eine läßliche Sünde oft begangen, kann den Grad der Todsünde erreichen, wie die kleinen Diebstähle und Betrügereien, wenn sie einen größeren Betrag ausmachen. Die größeren Wasserkäfer saugen sich unter den Flossen der Fische fest und ihrer viele können den Fisch tödten.

Um die Sünde zu meiden, ist Nichts besser, als öfteres Beichten.

Aus der Erbsünde entspringen sinnliche Neigungen, Hang zum Bösen, böse Begierden und Leidenschaften. Die Erbsünde in ihren Wirkungen gleichet dem Geziefer der Wanze, von welcher die Menschen geplagt werden. Sie können sechs Jahre hungern, sind dann ganz weiß, wie eine Hülse, leben aber doch. Nur Reinlichkeit kann sie einigermaßen vertilgen; aber sie aus einem Hause, wo sie sich eingenistet, ganz vertreiben, ist nicht möglich. So ist es mit der Sünde. Wer seine Seele nicht rein hält und öfters säubert durch reumüthige Beichte, wird von mancherlei Gedanken und Begierden zu gleicher Zeit angefochten. Auch heilige Menschen können die Sinnlichkeit nicht ganz so schwächen, daß sie sich niemals äußere; selbst in Greisen regen sich noch die Gelüste des Fleisches, viele heilige Personen sind noch am Sterbebette in eine Sünde gefallen. Daher bleibt nichts übrig, als bis an's Ende wachsam und nüchtern sein und die Seele durch öftere Gewissenserforschung und reumüthige Beichte zu reinigen.

Man soll die läßlichen Sünden sorgfältig meiden.

Die läßliche Sünde gleichet der Blattlaus. Sie vermehren sich schnell, saugen den Gewächsen den Saft aus, z. B. dem Hopfen; die Pflanze siechet und geht wohl auch ein; selbst ihr Auswurf ist für sie verderblich, es ist der Mehlthau. Die Blattläuse sind nicht auszurotten; im Frühlinge gebären sie

lebendige Junge, im Herbste legen sie Eier, in denen das Junge ausgebildet ist; sie erfrieren durchaus nicht. Sie sind ein Bild der läßlichen Sünde in ihrem Entstehen; wir begehen sie theils wissentlich und mit Bedacht, gleichsam wie lebendige Junge, theils unwissentlich und aus Schwachheit. Läßliche Sünden sind nicht zu vermeiden. Sie tödten die Seele nicht, rauben ihr nicht die Gnade Gottes, schwächen aber die Gnade, der Mensch wird matt und träge zum Guten, er unterläßt viel Gutes, thut weniger gute Werke; die Seele neiget zur Vergessenheit Gottes und sie bahnen zur Todsünde an, sodann ziehen sie auch zeitliche Strafen nach sich, welche die Zufriedenheit und Freude rauben. Was hat nicht eine kleine Liebschaft, eine Lustbarkeit, Eitelkeit, ein übereilter Zorn für Folgen hervorgebracht? Daher müssen wir die läßlichen Sünden sorgfältig meiden.

Läßliche Sünden schwächen die Gnade.

Die läßliche Sünde tödtet zwar nicht die Seele, sie entzieht nicht alle Gnade, aber sie entzieht doch viele Gnaden. Die läßliche Sünde gleichet dem Spulwurm, der sich in den Gedärmen der Menschen und Thiere aufhält, und der, wenn er sich vermehrt, die Verdauung hindert, Erbrechen, Schwäche, Ohnmachten, die englische Krankheit oder Schwindsucht verursacht; die läßliche Sünde gleichet dem Wasserfadenwurm, welcher sich in manchen Brunnen aufhält, mit Leichtigkeit die Thonerde durchbohrt, wodurch das Wasser abfließt, weßhalb sie nicht gut Wasser halten. So hemmen die läßlichen Sünden den Zufluß der Gnade.

Sünden der Gewohnheit locken noch lange nach der Bekehrung.

Gewohnheitssünden reizen noch lange nach der Bekehrung; so das Laster der Unzucht, der Selbstbefleckung, Trunk, Spiel, Fluchen u. dgl. Die Gewohnheitssünde gleichet dem Blutegel, der Menschen und Thieren das Blut aussaugt. Reißt man ihn ab, so saugt er um so länger; selbst die Wunde blutet noch lange. So dauert der Reiz und die Versuchung noch lange fort, nachdem man die Gewohnheitssünde durch eine ernste Bekehrung bereits abgelegt hat.

Auch läßliche Sünden muß man meiden.

Läßliche Sünden schwächen die Seele im Guten und bereiten sie vor zu schweren Sünden; sie gleichen den Moosen, welche sich an die Obstbäume ansetzen und welche der vorsichtige Landmann abschabt, weil sie die Säfte des Baumes aussaugen, der dann an der Abzehrung stirbt.

Kennzeichen der Todsünde.

Alle Sünden, welche die Gerechtigkeit und Liebe nicht nur verletzen, sondern auslöschen, sind Todsünden; denn Gerechtigkeit und christliche Liebe ist das Leben der Seele; sie gleichen den Schwefeldämpfen und Stickgasen, welche in Schachten das Licht auslöschen und starke Flammen ersticken; wenn Rauchfänge brennend werden, darf man nur unten Schwefel anzünden. Was das Feuer

löscht, tödtet auch das körperliche Leben, und was die Liebe und Gerechtigkeit vernichtet, tödtet auch die Seele.

Die schöne lockende Außenseite der Sünde ist Täuschung.

Die Sünde bietet sich uns in keiner abschreckenden, sondern in lieblicher, lockender, angenehmer Gestalt dar; sonst würden wir uns vor ihr besser in Acht nehmen. Die christliche Klugheit rathet uns also, die Ueberzeugung fest zu halten, daß ihre Reize und Lockungen Täuschung sind und daß der Tod der Seele dahinter steckt; so beim Diebstahl und Unrecht, bei Unzucht und Ehebruch, bei Trunk, Rache, Haß, Hazardspiel. Das Schöne der Sünde gleichet dem Fliegenschwamme mit seinem rothen Ueberzuge und seinen weißen Punkten, die wie Zucker aussehen und worauf die Fliegen begierig gehen; aber eben diese weißen Punkte auf rothem Grunde sind Gift und Tod für sie.

Die Sünde setzt eine Scheidewand zwischen Gott und uns.

Die Sonne ist die Quelle des Lichts und der Wärme für die Bewohner der Erde und des Mondes. Manchmal tritt der Mond zwischen Sonne und Erde, manchmal die Erde zwischen Sonne und Mond; in solchen Fällen wird das Licht der Sonne verdeckt. So setzt auch die Sünde eine Scheidewand zwischen Gott und uns und verhindert den Zufluß seiner Gnaden; daher entsteht in uns Finsterniß des Geistes, Kälte und Gleichgiltigkeit gegen Gott, den Nächsten und das Gute.

Auch kleine Sünden machen uns vor Gott mißfällig.

Was ist lieblicher, als Honig und Wein; fällt aber nur eine Mücke, Fliege, oder Spinne, oder ein Würmchen hinein, so empfinden wir einen Eckel, wir mögen nicht mehr davon genießen. So ist es mit der Seele des Menschen. Gott hat an ihr das größte Wohlgefallen, so lange sie rein und unbefleckt und mithin sein Ebenbild ist; befleckt sich aber der Mensch nur mit einer geringen Sünde, so mindert sich das Wohlgefallen Gottes. St. Chrysost.

Die läßliche Sünde gibt dem Teufel einen Berührungspunkt zur Versuchung.

Je mehr der Mensch läßliche Sünden begeht und je freiwilliger die Neigung dazu, desto mehr Berührungspunkte findet der Teufel zu Versuchungen. Bestreicht man zwei Platten mit Fett oder Kitt, so hängen sie zusammen, und um so enger und unzertrennlicher, je zahlreicher die Berührungspunkte sind.

Eine Sünde erzeugt die andere und führt zuletzt zur Verzweiflung.

Ein Bauer ergab sich dem Trunke; nebstdem hielt er's mit einer andern Person; dadurch kam er in Schulden. Einst, als er schon nicht mehr Geld aufzutreiben wußte, sollte er sechzig Gulden Münze Steuer zahlen. Mit Noth bekam er's zu borgen. Zum Unglück kehrte er mit dem Gelde in ein Wirthshaus ein und betrank sich; den Betrunkenen forderte man zum Spielen auf, er

ließ sich bereden und verspielte das Geld. Als er dann mit leerer Tasche über die Elbe fuhr, kam ihm die Steuer in den Sinn; die Verzweiflung übermannte ihn, er stürzte sich in den Strom und ertrank.

Kleine Sünden führen zu größeren.

Im Dorfe Nemtschau spielte eines Tages eine Theatertruppe. Ein junges Häuslerweib verließ heimlich ihren Mann und zog mit einem Theaterspieler in die weite Welt. Wie ging das zu? Das Weib fand Wohlgefallen an der Person und am Spiele dieses Komödianten, redete freundlich mit ihm, hörte, duldete und erwiederte seine Schmeicheleien, verliebte sich in ihn, ließ sich von der Liebe ganz gefangen nehmen und zum Entlaufen bereden. Auch die kleinste Sünde kann schwere Vergehen herbeiführen.

Man soll die drei Hauptsünden: Augenlust, Fleischeslust und Hoffart in sich tödten.

Wer ohne Sünde bleiben will, tödte in sich die drei Hauptsünden: Augenlust, Fleischeslust und Hoffart; hat man diese gebändigt, so bleibt man frei von Sünden und Herr seiner Seele. Man muß es hier machen wie einst der stolze König Tarquinius mit der Stadt Gabii. Er wollte sie in seine Gewalt bringen und ersann eine List. Er prügelte zum Schein seinen Sohn Sixtus; dieser lief nach Gabii, klagte über die Härte seines Vaters und bat um Schutz. Die Gabier nahmen ihn auf und vertrauten ihm zuletzt ihre Truppen, um gegen den Vater zu kämpfen; er ließ sich aber immer schlagen. Nun schickte er einen treuen Sklaven zu seinem Vater und ließ fragen, was er zu thun habe. Dieser war eben im Garten. Er fand es bedenklich, dem Sklaven eine mündliche Antwort zu geben und schlug scheinbar zum Zeitvertreib die höchsten Mohnköpfe ab. Der Sklave bekam keine Antwort und erzählte bloß, was der Vater gethan. Der Sohn verstand seinen Vater und ließ die Vornehmsten in Gabii umbringen. So fiel die Stadt in die Hände der Römer. So muß man es in moralischer Beziehung mit seinen eigenen vornehmsten Feinden machen, mit der Augenlust, Fleischeslust und Hoffart. Diese bändige und du wirst über dich selbst herrschen.

Sünde bleibt Sünde, ob sie mit diesem oder jenem Sinne begangen wird.

Manche Menschen haben einen angebornen Widerwillen gegen gewisse Sünden. Mancher tadelt die Trinker, die Spieler, die Verschwender, weil er von Natur eine große Abneigung gegen solche Sünden hat; dagegen erlaubt er sich Betrügerei, Unzucht, Falschheit und Lüge, und solche hält er für erlaubt und tadelt sie nicht. Sünde bleibt Sünde, ob sie mit diesem oder jenem Sinne begangen wird. Als Columbus auf der Insel Cuba landete, sahen die Spanier zum ersten Male das Tabakrauchen, nur mit dem Unterschiede, daß der Dampf nicht mit dem Munde, sondern mit den Nasenlöchern eingesaugt wurde; doch konnten die Spanier anfangs dem Tabak keinen Geschmack abgewinnen; später rauchten sie ihn ebenfalls, nur saugten sie den Rauch mit dem Munde ein.

Ob mit der Nase oder mit dem Munde, beides ist Tabakrauchen. Ob mit dem oder mit einem anderen Sinne gesündigt, beides ist Sünde.

Die Sünde kann nicht glücklich machen.

Manche glauben sich durch Unrecht und Betrug glücklich zu machen; dieß ist Täuschung; der Teufel und seine Tochter, die Sünde, können nur unglücklich machen und verderben, aber nicht beglücken. Beide handeln treulos wie Soliman II. gegen die Johanniterritter. Als er die Insel Rhodus durch Verrätherei eines Ordensbruders erobert hatte, ließ er die Johanniter abziehen, welchen der Pabst die Insel Malta einräumte. Sein Haß gegen sie war zu groß, als daß er ihnen den Besitz dieser Insel ruhig gegönnt hätte; er belagerte sie von neuem, wobei viele hundert Ritter ihren Tod fanden.

Man soll nicht lange in der Todsünde bleiben.

Es gibt keinen unglückseligeren Zustand, als den der Todsünde; daher soll man sich sobald als möglich von der Sünde frei machen und durch eine reumüthige Beichte mit Gott versöhnen. Was thun nicht die Gefangenen; Monate lang feilen sie an den eisernen Fenstergittern und drehen Stricke aus zerschnittenen Betttüchern zusammen, um sich mit Gefahr an so einem morschen Strick hinunter zu lassen und die Freiheit zu gewinnen!

Man soll keine schwere Sünde thun, in der Hoffnung, sie zu beichten.

Wer eine schwere Sünde thut in der Hoffnung, sie zu beichten, der gleicht einem Menschen, der einen kostbaren Diamant in den Fluß wirft in der Hoffnung, ihn später wieder zu suchen. Ein solcher Sünder stürzt seine Seele in die Hölle; zu einer guten Beichte gehört wahre Reue, diese kömmt aus der Gnade, Gnade ist ein freies Geschenk Gottes, und wer steht denn für's Leben bis zur Beichte?

Kleine Sünden soll man nicht gering achten.

Ein Verbrecher, der zum Tode verurtheilt war, verlangte, bevor er zum Tode hinausgeführt wurde, einen Priester aus einem geistlichen Orden, den er mit Namen nannte. Eilig wurde in jenes Kloster geschickt, es kam ein Mönch desselben und der Verurtheilte eröffnete ihm: Lieber Pater! ich habe einst unter Euch gelebt, ich war ein Mönch, wie Ihr; ich trug das Gewand, das Ihr traget; ich legte die Gelübde ab und war ziemliche Zeit hindurch ein frommer Ordensmann. Ich kann Euch versichern, daß ich die Regel genau beobachtete. Auch zufrieden war ich, Nichts fiel mir zu schwer, auch das Mühsamste that ich ohne Mühe und gern. Ach, wie glücklich war ich damals. Doch unglücklicher Weise fing ich an, kleine Vergehen nicht zu achten, nach und nach wurde ich lau und die Uebungen des Klosters wurden mir lästig; ich ward meineidig, brach meine Gelübde, das Joch meines Standes ward mir unerträglich, ich entsprang dem Kloster und warf das geistliche Kleid hinweg. Ach! mein Schicksal

war nun entschieden. Ich beging die furchtbarsten Ausschweifungen und Verbrechen, und Ihr sehet nun selbst, wohin meine Missethaten mich brachten. Ich gehe jetzt den letzten schweren Gang zum blutigen Tode. Ich ließ Euch rufen, Pater, damit Ihr Eueren Ordensgenossen hinterbringet, was ich Euch gesagt habe. Möge mein Beispiel ihnen zeigen, wohin die Nichtbeachtung kleiner Sünden und Fehler führen kann. (Hausen I. S. 24.)

Zur Ablegung der Gewohnheitssünden gehört voller Ernst.

Der heilige Augustin hatte sich das leichtsinnige Fluchen und Schwören angewöhnt und sich dadurch oft versündigt. Obgleich er früher oft rückfällig geworden, vertilgte er doch nach seiner Bekehrung dieses ungewurzelte Laster vollkommen. Er sagte von sich selbst: Wer aus euch hat mich jetzt je schwören gehört? Und doch war mir diese Sünde zur Gewohnheit geworden. Aber von der Stunde meiner Bekehrung kämpfte ich dagegen und flehte zu Gott um Hilfe. Der Herr gewährte mir Hilfe und stärkte mich so, daß mir jetzt Nichts so leicht fällt, als nicht zu fluchen und zu schwören. Darum saget nicht: Wer kann dieses unterlassen?

Gegen die Lieblingssünde muß man mit allem Ernste kämpfen.

Möchten wir Alle, die einer Lieblingssünde ergeben sind, das Beispiel des heiligen Augustin nachahmen. Seine Lieblingssünde war die Unkeuschheit, die er mit einer Konkubine pflegte. Er sah die jungen Einsiedler der Wüste ein engelreines Leben führen und sein Gewissen machte ihm Vorwürfe. Die Unwissenden, rief er aus, reißen den Himmel unter unseren Augen an sich und wir Thoren wälzen uns mit aller unserer Wissenschaft in dem Unflathe unserer Laster! Sollen wir uns wohl schämen, ihnen zu folgen? Oft und oft wollte er sich bekehren; aber die Lieblingssünde rief lockend: Augustin, wirst du ohne mich leben können? Und er glaubte, es sei nicht möglich und lebte so einen Tag um den andern in unzüchtiger Bekanntschaft. Aber mit jedem Tage nahm auch seine Gewissensqual zu. Er schlug sich vor die Stirne und riß sich die Haare aus, rang die Hände; er zürnte wider sich selbst, daß er sich nicht entschließen konnte, das zu thun, was er wollte. Endlich warf er sich unter einem Feigenbaum hin und schrie unter Thränen: Herr, wie lange werde ich eine Zielscheibe Deines Zornes, wie lange ein Spiel dessen sein, was ich verabscheue? Warum morgen? warum nicht heute? warum nicht in diesem Augenblicke? Und sein Gewissen rief ihm zu: Konnten es Diese und Jene, warum nicht auch du, Augustinus? Fürchtest du dich, mit Gottes Beistande das zu thun, was so viele Jünglinge thun? Und Gott erbarmte sich seiner in Seiner Gnade. Er hörte eine Stimme, welche ihm wiederholt rief: Nimm und lies! Er hatte im Garten die Briefe des heiligen Paulus liegen, öffnete das Buch und las: Wandelt nicht in Fraß und Völlerei und in Unzucht, sondern ziehet unsern Herrn Jesum an! Die Worte zerstreuten wie ein Lichtstrahl alle Finsternisse. Sogleich faßte er den Entschluß, seine Beischläferin zu entlassen und keusch zu

leben. Der heilige Ambrosius taufte ihn; später wurde er Priester und Bischof. Mit der Gnade Gottes ist Alles möglich. (Augustinus Bekenntnisse.)

Auf den Tod in Sünden folgt die Hölle.

Im Jahre 1604 lebten in einer Stadt in Flandern zwei Studenten, die, anstatt sich mit ihren Studien zu beschäftigen, nur auf Befriedigung ihrer Leidenschaften bedacht waren. Als sie nun Beide einmal in einer Nacht mit einem schlechten Weibsbilde gesündigt hatten, begab sich einer von ihnen, der Richard hieß, nach Hause, indeß der Andere dort blieb. Als sich Richard schlafen legen wollte, fiel es ihm ein, daß er vergessen habe, seiner Gewohnheit gemäß einige Ave Maria zu beten. Weil er sehr müde war, hätte er es gerne unterlassen, indeß that er sich Gewalt an und verrichtete, freilich ohne Andacht und halb im Schlafe, sein Gebet. Nachdem er eine Zeit lang geschlafen hatte, hörte er plötzlich ein heftiges Geräusch an der Pforte und sah wenige Augenblicke darauf, ohne daß sich die Thüre geöffnet hätte, seinen Freund vor sich stehen, welcher furchtbar anzusehen war. Wer bist du? rief er ganz erschrocken aus. — Kennst du mich nicht? antwortete Jener. — Aber wie ist es möglich, daß du so ganz verändert bist, du siehst ja aus wie der Teufel? — Ach, ich Unseliger, rief hierauf Jener aus; ich bin zur Hölle verdammt! — Aber wie ist das geschehen? fragte Richard. — Wisse, antwortete der Verdammte, daß, als ich jenes schlechte Haus verließ, ein Teufel auf mich zukam und mich ermordete; mein Leib liegt auf der Straße, meine Seele aber ist in der Hölle. Wisse auch, fügte er hinzu, daß dieselbe Strafe dir bevorstand, daß aber Maria dich, um der wenigen Ave Maria willen, die du ihr zu Ehren gebetet, befreit hat. Glücklich bist du, wenn du diese Warnung, die du ebenfalls der Mutter Gottes zu verdanken hast, wohl zu benutzen weißt. Darauf öffnete der Verdammte seine Kleider und zeigte dem zitternden Jünglinge die Flammen und Schlangen, die ihn peinigten; hierauf verschwand die Gestalt. Da fing der arme Jüngling heftig an zu weinen und warf sich mit dem Gesichte auf die Erde nieder, um Maria, seiner Befreierin zu danken. Als er dann darüber nachdachte, was er thun müsse, um ein gottgefälliges Leben anzufangen, hörte er in einem nahen Franziskanerkloster zur Metten läuten. Gott will, daß ich Buße thue, rief er aus und eilte sogleich in's Kloster, wo er dringend um seine Aufnahme bat. Anfangs machte man Schwierigkeiten, weil sein schlechter Lebenswandel bekannt war; aber nachdem er weinend und schluchzend Alles erzählt hatte, und nachdem zwei Franziskaner den Leichnam seines Freundes, erstickt und schwarz wie Kohle auf der Straße gefunden hatten, wurde Richard aufgenommen. Er führte ein musterhaftes Leben im Orden, begab sich später nach Ostindien, wo er das Evangelium verkündigte und ging sogar nach Japan, wo er endlich das Glück hatte, lebendig verbrannt und ein Martyrer des Glaubens zu werden. St. Liguori.

Fremde Sünden soll man nicht gering achten.

Berengar, Archidiakon zu Anger, hatte das Unglück, das Gift der Ketzerei zu verbreiten; er hatte viele Seelen verführt. Gegen das Ende des Lebens

rührte ihn Gott, er schwur seine Irrthümer ab und bekehrte sich. Im Augenblicke seines Todes ward er plötzlich aufgeregt und unruhig; er fühlte Entsetzen. Der ihm beistehende Priester sagte: Warum, mein Bruder, diese Unruhe, dieser Schrecken? Gott ist die Barmherzigkeit selbst; hoffe auf Ihn! — Ich weiß es, versetzte der Kranke und ich vertraue allerdings darauf, daß Gott meine Thränen berücksichtigen und mir meine eigenen Sünden vergeben wird, aber wird Er mir auch die Sünden vergeben, zu denen ich Anderen Anlaß gab? Wehe, es kommt mir vor, wie wenn die durch mich verlorenen Seelen mich am Richterstuhle Gottes erwarteten, um Rache zu fordern; wie wenn Jesus in meinem Herzen spräche: Wo ist Der, wo ist Die, welche du verführt hast? Nur mit der größten Mühe konnte man ihn beruhigen. Ein Glück für ihn, wenn seine Reue und Buße hinreichend waren, bei dem höchsten Richter Verzeihung wegen der fremden Sünden zu erlangen. (Gaume.)

Fremde Sünden fallen zurück auf's Gewissen desjenigen, welcher sie veranlaßte.

Einer der ausgezeichnetsten Maler Deutschlands, der in viele katholischen Kirchen Bilder der Heiligen so meisterhaft malte, daß Jeder, der sie ansieht, erbaut und zur Andacht erweckt wird, versank in seinem Greisenalter in große Traurigkeit. Als einmal ein Schüler äußerte, es müsse doch eine wahre Seligkeit sein, durch ein bloßes Gemälde die Herzen der Menschen zum Himmel zu erheben, entgegnete der Greis mit Thränen in den Augen: Das habe ich leider nicht immer gethan! Zur Zeit, als man in Frankreich nichts wollte, als sinnliche, thierische Genüsse, als man die christliche Religion verhöhnte, als man Scenen gänzlicher Verworfenheit mit Lust und Lachen betrachtete, da malte auch ich solche Scenen, entzündete in keuschen Seelen die Flamme der Unzucht und Geilheit und bleibe, so lange diese teuflischen Gemälde vorhanden sind, für die Menschheit ein Teufel. O daß die Besitzer dieser Gemälde sich meiner armen Seele erbarmeten und meine Werke verbrennen möchten! (Hausen I. S. 206.)

Ludwig IX., König von Frankreich, wurde einst gebeten, einem Mörder das Leben zu schenken. Allein er wollte nicht, weil dieser Missethäter schon den dritten Mord begangen hatte. Eure Majestät, sprach jetzt sein Hofnarr lächelnd zu ihm, Eure Majestät verzeihen mir! Dieser Mensch hat nur Einen umgebracht, nämlich den ersten; die andern zwei haben Eure Majestät umgebracht; denn hätten Sie ihn gleich nach der ersten Mordthat nach Verdienst gestraft, und ihm den Kopf abschlagen lassen, so hätte er die zwei andern Mordthaten nicht mehr begangen. Die Sünder nicht strafen, ist eine fremde Sünde. (Hausen I. S. 206.)

Die Sünden erregen den Heiligen Eckel und Erbrechen.

Die selige Oringa, geboren 1240 nahe bei Florenz, war in ihrer Kindheit von solcher Anlage, daß, wenn sie irgend ein unzartes oder auch nur müssiges Wort vernahm, ihr ganzes Antlitz sich verwandelte. Wenn aber gar eine

unsittliche Rede ihr Ohr berührte, kehrte sich ihr Magen um, so daß, weil dergleichen im Laufe der Dinge sich gar oft begab, ihre Gesundheit unter dem beständigen Erbrechen litt. Als sie einst dieses fortdauernden Eckelreizes wegen als Kind im Fieber lag und ein Priester zu ihr gerufen wurde, um sie kleiner Vergehen wegen, die sie begangen haben mochte, zu absolviren, hätte er sie beinahe vom Leben absolvirt. Es traf sich nämlich, daß er selber nicht rein war und eine bedeutende Schuld auf seinem Gewissen hatte; denn das Kind, als er ihm nahte, erstarrte, seine Eingeweide schienen sich in ihrem tiefsten Grunde umzuwenden, so daß es beinahe die Seele von sich gegeben hätte. Zuletzt wurde ihr eingegeben, als Hilfe gegen den fortwährenden Eckel, die Ohren zu verstopfen; sie that also, zog sich wie eine Schnecke in ihr Haus zurück und die feinen Fühlfäden ihres Wesens wurden nun minder oft verletzt.

Verhärtung in der Sünde mit jähem Tode bestraft.

Die selige Ursulina von Parma erhielt in einem göttlichen Gesichte von Gott die Sendung nach Avignon zum Gegenpapste Clemens VII., um ihm im Namen des Herrn zu gebieten, daß er durch Aufhebung des Schisma den Frieden in der Kirche wieder herstelle. Sie gehorchte und zog mit ihrer alten Mutter über die Alpen hinüber, erhielt Zutritt beim Gegenpapst und erschütterte ihn durch anderthalbstündige Rede. Aber eben der Schrecken, den sie in ihm hervorgerufen, bestimmte ihn, sie nicht wieder zu sehen, und so mußte sie unverrichteter Sache wieder abziehen. Sie ging nun nach Rom zum Papst Bonifaz IX., der ihrer Rede anfangs keinen Glauben schenkte; als ihm aber die Wahrheit durch einen Augenzeugen bestätigt ward, nahm er sie wohl auf und sendete sie zum andern Male mit Vollmacht in gleichem Auftrage nach Avignon hinüber. Sie zog wieder hin; ließ sich durch die Nachricht, daß die Kardinäle des falschen Papstes ihr Verderben suchen, nicht in Schrecken setzen, trat nochmals furchtlos vor ihn und diese ihre Feinde und sprach also, daß nicht nur Keiner zu widersprechen wagte, sondern Clemens zur Unterwerfung neigte. Nun aber erhoben sich die Kardinäle, besonders der Kardinal Martinus auf's heftigste gegen sie und suchten sie zuerst durch hinterlistig gestellte Fragen zu fangen. Da sie aber mit großer Klugheit in ihren Antworten ihre Fallstricke zu vermeiden wußte, suchten sie die Unbequeme durch erneute Drohungen abwendig zu machen; sie trennten sie von ihrer Mutter, die sie für die Anstifterin der Sache hielten und gaben sie einer Frau in der Stadt zu hüten. Sie inquirirten nun auf Hexenwerk und Zauberkünste, ließen ihr neue Gewänder geben und durchsuchten die abgelegten auf's allergenaueste, ob sich nicht irgend etwas Verdächtiges in ihnen finde. Da auch das nicht zum Ziele führte, wollten sie durch die Folter Geständnisse von ihr erpressen; schon waren ihr die Hände auf den Rücken gebunden, als ein Erdbeben ihre Peiniger zerstreute. Sie mußten daher von ihr ablassen; aber auch sie kömmt mit Clemens nicht zum Ziele, der aber nun jähen Todes starb.

Eine einzige herrschende Sünde verdunkelt alle Tugenden eines Menschen.

Pisistratus war der angesehenste Bürger in Athen, schön von Gestalt, hatte ein gefälliges Wesen und besaß eine hinreißende Beredsamkeit, was bei den Athenern sehr viel bedeutete. Dabei war er reich und machte einen Aufwand, wie man ihn in Athen wohl noch nicht gesehen hatte. Er legte Gärten an, die durch ihre Pracht damals einzig in ihrer Art gewesen sein sollen. Aber man rühmte auch seine Gutmüthigkeit, besonders war er mitleidig gegen die Dürftigen. Wenn er ausging, mußten ihn immer einige Sklaven begleiten, welche die Taschen voll kleiner Münze hatten, und jeder Arme, der den Pisistratus ansprach, konnte dann auf eine Gabe rechnen. Hausarme und Kranke unterstützte er heimlich. Gegen die geringen Bürger war er herablassend und gesprächig und man sah an ihm Nichts von dem Stolze anderer vornehmer Athener. Seine Lustgärten mußten den ganzen Tag offen stehen und Jeder durfte hineingehen und sogar von den Früchten essen. Aber eine Leidenschaft, eine von den sieben Hauptsünden hatte derselbe; er war über die Massen ehrgeizig und herrschsüchtig, durch seine Freundlichkeit und Wohlthätigkeit suchte er nur die Gunst des Volkes zu gewinnen und hatte nichts Anderes im Sinne, als Oberherr, König von Athen zu werden.

Die Sünde vertheidigen.

Der König von Syrakus, Hiero, hatte einen Haufen Soldaten des Dienstes entlassen. Diese Soldaten belagerten Messina, eroberten sie, tödteten die Männer, heiratheten die Weiber und erklärten die Stadt zur Republik. Da die Stadt Messina dem König Hiero gehörte, so betrachtete er diese Soldaten als Rebellen, was sie auch waren, belagerte sie und trieb sie so in die Enge, daß sie sich zuletzt entschlossen, ihm die Stadt zu übergeben. Da gedachten sie der Römer. Sie sandten nach Rom, und der Senat, der von seinen eigenen Rebellen dreihundert hatte hinrichten lassen, sagte diesen Schutz und Beistand zu und ließ sogleich ein Heer nach Sizilien übersetzen. So vertheidigten sie fremde Sünden und nahmen Theil daran.

Die herrschenden Sünden machen niederträchtig.

Die Hauptsünde der Römer war Herrschsucht. Als Epirus Miene machte, sich von der römischen Herrschaft loszusagen, wurde Epirus durch einen Senatsbefehl zur Strafe den römischen Soldaten zur Plünderung Preis gegeben. Zu diesem Ende theilte sich das ganze Heer in siebzig Schaaren, deren jede auf ihre angewiesene Stadt losging, die ungewarnten Bürger mit dem Schwerte überfiel und niedermachte, was sich zu widersetzen wagte. In wenigen Tagen waren siebzig Städte rein ausgeplündert und halb verwüstet und von den unglücklichen Bewohnern hatte man einhundertfünfzig Tausend aufgegriffen und als Sklaven auf Schiffe gepackt, um auch aus ihrem Verkauf noch Geld zu lösen. So schrecklich bestraften die Römer den Versuch, sich ihrer Tyrannei zu entziehen. Die herrschende Sünde macht niederträchtig, ungerecht, grausam.

Eine in der Beichte verschwiegene Sünde gibt dem Teufel Gewalt.

Als ein Ordensbruder in Bologna vor dem Altare noch die Komplete betete, wurde er beim Fuß gefaßt und in die Mitte der Kirche gezogen. Als er schrie, liefen mehr als dreißig Brüder zusammen, die in verschiedenen Winkeln der Kirche gebetet hatten, die, da sie sahen, wie er gezogen wurde, ohne daß ein Ziehender zu erblicken war, sich anstrengten, ihn zurückzuhalten, aber es nicht vermochten. Sehr erschrocken besprengten sie ihn daher mit Weihwasser, aber auch das half nicht. Einer aus den Aelteren, der sich ihm fest angehängt, wurde vielmehr selbst mit dem Gezogenen fortgeschleppt. Mit vieler Mühe wurde er endlich an den Altar des heiligen Nikolaus gebracht, dort beichtete er dem P. Raynald irgend eine verschwiegene Sünde und wurde nun befreit.

Die gebeichteten Sünden kennt der Teufel nicht.

In Belgien war ein Mädchen sehr religiös und auf das Gelübde der Jungfrauschaft sehr stolz. Der Teufel plagte sie auf alle Weise durch unreine Gedanken und neckte sie so, daß er z. B. Unflath in ihre Schüssel brachte, wenn sie aß, weßwegen man einige Frauen zu ihrer Hut ihr beigab. In welchem Hause sie sich nur immer befand, dort gab der Dämon Antwort auf die Reden, die man an ihn richtete. Er wurde von Allen gehört, vom Mädchen aber allein gesehen und war ein solcher Schalksgeist, daß er die Sünden aller Anwesenden aufdeckte, ihre Laster ihnen vorwarf und kein Vergehen ihm unbekannt blieb, außer jene, die die Beichte zugedeckt hatte.

Die Sünde gibt dem Teufel Gewalt.

Petrus Dominici von Pratovechio war zwei Jahre besessen und wurde befreit. Da er aber seine überaus schlechte Lebensart hernach nicht änderte, sondern nur neue Laster den alten beifügte, kehrte derselbe Dämon mit siebenundvierzig anderen zu ihm zurück und diese peinigten ihn also, daß alles Volk, um ihn zu sehen, aus Städten und Dörfern zusammenlief. Gefesselt wurde er nach Valumbrosa gebracht und die Mönche rüsteten sich zum Kampfe. Es war wunderbar, die vielen Geister in einem Leibe zu hören, wie sie in verschiedenen Sprachen redeten und seltsame Geberden in demselben Körper hervorriefen; alle Zeugen bekannten, daß sie dergleichen nie erhört hätten. Er gelobte fortan eine bessere Lebensweise; er gelobte und sie fuhren davon, Jeder einen eigenen Ton von sich gebend.

Der Schmutz der Sünde in einem Bilde dargestellt.

Die heilige Pelagia war vor ihrer Bekehrung eine ausschweifende Schauspielerin. Gott offenbarte dem heiligen Bischof Nonnus ihre einstige Bekehrung und Heiligkeit, sowie die gegenwärtige Abscheulichkeit ihrer sündigen Seele in einem Bilde. Er sah bei seiner Messe im Traume an der Seite des Altars eine schwarze Taube, die voll des Schmutzes war; sie flog um ihn her und er konnte den Anblick ihres Schmutzes und den Gestank desselben nicht ertragen.

Nach der Messe flog die Taube wieder um ihn her; er streckte seine Hand aus, ergriff sie und warf sie in das Wasserbecken, das vor der Kirche stand, und sie ließ allen Schmutz, womit sie eingehüllt war, im Wasser und stieg aus dem Wasser rein wie Schnee; sie flog auf, schwebte in die Höhe und entschwand seinen Blicken. Pelagia bekehrte sich, wurde getauft und lebte heilig und wird jetzt als Heilige verehrt.

Wer in Sünden stirbt, den holen die Teufel ab.

Ein Altvater kam einst in die Stadt, um Körbe zu verkaufen, welche er verfertigt hatte. Als er sie feilbot, setzte er sich zufällig vor die Thüre eines Reichen, der am Sterben war. Als daher der Altvater so da saß, sah er schwarze Pferde und schreckliche schwarze Reiter darauf, deren jeder einen feurigen Stab in der Hand hielt. Und da sie vor jene Thüre gekommen waren, ließen sie ihre Pferde draußen stehen, sie selbst aber gingen eilig in's Haus hinein. Der Kranke aber, sobald er sie sah, rief mit lauter Stimme aus: Herr! stehe mir bei! Jene hingegen sprachen: Jetzt erinnerst du dich an Gott, da dir die Sonne untergegangen ist? Warum hast du ihn nicht früher gesucht, als dir noch der volle Tag leuchtete? Jetzt aber in dieser Stunde hast du weder Hoffnung mehr, noch Antheil am Troste. Und sie nahmen seine Seele mit sich in die Hölle.

Die Sünden riechen übel aus der Seele.

Ein großer Altvater, der einst in der Wüste wanderte, sah zwei Engel, die ihn begleiteten, Einen zur Rechten, den Andern zur Linken. Als sie so fortgingen, fanden sie einen Leichnam am Wege liegen. Der Altvater verhielt sich wegen des Uebelgeruches die Nase und die Engel thaten dasselbe. Nachdem sie eine Weile gegangen waren, fragte sie der Altvater: Habt denn ihr auch den Gestank wahrgenommen? Die Engel antworteten: Nein; denn wir riechen den Gestank von körperlichen Dingen nicht; aber wir haben gemacht, wie du, denn den Uebelgeruch einer Seele, die mit Sünden behaftet ist, empfinden wir auch.

Sünden muß man aus Liebe Gottes und wegen des Himmels meiden.

Eine sehr schöne Buhlerin in der Stadt hatte viele Verehrer. Ein Mann von fürstlichem Geschlechte kam zu ihr und sprach: Gelobe mir Keuschheit und ich will dich zum Weibe nehmen. Als jene das Versprechen gab, nahm er sie zum Weibe und führte sie in sein Haus ein. Da sie aber von ihren Liebhabern aufgesucht wurde und dieselben erfuhren, daß ein sehr vornehmer Herr dieselbe zum Weibe erkoren habe, sprachen sie: Wenn wir vor die Thüre dieses so mächtigen Mannes kommen und er unser Begehren erfährt, werden wir zuverlässig gestraft werden; lasset uns also hinter das Haus schleichen und wie gewöhnlich ihr pfeifen, so wird sie auf dieses Zeichen zu uns herabkommen und wir sind dann ohne Schuld. Sie aber hörte das Pfeifen, verhielt sich die Ohren und zog sich in das Innere des Hauses zurück, nachdem sie die Thüre verschlossen hatte. Der Altvater, der dieses erzählte, sprach: Nach dem Beispiele dieses Weibes müssen wir an Gott und den Himmel denken, wenn

uns die Sünde lockt. Die Buhlerin ist die Seele, die Liebhaber bedeuten die Laster, der Fürst ist Jesus Christus, sein Haus die ewige Wohnung des Himmels, die Pfeifenden sind die Versucher und die bösen Geister. Wenn nun die Seele Gott die Treue bewahrt, wie dieses Weib, wird sie Gottes Gnade sich bewahren und zu ihm in den Himmel kommen.

Sünden beim Nebenmenschen soll man selbst mit einem Opfer verhüten.

Abt Agathon verkaufte ruhig seine Handarbeiten an diejenigen, die ihm selbe freiwillig abkauften; der Preis aber war hundert Pfennige für ein Sieb und zweihundertfünfzig für einen Korb; so bot er seine Waaren den Käufern an; allein, was sie ihm gaben, das nahm er schweigend an, ohne jemals das Geld zu zählen. Was nützt es mich, sprach er, mit Jenen zu zanken und zu streiten, daß ich etwa gar die Leute zur Sünde des Schwörens verleite; sollte ich damit etwas erübrigen und den Brüdern mittheilen? Gott will kein solches Almosen von mir, auch gefällt es ihm nicht, daß ich jemals zugebe, daß sich ein Mensch durch das Schwören versündige. Als ihn aber sein Bruder fragte, woher sie Brod schaffen werden, wenn er sich so betrügen lasse; antwortete er: Gott wird uns Brod in die Zelle schaffen.

Die Sünden der Aeltern straft Gott oft an den Kindern.

Eines Tages brachten ein Paar Leute einen rasenden Knaben zum heiligen Ammonius und baten ihn um Hilfe. Als er den Knaben sah, sagte er zu den Aeltern: Mein Gebet vermag bei Gott Nichts und am wenigsten, daß an euerem Kinde ein Wunder gewirkt werde; übrigens könnt ihr euerem Kinde selbst helfen, ohne irgend einen besonderen Beistand; gebet nur sobald als möglich der armen Wittwe den Ochsen wieder zurück, den ihr derselben gestohlen habet, so wird euer Kind von der Raserei geheilt werden. Die Aeltern, hierüber ganz erstaunt, befolgten seinen Rath und das Kind ward gesund.

Die Ueberlieferung von der Sündfluth hat sich bei den Wilden Amerika's erhalten.

Ein Wilder, der auf jenem Steinbruche saß, welcher zweihundert Meilen westlich von den S. Antoniusfällen des Mississippi liegt und woraus die Wilden ihre Pfeifen schneiden, gab den Umstehenden die Ueberlieferung seines Stammes zum Besten: Zur Zeit der großen Wasser, welche vor vielen Jahrhunderten alle Völker der Erde vertilgten, versammelten sich die Stämme der rothen Männer auf dieser Felswand, um den Fluthen zu entrinnen. Als sie alle oben waren, da fuhren die Wasser immer noch fort zu wachsen, bis Alle in Einer Masse bedeckt waren, da ward ihr Fleisch in Rothpfeifenstein verwandelt. Während sie so ertranken, erfaßte noch eine Jungfrau den Fuß eines riesigen Vogels, der gerade darüber wegflog, und ward von ihm zu der Spitze eines hohen Felsens geführt, die noch hervorstand aus dem Wasser. Hier gebar sie Zwillinge dem Kriegsadler und ihre Kinder haben seitdem die Erde bevölkert. Darum wird dieser Ort als neutraler Grund betrachtet, er gehört allen Stämmen

gemeinsam, und die rothen Männer schneiden sich hier ihre Pfeifen aus dem Fleische ihrer Vorfahren und rauchen sie als Symbol des Friedens und darum schmücken Adlerfedern das Haupt der Tapferen.

Die Sünde der geistlichen Hoffart beraubt den Menschen der Gnade Gottes.

Ein Einsiedler hielt sich in der Wüste auf und bewohnte eine finstere Höhle. Er war ein Mann, der die größte Enthaltsamkeit übte und seinen täglichen Unterhalt durch Handarbeit gewann. Tag und Nacht verharrte er im Gebete und führte einen Wandel, der mit allen Tugenden leuchtete. Doch der glückliche Fortgang in der Tugend machte ihn stolz und aufgeblasen; er fing an, auf seine Kraft zu vertrauen und alles, was er Gutes an sich hatte, nicht Gott, sondern sich zuzuschreiben. Diese Hoffart des Geistes sah der Versucher, er trat alsbald zu ihm hin und legte ihm Fallstricke. Eines Tages gegen Abend nahm er die Gestalt einer Weibsperson an, die sich anstellte, als ob sie sich in der Wüste verirrt hätte, und erst nach langer Anstrengung die Höhle des Einsiedlers gefunden hätte. Sie stellte sich ganz ermüdet und erschöpft, trat in die Höhle hinein, warf sich dem Manne Gottes zu Füßen und bat ihn, sich ihrer zu erbarmen. Die Nacht, sprach sie, hat mich Unglückliche in dieser Wüste überfallen, laß mich in einem Winkel deiner Zelle ruhen, damit ich nicht etwa bei der Nacht den wilden Thieren zur Beute werde. Dieser nahm sie zuerst aus Mitleid in seine Höhle auf und fragte, wie sie sich in dieser Wüste verirrt habe? Sie gab auf jede Frage eine passende Antwort; unterdessen aber mischte sie unter alle ihre Reden das Gift der Schmeichelei und Liebkosung. Bald beklagte sie ihr Elend, bald empfahl sie sich seinem Schutze, gewann durch Zierlichkeit und Süße der Rede des Einsiedlers Zuneigung und verleitete durch den Reiz der Liebkosung das Herz desselben zur fleischlichen Liebe. Ihre Gespräche wurden indeß je länger, je freundlicher, sie lachten und scherzten zusammen; endlich fuhr sie mit frecher Hand ihm über das Kinn und den Bart, unter dem Scheine, Ehre und Wohlwollen ihm zu bezeugen, dann strich sie auf zärtliche Weise sein Genick und berührte weichlich seinen Hals. Und was braucht's vieler Worte? Endlich bekam sie den Kämpfer Christi gefangen. Er wurde alsbald in seinem Innern verwirrt, entbrannte von den Flammen der Fleischeslust, ganz uneingedenk seiner bisherigen Anstrengung, seiner Profeß, seines Zieles. In Folge der Begierlichkeit wurde er in seinen Grundsätzen wankend. Er wurde wie ein Roß und Maulthier, die keinen Verstand haben. Als die Weibsperson merkte, daß er seine unreinen Triebe befriedigen wollte, stieß sie mit schrecklicher Stimme ein scheußliches Geheul aus und entschwand wie ein Schatten den Armen des Lüstlings, ihn mit höhnischem Gelächter verlassend. Es erhob sich eine Menge Dämonen, die in ein höhnisches Gelächter ausbrach, sprechend: O du, der du dich bis in den Himmel erhobst, wie bist du jetzt gestürzt bis zur Hölle! Wer sich erhöhet, wird erniedriget! Sodann wurde er wie ein Unsinniger und täuschte sich selbst noch mehr, als die Teufel ihn, da er die Schmach der teuflischen Ueberlistung nicht ertragen wollte. Statt

sich zu bessern, den Kampf zu erneuern, und durch Buße, Thränen und Demuth diese Schuld zu tilgen, ergab er sich, an sich selbst verzweifelnd, aller Geilheit und Sünde. Er ging wieder zurück in die Welt und wurde eine Beute der Teufel. Er floh nun den Anblick aller Heiligen, um von Niemand durch eine heilsame Ermahnung aus seinem Abgrunde gerissen zu werden. Hätte er sich dem vorigen Bußleben wieder ergeben, so würde er ohne Zweifel seinen vorigen Gnadenstand wieder erlangt haben.

Der erkannten christlichen Wahrheit widerstreben, eine Sünde in den heiligen Geist.

Zur Zeit, da der Wütherich Xogunsama die blühende Kirche in Japan verwüstete, ward der Verwalter des Staatsschatzes aufgefordert, den Glauben an Christum zu verwerfen und den Götzen zu opfern. Der wackere Mann erklärte sich bereit, dem Gebote zu gehorchen, doch nur unter der Bedingung, daß die berühmtesten Lehrer des Landes ihn seines Irrthums überweisen und seine Einwürfe wiederlegen sollten. Xogunsama bewilligte es, die Bonzen versammelten sich, der Christ aber vertheidigte seinen Glauben so einfach, klar und kräftig, daß die Lehrer verstummten und die Richter den Ausspruch thaten, der Christ habe gewonnen. Da schrien jene, der Christ solle seinen Glauben durch ein Wunder beweisen. Gut, sagte dieser, ich will euch zwei Wunder vor Augen führen. Das erste ist, daß ich bereit bin, um Christi willen mein Glück, meinen Besitz, meinen Wohlstand aufzuopfern; wenn ihr jedoch bereit seid, eben dieses für euere Götter zu thun, so will ich's alsdann für kein Wunder ausgeben. Das zweite Wunder soll sein, daß ich eher bereit bin, mein Leben, als meinen Glauben zu verlassen. Getraut ihr euch dieß auch für euere Götzen zu thun? Da habt ihr also das zweite Wunder. Die Gegner wußten hierauf Nichts zu antworten und mußten mit Schmach von dannen ziehen. Gleichwohl wurde der Christ in's Elend verwiesen. Sie erkannten die christliche Wahrheit und doch widerstanden sie ihr; dieß ist die dritte Sünde in den heiligen Geist.

Wider heilsame Ermahnungen ein verstocktes Herz haben, eine Sünde in den heiligen Geist, Strafe.

Nach dem Tode des Königs Edmund kam die Krone an Edwin, der ein ausschweifendes Leben führte. Am Krönungstage verließ derselbe plötzlich die versammelten Großen des Reiches, um in einem Nebenzimmer mit zwei Weibsbildern sündhafter Lust zu fröhnen. Der heilige Dunstan aber folgte ihm dahin nach und stellte ihm freimüthig seine Pflichten gegen Gott und die Menschen vor. Darüber schwur ihm eins der Weiber Rache und bald mußte Dunstan dieselbe fühlen. Er wurde verbannt und ging nach Gent in Flandern; doch nicht lange weilte er dort. Edwin wurde vom Throne gestürzt, seine Buhlerin ermordet und König Edgar, dessen Nachfolger, rief Dunstan zurück und erhob ihn zum Bischof von Worcester und Leudwet. Wider heilsame Ermahnungen ein verstocktes Herz haben, wie diese, ist eine Sünde in den heiligen Geist.

Die Sünde macht die Seele häßlich.

Die selige Villana war verehelicht. Als Kind der Frömmigkeit ergeben, überließ sie sich im Ehestand der Eitelkeit und versank nach und nach in große Lauigkeit. Da erbarmte sich ihrer der liebe Gott. Als sie sich einmal im Spiegel beschaute, sah sie sich zu ihrem größten Schrecken ganz verunstaltet und ihr Antlitz glich dem Gesichte eines bösen Geistes. Sie nahm nun andere Spiegel zur Hand und besah sich in diesen; allein so oft sie hineinblickte, desto häßlicher kam sie sich vor. Gott ließ sie die Häßlichkeit ihrer sündigen Seele schauen. Von Schrecken und Entsetzen ergriffen, legte sie ihre schönen Kleider ab, warf den kostbaren Schmuck hinweg, floh die eitlen Vergnügungen, ging dann in einfacher Kleidung in die Kirche und legte eine Generalbeichte ab. Nun verlegte sie sich wieder mit allem Eifer auf die Uebungen der Frömmigkeit und führte das bußfertigste Leben. Täglich ging sie in eine Marienkirche, um dort zu beten und ihre Sünden zu beweinen und diese gottselige Uebung setzte sie ihr ganzes Leben lang fort.

Sünden verursachen die Pest.

Im Jahre 553 wüthete die Pest nicht allein in Rom, sondern in ganz Italien. Unzählige starben daran. Damit es kund werde, daß die Pest eine Strafruthe Gottes sei, erschien Vielen sichtbar ein Engel mit einer Lanze und so oft er mit derselben an die Thüren der Häuser gestoßen, so Viele starben daraus. Endlich wurde einem Diener Gottes geoffenbart, man solle in der Kirche des heiligen Petrus ad Vincula einen Altar errichten und die Pest werde ein Ende nehmen, wie es auch geschah. (Paulus Diaconus l. 6.)

Die fremde Sünde: Theilnehmen an der Sünde Anderer, gleiche Strafe.

Der heilige Philippus Nerius besuchte einst mit den Seinigen die sieben Kirchen Roms. Da sagte ein Feind derselben zu seinem Begleiter mit Verachtung: Weißt du nicht, daß die Oratorianer die sieben Kirchen besucht und sieben Esel mit Kuchen belastet mit sich geführt haben? Und noch mehr dergleichen brachte er vor, jene Congregation dadurch lächerlich und verächtlich zu machen. Sein Spott kam ihm aber theuer zu stehen; denn nach einigen Tagen wurde er elend ermordet und auch der Andere, der ihm willig zugehört, kam um's Leben.

Sünden dienen in Gottes Hand zur Bekehrung der Sünder.

Ein in Ausschweifungen versunkener Edelmann, Rodrich Siguchra, hatte einen Mord begangen und mußte sich in's Hospital flüchten, um den Dienern des Gerichtes zu entgehen. Hier lernte ihn der heilige Franz Xaver kennen und gewann durch seine Milde und Liebe dessen Freundschaft. Franz redete ihm so zu, daß er tief bewegt in sich ging, und eine allgemeine Lebensbeichte ablegte. Franz suchte seine Begnadigung bei der Regierung von Malakka nach

und sendete ihn nach Europa zurück, weil er voraussah, daß die weichlichen und verdorbenen Sitten des Landes ihn trotz seiner guten Vorsätze bald wieder auf den Pfad des Verderbens zurückführen würden. Allein in Goa übertrug ihm der Statthalter das Amt eines königlichen Steuereinnehmers. Dort versank er wieder in seine vorigen Laster. In Bazain begegnete er plötzlich dem heiligen Franz. Der Edelmann wurde verlegen und schob die Schuld auf den Statthalter. Aber, entgegnete Franz, hat auch der Statthalter dich veranlaßt, ein wahrhaft viehisches Leben zu führen und zwei Jahre darin zu verharren, ohne deine Sünden zu beichten? Wie es auch gekommen sein möge, so werden wir niemals Freunde sein, so lange du in Gottes Ungnade lebest. Xavers Unwille schmerzte ihn im Tiefsten der Seele; er bat demüthig um Verzeihung, so schlecht Wort gehalten zu haben und der ihn rufenden Gnade untreu geworden zu sein. Denselben Tag noch legte er seine Beichte ab, besserte sein Leben, und blieb unter der Leitung des Heiligen.

Aus Menschenfurcht oder anderem Grunde zur Sünde stillschweigen, ist fremde Sünde.

Ein weltberühmter Mann, mit Namen Rousseau, erging sich einst in einem schattigen Gehölze; zum Begleiter und Gefährten aber hatte er einen unberühmten Mann, der sich häufig an ihn drängte, um in den Strahlen dieser Sonne ebenfalls einigen Glanz zu gewinnen. Rousseau pflückte von einem Strauche die saftigen und einladend aussehenden Früchte, und da er sie schmackhaft fand, aß er davon eine nicht geringe Menge. Der Begleiter sah stillschweigend zu; erst als das Essen zu Ende war, sprach er: Sie werden doch wohl wissen, daß diese Früchte giftig sind? — Um des Himmels willen, rief ganz bestürzt der Andere: Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? Der Begleiter, dem vor Allem die Höflichkeit am Herzen lag, erwiederte: Ich habe es nicht gewagt, mir eine solche Freiheit herauszunehmen. — Wie Viele gleichen diesem Begleiter, indem sie aus Menschenfurcht zu den Sünden Anderer stillschweigen. Was werden sie einst dem ewigen Richter antworten, wenn Er an sie die Frage stellen wird: Warum hast du deine Kinder, Dienstboten, Untergebenen, Freunde nicht vor der Sünde gewarnt? Werden sie auch so antworten, wie dieser Begleiter?

Die Sünden soll man an den Orten, wo sie begangen wurden, abbüßen.

Um die Sünden abzubüßen, kehrte der heilige Ignatius, als er nach Lojola kam, nicht in seinem Schlosse, sondern im Hospitale zu Aspetia ein. Da ihn seine Verwandten nicht bewegen konnten, in sein Schloß zu kommen, so schickten sie ihm ein gutes Bett und die besten Speisen von ihrer Tafel; aber er war weit entfernt, das Bett zu benützen, sondern schlief so lange auf der Erde, bis man ihm ein Armenbett gegeben hatte. Damit man aber seine Abtödtung nicht merken sollte, brachte er alle Morgen sein Bett aus dem Schlosse in Unordnung, als ob er sich desselben bedient hätte. Mit den Speisen, welche täglich

vom Schlosse kamen, erquickte er die Kranken, ohne sie selbst zu berühren und erbettelte sein Brod in der Stadt. In dieser ganzen Zeit besuchte er seine Familie nur ein einziges Mal und auch dieses nur, weil ihn seine Schwägerin auf den Knieen und um des Leidens Christi willen darum gebeten hatte; er schlief wohl auf dem Schlosse, aber auf der bloßen Erde und kehrte bei früher Tageszeit in sein Hospital zurück. Das that er, um seine Sünden an den Orten abzubüßen, wo er sie begangen hatte.

Die Sünden der Christen wiegen schwerer, als die der Juden und Heiden.

Da Herzog Christoph von Baiern zu Schangau lebte, hörte er von zwei Wucherern; der Eine war ein Jude, der Andere ein Christ. Beide hatten gleichviel gefehlt, darum wurden Beide zu hundert Gulden Strafe und zwei Monate Arrest verurtheilt. Sie appellirten aber an den Herzog. Da sagte Christoph: Beide haben Recht, daß sie an mich appelliren; denn der Jude ist um die Hälfte zu streng bestraft. Wie, sagte der Amtmann, das Verbrechen ist gleich! Thut nichts, entgegnete Christoph, der Jude ist schon mit der Hälfte genug bestraft, weil er ein Jude ist; zudem kennt er unsere Religion nicht; der Christ aber hat bessere Kenntniß von den Geboten Gottes und von Sünden, auch steht ihm mehr Gnade zu Gebote, als dem Juden.

Läßliche Sünden sind nicht zu verachten.

Petrus Damianus schreibt vom heiligen Bischof Severin, daß er einem Priester der Stadt Köln erschien, und zum Beweise seiner Schmerzen, demselben die Hand berührt habe, wodurch in dieselbe so eine Hitze kam, daß sie wie Wachs zerfloß und Nichts, als die dürren Knochen blieben. Nachdem sich der Priester ein wenig erholt, fragte er, warum Severin, ein so heiliger Bischof, so viel leide? Dieser sagte darauf, er habe zuweilen wegen vielen Hofgeschäften sein Brevier zerstreut gebetet.

Kleine Sünden sind nicht zu verachten.

Die heilige Kunigunde pflegte alle Nacht in Begleitung eines Kammermädchens in die Kirche zu gehen und zu beten, wobei sich die Kirchthüre von selbst öffnete. Einmal hat sie wegen sehr schlüpfrigen Weges einen Stecken aus dem Zaune eines Bauern genommen, um sich darauf zu stützen. Aber da wollte sich die Kirchthüre nicht öffnen. Sie sann nach, ob sie nicht Gott durch eine Sünde beleidiget habe, entdeckte aber Nichts, als Unschuld. Da sagte die Magd: Vielleicht ist dieß die Ursache, weil Ihr einen Stecken aus dem Zaune genommen habet? Die Magd mußte den Stecken zurücktragen und die Kirchthüre öffnete sich jetzt von selbst wieder.

Gott läßt manchen Menschen zu seiner ferneren größeren Heiligkeit in eine schwere Sünde fallen.

Der Vater des heiligen Romuald lebte im bittersten Haße mit einem Manne, den er zum Duell herausforderte. Romuald war Sekundant. Sein

Vater ermordete den Mann. Romuald, Zeuge des Mordes und Theilnehmer des Duells, war darüber so betroffen, daß er sich für mitschuldig hielt, die Flucht ergriff und sich in einem Kloster des heiligen Apollinar verbarg. Er beweinte dort diese Handlung. Durch die frommen Reden eines Bruders dieses Klosters entschloß er sich, der Welt zu entsagen, und ein Einsiedlerleben zu führen. Er stiftete hierauf den Kamaldulenserorden, und brachte auch seinen Vater zur Sühne seiner Sünde in die Einsiedelei.

Wer in Sünden lebt, der stirbt in Sünden.

Konrad, Bischof von Hildesheim, stand in der Nacht auf, um eine Predigt zu studiren. Er schlummerte etwas ein und hatte einen Traum. Er sah einen Prälaten in seinem geistlichen Anzuge vor dem Richterstuhle Gottes; er wurde von den Beisitzern examinirt, zum Tode verurtheilt, des Ringes, Stabes und der Pontifikalkleider beraubt und dem Henker übergeben. Darnach standen alle Beisitzer mit den Worten auf: Lasset uns Gutes thun, so lange wir Zeit haben! Der Bischof erwachte und suchte sich den Traum zu deuten. Beim Morgen brachte ein Bote die Nachricht vom Tode seines Herrn des Bischofs, der von hochadeligem deutschen Geblüte war, aber ein gottloses unsittliches Leben führte.

Auch unfreiwillige Sünden sind zu bereuen und abzubüßen.

Vulmar erzählt: Ein Fuhrmann hat zu Paderborn aus Unachtsamkeit ein Kind zu Tode gefahren. Der Fuhrmann, von jeher sehr gottesfürchtig, stellte sich selbst der Obrigkeit zur Abstrafung; diese fand aber in ihm keine Schuld. Der Fuhrmann legte sich diese Buße auf: Er nahm ein schweres Bild der Mutter Gottes und trug es auf seinem Rücken nach Rom, unterwegs seine Sünde überall mit vielen Thränen erzählend; er trug es auch wieder zurück nach Paderborn. Vor der Stadt ruhte er ein wenig aus und dankte Gott, daß er wieder glücklich angekommen sei. Als er das Bild wieder aufheben wollte, da fand er es wie Blei schwer und konnte es nicht forttragen. Die Leute liefen hinaus, das Bild blieb dort und es wurde darüber eine Kirche gebaut. Gott sah seine Buße wohlgefällig an.

Das öftere Bekenntniß der Sünden ist sehr heilsam.

Als der Magister Thomas Theologus zum Sterben kam, sah er den Teufel in einem Winkel des Zimmers kauern und fragte ihn: Was machst du hier, blutgieriges Thier? Sage, was dir am meisten schadet? Da der Teufel Anfangs nichts antwortete, beschwor er ihn kräftiger, worauf er sagte: Nichts schadet uns mehr, als die öftere Beichte, indem dadurch die Banden der Todsünden, womit wir die Seele gefesselt halten, zerbrechen.

Sünder.

Sünder bestrafen ein gutes Werk.

Es ist eine der neun fremden Sünden, das Böse nicht strafen und dagegen ein geistliches Werk der Barmherzigkeit, die Sünder bestrafen. Wie leicht ist dieses gute Werk! ein bescheidener Tadel, ein mürrischer, verachtender Blick, ein bedeutsames ernstes Schweigen, ein mißbilligendes Kopfschütteln ist oft schon hinreichend, besonders für solche, die noch Gefühl haben. Der Löwe selbst hat nicht nur Respekt vor dem Menschen, sondern kömmt in Verwirrung und schleicht sich davon, wenn dieser bei seiner Annäherung dreist stehen bleibt und ihn starr ansieht. Hast du Muth und Verstand, so tadle den Sünder; wo nicht, so zeige wenigstens deine Unzufriedenheit, deine Mißbilligung durch Blick, Miene, Geberde, Schweigen. Es wirkt wohlthätig abschreckend auf den Sünder.

Verstockte Sünder wollen Nichts von Gott und Religion hören, um nicht an ihre Verdammung erinnert zu werden.

Verstockte Sünder machen es wie der Strauß, wenn er gejagt wird. Dieser Vogel ist größer als ein Pferd, lebt in den Sandwüsten Afrikas und Arabiens, scheuet den Menschen und läßt im Laufen das beste Pferd hinter sich. Man setzt ihm zu Pferde nach. Wenn er endlich ermüdet und sieht, daß er dem nachsetzenden Jäger nicht mehr entgehen kann, weil er nicht mehr laufen mag; dann bohrt er seinen Kopf in den Sand, bleibt ruhig stehen und läßt sich mit Prügeln todtschlagen oder erschießen. Wenn er nur nicht den Jäger sieht, todtschlagen mag ihn dieser immerhin. Er könnte sich noch vertheidigen; ein einziger Schlag seines Schnabels streckt Jäger und Pferd zu Boden und mit einem Risse mittelst seiner Kralle reißt er dem Jäger und seinem Pferde den Bauch auf, daß die Gedärme herausfallen. Er aber läßt sich todtschlagen, bohrt seinen Kopf in den Sand und begnügt sich damit, die Gefahr, den Todfeind und seine Waffen nicht zu sehen. Gerade so machen es verstockte Sünder in Bezug auf die Gefahr der ewigen Verdammniß. Sie wollen Nichts davon hören, sie wollen nicht daran erinnert sein; darum meiden sie die Predigt. O ihr Straußmenschen! Ist es nicht vernünftiger, die Augen des Glaubens zu öffnen, die Hölle und das Gericht zu betrachten, die Gefahr der ewigen Verdammniß zu erwägen, als blind und taub dagegen sein?

Der bekehrte Sünder soll doppelt eifrig sein im Gutes thun.

Wenn im Herbst und Winter die Tage kurz werden, muß der Mensch sich sputen, um eine Arbeit zu Stande zu bringen; wenn die Mägde zu lange mitsammen plaudern, müssen sie sich beeilen durch doppelten Fleiß, um die Körbe zu füllen, und wenn sich die Sonne zum Untergange neigt, muß der Reisende schneller gehen und große Schritte machen, um sein Reiseziel zu erreichen. Ebenso muß auch der, welcher einen großen Theil seines Lebens in Sünden verlebte und sich wohl erst im Alter bekehrt, sich doppelt befleißen, die Sünde zu meiden, die Gnade zu bewahren, Tugenden zu üben und gute Werke zu thun.

Als Ebenbild Gottes verdient auch der Sünder Achtung.

König Amasit war von gemeinem Stande in einem Aufruhr zum König ernannt worden. Die Aegypter stießen sich daran. Hierin belehrte er sie auf eine bittere Weise. Er hatte ein goldenes Becken, worein man spuckte; aus diesem Becken ließ er ein Götterbild machen und aufstellen, wo es Alle verehrten. Sehet, sagte er, der Gott war vormals euer Spuckkasten. Vormals war ich dieses unreine Gefäß, aber jetzt als König bin ich das Bild und verdiene euere Verehrung. Als einfaches Ebenbild Gottes verdient der Mensch Achtung, auch wenn er sündigt, vorzügliche Achtung aber verdient der bekehrte Sünder als unbeflecktes Ebenbild Gottes. Als Ebenbild Gottes ist der Mensch Gold, beschmutzt als Sünder, rein als Büßer.

Einen Sünder, den Leiden nicht bessern, bessert kaum noch Etwas.

Manche Menschen leben so lange in der Sünde nach ihren Leidenschaften und Gelüsten, bis sie Gott durch ein Unglück oder eine Krankheit scharf züchtiget. Da versprechen sie Besserung; läßt aber Gott die Strafe enden, sind sie die alten Sünder. Sie gleichen den Schnecken, welche bei einer stärkern Berührung ihre Fühlhörner einziehen; hört aber die Berührung auf, so strecken sie sie noch viel weiter hervor, als früher; sie lassen es nicht. So manche Sünder. Diese bessert wohl kaum etwas Anderes.

Die Bekehrung des Sünders verlangt außer der Sinnesänderung noch eine Reinigung der Seele.

Hat sich Jemand lange Zeit einer Sünde hingegeben, so hat diese allen seinen Gedanken, Wünschen, Reden und Neigungen eine sündhafte Richtung gegeben und einen starken Hang zu der gewohnten Sünde hinterlassen. Diese Richtung, dieser Hang müssen erst nach der Bekehrung vollends ausgetilgt werden. Sie gleichen dem Unrathe der Würmer im Obste. Die Aepfel, in welchen Würmer gewesen, sind durchfressen; sind auch die Würmer als Käfer ausgeflogen, so bleibt doch ihr Unrath in den Aepfeln zurück.

Büßenden Sündern schenkt Gott Seine Gunst.

Katharina Vanini, von edlem Geschlechte in Siena geboren, zeichnete sich durch Schönheit aus und begab sich in die Stadt Rom, wo sie durch ihren ausschweifenden Lebenswandel so viel Aergerniß gab, daß Pabst Gregor XIII. sie aus Rom verwies. Als sie nach Siena zurückkam, verfiel sie in eine tödtliche Krankheit und ließ den Beichtvater rufen. Als dieser die Pracht ihres Zimmers sah, kehrte er um und sagte: Wo der Satan sein Prunkzimmer hat, kann Christus nicht eingehen. Diese Worte machten auf die Kranke einen so tiefen Eindruck, daß sie sich die schönen Haare abschnitt, ihre Habe den Armen gab und vom vierundzwanzigsten bis zum vierzigsten Lebensjahre ein strenges Bußleben führte. Gott schenkte ihr nicht nur viele Erleuchtungen und Tröstungen, sondern verherrlichte sie im Leben und im Tode durch außerordentliche Zeichen.

Große Sünder bekehrt Gott durch schreckliche Ereignisse.

Der heilige Norbert lebte, obwohl er zur niederen Geistlichkeit gehörte, am kaiserlichen Hofe ein lockeres Weltmannsleben. Eines Tages begab er sich zu Pferde, in Begleitung eines einzigen Dieners, auf ein Dorf in Westphalen. Er ritt langsam mitten durch eine unübersehbare Ebene dahin, als sich ein Gewitter zusammenzog, aus dem schwerer Donner rollte und die Blitze über seinem Haupte sich kreuzten. Fern von jedem Zufluchtsort und das Herz voll Furcht, ritt er im schnellsten Galopp. Aber in diesem Augenblicke schlug ein Blitz Pferd und Reiter zu Boden. Norbert blieb fast eine Stunde bewußtlos liegen; indessen kam er wieder zu sich selbst und von dieser Stunde an war Norbert ein anderer Mensch, indem er das haßte, was er geliebt, und das suchte, was er geflohen hatte; seine Seele kannte keine Grenzen der Buße mehr und bemühte sich, dem zu dienen, den er so lange verachtet hatte. Er wurde ein Heiliger.

Gott rechnet dem Sünder die Losschälung von der Welt als Buße an.

Arnulf von Majorka war einer der reichsten und angesehensten Herren der Provinz. Er lebte in Reichthum und Herrlichkeit, als er auf dem Zuge des heiligen Bernard eine Predigt anhörte, die den Schleier von seinen Augen zog. Von der Gnade gerührt und bis in's Innerste seiner Seele erschüttert, faßte er den Entschluß, sein Haus, seine Verwandtschaft, sein Vaterland zu verlassen und in's Kloster zu gehen. Aber seine Familie war zu zahlreich; seine Söhne und Brüder, sein Vermögen und die Ehre seines Hauses erheischten noch seine Gegenwart. Er hielt also seine Absicht geheim und verschob sie auf eine gelegenere Zeit. Die Zeit verfloß und Arnulf verwickelte sich noch mehr in die Bande der Welt. Eines Tages warf sich ihm ein armer Hirte zu Füßen und bat um Christi willen, ihn nach Clairvaux zu führen, um seine und Arnulf's Seele zu retten. Dieß war für ihn eine geheimnißvolle Mahnung; er brachte seine Angelegenheiten in Ordnung und zog mit dem Hirten, den ihm Gott gesendet, nach Clairvaux. Hier beichtete er unter Thränen dem heiligen Bernard die Missethaten eines langen Lebens. Der Mann Gottes verpflichtete ihn, im Orden auszuhalten und legte ihm zur Buße blos drei Vaterunser auf. Wie, ehrwürdiger Vater, rief Arnulf aus, meinen Sie es mit der Bekehrung eines unwürdigen Sünders nicht ernstlich? Gewiß, zehn Jahre Fasten und Abtödtung würden zur Sühnung meiner Verbrechen nicht hinreichen und Sie legen mir nur drei Vaterunser auf! Der Heilige antwortete ihm: Glauben Sie besser zu wissen, was ihnen nothwendig ist? — Gott behüte mich vor diesem Eigendünkel, entgegnete Arnulf; aber ich beschwöre Sie, verschonen Sie mich nicht in dem gegenwärtigen Leben, damit ich meine Seligkeit in dem zukünftigen finde! — Thun Sie das, was ich Ihnen sage, wiederholte der heilige Bernard, und thun Sie es mit Vertrauen, und wenn Sie die Last Ihres Lebens abgelegt haben, werden Sie zu Gott ohne eine andere Last und Schuld gehen. Diese

Antwort beruhigte Arnulf's Gewissen. Kurz darauf erkrankte er und empfing die letzte Oelung. Unter den heftigsten Schmerzen rief er immer fort: Herr Jesus, alle Deine Worte sind wahr. Er hat Jenen, die Allem entsagen, das Hundertfache in dieser Welt und das ewige Leben versprochen; ich erfahre jetzt, daß es wahr ist; die geistigen Tröstungen, die ich empfinde, übersteigen hunderttausendmal die Lust der Welt, die ich verlassen habe. Nachdem er diese Worte gesprochen, entschlief er süß und ruhig im Herrn. So ging das Wort des heiligen Bernard in Erfüllung. Mittelst der Losschälung von der Welt hat er für alle seine Sünden genügende Buße gethan.

Kein noch so tief gefallener Sünder darf an Vergebung verzweifeln, wenn er Buße thut.

Der Apostel Johannes bemerkte zu Ephesus unter der Menge einen Jüngling von einnehmender Gestalt, welchen er bei seiner Abreise dem Bischof zur Erziehung übergab. Der Bischof nahm ihn in sein Haus, unterrichtete ihn, leitete ihn zur Ausübung christlicher Tugenden an und ertheilte ihm die Taufe und Firmung. Da der Bischof nun glaubte, daß er für den Jüngling Nichts mehr zu fürchten habe, überwachte er ihn mit weniger Sorgfalt. Zügellose Jünglinge benützten die Nachlässigkeit, um den jungen Christen zu verführen und es gelang ihnen allmählig, ihn in ihre Gesellschaft zu locken. Bald vergaß der Jüngling die Lehren des Christenthums. Verbrechen auf Verbrechen häufend erstickte er die Vorwürfe seines Gewissens und ging zuletzt so weit, daß er sich an die Spitze einer Räuberbande setzte, unter welcher er der verwegenste und grausamste wurde. Einige Zeit nachher kam der Apostel wieder nach Ephesus und fragte nach dem Jüngling. Er ist gestorben, antwortete der Bischof seufzend. Welches Todes ist er gestorben? — Er ist Gott abgestorben, entgegnete der Bischof, er ist ein Räuber geworden und lebt mit seinen Raubgesellen im Gebirge. Bei diesen Worten stieß der Apostel einen tiefen Seufzer aus, verlangte ein Pferd und einen Führer und begab sich auf's Gebirge. Als ihn die Wache der Räuber anhielt, verlangte er zu ihrem Hauptmann geführt zu werden. Als der Räuberhauptmann den heiligen Johannes erkannte, floh er vor Scham und Verwirrung. Der Apostel eilte ihm aber ungeachtet seiner Schwäche nach und rief ihm zu: Mein Sohn! warum entfliehst du deinem Vater? Habe Mitleid mit mir! Verzweifle nicht an deinem Heile! Ich werde bei Jesus Christus für dich bürgen! Bei diesen Worten warf der Jüngling seine Waffen weg, er zitterte und zerfloß in Thränen, er flehte um Vergebung für so viele Vergehen und verbarg seine durch so viele Schandthaten befleckte Hand. Der Apostel küßte ihn und führte ihn mit Freude zur Kirche zurück.

Zur Bekehrung der Sünder trägt das gute Beispiel mächtig bei.

Alle Uhren in einer Stadt richten sich nach der Hauptuhr; das an ein großes Schiff angebundene Schiffchen fährt denselben Weg; so hat auch das gute Beispiel große Kraft zur Bekehrung der Sünder. Im Königreich Spanien

steht in der Stadt Toledo ein Kloster, welches einen großen Schatz an Gold, Silber und Edelsteinen besitzt. Ein Hauptdieb war begierig, jenen Schatz zu entwenden, konnte aber wegen der Wachsamkeit des Sakristans sein Vorhaben nicht ausführen. Da verfiel er auf eine List. Er bat um Aufnahme in das Kloster und wurde wirklich eingekleidet. Er beobachtete die Regel pünktlich, konnte aber sein Vorhaben noch nicht ausführen. Mittlerweile betrachtete er das heilige und bußfertige Leben der Mönche und dieses Beispiel wirkte so stark auf ihn, daß er sein böses Vorhaben fahren ließ, ein heiliges Leben führte und als ein Heiliger starb. (Chronik des Ordens St. Hieronymi. Prato fiorito P. 2. fol. 194.)

Der priesterliche Eifer, Sünder mit Gott zu versöhnen, mit hohen Gnaden belohnt.

Pater Martinus, aus dem Augustinerorden und Missionär in Japan, stand mit einer Hand bereits an eine Säule gebunden, wo er sollte verbrannt werden; da trat ein Christ herbei, um ihm zu beichten; Martinus machte sich los, hörte seine Beichte und trat wieder zur Säule; aus derselben Ursache kam ein zweiter und bald darauf ein dritter, welche beichten wollten. Er willfahrte ihrer Bitte. Hierauf gab er mit fröhlichem Gemüthe seinen Geist in den Flammen auf. Während der Marter umgab ein großer Glanz sein Haupt. — Pater Franziskus a Jesu aus demselben Orden, ebenfalls Missionär in Japan, kleidete sich als Sklave und bot Obst und Früchte feil, um Anlaß zu haben, von Jesus zu reden. Einst hörte er, daß ein spanisches Schiff im Hafen angekommen und daß der Schiffskaplan krank darnieder liege. Unter dem Vorwande des Früchtenverkaufes gelangte er zum kranken Priester, gab sich ihm zu erkennen und hörte seine Beichte. Zur Belohnung seines Eifers, Sünder mit Gott zu versöhnen, offenbarte ihm Gott seinen nahen Martertod, der auch in wenigen Tagen erfolgte. Es war nämlich das Wasser, welches ihm bei der Messe auf die Finger gegossen wurde, zu Blut geworden. (Carlo Greg. Rosignoli della Compagnia di Giesu. Cent. Terza. fol. 419.)

Maria, die letzte Zuflucht der Sünder.

Theophilus war Archidiakon der Kirche zu Adanad, einer Stadt in Cilicien, und genoß so allgemeine Achtung, daß das Volk ihn zum Bischof verlangte, was er aber aus Demuth ausschlug. Später ward Theophilus verläumdet und deßhalb seiner Stelle entsetzt, was ihm so wehe that, daß er, von der Leidenschaft aufgeregt, sich zu einem jüdischen Schwarzkünstler begab, der ihm eine Zusammenkunft mit dem Teufel verschaffte, damit dieser ihm in seinem Unglücke helfe. Der Teufel machte zur Bedingung, daß Theophilus Jesum und Maria verläugnen und die Abschwörungsformel eigenhändig unterzeichnen müsse, welche schändliche Bedingniß Theophilus auch erfüllte. Am folgenden Tage erkannte der Bischof das Unrecht und setzte ihn in sein Amt wieder ein. Indeß weinte Theophilus fortwährend wegen Gewissensbissen. Vierzig Tage rief er

in einer Kirche zu Maria um Hilfe, welche ihm die Schrift wieder verschaffte, worauf er nach drei Tagen mit Jesus ausgesöhnt starb. St. Liguori.

Ein Jüngling, dessen Vater früh gestorben war, wurde von seiner Mutter an den Hof eines Fürsten geschickt. Weil die Mutter eine große Verehrerin der allerseligsten Jungfrau war, so ließ sie sich vor seiner Abreise das Versprechen geben, alle Tage ein Ave Maria zu beten und am Schlusse die Worte beizufügen: Stehe mir bei, gebenedeite Jungfrau, in der Stunde meines Todes. Nachdem der Jüngling bei jenem Fürsten angelangt war, gab er sich in kurzer Zeit so sehr seinen Leidenschaften hin, daß er vom Hofe fortgeschickt wurde. Nun wußte er nicht, wie er sich seinen Lebensunterhalt verschaffen sollte; er entschloß sich also aus Verzweiflung, ein Straßenräuber zu werden. Jedoch in all' dieser Zeit unterließ er nicht, sich täglich Mariä auf die Weise anzuempfehlen, wie es ihn seine Mutter gelehrt hatte. Nachdem er sein gottloses Handwerk eine Zeit lang getrieben, wurde er gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Als er nun im Gefängnisse war und am folgenden Tage hingerichtet werden sollte, da dachte er noch einmal über die Schande nach, die er sich zugezogen, an den Schmerz seiner Mutter und an den Tod, der seiner wartete; er weinte bitterlich, ohne sich beruhigen zu können. Als der Teufel ihn so traurig sah, erschien er ihm in Gestalt eines Jünglings und versprach ihm Rettung, wenn er Christum und die Sakramente absage; der Jüngling that es. Darauf sollte er auch Maria verläugnen und ihrem Beistande entsagen. Das werde ich nie thun; versetzte der Jüngling, worauf er sein bekanntes Ave Maria und Gebet verrichtete. Bei diesen Worten verschwand der Teufel. Der Jüngling war wegen der großen Sünde der Glaubensverläugnung sehr betrübt, er wandte sich deßhalb an Maria und Maria erflehte ihm die Gnade, seine Sünden bereuen und beichten zu können. Als er nun zur Richtstätte geführt wurde, kam er an einer Muttergottesstatue vorbei, welche er mit seinem Gebete begrüßte. Hierauf bat er um die Erlaubniß, die Statue küssen zu dürfen; die Gerichtsdiener wollten es Anfangs nicht zugeben, weil aber das Volk unruhig wurde, gewährten sie seine Bitte. Als der Jüngling die Füße der Mutter Gottes küßte, streckte die Statue den Arm aus, nahm den Jüngling bei der Hand und hielt ihn so fest, daß es nicht möglich war, ihn loszureißen. Da hörte man von allen Seiten den Ruf: Gnade, Gnade! worauf der Verbrecher freigesprochen wurde. Der Jüngling kehrte hierauf in sein Vaterland zurück, führte ein sehr christliches Leben und bewahrte immer eine innige Liebe zu Maria, die ihn vom zeitlichen und ewigen Tode gerettet hatte. St. Liguori.

Beatrix, Nonne im Kloster Fontevrault, ward von leidenschaftlicher Liebe zu einem Jünglinge hingerissen und beschloß, mit demselben die Flucht zu ergreifen. Eines Tages also begab sie sich vor das Bild Mariä, legte den Schlüssel der Klosterpforte vor demselben nieder, denn sie war Pförtnerin, und verließ das Kloster. Sie begab sich in ein fremdes Land, wo sie endlich so tief in Sünden versank, daß sie eine öffentliche Hure wurde und dieses sündhafte Leben fünfzehn Jahre lang führte. Eines Tages begegnete sie dem Rent-

meister des Klosters, und da sie meinte, er werde sie nicht erkennen, fragte sie ihn, ob er wohl die Schwester Beatrix gekannt habe? Ich kenne sie gar wohl, erwiederte Jener, sie ist eine heilige Klosterfrau und ist gegenwärtig Novizenmeisterin. Bei diesen Worten ward Beatrix ganz verwirrt und erschrocken, da sie nicht wußte, wie das nur möglich sei. Um der Wahrheit auf den Grund zu kommen, verkleidete sie sich und begab sich in's Kloster. Sie ließ Schwester Beatrix rufen und siehe, die allerseligste Jungfrau erschien ihr, mit denselben Gesichtszügen, wie jenes Bild, vor dem sie die Schlüssel niedergelegt hatte, und sprach hierauf: Wisse, Beatrix, daß ich, um deine Schande zu verbergen, deine Gestalt angenommen und daß ich statt deiner die fünfzehn Jahre, die du fern vom Kloster und von Gott zugebracht, dein Amt verwaltet habe. Kehre in's Kloster zurück, meine Tochter, und thue Buße, denn mein Sohn erwartet dich noch; suche nun durch einen heiligen Lebenswandel den guten Namen, den ich dir erlangt habe, zu bewahren. Nachdem sie das gesagt hatte, verschwand sie. Hierauf kehrte Beatrix in's Kloster zurück, zog die Ordenskleider wieder an und voll Dankbarkeit gegen solch' eine Barmherzigkeit Mariä, lebte sehr heilig und erzählte in ihrer Todesstunde, was ihr geschehen sei, damit Maria dadurch verherrlicht werde. St. Liguori.

Die Sünder leben in der Verblendung fort, bis ihnen in der Hölle die Augen aufgehen.

Die Sünder leben in der Verblendung ihrer Leidenschaften fort bis zum Tode, aber in der Hölle werden ihnen die Augen aufgehen, wie einst den Syrern. Alle Pläne des syrischen Königs verrieth der Prophet Elisäus dem König von Israel, der sie vereitelte. Das ärgerte den König von Syrien; er schickte ein Heer nach Dothan, um den Propheten zu fangen. Dieser aber schlug sie mit Blindheit, daß sie ihn nicht erkannten; vielmehr bot er sich an, sie zu führen; sie folgten ihm und er führte sie mitten in die Stadt Samaria. Als nun die Verblendeten in der feindlichen Stadt gefangen waren, öffnete der Prophet ihre Augen und sie erkannten mit Schrecken, daß sie nicht entrinnen könnten. Großmüthig ließ sie der Prophet speisen und heimziehen. Sie kamen nicht wieder. So blind leben die Sünder fort; so werden sie mit Schrecken sehen, daß sie in der Hölle sind und daß daraus kein Entrinnen sei.

Die beste Betrachtung für große Sünder ist: die Hölle und das Leiden Christi.

Im zwölften Jahrhundert lebte in Florenz eine Frau mit Namen Benedicta. Sie führte ein schändliches Leben. Aus bloßer Neugierde hörte sie eine Predigt des heiligen Dominicus, die Gnade Gottes rührte ihr Herz, sie begab sich weinend zu ihm in den Beichtstuhl. Dominicus gab ihr die Lossprechung und befahl ihr, den Rosenkranz zu beten. Die Gewohnheit zu sündigen war bei ihr zu stark, sie kehrte zu ihrem früheren Lebenswandel zurück. Gott ließ sie nun in einem Gesichte alle jene Seelen sehen, an deren Verdammniß sie Schuld war, zugleich ließ er sie in einem Buche alle ihre Sünden lesen. Sie

wendete sich an Maria, welche ihr eine Frist zu ihrer Bekehrung erflehte. Sie besserte sich wirklich. Nach langer Buße bat sie Maria, ihren göttlichen Sohn zu bitten, daß er ihre Sünden in jenem Buche auslösche, sie versprach ihr zugleich, ihre Sünden fortwährend zu beweinen. Maria sagte ihr: Sollen deine Sünden ausgelöscht werden, so mußt du immer eingedenk sein deiner Sünden und der geschenkten Gnade, mußt häufig des Leidens Jesu gedenken und dich überdieß erinnern, daß Viele um geringerer Sünden willen, als die deinigen sind, verdammt worden seien; worauf sie ihr offenbarte, daß ein Knabe um einer einzigen Sünde willen zur Hölle verworfen worden sei. Nach längerer Zeit war jenes Buch ausgelöscht und Maria ermahnte sie, von nun an Tugenden und gute Werke darin aufzuzeichnen. Das that Benedicta; sie lebte und starb heilig. St. Liguori.

Ein Sünder durch den Tod seiner Mitschuldigen bekehrt.

Armand Jean de Bouthillier de Rancé, geboren 1626 zu Paris, widmete sich mit vielem Erfolge den Wissenschaften und wurde früh mit geistlichen Pfründen überhäuft. Unter andern war er Domherr zu Notre Dame in Paris und Abt zu La Trappe in der Normandie. Er führte ein weltliches, sogar ausschweifendes Leben, bis Gottes Gnade ihn plötzlich bekehrte. Als er einst von einer Reise nach Paris zurückkehrte, und die Frau von Montbazon, seine Freundin, besuchen wollte, fand er beim Eintritt in's Zimmer ihr blutiges Haupt in einer Schüssel liegen. Sie war nämlich kurz vorher gestorben und man hatte ihr den Kopf ablösen müssen, weil der für sie verfertigte zinnerne Sarg zu kurz ausgefallen war. Dieser Anblick erschütterte den gefühlvollen Rancé so sehr, daß er auf der Stelle beschloß, sein übriges Leben der strengsten Buße zu widmen. Er gab all sein Vermögen, dreimalhunderttausend Livres, dem Hotel-Dieu in Paris, legte alle seine Pfründen nieder bis auf die Abtei La Trappe und nachdem er die Mönchsgelübde abgelegt, bezog er die schauerliche Einöde La Trappe und stiftete den äußerst strengen Orden der Trappisten.

Das Gebet für Bekehrung der Sünder vermag sehr viel.

Der heilige Einsiedler Abraham hatte seine Nichte bei sich wohnen und erzog sie heilig. Leider wurde das Mädchen verführt, ging in die Welt und lebte in einem Gasthause als Buhldirne. Da Abraham eifrig für sie betete, tröstete ihn Gott durch ein Gesicht. Er sah einen ungeheueren Drachen, sein Aussehen war schrecklich, sein Pfeifen entsetzlich. Dieser kam irgendwo heraus, kroch zur Zelle, fand da eine Taube, verschluckte sie und kroch wieder in seine Höhle zurück. Nach zwei Tagen sah er den nämlichen Drachen zu seiner Zelle kommen, den Kopf unter seinen Fuß legen und dann zerplatzen; die Taube aber, die derselbe vorher verschluckt hatte, war noch lebendig in dessen Bauche; da streckte er seine Hand darnach aus und bekam sie lebendig wieder. Die zwei Tage bedeuteten zwei Jahre, so lange führte seine Nichte ein unlauteres Leben, wie in dem Bauche des wilden Drachen; mit diesem Gesichte ermahnte ihn Gott, eifrig um die Bekehrung seiner Nichte zu beten. Der heilige Mann ließ

diese Zeit nicht ab, Tag und Nacht für sie zu beten. Und sein Gebet erflehte ihr die Gnade der Bekehrung; nach zwei Jahren konnte er sie bekehrt wieder in seine Zelle zurückführen. Das wäre nicht der Fall gewesen, wenn er nicht so eifrig für sie gebetet hätte.

Kein bußfertiger Sünder darf verzweifeln.

Ein Soldat fragte einst einen Altvater, ob Gott den Bußfertigen aufnehme? Dieser antwortete ihm nach mehreren erbaulichen Reden endlich: Sag mir, mein Lieber, wenn dein Mantel zerrissen ist, wirfst du ihn deßhalb weg? Der Soldat sprach: Nein, sondern ich lasse ihn ausbessern, und trage ihn dann wieder. Da fuhr der Altvater fort: Wenn du also für dein Gewand so viel Schonung hast, wie soll Gott Seinem Ebenbilde nicht verzeihen?

Man soll keinen Sünder verachten; denn er kann sich noch bekehren.

Zwei Altväter reisten von Aegä nach Tharsus und kamen in eine Herberge, um dort auszuruhen, da eben Sommer war. Dort trafen sie auf göttliche Zulassung drei Jünglinge, die eine Buhlerin bei sich hatten. Die Altväter setzten sich an einen abgesonderten Platz und einer aus ihnen zog sein Evangelienbuch heraus und fing an zu lesen. Als dieß die Weibsperson sah, ging sie von den Jünglingen weg zum Altvater hin und setzte sich an seine Seite. Dieser aber hieß sie weiter gehen und sagte zu ihr: Du bist sehr unverschämt, du Unselige! daß du dich nicht scheuest zu uns zu kommen und hier niederzusitzen. Sie aber antwortete: Ich bitte dich, wolle mich nicht verachten und verstoßen; denn wenn ich auch voll Sünden bin, so hat selbst Jesus Christus, unser Herr und Heiland, die öffentliche Sünderin, welche zu ihm kam, nicht von sich gewiesen. Der Altvater versetzte: Aber jenes Weib gab ihr sündhaftes Leben auf und bekehrte sich. Da sprach die Buhlerin: Ich hoffe durch den Sohn Gottes, daß ich von heute an dieses mein Sündenleben ebenfalls verlassen werde. Hierauf verließ sie die Jünglinge und alle ihre Habe und folgte jenen Altvätern; diese aber schickten sie in das Kloster bei der Stadt Aegä. Sie wurde mit großem Verstande von Gott begabt und hieß Maria.

Die größten Sünder können durch Buße große Heilige werden.

Bei Hermopolis hielt sich ein Räuber auf, Namens David, welcher sehr viele Leute geplündert, Mehrere auch getödtet und unzählige Uebel verübt hat so daß hinsichtlich der Grausamkeit Niemand mit ihm verglichen werden konnte und sein Name überall berüchtigt war. Eines Tages, als er sein Räuberhandwerk mit mehr als dreißig Gesellen trieb, ging er plötzlich in sich und wurde über seine begangenen Schandthaten zerknirscht; daher verließ er seine Gefährten und ging in ein Kloster. Als er an der Pforte klopfte, trat der Pförtner heraus und fragte, was er wolle? Der Räuber antwortete: Ich will ein Mönch werden. Der Pförtner hinterbrachte dieß dem Abte. Dieser kam an die Pforte

und als er sah, daß Jener schon ziemlich alt sei, sprach er zu ihm: Ich kann dich nicht aufnehmen, denn du kannst unsere strenge Lebensart nicht ertragen. Der Räuber bat und sprach: Ich will gerne Alles thun, nur nimm mich jetzt auf! Als der Abt bei seinem Ausspruche beharrte, sprach der Räuber: Wisse denn, ich bin der Räuberhauptmann David und komme deßwegen hieher, um meine Sünden zu beweinen; wenn du mich aber nicht aufnehmen willst, so schwöre ich dir bei Gott im Himmel, daß ich wieder zu meinem vorigen Gewerbe zurückkehren, mit meinen Gesellen euch Alle umbringen und euer ganzes Kloster von Grund aus zerstören werde. Nach diesen Worten nahm ihn der Abt in's Kloster auf, schor ihm das Haupt und gab ihm den Ordenshabit. Darauf begann dieser alte Noviz sich im geistlichen Leben zu üben und übertraf alle Brüder im Kloster in der Enthaltsamkeit, in der Demuth und im Gehorsam, so daß er Alle erbaute und ihnen ein Vorbild der Tugend und Heiligkeit wurde. Eines Tages, da er in seiner Zelle saß, wurde ein Engel zu ihm gesendet, der sprach: David, David! Gott hat dir deine Sünden nachgelassen; von nun an wirst du Zeichen und Wunder thun. David antwortete: Ich kann unmöglich glauben, daß mir Gott alle meine schweren Sünden, welche zahlreicher sind, als der Sand am Meere, in so kurzer Zeit nachgelassen habe. Der Engel versetzte: Sowie Zacharias stumm wurde, weil er nicht glaubte, ebenso wirst auch du von nun an verstummen. David warf sich zu Boden und sagte: Als ich noch in der Welt lebte, die größten Schandthaten verübte und Menschenblut wie Wasser vergoß, konnte ich reden; und jetzt, da ich Gott dienen und Sein Lob verkünden möchte, willst du mich der Sprache berauben? Der Engel antwortete ihm: Während des Psalmengebetes im Chore sollst du reden, außer demselben aber wirst du ganz stumm sein. Also geschah es auch, und Gott wirkte durch ihn gar viele Wunder. Er konnte die Psalmen singen, außerdem aber kein Wort reden.

Wir sollen nicht die ewige Verdammniß über die Sünder herabwünschen.

Einst geschah es, daß der Mönch Demophiles, vom ungestümen und falschen Eifer beseelt, einen Sünder, den er im Beichtstuhle knieen sah, aus der Kirche jagte. Dionysius als Bischof wies ihn wegen dieses Benehmens zurecht und erzählte ihm ein denkwürdiges Ereigniß, das seinem Schüler Carpus, einem heiligen Priester, widerfahren. Einmal geschah es, daß ein Ungläubiger einen Christen verführte und um seine Unschuld brachte. Das ergriff den guten Carpus so sehr, daß er Gott bat, einen Blitz vom Himmel zu schleudern, um diese Bösen zu vertilgen. Ungehalten legte er sich nieder. Da war es ihm, als spalte sich das Haus, als thue sich der Himmel auf und als steige Jesus als Feuersäule hernieder, um alle Sünder zu verderben. Auch sah er die zwei Unglücklichen aus dem Abgrunde empor steigen, die Füße mit Schlangen umwunden. Voll Freude, daß diese Sünder gestraft werden, sah er, wie der Heiland die giftigen Schlangen von ihren Füßen loswindet. Diese Milde des Herrn überraschte ihn; er staunte aber noch mehr, als der Heiland zu ihm

sprach: Schlage mich, Carpus, wenn du willst, und lasse deinen Zorn über mich aus; ich bin bereit, deine Streiche zu empfangen und selbst ein zweites Mal für die Menschen zu sterben. Was ich verlange, ist nicht, daß sie gestraft werden, sondern daß sie aufhören zu sündigen und die ewigen Strafen zu verdienen. Dieß genügte, den guten Priester gegen Sünder milder zu stimmen.

Jeder erkrankte und wieder genesende Sünder soll seine Genesung zur Buße verwenden.

Der heilige Mutius besuchte einst seine Brüder und fand einen krank. Als er sah, daß er sich im Gewissen vor dem Tode ängstige, sagte er zu ihm: Warum, mein Sohn, bist du nicht vorbereitet zur Abreise in die Ewigkeit? Dein Gewissen klagt dich der Nachlässigkeit an. Hierauf sagte der Sterbende: Ich bitte dich, Vater, bitte Gott für mich, daß Er mir nur noch eine kurze Zeit zur Buße verleihen wolle, damit ich mein Leben bessern möge. Mutius sprach zu ihm: Jetzt forderst du Zeit zur Buße, da die Zeit deines Lebens zu Ende geht? Was thatest du die ganze Zeit deines Lebens? Konntest du deine Sündenwunden nicht heilen? Ja wohl Besserung! Bisher begingst du immer noch neue Sünden. Da er nicht aufhörte, zu bitten, sprach der Altvater zu ihm: Wenn du nicht ferner mehr Sünden auf Sünden häufest, so will ich Gott für dich bitten. Denn Er ist gut und langmüthig, und gewährt dir noch eine kurze Lebenszeit, daß du alle deine Sünden abtragen mögest. Als der Altvater zu Gott gebetet hatte, stand er auf und sagte: Siehe, drei Jahre hat dir der Herr in diesem Leben noch verliehen, aber nur, daß du aufrichtige Buße thuest. Und er nahm ihn bei der Hand und hob ihn vom Bette auf. Er stand auf und folgte dem Altvater ohne Verzug in die Wüste nach. Nach drei Jahren führte ihn Mutius in's Kloster zurück; er war jetzt mehr einem Engel als einem Menschen gleich, so daß ihn Mutius allen Brüdern als Muster der Buße vorstellen konnte. Als er noch redete, schlief jener Bruder ein und es stand nicht lange an, so entschlief er auf immer.

Unbußfertige Sünder von einem wilden Thiere beschämt.

Zu einem Altvater kam regelmäßig täglich zur Essenszeit eine Wölfin und bekam ein Stück Brod, worauf sie wieder ging. Einmal begleitete er einen Bruder. Die Wölfin kam, fand Niemanden und nahm sich selbst ein Brod aus dem Korbe. Die Wölfin kam nicht mehr, denn im Bewußtsein, ein Unrecht gethan zu haben, scheute sie sich. Dem Einsiedler that es leid um seine Kostgängerin und er betete zu Gott, daß Er die Wölfin wieder sende. Am siebenten Tage erschien sie vor der Thüre, zur Essenszeit. Man konnte es der Büßenden ansehen, daß sie sich schäme; denn sie wagte es nicht, näher zu treten, schlug beschämt und reuig die Augen zu Boden und bat gleichsam um Verzeihung. Diese Beschämung ging dem Einsiedler zu Herzen, darum hieß er sie näher kommen und streichelte ihr den Kopf; dann gab er ihr eine doppelte Portion. Nun legte die Wölfin alle Trauer ab und erschien wieder an der Thüre zur Essenszeit. Sehet, eine Wölfin erkennt das Vergehen des Diebstahls,

eine Bestie fühlt Reue und Beschämung im Bewußtsein ihres Fehltrittes. Und wie sie vorher traurig war, so ist sie jetzt dankbar und fröhlich im Gefühle der Verzeihung. Dieses Thier wird einst unbußfertige Sünder verdammen.

Auf das Gebet frommer Menschen schenkt Gott den Sündern gerne Zeit zur Buße.

Die heilige Hedwig war sehr mitleidig gegen die Gefangenen. Einmal wurde ein Verbrecher eingefangen. Der Herzog ließ ihn in aller Frühe hängen, bevor es Hedwig erführe, damit sie ihn nicht nach ihrer Gewohnheit losbitte. Als sie aus der Kirche kam, erfuhr sie die Hinrichtung, alsobald ging sie zum Herzog und erbat sich den Verurtheilten. Der Herzog, in der Meinung, daß er todt sei, sagte: Den kannst du haben, ich schenke ihn dir. Sogleich schickte Hedwig ihren Diener ab. Dieser weigerte sich, indem er sagte, er könnte nur einen Leichnam bringen. Er mußte den Gehenkten bringen. Als er den Strick durchschnitt, war er noch lebendig, und brachte ihn zur Herzogin. Auf ihr Gebet hat ihm Gott das Leben erhalten, damit er Buße thue. Daraus sieht man, wie gerne Gott auf das Gebet der Frommen den Sündern Zeit zur Buße schenkt.

Um Sünder zu bekehren, ist es gut, für sie zu büßen.

Unter den Reisegefährten auf dem Schiffe, worauf der heilige Franz Xaver nach Indien ging, befand sich ein Edelmann, der sich sogar rühmte, daß er nach Gott nichts frage und gar nicht an Ihn glaube. Der heilige Franz suchte seine Bekanntschaft zu machen und gewann seine Gunst durch heitere Gespräche. Sobald aber der Heilige von Gott oder vom Seelenheile redete, bekam er nur Spottreden zur Antwort; manchmal gerieth er so in Zorn, daß er die Religion lästerte und schwur, nie beichten zu wollen. Franz ließ sich nicht irre machen. Einmal gingen sie in einen Wald spazieren. Hier entblößte der Heilige seine Schultern und geißelte sich mit Dornen blutig. Dabei sagte er zum Edelmanne: Das thue ich dir zu lieb und möchte noch unendlich mehr für dich thun; aber auch das Schmerzlichste ist Nichts gegen das, was Jesus Christus für dich gethan hat. Ihm hast du unendlich viel gekostet. Vermag dieß Alles nicht, dein Herz zu rühren? Dann sah er zum Himmel auf und sagte: Siehe an, o Heiland, Dein eigenes anbetungswürdiges Blut und erbarme Dich unser! Der Edelmann war erstaunt und tief beschämt. Ueberwältigt von dieser Liebe, warf er sich dem Heiligen zu Füßen und bat ihn um des Himmels willen, mit dem Geißeln aufzuhören, er wolle gewiß alle seine Sünden beichten und sein Leben ändern. Der Edelmann hielt Wort; im Walde noch beichtete er dem heiligen Franz mit großer Reue die Sünden seines ganzen Lebens und wurde dann ein wahrhaft gottesfürchtiger Christ.

Ein Sünder durch den Teufel bekehrt.

Ein Kurator der päpstlichen Güter in Rom war schwer krank. Dieser Mann hatte eine große Sündenlast auf dem Herzen. Von Gewissensbissen und

Schmerzen der Krankheit gequält, seufzte er laut; doch verlangte er mehr nach der Gesundheit des Leibes, als der Seele. Die Kapuziner salbten ihn mit dem Oele, welches aus dem Grabe des heiligen Bruders Felix floß. Hierauf schlummerte er ein; da erschien ihm der Satan in schrecklicher Gestalt, und verlangte seine Seele; da der heilige Schutzengel widersprach, las der Teufel alle Sünden und Laster des Kranken aus einem Buche ab; der Kranke konnte Nichts einwenden. Jetzt erschien der heilige Felix und nahm ihn in Schutz. Hierauf erwachte der Kranke, der Satan stürzte eilig zum Fenster hinaus; im nämlichen Augenblicke war er von allen seinen Schmerzen befreit, ließ alsbald den Priester rufen, beichtete ihm reumüthig alle seine Sünden, ward vollständig gesund und begann ein neues, frommes Leben.

Für die Sünder beten und büßen, ist Gott sehr angenehm.

Zur Zeit der heiligen Lutgardis trieben die ketzerischen Albigenser, welche Feinde Christi und der allerseligsten Jungfrau waren, weit und breit ihr Unwesen. Da erschien ihr eines Tages Maria, große Trauer im Angesichte. Erschrocken fragte die Heilige mit großer Bekümmerniß die Mutter Gottes, warum sie so betrübt und traurig sei, da sie doch sonst so holdselig wäre? Maria antwortete: Mein Sohn wird abermals von den Ketzern verhöhnt und gekreuzigt; darum weine, bete und faste sieben Jahre lang, damit meines Sohnes Zorn sich mindere, womit Er die Welt bedroht. Sie fastete sieben Jahre bei Brod und Bier unter beständigem Weinen und Beten; blieb aber kräftig und gesund. Nachdem die sieben Jahre um waren, befahl ihr Gott auf's Neue, noch sieben Jahre bei Brod und Kräutern für alle Sünder zu fasten. Der Heiland erschien ihr und ermunterte sie zu dieser Buße für die Sünder, um den entbrannten Zorn Gottes wider sie abzuwenden.

Für die Sünder büßen, trägt zu ihrer Bekehrung bei.

Wie groß die Nächstenliebe des heiligen Ignatius gewesen, wie viel er that, um Seelen für Gott zu gewinnen, davon ein Beispiel. Eines Tages wollte er einen Wüstling bekehren, der zu dem Orte seines sündhaften Umganges bei einem Teiche vorbeigehen mußte. Es war Winter, der Teich gefroren. Aber der Heilige stellte sich in den Teich und wartete auf den Sünder. Und als dieser vorbeiging, rief er ihm zu: Wo gehst du hin, Unglücklicher? Hörst du nicht den Donner, der da herrollt über dein Haupt? Siehst du nicht das Schwert der göttlichen Rache, das gegen dich bereits gezückt ist? Gehe hin, sündige, ich werde für dich hier leiden und büßen, um den Zorn Gottes zu besänftigen. Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf den Sünder, daß er umkehrte und sich bekehrte. — Die selige Katharina von Raconisi trug eine solche Liebe zu ihren Nebenmenschen, daß sie Jesus bat, Er möge alle Strafen, welche die Welt wegen ihrer Sünden verdient hat, ihr auflegen. Auch verlangte sie nach dem Martertod, wenn Er nur den Sündern Barmherzigkeit und Vergebung angedeihen lassen möchte. Unaufhörlich betete, weinte, büßte sie für die Sünder.

Gott ist großmüthig gegen die Sünder.

Der heilige Johannes der Almosengeber sagte oft: Wenn wir die Barmherzigkeit und Güte Gottes gegen uns recht ernstlich betrachten und überdenken möchten, so würden wir die Augen nicht zum Himmel erheben, sondern beschämt zu Boden schlagen. Abgesehen, daß er uns als Schöpfer in's Dasein rief und als Erlöser durch sein eigenes Blut vom Tode erlöset und zum Leben wiedergeboren hat; abgesehen davon, daß Er den Himmel und die Erde dem Dienste der Menschen unterworfen hat; so vernichtet Er auch jetzt die Sünder nicht, sondern wartet langmüthig und geduldig zu; und wenn wir ihn auch lästern, so gibt Er uns doch zu unserem Lebensbedarf Regen vom Himmel. Wie viele Uebelthäter, die dahin gehen, um zu morden und zu plündern, nimmt Er in Schutz, daß sie nicht eingefangen und bestraft werden! Wie viele Seeräuber, die auf dem Meere weilen, um Schiffe zu berauben und die darauf befindlichen Menschen zu morden, läßt Er nicht in das Meer versinken und befiehlt dagegen dem Meere, daß es sie nicht verschlinge, indem er auf die Bekehrung von ihren Sünden wartet! Wie Viele entehren sein heiliges Fleisch und Blut und Er läßt es geschehen und handelt großmüthig, ohne ihnen etwas Uebles widerfahren zu lassen! Wie viel gibt es Straßenräuber und Er gibt sie nicht den wilden Thieren zum Fraße, welchen sie aufstoßen! Wie viele Diebe beschützt Er, damit sie nicht von den wachenden Hunden oder von Menschen umgebracht werden! Während die Unzüchtigen und Säufer unzüchtige Reden führen, treibt sich die Biene herum und umflattert die Blumen, um ihren Mund süß zu machen, der so schändliche Worte redet! Die Traube beeilt sich, zur Reife zu kommen, um Mund und Herz zu erfreuen, das gegen seinen Schöpfer schon so oft gesündigt. Die Blumen thun es einander zuvor, um die Augen zu ergötzen, welche fremden Weibern zur Sünde winken. Der Obstbaum beeilt sich, um Mund und Hand mit seinen Früchten zu füllen, die ein fremdes Weib berühren und küssen. Solche Werke verüben wir und solche großmüthige Vergeltungen empfangen wir vom gütigen Gott!

Die Bekehrung verschieben ist gefährlich für Sünder.

Zu Toledo gab ein Domherr öffentliches Aergerniß durch seinen lasterhaften Wandel, indem an ihm nichts Geistliches war, als das Kleid. Oeftere Ermahnungen vermochten Nichts, die göttlichen Einsprechungen besserten ihn nicht. Da wurde er tödtlich krank. Ein Priester ermahnte ihn zur Beichte. Es ist noch Zeit, entgegnete er. Der Priester betete für ihn um die Gnade der Reue. Da löste das Kruzifix seine Hände los, verstopfte sich die Ohren und sprach: Ich habe dich gerufen und du hast dich geweigert; so will nun auch ich zu deinem Untergange lachen. So starb er. (Promontorium malae spei.)

Priester und Beichtväter sollen die Sünder ohne Scheu zurechtweisen.

Kaiser Rudolph I., deutscher Kaiser, wählte Friedrich, einen frommen Mann zum Bischof zu Utrecht, lud ihn zur Tafel und gebot ihm, weder Großen

noch Niederen Etwas durch die Finger zu sehen, sondern ohne Scheu zu strafen. Bei der Tafel kamen in einer Schüssel Fische an die Ordnung. Da fragte der Bischof den Kaiser, welches das beste Stück sei? Dieser antwortete: Ohne Zweifel das Kopfstück. So fange ich auch beim Haupte an: Eure Majestät haben wider Gott und Gewissen gehandelt, daß Sie die Judith, Ihre nächste Verwandte, geheirathet haben. Dem Kaiser schnupften zwar diese Worte in die Nase; da er aber selbst den Bischof zur Freimüthigkeit ermahnt hatte, that er auch nach dessen Worten. (Hist. German.)

Zu große Nachsicht gegen Sünder ziehet diesen und ihren Beichtvätern die Verdammniß zu.

Ein Edelmann ging zwar wie Andere zur Beichte, aber wie der Mohr in's Bad und als solcher wieder heraus. Dazu trug viel die allzugroße Nachsicht des Beichtvaters bei. Nicht lange darauf starb der Edelmann. Bald hernach erschien er seinem Weibe in schrecklicher Gestalt, von einem Andern auf dem Rücken getragen. Wer bist du? fragte endlich die vor Furcht erstarrte Frau. Ich bin die Seele deines verstorbenen Mannes, antwortete er, und der mich trägt, ist mein Beichtvater. Wir Beide sind verdammt; ich, weil ich wohl öfters beichtete, aber nie mit dem festen Vorsatze, mich ernstlich zu bessern; mein Beichtvater, weil er wohl gewußt, daß ich von meiner alten Gewohnheit nicht abstehe und gleichwohl mich von den Sünden absolvirt hat. (Chrysost. Vega. p. 2. c. 14.)

Sünder mit Thoren verglichen in einem Gesichte.

Gott zeigte dem heiligen Arsenius in einem Gesichte die verschiedenen Arten von Sündern. Er sah einen Mann mit einem Siebe am Flusse stehen, um Wasser zu schöpfen; da das Sieb durchlöchert war, lief das Wasser wieder ab. Darauf sah er zwei Menschen zu Pferde, welche eine lange Stange trugen und mit derselben in ein Haus hinein wollten. Da sie jedoch die Stange quer gegen die Thüre trugen und nicht der Länge nach und nicht hinter einander eintraten, so erreichten sie ihren Zweck nicht. Dann sah er Einen Holz fällen und einen ungeheueren Bündel davon zusammen schnüren, den er nicht erheben konnte; statt die Bürde zu vermindern, legte er immer noch mehr Scheiter zu und machte die Last immer schwerer. Dieser Letzte sinnbildet, sagte ihm Gott, jene Sünder, welche nie Buße thun und zu den alten Sünden immer neue fügen. Die mit der Stange sind die Hoffärtigen, die Unversöhnlichen, die sich nicht demüthigen, nicht nachgeben wollen. Der mit dem Siebe sind Jene, die zwar gute Werke thun, ihnen aber durch ihre Sünden das Verdienst rauben.

Der Sünder hat nicht Ursache, zu verzweifeln.

Einst kam der heilige Philippus Nerius in ein Frauenkloster. Schwester Scholastika hatte ein großes inneres Leiden und faßte den Entschluß, es dem Diener Gottes zu offenbaren. Sie glaubte nämlich, sie werde ewig verdammt, und doch wagte sie es nicht, ihre Versuchung Jemanden zu entdecken. Als

diese nun zu Philippus kam, aber noch nicht zu reden begonnen hatte, sagte er sogleich: Wie geht es dir, Scholastika? Wie geht es dir? Das Paradies ist dein. — Ja, antwortete sie, die Hölle ist mein Haus! — Hierauf versetzte Philippus: Das Paradies ist dein und ich werde dir es klar beweisen. Sag' einmal, für wen ist denn Christus gestorben? — Für die Sünder, antwortete sie. — Was bist du denn? fügte er bei. — Ich bin ein sündhaftes Weib. — Also, schloß Jener, gehört das Paradies dein, da du deine Sünden von Herzen verabscheuest. — Auf diese Worte athmete die Schwester von ihrer Furcht frei auf und nachdem sie allen Zweifel verloren hatte, glaubte sie immer die Worte zu hören: Das Paradies ist dein! Das Paradies ist dein!

Gott geht den Sündern auf mancherlei Art nach.

Zur Zeit, als noch der Götzendienst viele Menschen verblendete, und die christliche Religion auch schon in den meisten Ländern verbreitet war, lebte in der Stadt Tiberias ein junger Israelit, mit Namen Joseph, der bei dem Vorsteher seines Volkes in großem Ansehen stand. Als nun der Vorsteher dem Tode nahe war, ließ er den Bischof der Stadt zu sich bitten und befahl Allen, welche bei ihm waren, das Zimmer zu verlassen. Joseph war neugierig, zu wissen, was denn der Vorsteher des Judenvolkes mit dem christlichen Bischof abzumachen habe und blickte deßwegen aufmerksam durch eine Spalte der Thüre in das Zimmer hinein. Aber wie erstaunte er, als er bemerkte, wie der Bischof dem alten Juden noch auf dem Sterbebette die heilige Taufe ertheilte. Von nun an hatte Joseph keine Ruhe mehr; immer mahnte ihn das Gewissen, er solle ebenfalls ein Christ werden und sich taufen lassen; aber umsonst; Joseph bekehrte sich nicht. Weil er nun diesen Stern unbeachtet ließ, so ließ ihm Gott einen neuen aufgehen. Es kamen nämlich die heiligen Evangelien und die Apostelgeschichte in seine Hände, in welchen Joseph auch recht fleißig las; ja Christus der Herr erschien ihm sogar im Traume und sprach zu ihm: Ich bin Jesus, den deine Väter gekreuziget haben; aber der Jude blieb hartherzig und bekehrte sich nicht. Bald darauf fiel er in eine schwere Krankheit, so daß man alle Hoffnung für ihn aufgab. Ein frommer Christ, der ihn besuchte und tröstete, sprach ihm ganz still die Worte in's Ohr: Jesus Christus, der Sohn Gottes, der gekreuzigt worden, ist der Richter, der über dich entscheiden wird. Auch jener frühere Traum wiederholte sich, und dabei gab ihm Jesus strenge Verweise über seine Hartherzigkeit. Aber auch diesem Sterne folgte Joseph nicht; er wurde wieder gesund und bekehrte sich nicht. Bald darauf begegnete ihm auf der Straße ein Mensch, der von Raserei befallen war. Joseph, welcher aus dem Evangelium wußte, wie groß die Macht des Namens Jesu sei, bezeichnete ihm die Stirne mit dem Kreuze und sprach dabei den Namen Jesus aus, und jener rasende Mensch ward gesund. Dieses wunderbare Ereigniß machte großes Aufsehen; doch Joseph blieb nach wie vor im Judenthume und bekehrte sich nicht. Weil er nun diesem milden Sternenlichte nicht Folge leistete, so brachen endlich große Trübsale und Verfolgungen herein, um ihm andere Gedanken einzuflößen. Er wurde nämlich bei seinen jüdischen

Glaubensgenossen verdächtig, ein Christ zu sein; und als sie ihn antrafen, wie er gerade im heiligen Evangelium las, so ergriffen sie ihn, schleppten ihn fort und wollten eben anfangen, ihn zu züchtigen, als der Bischof ankam und ihn aus den Händen seiner Feinde errettete. Sogleich reiste er nun in ein fremdes Land; aber auch bis dorthin verfolgten ihn seine Feinde; sie ergriffen ihn und strebten ihm nach dem Leben. Nachdem er aber aus mancher Todesgefahr wunderbarerweise errettet worden war, wurde endlich sein verstocktes Herz erweicht; das Licht jenes Sternes, das ihm so lange den Weg umsonst gezeigt hatte, drang endlich in seine Seele, er bekehrte sich, wurde ein Christ, ließ sich taufen, und zeichnete sich bis zu seinem Tode durch einen wahrhaft christlichen Lebenswandel aus. Ueberdenket euern Lebenslauf bis auf diese Stunde, und ihr werdet finden, daß euch Gott auch schon oft, wie dem Juden Joseph, nachgegangen ist. O lasset uns nicht so verstockt sein, wie jener Jude!

Ueber büßende Sünder hat Gott Freude.

Herr Zucriolet, geboren um das Jahr 1620 in Frankreich, hatte sich in den Jahren seiner Jugend der Verschwendung, Leichtfertigkeit und jeglichem Laster in die Arme geworfen. Bis zu seinem vierunddreißigsten Jahre lebte er in dieser gottlosen Lebensweise dahin; da endlich ging er, vom Strahle der göttlichen Gnade getroffen, in sich, und fing ein neues, besseres Leben an. Welche erfreuliche Erscheinungen brachte diese Bekehrung in ihm hervor! Man sah, wie dieser sonst so stolze und thierische Mensch seinen heftigen Charakter mäßigte, das Feuer seiner Leidenschaften hemmte und furchtbare Buße verrichtete. Demüthig und reumüthig zog er das Gewand der Demuth an und reiste in verschiedene Länder, wo er überall ein anderes Beispiel gab, als früher geschehen war. Sein Schloß wurde ein Armenhaus, das immer Unglücklichen offen stand, welche er mit einer unvergleichlichen Demuth und Liebe eigenhändig bediente. Sich selbst verweigerte er Alles, um auf solche Weise für seine Genußsucht zu büßen. Er fastete mehrere Jahre lang bei Wasser und Brod; mit Einem Worte, seine Buße war nunmehr ebenso groß, als ehedem seine Missethaten waren. Er starb als frommer Büßer im Karmeliterkloster von St. Anna zu Loudon in Frankreich.

Sünder sollen sich Mariä anempfehlen.

Der Bruder des heiligen Petrus Damianus, Martinus, hatte Gott schwer beleidigt; bald darauf begab er sich an einen Altar der Mutter Gottes, um sich derselben als ihren Diener ganz aufzuopfern, weßhalb er seinen Gürtel um den Hals band und sprach: Siehe, meine Königin, du Spiegel der Keuschheit, ich armer Sünder habe Gott und dich beleidigt, da ich gegen diese Tugend gesündiget habe; mir bleibt jetzt kein anderes Mittel übrig, als daß ich mich ganz zu deinem Diener weihe; siehe, heute weihe ich mich zu deinem Knechte, nimm du diesen Aufrührer an und verschmähe mich nicht. Darauf hinterließ er auf den Stufen des Altares eine große Summe Geldes, und versprach, dieselbe jährlich zu bezahlen, als ein Zeichen seiner Unterwürfigkeit. Bald darauf

starb Martin. Eines Morgens, kurz vor seinem Tode, hörte man, wie er ausrief: Steht auf! steht auf! und bezeugt meiner Gebieterin euere Ehrerbietung! Welche Gnade, o mächtige Himmelskönigin, daß du selbst mich, deinen armen Diener, besuchen willst. Segne mich, meine Königin, und lasse nicht zu, daß ich verloren gehe, nachdem du selbst mich hast besuchen wollen. Darauf trat sein Bruder, der heilige Petrus, in's Zimmer. Martin erzählte ihm, daß Maria ihm erschienen sei. Bald darauf gab er voll inneren Friedens den Geist auf. St. Liguori.

Sünder, welche Maria verehren und anrufen, sind gerettet.

Ein junger Edelmann, der wegen der Größe seiner Sünden nahe daran war, an seiner Seligkeit zu verzweifeln, ward von einem Ordensgeistlichen ermuntert, Hilfe bei der allerseligsten Jungfrau Maria zu suchen und eines ihrer Bilder in einer Kirche, die er ihm nannte, zu besuchen. Der Edelmann folgte dem Rathe; als er aber jenes Bild erblickte, war es ihm, als lade es ihn ein, sich vor ihm auf die Knie zu werfen und neuen Muth zu schöpfen. Alsbald kniete er nieder und küßte der Bildsäule die Füße; auf einmal reichte ihm dieselbe die Hand zum Kusse. Auf der Hand las er aber die Worte: Ich werde dich retten aus den Händen Derer, die dich betrüben, als ob Maria ihm gesagt hätte: Verzweifle nicht, mein lieber Sohn, denn ich werde dich von deinen Sünden und von der Angst, die dich quält, befreien. Nachdem der arme Sünder jene trostreichen Worte gelesen hatte, empfand er einen solchen Schmerz über seine Sünden und eine so große Liebe Gottes in sich, daß er an demselben Orte zu den Füßen Mariä starb. St. Liguori.

Große Sünder sollen zu Ehren Mariä eine gewisse Andacht verrichten.

Ein junger Edelmann, mit Namen Achilles, wurde von seinem Vater nach Eisleben in Sachsen geschickt, um daselbst zu studiren; aber statt dessen führte der Jüngling ein sehr ausschweifendes Leben. Hierauf wurde er so schwer krank, daß man schon alle Hoffnung aufgegeben hatte. Als er schon in den letzten Zügen lag, hatte er folgende Erscheinung: Er sah sich in einem Feuerofen und glaubte deßhalb schon in der Hölle zu sein; hierauf schien es ihm, als ob er durch ein Loch aus demselben entwische und in einen großen Palast flüchte, worauf er in einem prächtigen Zimmer Maria fand, die zu ihm sprach: Verwegener, wie kannst du wagen, vor mir zu erscheinen? Verlasse sogleich diesen Ort und begib dich in jenes Feuer, das du für deine Sünden verdient hast. Da bat der Jüngling Maria um Gnade und wandte sich hierauf an einige Personen, welche er dort erblickte, und bat, daß auch sie ihn Mariä empfehlen möchten. Jene thaten es, worauf Maria ihnen antwortete: Ihr wißt nicht, welch' ein gottloses Leben dieser Mensch geführt und daß er nicht einmal ein Ave Maria mir zu Ehren gebetet hat. Jene, welche für ihn um Gnade baten, antworteten hierauf: Er wird sich gewiß bessern, geliebte Königin! Worauf der Jüngling ausrief: Ja, ich verspreche es, ich will mich bessern und

dich, o geliebte Mutter, in der Folge hoch verehren. Da war Maria besänftigt und sprach: Wohlan, ich nehme dein Versprechen an, bleibe mir getreu, um meines Segens willen sollst du jetzt von der Hölle und vom Tode befreit bleiben. Hierauf verschwand das Gesicht. Achilles ging in sich und das Lob Mariä verkündigend, erzählte er Allen die große Gnade, die er empfangen hatte. Er führte in der Folge ein heiligmäßiges Leben und zeichnete sich besonders durch eine große Andacht zu Maria aus, ja er wurde sogar Erzbischof von Lund, woselbst er viele Ungläubige zum Christenthum bekehrte. Als er sehr alt geworden war, dankte er sein Erzbisthum ab, ward Cisterziensermönch und starb, nachdem er vier Jahre im Orden gelebt hatte, im Rufe der Heiligkeit, weßhalb ihn mehrere Schriftsteller unter die Heiligen des Ordens zählen. St. Liguori.

Als ein gewisser Domherr zu Ehren Mariä gewisse Gebete verrichtete, fiel er in die Seine und ertrank. Weil derselbe sich aber im Stande der Todsünde befand, so kamen die Teufel und führten ihn in die Hölle. Plötzlich erschien die Mutter Gottes und rief ihnen zu: Wie habt ihr es wagen können, Denjenigen wegzuführen, der gestorben ist, während er mein Lob verkündigte? Hierauf wandte sich Maria an den Sünder und sprach: Wohlan, bessere dich und habe eine große Andacht zu meiner unbefleckten Empfängniß! Jener kehrte wieder in's Leben zurück, wurde Ordensgeistlicher und konnte nie müde werden, seiner Befreierin zu danken und allenthalben ihre unbefleckte Empfängniß zu verkündigen. St. Liguori.

Die Sünder verfolgen Jesum noch immer.

Eines Tages erschien Maria der seligen Coletta aus dem Franziskanerorden und zeigte ihr das Jesuskind, von Wunden ganz zerrissen, worauf sie sprach: Siehe, meine Tochter, auf diese Weise behandeln die Sünder noch immer meinen Sohn, indem sie seinen Tod und meine Schmerzen erneuern; bete für sie, damit sie sich bekehren! Eine ähnliche Erscheinung hatte die ehrwürdige Schwester Johanna von Jesus und Maria, die, als sie eines Tages betrachtete, wie das Jesuskind von Herodes verfolgt worden ist, einen großen Lärm vernahm, als ob bewaffnete Leute Jemanden nacheilten; darauf erblickte sie ein liebliches Kind, welches, ganz traurig und auf der Flucht begriffen, ihr zurief: Hilf mir, Johanna, und verbirg mich; ich bin Jesus von Nazareth! Ich fliehe vor den Sündern, die gleich Herodes mich verfolgen und mich tödten wollen, rette mich! St. Liguori.

Ein Jüngling in Indien wollte sein Zimmer verlassen, um eine Sünde zu begehen. Da vernahm er die Worte: Halt ein! wohin gehst du? Er sah sich um und erblickte ein Bild der allerseligsten Jungfrau, welche das Schwert, das sie im Herzen trug, herauszog und sprach: Nimm dieß Schwert und verwunde mich mit demselben, anstatt von Neuem meinen Sohn durch deine Sünde mit dem Schwerte zu durchbohren. Da warf sich der Jüngling auf die Erde nieder, fing ganz reumüthig an zu weinen und bat Gott und die allerseligste Jungfrau um Verzeihung, welche er auch erhielt. St. Liguori.

Es ist für Sünder sehr nützlich, Maria durch gewisse Andachten zu verehren.

Ein großer Sünder lebte in dem traurigen Zustande der Sünde beständig fort und hatte alle seine Andachtsübungen aufgegeben, ausgenommen, daß er täglich einmal das Gebet: Unter Deinen Schutz und Schirm — verrichtete. Da erleuchtete ihn eines Tages Maria und machte, daß er sein gottloses Leben änderte, in ein Kloster trat und daselbst fünfzig Jahre ein Muster der Tugend war, worauf er endlich sehr erbaulich starb. St. Liguori.

Im Jahre 1610 lebte in Turin ein hartnäckiger Ketzer, welcher, als es mit ihm zum Sterben kam, sich durchaus nicht bekehren wollte, trotz aller guten Ermahnungen, welche er von mehreren Priestern empfing, die ihm acht Tage lang beistanden. Endlich zwang einer derselben ihn gewissermaßen, mit folgenden Worten seine Zuflucht zu Maria zu nehmen: Mutter meines Jesus, stehe mir bei. Da schien der Sterbende wie aus einem Traume zu erwachen und sprach: Ich will als Katholik sterben. Wirklich söhnte er sich mit der Kirche aus und starb zwei Stunden darauf. St. Liguori.

Als ein Ungläubiger in Indien sich bei seinem Tode von Allen verlassen sah, nahm er seine Zuflucht zu Maria, weil er oft die Christen ihre große Macht hatte loben und preisen gehört. Da erschien ihm die allerseligste Jungfrau und sprach: Siehe, ich bin Jene, welche du anrufst; eile und werde ein Christ. Da fühlte sich der Sterbende ganz gesund und ließ sich taufen, worauf mehrere Heiden sich bekehrten. St. Liguori.

Sünder werden mit Sanftmuth leichter bekehrt, als mit rauhen Worten.

Der heilige Franz von Assisi hatte zu Monte Casale den Bruder Angelus für jenes Kloster zum Guardian bestellt. In der Umgegend hausten drei verrufene Räuber. Diese kamen einmal in's Kloster und baten den Bruder Angelus um Essen. Dieser fuhr sie mit rauhen Worten an, verwies ihnen ihre Missethaten und drohte ihnen mit der Hölle. Darüber aufgebracht, entfernten sich die Räuber. Kaum waren sie fort, so kam der heilige Franz in jenes Kloster, einen Leinwandsack voll Brod an der Seite und ein Krüglein Wein in der Hand, das er sich erbettelt hatte. Als er vom Guardian hörte, daß die Räuber da waren und wie er sie abgewiesen, befahl er ihm beim Gehorsam, den Räubern nachzugehen, bis er sie finde und ihnen nebst seinem Gruße das erbettelte Brod mit dem Weine zu überbringen. Du hast gegen die Liebe gesündigt, die Sünder muß man sanftmüthig behandeln, wie Jesus, sagte er. Wenn du sie gefunden, so kniee dich demüthig vor ihnen nieder und bitte sie um Verzeihung; dann sage ihnen, ich lasse sie bitten, nicht mehr Uebles zu thun, sondern Gott zu fürchten und sich zu bekehren; wenn sie dieß thun, so gelobe ich, sie mit Speis und Trank zu versorgen; nachdem du ihnen dieses ausgerichtet hast, dann kehre zurück. Er fand sie und führte den Auftrag pünktlich aus. Als sie miteinander von dem Brode aßen, sprach Einer aus ihnen: Wehe uns

Elenden! wir werden der Hölle nicht entgehen; wir machen jeden Tag unsere Verdammniß größer; wer weiß, ob uns Gott noch Verzeihung erweisen würde! Du hast recht, Bruder! sprach der Andere. Wisset ihr was? Machen wir uns auf und gehen wir zum heiligen Franz, und was er uns sagen wird, das wollen wir thun. Sie machten sich wirklich auf und kamen zum Heiligen. Dieser nahm sie liebreich auf, ermahnte sie zur Buße und versprach ihnen Verzeihung ihrer Sünden. Alle drei Räuber wurden in den Franziskanerorden aufgenommen, lebten bußfertig und gingen ein in's Paradies.

Der Sünder ist verblendet, darum muß er sich selbst kennen lernen.

Ein Sohn fing Bekanntschaft an, eine Bekanntschaft, die seiner streng christlichen Mutter durchaus nicht einleuchten wollte. Sie rieth ihm daher eindringlich ab, und stellte ihm ernst vor Augen, daß das fragliche Mädchen durchaus nicht zur Verehelichung mit ihm tauge, indem es keine jener Eigenschaften besitze, die zur Gründung einer christlichen Ehe, zur gewissenhaften Erziehung der Kinder und zur segensreichen Führung eines Hauswesens gehören. Doch, wie's in solchen Fällen zu gehen pflegt, sie fand taube Ohren; der Sohn hatte sich nun einmal an dem Mädchen verguckt, sich in seinen Plan verrannt, die Narrenkappe aufgesetzt und blieb steif und fest dabei: Sie paßt für mich; und diese nehm' ich und keine Andere! Nun griff die besorgte Mutter zu ihrem letzten Mittel, den Sohn auf andere Gedanken zu bringen, ihn umzustimmen und nüchtern zu machen; sie sagte nämlich: Nun, wenn doch nur etwas Nettes, etwas Anziehendes, Interessantes an ihr wär', aber dieses matte Unschlittauge, diese Ramsnas in dem kleinen Gesichte, diese Hänglippe, diese häßlichen Sommerflecken — nein — du mußt gar keinen Sinn und kein Gefühl für Schönheit haben! Wo hast du denn bei der Wahl dieses ordinären Mädels deine Augen gehabt!? O Mutter, entgegnete da der Sohn voll Feuer, würdet Ihr aus meinen Augen hinausschauen, dann würdet Ihr ganz anders sehen und urtheilen! Ja so ist's; es kommt auf die Augen an! Wer da sagt: ich bedarf keiner Bekehrung, ich bin gut genug, der ist verblendet, der sieht sich mit verkehrten Augen an; darum ist die Selbsterkenntniß das Allernothwendigste für einen Sünder!

Gott bedient sich der Kirche zur Bekehrung der Sünder, und der Heiligen.

Der heilige Franz von Sales hatte einen Diener, welcher dem Trunke leidenschaftlich ergeben war. Oft hatte ihn der Heilige ernst und liebevoll ermahnt, gewarnt und ihm Zeit zur Besserung gegeben, und ebenso oft hatte der Lump hoch und heilig Besserung versprochen, doch ebenso oft war Alles vergebens. Da schlich sich einst dieser Mensch, nachdem das Nachtgebet in der Hauskapelle gemeinschaftlich verrichtet war, durch ein Hinterpförtchen aus dem bischöflichen Hause, schlüpfte in eine nahe gelegene Kneipe und betrank sich dort gänzlich. Um Mitternacht wankte er heim, fand das Pförtchen, das er beim

Weggehen bloß angelehnt, verschlossen; er pochte dem Pförtner, lehnte sich indessen in seinem Rausche an die Wand, schlief ein und sank zusammen. Nicht lange darauf öffnete der Bischof das Pförtchen, fand seinen Diener in diesem bewußtlosen, bestialischen Zustande, hob ihn auf, trug ihn in sein eigenes Gemach und legte ihn in sein eigenes Bette. Das hätte nicht leicht Jeder, auch der Gutmüthigste nicht, gethan. Man hätte das Schwein liegen lassen und aus dem Hause verwiesen. Nicht so der heilige Bischof. Und wohl dem armen Sünder, daß der heilige Mann nicht von Fleisch und Blut, sondern von Gottes Eingebung und von heiliger Nächstenliebe sich bestimmen ließ; denn dadurch wurde der arme Mensch geheilt; andernfalls wäre er wohl zeitlich und ewig verloren gegangen. Der betrunkene Diener schlief recht behaglich in seines Herrn Bette, der heilige Bischof aber betete die ganze Nacht auf den Knieen zu Gott um die Bekehrung dieser Seele. Ha, wie riß der Diener beim Erwachen die Augen weit auf, wie fuhr er auf! er glaubte zu träumen! in des Bischofs Bett! wie ist das möglich! Endlich besann er sich, daß er betrunken war und erklärte sich den Zusammenhang. Er fiel dem Bischof zu Füßen, versprach Besserung und er bekehrte sich wirklich!

Gott bekehrt die Sünder durch eigene Lebensereignisse.

Ein Schriftsteller erzählt: Es war am Abend des heiligen Weihnachtstages 1847, als in einem Landstädtchen die Häupter der Bewegungspartei sich in einem Wirthshause versammelten, um über verbrecherische Pläne zu brüten. Der Wein that seine Wirkung: Gott, Kirche, Pfaffen, Fürsten, Beamte, Adelige, Alles wurde niedergedonnert, hoch, dreimal hoch und noch einmal hoch und abermals hoch und endlos hoch ließ man die rothe Republik leben. Während des Toastes durchbohrte der Redner das an der Wand hängende Cruzifixbild und schleuderte wutherfüllt flammende Blicke auf dasselbe; endlich wendete er sich an den Wirth und schrie: Blödsinniges Mondkalb von einem Wirth! Schaff' doch den römischen Tröbel dort von der Wand! Wir müssen mit derlei Unsinn und Aberglauben radikal aufräumen! Das ließ sich der vom Freiheitsschwindel verdrehte Wirth nicht zweimal sagen. Er stand auf, riß das heilige Zeichen der Erlösung von der Wand, öffnete die Thüre und schleuderte es mit den Worten auf die Gasse: Fort mit Dir! von nun an sollst Du keinen Theil mehr an mir haben! Schreckliches Wort! Und schrecklich ist's in Erfüllung gegangen. Von jenem Augenblicke an war alles Glück und aller Segen von seinem Hause und seiner Familie gewichen und Gottes Strafgericht verfolgte ihn unerbittlich auf allen Stegen und Wegen. Er verlor große Summen, zweimal brach Feuer aus, im Stalle war Alles wie verhext, Pferde und Kühe fielen, zwei Kinder starben schnell dahin, die Revolution brach los, er spielte eine Hauptrolle dabei, wurde arretirt und auf lange Zeit in's Zuchthaus verurtheilt. Und dort traf ich ihn und aus seinem Munde hab' ich diese lehrreiche Geschichte vernommen. O wie war dieser Mann niedergebeugt und zusammengebrochen, wie hat er die Hände gerungen und geweint! O ich hab's verdient! Ich hab' mein Elend mit den Haaren herbeigezogen! Seitdem ich

den Heiland von mir geschleudert, hatte auch ich keinen Theil mehr an Ihm. O ich will gern Alles leiden, um Vergebung zu finden, aber mein armes Weib und meine armen Kinder, das bricht mir das Herz! So jammerte er. Im Zuchthause hat dieser Mann sich gründlich bekehrt, durch's Zuchthaus hat Gott ihn erweckt!

Gott bekehrt die Sünder durch Krankheit.

Ein junger Mensch, mit herrlichen Anlagen begabt, kam frühzeitig aus dem älterlichen Hause in eine Stadt, um dort zu studieren. Er gehörte zu denjenigen unglückseligen Jünglingen, die an den förmlich heidnischen Staatsanstalten damaliger Zeit um Glauben und Sittlichkeit gekommen. Auf der Universität jagte er entsetzlich viel Geld durch, machte gründliche Studien auf dem Fechtboden, in der edlen Kneipkunst, im Theater und in der Mädchenkunde. Als die vier Jahre des Brodstudiums verstrichen waren, zog er nach Haus, angeblich, um sich auf das Staatsexamen vorzubereiten. Da aber Nichts im Kopfe war, so nahm die Vorbereitung ein baldiges und klägliches Ende; der Herr Sohn erklärte nämlich: Das Examen sei in letzter Zeit so verdammt streng und die Professoren machten so überspannte Forderungen an die Kandidaten der Arzneikunde, daß er sich nicht getraue, in's Feuer zu gehen; er werde daher nochmals die Universität beziehen und wacker studieren. Doch davon wollte der Vater Nichts wissen und verweigerte jeden Kredit. Er zog in die Universitätsstadt und wurde Schreiber. Durch sein unordentliches und ausschweifendes Leben hatte er sich die Auszehrung zugezogen, er kam in's Spital. Eine barmherzige Schwester verpflegte ihn. Hier war es, wo Gott diesen tiefgesunkenen Menschen bekehrte. In den ersten Tagen betrachtete er scheu seine Umgebung, war in sich gekehrt, einsilbig und verschlossen. Wenn die barmherzige Schwester knieend ihr Morgen- und Abendgebet verrichtete, blieb er stumm und verzog keine Miene. Da sie diesen Wüstling so gütig, mild und freundlich behandelte, als wäre er seiner Lebtage ein heiliger Aloysius gewesen, da sie so große Theilnahme an seinen Leiden zeigte, so schmolz sein starres Wesen, er wurde gesprächig und nach und nach zutraulich. Ein religiöses Gespräch vermied er aber sorgfältig. Die Nonne setzte ihr Gebet um Bekehrung der Sünder zur Mutter Gottes fort. Einst nach ihrem Gebete glaubte sie eine Thräne in seinen Augen zittern zu sehen und bald darauf fragte er die Schwester: Glauben Sie wohl, daß es mit mir zum Sterben kommen werde? Wenn Gott kein Wunder wirkt, ja! antwortete sie. Auf diese Antwort verfiel der Patient in tiefes Nachdenken, schwer schöpfte er Athem, rang mit sich selbst und stöhnte: Wenn's noch möglich — noch Zeit wäre! Am andern Morgen bat er die Schwester um ein Gebetbuch und zwei Tage später fragte er: Glauben Sie wohl, daß mir Gott noch verzeihen kann? denn ich bin ein großer, großer Sünder! Siehe! er war mürbe geworden! Der Herr hatte ihn erweckt! Noch am selben Tage empfing er mit wahrer Andacht und Zerknirschung die heiligen Sterbsakramente aus meiner Hand; denn er hat mir diese Geschichte seiner Verirrung und Bekehrung selbst erzählt. (Erzählung eines Schriftstellers.)

Gott erweckt die Sünder durch das Beispiel büßender Heiligen.

Jakoponi, ein berühmter italienischer Advokat des dreizehnten Jahrhunderts, lebte üppig und flott, fragte wenig nach Gott und Religion, und trachtete besonders darnach, sich einen großen Namen zu machen. Seine Frau war echt christlich und fromm, lebte sehr einfach und strenge und machte bloß so weit es ohne Sünde geschehen konnte und ihrem Manne zu lieb die weltlichen Sitten und Gebräuche mit. Einst besuchte sie ein Schauspiel, bei welchem sie dadurch das Leben verlor, daß die Sitze brachen, von denen sie dermassen beschädigt wurde, daß sie bald darauf den Geist aufgab. Als man sie entkleidete, fand man einen scharfen, peinigenden Bußgürtel, den sie seit vielen Jahren trug und der ihren Leib tief und blutig verwundete. Der Anblick dieses Bußgürtels und seiner Wirkungen machte einen solchen Eindruck auf Jakoponi, daß er in sich ging, sich gründlich bekehrte, sein Vermögen unter die Armen vertheilte und in den Franziskanerorden trat, wo er heilig lebte.

Den rückfälligen Sündern versagt Gott Seine Gnade.

Ein Mädchen, das ein ausschweifendes Leben geführt und sich dadurch jene schreckliche Krankheit zugezogen, die den Leib so entsetzlich ruinirt, kam in das Spital, litt dort bis zu ihrer Herstellung furchtbare Schmerzen, verlangte freiwillig zu beichten und zu kommuniziren, empfing die heiligen Sakramente und gab Zeichen großer Reue und ernster Besserung von sich. Sie schien es vollkommen einzusehen, wie wahnsinnig dumm diese Sünde sei, wie sehr sie sich durch dieselbe an Leib und Seele geschadet, und wie gerecht die Strafe sei, die sie dafür auszustehen hatte. Sie versprach, alle sündhaften Bande zu zerreißen, die nächste Gelegenheit zu meiden, keine Bekanntschaft mehr anzuknüpfen und stets Gott vor Augen zu haben. Bald darauf wurde sie aus dem Spitale entlassen. Und wer begegnete mir am nächsten Sonntag Abends, als ich auf einem Spaziergange um eine Ecke bog? Dasselbe Mädchen, — mit einem Soldaten am Arm! Wer sollte es glauben! Aber wer kam auch sechs Wochen darauf wieder angesteckt in's Spital? Dasselbe Mädchen. Ja, lebendig kam es hinein, und todt trug man's nach kurzer Zeit wieder heraus, — todt an Leib und — Seele, denn es hatte sich nicht bekehrt.

Der rückfällige Sünder ist ein Thor.

Ein Mann von leichtester Waare, völlig aufgeklärt und dem Zeitgeist vom reinsten Wasser huldigend, der längst keine Kirche mehr in ihrem Innern gesehen und kein christliches Zeichen mehr von sich gegeben, ging eines Abends an einem Gottesacker vorüber. Plötzlich hörte er eine starke hohle Stimme rufen: Bernhard! (so hieß er) Bernhard, du großer Sünder, bekehre dich! heute noch wirst du sterben! Erschrocken blieb unser Bernhard stehen, schaute scheu um sich, schüttelte den Kopf und wollte dann weiter gehen. Doch da tönte es von Neuem in sein Ohr: Bernhard! du großer Sünder, bekehre dich! heute noch wirst du sterben! Entsetzt sank unser Bernhard fast in die Kniee, leichen-

blaß stand er da, zitternd an Leib und Seele. Was ist das? sagte er zu sich selbst. Was ist das? Offenbar eine Stimme aus dem Grabe, die dich an dein nahes Ende mahnt. Gut, wenn's so weit mit dir ist, so schließ' deine Rechnung ab! Er wankte heim, legte sich zu Bette, bekam ein hitziges Fieber, verlor die Besinnung und empfing die letzte Oelung. Da erfuhr sein Freund, ein Hauptspaßvogel und Witzbold, daß der aufgeklärte Bernhard die letzte Oelung empfangen, und darum eilte er augenblicklich hin, fiel seinem Bernhard um den Hals und offenbarte ihm, daß er sich den Spaß gemacht, aus einiger Entfernung mit dem Sprachrohr ihm zuzurufen: Bernhard! du großer Sünder, bekehre dich! heute noch wirst du sterben! Es thue ihm herzlich leid, daß der Spaß so schlecht ausgefallen; wenn er die Folgen hätte vorhersehen können, so würde er sich keinen solchen Scherz erlaubt haben. Und jetzt sei kein Narr! sagte er zu ihm, sei kein Narr und laß die Grillen fahren, du stirbst ja nicht! Und siehe da, Bernhard stand des andern Tages auf und war der alte, ungläubige Mensch wie zuvor. O du Thor! Wenn du einsahest, daß du ein Sünder und zwar ein großer Sünder bist, daß du die Bekehrung nöthig hast, und daß der Tod heut oder morgen in deinen Sünden dich ereilen kann, warum hast du dich nicht bekehrt, gleichviel, woher die Stimme kam, aus dem Grabe oder aus einem Sprachrohre, vom Himmel oder von einem Witzbold! Und wenn schon der Schall eines Sprachrohres deinen Unglauben über den Haufen warf, deinem Zeitgeist das Lebenslicht ausblies, dich erblassen und erbeben machte und auf's Krankenbett warf, wie erst dann, wenn dir Gott wirklich vom Himmel herab zurufen wird: Bernhard! du großer Sünder, du treuloser Knecht! lege Rechenschaft ab vor mir, deinem heiligen und gerechten Gott!

Bekehrte und wieder rückfällige Sünder sind Thoren.

Vermögliche Leute nahmen aus Barmherzigkeit einer Zigeunerbande ein Kind ab und ließen es sorgfältig erziehen. Man hätte glauben sollen, das Zigeunermädchen würde herzlich froh gewesen sein, aus seinen armseligen Verhältnissen herausgerissen zu sein, es würde nicht im Geringsten mehr eine Sehnsucht nach dem früheren, unordentlichen, schmutzigen und armseligen Vagabundenleben empfunden haben. Und doch irrest du. Als wieder eine solche Bande durch das Städtchen zog, ließ es sich durch Nichts zurückhalten, dieser fremden Bande sich anzuschließen. Der bekannte Mistkäfer lebt auch lieber auf dem Wege unter jenen Haufen, denen man ausweicht, als in einer Tulpenkrone. Der bekehrte und rückfällige Sünder gleichet diesen beiden.

Die Gewohnheitssünde übt solche Macht, daß der Sünder gedankenlos sündigt.

Ein Schreiber hatte das langweilige Geschäft des Abschreibens schon so lange getrieben, daß er Akten, Beschlüsse, Urtheile, Gutachten u. s. w. dermassen mechanisch und maschinenmäßig abschrieb, daß er vom Inhalte derselben gar Nichts auffaßte. Da ging denn der Vorgesetzte dieser lebendigen Schreibmaschine einmal die Wette ein, sein Abschreiber werde, ganz unangefochten und ohne einen

Gesichtszug zu verändern, sein eigenes Todesurtheil nebst Gründen abschreiben. Und richtig; er schrieb's ab, ohne Ahnung dessen, was er schrieb, ohne aus seinem Geistesschlummer zu erwachen. So hat's, so treibt's der Gewohnheitssünder. Er geht mechanisch, gedankenlos den alten, gewohnten Weg, blind, taub; träumend und betäubt sündigt er.

Ein zunftmäßiger Schnupfer, der jeden Augenblick, ohne es zu wissen, eine derbe Prise nahm und dabei die Nase sehr unreinlich hielt, faßte den Vorsatz, das Schnupfen aufzugeben; denn er hatte das ewige Knurren seines Weibes satt. Er that also heldenmüthig die Dose aus den Augen, und stellte sie zuoberst auf das Gestell seiner Drechselbank. Nachdem er nun einen halben Tag ohne zu schnupfen, gearbeitet, fiel ihm die verlassene Dose ein und er sagte zu sich selbst: Nein, das hätt' ich doch nicht geglaubt, einen halben Tag nicht zu schnupfen! Das ist viel, dafür hast du eine Prise verdient! Mit diesen Worten streckte er sich und wollte die Dose herablangen. Doch was ist das? Die Dose steht nicht mehr oben! Ist ein Wunder geschehen? Freilich ein Wunder, und doch kein Wunder! Ganz gedankenlos, mechanisch und gewohnheitsmäßig hatte nämlich der Schnupfer, bald nachdem er seine liebe Dose verbannt, dieselbe wieder herabgelangt und seitdem wacker d'rauf los geschnupft. Und ich sage dir, er hat fortgeschnupft und fortgetröpfelt bis an sein seliges Ende, obgleich die Frau auch fortgeknurrt, bis ihm die Hand und Nas den Dienst zum Schnupfen versagt. So geht's dem Gewohnheitssünder!

Ein Schriftsteller erzählt: Einst begegnete ich einem Manne, der, obgleich er ein Bauer war, dennoch Bildung, Lebensart und Anstand besaß. Als wir miteinander zur Eisenbahn gingen, und über Das und Jenes redeten, sagte der Mann einmal über's andere: Bei Gott! und: Sakrament! Ich machte denselben daher auf dieses unnöthige Aussprechen dieser heiligen Dinge aufmerksam und bemerkte ihm, daß er sich dadurch täglich unzählige Male versündige. Staunend hörte mich der Mann an und konnte sich nicht genug darüber wundern, daß er diese üble Gewohnheit an sich habe. Er entschuldigte sich deßwegen tausendmal und bemerkte, daß er das bis jetzt gar nicht gewußt, daß ihn noch Niemand darauf aufmerksam gemacht, und er mir dafür sehr dankbar sei, daß ich ihn endlich darauf aufmerksam gemacht; zugleich versprach er Besserung. Kaum waren wir etliche Schritte weiter gegangen, sagte er: Aber, 's ist doch, bei Gott, eine Pracht, wie Alles im Felde steht; Sakr— das gibt eine gesegnete Ernte! Aber, lieber Mann, fuhr ich nun dazwischen, Ihr flucht ja schon wieder! — Es wird nicht sein! entgegnete er. Ja, er hatte es selbst nicht gewußt, er hatte es selbst überhört, es war ihm so geläufig, daß er es nicht merkte. Bis wir zur Eisenbahnstation kamen, war der Mann ganz kleinlaut und einsilbig geworden, um nicht mehr zu fluchen. Er mißtraute sich selbst und fing an, sich vor sich selbst zu fürchten. Als ich ihn später wieder traf und ihn fragte: Wie geht's und steht's mit dem Fluchen? antwortete er: Gott sei Dank, ich hab's los; aber Mühe hat's mich gekostet; so im Gespräch, da hatte ich mir's bald abgewöhnt, aber im Zorn, da hat's freilich was gewollt! Ja, es hält unendlich schwer, so eine eingerostete Gewohnheitssünde abzulegen.

Den rückfälligen Gewohnheitssündern versagt Gott Seine Gnade.

Am Hofe des russischen Kaisers Nikolaus lebte ein Dichter, der um schweres Geld Verse zur Verherrlichung des Kaisers schmiedete. Als Lohn überreichte ihm der Kaiser einst ein Buch, fein gebunden, aber dünn, gar dünn. Als der durstige Poet es zu Hause öffnete, fand er in demselben werthvolle Banknoten, die er sogleich in Saus und Braus verschwelgte. Als er in kurzer Zeit wieder auf dem Trockenen saß, überreichte er Seiner Majestät ein Gedicht, in welchem er in überschwenglichen Ausdrücken dessen Güte pries und auf eine feine Weise um Fortsetzung des kostbaren kaiserlichen Werkes bat, wovon er den ersten Band bereits erhalten. Der Kaiser verstand die Anspielung und ließ den zweiten Band nachfolgen. Da ging's hoch her; der Dichter lebte in Floribus bei Champagner und Pasteten. Aber auch den tiefsten Brunnen kann man ausschöpfen; der zweite Band des kaiserlichen Werkes verlor ein kostbares Blatt um das andere und bald war nur noch der leere Einband übrig. Mit hängenden Flügeln erschien der Dichter vor der kaiserlichen Majestät, überreichte ein neues Gedicht, in welchem er die Großmuth des Kaisers bis zu den Sternen erhob und abermals nicht undeutlich um die Fortsetzung des kaiserlichen Werkes bat. Und wirklich, der Kaiser ließ sich erweichen; er schickte dem Windbeutel den dritten Band. Aber o weh! Auf dem Rücken desselben stand geschrieben: Dritter und letzter Band! Und dabei blieb's. Dem Gewohnheitssünder geht's gerade so: bei Gott heißt's auch einmal so: Ich habe dir schon oft verziehen, du hast dich aber nicht gebessert; also letzter Band, letzte Gnade!

Der Sünder lerne seine eigenen Sünden kennen, nicht aber fremde.

Ein Engländer fuhr auf der Eisenbahn dritter Klasse und ihm vis à vis saß ein gutmüthiger deutscher Michel. Gern hätte dieser dem Engländer einen Gefallen gethan, das beste Gasthaus gezeigt oder das Gepäck getragen, wenn er seine Sprache verstanden hätte. Nach einiger Zeit bot sich ihm diese Gelegenheit. Ein Funke aus der Cigarre war dem Engländer auf den hinausstehenden Zipfel seines Halstuches gefallen und hatte denselben in Brand gesteckt. Kaum hatte der Deutsche dieses gesehen, sagte er: Lieber Herr, Ihr Halstuch brennt! Der Engländer verzog keine Miene, regte sich nicht, löschte nicht, sondern rauchte ruhig fort. Den Deutschen befiel eine Angst; er stieß den Gentleman derb an den Arm und schrie: Je, Ihr Halstuch brennt ja! Verächtlich sagte hierauf der stolze Engländer: Dummer Michel! was geht dich denn mein Halstuch an? laß mich in Ruh! Dein eigener Rock brennt ja schon eine halbe Stunde und ich hab' dich auch nicht inkommodirt. Und so war's. Der Rockflügel des dienstfertigen Deutschen war schon längst in Brand gerathen und schon zur Hälfte verbrannt, und der rauchende Engländer hatte ruhig zugeschaut. Diesem Michel gleichen viele Sünder, die weniger ihre eigenen, mehr aber die Sünden Anderer beobachten.

Der Sünder muß entschlossen sein, alle Sünden zu meiden.

Der heilige Sebastian wirkte zur Zeit des heidnischen Kaisers Diokletian, der die Christen grausam verfolgen ließ, im Namnn Jesu viele Wunder in Rom, obgleich er im Heere des Kaisers Oberst war. Chromatius, Statthalter zu Rom, lag an einer unheilbaren Krankheit darnieder. Da hörte er denn von den Wundern des heiligen Sebastianus, faßte Zutrauen zu ihm, ließ ihn zu sich rufen und fragte ihn, durch wen er denn die Wunder wirke, von denen er gehört? Durch die Kraft Jesu Christi, antwortete er freimüthig. Wenn mich Christus gesund macht, erwiederte der Statthalter, so will ich an ihn glauben. Es wird geschehen, sprach Sebastianus, allein du mußt zuvor alle deine Götzen vernichten. Chromatius hatte aber zweihundert Götzen von edlem Metalle, weßwegen es ihm schwer ankam, sich zu ihrer Vernichtung zu entschließen. Doch die Gesundheit war mehr werth, als diese todten Götzenbilder, die ihm nicht helfen konnten, und deßwegen sagte er nach einigem Zögern: Wohlan! ich will sie vernichten! Chromatius ward aber nicht gesund, seine Krankheit nahm im Gegentheile zu. Als Sebastian wieder vor ihm erschien, überhäufte ihn Chromatius mit Vorwürfen und sprach: Du hast mich arg betrogen; du hast mir die Gesundheit versprochen, allein ich bin noch kränker geworden! Hast du aber auch alle Götzenbilder zerstört und kein einziges verschont? fragte Sebastian. Doch, ein's, antwortete Chromatius, aber es ist so niedlich, vom feinsten Golde und wurde schon lange vor meinen Ahnen verehrt. Ernst erwiederte darauf der Heilige: Und hätte das Götzenbild den Werth der ganzen Welt, du mußt es vernichten, wenn du gesund werden willst. Der Statthalter gehorchte und ward gesund. Diesem Statthalter gleichen viele Sünder! Man muß den Vorsatz fassen, alle Sünden ohne Unterschied zu meiden.

Der unbekehrte Sünder verschleudert und verprasset die Gnaden Gottes, das Gute ist ohne Verdienst.

Im Jahre 1783 gab Katharina II., Kaiserin von Rußland, ihrem Günstling Potemkin sechsundzwanzig Millionen Rubel, damit er die Halbinsel Krim kultivire. Potemkin, ein grausamer, roher, genußsüchtiger, geiziger Mensch, kurz ein Absud aller Laster und Todsünden, der seiner kaiserlichen Gönnerin, zum Dank für ihre Gunst, oft selbst die Hundspeitsche fühlen ließ, versprach, diese Millionen auf's Gewissenhafteste zum Besten der Halbinsel verwenden und in kurzer Zeit jene Einöde in ein Paradies umwandeln zu wollen; er behielt jedoch die fabelhafte Summe für sich und ließ die Krim in ihrem elenden Zustande. Dessen ungeachtet langten bei der Kaiserin glänzende Berichte aus der Krim an von dem raschen Fortschritt der Kultur, von dem reißenden Aufschwung des Handels, der Industrie, des Ackerbaues, der Wissenschaften und Künste. Potemkin hatte natürlich diese Lobeserhebungen seinen Kreaturen in die Feder diktirt. Im Jahre 1787 reiste die Kaiserin selbst in die Krim, um den blühenden Zustand dieser angeblich in ein Paradies umgewandelten Halbinsel in Augenschein zu nehmen. Und siehe da, wie wunderbar! Ueberall, wo die Kaiserin vorbeifuhr, standen Städte und Dörfer, sah man reiche Waaren ausgelegt,

weideten zahlreiche Heerden, wimmelte es von geschäftigen Menschen und in den Seehäfen drängten sich zahlreiche Schiffe. Durch einen Zauber war die Halbinsel zum Paradies geworden. Ja, es war ein Zauber, Schein und Lug und Trug. Die Häuser waren schnell aus Pappendeckel errichtet und hatten bloß eine perspektivisch bemalte Vorderseite, die Waaren hatte Potemkin von Nah und Fern entlehnt, die Heerden waren viele hundert Stunden weit hergetrieben, die Menschen waren mit der Knute aus weitem Umkreis zusammengepeitscht, und die Schiffe durch seine Blutbefehle zusammengebracht. Gewiß, ein unerhörtes Spektakelstück, wie die Welt kein zweites je erlebt hat! Jeder Sünder gleicht dem Potemkin, er verschleudert die Gnaden Gottes; all' sein Gutes, das er thut, ist nur Schein, es hat kein Verdienst.

Der wahrhaft reumüthige Sünder muß ein ganz anderer Mensch werden.

Der heilige Ambrosius erzählt folgende beherzigungswerthe Geschichte: Ein Jüngling ward durch schlimme Kamerabschaft also verführt, daß er ohne Scheu und Scham die schwersten Sünden beging. Doch geschah es, daß er durch des Himmels Erbarmen seine Sünden erkannte und fern von der Welt in der Einsamkeit strenge Buße that. Nach langer Zeit kehrte er wieder in die Stadt zurück. Da begegnete ihm mehrmals eine jener Personen, durch die er verführt worden war. Sie grüßte ihn jedesmal freundlich, er aber würdigte sie nie eines Blickes. Ueber diese Nichtachtung betroffen, trat sie eines Tages absichtlich in den Weg, zupfte ihn am Kleide und sprach: Kennst du mich nicht mehr? Ich bin's! Verwundert antwortete der bekehrte Jüngling: Du bist's noch? Ich aber bin's nicht mehr! Sehr wahr! Was der Sünder früher war, das ist er nach der Bekehrung nicht mehr.

Die vielen Versprechen der Besserung gereichen dem rückfälligen Sünder zu seiner größeren Verdammniß.

Im Jahre 1597 ließ der Herzog Friedrich von Württemberg den Alchimisten Honauer an einen eisernen Galgen aufhängen, weil er ihm versprochen hatte, er wolle Eisen in Gold verwandeln. Das war nun freilich ein armer Tropf, der vielleicht steif und fest an der Hoffnung hing, die Kunst zu finden, Eisen in Gold zu verwandeln, der aber unterdessen den Herzog so viel echtes Gold und Silber kostete, daß dem Gold- und Silberlieferanten endlich die Geduld ausging und er ihn gleichsam an sein eigenes Versprechen aufhängen ließ: an einen eisernen Nagel. Dem Sünder, der sich nicht bessert, geht's bei Gott auch so; seine vielen Versprechungen der Besserung gereichen nur zu seiner größeren Schuld und Verdammniß!

Der gründlich bekehrte Sünder ist Gott treu bis in den Tod.

Zur Zeit der Kreuzzüge war Palästina, das gelobte Land, wüst und öde. In seinen einsamen tiefen Thälern und Schluchten hausten wilde Thiere, und in seinen niederen sumpfigen Gegenden giftige Schlangen. Einst ritt ein tapferer

Kreuzfahrer, Graf Latour, indem er sich vom Heere entfernt, in solcher einsamer, unheimlicher Gegend fürbaß. Plötzlich vernahm er aus einer nahen Bergkluft das Brüllen eines Löwen, der, wie es ihm schien, im Kampfe um Hilfe rief. Keine Furcht kennend, sprengte der Ritter mit Blitzesschnelle hin zur grausen, finstern Höhle, schwang sich aus dem Sattel, trat ein und sah nun einen Löwen im Kampfe mit einer riesigen Schlange, die ihre Ringe fest um seinen Leib geschlungen und mit ihrem furchtbaren Gebisse seinen Nacken zerfleischte. Schnell zog Latour das scharfe Schwert und zerhieb die Schlange, so daß sie sterbend ihre Beute fahren lassen mußte. Von seiner mörderischen Feindin befreit, kroch nun der Löwe, schwer aufathmend von seinem heißen Kampfe, zu seinem Lebensretter hin, leckte dankbar seine Hand und legte sich zu seinen Füßen nieder. Und von nun an folgte ihm der Löwe überallhin nach, er kämpfte an seiner Seite in blutiger Schlacht, er beschützte ihn in Gefahr, er wachte an seiner Seite, wenn er schlief. Als das gelobte Land erobert war, wendete sich der tapfere Graf heimwärts, sein treuer Begleiter folgte ihm; sie kamen an den Meeresstrand, um sich nach Europa einzuschiffen; die Schiffer aber weigerten sich, den unheimlichen Gast an Bord zu nehmen. So mußte sich denn der Ritter entschließen, von seinem treuen Freunde Abschied zu nehmen und ihn am Meeresstrande zurückzulassen. Als das Schiff vom Lande stieß, erhob der Löwe ein schreckliches Angstgeschrei, wie ehedem in jener Felsenkluft im Kampfe mit der Schlange, lief hin und her am steilen Ufer und stürzte sich endlich mit gewaltigem Sprunge in's Meer, um schwimmend das Fahrzeug zu erreichen, das seinen Lebensretter trug, ohne den er nicht leben konnte. Lange kämpfte er mit den Fluthen, sank unter, tauchte wieder auf, verschwand, erhob sich wieder, bis ihn die Kraft verließ. Da hob er sich zum letzten Male empor, sandte nochmals einen wehmüthigen Blick nach dem Schiffe und — ging dann unter. Wer bewundert nicht die Liebe und Treue eines Thieres gegen einen Menschen, gegen seinen Lebensretter! Ein schönes Bild des wahrhaft bekehrten Sünders! So liebend und treu schließt er sich an Gott, seinen Lebensretter an, so muthig und tapfer kämpft er an seiner Seite, so anhänglich und opferwillig folgt er ihm überallhin nach. Er thut Alles, um das Andenken und die Spuren seines früheren Sündenlebens zu verwischen, er vernichtet auch den letzten Rest der Anhänglichkeit an die Welt und ihren Dienst. Er will von Nichts mehr wissen, als von Christo allein; Ihm lebt er, Ihm stirbt er, Sein ist er im Leben und im Tode. Und darum leistet er nach seiner Bekehrung freudig und gern, ungesäumt und gewissenhaft Genugthuung!

Der Sünder kann sich noch am Todbette bekehren.

Der gelehrte Pepinus schreibt: Ein Mann führte einen lasterhaften Wandel und hatte solche Sünden niemals im Beichtstuhle entdeckt. Darauf fiel er in eine tödtliche Krankheit, schickte geschwind um einen Beichtvater, dem er zwar einige Sünden entdeckte, die gräulichsten aber wieder verschwieg. Es erschienen nun vier Teufel um sein Bett und fingen einen Streit an, wem aus ihnen die Ehre gebühre, diese Seele in die Hölle zu führen. Mir gebührt sie, sagte der

erste, denn ich habe ihn zur ersten Sünde verführt. Ho, ho, sagte der andere, mir gebührt sie, denn ich habe ihn in der Sünde verharren gemacht. Was? sagte der dritte, mir gebührt die Ehre, denn ich habe ihn unwürdig zur heiligen Kommunion geführt. Der vierte sagte jetzt aus Neid: Ihr Esel, ihr habet die Seele ja noch nicht, er kann sich ja noch bekehren und durch eine aufrichtige reumüthige Beichte mit Gott versöhnen! Als der Kranke hörte, daß er sich noch bekehren könne, legte er eine gute Beichte ab und ward ein Kind der Seligkeit.

Das gute Beispiel vermag viel zur Bekehrung der Sünder.

Als ein frommer Abt hörte, daß in einer Gegend viele Räubereien und Mordthaten geschehen, zog er seine besten Kleider an und ritt hin. Bald war ein Räuber da, der ihm befahl, Kleider und Pferd herzugeben, sonst nehme er ihm das Leben. Der Abt sagte: Weil diese Sachen alle Gott gehören, so ist's billig, daß wir sie einmal wechseln; aber sag' mir, was willst du mit den Kleidern machen, die passen ja nicht für dich? Wir können sie ja verkaufen und Brod dafür einkaufen! Also um Speise und Trank stehlet und übet ihr dieses gefährliche Handwerk? Komm zu mir in mein Kloster und ich will dir zu essen und zu trinken umsonst geben. Ja, sagte der Räuber, euere Bohnen essen wir nicht, wir wollen gut essen. Ich verspreche dir, das Beste zu geben, ohne zu arbeiten, entgegnete der Abt. Der Räuber ließ sich bereden, ging mit in's Kloster, es ward ihm ein herrliches Zimmer eingeräumt und aufgetragen, was das Kloster hatte. Der Räuber ließ sich's schmecken, während der ihn bedienende Klosterbruder seine Bohnen auf der Erde aß. Das dauerte ein paar Tage fort. Da sagte der Räuber: Warum ißt du so schlecht? Bist du vielleicht ein großer Sünder, ein Ehebrecher, ein Dieb, ein Räuber, ein Todtschläger gewesen, daß du zur Strafe so leben mußt? Nein, antwortete der Bruder, sondern damit ich in Gott einen gnädigen Richter finde! Dieses Wort durchbohrte das Herz des Räubers wie ein Dolch, er ging in sich, that nach und nach eine strengere Buße und wurde in jenem Kloster ein Muster von Frömmigkeit.

Durch eine reumüthige Beichte können die größten Sünder selig werden.

Ein in der Welt großer Herr, welcher viele Jahre nicht gebeichtet hatte, fiel in eine schwere Krankheit. Die heilige Brigitta hatte Mitleid mit ihm und betete für ihn. Christus offenbarte ihr, sie solle ihren Beichtvater hinschicken, damit er ihn Beicht höre. Dieser ging hin, aber der Kranke sagte: er bedürfe keiner Beichte, er habe oft genug gebeichtet. Der Beichtvater ging den andern Tag wieder hin und erhielt dieselbe Antwort. Er ging den dritten Tag hin und sagte ihm auf Christi Befehl: Du hast sieben Teufel bei dir; der eine sitzt dir im Herzen, daß du keine Reue empfindest; der zweite in den Augen, daß du nicht siehst, was deiner Seele nützlich ist; der dritte im Munde, damit du nicht betest und beichtest; der vierte im untern Theile des Leibes, damit du die Unreinigkeit liebest; der fünfte in den Füßen, damit du die

Menschen beraubest; der sechste in deinem Innern, in Folge dessen du dem Saufen und Fressen ergeben bist; der siebente sitzt in der Seele, wo Gott hätte wohnen sollen. Glaubst du, mich von der Verzeihung meiner Sünden, deren ich so viele begangen, überzeugen zu können? Der Priester sagte: Ich schwöre dir, du wirst bei einer wahren Reue und Beichte so gerettet, wie der Schächer! Ach, seufzte der Kranke, ich habe sechzig Jahre nicht gebeichtet und kommunizirt und nie hatte ich solche Reuethränen, wie jetzt! Nun beichtete er noch an diesem Tage und am andern Tage kommunizirte er, am sechsten Tage starb er. Christus offenbarte der heiligen Brigitta: Dieser Mensch ist schon zur Reinigung im Fegfeuer gelangt. Gott hatte ihm also seine Sünden verziehen, so schwer und zahllos sie auch gewesen waren. O über die reumüthige Beicht geht Nichts!

Gewohnheitssünder verlieren endlich allen Geschmack für Religion.

In Venedig ging einmal ein Bauer vor einer Apotheke vorüber und fiel wegen des ungewohnten scharfen Geruches der Spezereien in Ohnmacht. Nun schleppte man den armen Mann gar in die Apotheke hinein, bestrich ihn mit allerhand kostbaren Wassern; aber das Rosenwasser half Nichts, noch weniger Bisam, Ambra u. dgl., bis endlich ein Bauer herzu kam und sagte: Habt nur ein wenig Geduld, ich werde ihn gleich wieder zum Leben bringen. Er ging zum nächsten besten Schweinstall und brachte Schweinkoth mit, schmierte denselben dem Ohnmächtigen, um die Nase und die Lebensgeister kehrten wieder zurück. Was doch die Gewohnheit macht! Dem Gewohnheitssünder schmecken die Lehren Christi, die Tugenden und Sakramente nicht, er hat keinen Geschmack am Worte Gottes, wohl aber gefallen ihm schwülstige Romane und Gespräche, wobei die Sauglocke geläutet wird!

Syphilis.

Syphilis geheilt vom heiligen Makarius durch ein Wunder.

Zum heiligen Makarius wurde ein kleines Mädchen gebracht, dem die heimlichen Glieder des Leibes so allseitig verfault waren, daß, nachdem das Fleisch aufgezehrt war, auch das Innere und Verborgene der Natur blos dalag. Aus dieser Fäulniß entwickelte sich eine so unzählige Menge Würmer, daß man des Gestankes wegen es nicht mehr wagte, sich ihr zu nähern. Da sie nun von den Aeltern gebracht und vor die Thüre hingelegt worden, erbarmte sich Makarius des Leidens der Jungfrau und sprach: Sei getrost, meine Tochter! der Herr gab dir dieses Leiden zu deinem Heile, nicht zum Untergange; daher muß man sich wohl fürsehen, daß dir deine Gesundheit keine Gefahr bereite. Nachdem er sieben Tage nach einander gebetet, das Oel gesegnet und ihre Glieder im Namen des Herrn gesalbt hatte, machte er sie so gesund, daß sie sich weder nach ihrer Naturbildung, noch nach ihrer Gestalt als Weibsbild zeigte, sondern ohne Argwohn für ihr Geschlecht unter den Männern leben und umgehen durfte.

Tabakrauchen.

Das Tabakrauchen ist den Kindern äußerst schädlich.

In Böhmen kam ein Todesfall in Folge des Tabakrauchens vor. Es wurde die Leichenbeschau über einen zehnjährigen Knaben gehalten. Es ergab sich aus den Zeugenaussagen, daß er den Tag zuvor bei vollkommen guter Gesundheit eine Quantität Rauchtabak gekauft und zu rauchen angefangen hatte, wobei er damit prahlte, daß er besser rauchen könne, als irgend ein anderer Junge im Orte. Gegen ein Uhr Mittags ging er zum Essen nach Hause, hatte sich aber kaum niedergesetzt, als er über Kopfweh zu klagen anfing und dabei mit der Hand nach seiner rechten Schläfe griff. Er fiel dann plötzlich vom Stuhle auf den Boden mit dem Ausruf: Mutter, Gott stehe mir bei, ich sterbe! und blieb besinnungslos liegen. Ein Arzt wurde gerufen und verordnete die geeigneten Mittel, aber vergebens, der Knabe starb noch im Laufe des Tages. Der Arzt sagte aus, daß er den Knaben in einem Zustande völliger Besinnungslosigkeit, die offenbar von einem narkotischen Gifte herrührte, gefunden habe. Alle Symptome deuteten darauf hin, daß dieser Zustand durch übermäßiges Rauchen herbeigeführt worden war. Der Pfeifenkopf, aus welchem der Knabe am Morgen geraucht hatte, war von ungewöhnlicher Größe und faßte dreimal mehr Tabak, als gewöhnliche Pfeifen. Eine neue Lehre für Aeltern, Lehrmeister und Vormünder, ja auf der Hut zu sein und mit allem Ernste die Rauchgelüste bei den Knaben zu unterdrücken.

Talente.

Talente sind von Gott.

Ferdinand Hummel, ein neunjähriger Harfenvirtuose, ließ sich im Hamburger Stadttheater hören. Dem Publikum war da Gelegenheit geboten, eine Erscheinung kennen zu lernen, die in der musikalischen Welt gerechtfertigtes Aufsehen erregt. Seitdem nämlich die Harfe fortgesetzt Verbesserungen erfahren hat, haben auch die Schwierigkeiten ihrer Behandlung wesentlich zugenommen. Zugleich sind die Wenigsten im Stande, eine solche neue Harfe, deren Preis zweihundert Pfund Sterling beträgt, anzuschaffen. Man wird es nun um so erstaunlicher finden, daß plötzlich ein Knabe auftaucht, der nicht nur die musikalische Begabung, sondern auch die körperliche Kraft und Fertigkeit besitzt, die Harfe mit Meisterhaftigkeit zu behandeln. Das außerordentliche Talent, welches Ferdinand Hummel besitzt, veranlaßte seiner Zeit den König von Preußen, den Knaben dem Wiener Harfenmeister Zamara zum Unterrichte auf seine Kosten zu überweisen.

Tanz.

Der Tanz bringt der Seele Gefahr.

Der Tanz ist an sich ein unschuldiges Vergnügen, wird aber oft der Seele gefährlich, wenn sich ihm Jünglinge und Mädchen, allein, ohne Aufsicht, leidenschaftlich hingeben. Die Musik, die angenehme Gesellschaft, das Vergnügen, die Aufregung des Blutes, die hitzigen Getränke üben eine Art Bezau-

berung; Herz, Auge, Zunge sind unbewacht; es wird der Eitelkeit geschmeichelt. Manch' lasterhaftes Freundschafts- und Liebesband ward beim Tanze geknüpft, manche Sünde vollbracht und die Schutzengel haben oft Ursache, die verlorne Unschuld ihrer Schützlinge zu beklagen. Trotz der Gefahr ist Jung und Alt auf den Tanz erpicht, gleich den unverständigen Mäusen. Diese Thierchen lieben die Musik; wenn sie die sanften Töne einer Harfe oder eines Klaviers hören, vergessen sie ihre angeborne Furchtsamkeit, kommen selbst bei hellem Tage aus ihren Löchern hervor und taumeln vor Entzücken hin und her; auch laufen sie Nachts über die Saiten und ergötzen sich an dem Klimpern, welches sie dadurch verursachen, und werden bei diesem unbehutsamen Vergnügen die Beute ihrer Feindin, der Katze. Ebenso hat leidenschaftlicher Tanz manchen jungen Menschen zur Sünde und zum Laster verleitet. Darum, o Jugend, genieße mit Mäßigung, mit Vorsicht, was für deine Seele so gefährlich werden kann. Ihr Aeltern, lasset eure Kinder nicht ohne Aufsicht und bis zur Unzeit dieses gefährliche Vergnügen genießen; bedenket, daß hiebei der Teufel auf die Seelen, wie die Katze auf die tanzenden Mäuse lauert!

Beim Tanze hat der Teufel mehr Gewalt über den Menschen.

Folgende Geschichte erzählt uns Tertullian und sagt, daß sie sich zu seiner Zeit zugetragen habe. Ein Weib, das sehr vorwitzig und in seinem Betragen lustig und leichtsinnig war, fand sich, um den Drang dieser ihrer Fehler zu befriedigen, öfter sowohl bei Tänzen als auch bei öffentlichen Schauspielen ein, wohin die Christen zu selbiger Zeit sich nie zu begeben pflegten. Auf einmal wurde sie vom Teufel besessen. Die Priester, welche man zu Hilfe gerufen hatte, stellten den bösen Geist durch ihre Beschwörungen zur Rede, warum er sich erkühnt hätte, eine Christin anzufallen; worauf dann dieser antwortete: Ich hatte ja das Recht dazu; denn ich habe sie auf meinem Grund und Boden und innerhalb der Grenzen meines Eigenthums gefunden. — Lerne aus dieser Geschichte, daß der Teufel in dieser Art von Versammlungen mit größerer Gewalt herrscht! Hier läßt er seine gefährlichsten Kunstgriffe spielen, um die Ehrbarkeit zu schwächen und über die Keuschheit zu siegen. Halte dich ferne von den Orten, wo sich die Sünder versammeln, sagt die Schrift, und nimm nicht Theil an ihrer Thorheit, auf daß du nicht zugleich mit ihnen zu Grunde gehest. Denn sie und die ihnen folgen und ihre Thaten billigen, sind des Todes schuldig! (Hausen I. S. 286.)

Beim Tanze führt der Teufel den Reigen.

Der heilige Petrus Fourier bildete einen Verein von Jungfrauen, die er zu tüchtigen und frommen Lehrerinen heranbildete. Unter diesen zeichnete sich als das tauglichste Werkzeug eine Jungfrau, Namens Alix le Clerc, aus. Dieses Mädchen, geboren zu Remiremont, zwischen den hohen Bergen der Vogesen, war jung, schön, mild, gehorsam, und von ihren Aeltern sehr sorgfältig erzogen. Aber der giftige Hauch der Welt berührte auch Alix. Sie wurde

eitel, hatte Wohlgefallen an schönen Kleidern und liebte den Tanz. Doch Gottes Auge wachte über sie. Ihr Vater verließ wegen Krankheit seine rauhe Heimath und zog sich nach Martincour. Da sah Alix den guten Pfarrer Petrus; sein heiliges Leben, sein Eifer für das Heil der Seelen, seine Predigten machten einen gewaltigen Eindruck auf sie. Es gingen ihr allmählich über die Eitelkeit der Welt die Augen auf. Da wurden einmal ihre Aeltern zu einer Hochzeit geladen. Auch Alix ging mit. Es wurde viel getanzt und die wohlklingende Musik ertönte lockend in ihre Ohren; aber siehe, plötzlich, wie sie selbst treu und wahr erzählt, bot sich ihren Augen ein schauerliches Bild dar; sie erblickte den Satan, den Reigen führend, und ihm nachfolgend im tollen Wirbeltanze, Arm in Arm, Jünglinge und Mädchen. Das war genug. Dieser abscheuliche Anblick erfüllte sie mit solchem Eckel vor dieser seelengefährlichen Unterhaltung, daß sie keinen Tanzsaal mehr betrat; sie legte das Gelübde der Keuschheit ab und begann nach dem Rathe des seligen Petrus mit noch einer tugendhaften Jungfrau den Grund zur neuen Congregation der Schwestern Notre Dame (U. L. Frau) zu legen. Der selige Petrus gab dem jungen Vereine die Regel des heiligen Augustin und stellte ihn ganz unter den Schutz der Mutter Gottes.

Verbotene Tanzunterhaltung von Gott bestraft.

In einem Orte, zur Pfarre Gastern gehörend, sollte am 2. September 1866, als am Kirchenfeste, Tanzmusik abgehalten werden. Der Herr Pfarrer brachte es jedoch mit seinen freundlichen Vorstellungen bei den zwei in der Gemeinde befindlichen Wirthen dahin, daß bei dieser ohnehin traurigen Kriegszeit die Tanzmusik unterblieb. Ein Bauer aber in der Gemeinde war so nachgiebig, und erlaubte in seinem Hause Tanzunterhaltung, welche um zwei Uhr Morgens endete. Um halb drei Uhr stand das Haus in Flammen, Stallung, Schupfen und Scheuer wurden ebenfalls von den Flammen verzehrt; auch zwei Schweine sind verbrannt. Unter die guten Werke gehört der Tanz nicht; er ist auch bei der Ausgelassenheit der Jugend kein unschuldiges Vergnügen.

Ein verbotener Tanz im Advente durch den plötzlichen Tod der Vortänzerin bestraft.

Im Advente 1866 hatte die Künstlergesellschaft Hesperus in den Sälen der Wiener Gartenbaugesellschaft einen sogenannten Damenabend veranstaltet. Unter den zahlreichen Gästen befand sich auch der Redakteur der k. k. Wiener Zeitung, Herr Ernst von Teschenberg, mit seiner Frau, einer zweiundzwanzigjährigen, liebenswürdigen Dame. Der Abend war animirt und Frau von Teschenberg nahm in ungezwungenster, heiterster Stimmung an dem durch musikalisch-deklamatorische Vorträge gewürzten Vergnügen Antheil. So verging die Mitternacht, schon nahte der Zeiger der ersten Morgenstunde, da plötzlich, vielleicht nur, um dem Advent ein Schnippchen zu schlagen, ertönte ein lustiger Walzer, der unwiderstehlich zum Tanze hinriß. Frau von Teschenberg erhob sich, reichte ihrem Manne die Mantille hin, und flugs ging's im wirbelnden Tanze dahin. Aber eben so schnell stockten die Paare hintereinander, eine

Dame, reizend und schön, war den Armen ihres Tänzers entglitten und auf den Parquetboden hingesunken. Es war die muntere Vortänzerin, Frau von Teschenberg. In ein Nebenlokal gebracht, standen bald zwei Aerzte neben ihr, aber keine Hilfe war da mehr möglich; die Aerzte mußten die traurige Wahrheit bezeugen: Die junge Frau, die soeben noch gescherzt, lag als Leiche auf dem Bette. Herr von Teschenberg, der bis dahin im Salon zurückgehalten wurde, stürzte beim Empfang dieser Nachricht kraftlos zusammen. In peinlicher Stille hatte die Gesellschaft geharrt und als die Todesnachricht verkündet wurde, da prägte sich furchtbares Entsetzen auf dem Gesichte eines jeden Einzelnen ab; sie erkannten diesen Tod als Strafe Gottes für ihre Gottlosigkeit, in der Bußzeit des Adventes zu tanzen.

Der Tanzboden, des Teufels Ruhestätte.

Hans Sachs, ein berühmter Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, erzählt Folgendes von des Teufels Ruhestatt: Die Alten haben ein Gedicht, um auf eine feine Weise die Jugend von dem gottlosen Tanzen abzuschrecken. — Das Gedicht lautet also: Der Teufel kam einst auf die Erde, um sich eine Ruhestatt auszusuchen, wo es stets gottlos zuginge, und wo er mit Freuden wohnen könne, ungestört von den Frommen, die ihm gar sehr zuwider sind. Zuerst kam er an das Hoflager eines Großen, wo man spielte, soff und der unrechtmäßigen Liebe pflegte. Mit ausnehmender Pracht wurden Turniere gegeben, gejagt, getanzt, banketirt und ohne Erbarmen drückte man die Armen, damit die gierigen Schranzen wieder Geld zum Schlemmen erhielten. Die Amtsleute waren Heuchler und Betrüger, die Edlen übten das Faustrecht auf eine gar grausame Weise und der gnädige Herr sah zu Allem durch die Finger. Hier, dachte der Teufel, will ich bleiben und an solcher Lebensweise Theil nehmen, Schalkheit und Sünde mittreiben und mich an diesem Leben ergötzen. Da sah er etliche fromme Räthe, welche insgeheim ein großes Mißfallen an dem gottlosen Wesen hatten, und zeigten ihrem Gebieter Alles an, drangen auch so lange in ihn, diesem Uebel ein Ende zu machen, bis er die Gottlosen aus seinem Palaste zu jagen beschloß. Mit ihnen zog auch der Teufel von dannen, den es gar sehr verdroß, daß auf diese Weise die Frommen und Gerechten den Sieg davon trugen. Nun kam er an den Hof eines reichen Abtes, wo er wenig Gottesfurcht, viel weltlich Treiben und Lustbarkeit, wenig Beten, viel Essen und Trinken, wenig Almosen und Barmherzigkeit fand. Dem Teufel gefiel es recht wohl, weil man da weltlicher, als in der Welt lebte, und er gedachte, da zu weilen; doch verdroß es ihn über die Maßen, daß einige fromme und gelehrte Mönche ein solches ungeistliches Leben schmähten und immer darauf drangen, man solle das Kloster nach der Strenge der Regel reformiren; sie redeten eifrig von Gottes Wort und daß es Pflicht eines Geistlichen sei, zu beten, zu predigen und die Sünde auszutreiben, damit die ihm anvertraute Heerde bei Gott Gnade erhalten möge. Solches Gerede konnte der Teufel nicht leiden und begab sich in eine Stadt zu den Bürgern, bei denen er Betrug und Schinderei in Menge antraf und wo Einer den Andern im Handel und Wandel mit Arglist betrog. Die Kaufleute

setzten ihre Kunden mit falscher Waare und kurzer Elle an und die Gewerbsleute übervortheilten die ihrigen mit loser und liederlicher Arbeit, und Herr und Frau, Knecht und Magd verhetzten einander auf die schlimmste Weise. Das gefiel dem Teufel wohl; doch war ihm noch ein Ding im Wege, daß unter den Bürgern noch viel redliche und von allen diesen Lastern frei waren, die sich ehrlich nährten. Das ärgerte den Teufel so, daß er nicht unter ihnen bleiben mochte und sich in einen Gerichtshof begab. Da fand er Arglist und Meineid, Lug und Betrug und sah, wie das Recht hingehalten, gedreht und gebogen wurde mit unzähligen Listen und Ränken; sah, wie Wittwen und Waisen unterdrückt wurden und die Geldhaufen mit Unrecht obsiegten. Das gefiel dem Teufel sehr wohl, und er gedachte, nicht weiter zu ziehen und seine Zeit mit den Juristen zuzubringen, weil es unter ihnen ganz nach seinem Sinne zuginge; doch fand er wieder Einige, die der Gerechtigkeit in Wahrheit beistanden und ohne Arglist waren; darob war er verdrießlich, daß er auch unter den Richtern nicht länger bleiben mochte und durch alle Stände, hohe und niedere, wanderte, nirgends lange verblieb, weil er überall Gute unter den Bösen fand. Obgleich die Zahl der Gerechten nirgends groß war, so blieben sie ihm doch ein Dorn im Auge und er war schon entschlossen, wieder in die Hölle zu fahren, weil er auf der Erde keinen Platz fand, als er von ungefähr an einem Orte vorüber kam, wo eben getanzt wurde. Da sah er ein gewaltiges Spektakel, wie sie allerhand Bocksprünge machten und einander umfingen und stellte sich aus Neugierde in die Nähe, um dem Tanze ein wenig zuzusehen. Und er sah gar Nichts von christlicher Art, sondern Prunk, Hoffart und Eitelkeit in Kleidung und Liebesgier; unkeusche Begierden zeigten sich aller Orten und leichtfertige Geberden, wie bei Kuppelei und Winkelheirathen, aus denen viel Uebel kommt. Dem Teufel gefiel das und mit großen Freuden sah er, wie sie in der Trunkenheit vom Leder zogen und einander Wunden schlugen, und solches war ein wahres Fest für seine Bosheit. Dann sah er sich nach Außen um, wo eine Reihe von Alten und Jungen, Männern und Weibern müssig stand und den Tanzenden auf's Bitterste nachredeten und einem Jeden einen Schandlappen anhingen und üble Nachrede und Verleumdung vorbrachten. Kurz, er sah auch nicht eine einzige Person, die einen guten Gedanken hatte und der Teufel dachte, an dieser Stelle will ich bleiben, weil mir hier Keiner im Wege steht, der noch fromm und gottesfürchtig wäre. Und also setzte er sich in Mitten der Tanzenden nieder und freute sich, daß er endlich eine Ruhestatt auf Erden gefunden, wo er Nichts Gutes hörte, noch sah; und da gleichwohl Jedermann sagt, daß der Tanz nichts Sträfliches sei, so tanzen die Tanzlustigen um ihren Schutzpatron herum, und es lehrt ein altes Sprüchwort: Das Beste am Tanze ist das Umkehren. Auch sagt man mit großer Wahrheit: Es kommt Keiner so gut vom Tanze, als er dazu ging, und ohne daß er böse Gedanken empfangen hätte; darum, wenn ihr wollt, daß nichts Uebleres entstehe, so meidet den Tanzplatz; denn alldort hat der Teufel seine Ruhestatt aufgeschlagen. So Hans Sachs, ein schlichter Mann aus dem Volke, schon vor dreihundert Jahren; er hat den Nagel auf den Kopf getroffen und seine Worte

gelten noch heute. Der Tanzboden ist des Teufels Ruhestatt, da tritt ihm Keiner in den Weg, da gibt's nichts Christliches, Ehrbares, Sittliches, auch nicht ein Wort, ein Zeichen, da tanzt Alles nach des Teufels Pfeif und läßt sich ziehen und zerren an seinem Seil!

Tanz macht dem Teufel zugänglich.

Der Kirchenlehrer Tertullian erzählt uns folgende lehrreiche Geschichte, die sich zu seiner Zeit zugetragen. Ein christliches Weib, das aber in seinem Lebenswandel Nichts weniger als christlich, sondern vergnügungssüchtig, vorwitzig, frech und ausgelassen war, pflegte öfters den Tanzboden und Schauspiele zu besuchen, die damals von Christen sorgfältig gemieden und geflohen wurden. Bei einem Tanze nun wurde dieses Weib vom Teufel besessen. Die Priester, welche den Teufel beschwören und austreiben wollten, stellten denselben zur Rede, warum er es gewagt habe, von einer Christin Besitz zu nehmen? Und was antwortete er? Ich hatte das Recht dazu, sprach Satan; ich habe dieses Weib auf meinem Grund und Boden und innerhalb der Grenzen meines Eigenthums gefunden. Und so spricht er auch heute noch. Auf dem Tanzboden ist Satan Meister, dort ist sein Revier; wie könnte also Jesus, Maria und die Heiligen dir dorthin nachfolgen! Und kann dich dein Schutzengel dorthin begleiten?

Der Tanz ist für die Jugend als die größte Gefahr zu fürchten.

Einst saß Kaiser Karl der Große auf der Zinne einer Burg, am Strande der Ostsee, und sein Blick schweifte umher auf dem weiten Meeresspiegel. Da wurde seine Seele von düstern Ahnungen erfüllt und Thränen rannen über seine Wangen; denn in weiter Ferne gewahrte er die flüchtigen Schiffe der seeräuberischen Normannen und mit beklommenem Herzen rief er: Wenn diese schon bei meinen Lebzeiten solches wagen, was wird meine Nation von ihnen zu fürchten haben nach meinem Tode! Und sein prophetisches Wort ging in Erfüllung. Kaum hatte er seine Augen geschlossen, so drangen die Normannen auf den Flüssen bis in das Herz Deutschlands, sengend und brennend, raubend und mordend. So schaut auch der Priester, wenn er die Schuljugend in der Religion unterrichtet, voll düsterer Ahnung, mit beklommenem Herzen in die Zukunft. Er sieht, daß Satan alle List und Ränke aufbieten wird, die Kinder, die Jesu gehören, in sein Netz zu ziehen und zu verderben! Er sieht, daß ihnen besonders auf dem Tanzboden die größte Gefahr droht. Ja, der Tanzboden ist für die Meisten der Sarg der Unschuld und das Grab der Schamhaftigkeit. Das bestätigt auch die heilige Schrift Jesus Sirach C. 9, V. 4: Mit einer Tänzerin pflege keinen Umgang und gib ihr kein Gehör, auf daß dich ihre Künste nicht zu Grunde richten.

Tanzende werden zur Strafe besessen.

Der heilige Eligius predigte am Feste der heiligen Petrus und Paulus in einem Dorfe unweit der Stadt Nimes. Die Bewohner der Gegend waren

dem Tanz und Spiel leidenschaftlich ergeben und verbanden damit noch gottlosen Aberglauben. Dagegen erhob sich der heilige Bischof mit aller Macht der Rede und drang auf die Abstellung dieser abscheulichen Gewohnheit. Aber die meisten Bewohner dieser Gegend waren über die Predigt des Bischofs ungemein erbittert und einige gottlose Männer aus dem Beamtenstande faßten sogar den Plan, den Heiligen zu ermorden. Als dieser davon hörte, nahm er zwei Geistliche und einen Diakon mit sich, ging an jenen Ort und hielt eine ernste Strafrede über die Verachtung des göttlichen Wortes. Allein die Verstockten beschimpften den Heiligen und sagten ihm in's Gesicht, daß sie ihren alten Brauch sich nicht nehmen lassen wollten und drohten ihm mit dem Tode. Als Eligius diese Verrätherei sah, wandte er sich, von Schmerz ergriffen, in inbrünstigem Gebete zu Gott, er möge doch diesen Unglücklichen die Augen öffnen und sie erkennen lassen, wem sie bisher mit Tanz und Spiel gedient. Kaum hatte er sein Gebet beendet, als fünfzig von diesen Gottlosen, und zwar die Aergsten aus ihnen, vom Teufel besessen wurden und wüthend um sich schlugen. Alle, die zugegen waren, erschracken, warfen sich dem Heiligen zu Füßen und versprachen, seinen Worten Folge zu leisten. Der heilige Mann Gottes aber sprach zu ihnen: Fürchtet Euch nicht, sondern preiset vielmehr das Urtheil des Herrn; denn es ist billig, daß Jene, welche die Gebote Gottes verachten, eine Zeit lang denen überlassen werden, welchen sie dienten, und daß sie Jene als ihre Lehrmeister ansehen müssen, denen sie bisher Gehör gaben. Als nun Viele den Heiligen anflehten, er möge den Herrn um Hilfe für diese Unglücklichen bitten, gab er zur Antwort: Lasset sie in der That erkennen, wem sie bisher gedient haben. Ein ganzes Jahr lang blieben sie vom Teufel besessen. Als das Fest Petri und Pauli wiederkehrte, ließ er die fünfzig Unglücklichen vor sich kommen, besprengte sie mit Weihwasser und trieb die Teufel von ihnen aus. Dann hielt er ihnen eine ernste Strafrede und entließ sie in Frieden.

Taubstumme.

Gegen Taubstumme müssen wir besondere Nächstenliebe üben und sie in der Religion unterrichten.

Während sich der heilige Franz von Sales zu La Roche aufhielt, gab er ein Beispiel der Nächstenliebe, das Manche vielleicht nicht als bedeutend ansehen werden, das aber dessen ungeachtet von großem Verdienste vor Gott war. Unter den Armen, die täglich zu seiner Thüre kamen und Almosen empfingen, befand sich einmal ein Mensch, der von Mutterleibe an taubstumm war. Dieser Mensch führte ein sehr unschuldiges Leben und weil er übrigens nicht ungeschickt war, verwendete man ihn zuweilen zu niedrigen Diensten des Hauses. Da man wußte, daß der Heilige die Armen liebte, führte man ihm denselben während der Mahlzeit vor, um ihm das Vergnügen zu verschaffen, ihn durch Zeichen sich ausdrücken zu sehen, und wahrzunehmen, wie er die Zeichen verstände, die man ihm gab. Ueber sein Elend gerührt, befahl der Heilige, ihn in die Anzahl seiner Hausleute aufzunehmen und große Sorge für ihn zu tragen. Man stellte ihm vor, es sei eben nicht nothwendig, sein Haus

durch denselben zu überladen und übrigens würde dieser Mensch ihm auch ziemlich unnütz sein. Wie, unnütz? antwortete hierauf der heilige Franz; rechnet man es denn für Nichts, die Nächstenliebe zu üben? Je mehr Gott ihn betrübte, um so mehr Mitleid muß man mit ihm haben. Wenn wir an seiner Stelle wären, möchten wir wohl, daß man so karg gegen uns wäre? Er ward also unter die Hausgenossen des Heiligen aufgenommen und er behielt ihn auch bis zu seinem Tode. Ja er that noch mehr für ihn; er unternahm es, ihn selbst durch Zeichen über die Geheimnisse des Glaubens zu unterrichten; was ihm endlich auch nach unsäglichen Mühen gelang. Er lehrte ihn durch Zeichen beichten und wollte selbst sein Beichtvater sein. Dann ließ er ihn auch zur Kommunion zu, die er immer mit einer Ehrfurcht und Andacht empfing, woran Alle sich erbauten. Er überlebte den Heiligen nicht lange, und starb vor Schmerz, einen so guten Herrn verloren zu haben.

Taufe.

Die Giltigkeit der Begierdtaufe durch ein Wunder bestätigt.

Abt Andreas wanderte einst mit zehn Pilgern, worunter ein Jude war, in der Wüste. Der Jude wurde todtkrank und war wegen des heftigen Fiebers und Durstes der Auflösung nahe. Sie trugen ihn abwechselnd, um ihn wo möglich in eine Stadt zu bringen; da sie aber selbst kaum Kräfte hatten, sich fortzuschleppen, beschlossen sie, ihn in der Wüste zu verlassen. Er beschwor sie bei Gott dem Schöpfer, Erlöser und Richter, ihn nicht als Juden sterben zu lassen, sondern ihn zu taufen, damit er als Christ sterbe und zu Gott gelange. Da sie kein Wasser hatten, goß Einer von ihnen Sand über sein Haupt und sprach dazu die Taufformel. Plötzlich machte Christus den Jüngling so gesund und stark, daß man an ihm keine Spur der vorigen Krankheit mehr gewahr wurde, sondern daß er munter die Reise fortsetzte und vor ihnen herging. Nach ihrer Ankunft in Askalon führten sie ihn zum heiligen Bischof Dionysius und erzählten ihm das Vorgefallene. Dieser versammelte seine Geistlichkeit, um über die Giltigkeit dieser Taufe zu berathen. Sie erkannten, daß der Jude wirklich getauft sei, was das unerhörte große Wunder bezeuge; aber nicht durch den Sand, sondern durch seine Begierde nach der Taufe, welche das Wasser ersetzte. Zur Vorsicht aber ließ ihn Dionysius ordentlich mit Wasser taufen, versteht sich: bedingnißweise. So urtheilten sie nach dem heiligen Gregorius Nazianzenus. Die Begierdtaufe ist also im Nothfalle giltig.

Die Unschuld der Taufe soll man unbefleckt bewahren, wie das Taufkleid.

Unter dem Katholikenfeinde Hunerich, dem Könige der Vandalen, fiel ein Katholik, Namens Elipodofore, vom Glauben ab, und wurde zur Belohnung als Richter in Karthago angestellt. Dieser Elende ließ eben den Diakon, der ihn getauft hatte, gefänglich einziehen. Als man ihm die Kleider vom Leibe riß, zog er vor der ganzen Versammlung das weiße Kleid hervor, welches der Richter bei seiner Taufe getragen hatte und sprach: Dieses Gewand wird dich

anklagen vor Gott, wenn Er zum Gerichte kommen wird. Ich habe es zum Zeugnisse deines Abfalles, der dich in die Hölle hinabstürzt, aufbewahrt. Dieses Kleid, das dich umgeben hat, als du aus dem Taufwasser herausstiegst, wird deine Qual im ewigen Feuerschlunde vermehren.

Die Taufe wirkt Wunder bei den Wilden.

Die katholischen Missionäre hatten im Staate New-York eine Kapelle errichtet; diese mit ihrem emporragenden Kreuze war ein fortwährender Aufruf zur Taufe und hieher brachten die Mütter im Eifer ihr Neugebornes. Jede Hütte stand von nun an den Missionären offen. Die Vorurtheile der wilden Huronen schwanden; denn man sah die Taufe als einen Segen an, da mehrere Male Personen, welche in der Todesgefahr die Taufe empfingen, gesund wurden. Täglich bekehrten sich Erwachsene zum Glauben; besonders groß war das Zutrauen zum Christenthum bei den Weibern, wegen der vortheilhaften Stellung einer Christin.

Man soll sich öfters an das Taufgelübde erinnern.

Garacontiè, ein Irokesenhäuptling, empfing die heilige Taufe. Bei seiner Rückkehr bekannte er wiederholt auf edle Weise seinen Entschluß, in den Glaubenslehren, die er angenommen, zu leben und zu sterben. In einer gefährlichen Krankheit wies er alle abergläubischen Mittel der Medizinmänner oder Zauberer zurück und als er erfahren, daß ohne sein Wissen ein solcher Brauch in seiner Hütte vollzogen wurde, war er untröstlich. Wehe! sprach er, was wird der Bischof von mir sagen? Er wird mich für einen Heuchler halten; aber ich habe zu viel Herz und habe es Gott zu feierlich versprochen, um je rückfällig zu werden. Bei jeder Gelegenheit erhob er seine Stimme für den Glauben. Garacontiè's Frömmigkeit blieb sich immer gleich. Obgleich seine Hütte eine halbe Stunde von der Kapelle entfernt war, besuchte er doch regelmäßig täglich die heilige Messe mit seinem Weibe. Beim Gange zur Christmetten 1675 zog er sich eine heftige Verkühlung zu, die bald lebensgefährlich wurde, und er bereitete sich zum Tode. Am Weihnachtsfest, wie in Vorahnung baldiger Auflösung, nahm er ein Cruzifix in die Hand, bedeckte es mit Küssen und rief aus: Sehet da, der wahre Herr und Meister unseres Lebens! Jesus, geboren von der Jungfrau! Wie bist Du schön ohne Gleichen! Gewähre, daß wir neben Dir sitzen mögen im Himmel! Christen, gedenket, was wir Ihm in der Taufe versprochen haben! Er starb fromm, als ein glühend eifriges Kind der katholischen Kirche.

Um die Taufe zu empfangen, wirkt Gott ein Wunder.

Der Jesuitenmissionär Pater Anchieta wanderte mit nackten Füßen, weder die Qualen des Hungers, noch den Stich der Viper, noch den Rachen der wilden Thiere fürchtend, durch die ungeheueren Wälder des tropischen Südamerikas. Als er eines Tages, ohne irgend einen bewußten Grund, und wie von einem Anderen geführt, einen Wald betrat, fand er einen greisen Indianer

an einen Baum gelehnt, der ihn mit der Versicherung begrüßte, er habe seine Ankunft schon seit einiger Zeit erwartet. Er war aus einer weit entlegenen Provinz an den Ufern des fernen Plattaflußes hergekommen und konnte nur angeben, er sei von einem Drange, dem er nicht widerstehen konnte, an diesen Ort geführt worden, wo ihm, wie ihm bedeutet worden, der rechte Pfad gezeigt werden solle. Als Anchieta, der begriff, daß eine besondere Gnade diesen Neuling zugeführt habe, die Hauptlehren des katholischen Glaubens vor ihm entfaltet hatte, entgegnete der Indianer: Das ist es, was ich schon empfangen habe; aber ich wußte es nicht auszudrücken. Etwas Regenwasser, das im Laube einiger wilden Pflanzen stand, genügte, um ihn zu taufen. Gleich nach der Taufe starb der Indianer und Anchieta begrub den Neubekehrten mit eigenen Händen nach dem Ritus der katholischen Kirche.

Die Taufe wirkt Wunder.

Der heilige Martyrer Peregrin und Genossen wirkten im Gefängnisse Wunder. Unter Andern kam auch Lupulus, ein blinder Götzenpriester, zu ihnen in den Kerker. Peregrin sagte ihm, wenn er sich taufen lasse, werde er sehen. Lupulus war dazu bereit. Man berief den Priester Rufinus. Dieser taufte ihn und Lupulus konnte sehen.

Nothwendigkeit der Taufe durch ein Wunder bewiesen.

Eine Frau gebar ein todtes Kind. Die bestürzte Mutter befahl, man solle das todte Kind zu Pater Salvator in's Kapuzinerkloster tragen; denn sie hatte das Vertrauen, daß er von Gott so viel Lebensfrist erwirken könne, um es noch taufen zu lassen. Als das todte Kind sammt dem Anliegen im Kloster ankam, war Pater Salvator gerade krank. Ein Bruder trug nun den kleinen Leichnam zu ihm in die Zelle; er schaute betend zum Himmel, segnete das Kind mit dem Kreuzzeichen und in demselben Augenblick kam es zum Leben. Salvator befahl, es ungesäumt zur Taufe zu bringen, was auch geschah. Nun brachte man den Täufling frisch und gesund der Mutter, welche ihn mit höchster Freude küßte und an's Herz drückte. Aber da nun die Seele des Kindes durch die heilige Taufe versorgt war, nahm Gott gleich nachher dieselbe zu sich.

Protestanten können den Wilden keine gesunden Begriffe über die Taufe geben.

Ein protestantischer Missionär ermahnte einst einen protestantisch getauften Neger, gewisse sündhafte Gewohnheiten abzulegen. Der Neger fragte: Sagt die Bibel nicht: Wer glaubt und getauft ist, wird selig werden? ich möchte das wissen. — Missionär: Ja, aber — Neger: Das ist Alles, was ich wissen wollte, Herr! Was nützt es nun, mit mir zu sprechen? Sie werden mich nicht glauben machen, das, was unser göttlicher Herr sagt, sei nicht wahr, auch wenn Sie es immer versuchen. — Der Geistliche wollte Einwürfe machen, wurde aber endlich folgenderweise zum Schweigen gebracht: Die Schrift sagt, wenn ein Mensch glaubt und getauft wird, wird er — er wird selig werden.

Nun, Herr Geistlicher, ich glaube und ich bin getauft, also werde ich sicherlich selig werden. Darüber brauchen wir nicht zu sprechen, Herr! — So schlecht unterrichten die Protestanten ihre Neubekehrten. — Was kümmern sich die Protestanten um das Seelenheil Anderer? In Amerika sind vier Fünftel Kinder und zwei Drittel Erwachsene nicht getauft, also Heiden; leben aber auch wie Heiden.

Die Taufe hebt die Macht der bösen Geister auf.

In Bungo war 1596 ein heidnisches Weib vom Teufel besessen. Man gab ihr den Rath, sich taufen zu lassen. Sie willigte ein. Da erschien ihr der böse Geist, drohte ihr mit seiner Rache und schnitt ihr das Haar ab. Um so eifriger trachtete sie, getauft zu werden; nach der Taufe wurde sie nicht mehr beunruhigt. (Martinus Delrio, in dis. Mag. L. 6. Sect. 3.)

Wegen der Nothwendigkeit der Taufe wirkt Gott ein Wunder.

Um das Jahr 1500 kam eine Frau in den Wallfahrtsort der Mutter Gottes Trens in Tirol, um da ihre Andacht zu verrichten und brachte daselbst ein todtes Kind zur Welt. Das Kind lag sieben ganze Stunden todt da. Während dieser Zeit flehte die Mutter mit andern Wallfahrern inbrünstig zu Maria um das Heil ihres Kindes. Siehe! das Kind fängt an zu athmen und laut zu weinen. Es ward getauft, lebte noch zwei Stunden und ward zu Trens begraben. Viele Menschen waren Zeugen dieses Wunders und bekräftigten es vor dem Bischof mit einem Eide.

Zu Seneff, einer Ortschaft in Brabant, unweit von dem Marienwallfahrtsort Hall, gebar eine Frau ein todtes Kind. Die Verwandten ließen das Kind begraben und benachrichtigten davon die Mutter. Diese weinte über das Unglück, das sie betroffen, bitterlich, bis zum Abend. Da erschien ihr eine schöne Frau, die ihr Trost versprach, wenn sie die Liebe Frau von Hall anrufen würde. Sogleich that sie es und dann bat sie die Gegenwärtigen, ihr doch zu erlauben, wenigstens die Augen ihres Kindes zu berühren, das sie so viele Monate in ihrem Schooße getragen. Doch man entgegnete ihr, daß das Kind schon seit drei Tagen begraben sei. Allein die Mutter hörte nicht auf zu flehen, und erklärte zuletzt, daß sie keine Speise mehr zu sich nehmen werde, wenn man ihr das Kind nicht bringe. Man grub also das Kind wieder aus, und legte es der Mutter auf das Bett, welche ein Licht begehrte, um es betrachten zu können. Was geschah! Das Kind veränderte die Farbe, ward roth, bewegte die beiden Arme und seufzte dreimal. Man trug es in die Kirche. Der Priester wollte es nicht taufen, weil es nicht lebe. Doch siehe, der Knabe athmete sichtbar auf; da endlich taufte ihn der Priester. Freudig kehrte man mit dem Knaben nach Hause zurück, welcher einschläft und stirbt, um als ein Engel in den Himmel einzugehen.

Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bewahrte man in der Marienkirche zu Fournes eine Wachskerze auf, welche von Zeit zu Zeit ange-

zündet wurde. Sie war so schwer, wie ein neugebornes Kind und wurde von einer Mutter dargebracht, deren bei der Geburt gestorbenes Kind auf die Fürbitte Mariä das Leben und die Taufe erlangte. — Zu gleicher Zeit brachte eine Familie aus Lille jährlich zwei Blumenkränze, einen für Maria, einen für Jesus, zur Dankbarkeit für eine ähnliche Wohlthat. Zweihundert Jahre waren verflossen, seitdem sie diese Gnade genossen, aber die Kinder fuhren fort, die Schuld ihres Urvaters abzutragen; denn die Zeit hatte die Gefühle der Dankbarkeit, von denen diese Familie durchdrungen war, nicht vermindert.

Wiederholende Wunder an Taufsteinen.

Unweit der Stadt der Cöanenser liegt am Fuße des Berges das Dorf Soruba, in welchem ein Taufstein gewesen ist, der am Feste der heiligen drei Könige zu schwitzen anfing, und drei Stunden lang durch fortgesetztes Schwitzen das Wasser vermehrte; nach vollendeter Taufhandlung nahm er wieder ab, bis das Wasser nach anderen drei Stunden verschwunden war. Damals in den ersten Zeiten wurden nur Erwachsene getauft.

In dem festen Schlosse Cedebratis an dem Berge der Stadt Aenoandron ist gleichfalls ein Taufstein gewesen, aus einem einzigen Steine gehauen, welcher sich am heiligen Osterfeste von selbst allmählig anfüllte. Dieses Wasser erhielt sich bis Pfingsten, weil damals so lange getauft wurde, wo es dann verschwand. Beide diese Wunder ereigneten sich in der lycischen Provinz und es konnte sich Jeder durch den Augenschein überzeugen, was auch Viele gethan haben.

Eine bedingnißweise Taufe.

Ein Priester kannte in Grätz eine fromme Mutter, welche unaufhörlich vom Satan Versuchungen erlitt, indem er ihr unaufhörlich eingerathen, sie solle sich ertränken. Man wendete unterschiedliche geistliche Mittel, doch fruchtlos an. Endlich fiel es dem Priester ein, zu fragen, ob sie wisse, daß sie recht getauft worden sei? Sie antwortete, daß sie es nicht wisse, wohl aber habe sie vernommen, sie sei bei einem plötzlichen Einfall der Schweden getauft worden und zwar von der Nachbarin ihrer Mutter, welche nicht im besten Rufe stand. Der Priester gab ihr den Rath, sie solle sich noch einmal bedingnißweise taufen lassen. Nachdem solches geschehen war, hörten alle Versuchungen auf.

Die Taufe heilt Krankheiten und Mißgestalt.

Als Athaulphus vom heiligen Markus getauft wurde, verschwand alles Siechthum, womit er früher behaftet gewesen. (Egnat. lib. 4.)

Als Johannes in das Haus des Juden Philo kam, verlangte sein Weib, welches am ganzen Leibe aussätzig war, die heilige Taufe und wurde nach dem Empfang derselben so rein, wie ein neugebornes Kind. (Prochorius in vita.)

Im Jahre 1398 eroberte der Tartarenkönig Cassanus mit zweimalhunderttausend Mann ganz Syrien und die benachbarten Länder und begehrte des christlichen Königs von Armenien Tochter zur Gemahlin, welche ihm dieser wegen der großen Macht nicht abschlagen konnte. Diese gebar mit der Zeit

einen Sohn von so abscheulicher Gestalt, daß der ganze Hof das Kind als eine Mißgeburt ansah und daß man die Königin für eine Ehebrecherin hielt. Diese bat, bevor ihre Leibesfrucht weggeworfen würde, sie nach christlichem Gebrauche zu taufen, welches denn auch in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofstaates geschah. Nach vollendeter Taufe wurde das Kind augenblicklich so schön und wohlgestaltet, wie man einen Engel abzubilden pflegt. (Bozius lib. I. c. 16.)

Bei der heiligen Taufe ist der heilige Geist sichtbar erschienen.

Die selige Maria Agniacensis hob einmal in dem Dorfe Itren bei Nicell ein Kind aus der Taufe und sah den heiligen Geist sichtbar in Begleitung vieler Engel heruntersteigen. (Marcant. in Candel. Myst.)

Die katholische Taufe als wahre Taufe gegen Ketzer durch ein Wunder gezeigt.

Im Jahre 1579 wurde zu Amsterdam ein katholisches Weib Mutter. Ihr Mann, ein Kalviner, begehrte, daß das Kind nach seinem Religionsgebrauch getauft werde; die Mutter aber wollte nur die katholische Taufe. Da sie nun merkte, daß ihr Mann alle Anstalt zur kalvinischen Taufe machte, kam sie ihm durch eine heilige List zuvor und taufte es selbst nach katholischem Gebrauche. Der Mann, unkundig des Geschehenen, trug das Kind in die kalvinische Kirche. Als der Pastor zur Taufhandlung sich anschickte, verstummte er und konnte nicht ein einziges Wort reden. Der Mann verwunderte sich sehr darüber und mußte unverrichteter Sache nach Hause gehen. Ohne Verzug fragte er sein Weib, was sie mit dem Kinde vorgenommen habe? Diese gestand ihm, daß sie das Kind auf katholische Weise getauft habe. Der Mann nahm die Sache zu Herzen und erwägend, daß der Pastor durch göttliche Strafe sprachlos geworden, verwarf er mit Hilfe der göttlichen Gnade den kalvinischen Glauben und wurde ein frommer katholischer Christ. (Tilmanus Brendebachius lib. 7. Coll. Sac. c. 51.)

Kinder der Armen aus der Taufe heben, ist ein gutes Werk, dessen sich Niemand schämen soll.

Eine arme Schuhmachersfrau in Wien hatte Vierlinge zur Welt gebracht. Der Mann wollte über den reichen Kindersegen fast verzweifeln. Bei allen Verwandten, Freunden und Kundschaften pochte er an, um Taufpathen für die vier jungen Weltbürger aufzutreiben, er erhielt überall abschlägige Antworten. Trübselig schlich er aus der Vorstadt über die Glacis in die innere Stadt, als ihm ein Bekannter — der Kammerdiener des Kaisers Franz, Namens Kolb, begegnete. — Nun Meister, fragte dieser, betroffen über die Armesündermiene des sonst so lustigen Gewerbsmannes, warum seid Ihr denn heute gar so traurig? Ist Euerer Familie ein Unglück passirt? — Na, wär' mir g'rad recht, lustig zu sein! rief verzweifelt der Schuster. Kein Leder, kein Geld im Haus, und damit 's Pech vollständig ist, schickt mir der Himmel vier Kinder

auf einmal; statt einen Extratto, an dem ich eben schon genug gehabt hätte, einen Quaterno. Und nicht einmal Pathen kann ich für die Bälge auftreiben. Sauber sind die Buben, es ist wahr. Aber was mach ich, was mach ich? — Na, nur ruhig, tröstete ihn Kolb, wenn's weiter Nichts ist, so werde ich für Euch einen Gevatter suchen und täuscht mich die Hoffnung nicht, so habe ich ihn schon gefunden. Sprach's und kehrte schnurstracks nach der kaiserlichen Burg um. Der hat auch g'schaut, daß er weiter kommen ist! seufzte der betrübte Meister und ging melancholisch nach Hause. — Kolb stand aber einstweilen in der Hofburg vor Kaiser Franz und trug ihm die bedrängte Lage des Schusters vor. — Zu was Du mich Alles machen möchtest! rief Franz gemüthlich aus; auf die Letzt soll ich selber den Taufpathen für die vier Schusterbuben abgeben! es wird mir Nichts übrig bleiben! Also, in Gottes Namen! — Kaiser Franz ließ wirklich die Vierlinge durch einen Stellvertreter aus der Taufe heben, den Eheleuten ein reiches Geschenk, sowie Kindswäsche und andere den Neugebornen nöthige Artikel zustellen und gab überdieß die Erlaubniß, daß die Bilder der Vierlinge in Kupfer gestochen und zu ihrem Besten verkauft werden durften. Da nun Jedermann die Porträts dieser Vierlinge besitzen wollte, so fanden die Bildnisse reißenden Abgang, so daß der Schuster sich aus allen seinen Nöthen herausriß und wieder vollständig auf die Sohlen kam.

Der Tod in der Taufgnade führt augenblicklich in den Himmel.

Ein im letzten Kriege 1866 schwer verwundeter Feldwebel vom sechsundsechzigsten Infanterie-Regiment, Namens Ignaz Teich, aus Szegedin in Ungarn gebürtig, wurde beim Schmiedmeister und Gemeinderath Egger in St. Nicolaus in Tirol gepflegt. Er war Jude und äußerte öfters den Wunsch, die heilige Taufe zu empfangen. Der kranke Mann hörte mit großer Aufmerksamkeit den Unterricht in der katholischen Glaubenslehre an. Sein Leiden in Folge der Verwundung verschlimmerte sich und deßhalb empfing er mit großem Ernste am 19. November 1866 um 10 Uhr Vormittags die heilige Taufe, betete eifrig und starb schon an demselben Tage kurz vor ein Uhr Nachmittags, in der Taufunschuld. Seine Ergebung in den Willen Gottes, seine Freude und Zufriedenheit und dieser schöne Tod, machte auf alle Nachbarn den Eindruck heiliger Rührung, insbesondere auf den Pflegevater und Taufpathen Herrn Egger. Wahrlich, ein schöner Tod, denn der Mann ging alsogleich in den Himmel ein, ohne auch nur Eine Stunde im Fegfeuer zu leiden.

Die Taufe macht aus Sündern Gerechte.

Der heilige Augustin erzählt: In der Stadt Karthago hatte zu seiner Zeit eine Frau einen unheilbaren Krebs an der Brust. Der Arzt rieth ihr, Nichts zu gebrauchen, weil Nichts helfe. Sie nahm jetzt ihre Zuflucht zu Gott. Im Traume erfuhr sie, sie sollte sich zur Zeit der Ostertaufe zum Taufstein begeben, und die erste, die getauft werden würde, bitten, ihre kranke Brust mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu bezeichnen. Sie thats; sie ward gesund.

Der Arzt fragte sie voll Staunen über das Mittel; sie erzählte es. Da warf er ihr einen verächtlichen Blick zu und sagte: Ich dachte, was Wunder du mir für ein Mittel sagen würdest! So sind die Aerzte zu allen Zeiten. Augustin rieth ihr nun, dieses Wunder überall zu erzählen, damit Gott gepriesen werde. Siehe, wie die Taufe so gerecht macht, daß der Getaufte Wunder wirket!

Temperament.

Das Temperament hat sein Gutes und Böses, aber ohne Verdienst und Schuld.

Die verschiedenen Temperamente haben ihr Gutes und ihr Böses; aber jenes ist ohne Verdienst, bis es frei gewollt wird, dieses ohne Schuld, bis man es als böse erkennt und will. Sie gleichen dem Zuckerrohr und dem Wermuth, jenes gibt Süßigkeit, dieser bitteren Saft, in Folge ihrer anerschaffenen Natur.

Das Temperament erschwert bei manchem Menschen die Tugend.

Die heilige Franziska vom Sakramente hatte ein heftiges wildes Temperament. Sie war von Natur aus trotzig und zum Zorn geneigt. Beim geringsten Anlaß war sie ungeduldig, und wenn sie ein wenig unfreundlich angesehen wurde, gerieth sie in Zorn und Aerger. Sie wurde von den Oberen öfters bestraft. Ferner kam es ihr schwer an, ihre zerfahrenen Gedanken zu sammeln und ohne Zerstreuung zu beten, sie fühlte sich träge zu allen Andachten. Dann war sie wieder schwermüthig. Sie war fast bei allen Mitschwestern verhaßt und verachtet; denn sie hatte wenig Verstand, war unschön von Gestalt, unangenehm im Reden und zeigte ein aufbrausendes, grobes Wesen. Obschon nicht ihr Wille, sondern ihr Temperament Schuld war, wurde sie doch oft gestraft. Aber sie kämpfte ritterlich gegen ihr Temperament, darum hatten auch ihre Tugenden höheren Werth, als bei Anderen.

Teufel.

Des Teufels Naturell ist: Würgen.

Der Teufel und der Marder haben gleiches Naturell; denn gleichwie dieser blutdürstig Alles erwürgt, wenn er's auch nicht verzehren kann, so hat auch der böse Geist sein Vergnügen daran, unsterbliche Seelen in die Verdammniß zu stürzen. Es schafft ihm zwar keine Erleichterung seiner ewigen Pein, ob er allein in der Hölle ist oder mit tausend Menschen; gleichwohl verführt er zur Sünde; denn beider Naturell ist Würgen, Tödten. Diesen gleichen die Verführer der Unschuld.

Mittel zur Verscheuchung der teuflischen Versuchungen.

Gleichwie der Bär das Schreien, das Rasseln mit Ketten, Feuer und Musik nicht vertragen kann und sich damit verscheuchen läßt, so fürchtet auch der Teufel Reue und Buße, die Liebesakte, die Ergebung und Gleichförmigkeit mit Gottes Willen, das heilige Kreuzzeichen, das Weihwasser, das Anrufen der

Namen Jesu und Mariä. Er läßt von solchen Menschen ab und flieht. Petrus vergleicht den Teufel mit einem brüllenden Löwen. Gleichwie dieser sich vor gewissen Dingen fürchtet, nämlich vor Bären, Affen, Schlangen, Feuer und Hahnenschrei, so der Teufel vor obigen Mitteln mit Wachsamkeit und Nüchternheit verbunden.

Wie man den teuflischen Versuchungen entgehen kann?

Der Teufel kann uns zu nichts Bösem zwingen, er kann uns nur zum Bösen locken und gleichet in dieser Beziehung dem Reiher, von der Größe eines Storches. Er wohnt in Wäldern, baut sein Nest auf hohen Bäumen, nährt aber sich und seine Jungen von Insekten, Würmern, am liebsten von Fischen. Er kann aber nicht unter's Wasser tauchen und den Fischen nachsetzen, wie die Fischotter. Die Fische müssen selbst so nahe heran kommen, daß er sie fangen kann. Zu diesem Zwecke besitzt er zwei Mittel: seine glänzenden langen Beine und seinen ätzenden Unrath. Er stellt sich also mit seinen langen glänzenden Beinen in einen Teich oder Fluß und läßt seinen Unrath fallen; der Glanz seiner Beine macht die Fische neugierig und locket sie zu ihm heran; ja sie reiben sich sogar daran; sein Unrath ist ihnen ein angenehmer Fraß. Da sie nun so sehr nahe zu ihm heran kommen, so wird es dem Vogel ein Leichtes, sie zu fangen. Diesem Vogel gleichet der Teufel. Wenn er irgend einen Menschen zur Sünde verführen will, so erregt er in seiner Einbildungskraft unreine Vorstellungen, böse Gedanken und Begierden. Mehr kann er nicht. Durch diese lockt er von uns das Wohlgefallen und die Einwilligung heraus. Hat er dieses bewirkt, dann hat er uns in seiner Gewalt. So wie also die Fische, wenn sie nicht vom Reiher gefangen werden wollen, vorerst das Wohlgefallen an seinen glänzenden Füssen und die Lust nach seinem Unrathe unterdrücken müssen, so müssen auch wir, um nicht vom Satan verführt zu werden, den bösen Gedanken das Wohlgefallen und den bösen Begierden die Einwilligung versagen. Und so wie man von den Fischen sagen kann: sie haben sich selbst gefangen, so kann man auch vom Menschen sagen: Er hat sich freiwillig vom Satan überwinden und gefangen nehmen lassen.

Der Teufel ist ein unermüdeter Seelenjäger.

Der Teufel gleichet in seiner Lust, Seelen zu verderben, dem Alligator in seinen Gelüsten nach Menschenfleisch. Hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so verschmäht er Fische und vierfüßige Thiere, er will nichts Anderes mehr fressen, als Menschenfleisch. Darum begleitet er die Flußschiffe meilenweit, schwimmt immer zur Seite, auf den Augenblick lauernd, wo er einen unter's Wasser ziehen und fressen kann. Lehnt sich ein Unvorsichtiger über Bord, so springt er aus dem Wasser empor, reißt ihn aus dem Schiffe, zieht ihn unter's Wasser oder beißt ihm Kopf und Arm ab. Diesem Ungeheuer gleichet der Teufel. Nicht zufrieden, einen Theil der Engel in sein Verderben verflochten zu haben, nicht genug, die ersten Menschen verführt zu haben, wagte er sich auch an Christus den Herrn. Vielen Menschen setzt er mit Versuchungen viele

Jahre, ja lebenslänglich zu. Wer nur irgend eine Blöße zeigt, oder wer seinen Einflüsterungen Aufmerksamkeit schenkt und mit Wohlgefallen und Einwilligung darauf eingeht, den bringt er zur Todsünde, erhält ihn in der Todsünde, damit er entweder unbußfertig, oder mit vermessentlichem Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit oder mit Verzweiflung sterbe. Wem er an der Seele nicht schaden kann, den quält er leiblich, aus Verdruß über ihre Tugend, wie er's dem heiligen Franz Assisi und Andern gethan hat. So wie nun die Schiffer, wenn sie einen hungrigen Alligator neben dem Schiffe einher schwimmen sehen, sich in's Schiff zurückziehen, so muß man sich auch gegen den Teufel schützen durch festen Glauben an die Kirche, durch Gebet, Empfang der Sakramente, durch Nüchternheit und Abtödtung der Sinnlichkeit und bösen Neigungen, durch Wachsamkeit und sorgfältige Vermeidung der nahen Gelegenheit; man muß in der Gnade Gottes bleiben, wie die Schiffer im Schiffe.

Wer in der Todsünde stirbt, dessen Seele wird dem Teufel übergeben.

Der Teufel gleichet dem Hai, einem Raubfisch von dreißig Fuß Länge und großer Gefräßigkeit. In seinen großen Rachen nimmt er einen ganzen Menschen oder ein Pferd auf; immer begleitet er die Schiffe, um wo möglich einen Menschen zu erhaschen. Stirbt nun ein Mensch am Schiffe, oder geht ein Thier ein, so wirft man die Leiche in's Meer; denn wollte man sie an Bord behalten, bis man Land erreicht, um sie in die Erde zu begraben, so würde sie in Fäulniß übergehen und die Gesunden krank machen. Man wirft sie also in's Meer, wo der heißhungrige Hai darauf lauert und sie verschlingt. Eben so wenig kann Gott eine in der Todsünde verstorbene Seele in den Himmel eingehen lassen, er verstößt sie, wo sie der Teufel als Beute für die Hölle in Empfang nimmt. Wenn nun schon die Schiffer bei Erkrankung fürchten, am Schiffe zu sterben, weil man ihrem Leichname ein christliches Begräbniß in der mütterlichen Erde versagen müßte und eine Beute des Hai zu werden, um wie viel mehr muß der Christ die Todsünde fürchten, weil ihn Gott, wenn er in diesem Zustande in die Einigkeit eintritt, aus dem Himmel verwirft, für den er erschaffen und erlöset worden und weil er ihn ewig in die Hölle verstößt, wo er vom Teufel gepeinigt wird.

Was kann der Teufel nicht ertragen?

Es geht dem Teufel, wie den Pferden des Krösus. Kaum hatte Cyrus erfahren, daß Krösus seine Soldaten entlassen habe, als er dem Sorglosen nachsetzte und mit dem Heere vor Sardes stand, ehe Jener nur eine Botschaft davon erhalten konnte. Zwar rafften sich die Lydier in der Angst wieder zusammen und gingen mit ihrer besten Reiterei auf die Perser los; allein diese hatten zum Unglück viele Kameele bei sich, durch deren Geruch die lydischen Pferde scheu wurden und so mußten die Lydier die Flucht ergreifen. So wird der Teufel scheu und kann das Anrufen der Heiligen, ihre Bilder, das Weihwasser, das Kreuzmachen und dergleichen heilige Dinge nicht vertragen.

Der Teufel hält vom Beichten ab.

Der Teufel gleicht dem Condor, einem Raubvogel, der mit ausgespannten Flügeln fünfzehn Fuß mißt und die hohen Andes in Südamerika bewohnt. Er jagt Hirsche und andere große Thiere, so lange hin und her, bis sie athemlos niederfallen und die Zunge heraus strecken. Dann beginnt er sein Mahl damit, daß er zuerst die Zunge herausreißt und frißt, dann die Augen aushackt, endlich den Bauch aufreißt und die Eingeweide frißt, worauf es dann langsam stirbt. Gerade so macht's der Teufel. Erst setzt er mit seinen Versuchungen zu, dann erzeugt er falsche Scham, die den Sünder vom Beichten ganz abhält oder verblendet, daß er Sünden verschweigt; dann führt er ihn so weit, daß er alle Gottesfurcht und Scheu ablegt und unbußfertig stirbt.

Der Teufel sucht die Bekehrung zu verhindern.

Der heilige Ignatius stand am Anfang seiner Bekehrung alle Nacht auf und beweinte in der Stille und Dunkelheit von Reue durchdrungen seine Sünden. Als er dieser Gewohnheit gemäß einstmals aufgestanden war, und sich mit außergewöhnlichen Andachtsgefühlen vor dem Bilde der allerseligsten Jungfrau niederwarf, opferte er sich durch Maria dem Dienste Jesu Christi und schwur ihnen eine unverbrüchliche Treue. Nachdem er sein Gebet beendigt hatte, hörte er ein starkes Getöse; das Haus bebte, alle Fenster im Schlosse zerbrachen und es entstand in der Mauer eine breite Spalte, die noch heut zu Tage zu sehen ist. Die höllischen Geister erregten dieses Erdbeben und ließen ihren Grimm an Ignatius aus, um wo möglich seine Bekehrung zu hintertreiben und ihn unter den Trümmern des Schlosses Lojola zu begraben. Eines Tages warf ihm der Teufel folgende Gedanken in den Sinn: Was machst du in dem Hospitale? Der Himmel, der dir mit dem Adel auch edelmüthige Neigungen gegeben, will, daß du ein heiliger Cavalier, aber nicht ein Bettler sein sollst. Wenn du am Hofe oder im Heere wärest, so würde dein Beispiel alle Höflinge und alle Soldaten bekehren. Mit diesen Gedanken suchte er ihn von seinem Entschlusse abzubringen.

Der Anblick des Teufels ist unerträglich.

Einst fragte der selige Bruder Aegid den heiligen Franz von Assisi, ob es in der Welt etwas so Schreckliches gebe, dessen Anblick ein Mensch nicht ein Vaterunser lang zu ertragen vermöchte? Darauf antwortete Franz: Es kann in der Welt nichts Schrecklicheres oder Abscheulicheres gedacht werden, als der Anblick des Teufels, der so unerträglich ist, daß ein Mensch ihn nicht einen Augenblick auszuhalten vermöchte, wenn er nicht von Gott unterstützt würde.

Der Teufel sucht in Verzweiflung zu stürzen und den Glauben zu untergraben.

Der selige Ruffinus, ein Genosse des heiligen Franz Seraphicus, wurde einmal heftig versucht. Der Teufel erschien ihm einmal in der Gestalt des

Gekreuzigten und sagte: Warum quälst du dich, armer Mensch, und bringst es zu Nichts? Wozu so viele Gebete und Fasten? Die ganze Welt kann nicht ändern, was Gott einmal beschlossen hat. Du bist Keiner aus der Zahl der Auserwählten, sondern zur Verdammniß bestimmt. Von Liebe bewogen, erinnere und ermahne ich dich, nicht so hart mit dir zu verfahren; du und der Franz von Assisi seid verdammt und Alle, die ihm folgen. — Darüber verlor Ruffinus gleichsam den Glauben an Gott und Franziskus und wurde sehr traurig. Der heilige Franz, der diese Versuchung im Geiste erkannte, schickte den Bruder Massäus an Ruffinus, um ihn zu trösten und zu sich zu rufen. Bruder Ruffinus, sagte Massäus, wer hat dich bezaubert? Weißt du nicht, daß unser Vater ein Engel ist? Er verlangt nach dir, komm mit mir! Ruffinus ging. Als der heilige Franz ihn vor sich sah, sagte er: Heh Bruder Ruffin, dich Armen hat der Teufel betrogen? Weißt du nicht, daß er sich oft in einen Engel des Lichtes verstellt? Der Teufel verhärtet die Herzen der Menschen; dein Gesicht war nicht von Gott; denn die Gesichte Gottes bringen Freude, die des Teufels aber Traurigkeit. Mache den Versuch so: Wenn dir der Teufel wieder erscheint, so schelte und schimpfe ihn; denn das kann der Stolze nicht vertragen; er wird sogleich verschwinden. — Ruffinus zerfloß auf diese Worte in Freudenthränen, ging in seine Zelle und betete. Da erschien ihm der Teufel wieder in der Gestalt des Gekreuzigten und sagte: Habe ich dir nicht verboten, mit Franziskus zu reden? Ruffinus aber erwiederte: Gehe Satan zur Hölle oder warte und öffne deinen lügnerischen Rachen und ich will ihn mit Koth füllen. — Nachdem der Teufel dieses gehört hatte, entwich er mit großem Getöse und riß Steine vom Berge los, die mit großem Gekrache hinabstürzten.

Der Teufel erscheint selbst Heiligen im Tode.

Gauldry, ein Vetter und Ordensbruder des heiligen Bernard, lebte heilig. Ungefähr eine Stunde vor seinem Tode verfiel er in eine Unruhe. Er zitterte und wälzte den Körper auf eine furchtbare Art hin und her. Hierauf wurde er wieder ruhig und starb sanft und heiter. Gauldry erschien des Nachts dem heiligen Bernard im Traume und erklärte, daß er vollkommen selig sei. In Betreff jener Angst sagte er ihm, daß ihn zwei böse Geister in eine Art von Brunnen, der eine entsetzliche Tiefe hatte, hinabstürzen wollten, daß aber die Teufel, nachdem ihm der heilige Petrus zu Hilfe gekommen, ihre Beute losgelassen hätten und er seitdem keine Unruhe mehr verspürt habe.

Der Teufel sucht zum Zorn zu reizen, muß aber Christum bekennen.

Ein Mann führte seine besessene Frau zum heiligen Bernard. Alsbald zwang der böse Geist diese Elende, mit Verachtung von Bernard zu reden und sie sprach mit verächtlichem Tone: Dieser Wurzel- und Kohlfresser wird mich von meiner Hündin nicht vertreiben. Er gab auch noch andere Schimpfworte von sich, um ihn zum Zorn zu reizen und um die Achtung des Volkes zu bringen. Bernard kannte die List des Satans und verlachte den Spötter. Er

befahl, die Besessene in die Kirche des heiligen Cyrus zu führen. Am Wege setzte der böse Geist seine Spöttereien fort und murmelte: Cyrulus wird mich nicht austreiben, Bernardulus eben so wenig. Der Heilige entgegnete: Weder Cyrus noch Bernardus wird dich verdrängen, sondern der Herr Jesus Christus. Hierauf betete er um die Befreiung dieser Unglücklichen. In diesem Augenblicke änderte der böse Geist Ton und Sprache: O dürfte ich freiwillig diese Hündin verlassen, rief er aus, o wie gerne wollte ich den Leiden entrinnen, die ich in diesem Leibe ertrage! aber ich kann nicht! Nachdem ihn Bernard gefragt, warum er nicht könne, antwortete er: Weil der große Herr es noch nicht will. Wer ist denn dieser große Herr? — Es ist Jesus von Nazareth. — Du kennst also den Herrn Jesus und hast ihn gesehen? — Ich habe ihn gesehen. — Wo hast du ihn gesehen? — Ich habe ihn in seiner Herrlichkeit gesehen. — Also warst du schon in der Herrlichkeit und wie bist du derselben verlustig geworden? — Wir sind in großer Anzahl mit Luzifer gefallen. Er sprach diese Worte mit kläglicher Stimme. Bernard sprach ferner: Wolltest du nicht wieder in diese Herrlichkeit, in diesen alten, glückseligen Zustand eintreten? Bei dieser Frage rief der böse Geist mit außerordentlicher Anstrengung der Stimme aus: Dieß ist aufgeschoben! und ließ kein einziges Wort mehr hören. Bernard befreite und heilte die Frau.

Der Teufel täuschet die Menschen.

Ein Cavalier kam einst auf seiner Reise durch einen grünen, schattigen Wald, wo er eine singende Stimme hörte, auf die er zuritt, wo er ein schwarz verschleiertes Frauenzimmer fand, welches mit aufgehobenen Händen Gott lobte und pries. Der Kavalier fragte, wer sie sei, und erfuhr, daß sie schon seit vielen Jahren in diesem Walde lebe und daß ihre einzige Beschäftigung das Lob Gottes sei. Der Kavalier wunderte sich sehr und hielt sie für eine heilige Person, da sie doch der Teufel selbst war. Da er ihrer Heiligkeit die Gabe der Prophezeihung zutraute, fragte er sie, wie es ihm gehen werde. Hierauf sagte sie mit besonderem Nachdrucke: Du hast viel Böses begangen und sobald wirst du noch kein Ende machen; deßhalb wird die Strafe Gottes über dich kommen; aber durch Gottes Barmherzigkeit wirst du deine Feinde überwinden, wirst nachher im heiligen Lande Palästina einen heiligen Lebenswandel führen und einen seligen Tod nehmen. Kurz darauf wurde er gefährlich krank und man ermahnte ihn zu beichten. Allein er weigerte sich, weil ihm eine heilige Person geoffenbart, er werde weder jetzt, noch an diesem Orte sterben. Und so starb er ohne Reue und ohne Beichte und gerieth durch die Täuschung des Teufels in's ewige Verderben. O dasselbe redet er vielen Kranken ein, wenn er ihnen auch nicht erscheint. (P. Drexelius, Andriasi in Regusa in Zuares. Fol. 77.)

Der Teufel ist bemüht, den Sünder in der Sünde zu erhalten.

In Venedig befand sich ein berühmter Advokat, der durch Betrug und allerlei unerlaubte Mittel reich geworden war und der im traurigen Zustande

der Sünde dahin lebte. Das einzige Gute, das er noch that, bestand darin, daß er täglich ein Gebet zur Mutter Gottes verrichtete und diese kleine Andachtsübung erlangte ihm die Gnade, durch die Barmherzigkeit Mariä dem ewigen Tode zu entgehen. Hören wir, wie das geschah. Zu seinem Glücke gewann dieser Advokat Liebe zu dem Pater Mathias du Basso und drang so lange in denselben, daß er einmal bei ihm zu Mittag speise, bis der Pater endlich die Einladung annahm. Er begab sich also zu dem Advokaten, der ihm, nachdem er ihn freundlich empfangen, versprach, er wolle ihm etwas zeigen, was er gewiß noch nicht gesehen habe. Sehet, mein Pater, ich habe einen ganz wunderbaren Affen, der mir die Dienste eines Bedienten leistet; er reinigt die Gläser, deckt den Tisch, öffnet mir die Thüre u. s. w. Hierauf antwortete der Pater: Wenn das nur nicht etwas ganz Anderes, als ein Affe ist. Wir wollen indeß sehen, lassen Sie einmal den Affen kommen. Da rief man den Affen, aber vergebens; man suchte ihn allenthalben, aber der Affe ließ sich nicht sehen. Endlich hieß es, man habe ihn unter einem Bette in einem kleinen Zimmer gefunden, indeß wolle er seinen Winkel durchaus nicht verlassen. Wohlan, sagte der Ordensgeistliche, wir wollen ihn selbst aufsuchen; worauf er sich mit dem Advokaten in das Zimmer begab. Als sie daselbst angekommen, rief der Geistliche: Komm hervor, du höllische Bestie, im Namen Gottes befehle ich dir, mir zu sagen, wer du bist. Da antwortete der Affe, er wäre der Teufel und warte nur darauf, daß jener Sünder es einmal unterlassen werde, sein gewöhnliches Gebet zu der Mutter Gottes zu verrichten; denn Gott habe ihm die Erlaubniß gegeben, das erstemal, wo er jenes Gebet unterläßt, ihn zu erwürgen und mit sich in die Hölle zu nehmen. So wie der arme Advokat das hörte, warf er sich vor dem Diener Gottes auf die Kniee und bat ihn, er wolle ihm doch beistehen. Pater Mathias sprach ihm Muth zu und befahl dem Teufel, das Haus zu verlassen, ohne Jemanden den geringsten Schaden zuzufügen; zum Zeichen indeß, daß du hier gewesen bist, setzte der Pater hinzu, erlaube ich dir, eine Mauer in diesem Hause einzureißen. Kaum hatte er das gesagt, so bildete sich mit großem Lärm eine Oeffnung in der Mauer, die, obgleich man sie mehrmals durch Kalk und Steine zuschließen wollte, dennoch lange Zeit, nach einer besonderen Anordnung Gottes, offen blieb, bis man endlich, auf den Rath des Pater Mathias, eine Marmorplatte, auf der ein Engel abgebildet war, hinein that. Der Advokat bekehrte sich und es ist zu hoffen, daß er bis zu seinem Tode in seinem guten Lebenswandel verharrte. (St. Liguori Herrlichkeit Mariä S. 192, nach den Jahrbüchern der Kapuziner.)

Sich dem Teufel verwünschen, ist nicht gut.

Der Pater Rho erzählt in dem Buche: Der Sabbath und der Pater Lircus in Trisagio Mariano, daß im Jahre 1465 ein junges Mädchen mit Namen Maria von ihrer Tante beauftragt wurde, sich auf den Markt von Nymwegen zu begeben, dort einige Einkäufe zu machen, und die Nacht bei einer anderen Tante, die dort wohnte, zu bleiben. Das Mädchen gehorchte; als es sich aber am Abende zu der Tante begab, wies dieselbe es mit rauhen

Worten ab; weßhalb es sich entschließen mußte, wieder nach Hause zurückzukehren. Als es nun auf dem Wege dunkel ward, da wurde das arme Mädchen ungeduldig und zornig und rief mit lauter Stimme den Teufel um Beistand an. Da erschien ihm derselbe in Gestalt eines Mannes und versprach ihm beizustehen, wenn es nur Eins thun wollte. Ich thue Alles, was du verlangst, antwortete die Unglückliche. Ich verlange weiter Nichts von dir, als daß du von heute an nicht mehr das Kreuzzeichen machest und einen andern Namen annehmest. Das Mädchen versprach, nicht mehr das Kreuz zu machen, aber, setzte sie hinzu, mein Name Maria ist mir gar zu lieb, den will ich nicht ändern. Dann helfe ich dir nicht, antwortete der Teufel. Endlich, nachdem beide lange mit einander gestritten, kamen sie überein, daß das Mädchen die Anfangsbuchstaben ihres Namens Maria behalten und sich Emma nennen wolle. Hierauf begab sich dieselbe nach Antwerpen, wo sie sieben Jahre lang ein so gottloses Leben führte, daß sie aller Welt zum Aergerniß gereichte. Eines Tages sagte sie dem Teufel, sie wünsche, ihr Vaterland wieder zu sehen. Der böse Feind widersetzte sich ihrem Vorhaben, aber endlich mußte er einwilligen. Als nun beide in Nymwegen ankamen, so fanden sie, daß man gerade einige Begebenheiten aus dem Leben der allerseligsten Jungfrau öffentlich vorstellte. Da fing die arme Emma, die noch immer ein wenig Andacht zu Maria bewahrt hatte, an zu weinen. Was bleiben wir länger hier, sagte ihr Gefährte, wollen wir etwa auch der Welt zum Schauspiel dienen? Hierauf ergriff er das Mädchen, um es wegzuführen, aber es widerstand. Als der Teufel erkannte, daß er seine Beute wieder verlieren sollte, nahm er sie zornig mit sich in die Luft empor, und ließ sie mitten auf die Schaubühne niederfallen. Da erzählte die Unglückliche ihre Geschichte. Da sie bei dem Pfarrer des Ortes beichten wollte, schickte sie dieser zum Erzbischof von Köln, dieser schickte sie zum Papst, welcher, nachdem er ihre Beichte gehört hatte, ihr zur Buße auferlegte, sie solle ihr ganzes Leben hindurch drei eiserne Ringe tragen, einen am Halse und zwei andere an den Armen. Die Büßerin gehorchte und als sie in Mästricht ankam, begab sie sich daselbst in ein Kloster von Büßerinen, in welchem sie vierzehn Jahre unter beschwerlichen Bußübungen zubrachte. Als sie eines Morgens aufstand, fand sie, daß die eisernen Ringe, die sie am Leibe trug, von selbst zerbrochen waren, worauf sie zwei Jahre später im Rufe der Heiligkeit starb. Sie wollte, daß man die drei Ringe, die sie aus einer Sklavin des Teufels zu einer glücklichen Sklavin ihrer Befreierin Mariä gemacht, mit in ihr Grab legen sollte.

Kennzeichen der Nähe der guten Engel und der Teufel.

Der heilige Antonius, der Einsiedler, hat beide aus eigener Erfahrung kennen gelernt und gibt folgende Kennzeichen an. Der heiligen Engel Anblick, lehrt er, ist lieblich und ruhig, denn sie zanken nicht und schreien nicht, ja sie lassen ihre Stimme fast nicht hören, sondern ganz still und sanft kommen sie daher und wissen dem Herzen eine Freude, ein Frohlocken und eine Vertraulichkeit einzuflößen; denn bei Ihnen ist der Herr, der Ursprung und Brunnquell

aller Fröhlichkeit. Das Gemüth wird daher nicht durch sie verwirrt, sondern gesänftigt und lind von ihrem Lichte durchleuchtet; die Seele aber in der Begierde zu den höheren Gütern ganz entzündet, möchte, den Leib durchbrechend, nach Ablegung der sterblichen Glieder dahin eilen, wohin sie die Schwindenden vorangehen sieht. So groß ist ihre Milde, daß, wo ja menschliche Gebrechlichkeit vor ihrem wunderbaren Glanze sich entsetzt, sie alsbald alle Furcht aus dem zagenden Herzen wegzunehmen wissen. — Der bösen Geister Angesicht hingegen ist grausam; ihre Stimmen sind erschrecklich, die Gedanken in ihrer Nähe schändlich; ihre Frohlockungen und Bewegungen gleichen denen von schlechten Menschen und Verbrechern und damit wird der Seele eine Furcht, den Sinnen aber Verdruß und Trägheit eingejagt. Es entsteht darauf sofort ein Haß des Christenthums, Traurigkeit und Verdruß in den Einsamen, Furcht des Todes, Erinnerung an die Welt, bösartige Begierde, Erschlaffung in aller Tugend und Stumpfheit des Herzens. Wenn daher dem Schrecken Freude folgt, und ein Vertrauen auf Gott und eine unaussprechliche Liebe, dieß ist ein Zeichen, daß Hilfe von Oben gekommen; denn die Sicherheit der Seele ist eine Anzeige der gegenwärtigen Majestät Gottes. Behauptet sich aber die Furcht unwandelbar, dann ist der Feind zur Stelle, der nicht aufzurichten und zu beruhigen versteht, vielmehr die Schrecken noch mehrt und nicht abläßt, den Menschen in den Untergang zu treiben.

Die Teufel versuchen gegen den Glauben und nehmen die Lust zu Andachtsübungen.

Die heilige Maria Magdalena de Pazzis wurde vom Teufel heftig versucht und klagte oft: Ich weiß wahrlich nicht mehr, was ich bin; ob eine vernünftige oder vernunftlose Kreatur; denn ich finde gar nichts Gutes mehr in mir, außer denn ein Bischen guten Willen, Gott nicht zu beleidigen. So sehr bin ein Behältniß alles Bösen und eine Gelegenheit zu aller Sünde geworden, durch die Gott beleidigt wird, daß ich bisweilen erstaune, wie mich Gott nur erträgt. Ein Eckel an allen Religionsübungen hatte sie übernommen; denn sie war über die Massen gegen den Glauben versucht, dadurch, daß ihr eingegeben wurde: es sei kein Gott, kein anderes Leben! so daß sie Heiligenbilder kaum ansehen konnte; daß sie im Chore unaufhörlich Gotteslästerungen im Ohre vernahm, oder ein Geheul, das das Beten der Schwestern übertönte; und wenn sie zur Kommunion gehen wollte, daß sie wie sinnlos wurde im Anblicke des Teufels, der sie ermorden zu wollen schien. Darauf traten sinnliche Anfechtungen ein, etwa in der Weise, wie sie Katharina von Foligno und viele Andere geduldet haben; die Härte des Kampfes stürzte sie in ein zwanzigtägiges hitziges Fieber. Die Strenge der Lebensweise, die sie während der Dauer desselben fortsetzte, und nun auf Geheiß der Oberen unterbrach, stürzte sie in andere Anfechtungen, durch Zweifel über die Zweckmäßigkeit dieser Strenge und durch äußerliche Anfechtungen derselben, als sei sie aus bloßer Heuchelei hervorgegangen und mit geheimer Befriedigung aller Lüste verbunden. Sie wurde gegen die Armuth versucht und als sie sich durch den Gehorsam von dieser Versuchung befreite,

wurde ihr eingegeben, das Kloster zu verlassen. Sie half sich damit, daß sie die Schlüssel desselben in die Hände des Kreuzbildes legte; so wie sie ein anderes Mal, als sie angetrieben wurde, sich selber ein Leid anzuthun, das Messer in den Schooß des Marienbildes auf dem Altare barg.

Die Teufel können Nichts von Maria hören.

Johann de Castillo, ein heiliger Jesuitenpriester, wurde auf Zulassung Gottes vom bösen Geiste angefochten. Er wurde krank. Der Arzt befühlte ihm den Puls, erklärte das Befinden des Kranken höchst gefährlich und verschrieb ihm eine Arznei, um ihn zum Schweiß zu bringen. Als er aber am Abende sich wieder eingestellt, fand er wider Erwarten den Kranken frei von der Hitze, der Puls war in bester Ordnung und das Fieber gänzlich gewichen. Voll Erstaunen fragte er einen der Einwohner des Hauses, wer denn dieser Kranke sei? und da er die Antwort erhielt: ein Priester des Kollegiums, ein Mann gleich den Andern, erwiederte er: Unmöglich, er muß wundervoll und vom Himmel sein; denn ohne ein Wunder könnte er, nach den sichersten Grundsätzen der Wissenschaft, nicht so plötzlich aus solchem Unwohlsein in ein solches Wohlsein übergehen. Da Pater Sarmiento, von dem Wiedergenesenden gebeten, einige Nächte bei ihm zu verweilen, bis er wieder einigermassen zu Kräften gekommen, seiner Bitte Folge leistete, hörte er die erste Nacht seltsames Geräusch in der Stube; in der andern Nacht aber, da sie untereinander fromme Gespräche über die Jungfrau Maria hielten, horchte er, aufmerksam gemacht auf das, was die Teufel einzuwenden hatte und hörte sie nun murmeln: Schweigt Hunde! laßt ab von diesem Weibe zu reden, warum peinigt ihr uns also?

Der Teufel verspricht Schätze, gibt aber nur Scheingeld.

Der Teufel hat den Wahn unter den Menschen verbreitet, als könne er über große Schätze verfügen; und doch ist keiner aufzuweisen, der durch ihn zu Reichthum gelangt wäre. Des Teufels Geld ist ein gespenstisches Geld, das in der wirklichen Welt keinen Werth hat. Bei Remy erhielt der Hirt Senel einen Sack mit Geld vom Teufel; wie er ihn zu Hause näher untersucht, sind es Scherben und Kohlen. Bei Katharina von Metz ist es Saudreck, bei Anderen Baumlaub oder Spreu. Johanna von Bann fand einen Goldgulden in Papier gewickelt; so hat es ihr der Geist vorgesagt; als sie ihn aber ihrem Manne zeigte, war's ein rostiger Rechenpfennig. Die einzige C. Ruffa von Bell an der Mosel war die Einzige unter neunhundert, die drei aufrichtige Pfennige ohne Betrug von dem Großmüthigen empfangen hatte.

Die Teufel versuchen gegen den Glauben und geben gotteslästerische Gedanken ein.

Maria Mörl aus Tirol wurde im Jahre 1832 beinahe ohne Unterlaß vom bösen Geiste versucht. Scheußliche Gestalten zeigten sich ihr im Zimmer bei Tage wie bei der Nachtzeit, und selbst auf dem Kirchwege. Dann verkroch sie sich bisweilen vor Angst unter das Bett, oft stürzte sie mitten am hellen

Tage zu Boden. Sie beschrieb die Schreckgestalten selbst mit folgenden Worten: Es sind gräßliche Männer, die sich an mich heran drängen; bald einzeln, bald mehrere zusammen stehen sie vor mir und drohen mich fortzuschleppen. Bisweilen sehe ich in ihrer Mitte arme Seelen, bald mehr oder minder schwarz, bald feurig, die hin und wieder um das Gebet anhielten. Die bösen Geister schreien mich dann an, und dabei ist mir immer entsetzlich schwer im Herzen; sie sagen: Mit dir ist's aus, du bist schon verworfen und verdammt! laß es nur sein, dem Beichtvater Folge zu leisten, der kann dir ganz und gar nicht helfen. Bald reizen sie mich an, den Glauben zu verläugnen; legen mir Fluch- und Lästerworte auf die Zunge, wider Gott oder die heilige Jungfrau. Bei solchen Erscheinungen erschien ihr ein schönes Kind, und setzte sich zu ihr und da ward ihr leicht; obgleich sie aus Erfahrung wußte, wenn es sich zeige, bedeute es ihr ein neues großes Körper- oder Seelenleiden, mit dessen Beginn es sich dann jedesmal entfernte.

Der Teufel reizt zur Unzucht.

Vor dem päpstlichen Inquisitor Brognoli sagte ein Mädchen von Bergamo am 23. Februar 1666. Folgendes eidlich vor ihm aus: Zur Beruhigung meines Gewissens und zur Beschämung des Bösen komme ich, diese wahrhafte Erklärung abzugeben. Als ich etwa neun Jahre alt war — in Italien reifen die Mädchen früher — und keineswegs reife Urtheilskraft besaß, erschien mir, als ich einsam draußen auf der Wiese die Schafe hütete, der Teufel in Gestalt eines meiner jungen Landsleute, dem ich in Liebe zugethan war; so zwar, daß ich wirklich glaubte, dieser sei es und nicht der Böse. Er gab mir etwas Geld und verleitete mich dazu, daß ich mit ihm sündigte und ihm auch in der Folge weiter beizuliegen versprach. Ich erkannte aber später, daß es der Teufel sei, weil er mir öfter bei Nacht und bei Tage nackt in der Gestalt des jungen Mannes erschien, mich angehend: daß ich das ihm auf der Wiese gegebene Versprechen halte; da ich doch gewiß wußte, daß der besagte Jüngling damals nicht im Dorfe war. Oft auch erschien er mir in Gestalt nun dieses, nun eines andern Priesters, immer mich zur fleischlichen Sünde auffordernd; aber mit Gottes Hilfe widerstand ich ihm jedesmal.

Der Teufel kann unsere Gebete nicht recht sagen.

Zum Teufel in einem Besessenen sagten Einige: Kennst du, o Teufel, wohl auch das Gebet des Herrn? Als er erwiederte, er kenne es wohl, forderte man ihn auf, es herzusagen und er begann nun: Vater unser, der du bist im Himmel, dein Name, Wille geschehe, also auch auf Erden, gib uns heut unser tägliches Brod, sondern erlöse uns vom Uebel. Nachdem er so viele Ueberspringungen und Verdrehungen gemacht, sagte er lachend: Sehet, so pfleget ihr Laien euer Gebet zu verrichten. Auch über das Glaubensbekenntniß gefragt, sagte er: daß er es gut und auf's Beste kenne und er fing es gleich mit den Worten an: Ich glaube Gott, allmächtiger Vater. Obgleich einige Gelehrte darauf bestanden, daß er sage: Ich glaube **an** Gott, konnte er doch nicht dazu

gebracht werden. Den englischen Gruß konnte er aber gar nicht einmal anfangen, wahrscheinlich wegen der hohen Geheimnisse der Menschwerdung; obgleich er vorgab, daß er ihn wisse. Befragt, warum er eine so heisere Stimme habe? erwiderte er: Weil ich immer brenne.

Sich dem Teufel verwünschen, liefert in seine Gewalt.

Ein Mädchen von neun Jahren, dem man in einer Krankheit die Haare abgeschnitten, sah nach, ob sie ihr etwa wieder gewachsen, und als sie das nicht also befand, rief sie: Der Teufel soll mir diese Haare holen! Da sie deßwegen von den Ihrigen getadelt wurde, wiederholte sie diese Verwünschung und so zum dritten Male: Der Teufel hole die Haare und auch mich! Sie wurde sogleich besessen und sprang mit solcher Leichtigkeit und Schnelle fort, ohne den Boden zu berühren, und lärmte in solcher Weise, daß es Allen ein Grausen war.

Wie man den Versuchungen des Teufels widerstehen soll.

Der Teufel suchte dem heiligen Antonius, dem Einsiedler, abscheuliche Gedanken einzuflößen; dieser verscheucht sie durch anhaltendes, inbrünstiges Gebet. Jener kitzelt die Sinne durch die angeborne Fleischeslust; dieser aber waffnet sich durch Glauben, Wachen und Fasten. Jener nimmt bei Nacht die Gestalt einer schönen geschmückten Weibsperson an und unterläßt Nichts, ihn zur Unkeuschheit zu bewegen; Antonius aber widersteht den Reizungen der Wollust durch das Andenken an die brennenden Flammen der Hölle und den Schmerz der nagenden Würmer. Jener stellt ihm vor, daß die Jugend zum Falle geneigt sei; dieser betrachtet das künftige Gericht und die ewige Pein und so bewahrt er in allen Versuchungen die Reinigkeit der Seele.

Der Teufel will angebetet sein.

Zu einem heiligen Einsiedler kamen die Teufel in Gestalt von Engeln in Menge. Sie fuhren in feurigen Wagen. Es war, wie wenn sie einen großen König mit großem Gepränge begleiteten. Derjenige, den Alle als ihren König zu ehren schienen, sprach zu dem Einsiedler: Du hast Alles erfüllt, o Mensch! Jetzt ist noch übrig, daß du mich anbetest; dann will ich dich hinüber nehmen, wie den Elias. Als der Einsiedler dieses hörte, sprach er bei sich selbst: Was ist das? Mein König ist mein Heiland und Ihn bete ich täglich an. Wäre dieser mein Heiland, so würde er nicht verlangen, daß ich thue, was ich — und das würde er wissen — ohne Aufhören thue. Darauf gab er ihm diese Antwort: Ich habe meinen König, den ich ohne Aufhören anbete; du aber bist mein König nicht. Sogleich nach diesen Worten verschwand der Feind.

Die Teufel können nicht beten und Gott loben.

Abt Eusebius, der Priester im Kloster zu Naythu erzählte, daß einst ein Teufel mit einem Mönchshabite bekleidet, in die Zelle eines Altvaters gekommen sei. Als er an die Thüre klopfte, öffnete ihm der Altvater dieselbe und sprach zu ihm: Bete! Der Teufel sagte: Jetzt und allzeit und in alle Ewigkeit. Amen.

Der Altvater sprach wieder: Bete! Der Teufel wiederholte die vorigen Worte: Jetzt und allzeit und in alle Ewigkeit. Amen. Hierauf sprach der Altvater: Bete recht und sage: Ehre sei Gott dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste; dann auch: Jetzt und allzeit und in Ewigkeit. Amen. Nach diesen Worten des Altvaters verschwand der Teufel, gleich als hätte er sich am Feuer verbrannt.

Der Teufel verhindert die Bekehrung der Wilden durch Erregung von Vorurtheilen.

Unter den Indianern verbreitete sich das Vorurtheil, als sei die Taufe nur ein Mittel zu ihrer Unterdrückung in den Händen der Missionäre. Dieses Vorurtheil war vom bösen Geiste erzeugt und theilte sich schnell mit, so daß einst tausend Indianer eine Mission überfielen und einen Priester buchstäblich zerhackten. Doch eben das Blut dieses Märtyrers vernichtete dieses teuflische Vorurtheil.

Die wilden Indianer beteten den Teufel an.

Der katholische Missionär Pater André hatte sich unter den Wilden eine Hütte gebaut. Da sie aber den Teufel anbeteten und André den Teufel und die Vielweiberei verwarf, so zündeten sie seine Hütte mit dem Wintervorrath von getrockneten Fischen, mit den Netzen und anderem Geräthe an. Als Anbeter des Teufels verfolgten sie ihn und sagten: Der Teufel ist allein ein großer Kapitän; er hat Christus getödtet und wird euch noch allen die Hälse brechen. André blieb aber und machte zahlreiche Bekehrungen.

Der Teufel ermuntert auch zu guten Dingen, aber in böser Absicht.

Ein Einsiedler lebte sehr heilig in der Wüste. Da kam einmal der Teufel zu ihm, gab sich auch für einen Einsiedler aus und redete ihm zu, mit ihm in die nächste Kirche zum Abendmahl zu gehen. Sie gingen. Der Teufel ließ sich nicht mehr sehen, als sie zur Kirche gekommen waren. Als der Einsiedler zurückkehrte, begegnete ihm der Teufel in Gestalt eines Boten, der ausgeschickt worden, ihn zu Hause zu rufen, um sein väterliches Gut in Besitz zu nehmen, weil sein Vater und Geschwister gestorben seien. Der Einsiedler wollte nicht; aber der Teufel stellte ihm vor, er könne viel Gutes stiften, die Armen betheilen; widrigens sein Vermögen in liederliche Hände fallen und er Gott Rechenschaft geben müßte. Der Einsiedler ging nach Hause, fand seinen Vater noch am Leben, fiel in Unzucht und that keine Buße.

Der Teufel reizt zur Fleischeslust.

Die selige Ritta wurde zum Ehestande gezwungen und ward von ihrem Manne sehr hart gehalten, aber durch Gebet und Geduld wandelte sie ihn in ein sanftes Lamm um. Im Leben war die Betrachtung des Leidens Jesu und der Schmerz Mariä ihr Trost. Nach dem Tode ihres Mannes und ihrer zwei Kinder trat sie in den Augustinerorden. Da ward sie vom Satan stark mit

Fleischeslüsten versucht. Sie aber hielt ihre Finger in die Flamme, warf sich bei größter Kälte auf Eis und Schnee, trug ein rauhes Bußkleid und geißelte sich des Tages dreimal mit eiserner Kette, immer das Leiden des Herrn und seiner Mutter betrachtend. So starb sie als Siegerin selig.

Der Teufel läßt seinen Haß gegen den Menschen auch an seinen Thieren aus.

Zum heiligen Hilarion wurde einst ein sehr großes Kameel gebracht, das schon viele Menschen zertreten hatte. Mehr als dreißig Menschen brachten es mit großem Geschrei; es war mit den stärksten Seilen gebunden. Die Augen desselben waren blutroth, das Maul schäumte, die Zunge war aufgeschwollen und sein entsetzliches Brüllen war fürchterlicher, als man es sich denken kann. Der Greis befahl, daß man es auslasse. Sogleich flohen Alle, die es gebracht hatten und die bei dem Greise waren. Er ging ihm allein entgegen und rief: Du schreckest mich nicht, Teufel, auch in deinem großen Körper. Du bist der nämliche in einem Füchslein und in einem Kameele. Er blieb nun mit ausgestreckter Hand stehen. Wüthend lief das Thier gegen ihn an; aber plötzlich stürzte es zusammen und legte den Kopf auf die Erde. Alle, die zugegen waren, bewunderten diese große Sanftmuth nach einer so großen Wuth. Der Greis lehrte, daß der Teufel aus Haß gegen die Menschen auch der Thiere sich bemächtige; daß er gegen die Menschen einen so flammenden Haß habe, daß er nicht nur sie, sondern auch, was ihnen dient, zu Grunde richten möchte. Ehe der Teufel den Job versuchte, richtete er Alles zu Grunde, was ihm gehörte.

Der Teufel sucht auch die heilige Taufe bei Kindern zu verhindern.

Spregnerus schreibt Pa. 2. Moll., daß im Bisthum Basel und Straßburg zwei Hebammen, welche zugleich Hexen waren, verbrannt worden sind, weil Eine auf Antrieb des bösen Geistes vierzig Kinder umbrachte, indem sie ihnen gleich nach der Geburt Nadeln in's Gehirn gestochen. Die Andere hat unzählige Knaben auf gleiche Weise ermordet. Der böse Geist ließ also diese Kinder aus Bosheit und Neid nicht zur Seligkeit gelangen.

Die Anrufung Mariä der beste Schutz gegen die Anfechtung des Teufels.

Im Leben des wunderthätigen Leo zu Catana in Sizilien ist zu lesen: In besagter Stadt hielt sich ein Hauptzauberer und Hexenmeister auf, Namens Heliodorus. Er wurde zu Konstantinopel und anderwärts gefänglich eingezogen; aber jedesmal entkam er auf unsichtbare Weise durch des Teufels Hilfe. Dieser Zauberer rühmte sich, er wolle den Bischof Leo mit seinen Geistlichen zum Gelächter der Versammlung machen und sie in der Kirche tanzen machen. Leo fürchtete sich nicht. Einmal las der Bischof an einem Sonntage die heilige Messe bei einem Marienaltare, wo der Heliodorus auch zugegen war. Da ging Leo nach der Messe hin, warf ihm eine Stola um den Hals und führte

ihn so zur Kirche hinaus, zugleich das Volk auffordernd, ihn zu begleiten. Vor der Kirche befahl er dem Volke, Holz zu bringen und einen Scheiterhaufen zu errichten. So sehr sich auch Heliodorus sträubte, der Teufel konnte ihn nicht retten, man warf ihn auf den brennenden Scheiterhaufen, wo er zu Asche verbrannte. (In vita Leonis Catanes. Episcopi.)

Der Teufel muß Gott zum Heile der Menschen dienen.

Die göttliche Vorsehung wirkt auf den verborgensten Wegen zum Heile der Menschen, ja selbst der Teufel muß Gott in die Hände arbeiten. In Japan waren vor der Ankunft der Christen Klöster vorhanden, in welchen die Götzenpriester in Gemeinschaft lebten. Jedes Kloster stand unter der Leitung eines Oberen, der durch sein Alter und seine Kenntnisse Ehrfurcht einflößte. Diese Götzendiener verließen einmal in der Woche ihre Einsamkeit, um mit hagerem blassem Angesichte und in ein scheußliches Gewand gekleidet, dem Volke zu predigen und dasselbe durch so gräßliche Schilderungen der Hölle zu schrecken, daß die Frauen häufig Thränen vergoßen und oft in ein lautes Klaggeschrei ausbrachen. Diese heidnischen Anstalten und Gebräuche bereiteten den christlichen Missionären den Weg.

Der Teufel wird vertrieben durch das heilige Kreuz und durch Weihwasser.

Einst befand ich mich, erzählt die heilige Theresia, im Oratorium; da erschien mir der Teufel zur Linken in einer gräßlichen Gestalt. Während er mich anredete, betrachtete ich besonders aufmerksam seinen schrecklichen Mund. Aus seinem Leibe schien eine große Feuerflamme herauszugehen, welche ganz Lohe und ohne schwarzen Dampf war. Mit furchtbarer Stimme sagte er zu mir, ich wäre zwar seinen Händen entgangen, aber er wolle mich schon wieder bekommen. Ich fürchtete mich sehr und bezeichnete mich mit dem heiligen Kreuze, wie ich konnte; da verschwand er, kam aber bald hernach wieder und so geschah es zweimal. Ich wußte nicht, was anzufangen sei; da spritzte ich gegen den Ort Weihwasser, welches ich in der Nähe hatte und nun kam er nicht wieder zu mir. Oft habe ich erfahren, daß die bösen Geister vor dem Weihwasser mehr fliehen, ohne wiederzukommen, als vor andern Dingen. Vor dem Kreuze fliehen sie zwar auch, kommen aber gleich wieder, darum muß das Weihwasser eine große Kraft haben. Für mich ist es ein besonderer fühlbarer Trost, wenn ich es nehme und es ist gewiß, daß ich gewöhnlich eine Ergötzung dabei empfinde, die ich nicht zu erklären weiß, und eine innere Labung, die mir die ganze Seele erquickt. Dieß ist keine Einbildung oder Etwas, das mir nur Einmal widerfahren wäre; sondern es ist sehr oft geschehen und ich habe mit besonderem Fleiße darauf Acht gegeben und eine Empfindung wahrgenommen, wie Einer, der im heißen Durste einen Trunk frischen Wassers thut, und dem es ist, als werde der ganze Leib davon erkühlt.

Gegen die Anfechtung der bösen Geister schützt die Anrufung des heiligen Ignatius von Lojola.

Der Teufel bemächtigte sich eines jungen Burschen, in Diensten des Hauses Baska, mit Namen Matthäus. Der arme Knabe ward bei Nacht fürchterlich gequält. Der Teufel warf ihn bald zur Erde nieder, bald hob er ihn in die Lüfte; zuweilen machte er ihn bewegungslos und so schwer, daß ihn zehn Menschen kaum von der Stelle bringen konnten. Einige der Umstehenden sagten dem Satan, Ignatius würde bald kommen und ihn aus dem Leibe des Matthäus austreiben. Bei diesen Worten ward er noch rasender, erhob ein entsetzliches Geschrei und sagte durch den Mund des Besessenen, man solle ihm den Ignatius nicht nennen, dieß wäre der größte Feind, den er in der Welt hätte. Als der Heilige kam, verrichtete er über den Besessenen ein kurzes Gebet, das ihn gänzlich vom Teufel befreite. Seit jener Zeit wurde der Name Ignatius den Teufeln furchtbar und man hat mehrmals Besessene während der Beschwörung beim Anblicke eines Bildes des Heiligen ausrufen hören: Luzifer, wo ist deine Macht, wenn ein Blatt Papier mit dem Gesichte eines Priesters uns in die Flucht treibt, ohne widerstehen zu können? Gott, warum beraubst Du uns der Glorie und gibst sie einem kleinen hinkenden Priester? Selbst ein Brief von ihm hatte dieselbe Wirkung gegen die bösen Geister, welche das Kollegium von Loretto beunruhigten und durch die gewöhnlichen Beschwörungen nicht hatten vertrieben werden können; denn kaum war der Brief öffentlich vorgelesen worden, so hörte der Lärm auf und die Gespenster verschwanden.

Der fromme Christ hat den Teufel gar nicht zu fürchten.

Der heilige Franziskus Seraphikus hörte, daß Bruder Angelus große Furcht habe, wegen des schrecklichen Kampfes mit den bösen Geistern, den er mit ihnen hatte. Gerufen vom heiligen Franz, gestand er, daß sich die Sache wirklich so verhalte; ja er bat den Heiligen um einen nächtlichen Genossen, daß er bei ihm in der Zelle schlafe; denn, sagte er, die nächtlichen Schrecken sind noch größer, als die bei Tage. Darauf antwortete der Heilige: Ei, wie furchtsam! warum erschrickst du vor schwachen und ohnmächtigen Feinden, deren Kräfte und Gewalt, wie du am besten weißt, von Gott abhängen? Auf daß du Solches erfahrest, befehle ich dir, daß du diese Nacht auf den höchsten Gipfel des benachbarten Berges ganz allein steigest und mit lauter Stimme sagest: Ihr stolzen Teufel, kommet jetzt Alle zu mir, und was ihr mir anthun könnet, das thut mir und übet euere Wuth an mir! Als er Solches in Demuth gethan hatte, trat auch nicht Ein Teufel zu ihm und so ward er für immer aller Furcht los.

Der Teufel verleitet zum Ungehorsam.

Der Vikarius des heiligen Franziskus von Assisi hielt einmal ein feierliches Kapitel, während Franziskus in der Zelle betete. Einer aus den Brüdern wollte unter einem Vorwande nicht beim Kapitel erscheinen und also ungehorsam

sein. Das sah der heilige Franz im Geiste, rief einen Bruder und sagte: Bruder, ich habe den Teufel auf dem Rücken des ungehorsamen Bruders gesehen, wie er seinen Hals geschnürt hielt. Vom Teufel bezwungen, verachtete er den Gehorsam und will nicht erscheinen. Als ich Gott für ihn bat, wich der böse Geist von ihm. Gehe also und sage es dem Bruder, damit er unverzüglich seinen Hals unter das Joch des heiligen Gehorsams beuge. Der Bruder, durch diesen Boten ermahnt, bekehrte sich sogleich zu Gott, warf sich dem Vikarius in Demuth zu Füßen und erschien beim Kapitel.

Die Teufel fliehen bei dem Namen Jesus und Maria.

Der heilige Antonius von Padua, der heilige Heinrich Suso, und viele Andere, die Maria liebten, sind durch diesen Namen allein von den Versuchungen befreit worden. In der Bekehrungsgeschichte von Japan wird erzählt, daß eines Tages einem Christen viele Teufel in Gestalt wilder Thiere erschienen, um ihn zu erschrecken und ihm zu drohen; indeß rief der Christ aus: Ich besitze keine Waffen, die euch Furcht einjagen könnten; wenn Gott es zuläßt, so macht immerhin mit mir, was euch gefällt. Ich will aber doch die süßen Namen Jesus und Maria anrufen. Kaum hatte er dieß gesagt, kaum hatte er diese, für die Teufel so furchtbaren Worte ausgesprochen, so öffnete sich die Erde und verschlang die hoffärtigen Geister. Der heilige Anselmus versichert uns auch, daß er aus eigener Erfahrung wisse, wie Viele durch den bloßen Namen Mariä von den Gefahren gleich befreit worden sind. St. Liguori.

Wir sollten aus christlichem Stolze dem Teufel widerstehen.

Kleopatra, die Königin von Aegypten, wurde von dem römischen Feldherrn Oktavian besiegt und gefangen genommen. Als sie ahnte, daß Oktavian sie zur Verherrlichung seines Triumphzuges mit nach Rom nehmen wollte, ließ sie sich durch eine treue Dienerin in einem Blumenkorbe eine Viper bringen, reizte diese giftige Schlange, um von ihr gebissen und getödtet zu werden, was ihr denn auch gelang und so starb sie am Schlangengift. Dieses stolze Weib wollte lieber sterben, als den Triumphzug ihres Feindes durch ihre Sklaverei zu verherrlichen. Und was thun manche Christen!? Sie errichten dem Satan freiwillig Triumphbögen, spannen sich selbst an seinen Triumphwagen, singen ihm Hymnen und Siegeslieder und rühmen sich, seine Sklaven zu sein! Pfui der Schande, sie sollten so christlich stolz gegen ihn sein, wie Kleopatra.

Nachdem die Teutonen, ein deutscher Volksstamm, von den Römern bei Aix im südlichen Frankreich besiegt worden waren, baten ihre Weiber in der Wagenburg um Schonung ihrer Ehre. Als die Römer aber diese Bitte nicht gewährten, so ermordeten sie zuerst ihre Kinder, und dann sich selbst; sie wollten lieber sterben, als entehrt leben. Das war weiblicher Heldenmuth und echter Frauenstolz und diesen Heldenmuth und diesen Stolz sollten wir Christen haben dem bösen Feinde gegenüber, dann könnte er den Hobel ausblasen und mit langer Nase von dannen ziehen; so aber spielt er den großen Herrn, spaltet

Holz auf unserem Rücken, und schwingt unbarmherzig die blutige Geißel, wie ein Sklavenaufseher und wir lassen's uns gefallen und halten geduldig den Rücken hin und küssen noch seine grausame Hand!

Die Teufel helfen den Menschen durch ihre Versuchungen in's Paradies.

Robert, Herzog der Normandie, war auf einer Reise in's heilige Land begriffen. Unterwegs wurde er krank und mußte in einer Sänfte getragen werden. Zwölf Sarazenen und arme Türken trugen ihn. Indem er so seine Reise fortsetzte, kam einer seiner Unterthanen zurück aus dem gelobten Lande, erkannte den Herzog, machte seine Verbeugung und fragte, ob er zu Hause von ihm Etwas ausrichten solle? Sage meinen Leuten, antwortete der Herzog, du habest mich hier getroffen, wo mich die Teufel in's Paradies tragen; er verstand darunter die ungläubigen Türken, sonst dem Teufel gleich, und Jerusalem. Was der große Fürst scherzweise gesagt, ist wahr; denn die Teufel verhelfen uns durch ihre Versuchungen in's Paradies.

Die Macht des Teufels war groß im Heidenthum.

Der heilige Augustin in seinem Buche von der Stadt Gottes erzählt: Ein römischer Landmann, Titus Latinius, ward im Traume ermahnt, dem Senate anzukündigen, daß die römischen Spiele erneuert werden sollten, weil es den Göttern, die sich dabei ergötzen wollten, höchlich mißfallen, daß am ersten Tage, wo sie gegeben wurden, ein zum Tode verurtheilter Verbrecher vor dem zuschauenden Volke vorübergeführt worden sei und dieser Anblick die Leute traurig gemacht habe. Da nun Dieser es nicht wagte, den Befehl zu vollziehen, ward er in der folgenden Nacht schärfer ermahnt und er verlor sogar seinen Sohn, weil er es unterlassen hatte, dem Senate die Nachricht zu bringen. In der dritten Nacht ward er noch schärfer gemahnt, mit dem Bedeuten, es stünde ihm im Weigerungsfalle eine noch härtere Strafe bevor. Der Landmann unterließ die Anzeige auch jetzt. Da verfiel er in eine schauderhafte Krankheit. Endlich gab er dem Rathe seiner Freunde nach, ließ sich in einer Sänfte in den Senatssaal tragen und erzählte seinen Traum. Nun wurde er augenblicklich gesund und konnte zu Fuß nach Hause gehen. Der Senat, durch dieses Wunder erstaunt, befahl, mit vierfachem Geldaufwande die Spiele zu feiern. Bei diesen Spielen kamen alle Laster vor. Da sehe man die Herrschaft des Teufels; denn dieser gab den Traum und den Befehl an den Landmann und Senat.

Theaterspieler.

Der heilige Pambo weint über Theaterspieler.

Einmal wurde der heilige Einsiedler Pambo vom Bischofe Athanasius aufgefordert, nach Alexandria zu kommen. Da er in der Stadt eine Schauspielerin sah, fing er an zu weinen; die Leute fragten ihn daher, warum er weine? Der heilige Pambo erwiederte: Zwei Dinge entlocken mir die Thränen;

einmal, daß die Seele dieses Weibes verloren geht; dann aber, weil ich nicht so viel Sorgfalt und Eifer habe, Gott zu gefallen, als dieses Weib anwendet, um liederlichen Menschen zu gefallen.

Thiere.

Thiere sind für empfangene Wohlthaten anhänglich und dankbar.

In Frankreich fiel der Sohn eines Bauers in einen Wassergraben. Ehe die Magd Hilfe bringen konnte, wäre der Knabe ertrunken. Da weidete in der Nähe das Pferd des Bauers, dem der Knabe öfters Brod und Zucker gegeben hatte. Dieses zog den Knaben mit den Zähnen heraus. Der Bauer gelobte, dem Pferde das Gnadenbrod zu geben, wegen seiner Anhänglichkeit. (Gemeindezeitung 24. Dzmbr. 1863.)

Gott bedient sich kleiner Thiere, wenn Er strafen will.

Am 29. Juli 1865 trugen halbzoll lange Insekten in Passau einem Bäcker einhundert Scheffel Getreide weg, in die nächste Umgebung, besonders in die Donau. Die Thierchen waren hellbraun, mit zarten, blendend weißen Flügelchen. Ihr Leben scheint von kurzer Dauer, da man sie an diesem und am folgenden Tage todt am Wege fand und zwar in großer Anzahl. Die Mehrzahl suchte und fand ihr Grab in der Donau. (Gemeindeztg.)

Uebertriebene Liebe zu den Thieren.

Eine Frau in G. thut statt den Armen, lieber den Hunden Gutes. Vor einigen Tagen ist ihr einer dieser vierfüßigen Haus- und Tischgenossen, den sie fünfzehn Jahre lang gepflegt und gefüttert hat, abgekratzt. Da hätte man die trauernde Hundemutter sehen sollen. Wenn ihr ein liebes Kind gestorben wäre, so hätte sie es nicht ärger treiben können; sie war untröstlich. Aber was noch? Sie kaufte einen Sarg, bahrte den Hund darin förmlich auf, zündete zu beiden Seiten der Hundeleiche Kerzen auf schönen Leuchtern an und weinte an dem Sarge bitterlich. Darauf hat sie den geliebten Todten in ihrem Garten beerdigen, das Grab mit Blumen schmücken, ja sogar ein hölzernes Kreuz darauf setzen lassen. Dieser Frevel war aber den Leuten doch zu arg und schon nach zwei Tagen hat Jemand das Kreuz beseitigt. (Gemeindeztg.)

Die Thiere des Hauses sind wegen ihrer Anhänglichkeit, Treue und Verständigkeit kostbare Geschenke Gottes.

Nächst Wiener Neustadt wüthete am 9. November 1865 ein großer Brand. Das Feuer brach bei einem Bauer aus und nahm so schnell überhand, daß in Kürze das Wohngebäude den Einsturz drohte. In dem nebenstehenden Stalle, welcher mit Nutzvieh angefüllt war, drang bereits dichter Rauch ein und drohte es zu ersticken. Jemand löste das Vieh los und öffnete die Thüre; aber aus Furcht und halb betäubt ging es nicht in's Freie. Als der Haushund bemerkte, daß das Vieh den Stall nicht verlassen wollte, drang er hinein,

bellte und biß so lange darauf los, bis es ihm gelang, ein Pferd, eine Kuh und einige Schafe hinauszutreiben. Als er die geretteten Thiere nach einem Orte hingetrieben, wo sie in Sicherheit waren, kehrte er um, und begann sein Rettungswerk auf's Neue, bis er abermals eine Kuh und einige Schafe gerettet hatte. Hierauf eilte der Hund noch dreimal nach dem bereits brennenden Stalle, aber die armen noch darin befindlichen Thiere gaben kein Lebenszeichen von sich; sie waren erstickt. Da bellte der Hund, lief wie toll herum und streckte sich endlich ganz erschöpft zu den Füßen seines Herrn nieder, der ihn nun nie von seiner Seite lassen wird. Es wäre auch unmenschlich, wenn er die Anhänglichkeit und aufopfernde Treue nicht besser zu schätzen wüßte. O preisen wir Gott in diesen Thieren, wie es der Psalmist thut. (Gemeindeztg.)

Unbarmherzige Vernachläßigung der Hausthiere ist eine schwere Sünde.

In einem Dorfe des Unterinnthals in Tirol waren einem Bauer mehrere Stück Vieh erkrankt und sogleich erklärte der Knecht, das Vieh sei verhext. Von dem Bauer befragt, ob er kein Mittel dagegen wisse, äußerte er geheimnißvoll, daß ihm allerdings eins bekannt sei, es koste aber einer Kuh das Leben und müsse ganz geheim angewendet werden. Man soll nämlich, fuhr er fort, vor der Stallthüre eine tiefe Grube machen, die schlechteste Kuh aus dem Stalle gebunden in dieselbe hineinwerfen, ihr ein langes Messer so tief als möglich in den Bauch hinein stechen und darin stecken lassen, dann die Grube mit Erde bedecken und so die Kuh lebendig begraben. Der Bauer willigte in die Anwendung des vorgeschlagenen Mittels ein und die am meisten kranke Kuh mußte auf obige Weise elend krepiren. — Allein der Ortsseelsorger erhielt von dieser Barbarei Kunde, machte beim Gerichte die Anzeige und es wurde unter Beiziehung eines Thierarztes eine strenge Untersuchung angestellt. Da zeigte es sich, daß nur durch Faulheit des Knechtes, der ein Branntweinsäufer und Nachtschwärmer war, das Vieh wegen schlechter Pflege krank geworden war. Bauer und Knecht wurden verdientermaßen gehörig gestraft und von dieser Zeit nahm der Glaube an's Verhexen ziemlich ab. (Hausen I. Thl. S. 83.)

Auch gegen Thiere sind die Heiligen barmherzig und heilen sie.

Unter Kaiser Valens, der die Katholiken haßte, dagegen aber die Arianer schätzte, wurde der heilige Einsiedler Aphraates nach Konstantinopel zu den Bischöfen berufen. Valens haßte ihn. Der Kaiser hatte ein ausgezeichnetes Pferd von edler Zucht und zum Reiten vortrefflich eingeschult, welches ihm überaus lieb war. Als dieses Pferd von einem bösartigen Uebel befallen wurde, ließ er die geschicktesten Thierärzte zusammen kommen; doch boten sie vergebens ihre Erfahrung auf. Da führte der Stallmeister, ein rechtgläubig katholischer, frommer Mann, das Thier zu der Zelle des großen Aphraates und bat ihn, durch sein Gebet das Thier zu heilen. Aphraates erbarmte sich desselben, betete, ließ Wasser vom Brunnen schöpfen, machte das heilige Kreuzzeichen

darüber und setzte es dem Pferde vor, welches mehr als gewöhnlich davon trank. Dann weihte er Oel und bestrich den Bauch des Pferdes damit, worauf es augenblicklich genesen war und von dem erfreuten Stallmeister in den Stall zurückgeführt wurde. Am Abend kam der Kaiser, um sich nach dem Befinden des Pferdes zu erkundigen; und als man es ihm gesund und frisch vorstellte, und als es munter wieherte, stampfte und den Kopf stolz aufrichtete, fragte er um die Ursache dieser schnellen Heilung. Nach einigem Zögern gestand der Stallmeister, welcher wußte, daß der Kaiser dem Altvater nicht gewogen war, daß dieser es geheilt habe. Da staunte der Kaiser und bekannte, Aphraates sei ein Mann Gottes; doch besserte er sich nicht, sondern fuhr fort, gegen Christus und die Katholiken zu wüthen, bis er endlich von wildem Feuer verzehrt, umkam und nicht einmal ein ordentliches Begräbniß erhielt, wie es jedem Bettler zu Theil wird.

Warum muß sich der Mensch vor den wilden Thieren fürchten?

Ein Altvater aus dem St. Petruskloster Laura ging öfters an den Jordan, verweilte da, und schlief in einer Löwenhöhle, die er dort in den Felsen des Ufers antraf. Eines Tages brachte er in seinem Mantel zwei junge Löwen in's Kloster und sagte zu den Brüdern: Wenn wir die Gebote unseres Herrn Jesu Christi hielten, so würden uns diese Thiere fürchten; da wir aber Knechte der Sünde geworden sind, so müssen wir sie fürchten. Ueber diese Rede erbauten sich die Brüder gar sehr.

Wilde Thiere gehorchen den Heiligen.

Neben dem heiligen Einsiedler Julianus nahm ein Löwe seinen Aufenthalt und tödtete viele Fremde und Einheimische. Eines Tages rief der Altvater seinen Jünger Pankratius zu sich und sprach zu ihm: Gehe etwa zweitausend Schritte weit gegen Mittag, so wirst du einen Löwen schlafend finden und sage ihm: Der demüthige Julianus befiehlt dir im Namen Jesu Christi, des seligmachenden Sohnes Gottes, daß du aus dieser Gegend weichest. Der Bruder that also, und als er zu dem Löwen die Worte des Altvaters gesprochen hatte, entwich das Thier sogleich.

Die Thiere gehorchen willig den Heiligen.

Ein reicher Herr in Palästina theilte Almosen an die Klöster aus und ersuchte den Abt des ersten Klosters, Boten in andere Klöster zu schicken, damit sie das Almosen abholen möchten. Der Abt sendete einen Bruder an die Klöster ab. Da aber Niemand der Wege in die weit entfernten Klöster kundig war, sprach der Abt zu seinem Hündchen: Gehe mit diesem Bruder bis in das Kloster Charembe, damit er dort seine Botschaft ausrichte. Und der Hund lief vor dem Bruder her, bis er ihn vor die Pforte des Klosters geführt hatte. Die Mönche, die dieses erzählten, zeigten auch den Hund, welchen sie bei sich hatten. — In der Umgegend des todten Meeres ist ein sehr hoher Berg, Mardes genannt,

wo sich viele Mönche aufhielten. Am Fuße des Berges, etwa sechs Meilen von ihren Zellen entfernt und hart am Ufer des Meeres liegt ein Garten, zu dessen Besorgung die Mönche einen eigenen Diener hatten. Zu was immer für einer Stunde die Mönche sich wollen Gemüse holen lassen, satteln sie einen Esel und sagen zu ihm: Gehe in den Garten zum Diener und bring uns Gemüse. Und sogleich geht der Esel zum Gärtner, bleibt vor der Thüre stehen, und klopft mit dem Kopfe an; worauf der Gärtner herauskömmt, dem Esel das Gemüse aufladet und ihn wieder fortschickt. Es ist eine Lust, den Esel so täglich auf und abgehen und den Altvätern allein dienen zu sehen; sonst nämlich gehorcht er Niemanden.

Wilde Thiere gehorchen den Heiligen.

Abt Alexander besuchte einst den Einsiedler Paulus. Da klopfte es an die Thüre. Paulus trug Brod mit eingeweichten Erbsen hinaus. Alexander glaubte, es sei ein Fremdling gewesen; als er aber zum Fenster hinaussah, bemerkte er, daß es ein Löwe war. Er fragte, warum er diesem Thiere zu fressen gebe? Paulus antwortete: Weil ich ihn ermahnte, Niemanden zu verletzen, weder einen Menschen, noch ein Lastthier; dagegen sagte ich ihm: Komm täglich zu mir und ich will dich mit Speise versehen. Und siehe, nun sind es schon sieben Monate, daß er täglich zwei Mal zu mir kommt und ich ihn füttere. Nach einiger Zeit kam Alexander wieder zu Paulus und fragte: Wie befindet sich dein Löwe? Auf diese Frage erzählte ihm Paulus: Gestern kam er zu mir, um sein Futter zu holen, und da ich sah, daß sein Kinn ganz blutig war, sagte ich zu ihm: Was ist das? Du warst mir ungehorsam, du hast Fleisch gefressen! bei Gott, ich füttere dich nicht weiter mehr. Du Fleischfresser, willst du noch das Brod der Altväter verzehren? Packe dich von hier! Er aber wollte nicht fortgehen; daher nahm ich einen Strick dreimal zusammen und gab ihm drei tüchtige Hiebe, daß er fort lief. Das soll ein Anderer auch probiren!

Wilde Thiere dienen den Heiligen.

Der heilige Helenus besuchte seine Brüder, die als Einsiedler in wilden Gegenden wohnten und trug ihnen Lebensmittel zur Erquickung zu. Da ihm diese Last auf der Reise sehr beschwerlich ward, sah er in der Wüste von ferne Waldesel dahin ziehen und schrie ihnen zu: Im Namen Jesu Christi, unsers Herrn, komme einer von euch hieher, um meine Last zu tragen! Und siehe da, Einer aus der ganzen Heerde kam ganz sanft, reichte willig seinen Rücken hin, Helenus lud ihm die Last auf, setzte sich darauf und ritt mit aller Schnelligkeit zu den Zellen der Brüder, die er besuchen wollte.

Wilde Thiere werden zahm gegen die Heiligen.

Wir besuchten einst einen Einsiedler in der Wüste. Abends führte er uns zu einem Dattelbaume. Dort fanden wir eine Löwin. Als wir sie erblickten, fingen wir an zu zittern; der Heilige aber ging furchtlos hinzu und

wir, wenn gleich furchtsam, folgten ihm nach. Das Thier trat auf Befehl des Heiligen bescheiden bei Seite und blieb stehen, bis derselbe einige Früchte, die an den unteren Aesten hingen und leicht zu erreichen waren, pflückte. Als er die Hand mit Früchten gefüllt einher ging, kam das Thier ihm entgegen und nahm sie so zahm hinweg, wie ein Hund. Und nachdem es die Früchte verzehrt hatte, ging es fort. Wir sahen Allem diesem zu, und konnten hieraus leicht erkennen, wie groß in den Einsiedlern die Kraft des Glaubens, wie groß in uns die Schwäche sei.

Die Heiligen sind mitleidig und barmherzig selbst gegen wilde Thiere.

Wir besuchten einst einen Einsiedler, der früher mit uns im Kloster gelebt hatte, in der Wüste und blieben drei Tage bei ihm. Am vierten Tage gingen die Brüder fort und der Einsiedler begleitete sie eine Strecke. Da sahen sie nun auf einmal eine Löwin von ungeheurer Größe auf sich zukommen. Das wilde Thier war keinen Augenblick ungewiß, auf welchen von den Dreien es zugehen sollte, sondern legte sich sogleich zu den Füßen des Einsiedlers. Dann ging er vor ihnen allen einher und seine Gäste folgten ihm nach. Während dieses Voranschreitens blieb das Thier öfters stehen und schaute den Einsiedler an, so daß man leicht erkennen konnte, es wünsche, er möchte dahin folgen, wohin das Thier ihn führe. Wozu viele Worte? Sie folgten der Löwin und kamen zu einer Höhle, worin sie fünf schon erwachsene Junge ernährte, die blind geboren, auch blind geblieben sind. Die Löwin trug jedes Junge aus dem Felsen hervor und legte es vor die Füße des Einsiedlers. Jetzt erkannte der Heilige, was denn das Thier wolle. Er rief den Namen Jesu an, berührte die geschlossenen Augen der Jungen, und augenblicklich wurden sie sehend. In ihr Kloster zurückgekommen, erzählten sie dieses Wunder, welches der Heilige gewirkt, und wie er sich sogar unglücklichen wilden Thieren gegenüber mitleidig und barmherzig bewiesen habe. Und du gefühlloser Christ mißhandelst deine Hausthiere, die deine Felder bestellen und dir das Brod verdienen!

Die Heiligen beherrschten giftige Thiere.

Einst besuchten zwei Mönche zwei Einsiedler. Einer der Mönche wurde von einer Schlange gestochen und er starb sogleich am Schlangengifte. In dieser Angst ging der Andere zu den Einsiedlern, welche bereits wußten, was geschehen war, obschon es ihnen Niemand mittheilte. Sie gingen mit zum Todten und riefen: Bruder, stehe auf, dein Vater bedarf deiner! Sogleich stand er auf und lebte. Hierauf suchten sie die Schlange und zerrißen sie in zwei Theile.

Wilde Thiere dienen und gehorchen den Heiligen.

Der Einsiedler Simeones war so begnadigt, daß ihm die wildesten und reißendsten Thiere gehorchten, wovon sich einst ungläubige Juden, welche außer Landes reisten, überzeugten. Es überfiel sie nämlich ein solcher Sturmwind und Platzregen, daß sie wie in einem See waten mußten. In dieser

traurigen Lage bemerkte sie Simeones; er trat aus seiner Höhle und fragte sie um die Ursache ihres Kommens. Sie erzählten ihm ihr Erlebniß und baten, ihnen den Weg zu zeigen. Simeones antwortete ihnen: Verweilet nur ein wenig, ich will euch sogleich Wegweiser mitgeben, die euch nach Wunsch an's Ziel geleiten werden. Während sie ausruhten, kamen zwei Löwen, welche, ihre natürliche Wildheit ablegend, dem Altvater schmeichelten und sich gehorsam bezeigten. Diesen befahl er durch Zeichen, sie sollten seine Gäste auf den rechten Weg führen. Die Löwen führten sie auf den Weg und gingen wieder zu Simeones zurück. Die Juden erzählten dieses Wunder allenthalben.

Gott bedient sich der Thiere zur Bestrafung der Gottlosen.

Boleslaus II., König von Polen, lebte gottlos, hurte mit Weibern, und ging in seiner Grausamkeit so weit, daß er den heiligen Bischof Stanislaus hinrichten und seinen Leib den Hunden zum Fraße vorwerfen ließ, die ihn jedoch nicht berührten. Zur Strafe wurde er vom Throne gestoßen, irrte rasend und wahnsinnig in den Wäldern herum, wo er von eben diesen seinen Hunden, die den heiligen Stanislaus nicht berührten, zerrissen und gefressen wurde. (Dubravius lib. 8.)

Auch die wilden Thiere sind dankbar.

Ein Kohlenbrenner sah einst nach seiner Wolfsgrube und fand darin eine Schlange, die hineingefallen war. Er bemerkte, wie sie durch Zischen und Geberden gleichsam bat, sie zu retten. Er erbarmte sich und legte einen langen Ast in die Grube, durch den sich die Schlange herauswand. Wenige Tage darauf kroch diese Schlange zur Hütte des Kohlenbrenners und legte gewissermaßen aus Dankbarkeit einen kostbaren Edelstein zu seinen Füßen nieder. (Matthäus Paris in hist. angl. c. 241.)

Ein Schnitter holte bei einer Quelle einen Krug Wasser; als er dahin kam, sah er, wie eine Schlange einen Falken umschlang, um ihn zu tödten; er erbarmte sich des Vogels und durchschnitt mit seiner Sichel die Schlange. Der gerettete Vogel floh über ihm her. Begierig tranken die durstigen Schnitter, als aber auch er den Krug an den Mund setzte, schlug ihn der dankbare Vogel mit seinen Flügeln aus den Händen. Die getrunken hatten, starben, denn die Schlange hatte dem Wasser ihr Gift mitgetheilt. (Crates Bergamenus. lib. 5.)

Thiere schaden dem Menschen zur Strafe für seine Sünden.

Die Stadt Eugubium litt viel von einem Wolfe, der sowohl Menschen als Thiere verfolgte. Als der heilige Franz Seraphikus einmal dahin kam, zeigte er ihnen in einer Predigt, daß die wilden Thiere auf Gottes Fügung den Menschen Schaden zufügen zur Strafe für ihre Sünden und Laster. Er legte daher den Bürgern und Inwohnern auf, dem Wolfe täglich seine Nahrung zu reichen, sodann werde er ihnen nicht mehr lästig sein. Das geschah und der Wolf wurde ganz zahm und ging täglich in die Stadt, ohne im Mindesten zu schaden, erhielt von Dem und Jenem Essen und ging dann gutwillig in seinen Wald. (In annal. Minor. anno 1222.)

Wilde Thiere flüchten zu den Heiligen und finden Schutz bei ihnen.

Sancius, König von Navarra und Kastilien, verfolgte einst auf der Jagd ein großes Wildschwein. Dieses flüchtete in die damals verheerte Stadt Palencia in eine alte Gruft, wo ein dem heiligen Antonius geweihter Altar stand. Als er dem Thiere den Fang geben wollte, erstarrte sein Arm, woraus er abnahm, daß er wider den heiligen Ort gesündiget. Daher fiel er vor dem Bilde des heiligen Antonius nieder und bat ihn inständigst um seine Gesundheit. Zur Dankbarkeit für seine wiedererhaltene Beweglichkeit des Armes ließ er die Stadt aufbauen, errichtete eine Kirche mit einer Gruft und versah die Stadt mit einem Bischofe. (Roder. Tolet. lib. 6. rer. hisp.)

Thiere verrathen die Ermordung eines Heiligen.

Der heilige Meinrad lebte viele Jahre in seiner Klause. Eines Tages traten zwei Landstreicher, die gekommen waren, ihn zu berauben, in seine Zelle; sie glaubten nämlich, Meinrad habe große Schätze verborgen. Sie waren aus Nördlingen zu Hause, der eine hieß Petrus, der andere Richard. Er nahm die gottlosen Männer liebreich auf, und obschon er ihre ruchlose Absicht wußte, bewirthete er sie doch auf's Freundlichste. Nachdem er die heilige Messe gelesen, und sich auf seinen Tod vorbereitet hatte, trat er zu den Mördern, die schon bereit waren, ihre Unthat auszuführen. Der Heilige gab ihnen seinen Mantel und seine Kutte und sprach zu ihnen: Ich weiß, daß ihr gekommen seid, mich zu tödten, aber lasset mich nur Eins bitten: Wenn ihr mein Leben geendet, dann nehmet die Kerzen dort und stellet eine zu meinem Haupte, die andere zu meinen Füßen; aber dann eilet fort, damit ihr nicht in Strafe verfallet. Die beiden Strolche wurden durch die Liebe des Heiligen nicht gerührt. Ohne zu antworten, fielen sie über den Heiligen her, schlugen ihn zu Boden und erwürgten ihn. Kaum hatte er sein Leben geendigt, als ein süßer Wohlgeruch die Kapelle erfüllte. St. Meinrad hatte zwei junge Raben aufgezogen, die gar heimlich waren, aus seiner Hand fraßen und mit ihm viele Jahre in der Einsamkeit lebten. Schon als die Landstreicher in die Zelle traten, wurden die beiden Vögel unruhig, flogen auf und erfüllten den stillen Wald mit seltsamem Gekrächze. Nachdem die Mörder ihre ruchlose That vollbracht hatten, fuhr Schrecken und Angst in alle ihre Glieder und Einer sprach: O weh, was haben wir doch Uebles an diesem heiligen Manne gethan! Da sagte der Andere: Laß uns schnell die Kerzen anzünden, wie er gewollt hat! Sie zogen die Leiche aus und legten sie auf das Bett, worin er zu schlafen gewohnt war. Dann nahmen sie die Kerzen vom Altare, stellten sie zum Haupte und zu den Füßen des Heiligen, und holten ein Licht, um sie anzuzünden. Als sie aber zurückkehrten, fanden sie die Kerzen schon brennend. Da befiel sie ein solches Entsetzen, daß sie sogleich davon eilten. Aber siehe, da flogen ihnen unter furchtbarem Krächzen die beiden treuen Raben nach, kratzten und hackten nach ihnen und schrien, daß der ganze Wald wiederhallte. So von ihnen verfolgt, wurden sie in der Stadt

Zürich, wo sie in einem Wirthshause einkehrten, ergriffen und gefangen gesetzt. Jetzt wurden ihre harten Herzen mürbe, sie sahen die rächende Hand Gottes, bekannten ihre Schuld und wurden auf's Rad geflochten. Und die Raben flogen an der Gerichtsstätte umher, bis die Mörder todt waren und dann kehrten sie in den Wald zurück.

Wilde Thiere haben Zutrauen zu den Heiligen.

Der selige Andreas Datti führte als Einsiedler das Leben eines Engels. Das Leiden Jesu und die Schmerzen seiner gebenedeiten Mutter waren der tägliche Gegenstand seiner Betrachtung. Die Tugenden Mariä waren sein Spiegel und er brachte es in ihrer Uebung, besonders in der Unschuld und Reinigkeit so weit, daß die wilden Thiere des Waldes kamen und sich zutraulich zu seinen Füßen legten.

Dem heiligen Joseph von Kopertino gehorchten die unvernünftigen Thiere. Einem Flachsfinken sprach er öfters zu: Lobe Gott! und sogleich fing der Vogel zu singen an und hörte nicht auf, bis es der Heilige erlaubte. Einem Distelfinken hatte er die Worte sprechen gelehrt: Jesus! Maria! Bruder Joseph, bete deine Tagzeiten! Da sah er einst, wie ein Raubvogel das Vögelein ergriff und tödtete. Rasch rief er den entfliehenden Mörder zu sich. Der Raubvogel kam auch wirklich und setzte sich mit den Zeichen der Furcht und Reue auf den Käfig. Da gab der Heilige ihm einen Verweis und sprach: Du Bösewicht, hast mir meinen Finken getödtet und hast also auch verdient, von mir getödtet zu werden! Darauf schlug er ihn gelinde mit der Hand und sprach: Mach' dich fort; ich verzeihe es dir, aber thue so etwas nicht mehr! Und der Vogel entfernte sich. Beim Kloster Grotella sah er einst zwei Hasen. Er warnte sie und sprach: Entfernt euch nur nicht von der Kirche der seligsten Jungfrau, denn es stellen euch viele Jäger nach. Da sich nun doch ein Hase weiter vom Kloster entfernt hatte, setzten ihm die Jäger nach. Er flüchtete sich durch die Kirche und durch das Kloster bis in die Arme des Heiligen, der ihm einen Verweis gab und sprach: Hab' ich dir nicht gesagt, du solltest dich nicht weit von der Kirche wagen, weil man dir die Haut abziehen würde? Er ließ ihn darauf in's Freie. Der andere Hase aber wurde von den Hunden des Markgrafen von Kopertino verfolgt und suchte sein Heil unter dem Kleide des Heiligen. Als nun der Markgraf nahe kam und ihn fragte, ob er nicht einen flüchtigen Hasen gesehen, antwortete er: Siehe hier ist er, thue ihm aber Nichts zu Leide! Alsdann sprach er zum Hasen: Gehe hin, verkrieche dich in diesem Gesträuche und rühre dich nicht! Das bange Thier ging still davon und verkroch sich, ohne daß sich einer der Hunde geregt hätte, zum Staunen des Markgrafen, der Zeuge dieses Wunders gewesen.

Die wilden Thiere gehorchen den Heiligen.

Als der heilige Bischof Martinus mit seinen Schülern am Ufer der Loire dahin zog, bemerkte er viele Geier, welche auf Fische lauerten. Er wandte sich zu seinen Schülern und sagte: Hier habt ihr das Bild der Teufel; sie stellen

ihre Garne für die Unwissenden auf, fangen Solche, welche an Nichts denken, ohne an Denen, welche sich fangen, sich sättigen zu können. Hierauf gebot der Heilige den Vögeln, das Wasser, über welchem sie schwebten, zu verlassen. Die Vögel gehorchten seinem Befehle, versammelten sich und flogen schaarenweise den Bergen und Wäldern zu.

Wilde Thiere suchen und finden Schutz bei den Heiligen.

Weil der selige Konrad von Offida gar so kindlich unschuldig lebte, so gab ihm Gott Gewalt über die Natur, wie einst dem unschuldigen Adam. Ein kleines Vögelein kam täglich, setzte sich ihm auf Haupt und Schultern und ergötzte ihn mit süßem Gesange. An den letzten drei Tagen der Charwoche erschien es nicht, um ihn in seiner Betrachtung über das bittere Leiden nicht zu stören; aber am Osterfeste kam es freudig geflogen und sang noch lieblicher und schöner. In einem Walde hatte er sich eine kleine Zelle gebaut, um dort ungestört der Betrachtung obliegen zu können. Da flüchtete sich eines Tages ein Wolf, von den Jägern verfolgt, zu seinen Füßen. Konrad schützte ihn und führte ihn dann wie ein Lamm in das Kloster.

Den Heiligen gehorchen die wilden Thiere.

Als einst in der benachbarten Gegend ein Nilpferd Menschen und Thiere beschädigte, kam der heilige Benus auf die Bitten der Bewohner jener Gegend an den gefährlichen Ort. Als er das schreckliche Thier sah, sprach er zu ihm: Ich befehle dir im Namen Jesu, beschädige dieses Land nicht mehr! Dann entfloh das Thier, als wenn es ein Engel verjagt hätte und ließ sich gar nirgends mehr sehen. Ebenso vertrieb er auch ein Krokodil.

Die Heiligen sind gegen die Thiere barmherzig.

Neben der Zelle des heiligen Einsiedlers Simeon, des Säulenstehers, hielt sich eine große Schlange auf, welcher in das rechte Auge ein Stück Holz gekommen war. Eines Tages kam diese Schlange zur Zelle des Heiligen gekrochen, ringelte sich zusammen, als wollte sie ihn bitten. Als sie der heilige Simeon sah, machte er, daß das Holz aus ihrem Auge ging. Da sich die Menschen vor ihr fürchteten, blieb sie so lange ruhig liegen, bis alle vorüber waren.

Grausamkeit gegen harmlose Thiere von Gott gestraft.

Zum heiligen Simeon, dem Säulensteher, gingen einst einige Menschen, um ihn um sein Gebet anzugehen. Als sie zur Mittagszeit im Schatten der Bäume ausruhten, ging hart vor ihnen eine trächtige Hirschkuh vorüber. Da sprachen sie zu dem Thiere: Bei dem Gebete des heiligen Simeon beschwören wir dich, bleib' ein wenig stehen, daß wir dich fangen. Die Hirschkuh blieb stehen. Sie ergriffen, tödteten und verzehrten sie; wurden aber auf der Stelle stumm, weil sie den Namen des Heiligen mißbrauchten, bei dem das harmlose Thier gewissermaßen wohnte, und der gegen dasselbe barmherzig war. Zwei

Jahre brachten sie auf dem Platze, wo sie das unschuldige Thier tödteten, zu, ohne weiter zu können, bis sie endlich Simeon befreite, wo sie dann zum Dank das Fell der Hirschkuh aufhingen.

Wir sollen die Thiere lieben als Gottes Geschöpfe und als unsere Mitgeschöpfe.

Ein Jüngling hatte an einem Tage viele Turteltauben gefangen und trug sie zu Markte. Da begegnete ihm der heilige Franz von Assisi, welcher gegen die sanften Thiere immer eine besondere Zärtlichkeit trug. Diese Turteltäubchen mit mitleidigem Auge betrachtend, sprach er zu dem Jüngling: Guter Jüngling, ich bitte dich, gib mir sie, damit diese sanftmüthigen Vögelein, mit welchen die Schrift die keuschen, demüthigen und gläubigen Seelen vergleicht, nicht in die Hände der Grausamen kommen, die sie zu tödten gedenken. Jener, von Gott angetrieben, gab sie alle dem heiligen Franz. Dieser nahm sie in seinen Schooß und fing an, vertraulich mit ihnen zu reden: O meine Schwesterchen, sagte er, ihr einfältigen, unschuldigen und keuschen Turteltäubchen, warum ließet ihr euch fangen? Nun will ich euch vor dem Tode retten und euch Nester bauen, damit ihr euch mehret nach dem Geheiße eures Schöpfers! Er trug sie in's Kloster und baute ihnen Nester; sie wohnten darin, legten Eier und brüteten Junge aus vor den Augen der Brüder; sie blieben im Kloster und waren so zutraulich, wie Hühner, und entfernten sich nicht vom Kloster, bis der heilige Franz ihnen Bewilligung gab, zu scheiden, wobei er sie segnete. Zu dem guten Jünglinge, der ihm die Tauben schenkte, sagte er: Mein Sohn, du wirst noch ein Bruder unseres Ordens werden und Christo fleißig dienen. So geschah es auch; dieser Jüngling trat später in den Orden und lebte heilig. Also sollen wir die Thiere als Gottes Geschöpfe lieben, und Gott belohnt sogar die Barmherzigkeit gegen die unschuldigen Thiere.

Grausame Menschen quälen die Thiere zu ihrem Vergnügen.

Im Oktober 1866 wurde auf der von Döbling nach Grinzing führenden Straße ein Eselswettrennen aufgeführt. Acht Herren und vier Damen, unter ihnen Graf S. und Fürstin R . . y, bestiegen außerhalb Döbling zwölf bereitstehende Esel und setzten sich auf ein gegebenes Zeichen in Bewegung. Gegen die sonstige Faulheit der Esel liefen diese für das Wettrennen mittelst vieler Schläge abgerichteten Thiere im raschen Trabe und in unglaublich kurzer Frist langten sie am bestimmten Ziele an, wo ein Richterkomité, bestehend aus drei Kavalieren, den Grafen S. als Sieger begrüßten. Letzterer hatte somit den ersten Preis von achtzig Stück Dukaten errungen; der zweite Preis von fünfundvierzig Dukaten fiel der Fürstin R . . y zu. Nur Ein Esel wollte sich der allgemeinen Ordnung nicht fügen. Seine Halsstarrigkeit ging so weit, daß er die Baronin L. mitten in der Gallopade auf die Erde setzte und er allein am Ziele anlangte, während die Baronin Zeit hatte, sich von ihrem Schreck zu erholen. O Grausamkeit! Wie viele Schläge mögen diese armen Thiere

während der Uebung erhalten haben. Sie sind von Gott nicht zum Wettrennen geschaffen. Gott hat hier an der Einen gezeigt, was sie Alle verdient hätten!

Gott verdient unsere Liebe für das reiche Geschenk der Hausthiere.

Am 17. Juli 1866 erhielt die preußische Brigade Rheinbaden Befehl, zu der Avantgarde des zweiten Armeekorps zu stoßen. Sie brach deßhalb Abends sechs Uhr von Staatz auf, und marschirte bei stark bezogenem Himmel und dichtem Regen bis neun Uhr. Der Weg war uneben und erschwerte den Pferden das Gehen außerordentlich; dabei war es so dunkel geworden, daß man nicht zehn Schritte weit sehen konnte. Nachdem der Marsch bis auf eine Meile zurückgelegt war, fiel ein Pferd der zweiten Eskadron des ersten Garde-Uhlanen-Regiments vor Ermüdung um und blieb wie todt liegen. Der Reiter sattelte ab, erwartete die nachkommende Brigade und traf am nächsten Morgen auf dem Bivouaksplatze ein, wo er dem Wachtmeister Meldung von dem Verluste machte. Nach einiger Zeit musterte der Wachtmeister die schwadronmäßig aufgestellten Pferde und sah das todtgemeldete Pferd im rechten Zuge und im richtigen Gliede stehen. Dasselbe war, nachdem es sich erholt hatte, der Spur des Regiments in finsterer Nacht gefolgt, hatte sich durch die im Dorfe bivouakirenden Dragoner hindurchgestolpert, ferner eine Batterie passirt, das ganze zweite Garde-Uhlanen-Regiment als nicht seinesgleichen links liegen lassen und war auf den ihm gebührenden Platz im Zuge und Gliede seines Regiments eingerückt. Verdient Gott, der uns solche gute, nützliche, treue Thiere schenkte, nicht unsere Liebe? Verdienen diese Thiere selbst nicht auch unsere Zuneigung?

Uebertriebene Liebe zu den Thieren ist sündhaft.

Eine in der Wiener Vorstadt Wieden wohnhafte Hausbesitzerin, ihrer Absonderlichkeiten wegen die närrische Baronin genannt, ziemlich bejahrt, aber enorm reich, besitzt nicht weniger als dreißig Hunde, welche sie jeden Morgen an einer in viele Enden auslaufenden Schnur im Garten spazieren führt. Einmal war sie wieder mit ihren Lieblingen im Garten, und führte sie trotz der empfindlichen Kälte geduldig herum. Da fingen sie untereinander an zu raufen, kreisten einige Male um die Herrin herum und bevor sie noch die um ihre Hüften geschlungene Schnur losmachen konnte, wurde sie von den Hunden zu Boden gerissen, eine Strecke fortgeschleift und war nahezu in Gefahr, erwürgt zu werden, bis endlich, durch das wüthende Gebell der Hunde aufmerksam gemacht, ihr Dienstbote ihr zu Hilfe eilte. Die Hundenärrin hat mehrere bedeutende Verletzungen erlitten, und damit hat ihr Gott gezeigt, daß Ihm ihre übertriebene Hundeliebe mißfalle.

Eine alte Jungfrau in Islington, einem Stadttheile in London, eine feurige Liebhaberin von Hunden und Katzen, hat ihr ganzes Vermögen der nothleidenden — nicht Armen- — sondern Thierwelt vermacht. Dasselbe soll nämlich zur Gründung einer Anstalt verwendet werden, in welcher herrenlose

Hunde Obdach und Nahrung, Beinbrüche ihre Heilung, hündische Wöchnerinen Geburtshilfe und Pflege finden sollen. Ein eigener Wundarzt ist bei dem Institute angestellt, dessen Patronat der Marquis von T. mit großem Eifer vertritt. Wahrlich eine Schmach auf die christliche Liebe, wenn man bedenkt, wie viele tausend arme Menschen in London obdachlos herumirren. Der Gerechte, sagt die Schrift, erbarmt sich auch des Viehes; aber ohne die Armen und Nothleidenden unter den Menschen zu vergessen!

Thierquälerei von Gott bestraft.

Ein Bursche in der Nähe von Budweis zerbrach einem Hunde aus Muthwillen das Bein; aber die Strafe Gottes ereilte ihn schon nach einigen Stunden, indem er bei der Tanzmusik Streithändel anfing und in der Rauferei sich das Bein brach. (Prager Zeitung 15. Febr. 1865.)

Thierquälerei sollten Aeltern und Vorgesetzte nicht dulden.

In einer Stadt war der Gebrauch, daß auf dem Rathhause eine Glocke hing, und wer Gerechtigkeit und Schutz suchte, der läutete. Einst kam ein zaundürrer Schimmel daher, rieb sich an der Mauer und traf den Glockenstrang. Sogleich versammelten sich die Richter und fragten: Wer hat geläutet? Man suchte und fand, daß es der Schimmel gethan. Es wurde nachgefragt, wem der Schimmel gehöre, und man beschloß, auch diesem Thiere Gerechtigkeit zu verschaffen. Er gehörte einem Herrn, der ihn wegen seines Alters hinausgejagt hatte. Der Herr mußte den Schimmel wieder zu sich nehmen und ihm das Gnadenbrod geben. Das waren gerechte Richter; denn Thierquälerei sollen sie nicht dulden!

Die Thiere beschämen den Menschen in der Treue und Barmherzigkeit.

Ein Landmann ging einst mit seinen zwei Hunden in den Wald, um Buchnüsse zu sammeln, woraus man ein sehr angenehm schmeckendes Oel preßt. Er stieg auf eine reich beladene Buche, aber zum Unglück brach ein morscher Ast und der arme Mann fiel so an dem Baume herunter, daß seine Beine zwischen einem gabelförmigen Zweige eingeklemmt wurden. Da hing der Unglückliche, vierzig Fuß hoch von der Erde, in dem Baume, mit dem Kopfe nach Unten. Die beiden Hunde standen am Fuße des Baumes und mochten lange stehen, als sie ihren Herrn nicht wieder herab kommen sahen. Man fand nachher deutliche Spuren, wie sie vergebens versucht hatten, an dem Baume hinanzuspringen, denn die Rinde war überall zerkratzt. Unten hatten sie die Erde über der Wurzel weggescharrt und den Baum wenigstens ringsum benagt, als hätten sie ihn fällen wollen, um ihren Herrn zu retten. Der Landmann hatte versprochen, vor dem Mittage wieder zu Hause zu sein. Man erwartete ihn vergebens. Endlich kam einer von den beiden Hunden heulend und winselnd zurück; er lief ängstlich umher, sprang schreiend an der Frau und an den Söhnen

hinauf und hatte nirgends Ruhe. Man bot ihm vergebens Etwas zu essen an; er sprang immer zu der Hausthüre und lief dann wieder zu den Söhnen, als hätte er sie bitten wollen, ihm zu folgen. Die ängstlichen Bewegungen des Thieres machten die Leute endlich aufmerksam, und sie fingen an zu fürchten, dem Vater sei Etwas zugestoßen. Alle folgten dem Hunde, der jetzt freudig bellend voransprang und nach dem Walde rannte. Wenn man ihn unterwegs fragte: Wo ist dein Herr? so fing der Hund kläglich an zu heulen. Als sie in den Wald traten, sahen sie den andern Hund am Fuße des Baumes Wache halten; aber sobald er seinen zurückkehrenden Gefährten erblickte, kam er fröhlich herbeigesprungen. Alle eilten nun zu dem Baume, doch leider war es schon zu spät; der unglückliche Mann lebte nicht mehr.

In Rom lebte ein blinder Bettler, den ein mittelmäßiger Hund durch alle Straßen begleitete. Dieser Hund führte seinen Herrn so, daß er ihn gegen jede Gefahr schützte, und er lernte nicht nur die Straßen, sondern auch die Häuser unterscheiden, wo sein Herr gewöhnlich in jeder Woche zwei oder drei Mal Almosen empfing. Kam der Hund in eine von den Straßen, in denen er bekannt war, so verließ er sie nicht eher, bis ihm von jedem Hause, wo sein Herr fast allemal in seinen Gesuchen glücklich war, entweder ein Geschenk oder eine abschlägige Antwort gegeben wurde. Während der Bettler um eine Gabe anhielt, legte sich der Hund nieder, um auszuruhen; kaum hatte aber sein Herr ein Almosen oder eine abschlägige Antwort erhalten, so sprang der Hund von selbst auf und ging ohne Befehl oder ein anderes Zeichen vor die übrigen Häuser, wo der Bettler gewöhnlich Etwas erhielt. Nicht ohne Vergnügen und Bewunderung bemerkten Viele, daß, wenn man Geld aus dem Fenster warf, der Hund mit vieler Klugheit und Aufmerksamkeit umher ging und es suchte, dasselbe dann mit dem Maule aufhob und es seinem blinden Herrn in den Hut legte. Selbst wenn man Brod aus dem Fenster warf, fraß das gute Thier Nichts davon, außer wenn ihm sein Herr Etwas davon gab.

Der Mensch und Christ soll auch gegen die Thiere mitleidig sein.

Auf dem Thurme der St. Markuskirche in Venedig sind sehr viele Tauben, welche durch Stiftungen ernährt werden und Schlag zwei Uhr ihr Futter bekommen. Sie sollen auf folgende Art hinaufgekommen sein. Es war dort der Gebrauch, daß am Palmsonntage vom Portale der Hauptkirche Zuckerwerk, Geldstücke und Tauben mit Papierrollen an den Füßen herabgeworfen wurden. Ein Paar dieser Tauben machte sich nach sorgfältigem Ringen frei und flüchtete sich auf den Markusthurm. Das gefiel dem Volke; die Tauben wurden jetzt für unantastbar erklärt und gehalten. Es entstanden behufs ihrer Ernährung Stiftungen. Die Franzosen zogen die Stiftungsinteressen ein und fütterten sie nicht mehr; aber sie erhielten sich doch. Später wurden sie wieder gefüttert und die Vorübergehenden werfen ihnen auch Brod und Semmel zu. Gegenwärtig wird diese Stiftung von der hungrigen Regierung Emanuels wahrscheinlich ganz eingezogen werden. Mitleid gegen die Thiere gefällt Gott.

Die Thiere beschämen den Menschen in der treuen Erfüllung der Pflicht.

Jemand wohnte in Wien und hatte seinen Hund so abgerichtet, daß er die Dose, in welcher das Geld lag, in's Maul nahm, in die gegenüber liegende Tabaktrafik ging, sich Tabak geben ließ und denselben zurück brachte. Der Tabakverschleißer kannte den Hund schon und bediente ihn, oder öffnete ihm, wenn er an der Thüre kratzte. Nun zog dieser Herr nach Prag. Seiner Wohnung gegenüber befand sich ebenfalls ein Tabaksladen mit demselben Türken auf dem Schilde, wie in Wien. Sein Herr zeigte dem Hunde den Tabaksladen, gab ihm die Dose und schickte ihn um Tabak. Der Hund ging und kam nicht wieder; sein Herr wurde ängstlich, ging auf die Straße und pfiff ihm; aber kein Hund war zu sehen. Da er das Thier sehr lieb hatte, so ließ er den Verlust bekannt machen und setzte für den Finder zehn Gulden Belohnung aus; allein vergebens. Am dritten Tage endlich kratzte Etwas an seiner Thüre, er öffnete, es war sein Hund; aber in dem erbärmlichsten Zustande. Er legte die Dose mit Tabak zu den Füßen seines Herrn und sich selbst dazu. Erst nach längerer Zeit erholte er sich wieder. Er hatte den Tabak von Wien geholt!

Thränen.

Unter die Gabe des heiligen Geistes gehört auch die Gabe der Thränen.

Die Gabe der Thränen äußert sich bei den Heiligen eben so sehr im Beweinen der eigenen Sünden, als im Schmerze bei Betrachtung des Leidens Jesu. Diese Gabe hatte der heilige Petrus, der heilige Arsenius, die heilige Rosa von Lima. Veronika von Binasko floß eben so leicht in Thränen über; sie mochte beten, beschauen, oder ihre Sünden bereuen, sogleich waren sie da. Wollte sie sich verbergen und den Strom zurückhalten, dann wurde sie krank, oder von einer Heiserkeit befallen. Wenn sie verzückt war, faßte man die Thränen in einem Gefäße auf und sie wogen mehrere Pfund; ja die Thränen blieben vor ihrer Brust stehen und floßen erst ab, wenn sie zu sich kam.

Als Maria von Dignys eines Tages die Wohlthaten der Erlösung betrachtete, wurde sie auf's Tiefste gerührt und vergoß einen Strom von Thränen, der in der Kirche die Stätte bezeichnete, wo sie gekniet hatte. Sie durfte nur ein Kreuzbild ansehen oder vom Leiden Christi reden oder singen hören, so floßen ihre Thränen. Als sie einst in der Kirche unter Schluchzen und Weinen das Leiden Christi betrachtete, ermahnte sie ein Priester, leise zu beten und die Thränen zurückzuhalten. Da ihr dieses unmöglich war, ging sie heimlich aus der Kirche, verbarg sich und bat den Herrn, dem Priester die Einsicht zu gewähren, daß es nicht in des Menschen Macht stehe, den Ungestüm der Thränen zurückzuhalten. Als der Priester die Messe las, gewährte ihr der Herr die Bitte; sein Geist wurde nämlich von einer solchen Thränenfluth übernommen, daß sie ihn beinahe erstickt hätte; je mehr er sie zu mäßigen suchte, um so mehr wurde er selbst, das Buch und die Leinwand des Altares davon übergossen.

Nach vielem Schluchzen, Vieles ungeordnet und mit Unterbrechung vorbringend, entging er mit Noth dem Schiffbruch und nun wußte er aus Erfahrung, was er in Demuth und Theilnahme nicht geglaubt. Als ihr der Priester das Erlebte erzählte, sagte sie: Nun hast du selbst erfahren, wie es dem Menschen unmöglich ist, den Geist aufzuhalten, wenn er in seinem Ungestüm wehet. Als man sie fragte, ob die vielen Thränen sie nach dem langen Fasten und Wachen nicht ganz erschöpft haben und ob ihr das Haupt nicht schmerze, erwiederte sie: Die Thränen sind meine Erquickung und meine Nahrung Tag und Nacht; sie greifen mein Haupt nicht an, sondern sättigen den Geist; verursachen nicht Schmerz, sondern erfreuen die Seele mit Heiterkeit; leeren nicht aus, sondern erfüllen, weil sie nicht mit Gewalt ausgepreßt werden, sondern freiwillig vom Herrn gegeben sind.

Ein Wunder: Steine und Erz vergießen Thränen.

Als man den ganz mit glorreichen Wunden bedeckten Leichnam des heiligen Martyrers Appianus in den Hafen von Cäsarea warf, entstand ein Sturm, der die Stadt erschütterte; und als die Hunde die blutigen Glieder der heiligen Martyrer herumschleppten, bedeckten sich beim heitersten Wetter die öffentlichen Gebäude mit reichlichen Thränen; die Erde, Steine und Metalle beweinten den den heiligen Leibern zugefügten Schimpf und gefühllose Dinge warfen den Einwohnern ihre barbarische Härte vor. Eusebius bezeugt, daß alle Bürger der Stadt und alle Bewohner der Umgegend dieses Wunder mit ihren Augen sahen und es als ein Wunder erkannten.

Tischgebet.

Das Tischgebet vor und nach dem Essen ist zu verrichten.

Die Wilden am Magdalenenstrome, einst vom seligen Pater Claver zum katholischen Glauben bekehrt, verrichten gewissenhaft ihr Tischgebet. Jedesmal, wenn sie auf Reisen anhalten, um ihr Mittagsmahl einzunehmen, spricht einer von ihnen ein Gebet und ruft die allerseligste Jungfrau und die Heiligen an. Dieß ist ein Gebrauch, den zu unterlassen sie für unrecht halten würden und der ohne Zweifel in ihrer Frömmigkeit seine Quelle hat. Wenn ihre Mahlzeit vorüber ist, sprechen sie stets, bevor sie ihre Reise wieder antreten, ein Gebet um Glück für ihre Reise.

Tod.

Der Tod in der Liebe Gottes ist ein seliger.

Der Christ muß sich im Leben in Liebesanmuthungen üben, besonders aber im Sterben; denn die Liebe Gottes ist Leben; er soll dem glimmenden Dochte gleichen, der vor dem gänzlichen Verlöschen noch einmal recht lebhaft erglühet.

Gottes Barmherzigkeit gibt dem Menschen Anzeichen seines nahen Todes.

In Schönwald war ein Mann, Namens Körnich, siebzig Jahre alt, selten krank; er dachte noch nicht an's Sterben. Der barmherzige Gott gab

ihm ein Vorzeichen seines nahen Todes, damit er Reue erwecke. Einst ging er Abends von seinem Sohne, der auch ein Haus im Orte besaß, mit einem brennenden Lichte in der Laterne in seine etwa vierhundert Schritte entfernte Wohnung. Als er nicht mehr weit von seinem Hause war, und zwar neben der Statue des heiligen Johann von Nepomuk, löschte ihm das Licht aus und es war gar nicht windig, nicht einmal luftig. Darüber wunderte er sich und es erschreckte ihn so, daß er es zu Hause gleich seinem Weibe mittheilte. Beim Auskleiden verspürte er Herzstechen; in einer Weile, bevor er noch völlig ausgekleidet war, fiel er um, und gleich darauf starb er jähen Todes. War dieß nicht eine Mahnung des barmherzigen Gottes, daß er wenigstens Reue und Leid erwecke?

Der Sünder geht vom zeitlichen Tode in den ewigen über.

Der Mensch, welcher in der Todsünde stirbt, geht mittelst des zeitlichen Todes in den ewigen Tod hinüber. Es geht ihm, wie jenem Jünglinge zu Hall im Jahre 1636, welcher in einem christlichen Schauspiele das Leben und den Tod des westgothischen Königssohnes und Martyrers Hermenegildis vorstellte. Der Jüngling hatte die übernommene Rolle zu allgemeiner Erbauung und Rührung vortrefflich durchgeführt, auch den Todesstreich bereits sehr täuschend überstanden und es handelte sich nur noch um die Scene, welche das Spiel mit einem feierlichen Leichenzuge beschließen sollte, als der dargestellte Tod des Jüngling in den wirklichen überging. Denn der Jüngling, der sich schon auf der geschmückten Bahre zurecht gelegt hatte, um mit großem Prunke über die Bühne getragen zu werden, fühlte sich plötzlich von heftigen Schmerzen befallen, ward in dem Sarge nach Hause gebracht und starb darin noch an demselben Abend; sein Abgang von der Bühne war zugleich sein Abgang aus dem Leben. So wird der Tod des Todsünders in den ewigen Tod übergehen.

Tod in der unschuldigen Kindheit eine weise Fügung Gottes.

Gott läßt die Menschen gewöhnlich im höheren Alter sterben, mitunter aber auch in der Kindheit und in früher Jugend, und es sagt die Schrift, Gott eile gewissermaßen mit manchen Kindern, sie aus diesem Leben abzurufen, damit nicht etwa ein längeres Leben sie verführe, verderbe und ewig unglücklich mache. Er läßt sie also sterben in der Unschuld der Kindheit, wo sie ohne Sünde und für den Himmel am reinsten sind. Er macht es, wie die Geflügelhändler. Diese mästen das Geflügel zum Verkauf. Hat nun die Mast acht bis zehn Tage gedauert, so kennen sie die Zeichen, wo es Zeit ist, es zu schlachten. Wollten sie auch nur vierundzwanzig Stunden länger mäßten, so würde das Thier nicht nur nicht fetter werden, sondern von da an alles Fett verlieren, wo er dann die Mastung von Neuem beginnen müßte, ohne je wieder der ersten gleich zu kommen.

Der öftere Gedanke an den Tod ist sehr heilsam.

Ein gewisser Jüngling, von reicher und edler Herkunft, hatte Alles verlassen und sich in die Einsamkeit des Klosters zurückgezogen. Der Vater, über

den Entschluß seines Sohnes erzürnt, begab sich zu ihm. Er schmeichelt, er verspricht, er drohet; mit Einem Wort, er that sein Möglichstes, um den Sohn von seinem Vorhaben abzubringen. Vater, sagte dieser, ich werde diesen Ort verlassen und mit dir zurückkehren, jedoch unter der Bedingung, daß du eine schlechte Sitte aufhebest, welche in unseren Gegenden herrscht. — Ich verspreche es dir, antwortete der Vater, sage mir, welche Sitte? — Daß die Jungen ebenso wie die Alten sterben, entgegnete der Jüngling. Der Vater, welcher eine solche Antwort nicht erwartet hatte, ging in sich und ließ seinen Sohn im Kloster. O dächten wir öfter an den Tod, wir würden manches Böse nicht thun!

Unterschied zwischen dem Tode eines Sünders und eines Gerechten.

Eines Tages wohnte ein Pfarrer dem Tode eines reichen Mannes bei, der im Ueberfluß gelebt und bei dessen Tode die Dienerschaft, die Verwandten und Freunde desselben zugegen waren. Der Pfarrer sah indeß, wie die Teufel in Gestalt von Hunden bereit standen, um seine Seele in Empfang zu nehmen, wie denn das auch wirklich geschah, denn er starb in der Todsünde. Während dieser Zeit ließ eine arme Frau, welche dem Tode nahe war und die heiligen Sakramente zu empfangen wünschte, den Pfarrer holen. Als derselbe in's Zimmer der armen Frau eintrat, da fand er keine Dienerschaft, keine Gesellschaft, keine prächtigen Geräthe, denn die Kranke war arm und lag nur auf ein wenig Stroh. Aber ganz andere Dinge gab es da zu sehen. Der Priester erblickte nämlich in der ärmlichen Kammer einen hellen Glanz und sah nahe beim Bette der Kranken die Mutter Gottes, welche sie tröstete und ihr mit ihrem Tuche den Todesschweiß abtrocknete. Als der Priester Maria im Zimmer erblickte, da wagte er es nicht, einzutreten, aber die allerseligste Jungfrau gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, er solle nur kommen. Nachdem er eingetreten war, reichte Maria ihm einen Stuhl, damit er sich setze und die Beichte ihrer Dienerin anhöre, worauf dieselbe mit großer Andacht kommunizirte und in den Armen Mariä ihren Geist aufgab.

Glückselig sind die Marienverehrer im Tode.

Der Kanonikus Arnold, der in Reisberg lebte, war ein großer Verehrer Mariä. Als derselbe nun dem Tode nahe war, empfing er die heiligen Sakramente, und nachdem er die Ordensbrüder an seinem Bette versammelt hatte, bat er sie, ihn in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht zu verlassen. Kaum hatte er das gesagt, so fing er in ihrer Gegenwart an, am ganzen Leibe zu zittern; kalter Schweiß bedeckte ihn, er verdrehte die Augen und rief mit zitternder Stimme aus: Sehet ihr nicht die Teufel, die mich in die Hölle hinabziehen wollen? O meine Brüder, bittet Maria für mich, denn auf sie setze ich all' meine Hoffnung, durch sie allein werde ich siegen. Da beteten Jene den Rosenkranz, und jedesmal, da sie an die Worte kamen: Heilige Maria, bitte für ihn, rief der Sterbende aus: Wiederholt, wiederholt den Namen Maria; denn ach, ich stehe schon vor dem Richterstuhle Gottes! Darauf blieb er einen

Augenblick still und alsdann hörte man ihn sagen: Es ist wahr, ich habe das gethan, aber ich habe auch Buße dafür gethan; hierauf zur allerseligsten Jungfrau gewendet, rief er aus: O Maria, wenn du mir beistehst, so werde ich gewiß befreit werden! Nun versuchten ihn die Teufel von Neuem, aber er vertheidigte sich wieder mit seinem Kruzifix und mit dem Namen Maria. In diesem fortwährenden Kampfe brachte er die ganze Nacht zu; als es aber Tag ward, rief er freudig mit großer Ruhe folgende Worte aus: Meine Königin, meine Zuflucht, Maria hat mir Verzeihung für meine Sünden und die ewige Seligkeit erlangt. Nun schien es, als ob er die allerseligste Jungfrau, die ihn einlud, ihr zu folgen, anblickte; ich komme, meine Königin, ich komme, antwortete er und bemühte sich, aufzustehen; da er ihr aber mit dem Leibe nicht folgen konnte, so folgte ihr seine Seele, indem er sanft hinüberschlummerte in das Reich der ewigen Seligkeit.

Auf den Tod soll man sich vorbereiten und alles Unrecht gut machen.

Als Ludwig der Heilige sich zu den Kreuzzügen rüstete, bereitete er sich dazu vor, wie zum Tode, ließ öffentlich bekannt machen, ob er Jemand Unrecht gethan habe, er wolle es jetzt wieder gut machen; aber man findet nicht, daß sich Jemand gemeldet habe; die Regierung übergab er seiner Mutter.

Den Tod der Frommen begleiten tröstliche Umstände.

Als der heilige Franz von Sales im Sterben lag, verlor er die Sprache und man sah kein anderes Lebenszeichen mehr an ihm, als daß er Lippen und Augen bewegte und die letzteren von Zeit zu Zeit zum Himmel erhob. Da man erachtete, er werde nicht lange mehr leben, knieten sich Alle nieder, die Gebete der Sterbenden zu beten, und als man an jene Worte der Litanei von allen Heiligen gekommen war: Alle heiligen unschuldigen Kinder, bittet für ihn! erhob er zum letzten Male die Augen zum Himmel, und übergab Gott seine Seele, die in der Unschuld der Kinder gelebt hatte. Sein Tod ereignete sich am 28. Dezember 1621, am Feste der unschuldigen Kinder, deren Reinheit er nachgeahmt hatte.

Man soll sich immer selbst an seinen Tod erinnern.

Der heilige Bischof Johannes der Almosengeber hörte, daß nach der Krönung des Kaisers Niemand von den Senatoren oder den Offizieren des Heeres einen alten Denkspruch vorbringen darf, ehe die Todtengräber, vier oder fünf kleine Marmorsteine in den Händen haltend, zu ihm eintreten und fragen: Herr! aus welchem Stein will Euere Majestät, daß man Ihr Grabmal mache? Dadurch gaben sie ihm zu verstehen: Sorge, als ein verweslicher und vergänglicher Mensch, zuerst für deine Seele, und dann ordne fromm auch dein Reich. Diesen lobwürdigen Gebrauch ahmte der Heilige nach. Er befahl, ihm ein Grabmal zu machen an dem Orte, wo seine Vorfahren lagen, es aber unvollendet zu lassen bis zu seinem Tode. An hohen Festen, wenn die Geistlichkeit

versammelt war, mußten die Baumeister eintreten und zu ihm sagen: Herr! Dein Grabmal ist noch nicht vollendet! befiehl also, daß es vollendet werde; denn Du weißt nicht, zu welcher Stunde der Dieb kommt! Das that er, um sich stets an seinen Tod zu erinnern und seinen Nachfolgern ein gutes Beispiel zu geben.

Ein Bruder erbietet sich, den Tod für seinen Bruder zu leiden.

Zwei Brüder, Herzoge von Polignac, Franz und Julius, waren Anhänger der Bourbons, kamen aus England herüber und wurden von Napoleon verhaftet. Franz wurde zum Tode verurtheilt; weil er aber Frau und Kinder hatte, so erbot sich sein jüngerer Bruder, für ihn zu sterben. Josephine, die Kaiserin, verwandelte durch ihre Fürbitte die Todesstrafe in Gefängniß, aus dem er nach einigen Jahren entkam.

Der Gerechte hat den Tod nicht zu fürchten.

Einst starb ein Altvater, die Brüder umgaben sein Bett, um ihm beizustehen und weinten. Er aber schlug seine Augen auf und lachte; er öffnete sie zum zweiten Male und lachte; und ebenso that er auch zum dritten Male. Da fragten ihn die Brüder: Sage uns, Vater! wie kommt es, daß, während wir weinen, du selber lachest? Da antwortete der Altvater: Zum Ersten habe ich gelacht, weil ihr Alle den Tod fürchtet; zum Zweiten, weil ihr nicht bereit seid; zum Dritten endlich, weil ich von der Arbeit hingehe zur Ruhe.

Ein widernatürlicher Tod ist kein Zeichen der Verdammniß.

Etwa vierzig Meilen von der Stadt Aegä in Cilicien war ein Säulensteher, Namens Simeon, welchen ein Blitzstrahl tödtete. Da sagte ein säulenstehender Priester, Namens Julianus, gegen seinen Brauch zu einer ungewöhnlichen Zeit zu seinen Jüngern: Leget Räucherwerk in das Rauchfaß. Auf die Frage der Schüler, warum er dieses befehle, antwortete er: Weil soeben mein Bruder Simeon vom Blitze getroffen gestorben ist und seine Seele mit Freude und Jubel scheidet. Es standen aber Beide etwa vierundzwanzig Meilen weit von einander entfernt.

Das Anschauen der Todten ist nützlich für die Seele.

Als die Kaiserin Isabella 1539 in der schönsten Blüthe ihrer Jahre gestorben war, erhielt der Herzog Franz von Borgia den Auftrag, den Leichnam nach Granada zu begleiten, wo er in der kaiserlichen Gruft beigesetzt werden sollte. Als vor der Beerdigung der Sarg geöffnet wurde, damit er die Echtheit des Leichnams beschwören konnte, erschütterte der jämmerliche Anblick der entstellten Kaiserin alle Gegenwärtigen und die Leiche verbreitete einen verpesteten Geruch, daß Alle flohen. Franz betrachtete ihn mit starren Blicken. Wo sind, sprach er bei sich, jene glänzenden Augen, die purpurnen Lippen und die blühenden Wangen, die wir vor wenigen Tagen noch bewunderten? Was ist aus

der Schönheit geworden, welcher alle Sterblichen huldigten? O Eitelkeit! Isabella! Krone und Szepter haben dich geschmückt, auf den Knieen wurdest du bedient, ein Wink von dir setzte Tausende in Bewegung, alle nur erdenklichen Ehren genoßest du, alle Reichthümer hattest du, und dieß ist dein Ende? Armseligkeit des menschlichen Lebens! Ganz ergriffen vom Schrecken des Todes und mit einem nimmer erlöschenden Eindruck verließ er den Hof und nach dem Tode seiner Gemahlin die Welt und trat in die Gesellschaft Jesu, wo er heilig lebte.

Der Tod des Gerechten ist eine Reise in das Vaterland.

Der Missionär Emanuel de Nobrega starb, von einem Leben unaufhörlicher Anstrengung aufgerieben. Am Tage vor seinem Tode ging er umher und nahm von allen seinen Freunden Abschied, als ob er eine weite Reise zu unternehmen im Begriffe stünde. Man fragte ihn, wohin er gehen wolle, und seine Antwort war: Heim in mein Vaterland! Kein Leben könnte thätiger, frömmer oder nützlicher angewendet sein. Am andern Tage starb er.

Ein Todter kömmt wieder und bestätigt die Wahrheit der katholischen Religion.

Nach Cardinal Baronius lebten gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts zwei gelehrte Freunde, Michael Mercato und Marsilio Ficini, in innigster Freundschaft und studirten gemeinschaftlich Philosophie. Besonders interessirte sie die Ewigkeit und die Zustände jenseits, wie sie die katholische Religion lehrt. Sie verabredeten es mitsammen, daß Der, welcher zuerst sterbe, dem Ueberlebenden Nachricht vom Jenseits bringen solle, wenn es Gott zulasse. Bald trennten sie sich in Folge ihrer Berufsverhältnisse; Marsilio kam als Domherr nach Florenz. Eines Morgens früh zeitlich hörte Mercato einen Reiter durch die Straße galoppiren und bei seinem Hause halten; er sah zum Fenster hinaus und erblickte Marsilio auf einem weißen Pferde, der zu ihm hinauf rief: O Michael, Michael, wahr ist Alles, Alles ist wahr! Und schnell verschwand er mit seinem Pferde. Nach einigen Tagen erfuhr er, daß sein Freund Marsilio zu eben dieser Stunde gestorben sei. Mercato war sonst ein frommer Mann und wurde es jetzt sammt seiner Familie nur noch mehr.

Man soll beim Stundenschlag an den Tod denken und ein Vaterunser beten.

Die selige Ludovica Albertini, eine heilige Wittwe in Rom, hatte sich gewöhnt, so oft sie die Stunde schlagen hörte, an den Tod zu denken und ein andächtiges Vaterunser und Ave Maria zu beten, wobei sie besonders mit inniger Andacht wiederholte: Jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Amen; wobei sie meinte, daß dann Maria ihre beste Helferin sein werde. So war sie unter Ausübung aller Tugenden sechzig Jahre alt geworden, als die Stunde ihres Absterbens kam, an die sie wirklich von Jugend auf jede Stunde ihres Lebens dachte. Als der Augenblick ihres Scheidens nahte, rief sie öfters: Barm-

herzigkeit, o Jesus, Barmherzigkeit! und setzte bei: Errette mich, o allerseligste Jungfrau, barmherzigste Mutter, von den Nachstellungen des Feindes, jetzt und in der Stunde meines Absterbens. Amen! küßte das Cruzifix und gab ihren Geist auf.

Man soll oft an den Tod denken.

Die ehrwürdige Klosterfrau, Marianna von Jesu, wollte der Welt absterben und ganz Gott leben. Mitten in ihre Zelle setzte sie eine Todtenbahre und legte darein ein hölzernes Todtengerippe, um sich immer an den Tod zu erinnern. Oft, wenn sie dabei ihre Betrachtungen anstellte, rief sie aus: Gott sei dir gnädig, Marianna! Welches von beiden wird dir zu Theil werden, ewiger Tod oder ewiges Leben? Wie sehr sie mit dem Gedanken des Todes vertraut war, um ihre Seele zu retten, hier nur ein Beispiel: Als sie einmal in der Kirche ganz in Gott versenkt betete, trat ein Mann an ihre Seite und forderte von ihr mit unanständiger Vermessenheit, sie solle ihm ihr Gesicht zeigen, denn er wolle ihr Liebhaber werden. Marianna gab keine Antwort; als er aber nicht nachließ, hob sie ein wenig den Schleier empor und sprach zu ihm: Was verlangen Sie von mir? Ich will das Sterben lernen; thun Sie es auch, mein Herr! wenn Sie Ihre Seele in den Himmel bringen wollen! Schrecken und Entsetzen ergriff den Unverschämten und eilig entfernte er sich, als verfolge ihn ein fürchterliches Schattenbild.

Den sterbenden Gerechten begleiten die Engel in den Himmel.

Der heilige Pachomius wurde einst in ein Kloster zu einem sterbenden Bruder gerufen, der den letzten Segen von ihm empfangen wollte. Er machte sich sogleich mit den Boten auf den Weg. Als er eilfertig fortschritt, hörte er in der Luft liebliche Töne, und als er hinauf sah, erblickte er die Seele jenes Bruders, die von den Engeln unter Lobgesang zum ewig seligen Leben gebracht wurde. Die Begleiter des Pachomius, die weder die Stimme hörten, noch Etwas sahen, sondern nur bemerkten, daß er lange gegen Aufgang hinschaute, sprachen zu ihm: Vater, warum bleibst du stehen? Eile, damit wir zu dem Kranken kommen! Jener erwiederte: Unser Eilen ist vergeblich; das ist es eben, was ich so lange betrachte, wie der Bruder zur ewigen Freude eingeführt wird. Als sie ihn baten, ihnen umständlich zu erzählen, wie er denn die Seele gesehen habe, erzählte er ihnen, so viel sie fassen konnten, von dem, was er geschaut. Einige von ihnen liefen nun sogleich zu dem gedachten Kloster und fragten genau nach, zu welcher Stunde der Bruder entschlafen sei und fanden Alles so, wie es der heilige Mann gesagt hatte.

Vor dem Tode soll man sich versöhnen.

Ein nahe wohnender Einsiedler kam alle Sonntage in's Kloster und empfing die heilige Kommunion. Einst aber nahm er ein Aergerniß, fand sich beleidigt und blieb über fünf Wochen aus, ohne nach seiner Gewohnheit in's

Kloster zu kommen; daher betrübten sich die Brüder gar sehr. Nachher kam der Einsiedler an einem Sonntage wieder und so wie ihn die Brüder sahen, hatten sie große Freude und baten ihn um Verzeihung, welche er auch von ihnen begehrte, so daß ihre Liebe erneuert wurde. Nachdem aber der Einsiedler den Leib unseres Herrn Jesu empfangen hatte, legte er sich mitten in der Kirche nieder und starb augenblicklich, ohne zuvor im mindesten krank gewesen zu sein. Da erkannten die Väter des Klosters, daß der Einsiedler den Tag seines Todes vorhergewußt habe und deßwegen gekommen sei, um bei seinem Hinscheiden gegen Niemanden Etwas zu haben und mit Allen ausgesöhnt zu sterben.

Wir sollen oft an den Tod denken.

Die heilige Franziska von Rom ließ sich aus einem Todtenkopfe ein Trinkgeschirr machen und so oft sie daraus trank, rannen ihr die hellen Thränen aus den Augen; denn sie fürchtete den Tod, dessen Stunde ungewiß ist.

Im Tode fechten die Teufel heftig an.

Kardinal Bellarminus erzählt, daß ein gelehrter Mann, von gutem Wandel, nach dem Tode einem vertrauten Freunde erschien und demselben seinen unglückseligen Stand in der Ewigkeit mitgetheilt habe; denn in seiner letzten Sterbestunde habe der böse Feind mit ihm disputirt und es durch seine arglistigen Beweise dahin gebracht, daß er beistimmte; in demselben Augenblicke sei seine Seele abgerufen worden und daher sei er verworfen worden. (Bellarminus, de arte. Lib. 2. c. 69.)

Dem heiligen Augustin schrieb ein heiliger Mann, er habe mit Einem geredet, den der heilige Hieronymus vom Tode erweckte, und habe ihn gefragt, ob er in seinen letzten Zügen auch den bösen Feind gesehen habe? Derselbe gab zur Antwort, daß der bösen Geister eine solche Menge gewesen, wie der Sand am Meere. Ja die heiligen Väter sind der Meinung, und Beda Venerabilis schreibt, daß der Satan auf dem Kreuze Jesu gesessen und auf seine Seele gelauert, weil er noch nicht gewußt, daß er Gottes Sohn sei. Sie schließen es aus der ersten Versuchung Jesu, wozu der Evangelist bemerkt, der Teufel habe Ihn auf eine Zeit verlassen.

Wer ohne Reue und Beichte stirbt, ist ewig verloren.

Ein Soldat war in allen Schlachten und schwierigen Begebenheiten immer voraus, und rühmte sich, er habe sein Leben lang Nichts gefürchtet. Er wurde schwer krank. Man ermahnte ihn, reumüthig zu beichten, da er nicht mehr aufkommen werde. Was? sagte er, ich habe nie in einer Krankheit gebeichtet, und jetzt wollt ihr mich dazu bereden, daß ihr mich als einen Feigling ausschreien könntet! Ich fürchte weder Tod, noch Teufel. Als er nun in den letzten Zügen lag, erschienen die bösen Geister; so sehr er sich ihnen widersetzte, nahmen sie dennoch seine Seele unter Jubel mit sich in die Hölle. (Prato fiorito. c. 99. p. 2.)

Heilige wünschten um Christi willen den Tod zu leiden.

Der heilige Dominikus schwebte unter den Albigenserketzern in beständiger Gefahr; sein Leben war jeden Augenblick bedroht. Er aber erschien stets ruhig, freundlich und eifrig in seinem Bekehrungswerke. Eines Tages fragten ihn die Ketzer: Was hättest du gethan, wenn man sich deiner bemächtigt hätte? Er antwortete: Ich hätte euch gebeten, mir nicht mit Einem Streiche das Leben zu nehmen, sondern meinen Körper zu verstümmeln und mich an allen meinen Gliedern leiden zu lassen. Aber, setzte er hinzu, ich bin dieses Martertodes nicht würdig. Noch habe ich mich nicht genug verdient gemacht, um einen solchen Tod zu erleiden.

Welchen Menschen müssen die heiligen Sakramente selbst im Tode verweigert werden?

Franz N., ein Siebenziger, Hauseigenthümer und Armenvater von Döbling bei Wien, erkrankte gleichfalls am Sterbebette seiner Gattin. Es wurde sofort ein Arzt gerufen, welcher, den Zustand des Kranken erkennend, ihm den Empfang der heiligen Sakramente empfahl. Die Hausleute holten den Priester, doch konnte dieser den alten Mann nicht zur Beichte bewegen, im Gegentheile geberdete sich derselbe höchst unwillig über die Zumuthung, ihn mit Gott zu versöhnen; er insultirte den Priester und äußerte sich in gotteslästerischer Weise über das allerheiligste Altarssakrament. Später kam der Herr Pfarrer selbst, aber auch diesem gegenüber verweigerte der an der Todesschwelle stehende Patient die Beichte, indem er dem würdigen Priester gegenüber sich in unwürdiger Weise benahm, so daß der Pfarrer, mit tiefem Schmerz im Herzen, unverrichteter Sache von dannen ziehen mußte. Tags darauf hauchte der Kranke seine Seele aus, und, wie es nicht anders zu erwarten stand, wurde von Seite des hochwürdigsten Konsistoriums anbefohlen, daß die Leiche weder kirchlich eingesegnet werden, noch ein Leichenbegängniß bekommen und daß er auch nicht im eigenen Grabe im Ortsfriedhofe zur Ruhe bestattet werden dürfe. Der Leichnam wurde in aller Stille und ohne irgend welche Zeremonie in einem Winkel des Döblinger Friedhofs begraben. Der Leichenbestattung selbst wohnten im Ganzen nur drei Personen bei. Solchen Ungläubigen und Lästerern gebühren keine Sakramente und kein kirchliches Begräbniß.

Ein Leben in Sünden endet gewöhnlich mit einem Tode in Sünden.

Der Räuberhäuptling Udmanic wurde am 27. Februar 1867 im Dorfe Potok bei Ludnia erschossen. Eine Gensdarmeriepatrouille von fünf Mann hatte dem Räuber nachgespürt und brachte in Erfahrung, daß er sich in einem Hause des genannten Dorfes aufhalte, fand ihn auch richtig, nachdem sie das Haus in den Nachmittagsstunden beschlichen, im Hause hinter dem Tische sitzen. Die Gensdarmen umzingelten darauf das Haus und zündeten es an. Udmanic, die Gefahr erkennend, wollte wenigstens sein Leben theuer verkaufen; er eröffnete

mit seinen Schießwaffen ein verzweifeltes Feuer gegen seine Verfolger, streckte den Patrouilleführer todt nieder und verwundete schwer, und zwar in den linken Arm, den andern Gensdarm. Dieser raffte seine letzte Kraft zusammen, zielte und traf den Räuber in's Genick. Udmanic fiel und hauchte sogleich seinen Geist aus in den Armen seiner Geliebten, der Bäuerin J. S.

Der ernste Gedanke an den Tod ist sehr heilsam.

Schon die Schrift sagt: Gedenke an den Tod und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen. Es war im Anfang der dreißiger Jahre. Da wanderten bei der Taborlinie in Wien zwei arme junge Bursche barfuß herein, jeder ein kleines Ränzlein auf dem Rücken und einen hungrigen Magen im Leibe. Sie lenkten voll Hoffnung ihre Schritte nach der Kaiserstadt, in der sie ihr Glück machen wollten. Die beiden Wanderer waren Brüder aus der Gegend von Altenburg im Viertel Untermannhartsberg, welche nach dem Tode ihrer Aeltern die Heimath verließen, um in der Fremde ihr Brod zu suchen. Der Jüngere, Georg, mochte fünfzehn Jahre, der Andere, Joseph, fünfundzwanzig Jahre zählen. Unter den größten Entbehrungen brachten sie die ersten Tage in Wien zu, bis es dem Joseph endlich gelang, in einer Webfabrik in Schottenfeld eine kleine Bedienstung zu erhalten. Mit wahrer, rührender Aufopferung unterstützte er von seinem kärglichen Verdienste seinen Bruder, der kein Handwerk gelernt hatte, bis es auch diesem gelang, eine Aufwärterstelle bei einer Herrschaft zu erlangen. Jahre vergingen. Joseph arbeitete rüstig fort, und heirathete endlich ein gleichfalls armes, aber braves und tugendhaftes Mädchen. Die erste Zeit nach seiner Vermählung verlebte er in glücklicher Zufriedenheit an der Seite seiner Familie; seine Frau hatte ihm ein Knäblein und ein Mädchen geboren. Der Jüngere war unterdessen zu einem reichen Grafen als Bedienter gekommen und konnte sich, da er der Vertraute seines Herrn war, manchen Thaler bei Seite legen. Als aber mit den Jahren die Familie des Fabrikarbeiters immer größer wurde, ohne daß sein Verdienst verhältnißmäßig zugenommen hätte, da grinste die Noth zum kleinen Dachfensterchen seiner Wohnung herein und die armen Kinder hatten kaum Brod. Der unglückliche Familienvater wagte es nicht, Jemanden seine trostlose Lage anzuvertrauen und trug mannhaft und mit Gottvertrauen sein schweres Schicksal. Doch es sollte noch ärger kommen! Der amerikanische Bürgerkrieg brach aus und veranlaßte eine derartige Geschäftsstockung in der ganzen Handelswelt, daß viele Häuser ihre Arbeit einstellen mußten. Auch die Fabrik, in welcher Joseph bedienstet war, wurde gesperrt und er dadurch brodlos. Mit Thränen in den Augen verließen die Arbeiter die Stätte ihres Fleißes und hinterbrachten die traurige Kunde ihren Angehörigen. Joseph vermochte es nicht mehr, seine vor Hunger abgezehrten Kinder darben zu sehen und er entschloß sich, Hilfe bei seinem glücklichen Bruder zu suchen. Dieser war unterdessen ein reicher Mann geworden. Der Graf war nämlich vor Kurzem gestorben und hatte seinem vertrauten Diener dreißigtausend Gulden hinterlassen, und wie schon öfters das Glück Manchen verfolgt, hatte Georg auch noch in der großen Lotterie den Haupttreffer mit

zweimalhunderttausend Gulden gemacht. Zu diesem richtete der arme Familienvater seine Schritte. Er war schon lange nicht bei ihm gewesen; Reichthum und Armuth lassen eben keine besondere Vertrautheit unter einander aufkommen. Mit den schönsten Hoffnungen betrat er die Wohnung seines Bruders Georg. Allein der reiche Bruder kannte seinen armen Bruder nicht mehr und wies ihm hartherzig die Thüre. Vergebens waren die verzweifelten Bitten und Vorstellungen des Unglücklichen, das Herz des reichen Geizhalses blieb kalt und hart wie Erz. Gramgebeugt und hoffnungslos verließ er ihn. Auch alle späteren Versuche, ihn zu erweichen, blieben fruchtlos, der Arme fand keine Hilfe. Am Aschermittwoch 1866 hatte Georg die Paulanerkirche auf der Wieden besucht. Die heilige Ceremonie des Einäscherns hatte eben begonnen, da trat auch er hin vor den ehrwürdigen Priester, warf sich auf die Kniee, und ließ sich seine Stirne mit Asche bekreuzen. Die bedeutungsvollen Worte des Priesters: Gedenke, o Mensch, daß du Staub und Asche bist, machten einen ergreifenden Eindruck auf sein vom Mammon versteinertes Herz. Er wollte eben aufstehen, da kniete sich an seine Seite ein äußerst dürftig aber reinlich gekleideter Mann nieder, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß Noth und Elend vor der Zeit seine Haare gebleicht. Er blickte ihn näher an, und erkannte in der gebeugten Jammergestalt — seinen unglücklichen Bruder, von dem er schon seit Jahren Nichts gehört. Da schmolz die harte Eisrinde seines Herzens, ein unaussprechliches eigenthümliches Gefühl bemächtigte sich seiner und die eben vernommenen Worte: „Und daß du wieder zu Staub und Asche werden wirst,“ berührten wie die Posaune des jüngsten Gerichtes sein Ohr. Es stiegen früher nie gekannte Gedanken in ihm auf über die Vergänglichkeit alles Irdischen und seine Seele wurde weich wie Wachs. Jetzt verließ der Aeltere das Gotteshaus. Eine unsichtbare Macht trieb auch Georg hinaus und er verfolgte seinen armen Bruder bis zu seiner Wohnung. Tags darauf klopften zwei Herren an der Thüre des armen Fabrikarbeiters an. Es waren Georg und ein Notar. Eingetreten warf sich Georg seinem tiefgekränkten, verlassenen Bruder reuig in die Arme und erklärte, er habe ihn gestern in der Kirche belauscht und sei durch die Worte des Priesters zur Erkenntniß gekommen. Er wolle nun das Geschehene gut machen und trete ihm die Hälfte seines Vermögens ab. Zu diesem Zwecke habe er diesen Herrn mitgebracht, — er deutete dabei auf den Notar — der nun die darauf bezügliche Urkunde rechtskräftig ausfertigen sollte. Und so geschah es. Der alleinstehende kinderlose Georg hatte durch einen einzigen Federzug eine aus acht Köpfen bestehende Familie glücklich gemacht. Die beiden Brüder haben nun selbst eine Fabrik, und wohl in keiner andern erfreuen sich die Arbeiter einer so humanen Behandlung, wie dort. Joseph, der dem Unternehmen vorsteht, sorgt für dieselben wie ein Vater für seine Kinder, eifert sie zu allem Guten an, und am Aschermittwoch haben dieselben einen Feiertag, sie müssen zur Einäscherung gehen; denn er vergißt nie, daß er ja seinem vorjährigen Kirchenbesuch an diesem Tage sein Glück zu verdanken habe. In Georg verehren die Armen, denen er reichliches Almosen spendet, ihren Vater, und sein ganzes Thun und Lassen zeigt, daß er nie den Spruch vergißt:

Gedenke, o Mensch, daß du Staub und Asche bist und daß du wieder zu Staub und Asche werden wirst. (Gemeindezeitung vom 7. März 1867.)

Der Tod in Sünden ist gefährlich, also zuvor mit Gott versöhnt.

Ein Offizier, der wegen seiner Tapferkeit und Todesverachtung bekannt war, wurde in einer belagerten Festung beordert, eine vom Feinde in die Mauer geschossene Bresche um jeden Preis zu vertheidigen. Dieser Befehl kam einem Todesurtheile so ziemlich gleich. Allein unweigerlich vollzog ihn der Offizier. Als er bei der Bresche mit seiner Mannschaft ankam, bot sich ihm ein schauerlicher Anblick dar. Ganze Haufen getödteter, grauenhaft von Kanonenkugeln verstümmelter, zerrissener und zerfetzter Soldaten lagen hinter der Bresche und Tod und Verderben wütheten rings umher. Zum ersten Male in seinem Leben überrieselte es den tapferen Offizier kalt und eisig, angesichts dieser Schrecknisse des Todes, an diesem Orte, wo auch er sterben sollte. Allein nicht der Tod, dem er schon oft in blutiger Schlacht in's Auge geschaut, machte ihn beben, sondern der Gedanke an die Ewigkeit. Er erinnerte sich einer schweren Sünde, die er noch auf dem Gewissen, die er noch nicht gebeichtet hatte. Und mit dieser Sünde, im Stande des göttlichen Mißfallens, wollte er nicht hintreten vor Gottes Gericht; und darum verließ er die Bresche, obgleich er wußte, daß er für diesen Ungehorsam im Dienste vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt werden würde. Er stellte sich seinen Vorgesetzten, die ihm den Befehl ertheilt, die Bresche zu vertheidigen, von freien Stücken, und meldete ihnen, daß er, der dringendsten Ursache wegen, vorläufig ihren Befehl nicht ausführen könne. Er sei jedoch bereit, jeden Augenblick zu sterben, wenn er vorher gebeichtet haben werde: er wolle lieber das zeitliche, als das ewige Leben verlieren und lieber für feig gehalten, als ewig verdammt werden. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn nach dem strengen Kriegsrechte sogleich zum Tode, erlaubte ihm aber, vorher die heiligen Sakramente zu empfangen. Nachdem dieses geschehen, ließ sich der Offizier bei seinen Vorgesetzten wieder melden und erklärte: Nun bin ich bereit zu sterben und bitte nur noch um die Gnade: befehlen Sie mich jetzt an die Bresche, dort will ich, den Degen in der Faust, als tapferer Soldat fallen und durch meinen Tod die Scharte auswetzen, die mein Name durch das Verlassen jenes Postens erlitten haben könnte; nicht als Soldat bin ich vor dem Tode zurückgebebt, sondern als Christ; nun aber, nachdem ich mit meinen Gott mich ausgesöhnt, stirbt der Christ ruhig mit dem Soldaten! Man gewährte seine Bitte. Und der Offizier focht sodann wie ein Löwe an der Bresche, bis eine Kugel sein Herz durchbohrte. So starb er in Gehorsam gegen Gott und gegen seine Vorgesetzten, als Soldat und als Christ!

Wie denken die Weltmenschen im Tode?

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, der mit der Schweiz blutige Kriege geführt, hatte in seinem ganzen Kriegsheere keinen kühneren Soldaten, als einen gewissen Wilhelm. Dieser Wilhelm hatte sich von seiner frühesten

Jugend an im Waffenhandwerke geübt, Gefahren aufgesucht, sich abgehärtet, freiwillig an blutigen Schlachten Antheil genommen, und oft dem Tode kaltblütig in's Angesicht geschaut. Wegen seines Muthes und seiner Tapferkeit wurde er an den Hof gezogen, mit militärischen Aemtern bekleidet, dekorirt und mit Glücksgütern überhäuft. Endlich kam es mit ihm zum Sterben. Als man ihm andeutete, daß der Tod vor der Thüre sei, riß er weit die Augen auf, versank in düsteres Nachdenken und rief nach langem Hinbrüten wehmüthig aus: So muß ich denn verlassen meinen Stand, mein Amt, den Hof, meinen Herrn den Herzog, dem ich so treu gedient? Und wo muß ich denn hin? Muß ich mich an einen fremden Hof begeben, bei dem ich mir nie ein Verdienst erworben? Muß ich einem neuen Herrn und Fürsten dienen, um dessen Gunst und Gnade ich mich nie bewarb? Wie! Kann der Herzog von Burgund mir jetzt nicht helfen? Ihm zu lieb hab' ich doch siebenzig Jahre lang so viel Schweiß und Blut vergossen, so vielen Gefahren getrotzt, so oft mein Leben auf's Spiel gesetzt, so viele Mühsale und Strapazen ausgestanden! Und ach! dem Herrn der Heerschaaren, dem König der Könige, vor dem ich jetzt erscheinen muß, dem hab' ich nicht gedient, nicht Ein Jahr, nicht Einen Monat, nicht Einen Tag, nicht Eine Stunde! Auf Ihn, den Höchsten, waren meine Gedanken und Bestrebungen nicht gerichtet! Ach, gebt mir zurück meine verlornen Jahre! So starb er hin! Und auf seinen Grabstein ließ er die Worte setzen: Hier liegt jener Wilhelm, der, so lange er gelebt, unermüdet, aber nur einem irdischen Herrn, bei Hof, gedient und darum sich Nichts verdient hat, und der aus dieser Welt ausgetreten ist, ohne zu wissen, warum er in dieselbe eingetreten war. Eine traurige Grabschrift! Sorget dafür, daß ihr sie nicht auch verdient!

Die den ewigen Tod nicht fürchten, sind Narren.

Während der Belagerung Wiens, 1683, ist ein Narr, den sein flüchtiger Aufseher zu Hause zurückgelassen, ohne Scheu auf die Bastei hinausgegangen und hat immer geschrieen: Narren, Narren, was soll das Schießen draußen? ihr verderbet die Mauern! Obgleich die Kugeln rechts und links und ober ihm hinpfiffen, er fürchtete keine, ihn traf auch keine. Dieser Mann fürchtete den körperlichen Tod nicht, weil er ein Narr war; aber die den ewigen Tod in der Hölle nicht fürchten, sind größere Narren.

Warum müssen die Frommen vor ihrem Tode so viel leiden?

Tauler, ein gottseliger und gelehrter Doktor aus dem Orden des heiligen Dominikus, ward vom Schlagfluß getroffen und gab nach zwanzigtägigen, sehr schmerzlichen Leiden den Geist auf. Nicht lange nach seinem Tode erschien er einem frommen Manne, der die Ursache seiner Heiligkeit war und ihm im Todeskampfe beistand. Von diesem befragt, warum sein Tod nach so langer und schmerzlicher Krankheit so schrecklich gewesen, daß Viele an seiner Seligkeit gezweifelt, gab er zur Antwort, daß dieses deßwegen geschehen, damit er ohne

Fegfeuer sogleich in die himmlischen Wohnungen eingehen könne; darum sei er vor seinem Hinscheiden von den Teufeln derart geängstigt worden, daß er in Verzweiflung gerathen wäre, hätte ihm nicht Gott einen Engel geschickt, der ihn in den Vorhof des Himmels trug, wo er fünf Tage warten mußte, jedoch ohne jene Schmerzen, welche aus der Begierde, Gott zu sehen, entstehen.

Die Todten laß ruhen! sonst straft dich Gott.

In Cincinnati in Nordamerika scharrte ein Mann des Nachts eine Leiche aus dem Grabe, um sie den Aerzten des Secirens wegen zu verkaufen. Er steckte sie in einen Sack und schleppte ihn an einem Stricke hinter sich her zur Mauer, hinter welcher der Secirsaal war. Dort angelangt, band er sich den Strick um den Hals, um mit den freien Händen über die Mauer steigen und dann die Leiche hinaufziehen zu können. Aber oben verlor er das Gleichgewicht, fiel auf die andere Seite der Mauer hinab, ohne den Strick vorher losgebunden zu haben, und ward auf diese Weise erdrosselt. So straft Gott die Störung der Todten, darum lasse sie in Ruhe. (Sion, Jahrgang 1859, Juniheft.)

Todte begraben, ist ein Werk der Barmherzigkeit.

Nicht zufrieden, sich der Lebenden anzunehmen, erstreckte sich die Liebe des heiligen Vincentius auch auf die Todten. Vorzüglich übte er dieses Liebeswerk nach der Schlacht zu St. Stephan in Champagne, wo fünfzehnhundert Feinde erschlagen wurden. Die Sieger nahmen sich weder Zeit noch Mühe, die Leichen zu begraben, sondern ließen sie auf dem Schlachtfelde liegen als eine Speise für Hunde und Wölfe. Als Vincentius davon hörte, beauftragte er den Missionspriester, welcher dort mit Linderung des allgemeinen Elendes beschäftigt war, Arbeiter anzustellen, um die todten Körper beerdigen zu lassen. Dieses geschah mit einem Aufwande von dreihundert Livres; zum Glücke waren die Körper gefroren. Hätte nicht die Kälte dieses Liebeswerk erleichtert, wäre nämlich Thauwetter eingetreten, so würde man mit tausend Thalern nicht zu Stande gebracht haben, was jetzt mit dreihundert Livres geschah.

Verspottung der Todten von Gott gestraft.

Im Jahre 1588 verabredeten die Bewohner der Stadt Görkau in Böhmen einen Maskenzug zu Schlitten nach Kommotau. Man stellte eine Hochzeit vor. Der Plambatsch oder Hanswurst zu Pferde mit zwei Vorreitern eröffnete den Zug. Im ersten Schlitten saßen die Musikanten, diesem folgte der der Brautleute mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, auf dem dritten Schlitten hatten der Brautführer und die Kränzeljungfer ihren Platz, mit dem Bilde des heiligen Nikolaus, zwei grimmige Teufel an der Kette haltend. Sie mußten bei der Kirche vorüber, um welche damals der Gottesacker lag. Zufällig stand das Friedhofthor offen. Der Uebermuth trieb den von Getränken aller Art erhitzten Hanswurst, hineinzureiten, wo er mit aller Kraft in die Trompete stieß und mit lauter Stimme, so daß es Alle hören konnten, zum Kirchhof hinein rief: „Auf! ihr Faulpelze! auf, auf mit euch! heraus aus

eueren Nestern, heut ist Fasching; heraus mit euch, verschlafene Schlingel! es gibt noch alte Besen genug in der Stadt, die nehmt zwischen die Beine und reitet mit! — Halloh! vorwärts!" Ein allgemeines Gelächter der Umstehenden, sowie Derer in den nächsten Schlitten folgte diesem vermessenen Aufrufe. Der eine der beiden Vorreiter rief jetzt: „Zurück, Heilloser! — was treibst du da?" Inzwischen wurde die Gasse vom Volke frei und hinaus ging's zum Kommotauer Thor. Eine Gruppe von Leuten, die an der Kirchhofmauer gestanden, schüttelten bedenklich die Köpfe. Einer sagte: Wenn diese Schlittenfahrt nicht ein schlimmes Ende nimmt, und die Masken mit nicht ganz anderen Gesichtern nach Hause kommen, als sie ausgefahren sind, weiß ich nicht! — Sie sind noch nicht wieder zurück, sagte ein Anderer, wartet's nur ab, es wird sich schon zeigen! Auf dem Wege kamen stoßweise die Schneemassen so dicht, daß die hinteren Schlitten die vorderen nicht mehr sehen konnten. Bald darauf rief die Braut im zweiten Schlitten plötzlich: Um Gottes Willen, was kommt da für eine schwarze Wand auf uns zugetrieben? Im nächsten Augenblicke konnte sie schon kein Auge mehr öffnen, die Pferde bäumten sich, der Schlitten stürzte, und Braut und Bräutigam lagen im tiefen Schnee. So ging's den Brautjungfern im dritten, so der Salzmäste im vierten, und den nächstfolgenden Schlitten. Man raffte sich auf und fuhr nach Kommotau. Als sie von Kommotau nach Hause fuhren, bemerkten die ersten Schlitten, daß sich zu ihren drei Vorreitern noch ein vierter gesellt habe und zwar in einer ganz auffallenden Tracht. In der Meinung aber, es sei dieß ein Kommotauer, der ihnen aus Scherz das Geleite geben wolle, achteten sie nicht besonders darauf. Der neue Vorreiter aber erregte bald ihre Aufmerksamkeit in höherem Grade, denn plötzlich wendete er sein Pferd und sprengte an der einen Seite der Schlittenreihe zurück bis zu dem allerletzten und galoppirte nun auf der andern Seite wieder vorwärts bis an die Spitze des Zuges. Als es nun aber den Weinberg hinan ging, da hielt er sein Roß an, drückte es etwas seitwärts zurück und ließ so die Schlitten einen nach dem andern an sich vorbei passiren, indem er zugleich mit dem ausgestreckten rechten Arme die Bewegung machte, als ob er die Insassen der Schlitten abzählte und denen, die in den Schlitten saßen, wurde nicht wohl; besonders lief es den Frauen eiskalt über den Rücken; dabei hatten sie aber auch Gelegenheit, den seltsamen Reitersmann näher zu betrachten. Er war als Ritter gekleidet, kohlschwarz vom Kopf bis zu den Sporen, das Roß von derselben Farbe, das Visir seines spitzigen Helmes geschlossen. Sein Pferd schien er bloß mit den Schenkeln zu regieren, denn Zügel und Zaum hingen locker am Sattelknopfe. In der linken Hand hielt er eine Standarte, aus dem kleinen schwarzen Banner sah ein schneeweißer Todtenkopf hervor; auf der rechten Schulter hing ein schwarzer Schild mit dem Bilde eines Knochenmannes und am Arme derselben Seite eine gewaltige Posaune mit langen schwarzen Trodeln und Quasten. Je länger man ihn betrachtete, desto grauenvoller wurde Jedem seine Erscheinung. Als die Schlitten alle an ihm vorüber waren und er die sämmtlichen Personen in denselben abgezählt hatte, ritt er wieder vorwärts an die Spitze des Zuges ganz voran neben den Spaßmacher, dem er

nun nicht mehr von der Seite wich. Als der Zug auf der Höhe angekommen war, da bliesen die Vorreiter und Musikanten ein lustiges Stücklein zur fröhlichen Heimkehr. Eine Weile, nachdem sie geendet, ließ nun auch der schwarze Reiter seine Posaune erschallen in so seltsamen, erschrecklichen Tönen, daß sie wie ein Ruf, wie eine Einladung zum jüngsten Gerichte klangen und in Allen Furcht und Schauder erregten. So ging der Zug vorwärts. Nach Zurücklegung der Hälfte des Weges war die Nacht völlig herein gebrochen. Jetzt nahm der gespenstische Reiter das kleine Banner von seiner Standarte, steckte es auf den Helm und ließ es da hin und her flattern; dann blies er mit ungemeiner Macht auf die Spitze der Fahnenstange: im Nu sprühten Funken von derselben, eine Flamme flackerte auf, Dampf und Geruch einer Leichenfackel um sich her verbreitend. Mit Grauen sahen dieß sowohl seine Nebenmänner, als auch die in den ersten Schlitten. Das seltsame Licht wurde von den Schneemassen weithin zurückgeworfen und verbreitete einen unheimlichen, geisterartigen Schein über den ganzen Zug, der Alle verstummen machte. In der Nähe der ersten Häuser blies der gespenstische Führer auf seiner Posaune einen jener furchtbaren Todtenmärsche, der jetzt bei der Nacht einen um so größeren Eindruck machte. In der Gasse war abermals eine große Menge Neugieriger versammelt. Hier schwieg der Posaunenbläser. Gerade vor dem Kirchhofthore machte er Halt, fuhr mit der Fackel in die Höhe, so daß sie weithin leuchtete und alle Umstehenden und die in den Schlitten Alles sehen konnten. Dann sein Visir öffnend, schlug er dem Plambatsch auf die Schulter mit den Worten: Nun komm mit mir! wir Zwei machen voran, die Andern kommen nach! Als der Angeredete sein Gesicht nach dem Sprecher wandte und statt eines menschlichen Angesichtes einen ihn angrinsenden Todtenschädel erblickte, da schrie er, plötzlich zur Seite fahrend: Jesus, Maria! — und wäre auch wirklich vom Pferde herabgestürzt, hätte ihn nicht ein anderer Vorreiter erhalten. Im selben Augenblicke schwang der furchtbare Vorreiter die Fackel noch höher und indem er einige Schritte zu dem etwas höher stehenden Kirchhofthor hinanritt, rief er mit einer entsetzlichen Stimme, die alles Geräusch übertönte: Heut' war ich Euer Gast; zum künftigen Jahre lade ich Euch zu mir auf die Fasching ein, bis dahin seid Ihr Alle meine Gäste! Und nun sprengte er, die Fackel vor sich her durch das offen stehende Kirchhofthor schleudernd, gegen dasselbe an; im selben Augenblicke verlöschte die Fackel und in der plötzlichen Finsterniß ertönte schrecklich und grauenhaft das Zusammenschlagen der Thorflügel des Kirchhofes; die Pferde bäumten sich und wurden scheu vor dem entsetzlichen Gekrach und Geprassel; es war, als wären alle Thüren und Thore der Stadt auf einmal zugeschlagen worden, und rannten wie besessen mit den Schlitten dem Ringplatze zu. Musik und Tanz am Abend verwischte ein wenig den schrecklichen Eindruck des Tages, nur fiel es auf, daß der Plambatsch fehlte. Am andern Morgen hörte man, daß er erkrankt sei, tobe und schreie, man möge das Todtengerippe entfernen, welches ihm auf den Rücken springen und aufhocken wolle. Am zweiten Tag darauf starb er. Drei Tage nach jener unseligen Maskerade war er in der Gesellschaft Derer, die er im Uebermuthe zur Theilnahme am Maskenzuge auf-

gefordert hatte. Die nächste Leiche war die Braut des Hochzeitszuges vom Faschingdienstag; ihr folgten in kurzen Zwischenräumen eine der Kränzeljungfern, dann ein Vorreiter, der Brautführer und der Bräutigam. Ein bösartiges Fieber hatte sich eingeschlichen, das meistens junge Leute ergriff und nach kurzem Krankenlager hinraffte. Das ganze Frühjahr hindurch folgte ein Leichenzug dem andern und die Sterbeglocke hatte nur selten einen Tag Ruhe. In den trockenen Sommermonaten ließ die Seuche an Heftigkeit nach, als aber im Oktober und November Regengüsse eintraten, da trat das bösartige Fieber mit doppelter Wuth auf. Im milden Dezember folgte Leiche auf Leiche. Um Namen Jesu herum war von Denen, die am Hochzeitszug im vorigen Fasching Theil genommen, Keins mehr am Leben und außerdem noch viele, meist junge Leute gestorben und noch immer kamen täglich neue Erkrankungsfälle vor. Furcht und Schrecken bemächtigte sich aller Gemüther, denn man mußte glauben, die Seuche werde nicht eher nachlassen, bis alle Einwohner der Stadt hinweggerafft sein würden. In Folge der Aufforderung ihres Pfarrers hielten sie einen allgemeinen Bußgang auf den Kirchhof und dann in die Kirche. Von diesem Tage an erkrankte Niemand mehr. Im Ganzen waren im Laufe des Jahres Vierhundertfünfzig der Seuche erlegen. (Aus dem Görkauer Stadtgedenkbuch.)

An den Tod soll man denken bei Allem, was man thut.

Franz Zazzara, ein Beichtkind des heiligen Philippus Nerius, studirte die Rechtswissenschaft in der Absicht, einst zu Würden und Ehren zu gelangen. Als er einst zu ihm kam, lockte er des Jünglings Pläne heraus. Was studirst du? fragte er ihn. — Die Rechtswissenschaft. — Und dann? — Dann werde ich Doktor. — Und dann? — Dann mache ich großen Gewinn. — Und dann? — Dann heirathe ich. — Und dann? — Dann habe ich Freude an meinen Kindern. — Und dann? — Dann lebe ich ein frohes Alter. — Und dann? — Dieß Eine Wort traf tief des Jünglings Seele; er konnte es nicht mehr aus sich heraus bringen. Da er nun dieses reiflich überlegte, änderte er seinen Entschluß, widmete sich ganz dem Dienste Gottes, trat in die Congregation des Heiligen und starb nach wenig Jahren eines frommen Lebens selig.

Todesgedanken eines Heiligen, die für Jeden passen.

Der heilige Vincentius hatte den Tod stets vor Augen, besonders kurz vor dem Sterben. Oefter sprach er zu den Seinigen: Der elende Körper dieses alten Sünders wird doch einmal unter die Erde müssen und ihr werdet dessen Staub mit Füßen treten. Es sind schon so viele Jahre, daß ich die göttlichen Gnaden mißbrauche; wehe mir, daß mein Aufenthalt verlängert wird! Ach mein Herr! Du lassest mich zu lange leben; denn ich bessere mich doch nicht und mit meinen Jahren vermehren sich meine Sünden! Als er den Seinigen von dem Tode eines guten Sendungspriesters Nachricht gab, fügte er hinzu: Mein Gott! mich lassest Du zurück und Deine Diener nimmst Du zu dir! Ich bin das schädliche Unkraut, das den guten Waizen verdirbt! Was thue ich

unnützer Mensch noch auf der Welt, und wozu nehme ich noch diesen Platz ein? Doch Dein Wille geschehe, o Herr, und nicht der meinige! Auch Andern rieth er als das beste Mittel zu einem guten Tode das oftmalige Andenken an denselben. Doch wollte er nicht, daß man sich beständig in Todesgedanken aufhalten solle; es sei genug, daß man sich täglich einige Mal daran erinnere und zwar ohne alle Furcht und Aengstlichkeit, sondern im kindlichen Vertrauen auf Gott, verbunden mit inniger Demuth.

Der Tod ist Jedem gewiß, nur die Todesart ist unbekannt.

Ein Kaufmann fragte einen Seemann, was für eines Todes sein Vater gestorben sei? Der Seemann antwortete: Mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater sind alle auf dem Meere verunglückt. Fürchtest du dich denn nicht, fuhr der Kaufmann fort, auf die See zu gehen? — Aber sage mir doch, versetzte der Seemann, wie ist denn dein Vater, Großvater und Urgroßvater gestorben? Die sind alle in ihrem Bette gestorben, erwiederte der Kaufmann. Siehst du nun, sagte hierauf lächelnd der Seemann, warum sollte ich mich denn mehr fürchten, zur See zu gehen, als du dich fürchtest, zu Bette zu gehen? Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet, ist Allen gewiß.

Vor dem Tode fürchten sich selbst die Heiligen, wie dann erst die Sünder!

Als es mit dem heiligen Hilarion, der sein ganzes Leben bußfertig in der Wüste zubrachte, zum Sterben kam, waren viele fromme Männer gegenwärtig. Schon war er fast ganz kalt und wie todt, da sprach er: Gehe hinaus, meine Seele, was fürchtest du dich? Gehe hinaus, was zögerst du? Fast siebenzig Jahre hast du Christus gedient und fürchtest den Tod? Mit diesen Worten hauchte er seinen Geist aus. Wie ganz anders muß sich erst die Seele Desjenigen zu scheiden fürchten, der sein ganzes Leben Gott wenig gedient und in Sünden zugebracht hat?

Todbett.

Am Todbette setzt der Satan den Sterbenden zu.

Nicht weit von dem Kloster St. German lebte ein Einsiedler, welcher sich alle Nacht dahin begab, um mit den Mönchen die Metten zu beten. Er hörte im Kloster die Glocke läuten und da er nicht wußte, daß der Klosterbruder Ulfer gestorben sei und glaubte, man gebe mit der Glocke das Zeichen zur Mette, erhob er sich alsbald von seinem Lager, um hinzugehen und mit den Mönchen das Lob Gottes zu singen. Als er zur Brücke kam, welche zwischen dem Kloster und seiner Einsiedelei über einen Fluß führte, hörte er eine Stimme, die wie rasend rief: Führe ihn fort, führe ihn fort, was säumest du lange? Darauf hörte er antworten: Ich kann nicht, denn er geht ganz sicher und wohl bewahrt! Nun, erwiederte die Stimme, so versuche doch, diesen Anderen uns zuzuführen! Wenn ich es nur vermöchte, versetzte die andere Stimme. Den frommen Einsiedler ergriff die größte Angst; zitternd und bebend ging er über

die Brücke und es war ihm, als müsse er über dieselbe hinabfallen. Als er endlich in das Kloster gelangte, erzählte er, was ihm begegnete. Da haben die Mönche aus seinen Worten vernommen, wie billig sich Ulfer gefürchtet und wie kräftig ihm die Mutter Gottes beigestanden.

Am Todbette ist der Mensch verwirrt, daher die Vorbereitung zu spät.

Wer sich erst am Todtenbette für die Ewigkeit vorbereiten wollte, würde nicht damit zu Stande kommen; denn der Tod verwirrt den Verstand. Es geht ihm, wie der Frau in Wien, als es von den Türken belagert wurde. Als die kaiserliche Familie floh, flohen auch die Bürger; die Verwirrung war groß; Viele wollten die besten Sachen mit sich nehmen, wußten sie aber vor lauter Bestürzung nicht zu finden, ungeachtet man dieselben vor Augen hatte. Eine reiche Frau wollte einen Sack voll Geld mitnehmen und legte ihn zu diesem Zweck auf den Tisch; unterdessen nahm sie ein Paar alte Schuhe in die Schürze und eilte davon, in der Meinung, sie habe ihr Geld bei sich. Wie erschrack sie aber, als sie statt des Geldes diese alten Schuhe sah. So geht's manchem Sterbenden vor Verwirrung, der sich erst am Todtenbette vorbereiten will.

Auf den Tod muß man sich in gesunden Tagen vorbereiten, am Todbette ist es zu spät.

Die heilige Euphrasia war eine fromme Jungfrau, ein irdischer Engel, ein unschuldiges Lamm, wirkte Wunder, vertrieb die Teufel, heilte tödtliche Krankheiten mit dem bloßen Kreuzzeichen. Als ihr Gott offenbarte, in wie viel Tagen sie sterben werde, warf sie sich zur Erde und betete: Herr Jesus, schenke mir nur noch ein Jährchen, daß ich meine Sünden genug bereue; sie bat ihre Mitschwestern, ihr diese Gnade zu erflehen, damit sie sich zum Tode recht vorbereiten möge. Wenn die Säulen zittern, wie denn erst das schwache Rohr? Schon der alte heidnische Philosoph Seneka sagte: Lebe allzeit so, als wenn du augenblicklich sterben solltest.

Am Todbette ist die Zeit kostbar.

Am 16. August 1852 wurde ein gewisser Lucian Hall, den man eines Mordes wegen zum Tode verurtheilt hatte, im innern Hofe des Gefängnisses zu New-Haven hingerichtet. Nach dem Gebrauche der Engländer wird der arme Sünder, dem man die verhängnißvolle Schlinge um den Hals legt, auf einen beweglichen Bretterboden gestellt, der durch eine einfache Maschine so eingerichtet ist, daß er auf das gegebene Zeichen augenblicklich unter den Füßen des Missethäters sich wegzieht, so daß dieser am Stricke herabfällt. Da die böse Stunde, die für seine Hinrichtung festgesetzt war, noch nicht geschlagen hatte, ließ man ihn sich auf eine Bank niedersetzen, dicht unter jenem Querbalken, den man Galgen nennt. Er verlangte ein wenig Wasser mit Kampfergeist und bemerkte seufzend: Ich kann mich in alle die Dinge, die mit mir vorgehen, nicht schicken; es will mir nicht wahrscheinlich vorkommen, daß ich so bald sterben soll! Der

Friedensrichter fragte ihn, wie viele Minuten er noch zu leben wünsche? Recht, sagte Hall, gönnen Sie mir noch eine Viertelstunde, und ehe die letzten fünf Minuten anfangen, geben sie mir davon die Nachricht, damit ich Gott meine Seele anempfehlen möge. Die Bitte ward ihm gewährt und der Delinquent benützte die Zeit, in einem Gebetbuche zu lesen, das man aufgeschlagen ihm vor die Augen hielt. Auf einmal rief man ihm zu: Wohlan! der Augenblick ist da; die Viertelstunde, die man dir geschenkt hat, ist zu Ende! — Ach, rief der Unglückliche, ich habe gebeten, daß man fünf Minuten früher mir das anmelde! Gut, sagte der Richter, also von jetzt an noch fünf Minuten! Als man ihn nachher zum Ueberfluß noch mahnte, von diesen fünf Minuten seien vier vorüber, da seufzte er: Ich bin ein verlorner Mensch; allmächtiger Gott, erbarme dich meiner! Der Bretterboden wich und der arme Hall ging in die Ewigkeit hinüber. — Noch fünf Minuten! Es ist etwas überaus Wehmüthiges, Schauerliches, Verhängnißvolles in dieser Bitte. Wie Mancher, dessen Hauch schon erkaltet, brauchte nur noch fünf Minuten, um durch eine reumüthige Beichte eine Last von seiner Seele zu wälzen; aber ach! er hat in einem einzigen Jahre mehr als eine halbe Million unbenützt verstreichen lassen und nun ist die Rechnung abgeschlossen!

Todesanzeichen.

Es gibt Todesanzeichen.

Joseph Brandl, der einzige Sohn eines Brauers aus Waidhofen, kam im August 1865 nach Wien, um die Tochter eines Banquiers zu freien; er ward freundlich aufgenommen und auf einem benachbarten Gute des Banquiers das Verlobungsfest gefeiert. Der Bräutigam wollte auf seine Braut einen Toast ausbringen, aber das Glas zerbrach in tausend Scherben. Viele hielten das für ein Omen, Andere scherzten darüber; es wurde ein anderes Glas gebracht und die Heiterkeit war wieder hergestellt. Um zehn Uhr Abends ward Punsch servirt. Plötzlich sagte der Bräutigam: Mir wird nicht wohl, ich muß mich entfernen! Die Braut sprang zur Hilfe herbei; umsonst, nach einigen Minuten war er eine Leiche; ein Schlagfluß hatte ihn getödtet. Die Vorsehung Gottes hatte ihm damit ein Anzeichen seines nahen Todes gegeben, um sich darauf christlich vorzubereiten. (Vaterland. 1865.)

Es gibt zuweilen Todesanzeichen.

Am 21. Februar 1865 ereignete sich ein geheimnißvoller Vorfall bei einer in der Wiener Vorstadt Neubau wohnhaften Familie. Die Mitglieder dieser dem Beamtenstande angehörigen Familie saßen eben beim Nachtmahle, als plötzlich das an einer messingenen Kette hängende Gewicht der in der Stube befindlichen Schwarzwälder Uhr mit großem Getöse und ohne besondere Veranlassung sich ablöste und zur Erde fiel. Das Merkwürdigste aber dabei war, daß die messingene Kette, als wenn sie ein elektrischer Strom zerrissen hätte, in ihre einzelnen Glieder zerstreut, auf dem Boden umher lag und eine Reparatur derselben nicht mehr möglich war. Dieses unerwartete Ereigniß verursachte natür-

lich einen augenblicklichen Schrecken und wurde als eine schlimme Vorbedeutung angesehen. Diese bestätigte sich allzubald; denn um zehn Uhr Abends ging der Familie die telegraphische Depesche zu, daß der in der Ferne wohnende Bruder des Familienvaters, ein ältlicher Mann, plötzlich am Schlagflusse gestorben sei.

Aehnliches ist mir selbst begegnet. Als ich Pfarrer in N. war, und zu Pfingsten Abends mit einigen guten Freunden aus dem Orte beisammensaß, hörten wir oben am Boden ein Getöse, wie wenn die zwei Rauchfänge zerschüttelt worden wären, so daß jeder Ziegel einzeln herabgefallen sei. Wir hörten es Alle, gingen hinauf, und fanden weder am Dache noch an den zwei Rauchfängen die mindeste Spur einer Erschütterung; wir gingen um das Haus und im Hause herum und fanden nirgends ein, auch nur das kleinste Ziegelstück. Nach einigen Tagen erhielt ich durch einen Brief die Nachricht, daß meine Mutter um eben diese Stunde gestorben sei. — Solche Anzeichen sind Bitten der scheidenden Seele um die Fürbitte der Lebenden!

Todesgefahr.

In der Todesgefahr muß man die heiligen Sakramente empfangen.

Ein Häuptling der Eris-Indianer war eben bereit, gegen seine Feinde in's Feld zu ziehen, aber er war noch nicht getauft. Er bat den Missionär Le Moyne um die Taufe. Vergebens suchte der kluge Gottesmann dessen Taufe bis zu seinem nächsten Besuche zu verschieben. Bruder, rief der Verlangende aus, wenn ich den Glauben habe, kann ich nicht heute schon ein Christ sein? Kannst du dem Tode gebieten, daß sein Pfeil, wenn er einmal fliegt und singt, mich nicht treffe gegen deinen Willen? Werden die Speere der Feinde gegen mich ihre Spitze verlieren? Soll ich bei jedem Schritte im Gefechte jene Hölle mehr fürchten müssen, als den Tod? Taufest du mich nicht, so habe ich fürder kein Herz und keinen Muth mehr. Tauf' mich! Ich will nun einmal als Christ leben und sterben! Solchem frommen Drängen konnte Le Moyne nicht widerstehen; er gab ihm den nothwendigen weiteren Unterricht und taufte ihn unter dem Namen Johann Baptist. Der Häuptling kehrte glücklich aus dem Kriege zurück.

Todesstunde.

Den Frommen offenbart Gott ihre Todesstunde.

Die Frömmigkeit der Mönche des heiligen Abtes Isidorus war so groß, daß Alle Wunder wirkten. Das größte Wunder war wohl dieses, daß keiner von ihnen krank ward, sondern sobald einer dem Ende seines Lebens nahe kam, so wußte er es immer, zeigte es den Brüdern an, nahm von ihnen Abschied, legte sich und starb mit Freuden.

Todestag.

Fromme Personen wußten ihren Todestag.

Philippine von Geldern, Gemahlin des Herzogs René von Lothringen, zog sich nach seinem Tode in ein Kloster zurück. Sie wurde alt, erkrankte und man glaubte, sie würde sterben; es war ein Freitag. Als man sich diese Meinung zuflüsterte, öffnete sie die Augen und sprach lächelnd: Ihr irret Euch; für dießmal müssen wir der heiligen Jungfrau und dem Tage, der ihr geweiht ist, das Vorrecht lassen. An einem Samstage ward ich vermählt, gleichfalls an einem Samstage mit Jubel in Lothringen begrüßt; wiederum an einem Samstage habe ich der Welt entsagt und an einem gleichen Tage, also morgen, werde ich sie ganz verlassen und zu meinem Heiland gelangen.

Todsünde.

Die Todsünde vernichtet augenblicklich das Leben der Seele.

Eine Sage erzählt, es habe ein König ein Schwert besessen, so kunstvoll gearbeitet und so scharf geschliffen, daß es Jemanden mit Einem Hiebe durchschnitt; doch fühlte der Entzweigehauene seine Todeswunde erst dann, wenn man ihm sagte, er solle sich schütteln, worauf er in zwei Hälften zerfiel, verblutete und starb. So ein leibliches Schwert gibt es freilich nicht; dagegen gibt es ein geistiges Schwert, welches für die Seele in der That und Wahrheit diese tödtliche Wirkung hat, und dieß ist die Todsünde. Sie trennt augenblicklich den Menschen von Gott, der das Leben ist, und die Todsünde bewirkt allsogleich die Verschuldung der Hölle, welche der ewige Tod ist. Die meisten Menschen gehen geistig zerhauen herum, fühlen die Todeswunde nicht, entweder aus Unglauben an die Sünde, oder in der Verblendung der Leidenschaft, oder in der Verstockung des Willens; wenn sie aber der Tod rütteln wird, dann wird ihre todte Seele von Gott in die Hölle verworfen. Jede Sünde schadet, aber die Todsünde tödtet. Das Rhinoceros lebt vom Grase, gleichwohl frißt es am liebsten Dornen, wenn sie auch sein Maul zerstechen. Solche Rhinocerosmenschen gibt es genug; der Spieler, der Ausschweifende, der Säufer, der Ungerechte, Betrüger und Dieb sind solche; denn sie lieben die Sünde, die ihrer Seele schadet und sie tödtet.

Die Todsünde vernichtet alles Gute.

Was die Säuren für die Metalle sind, die sie zu Metallerde umgestalten, das ist die Todsünde für die Seele und für alles Gute und alle Tugenden und Verdienste. Was jene chemischen Mittel sind, welche die Metalloxyde von ihren Säuren befreien, das ist Reue im Verein mit dem Sakramente der Buße für die Seele.

Die Todsünde in ihrer Wirkung.

Sie gleichet dem kalten Brande in einem Gliede, in welchem der Zufluß der Wärme und des Blutes aufhört und welches in Folge dessen wegfault und

abfällt, wenn der Brand nicht gehoben wird. So die Todsünde; so lange sie in der Seele ist, hört der Zufluß der belebenden heiligmachenden Gnade und die Verdienstlichkeit alles Guten auf, bis sie durch Buße entfernt ist.

Die Todsünde macht uns Gott augenblicklich zum Feinde.

König Karl VII. zeichnete einen seiner Feldherren durch ganz besonderes Wohlwollen und Vertrauen aus. Zu diesem sprach er einst: Sagen Sie mir aufrichtig, ob etwas in der Welt sei, was Ihre Anhänglichkeit und Liebe gegen mich zerstören könnte? Der Günstling besann sich nicht lange; er antwortete mit festem Tone: Herr, eine Beleidigung; mit dergleichen bitte ich mich nicht prüfen zu wollen, denn darin kenne ich meine schwache Seite! Diese Sprache redet auch Gott. Nur keine Todsünde, sonst ist meine Liebe zu dir augenblicklich erloschen!

Wer sich von der Todsünde frei hält, bleibt immer in der Gnade Gottes, im Guten stark.

Als der Held der Kreuzzüge und erste König von Jerusalem, Gottfried von Bouillon, einst gefragt wurde, woher seine Hand, die mit einem Schwertstreiche gar oft einen Sarazenen vom Scheitel bis zur Brust zerhieb, eine solche Stärke gewonnen? erhob er die Rechte und sprach: Dem Herrn sei Dank, weil diese Hand allzeit rein geblieben ist. Wer sich von der Todsünde frei hält, bleibt in Gott und stark im Guten.

Todsünden verhüten ist ein gutes Werk.

In der Vaterstadt des heiligen Nikolaus Patara war ein armer Mann, welcher drei schöne Töchter, aber Nichts zu leben hatte; deßwegen gedachte er sie jungen Wüstlingen preis zu geben, damit sie durch das Laster Geld verdieneten. Als dieß der heilige Nikolaus hörte, ging er mit sich zu Rathe, wie er den Vater und die Töchter vor solchen Todsünden bewahren könnte. Er half ihnen so, daß sie sich zugleich verheirathen konnten. Des Nachts nämlich schlich er zum Hause des armen Mannes und warf eine Mark Goldes in die Stube. Als der arme Mann dieses Geld fand, dankte er Gott und verheirathete sogleich die älteste Tochter. Dieses Geschenk wiederholte der heilige Nikolaus ein zweites und drittes Mal, so daß sich alle drei Töchter verehelichten. Nach dem zweiten Geschenke paßte der Vater auf, um den Wohlthäter kennen zu lernen, und lief dem heiligen Nikolaus nach, den er auch einholte, dem er aber versprechen mußte, seinen Namen zu verschweigen. Das war ein mehrfaches gutes Werk, dessen größtes Verdienst in der Verhinderung der Todsünde bestand.

Todtenkopf.

Der Todtenkopf ein Spiegel für Jedermann.

Ein Priester aus Paris hielt in einer Landstadt die Mission und predigte besonders gegen den Luxus. Als er wieder nach Paris abreisen wollte, bedankte sich bei ihm für seine Vorträge eine reiche eitle Dame und bat ihn, wenn er

wieder komme, ihr gegen Vergütung einen Pariser Spiegel von der neuesten Form und Klarheit mitzubringen. Der Priester versprachs und hielt Wort. Als er in das Landstädtchen zurückkehrte, trug er der Dame den gewünschten Spiegel unter seinem Mantel in's Haus. Erst als sich auf seinen Wunsch das ganze Haus versammelt hatte, zog er das Mitgebrachte hervor; — es war ein Todtenkopf. Sehet her auf diesen Spiegel, sagte er, hier findet Jeder getreu sein Ebenbild. Wo hier die beiden tiefen Höhlen sich öffnen, da schimmerte vordem ein freundliches und munteres Augenpaar, das so fürwitzig umher blickte, wie das eurige; wo jetzt nur die kahle Fläche sich wölbet, da ringelten und lockten sich einst die schönsten braunen oder blonden Haare; wo zu beiden Seiten Nichts, als die harten hohlen Wände übrig stehen, da glänzten einst rosige Wangen. Was ihr jetzt seid, ist dieser Todtenkopf gewesen, und was dieser Spiegel jetzt ist, werdet auch ihr bald werden. Der Todtenkopf ist der treueste Spiegel.

Toleranz.

Toleranz gegen die Religion, namentlich die christliche in Siam.

Ich fand, erzählt Bowring, bei den Siamesen durchaus keine Abneigung über religiöse Fragen mit mir zu reden und das gewöhnliche Resultat dieser Gespräche war: Euere Religion ist vortrefflich für euch und die unsrige ist vortrefflich für uns. Nicht alle Länder bringen dieselben Früchte und Blumen hervor und so werden wohl auch verschiedene Religionen für verschiedene Länder gut sein. Der jetzige König ist so tolerant, daß er dreitausend kriegsgefangene Sklaven den katholischen Missionären überließ, damit sie dieselben unterrichteten. Ihr könnet Christen aus diesen Leuten machen, sagte er zu dem Bischof Pallegoix, der bei Seiner Siamesischen Majestät hoch angesehen ist. Religiöse Verfolgung ist hassenswerth, setzte er hinzu, und Jedem muß es freistehen, zu einem ihm zusagenden Glauben sich zu bekennen. Wenn ihr eine Anzahl zum Christenthum bekehrt, so laßt mich es wissen und ich werde ihnen einen christlichen Gouverneur geben. Sie sollen keineswegs durch siamesische Behörden belästiget werden. In einem Schreiben sagt der König: Bei Untersuchungen über das Wesen der Gottheit können wir nicht sagen, wer Recht und wer Unrecht habe; ich will aber zu meinem Gott beten, daß er euch seinen Segen geben möge und ihr müßt zu euerem Gott beten, daß Er mich segne, dann werden wir beide gesegnet sein. Ein schönes Beispiel für fanatische Ketzer.

Ein Beispiel echt christlicher Toleranz.

Bei dem vor einiger Zeit stattgehabten Brande von Goltsch-Jenikau wurde auch die Wohnung des Rabbiners, der sich eben wegen Herstellung seiner Gesundheit in einem Kurorte befand, eingeäschert. Der Gemeindevorstand der dortigen Judengemeinde meldete ihm dieses, mit dem Ersuchen, er möge so lange im Bade verweilen, bis eine neue Wohnung für ihn ausgemittelt sei. Als aber der dortige katholische Geistliche vernahm, daß sich der Rabbiner wegen einer

passenden Wohnung in Verlegenheit befinde, lud er ihn sofort schriftlich ein, seine Rückkehr deßhalb nicht zu verschieben, sondern einen Theil der Pfarrwohnung einzunehmen und erbot sich sogar, nöthigenfalls sein eigenes Zimmer mit ihm zu theilen. So behandelt der wahre Christ die Person des Andersgläubigen, er theilt mit ihm sein Haus, aber nicht die religiösen Grundsätze desselben, wie es Manche unter dem Namen Toleranz verlangen.

Tonkunst.

Unter den vom heiligen Geiste eingegossenen Gaben ist auch die Tonkunst.

So wie ein reich begabter Maler die von oben geschauten Gesichte durch seinen kunstreichen Pinsel nach Außen darzustellen vermag; ebenso ist ein Anderer im Stande, Töne, die er in einer höheren geistigen Welt vernommen, in irdischen Klängen auszudrücken; sei es, daß er das dazu nöthige Geschick sich auf dem gewöhnlichen Wege erworben, oder daß auch dieses ihm in ungewöhnlicher Weise zugetheilt worden. Auch dafür liegen in den Geschichten der Heiligen mancherlei Beispiele vor.

Als die heilige Katharina von Bologna einst von tödtlicher Krankheit überfallen, schon die letzte Oelung erhalten und die Schwestern des Klosters deßwegen im Gebete bei Gott um Erhaltung flehten, wurde die Kranke plötzlich vom Geiste entrückt und sah in schöner Aue den Herrn auf einem glänzenden Throne sitzen, vor Ihm aber Einen stehen, der auf einer Laute immer nur die Worte spielte: et gloria ejus in te videbitur: Und Seine Herrlichkeit wird in dir gesehen werden. Die Lieblichkeit des Gesanges war so groß, daß es schien, als wolle er ihre jubelnde Seele ganz vom Leibe scheiden; der auf dem Throne aber faßte sie bei der Rechten, sagend: Tochter, merke wohl auf, was dort gesungen wird. Er eröffnete ihr dann, daß sie für jetzt nicht sterben werde! Sie kam zur Freude der Ihrigen wieder zu sich und wiederholte nun immerfort mit Jubel die Worte, die sie gehört: Und Seine Herrlichkeit wird in dir gesehen werden. Sie verlangte, daß man ihr eine Laute verschaffe, und da keine zu finden war, wollte sie beinahe verschmachten; sie wiederholte so lange immer wieder die Frage, bis man endlich die gefunden, die noch jetzt in ihrem Kloster in Bologna aufbewahrt wird. Sie hatte nie gelernt, das Instrument zu spielen, gleichwohl vermochte sie sogleich den Sang, den sie gehört, auf ihm sich zurückzurufen. Sie kam darüber fast außer sich, lag auf ihrem Bette wie gänzlich unempfindlich und fuhr immer fort, die Augen gegen den Himmel gerichtet, das Lied zu singen, so daß die Jungfrauen um sie her nicht anders meinten, als sie werde vor Freude sterben. Sie lebte von da an nur noch ein Jahr, während dessen sie ein mehr himmlisches als irdisches Leben führte. Ebenso wurden auch dem heiligen Hermann Joseph von Steinfeld himmlische Gesänge sammt der Melodie eingegossen.

Tradition.

Die Tradition der katholischen Kirche.

Die Kirche überliefert ihre Lehren mündlich und praktisch von Geschlecht zu Geschlecht, und sie thut hierin dasselbe, was Handwerker, Künstler, Mechaniker und Chemiker thun, welche die Art und Weise der Erzeugung, die Mittel und ihre Anwendung, z. B. die Bereitung des Salpeters, das Färben durch Säuren ihren Lehrlingen mittheilen und somit auf die Nachkommen fortpflanzen.

Trägheit.

Die geistige und leibliche Trägheit ist eine wahre Sünde.

Obzwar manchem Menschen von Natur eine gewisse Arbeitsscheu, Langsamkeit und Gleichgiltigkeit in leiblichen Arbeiten, sowie in Geschäften des Seelenheiles eigen ist, so wird doch die leibliche und geistige Trägheit, das heißt, jener Eckel und Abscheu in Berufsarbeiten und in Dingen des Seelenheils eine wahre und zwar schwere Sünde, weil der Mensch sich selbst bestimmen kann und sich nöthigen soll. Ganz anders ist es beim Faulthiere in Südamerika. Es säuft gar nicht und frißt wenig und zwar nur Blätter und Früchte. Es kann vier Wochen lang hungern; wird der Hunger gar zu arg, dann erklettert es einen Baum, aber zum Hinaufsteigen braucht es zwei Tage. Hat es einen Fuß vorwärts gesetzt, so läßt es sein klägliches Geschrei hören, und ruhet acht Minuten von der saueren Arbeit aus, bis es den nächsten Fuß ausstreckt. Ist es endlich auf dem Baume, so verläßt es ihn nicht, bis es alle Blätter, Früchte und Knospen abgefressen hat. Um sich das Hinabsteigen zu ersparen, rollt es sich zusammen und läßt sich vom Baume zu Boden fallen. Hier bleibt es liegen, bis es vom Hunger wieder genöthigt wird, einen andern Baum zu besteigen. Diese Langsamkeit hat ihren Grund nicht in einem Abscheu vor Thätigkeit und Anstrengung, sondern in einer körperlichen Unfähigkeit zu schnellen Bewegungen. Man mag es noch so stark schlagen, es geht doch nicht schneller. Der Mensch aber kann sich selbst bestimmen, er hat die Kraft und Gnade, alle Pflichten seines Berufes und was zu seinem Seelenheile gehört, zu erfüllen. Daher wird ihm das versäumte Gute, die Unterlassung seiner Pflichten und Berufsarbeiten zur Sünde angerechnet. Beim Faulthiere gilt: Es kann nicht, wenn es auch geschlagen wird; beim Menschen aber gilt: Er könnte, aber er will sich nicht selbst verläugnen, nicht selbst antreiben.

Die geistige Trägheit ist eine schwere Sünde.

Gott sagt: Die Lauen will ich aus meinem Munde speien; und Christus sagt: Das Himmelreich leidet Gewalt und die Gewalt brauchen, reißen es an sich. Alle Tugend kostet Anstrengung und zwar um so mehr, je mehr man zum entgegengesetzten Laster geneigt ist. Die geistlich Trägen schätzen die Tugend, sie fühlen ihren Mangel sehr wohl, wünschen sie auch zu besitzen; sie wollen besser werden und verabscheuen das Drückende des Sündenzustandes; weil sie aber die Anstrengung, den Kampf, das Ringen mit sich selbst scheuen, so schieben

sie die Bekehrung und die Uebung der Tugend immer auf, und erreichen weder die Tugend, noch kommen sie aus der Sünde. Es geht ihnen, wie dem Tristram Schandy, welcher sich täglich über das Knarren der Angeln seiner Thüre ärgerte, immer Oel eingießen wollte, aber es immer unterließ und auf den andern Tag verschob; des anderen Tages ging es wieder so und auf diese Weise ärgerte er sich sein halbes Leben lang, ohne Abhilfe zu schaffen, die so leicht war.

Die Trägheit ist Gott sehr mißfällig.

Es ist Gottes Wille, daß wir in der Jugend mit Fleiß und Eifer das erlernen, was zur Erhaltung des leiblichen Lebens gehört; Er will, daß wir mit Fleiß und Eifer jenen Erwerb, jenen Beruf, jenes Handwerk treiben, das Er uns angewiesen, um unser Brod damit zu verdienen. Unfleiß und Trägheit ist Ihm sehr mißfällig. Noch mehr will Gott, daß wir mit Eifer und Fleiß die Religion erlernen, die christlichen Tugenden uns aneignen, gute Werke üben, unsere Standespflichten erfüllen, dem Gebete, dem Gottesdienst obliegen und für unser Seelenheil sorgen. Trägheit in Dingen des Seelenheiles ist Gott sehr mißfällig. Solche Träge beschämt ein Thier und man kann es ihnen unbedenklich zum beschämenden Beispiele vorstellen. Der römische Kaiser Domitian hatte einen Elephanten, welchen er im Tanzen unterrichten ließ. Es ging ihm aber wie manchem Menschen, der in höheren Jahren gerne tanzen möchte, es aber in der Jugend zu lernen keine Gelegenheit hatte, nun aber zu ungeschickt ist. Der Elephant begriff seine Aufgabe nicht gleich und bekam Schläge. Weil aber diese Thiere viel Verstand haben, so übte er sich jede Nacht für sich allein auf einer Wiese im Tanzen. Das gute Thier wollte seinem Herrn gefallen, sich Schläge ersparen und verwendete die Zeit des Schlafens zu diesen Tanzübungen. O du gutes Thier, wie beschämst du die Trägen! Sie wissen, daß die Trägen Gottes Mißfallen trifft, daß Er sie mit Abscheu aus Seinem Munde speie, daß Er sie von Sich verstoße und ewig strafe; gleichwohl vernachläßigen sie ihre Pflichten, von deren Ausübung das Seelenheil abhängt, bloß um sich nicht anstrengen zu müssen.

Traum.

Die Träume der Frommen sind von Gott.

Gildo, Comes des römischen Reiches, hatte dem Kaiser Honorius den Gehorsam aufgekündigt und benahm sich nun als selbstständiger Herrscher in Afrika. Sein Bruder Maskezil, den er verfolgte und dessen Söhne er schon getödtet hatte, wurde von Honorius gesendet, ihn durch die Gewalt der Waffen zu bezwingen. Während der Seereise nach Afrika verweilte Maskezil einige Tage auf einer Insel, um sich hier bei frommen Einsiedlern durch Gebet und Fasten für die Unternehmung vorzubereiten, worauf er in Numidien landete. Nur fünftausend Mann betrug sein kleines Heer, während Gildo siebzigtausend bei sich hatte. Die große Gefahr erkennend, der er sich mit so geringen Streitkräften aussetzte, hatte Maskezil schon den Rückzug beschlossen, als er des Nachts im Traume den heiligen Ambrosius, der voriges Jahr gestorben war, mit einem

Stabe in der Hand vor sich stehen sah. Dreimal schlug Ambrosius mit dem Stabe auf die Erde und sprach dazu: Hier! Maskezil glaubte den Traum so verstehen zu müssen, daß er auf dem nämlichen Gebiete, das er eben besetzt hielt, binnen drei Tagen siegen würde. Er bereitete sich neuerdings durch fromme Uebungen vor, weil er als christlicher Krieger den Herrn der Heerschaaren als den Entscheider der Schlachten ansah und führte seine kleine Schaar am dritten Tage gegen den Feind. Ehe es aber zum Angriffe kam, wollte er noch den Versuch machen, die Krieger Gildo's zur Unterwürfigkeit gegen ihren rechtmäßigen Herrn zu bewegen; er trat also vor die Linie des feindlichen Heeres hin, um es mit friedlichen Worten anzureden. Ein Fahnenträger gab ihm eine trotzige Antwort, unterbrach die Rede und rief das Kriegsheer des Gildo zum Kampfe auf; Maskezil aber, um ihn zum Schweigen zu bringen, hieb ihn so mächtig in den Arm, daß er die Fahne sinken ließ. Da geriethen die übrigen Fahnenträger des feindlichen Heeres, die von ferne standen, in den Wahn, dieser ihr Vordermann habe der Friedensmahnung Gehör gegeben; sie *senkten*, ihm folgend, gleichfalls ihre Fahnen, worauf der größte Theil des Heeres sich zurückzog. Der Sieg war nun bald entschieden und Maskezil erkannte, daß sein Traum keine Täuschung gewesen.

So war auch einst der edle Kaiser Marcianus, in bangen Sorgen um sein Reich, ganz spät entschlummert, denn eben hatte der furchtbare Attila mit neuen Drohungen ihn beunruhigt, da sah er im Traume den Bogen des Attila zerbrochen zu seinen Füßen liegen; und in eben dieser Nacht war der blutige Weltbezwinger, von seinem eigenen Blute erstickt, in seinem hölzernen Palaste in Ungarn gestorben.

Nicht minder seltsam ist die Art, wie Lupicinus den heiligen Abt Romanus, seinen Bruder, nach langjähriger Trennung wiederfand. Romanus lebte, fern von aller Welt, in unwirthlichen Urwäldern des Juragebirges und Lupicinus wußte von diesem Wohnorte nichts. Eben hatte der Letztere seine Gemahlin durch den Tod verloren, als er im Traume seinen Bruder sah, der ihm seinen Aufenthalt anzeigte und ihn ermahnte, auch dorthin zu ziehen. Lupicinus säumte nicht; er wanderte in das Thal Condatiscone und fand alsbald seinen hocherfreuten Bruder, von welchem er sich nie mehr trennte.

Der heilige Gregorius der Große sagt: Auf fünffache Weise wird die menschliche Seele von Traumbildern heimgesucht und zwar: durch gewisse körperliche Stimmungen und Einflüsse; durch bloße Täuschung; durch eine Täuschung, die mit einem gewissen Nachdenken in Verbindung steht; durch reine Offenbarung; durch Offenbarung und Nachdenken zugleich. — Obige Träume entstanden theils rein durch Offenbarung, wie die zwei letzteren, theils durch Offenbarung und Nachdenken zugleich.

Träume können in Folge vorhergegangener sündhafter Vorstellungen Sünde sein.

Ein Oberst der Leibwache erzählte einmal zufällig, er habe den seltsamen Traum gehabt, daß er den König erstochen habe. Diese unvorsichtige Erzählung

kostete ihm das Leben, denn der König Dionysius, der davon hörte, meinte, ihm würde das im Schlafe nicht vorgekommen sein, wenn er nicht wachend vorher solche Gedanken gehabt hätte. Wer an Böses, Unsittliches im Wachen denkt und dann dieses Böse und Unsittliche im Traume thut, dem wird der Traum zur Sünde gerechnet.

Auf Träume halten die Wilden.

Der Traum ist ein großer Gott bei dem Indianer; man darf ihm nicht ungehorsam sein; was Einer träumt, das muß er auch ausführen. Einer der Missionäre wäre diesem Aberglauben nahebei als Opfer gefallen, indem ein Krieger geträumt, er habe einen Franzosen getödtet, und wirklich in ihre Hütte stürzte, um den Traum wahr zu machen; aber die Missionäre hatten sich klugerweise davon gemacht und der Wüthende ließ seine tolle Rache an einem europäischen Rocke aus. Weniger gewissenhafte Männer hätten diesen Aberglauben vielleicht zu ihrem Vortheile ausgebeutet; aber die Missionäre beschlossen, der Traumdeuterei keinerlei Zugeständnisse zu machen und blieben zuletzt Sieger.

Kindliche Liebe belohnt durch einen Traum.

In Mähren lebte ein Geschäftsmann, dessen Vermögen ein ganz bescheidenes war. Diesem erschien nun vor einigen Tagen seine erst kürzlich verstorbene Mutter, die er liebte und ehrte, im Traume, und forderte ihn auf, er möge nach Mährisch-Neustadt, einem drei Stunden entfernten Orte, gehen und dort auf drei näher bezeichnete Nummern drei Gulden in die kleine Lotterie setzen. Der Traum war sehr lebhaft und der Träumende, der überdieß seine Mutter lieb hatte, einer von denjenigen, denen ein solcher Anlaß eine erwünschte Gelegenheit zur Lotterie ist; daher er sich gleich Morgens auf den Weg machte und in Neustadt angekommen, die drei geträumten Nummern mit dem angegebenen Betrage in die Lotterie setzte. Die Ziehung fand bald statt und siehe da! — wer beschreibt seine Ueberraschung? — die drei geträumten Nummern waren richtig gezogen und brachten dem glücklichen Spieler einen Gewinn von vierzehntausend Gulden. Der Gewinner vertraute so sehr auf den Traum, daß er seine zwei Brüder telegraphisch aufforderte, zu setzen; welches diese aber unterließen.

Treue.

Treue im Dienste ein Beispiel.

Belisar, ein Dacier von geringer Herkunft, war ein Feldherr von seltener Größe. Er eroberte seinem Herrn Justinian I. Afrika und ganz Italien aus den Händen der Vandalen und Gothen. In Ravenna trug man ihm die Königswürde an, er aber schlug sie aus. Dennoch kränkte der Kaiser diesen treuen Diener durch unaufhörliches Mißtrauen, unterstützte ihn schlecht und störte dessen kühnste Anschläge durch unzeitige Kabinetsbefehle. Der argwöhnische Kaiser berief ihn zu sich zurück. Justinian sendete ihn ein zweites Mal gegen den Gothenkönig Totilas nach Italien, aber ohne Geld, ohne hinreichende Mannschaft;

er sollte den Krieg von der Beute führen, die er machen würde. Da Belisar keine Unterstützung erhielt, so konnte er Nichts thun und bat nach fünf Jahren den Kaiser selbst um seine Abberufung. Aber Undank war sein Lohn.

Trinken.

Wie viel darf man geistige Getränke trinken?

Einmal fragte ein Schüler den Abt Sisois: Was soll ich machen, wenn ich zur Kirche komme, wo die Liebesmahle gehalten werden und sie mich dort beim Mahle zurückhalten? Da erwiederte der Greis: So bleibe. Hierauf fragte der Schüler weiter: Wenn es ein Samstag oder Sonntag ist und ich trinke drei Becher, ist das viel? Der Greis antwortete: Wenn es dich nicht im geistlichen Leben hindert, so ist es nicht viel. Also nur so viel trinken, daß man den Verstand behält und seine geistlichen Geschäfte verrichten kann.

Im unmäßigen Trinken geistiger Getränke ist der Satan.

Einst war im Kloster des heiligen Antonius eine kleine Festlichkeit und man hatte ein Fäßchen Wein herbeigeschafft. Da nahm ein Mönch ein kleines Kelchgefäß, trug es zum Abte Sisois, gab es ihm und er trank. So schenkte er ein zweites Mal ein und Sisois trank. Als er es aber das dritte Mal thun wollte, nahm es Sisois nicht mehr an, sondern sagte: Laß das, mein Bruder; weißt du denn nicht, daß dieß ein Satan ist? Er hatte Recht, denn der unmäßige Genuß reizt zu teuflischen Werken, zu Zorn, Haß, Todtschlag.

Zur Selbstbeherrschung gehört Mäßigkeit selbst im Trinken des Wassers.

Als Paulus der Einfältige beim heiligen Antonius um Aufnahme bat, belehrte ihn dieser, wie er durch Handarbeit in der Wüste sich die lange Weile vertreiben müsse und sagte, daß er die Hand bei der Arbeit, die Gedanken, das Gemüth und den Geist aber bei Gott haben solle. Er trug ihm auch auf, erst am Abend Speise zu nehmen und darauf Acht zu geben, daß er es nie bis zur Sättigung kommen lasse, besonders im Trinken; denn er behauptete, daß durch den Ueberfluß des Wassers eben so die Phantasien des Geistes erzeugt werden, wie durch den Wein das Blut erhitzt wird. Dann gab er ihm in der Nähe, d. h. drei Meilen von ihm eine Zelle, wo er das in Ausübung bringen sollte, was er gelernt hatte, und Antonius freute sich sehr, da er sah, daß er Alles pünktlich befolgte.

Trockenheit.

Trockenheit des Geistes, eine Prüfung der Heiligen.

Wir wissen vom heiligen Alphons Liguori, daß es dem Herrn zuweilen gefalle, seinen Diener durch eine ganz ungewöhnliche Trockenheit zu prüfen. Das Herz des heiligen Alphonsus war einer großen Trockenheit preis gegeben; seine Tage schwanden hin in einer innerlichen Verlassenheit; er bat Gott inständig, doch Mitleid mit seiner Seele zu haben; Gott aber blieb unerbittlich;

kein Tropfen Trost fiel vom Himmel, ihn zu erquicken. Bei Anhörung oder Darbringung der heiligen Messe fühlte er nicht mehr seine frühere Inbrunst; sein Gebet war lau und kraftlos; er suchte Gott und fand ihn nicht. Ich gehe zu Gott, sagte er mit Traurigkeit und er verstößt mich, ich gehe zur allerseligsten Jungfrau Maria, und sie hört mich nicht. Und dennoch, in diesem Zustande der Trockenheit, ließ er seinen Eifer, Gott zu dienen, keinen Augenblick erkalten und erlangte täglich neue Verdienste durch seine Anstrengung, jene Schwierigkeiten zu überwinden.

Tröstungen.

Gott gibt den Anfängern der Heiligkeit himmlische Tröstungen.

Seitdem sich der heilige Ignatius Gott ergeben hatte, war er in dem Genuße einer vollkommenen Ruhe gewesen; er hatte sogar die Süßigkeiten geschmeckt, welche der heilige Geist gewöhnlich über die Seelen der neubekehrten Sünder auszugießen pflegt, theils um ihnen die Vergnügungen der Welt zu verleiden, theils auch, um ihnen die Mühseligkeiten der Buße zu versüßen. Diese innere Ruhe und alle jene geistigen Freuden verlor er dergestalt, daß er während seiner Gebete und bei seinen Bußübungen nur Unruhe und Trockenheit fühlte. Die Heiterkeit kam zuweilen plötzlich wieder und mit einem solchen Uebermaß von Trost, daß er ganz außer sich gerieth. Allein diese süßen Augenblicke gingen schnell vorüber und wenn er die himmlische Klarheit wieder zu sehen wähnte, fand er sich in noch dichtere Finsterniß zurückgeschleudert. Da er in diesen verschiedenen Zuständen keine Erfahrung hatte, und er nicht wußte, daß die Seelen, welche ein christliches Leben beginnen, zuweilen so behandelt werden, aus Besorgniß, daß sie ihren Eifer nicht ihren Kräften zuschreiben, und daß sie sich nicht an die Tröstungen Gottes mehr fesseln, als an Gott selbst, so rief er bei diesen plötzlichen Veränderungen aus: Was ist das für ein neuer Krieg? In was für eine unbekannte Laufbahn trete ich ein?

Trübsale.

Trübsale reinigen die Seele von ihren Fehlern.

Wenn die Asbestleinwand Fettflecke bekommen hat, so wird sie in's Feuer geworfen und dadurch gewaschen und gereinigt! So wird die Seele von ihren Fehlern und Unvollkommenheiten geläutert durch Trübsale, Angst, Noth, Verfolgung, Verlegenheit.

Gott schickt Trübsale zur Uebung in der Geduld und endet sie, wenn man sie geduldig erträgt.

Es lebte ein Einsiedler in der ägyptischen Wüste, über den Gott eine Trübsal schickte. Wenn ihn Jemand sah, grüßte er ihn nicht, noch auch nahm er ihn in seine Zelle auf; wenn ihm Brod mangelte, lieh ihm Niemand welches; kam er von der Ernte heim, so lud ihn Niemand zum Essen, wie es Brauch war. Einmal kam er bei großer Hitze vom Schneiden des Getreides heim und

hatte kein Brod in seiner Zelle; er dankte aber in allen Trübsalen Gott. Als nun Gott die Geduld dieses Bruders sah, nahm er die Trübsal von ihm. Auf der Stelle klopfte Jemand an seiner Zelle, der ein Kameel von Aegypten herführte, das mit Brod beladen war. Da der Bruder dieses sah, fing er an zu weinen und sprach: Herr! bin ich denn nicht mehr würdig, auch nur eine kleine Trübsal zu leiden? Dann beriefen ihn die Brüder zu sich in ihre Zellen, nahmen ihn mit sich in die Kirche und erquickten ihn.

Trübsale sind ein kostbares Geschenk Gottes.

Maria von Medicis, Gemahlin Heinrichs IV., Königs von Frankreich, und Mutter von drei Söhnen, hatte schon in ihrem Vaterlande eine zärtliche Liebe zu einer Jungfrau, Namens Pasithea Crogi, gefaßt, welche in Hetrurien gleich einer Heiligen geehrt wurde und ließ dieselbe zu sich nach Paris kommen. Als sie sich der erfreuten Königin vorstellte, fragte diese: Was bringst du mir Gutes und Schönes mit aus meinem Vaterlande? Pasithea antwortete: Das allerbeste und schönste Geschenk, auserwählt vor allen anderen. Da ward in der Königin das Verlangen rege, dieß ausgezeichnete Geschenk zu sehen, sie drang darauf, daß es ihr ohne Verzug überreicht werde. Pasithea entfernte sich und brachte nach kurzem Verweilen ein großes, ja ungeheueres hölzernes Kreuz herein. Maria entsetzte sich und wollte es wegen seiner übermäßigen Größe nicht annehmen; allein Pasithea bat inständig: Nehmet es an, Königin, nehmet es herzhaft an; bald wird ein viel größeres nachfolgen. Sie hatte wahr gesprochen. Wenige Tage nachher fiel ihr Gemahl unter dem Dolche eines Meuchelmörders; kaum hatte die tiefbetrübte Wittwe Zeit gehabt, ihren Gemahl zu beweinen, wurde sie drei Mal nacheinander von Rebellen auf's Aeußerste bedrängt, denn acht Tage ward sie gefangen gehalten, dann in die Verbannung geschickt; sie entfloh, wurde wieder gefangen, entkam wieder und lebte einige Jahre in größter Dürftigkeit in Holland, dann in England, bis sie endlich mitten unter den härtesten Kränkungen und Trübsalen in Köln aus dem Leben schied. Die Heilige nannte das Kreuz von Holz und die Trübsale ein kostbares Geschenk; sie sind es wirklich für den, der sie geduldig erträgt.

Trunk.

Der Trunk macht zum Diebe.

Die Leidenschaft des Trunkes macht den Menschen zum Verschwender, zum Betrüger und Diebe, weil das Einkommen nicht langt. Ein Schmiedgeselle war sehr geschickt und erhielt wöchentlich einen Gulden; aber es langte nicht, denn er war dem Trunke ergeben; deßhalb verkaufte er den Leuten allerhand Werkzeuge, Hacken, Beile, Schaufeln, Gabeln zum Dünger und das Eisen dazu stahl er seinem Meister.

Der Trunk macht zum eigenen Schaden zerstreut und vergeßlich.

In meinem Kirchspiele war ein Mann, der sich zuweilen gelegenheitlich vergaß und sich betrank. Einmal kaufte er in Teplitz neun Ellen Tuch à sieben

Gulden, besuchte am Wege mehrere Wirthshäuser, ging schon von Teplitz illuminirt bis Torn, wo sich ihm ein Weib mit einem Korbe beigesellte, das sich erbot, den Pack zu tragen. Im nächsten Straßenwirthshause kehrte er wieder ein und vergaß auf den Pack und auf's Weib, das weiter ging. Später fiel es ihm ein, daß er einen Pack hatte, er lief dem Weibe nach, fand es aber nicht mehr, und das Tuch blieb aller Erkundigung ungeachtet weg. Auf eben diesem Gange ließ er in einem anderen Wirthshause seine Brieftasche mit zweihundert Gulden Banknoten liegen, erhielt sie aber zum Glücke von den ehrlichen Wirthsleuten wieder.

Der Trunk hat böse, lebensgefährliche Folgen.

In Wien ist ein Schnapstrinker wegen übermäßigen Genusses innerlich verbrannt. In Arnfels, in Oesterreich, ging ein Jüngling Abends betrunken nach Hause, fiel auf der Straße und blieb liegen. Des Nachts ging ein Fuhrmannswagen über ihn und schnitt ihm beide Füße ab, welche bis in das Geleise hereinreichten. Das machte ihn nüchtern. (Gemeindeztg.)

Der Trunk macht den Menschen zum Ungeheuer.

Wenzel, Sohn Kaiser Karl IV. wurde mit neunzehn Jahren König von Böhmen und zugleich deutscher Kaiser. Der jugendliche Kaiser umgab sich ganz natürlich mit jugendlichen Rathgebern. Er hatte noch kein Jahr regiert, so hatten ihn schon Trunk und Ausschweifung ganz verändert. Da in Böhmen die Pest wüthete, hielt er sich in Aachen auf. Er hatte einen geschickten Matrosen aus Antwerpen zum Kammerdiener aufgenommen, ohne den er nicht sein konnte; er war brav und hieß Michael Koremann. Wenzel war von vergnügungssüchtigen Menschen umgeben und brachte seine Tage mit langen Gastereien und seine Nächte mit Ausschweifung und Schwelgerei zu. Als Folge seines unordentlichen Lebens erlaubte er sich allerlei Gelderpressungen und verkaufte Provinzen. Mit zweiundzwanzig Jahren nannten ihn seine Unterthanen „Wenzel den Trunkenbold". Er war allabendlich berauscht. Nach dem die Pest in Böhmen aufgehört hatte, kehrte er in sein altes Schloß nach Prag zurück, aber anders, als er es verlassen; Trunkenheit, Rohheit und Grausamkeit waren in seinem Gefolge. Koremann mußte ihn auf der Moldau spazieren führen, der Kaiser wollte nur von ihm an's Land gesetzt sein, wenn man ihn trunken nach seinem Palaste zurückbrachte. In der Trunkenheit bekam er häufige Wuthanfälle, in Folge deren er die Offiziere, die Höflinge, ja selbst die Minister mißhandelte; Koremann war der einzige, der keine Schmähworte und Fußtritte von ihm bekam. Eines Tages machte Johann von Genstein, Erzbischof von Prag, dem Kaiser gerechte Vorstellungen; Wenzel gerieth in Wuth und nur Koremanns Dazwischenkunft rettete den Erzbischof; ebenso rettete er die Kaiserin vom Tode, als der trunkene Wenzel sie mit einem Hammer schlagen wollte. Neben des Kaisers Bette schlief eine ungeheuere Dogge, die er selbst fütterte und die er abgerichtet hatte, auf ein gegebenes Wort jeden Menschen zu erwürgen, der es wagte, sich ihm zu nähern. Drei arme Leibeigene aus den

Marställen waren so zur Probe um's Leben gekommen. Der Wüstling verfiel trotz des musterhaften Lebens der Kaiserin auf den Verdacht, sie hege eine verbrecherische Liebe. Er setzte sich in den Kopf, ihren Beichtvater, Johann von Nepomuk zu bewegen, ihm die Beichten der Kaiserin zu eröffnen. Johannes schwieg; und dieses Schweigen bestärkte ihn in seinem Verdachte. Johannes sagte: Mein Schweigen bedeutet bloß, daß der Mund eines Beichtvaters stumm ist; hierauf antwortete er auf keine Frage des Ungeheuers mehr. Der erbitterte Kaiser rief: Fort mit dir, der Zorn übermannt mich. Am Abende des andern Tages, da Wenzel schon betrunken war, ließ er sich den Beichtvater vorführen. Ach! da bist du! rief er aufstehend; doch er schwankte und fiel in seinen Sessel zurück. Johannes schwieg auf alle vorwitzigen Fragen. Du wirst doch sprechen, rief Wenzel wüthend; und ich stehe dir dafür, daß du schnell sprechen wirst. Seit Wenzel von Tag zu Tag tiefer in den Abgrund scheußlicher Trunkenheit und Ausschweifung versank, wurde er entsetzlich. Die Ritter Böhmens flohen seinen gefährlichen Hof und schlossen sich in ihren Burgen ein; der Kaiser machte den Scharfrichter zu seinem Vertrauten und Freund; er nannte ihn seinen Gevatter; später hielt er des Henkers Sohn über der Taufe. Mit ihm erfand er neue Foltern und Todesarten; er zog ihn selbst an seinen Tisch. War er betrunken, so stand dieser Mensch ganz zu seinem Befehle und er gebrauchte ihn oft gegen seine zitternden Gäste. Diesem Henker befahl Wenzel, dem heiligen Johannes die kleinen Zehen an beiden Füßen wegzuschneiden, die er seinem Hunde Hupp zum Fraße hinwarf. Ein junger Bedienter war gegenwärtig, zitterte vor Entsetzen und machte unglücklicher Weise ein Zeichen des Mitleids; der Blick des betrunkenen Kaisers fiel in diesem Augenblicke auf ihn. Hah! Bube! rief der Betrunkene, du mißbilligst meine Gerechtigkeit! Hupp, hieher! Bei diesen Worten nahm er seinen Hund beim Ohre, bezeichnete ihm mit der Hand den armen Jüngling und hetzte ihn mit dem Rufe: Gluck! auf ihn. Auf dieses bekannte Wort stürzte sich der Hund auf den Bedienten, warf ihn nieder, erwürgte ihn in zwei Sekunden und kehrte zu seinem Herrn zurück. Tiefes Stillschweigen folgte diesem Schauspiele. Du sprichst noch nicht, sprach der Tyrann zum Beichtvater; man schneide ihm ein Ohr ab! Auf Koremanns Fürsprache unterblieb dieses. Wenzel rief: Bringt ihn in den Kerker und gebt ihm jeden Morgen fünfzig Stockschläge, bis er sich zum Sprechen entschließt. Auf dieses Wort sank der betrunkene Kaiser in seinen weiten Sessel zurück und schlief ein. Drei Tage lang erhielt Johannes täglich fünfzig Stockstreiche, dann wurde er gefoltert, darauf entließ ihn Wenzel, dem ein anderer Gedanke durch den Kopf ging, nämlich das Ertränken in der Moldau. Die Kaiserin, von ewigem Verdachte gequält, bat den Kaiser, ihr zu erlauben, in's Kloster zu gehen. Wenzel lag noch im Bette; sein Gesicht wurde scheußlich, Schaum strömte ihm aus dem Munde, seine Augen waren mit Blut unterlaufen, er kniff heftig in Hupps Ohr, daß die Dogge ein dumpfes Knurren hören ließ; dann rief er: Gluck, auf sie! und die Dogge zerfleischte den Hals der Kaiserin, leblos lag ihr Körper auf dem Fußboden. Koremann sollte den Leichnam entfernen. Ach, der Unmensch! rief dieser, indem er sich nicht mehr beherrschte;

ich mag ihm nicht mehr angehören. Nach mir gehört man Niemanden, rief eine rauhe Stimme. Es war der Kaiser, der seine Dogge auf Koremann hetzte. Doch der starke Jüngling erwiederte den Anfall des Hundes dadurch, daß er ihm mit einem Faustschlage die Nase einschlug, ihn bei der Kehle ergriff, mit seinen mächtigen Händen erwürgte und ihn mit ausgestreckten Gliedern dem Kaiser vor die Füße warf, worauf er in den Kerker geworfen wurde, aber durch die Flucht nach Antwerpen entkam. Die Trunkenheit hat diesen Wenzel zum Vieh, zum Ungeheuer, zum Teufel gemacht; ist sie nicht eine der schlimmsten Hauptsünden?

Trunkenheit, wegen ihrer Folgen ein abscheuliches Laster.

Aus Freistadt in Schlesien wird berichtet: Am 6. März 1866 wurde dort ein Kind getauft und die zwei Pathen hatten sich in Begleitung der Hebamme zu dem Taufakte in die Kirche begeben. Nach landesüblicher Sitte sprachen diese drei in einem Wirthshause ein, wo sie sich im Schnapse betranken. Nach einem Aufenthalte von beiläufig zwei Stunden brachen sie mit dem Täufling wieder auf und setzten in höchst begeisterter Stimmung ihren eine Stunde weiten Weg weiter fort. Endlich zu Hause angelangt, wollten sie den Aeltern das Kind zurückgeben, hielten aber leider nur das leere Bettchen in den Händen; das Kind war ihnen auf dem Wege herausgeschlüpft, wahrscheinlich, weil sie es kopfabwärts getragen hatten. Nun gab es großen Schrecken. Die Pathen wurden plötzlich wieder nüchtern und eilten mit den geladenen Gästen fort, das Kind zu suchen. Man fand das arme Würmchen endlich auf der Straße in einem Fahrgeleise liegend, — es war auf dem Heimwege auch heimgegangen zu seinem himmlischen Vater. Der Schmerz der Aeltern, als man ihnen das todte Kind überbrachte, war grenzenlos. Möchte diese Taufgeschichte mit ihrem tieftraurigen Schlusse doch allen Fahrlässigen und Trinkern zur Mahnung und Warnung dienen! (Gemeindeztg. vom 10. März 1866. Nr. 20.)

Der Trinker wird zum Selbstmörder.

Unweit Neuberg in Steiermark fiel am 16. Dezember 1865 ein vierundachtzigjähriger Bauer, als er in der Nacht aus dem Wirthshause nach Hause ging, im berauschten Zustande in die Mürz. In dieser übernachtete er. Des andern Morgens sah ihn ein vorübergehender Gensdarm noch sitzend im Flußbette und befreite ihn aus dieser höchst unangenehmen Lage. Der über Nacht im Mürzflusse wieder nüchtern Gewordene legte noch eine Viertelstunde Wegs bis zum nächsten Wirthshause zurück, um sich dort neuerdings mit Branntwein zu laben. In der darauf folgenden Nacht gab er in Folge der gewaltigen Verkühlung und des übermäßigen Branntweingenusses seinen Geist auf. Ist das nicht Selbstmord?

Trunkenbolde sind meistens unverbesserlich.

Zu Venedig lebte ein Vater in großer Besorgniß wegen seines dem Trunke ergebenen Sohnes. Alle Mittel wurden versucht, den Säufer zur Nüchternheit

zu bekehren; aber Alles war vergebens. Eines Tages gingen Vater und Sohn mitsammen aus und da begegnete ihnen ein Betrunkener, der sich sehr ärgerlich und eckelhaft geberdete. Der Vater machte den Sohn ernstlich und mit Nachdruck aufmerksam auf die Schändlichkeit der Völlerei, die sich hier an diesem Menschen so widerlich offenbarte und denselben zur Zielscheibe alles Spottes und zum Gegenstande gerechter Verachtung machte. Der Sohn hörte willig zu und der Vater nährte schon die Hoffnung, dieser Anblick habe ihn um Vieles gebessert. Allein, welche Antwort gab endlich der trunksüchtige Sohn?! Ach Vater, sprach er, wenn ich nur so glücklich wäre und den Wirth wüßte, bei dem dieser Mann so starken Wein getrunken! Ich würde mir gerne eine tüchtige Rechnung gefallen lassen, wenn ich nur auch so tüchtigen Wein bekäme. (Petr. Oblad. de fil. prodig. Hausen I. S. 243.)

Trunkenheit ist die Mutter der Unkeuschheit.

Der heilige Augustin erzählt uns folgende traurige Begebenheit, die sich zu seiner Zeit in Afrika zugetragen. Ein Jüngling, Namens Cyrillus, war der Trunkenheit ganz ergeben. Als er eines Abends toll und voll nach Hause kam, suchte er seine eigene Schwester zur Unzucht zu verleiten. Diese aber wollte lieber sterben und stach sich — auf's Aeußerste gebracht — einen Dolch in's Herz. Auf den Lärm eilte der Vater herbei, wurde aber von dem wüthenden Wüstlinge angegriffen und ermordet. Diesen beiden Opfern fügte der Elende noch ein drittes hinzu, indem er auch noch eine andere Schwester, die zu Hilfe kommen wollte, niederstach. Wie wahr schreibt der heilige Paulus: Trinket euch nicht voll Wein, denn darin steckt Unkeuschheit. (Hausen I. S. 278.)

Die Trunkenheit meiden selbst neubekehrte Christen der Wilden.

Die Jesuiten hatten in Paraguay viele hunderttausend wilde Indianer zum Christenthum bekehrt, in Dörfern versammelt und sie zweihundert Jahre geleitet, ohne Arrest und Polizei, bloß durch die Religion und die zehn Gebote Gottes. Diese Indianer bauten das Zuckerrohr, sowohl für Zucker, als für Rum, den sie selbst brannten. Was an so vielen Orten nur Trinker hervor bringt, das stiftete bei diesen wilden Christen keinen Schaden; Keiner betrank sich, obwohl sie wegen der feuchten Lage einigen Rum genossen. Dieß bezeugen selbst Protestanten.

Trunkenheit bringt vierzig Schwelgern den Tod.

In Susa verlangte das macedonische Heer von Alexander den Abschied, weil er die Perser bei Vertheilung der Beute den Macedoniern gleichgestellt hatte. Alexander zürnte sehr und ließ sich drei Tage nicht sehen. Seine Soldaten gingen in sich und baten auf den Knieen um Verzeihung. Alexander konnte sich der Thränen nicht enthalten. Herr, redete ihn ein alter Oberster an, wir murrten nur darüber, daß du auch Perser zu deinen Verwandten gemacht hast und dich von ihnen küssen ließest. O ihr seid ja Alle meine lieben Ver-

wandten, rief Alexander, und umarmte den Obersten, reichte auch allen Graubärten, welche herbei traten, den Mund dar und gab dem ganzen Heere zur Aussöhnung ein Festmahl, bei welchem er mit seinen Freunden aus Einem Becher trank. Hier setzte er Preise für die besten Trinker aus — schlimm genug! — und vierzig Gäste tranken sich zu Tode. Dann ließ er alle Invaliden auffordern, welche nach Hause zurückkehren wollten. Es meldeten sich zehntausend Mann, denen er Führer und Reisegeld mitgab.

Die Trunkenheit verursacht oft den Tod, macht also zum Selbstmörder.

Zur Zeit einer Pest ging ein Spielmann herum, der sich seiner Gewohnheit nach täglich betrank. Einmal lag er auch sternvoll auf der Gasse. Die Todtengräber, welche täglich die Leichen aus den Häusern abholten und auf Wegen hinausschafften, wo sie in eine tiefe Grube geworfen wurden, welche, wenn sie voll war, mit Kalk überschüttet und mit Erde zugedeckt wurde, fanden ihn und da sie ihn für todt hielten, luden sie ihn auf ihren Wagen und warfen ihn mit sammt seinem Dudelsack in die Grube zu den Todten, wo er die ganze Nacht unter den an der Pest Verstorbenen lag. Als er sich ernüchtert hatte, konnte er sich gar nicht darein finden, wo er denn sei. Zu seinem Glücke fing er an, seine Sackpfeife aufzublasen und zu spielen; dieß hörten die Todtengräber und zogen ihn mit Stricken heraus. Er lebte wenige Tage noch und bekannte, daß die Trunkenheit seines Todes Ursache sei.

Trunk ist eine der sieben Hauptsünden.

Anton Hollovar, neununddreißig Jahre alt, verehelicht, Vater von vier unmündigen Kindern, bisher wohlbehalten, besaß zu St. Lorenzen, Bezirk Cilli, ein Bauernhaus, welches im Frühjahre 1866 im Exekutionswege veräußert und von Jakob Pischek erstanden wurde. Durch den Verkauf seines Bauerngutes kam Hollovar in eine mißliche Lage, er mußte das Haus verlassen und war auf den Käufer und die Exekutionsführer nicht gut zu sprechen. Am 12. Juni 1866 trank er in einigen Gasthäusern, wurde wohl etwas, aber nicht bedeutend berauscht, und trat zufällig auch in ein Wirthshaus zu St. Lorenzen, wo Jakob Pischek ebenfalls anwesend war. Das Gespräch wurde von Hollovar auf die Versteigerung seiner Wirthschaft geleitet, er erhitzte sich, gerieth mit dem Nachbar Govebitsch in einen Wortwechsel und drohte, daß er schon Etwas anstellen werde, daß Alle an ihn denken. An demselben Abende brach im Heuschupfen des Govebitsch, in welchem auch Pischek Kleefutter hatte, Feuer aus, und man schloß sogleich, da der Brand wohl nicht zufällig entstanden sein konnte, auf eine böswillige Einlegung des Feuers und darauf, daß Hollovar der Brandstifter sei. Er wurde eingezogen, läugnete durch längere Zeit, der Brandleger zu sein und gestand erst beim Schlusse der Untersuchung, aus Zorn und Aerger, dann aufgereizt vom Genusse geistiger Getränke, mit Streichhölzchen angezündet zu haben. Er wurde zu fünf Jahren schweren Kerkers verurtheilt. Das wäre Alles nicht geschehen, wenn er sich nicht betrunken hätte.

Trunkenheit macht den Menschen verächtlich und zum Gegenstande des Spottes.

Philippus Bonus, Herzog der Niederlande, sah einst einen betrunkenen Bauer auf der Gasse liegen und schnarchen. Er befahl seinen Bedienten, denselben in seinen Palast zu tragen, die schmutzigen Kleider auszuziehen, ihm saubere Wäsche anzulegen und in ein fürstliches Bett zu legen, was Alles genau vollzogen wurde. Früh Morgens, als er den Rausch ausgeschlafen hatte und sah, daß er in einem mit Sammt und Seide überzogenen Bette liege und mit lauter Pracht umgeben sei, konnte er sich gar nicht darein finden. Endlich kamen Kammerherren und Kammerdiener, welche ihm mit vielen Ceremonien kostbare Kleider anzogen. Es erschienen auch Kavaliere, welche höflichst fragten, wie Seine Durchlaucht geschlafen? Gar wohl, gab er zur Antwort. Es gefiel ihm allmählig, besonders, als er zu Mittag bei einer so herrlichen Tafel saß. Philippus sah ihm geheim mit Vergnügen zu. Nach der Tafel wurden allerlei Späße aufgeführt, auch wurde getanzt; zuletzt kam vortrefflicher Wein, dem er oft in starken Zügen zusprach, daß er wieder toll und voll besoffen wurde und Nichts mehr von sich wußte. Nach Sonnenuntergang zog man ihm die fürstlichen Kleider aus, legte ihm sein voriges Gewand wieder an, und trug ihn an den Ort, wo man ihn gefunden hatte. Als er des Morgens nüchtern geworden und sich im Kothe liegen sah, hielt er das Erlebte für einen Traum und erzählte ihn seinem Weibe, die ihn gebührend ausschalt. O wie macht sich der Trinker verächtlich! Für Solche ist der Himmel nicht. (Pia Hilaria Gazäi etc.)

Trunk führt zu Verbrechen.

Am 22. September 1866 wurde in Kierlingsthal von einem zwanzigjährigen Burschen ein Doppelmord ausgeführt. Der dortige Ausgedinger Johann Pirnigl lebte mit seinem Weibe in einem nahe am Ende des Ortes gelegenen Häuschen und hatte außer dem genannten Burschen keine Dienstleute. Letzterer, ein Waisenkind und von den Eheleuten an Kindesstatt angenommen und erzogen, wußte, daß seine Ziehältern sich im Besitze von einigem Vermögen befanden, welches sie wohl verwahrten. Da er, dem Trunke ergeben, viel Geld vergeudete, und seine Wohlthäter ihm dieses verweigerten, so faßte er den unmenschlichen Entschluß, dieselben zu ermorden, um in den Besitz des Geldes zu gelangen, welche scheußliche That er in der Nacht vom 21. auf den 22. September 1866 mit einer Holzhacke ausführte. Aber noch in dieser Nacht und am Thatorte wurde er gefangen genommen und der Behörde eingeliefert. Er hat gemordet, um Geld zum Trinken zu bekommen.

Trunk führt zum Mord.

Ein Feldhüter hatte in Zbraslawitz in Mähren ein Kartoffelfeld zu hüten, und war mit einer geladenen Flinte versehen. Dieser Mann war dem Trunke ergeben und händelsüchtig. Ein Schwein gerieth in die Erdäpfel. Da er das Schwein kannte, so trieb er es der Eigenthümerin in's Haus und machte dort

großen Lärm. In demselben Hause lagen vier preußische Dragoner einquartirt, die den Lärmenden zur Ruhe verwiesen. Es entspann sich ein Wortwechsel, ein Dragoner griff nach dem Säbel, in demselben Augenblicke krachte der Schuß und die volle Schrotladung traf den Soldaten in den Kopf. Der Thäter wollte entfliehen, aber die Kunde, daß ein Kamerad erschossen worden sei, hatte sich sofort wie ein Lauffeuer unter den Preußen verbreitet; der Unglückliche wurde eingeholt, durch die Straßen auf die Wachtstube geschleppt und auf dem Wege dahin mit Stößen und Stichen mißhandelt, bis der auf dem Boden fortgeschleifte Körper kein Lebenszeichen mehr gab. Die Dragoner drohten, den Tod ihres Kameraden an der ganzen Stadt zu rächen; es blieb jedoch bei der Drohung, nur führten sie den Mörder, der, mit Wunden bedeckt, einen erbärmlichen Anblick bot, gebunden mit sich fort.

Trunk macht grausam.

Am 24. Oktober 1866 wurde der Gattenmörder Giakomo B. v. Sclemo gehenkt. Derselbe hatte bis zu seinem vierzigsten Jahre unbescholten und geachtet gelebt; von dieser Zeit an aber ergab er sich dem Trunke und dem Spiele und richtete so sein Hauswesen zu Grunde. Nun kam er auf den teuflischen Gedanken, seine höchst achtbare Frau, eine stilldulbende sorgfältige Hauswirthin und liebevolle Mutter, zu ermorden. Er grub auf seinem Felde ein förmliches Grab, stellte sich den folgenden Tag krank und lockte dann in der Nacht sein Weib auf das besagte Feld hinaus. Dort schlug er mit einem Knittel auf sie los, warf sie in die Grube und bedeckte sie mit Erde und Steinen. Die Unglückliche war hoch schwanger und noch nicht todt, wenn auch ganz betäubt, als er sie in die Grube warf. Er hat nun am 24. Oktober 1866 in Roveredo sein schaudervolles Verbrechen am Galgen gebüßt. Nach langer Mühe gelang es dem Priester, bei dem verstockten Sünder eine Sinnesänderung hervorzurufen und der Unglückliche starb reumüthig und gefaßt.

Trunk führt zu den gröbsten Verbrechen.

In Török nächst Szegedin wohnte seit zwanzig Jahren der Fleischhauer Sandor Gabory, wegen öffentlicher Gewaltthätigkeit öfters abgestraft. Er lebte mit seiner erst vierundzwanzig Jahre alten Frau in stetem Zank und Hader, weil sie durchaus nicht zugeben wollte, daß sich ihr Mann Nächte hindurch in den Wirthshäusern herumtreibe und das Geschäft hiebei vernachlässige. Als es einmal Mitternacht wurde und der Mann noch nicht zu Hause war, stand die Gattin auf, kleidete sich an, um ihren Mann aus dem Wirthshause zu holen. Einsehend, daß ihr bloßes Erscheinen Nichts nützen würde, ging sie erst auf das Stadthaus, erbat sich zwei Begleiter und holte nun unter solcher Assistenz den bereits total berauschten Fleischhauer nach Hause. Nach einer häuslichen Scene begab man sich zur Ruhe. Plötzlich vor Scham und Zorn über das Geschehene ganz wüthend, sprang der Mann vom Bette auf, erfaßte die beim Ofen liegende Hacke und versetzte seiner Frau zwei Hiebe über den Kopf, daß sie binnen wenigen Minuten den Geist aufgab. Durch das Gepolter und den Lärm erwachte das

auf der Ofenbank gebettete zwei Jahre alte Töchterchen Irma und weinte laut. Aus Furcht, durch das Geschrei des Kindes verrathen zu werden, erfaßte er dasselbe und würgte es so lange, bis es den Geist aufgab. Nun entkleidete er Gattin und Kind, riß zwei Dielen des Zimmers auf, verscharrte sie in der Erde und nagelte darauf die Bretter wieder an den Boden an. Von Gewissensbissen gepeinigt, versuchte er nun, sich selbst das Leben zu nehmen; da es ihm aber an den nöthigen Instrumenten fehlte, ging er noch in der Nacht, etwa zwei Stunden nach geschehener That, nach dem Richteramte, wo er sich selbst anzeigte und Trunkenheit als Ursache dieses entsetzlichen Vorfalls angab.

Trunk führt zum Säuferwahnsinn.

Im November 1866 brach in einem Bauernhause nächst der Kirche in Brunn am Gebirge Feuer aus. Der Schrecken der Ortsbewohner war um so größer, als sich in demselben Augenblick ein wüthender Sturm erhob. In kaum einer Viertelstunde war das Haus niedergebrannt und nur der kräftigsten Hilfe gelang es, das halbe Dorf von dem Untergange zu retten. Während des Löschens fand man auf dem Dachboden den Hausherrn des in Flammen stehenden Hauses mit einem Stricke erhängt und bereits von den Flammen ergriffen. Er war ein Trunkenbold, der, schon zu wiederholten Malen am Säuferwahnsinn leidend, gedroht hatte, seine Hütte und das ganze Dorf anzuzünden. Vor acht Tagen wollte er eine seiner Töchter abschlachten. Er war es auch, der sein Haus in Brand steckte, aus Rache gegen den Gemeindevorstand und den Arzt, die darauf gedrungen hatten, daß er in sicheren Gewahrsam gebracht werde.

Trunk setzt das Leben in Gefahr.

In Rochlitz, in Böhmen, fand man im November 1866 früh in einem nahen Teiche die Leiche des verheiratheten Viehschacherers E. Derselbe war vor acht Tagen aus einer sehr entlegenen Bierkneipe im betrunkenen Zustande allein in stockfinsterer Nacht, bei schlechtem Wetter, quer über die Felder nach Hause gegangen und war so in den Teich gefallen, wo ein Stickschlag seinem Leben ein schnelles Ende gemacht hat. Man fand ihn, da der Teich abgelassen worden war, noch mit der Mütze auf dem Kopfe und den Stock unterm Arm.

Trunk ist eine Art von Selbstmord.

Die in Schwechat bei einem Bau beschäftigt gewesene, neunundzwanzigjährige Taglöhnerin Eleonora F., ließ sich nach Beendigung ihrer Tagesarbeit im Dezember 1866 eine Maß Kornbranntwein bringen, welchen sie binnen kurzer Zeit austrank. Da sie als Säuferin bekannt war, beachtete Niemand ihr Thun. In der Nacht nun hörten die in demselben Zimmer mit ihr schlafenden Personen einen dumpfen Fall und fast gleichzeitig ein fürchterliches Geschrei, sie standen auf und nachdem sie Licht gemacht hatten, bot sich ihnen ein schauderhafter Anblick dar. Die Betrunkene wälzte sich mit gräßlich verzerrten Zügen und unter fürchterlichem Geheule auf dem Boden und war binnen kurzer Zeit eine Leiche. Sie war noch trunken von ihrem Lager aufgestanden und hatte

Licht anzünden wollen, aber ihr vom Alkohol geschwängerter Athem entzündete sich und die Unglückliche verbrannte bei lebendigem Leibe.

Der Trunk macht niederträchtig.

Ein Fechtmeister an einer gewissen Universität, der ein Riesenmann an Größe und Stärke war, dessen Leber aber auf der Sommerseite hing, weßwegen sie und er sehr durstig waren, verkaufte zu Lebzeiten, lange bevor er starb, seinen Leib drei Mal an verschiedene Anatomien und vertrank jedesmal das für denselben gelöste Geld. Klingt das nicht fast unglaublich? Seinen Leib verkaufen, sage drei Mal verkaufen und vertrinken! Um das thun zu können, muß es doch schon weit mit dem Menschen gekommen sein, muß der Trunkenbold geistig schon sehr abgestumpft und blödsinnig geworden sein.

Der Trunk macht gefühllos.

Ein Schnapsbruder hatte eine brave, rechtschaffene, christliche Frau, und was hat diese Frau gebetet und geweint um die Bekehrung ihres Mannes! Was hat sie ausgestanden in den langen Jahren ihres Wehestandes, wie viel Schmach und Kränkung, wie viel Rohheit und körperliche Mißhandlung! Sie war eine wahre Martyrin; denn sie ertrug nicht nur Leibespein, sondern, was viel schmerzlicher ist, Seelenpein, grenzenlose Pein in vielen Jahren, — doch Alles in Sanftmuth und Geduld. Der unaufhörliche Kummer und Gram, der tiefe Seelenschmerz und die barbarische Behandlung warfen dieses Marterbild endlich auf's Krankenlager. Wenn nun noch Etwas im Stande gewesen wäre, den versoffenen Schnapslumpen zu gewinnen, zu rühren und zur Umkehr zu bringen, so hätte es der Anblick dieses Opfers seiner viehischen Leidenschaft sein müssen; doch sein Herz war härter als ein Stein. Das Jammerbild schien seine Leidenschaft und viehische Rohheit noch zu steigern. Selbst auf dem Krankenlager mißhandelte er sein armes Weib und brachte ihr am Schienbeine eine schwere Wunde bei, die sich immer mehr verschlimmerte. Endlich mußte ein Arzt herbei gerufen werden und dieser erklärte, daß die unheilbare Krebskrankheit durch Vernachlässigung der Wunde am Beine ausgebrochen und keine andere Heilung möglich sei, als durch Abnahme des Fußes. Dazu wollte sich jedoch die Frau durchaus nicht verstehen, und zwar aus zwei Gründen: erstens hing sie nicht am Leben; denn, welchen Reiz hätte das Leben für sie haben können, das Leben an der Seite eines Unmenschen, eines gemeinen, niederträchtigen und rohen Schnapssäufers! Sie sehnte sich, aufgelöst und von ihrer übergroßen Marter und Pein erlöst zu werden und bei Christo zu sein. Zweitens sträubte sich ihre weibliche Züchtigkeit und Schamhaftigkeit gegen diese Operation; denn da ihr Mann das ganze Vermögen vertrunken und die Familie in tiefe Schulden und blutige Armuth versetzt hatte, so wäre der kranken Frau der Fuß unentgeltlich von einem Professor der Universität, im Beisein einer Menge von jungen Studenten, abgenommen worden, was ihr ein schrecklicher Gedanke war. Sie wollte also lieber sterben, als sich zur Abnahme ihres Fußes verstehen. Die Krankheit nahm einen schnellen Verlauf und bald war das Ende ihres schmerz-

erfüllten Lebens gekommen. Da rief sie ihren Mann an das Sterbebett, reichte ihm die kalte, abgezehrte, zitternde Hand, sah ihn lange und wehmüthig an und sagte dann voll tiefer Rührung und mit Thränen im Auge: Lieber Mann! ich fühle den Tod herannahen, nur noch wenig Augenblicke und ich bin erlöst. Ich verzeihe dir von Herzen all' den Kummer, all' das Kreuz und all' die Schmach, die du mir angethan. Ich scheide ohne Erbitterung und Groll, und glaube mir, ich will jenseits für dich beten, damit du doch dieser schrecklichen Leidenschaft entsagest und nicht durch sie ewig verloren gehest! Nun habe ich noch Einen Wunsch und Eine Bitte, lieber Mann! Willst du diesen letzten Wunsch und diese meine letzte Bitte erfüllen? Ich bitte dich inständig darum. Der Mann versprach's; denn so viel Liebe, so viel Herzensgüte hatte ihn ergriffen. Nun sagte das sterbende Weib: Du weißt, daß ich lieber sterben will, als mir den Fuß abnehmen lassen. Ich bitte dich nun, laß mir auch nach meinem Tode den Fuß nicht abnehmen. Versprich mir's in die Hand, ich sterbe dann ruhiger! Der Mann versprach's und getrost starb die Frau nach wenigen Minuten. Als der Universitätsprofessor ihren Tod erfahren, nahm er seine Instrumente zu sich, befahl dem Anatomie-Diener, die Blechbüchse, in welche die abgenommenen Glieder gelegt werden, ihm nachzutragen und verfügte sich in das Haus des Schnapstrinkers. Nach etlichen gleichgiltigen Fragen und Bemerkungen ersuchte nun der Professor den Lumpen, ihm zu gestatten, daß er seiner verstorbenen Frau den krebskranken Fuß abnehmen dürfe. Doch der Schnapsbruder gab ihm eine abschlägige Antwort und schien auch darauf bestehen zu wollen, seiner Frau das Bein nicht abnehmen zu lassen. Der Doktor aber hatte Menschenkenntniß, er kannte seinen Mann. Er zog einen blanken Thaler aus der Tasche, hielt ihn dem Schnapslumpen vor die Augen, schmunzelte und sagte: Das gäb' gutes Kirschenwasser! Da war Rührung und Versprechen vergessen, die Leidenschaft regte sich und streckte gierig ihre Krallen nach dem hingehaltenen Köder; der Mann willigte ein, daß seiner Frau, die noch nicht einmal kalt war, der krebskranke Fuß abgenommen werde und half dann selbst bei der Operation. O du Höllenbraten! Wahrlich bei deinem Triumphzuge in die Hölle mag Luzifer ein allgemeines Jubiläum feiern, denn so was kommt denn doch, zur Ehre der Menschheit will ich's glauben, selten vor!

Der Trunk macht zu allem Schlechten fähig.

Es war unlängst in den Zeitungen zu lesen, daß es in London häufig vorkomme, daß Frauen von ihren Männern verkauft würden. So hat neulich so ein Vieh seine Frau in einem Wirthshause um sechs Pfund Sterling verkauft, das ist nach unserem Gelde um zweiundsiebenzig Gulden, also um den ungefähren Preis, den eine alte magere Kuh werth ist. Und diese zweiundsiebenzig Gulden wurden dann sogleich von ihm und seinen Saufbrüdern durchgeschlagen. Einem Trinker, besonders einem Schnapstrinker, ist Alles feil; sein Leib, seine Seele, seine Frau, seine Kinder, sein Gott und sein Himmel. Gott sei Dank, daß er nicht auch seinen Ehrenplatz in der Hölle verkaufen kann.

Ein Trinker war auf dem Hund. Wie sich Geld zu verschaffen? Dieser

Gedanke machte ihm Viel zu schaffen. Da blitzte es auf in seinem Gehirne, es verzog sich sein Gesicht zu einem häßlichen Lächeln. Ich hab's gefunden, rief er. Sachte schlich er, die Scheere in der Hand, zu einem Bette, in welchem seine älteste Tochter schlief und schnitt ihr kaltblütig das volle, reiche, blonde Haar vom Haupte, verhandelte es an einen Friseur um zwei Gulden und trank sich dann einen Zopf an aus dem Erlös für den Zopf seiner Tochter. Gewiß ein liebenswürdiger Vater!

Ein dem vorigen ganz ähnlicher Schnapslump, der ebenfalls wegen Ueberfluß an Geldmangel auf dem Trockenen saß, verfiel, um sich Schnapsgeld zu verschaffen, auf den Gedanken, der gewiß seines Gleichen sucht, seiner erwachsenen Tochter die blendend weißen Zähne ausziehen zu lassen und sie an einen Zahnarzt zu verkaufen à einen Gulden dreißig Kreuzer. Gesagt, gethan! Der unnatürliche Vater band seiner Tochter die Hände auf den Rücken, hält ihr den Kopf, während der Zahnarzt die schönsten Zähne auszog; strich dann lachend das Blutgeld ein und schwänkt ohne allen Skrupel im nächsten besten Wirthshause das Gebiß seines Kindes die Gurgel hinunter! Welch' ein Galgen wäre hoch genug für solch' einen Rabenvater?

Trunk macht gleichgiltig gegen Menschenleben.

Bei einer Kindstaufe im Schwarzwalde kam der entsetzliche Fall vor, daß der Täufling aus der Kirche sogleich in's Wirthshaus getragen, auf die Ofenbank gelegt und dadurch um's Leben gebracht wurde. Weil das Kind der erstgeborne Sohn eines reichen Bauers war, so versammelte sich alsbald Jung und Alt im Wirthshause, gratulirte dem glücklichen Vater und trank dann auf das Wohl des Erstgebornen. Bald wirkte der Wein, Musik ertönte, es wurde getanzt und gesungen, gelärmt und ein Heidenspektakel aufgeführt. Keine Seele dachte mehr an das Kind auf der Ofenbank, weder Vater noch Pathen, weder Verwandte noch Bekannte. Während des ärgsten Spektakels schlüpfte ein hungriges Mutterschwein in die Wirthsstube, was übrigens auf dem Schwarzwald, im Sommer, bei den sehr geräumigen Wirthsstuben nichts Seltenes ist, entdeckte das Kind auf der Ofenbank, zog es am Bettchen auf den Boden und — fraß es auf. Niemand sah's, Niemand hörte das Kind schreien bei dem kannibalischen Lärm. Endlich schickte man sich zum Fortgehen an. Die Pathin, ein tanzwüthiges, verliebtes Mädchen, das wie toll den ganzen Nachmittag und Abend mit ihrem Burschen getanzt, trat nun zur Ofenbank, hob das Wickelkissen vom Boden, hielt's gegen's Licht, und stieß einen Schrei aus, daß Alles zusammenfuhr. Im Kissen ist Nichts, als eine Blutlache. Das hat die Trunkenheit gethan! Stammt dieses Laster nicht aus der Hölle?

Trunkenheit macht hart und roh.

An einem Eisenbahnhof stand eine große Menschenmenge und erwartete die Ankunft eines gekrönten Hauptes. Alles war in gespannter Erwartung, Alles war Aug und Ohr; denn der Bahnhof war prachtvoll beleuchtet und eine vortreffliche Militärmusik spielte meisterhaft verschiedene Stücke. Das ge-

krönte Haupt ließ lange auf sich warten und schon glaubte man, dasselbe werde vielleicht nicht eintreffen. Da sagte ein Schnapsbruder, der schon längst seine abgestandenen, wässerigen Witze zum Besten gegeben hatte: Nun, wenn die Freud zu Wasser werden soll, so sollt's doch wenigstens zu Kirschenwasser werden. Das war aus der Seele gesprochen. Davon wird der Schnapstrinker in seiner letzten Stunde träumen und darum schließt er sich vom Himmelreich aus. Seine Himmelfahrt wird einst auch zu Wasser werden, aber schwerlich zu Kirschenwasser, eher zu Scheidewasser.

Ein Soldat, dem die Feldflasche auch mehr an's Herz gewachsen war, als Gewehr und Säbel, wurde bei einem Bauer einquartirt. Der Bauer hatte seine liebe Noth mit diesem Säufer; denn unaufhörlich wollte der tapfere Held zu trinken haben. Schnaps und wieder Schnaps, Schnaps von Morgens früh bis Abends spät, ja selbst um Mitternacht. Als er sich in der ersten Nacht zu Bette legte, befahl er dem Bauer: Bauer, wenn ich Durst hab', so weckst du mich, oder —! Der Bauer weckte aber den Soldaten nicht. Als nun die versoffene Feldflasche Morgens erwachte, fing sie zu fluchen an, griff nach dem Säbel und ging auf den zitternden Bauer los, indem er ihm entgegen schrie: Du verfluchtes Vieh von einem Bauer, warum hast du mich nicht geweckt zum Trinken, wie ich es befohlen? Der Bauer antwortete mit aufgehobenen Händen: Ihr habt ja ausdrücklich gesagt: Wenn ich Durst hab', so weckst du mich! Ich hab' aber nicht gewußt, wann Ihr Durst habt, und darum hab' ich Euch nicht geweckt! O du dummes Vieh von einem Bauer, entgegnete hierauf der versoffene Soldat, so oft du mich weckst, hab' ich Durst; merk' dir's wohl! Ja merk' dir's auch; ein Säufer hat immer Durst. Unlöschbarer Durst schreit unaufhörlich nach Befriedigung und macht ihn zu einem Sklaven, zu einem willenlosen Knecht.

Ein Schnapsbruder bekam Kreuzweh. Der Arzt verordnete Einreibungen mit Branntwein. Als seine Frau diese Einreibung vornehmen wollte, sagte der Lump schmunzelnd: Alte! ich mein', 's wär besser, wenn ich die Kur innerlich brauchen würd'; der Branntwein käme dann eher und besser an den kranken Theil. Mit diesen Worten ergriff er das Glas und leerte es bis auf den Grund. Der Schnaps kam nun freilich und bald an den kranken Theil, aber in sechs Wochen war der Lumpazius vor lauter innerlicher Branntweinkur eine — Leiche.

Trinker bekehren sich schwer.

Ein Säufer saß hinter seinem Glase, deren er schon mehrere hinunter gegossen, als ein guter Bekannter in die Stube trat. Aber Hans Jörg, rief der Eintretende, schon wieder sitzest du hinter dem vermaledeiten Glas und doch hast du gestern hoch und theuer versprochen, keinen Schnaps mehr zu trinken, sondern dich zu bessern und ein anderer Mensch zu werden! Nur langsam, sagte grinsend der Schnapstrinker, nur langsam, lieber Freund! Gerade darum trinke ich Schnaps, um ein anderer Mensch zu werden; denn das wirst du doch nicht läugnen wollen, daß man durch's Schnapstrinken ein ganz anderer Mensch wird?

Leider wird der Mensch durch's Schnapstrinken ein anderer Mensch, entgegnete der Bekannte, das weiß ich wohl, aber ein schlechter, ein unbrauchbarer, ein verkommener. — Was, schrie der Andere, was geht mich deine Predigt an? Genug, wenn man Schnaps trinkt, wird man ein anderer Mensch; und warum soll denn ein anderer Mensch keinen Schnaps trinken? predige also Anderen, nicht aber mir! Ja wohl wird der Wein-, Bier- und Schnapssäufer ein anderer Mensch, aber kein gebesserter und bekehrter, sondern ein verstockter und unbußfertiger Mensch. Darum sollte er den Trunk meiden; denn wenn er in die Hölle kommt, kommt auch kein anderer Mensch dahin, sondern er selbst in eigener Person.

Ein Säufer wurde schwer krank und vermeinte zu sterben. Da schlug er an seine Brust und sprach: O Herr Gott, sei mir armen, großen Sünder gnädig! Er weinte und betete, betheuerte und schwur: O ich will gewiß ein anderer Mensch werden, wenn sich Gott meiner nochmals erbarmt und mir das Leben wieder schenkt! Und Gott erbarmte sich seiner. Als nun der bekehrte Säufer zum ersten Male wieder ausging, führte ihn sein Weg am Wirthshause zum rothen Kreuz vorüber, allwo er vor seiner Bekehrung gar oft schief geladen. Mit pochendem Herzen und einem verstohlenen Seitenblick ging er vorüber, sich selbst dieser Heldenthat freuend, die er sich kaum zugetraut. Plötzlich wurde aber das Fenster im rothen Krebs aufgerissen und ein früherer Saufkolleg rief ihm nach: He, guter Freund, du bist hier fremd zu Land und kennst den rothen Krebs nicht mehr! Heda, auf deine Gesundheit! Da ward's ihm heiß und bang; der alte Adam fing an, Durst zu spüren, es zog und drängte ihn hinein. Doch nein, dachte der wackere Held, nein und nochmals nein! ich hab' keine Zeit, rief er Jenem zu und ging hastig seines Weges. Aber, o weh! sein Sieg ward nun zu seiner Niederlage. Kaum ist das Fenster klirrend zugeschlagen und der neue Paulus etliche Schritte vorwärts geschritten, so flüsterte der böse Geist ihm in's Ohr: Aber, welch' ein Muth! Wahrlich, du hast dich selbst übertroffen und das verdient einen Schoppen! Und Paulus kehrte um, ging in den rothen Krebs, trank mit großer Selbstzufriedenheit einen Schoppen, und auf Zureden einen zweiten, wobei besonders der stichhaltige Grund geltend gemacht ward, daß Niemand auf Einem Beine gehe. Und als er nun auf zwei Beinen, das heißt mit zwei Schoppen gehen wollte, und wirklich der Thüre zuschritt, brachte ihm der Krebswirth noch einen dritten, weil alle gute Dinge drei sind. Da fing der neue Paulus an, mit Riesenschritten den Krebsgang zu gehen und ward wieder zum Saulus, und als man zum Ave Maria läutete, schleppte man einen total betrunkenen Menschen nach Hause. Und nach sechs Wochen weinte eine Wittwe mit drei Kindern auf einem frischen Grabe, in welchem unser bekehrter Säufer endlich das Trinken sich abgewöhnt. Siehe, das ist die Bekehrung der Trinker. Schon die alten Lateiner hatten das Sprüchwort: Bibulus nunquam; das heißt: Ein Trinker bekehrt sich nie!

Der Trunk macht Verschwender.

Ein leichtsinniger Student hatte von seinen Aeltern ein schönes Vermögen geerbt. So lange er wegen Minderjährigkeit unter einem Vormund stand, wurde ihm der Brodkorb hoch gehängt; allein nach erlangter Volljährigkeit ging's kopfüber bergab. Zuerst bekamen die Kapitalien einen andern Herrn, dann wurden Felder und Wiesen von der Sündfluth weggeschwemmt, endlich sollte auch noch das väterliche Haus schwimmen lernen. Da es aber zu groß war, so verkaufte er es stückweise und der Erlös wurde versoffen.

Trunk verleitet zu vielen Sünden.

Ein junger Mann ging mit seinem bejahrten Vater auf die Jagd. Auf der Heimkehr sprachen sie in einem Wirthshause ein, das an der Landstraße steht. Beide, Vater und Sohn waren dem Trunke ergeben und zechten nun auch bei dieser Gelegenheit bis tief in die Nacht. Der Wein machte sie hitzig und rappelköpfig, aufbrausend und gallig. Es gab Wortwechsel und Vorwürfe, Streit und Zank. Wild auffahrend sagte der Sohn dem Vater ein sehr beleidigendes Wort und dieser schnellte empor, ergriff die geladene Flinte und feuerte sie über den Tisch auf seinen Sohn. Er war getroffen, stieß einen entsetzlichen Schrei aus, schäumte vor Wuth, erhaschte eine Flinte, schlug an auf seines Vaters Brust und — getroffen stürzte der Vater nieder und nach ihm der Sohn. Entsetzlich! ein Doppelmord, ein Kinds- und ein Vatermord! und wer hat sie verübt? Der Trunk.

In einer deutschen Stadt auf dem linken Ufer des Rheins betrank sich ein Rekrut dermassen, daß er wie rasend wurde und nicht gebändigt werden konnte. Einem Kameraden stieß er das Messer in die Brust, rannte dann mit dem blutigen Messer durch die Straßen und schrie: Der Erste, der mir in den Weg kommt, ist ein Kind des Todes! Und wer kam um die nächste Ecke? Eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme. Sie sehen, sich auf sie stürzen, beide erstechen, war das Werk eines Augenblickes. Wer hat dieses unschuldige Blut vergossen? Die Trunksucht.

Ein konskriptionspflichtiger Bursche war schon am frühen Morgen betrunken in die Amtsstadt gekommen. Im Wirthshause angelangt, berauschte er sich noch mehr, fing muthwillig Streit und Händel an, und zog, von einem andern Burschen angegriffen, einen schweren eisernen Hammer aus der Tasche, mit der Drohung, Jeden niederzuschlagen, der ihm nahe und es wage, ihn anzugreifen. Ein guter Freund ließ sich jedoch durch diese Drohung nicht einschüchtern, er nahte und wollte dem Rasenden den Hammer entwinden. Dieser aber schlug ihn mit demselben mit solcher Gewalt auf die Stirne, daß die Hirnschale zerschmettert ward, und das Gehirn an alle vier Wände hinanspritzte. Das hat der Trunk gethan.

Vor einem Wirthshause bestiegen drei betrunkene Landleute einen sogenannten Einspänner. Als sie abfuhren, sprang ein Anderer, der ebenfalls betrunken war, dem Fuhrwerke nach, erreichte dasselbe und wollte nun auch auf-

sitzen. Derjenige, welcher sich auf dem zweiten Sitze befand, hinderte ihn jedoch daran und reizte dadurch seinen Zorn. Unter schrecklichen Flüchen zog der Nachsetzende sein Taschenmesser und stieß es dem Andern tief in den Unterleib. Ein Blustrom quoll hervor, die Gedärme liefen aus; Jesus, Maria! rief der Gestochene und gab seinen Geist aus. Das that der Trunk. Sollte also der Trunk nicht eine schwere Sünde sein?

Der Trinker lebt wie ein Vieh und stirbt wie ein Vieh.

Ein Schriftsteller schreibt: Ich kannte einen Wirth, der war ein Ehrenmann. Der hat keine Frechheit und Ausgelassenheit, keine Trunksucht und Liederlichkeit unter seinem Dache geduldet. Sein Sprüchwort war: Zuerst bin ich ein Christ und dann ein Wirth, und lieber nur Einen Groschen mit gutem Gewissen einnehmen, als einen Kronenthaler bei schwerer Verantwortung. Zu diesem Wirthe kam einmal ein echter Schnapsbruder Morgens gegen eilf Uhr, schon ziemlich angestochen. Barsch verlangte er Schnaps. Der Wirth sagte zur Kellnerin: Holt ihm ein Glas aus dem Saukübel, der Schweinpelz hat jetzt schon zu viel Schnaps im Leib. Sie brachte ihm ein Glas voll. Giftig auffahrend stieß derselbe den Trank von sich und fing schrecklich an zu wettern und zu fluchen. Langsam, ernst und schweigend schritt der Wirth auf ihn zu, packte ihn mit seinen Riesenarmen an den Schultern und schüttelte ihn, daß ihm die Zähne klapperten. Dann setzte er ihn an die Luft, wobei er auf den Misthaufen zu liegen kam. Das war ein Platz für ihn; dort blieb er einige Sekunden liegen, raffte sich dann auf und ging direkt in ein anderes Wirthshaus, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Ja man schimpfte weidlich auf den andern Wirth; diesem zum Trotz und dem Andern zum Troste setzte ihm der Wirth einen ganzen Schoppen Branntwein auf. Doch der Lump, der schon manchen Acker versoffen, trieb's nicht mehr lange. Sechs Wochen später fand man ihn als Leiche im Bette. Wegen seines Trunkes und seines schlechten Todes ward er nicht auf dem Gottesacker, ohne kirchliche Ceremonie, auf dem Schindanger begraben.

Trunk macht gottlos; eine wahre Geschichte.

Es ist Sonntag. Schon am Vormittage saß der versoffene Steffen statt in der Kirche, im Wirthshause. Mit unheimlich funkelnden Augen, voll verbissener Wuth, duftend vom Branntwein kam er zum Mittagsessen. Weil die Suppe drei Minuten nach zwölf Uhr auf den Tisch gestellt wurde, so fing er sogleich zu sakramentiren an. Nichts war ihm nach Wunsch. Die Speisen waren zu heiß, zu leise gesalzen, zu wenig gepfeffert, zu schlecht. Es regnete Schimpf- und Fluchworte über das Essen, über Frau und Kinder, Kirche und Pfaffen; über den Seelsorger schimpfte er besonders darum, weil er gehört, daß er heute gegen den Trunk gepredigt. Er warf den Löffel hin, setzte die Mütze schief auf den Kopf, langte die Pfeife von der Wand und ging brummend direkt in's Wirthshaus. Kein Gebet, kein christliches Zeichen, keine Spur von einer Sonntagsheiligung, kein Funken von einem Christen, von einem christlichen

Ehemann und Vater! Es läutet zur Christenlehre und Vesper, der Lump achtet nicht darauf, er lacht noch Jene aus, die in die Kirche gehen!

Der Trinker ist nicht zu bekehren.

Ein vermögliches Mädchen vergaffte sich in einen jungen Mann, der hübsch gewachsen war, etliche Schulen studirt hatte, reden und flattiren konnte, wie ein verschmitzter Advokat, der aber kein Vermögen besaß und noch dazu ein Trinker war. Alle wehren mit Händen und Füßen, Alle reden dem Mädchen ab und prophezeien ihm Unheil; doch umsonst. Da ließ zuletzt auch der Seelsorger das verblendete Mädchen zu sich kommen, sprach ihm väterlich ernst zu, stellte ihr ihre Zukunft an der Seite eines trunksüchtigen, halbstudirten, aufgeklärten, das Christenthum verachtenden Schreibers mit lebhaften Farben vor und sagte ihr bestimmt voraus, daß unter solchen Umständen ihr Ehestand unfehlbar ein Wehstand werden müsse. Hierauf entgegnete das verliebte Mädchen: Mein Julius hat mir Besserung geschworen und da er ein gutes Herz hat, so glaub' ich, ich bring ihn 'rum. O nein, antwortete der Seelsorger, du bringst ihn nicht 'rum, er aber bringt dich um! Und so geschah es. Bald hatte der versoffene Schreiber das Vermögen seiner Frau durchgejagt; die goldene Uhr, die sie ihm als Braut zum Geschenk gemacht, verkauft; Möbel und Weißzeug unter der Hand um Spottpreise verschachert und endlich seiner Frau des Nachts den Ehering vom Finger gezogen und vertrunken — und der erste Theil der Prophezeiung war in Erfüllung gegangen: ihr Ehestand war zum Wehstand geworden. Aber auch der zweite Theil erfüllte sich bald. Einst kam der Mann um Mitternacht ganz benebelt nach Hause und kommandirte: schwarzen Kaffee. Da aber die arme Frau keinen Kaffee hatte, so gerieth er so sehr in Wuth und Raserei, daß er ihr, obgleich sie in gesegneten Umständen war, einen Tritt auf den Leib versetzte, der sie ohnmächtig zu Boden warf. Am andern Morgen war Mutter und Kind eine Leiche.

Trinker bekehren sich nicht, weil sie das Wort Gottes nicht hören wollen.

Rudolf, König der Heruler, war gegen die Longobarden ausgezogen, um eine entscheidende Schlacht zu schlagen. Er war jedoch des Sieges so gewiß, daß er, als die Schlacht schon begonnen, wohlgemuth bei Wein und Spiel in seinem Zelte sitzen blieb. Um aber von dem Gang des Treffens und der Niederlage des Feindes Kenntniß zu erhalten, befahl er einem Soldaten von seiner Leibwache, einen hohen Baum vor dem königlichen Zelte zu erklettern, die beiden Heere zu beobachten und von Zeit zu Zeit Rapport zu erstatten. Hüte dich aber wohl, rief ihm der König zu, mir zu melden, daß meine Heruler fliehen, sonst laß ich dir auf der Stelle den Kopf abschlagen. Die Longobarden drangen mit Uebermacht vor, die Heruler kämpften mit großer Tapferkeit, lange schwankte der Sieg, endlich neigte er sich auf die Seite der Longobarden. Die Heruler flohen, doch der Soldat rapportirte es nicht, eingedenk der Worte seines Königs. Als der König nun aber selbst das Tosen der Schlacht und

das Waffengeklirr, das Geschrei der Fliehenden und die Signale des Rückzuges in der Nähe seines Zeltes hörte, sprang er auf, trat vor das Zelt, und rief dem Soldaten auf dem Baume zu: Fliehen meine Heruler? Der Soldat antwortete: Du hast es gesagt, nicht ich. Jetzt zog der König auch sein Schwert, wollte sich in die Schlacht stürzen, die Fliehenden aufhalten, den Feind schlagen, die Schlacht gewinnen, aber es war zu spät! — Ist das nicht die Lebensgeschichte aller Trinker? heißt's bei ihnen nicht auch: es ist zu spät! nämlich mit ihrer Bekehrung? Ist ihr Leben nicht eine verlorne Schlacht? Und rufen nicht alle Trinker dem Priester zu: Hüte dich wohl, über die Trunkenheit zu predigen, daß sie Sünde sei, daß sie zur Unbußfertigkeit und zur Hölle führe!

Trunk ist des Teufels Netz, Seelen zu fangen.

Im Jahre 665 schlug Grimoald, König der Lombarden, die Franken bei Asti durch folgende List. Er hielt, als die Franken anrückten, ein üppiges Mahl und sorgte besonders für vielen, starken und berauschenden Wein. Er und sein Heer blieben jedoch wohlweislich nüchtern. Da keine Wachen ausgestellt waren, drangen die Franken mit leichter Mühe in's Lager, die Lombarden ergriffen eilig die Flucht, zu der Alles schon sorgfältig vorbereitet war. Angelockt von den köstlichen Speisen und Getränken setzten sich die Franken an die gedeckte Tafel, ließen den Feind fliehen, aßen und tranken, becherten und zechten, schmausten und schwelgten, bis Alles toll und voll war und umsank, wie die Mücken im Spätjahre beim ersten Froste. Da rückten die Lombarden um Mitternacht im Sturmschritt heran, überfielen das Lager und erschlugen den wehrlosen Feind ohne Gnade und Pardon. Ist das nicht auch des Teufels Kriegslist? Setzt er dir nicht den schäumenden Becher vor und erschlägt dich ohne Erbarmen durch deine eigene Leidenschaft und Verblendung? Ist der Trunk nicht des Teufels Netz, Seelen zu fangen?

Der Trunk verleitet zur Unkeuschheit.

Ein Schriftsteller erzählt: Es war im Jahre 1849, als die Reichstagsdeputirten in der Paulskirche zu Frankfurt ihre Liedlein pfiffen, als ich etliche Tage und Nächte mit vielen Auswanderern auf Einem Schiffe zubrachte. Unter all den jungen Leuten war auch nicht Ein anständiger, gebildeter Mensch, sondern lauter polizeiwidrige Gesichter, rohe Manieren und versoffenes geiles Wesen. Alle trugen Heckerhüte mit breiten, schwarzen Bändern, einer Stahlschnalle und einem in Blei gegossenen, bemalten Heckerbilde. Jeder hatte seinen Schatz mit sich genommen, und was für Schätze! alle vom Groschenstand, lauter welkes, abgestandenes, abgebrühtes Zeug, fast jede ein Kind auf dem Arm, obgleich manche von diesen Mädchen selbst die Milchzähne noch nicht verloren hatten. Den ganzen, lieben langen Tag wurde gesoffen, gefressen, getanzt, Freiheits- und Liebeslieder à la Bachus und Venus gesungen und Nachts ging das Luderleben erst recht an und los. Venus und Bachus sind immer beisammen: das Trinken macht wollüstig!

Der Trunk ist nur bei festem Willen nach und nach abzugewöhnen.

Einem Schnapstrinker gingen noch zu rechter Zeit die Augen auf. Der seeleneifrige Pfarrer hatte nämlich am zweiten Sonntage nach Dreikönig, dessen Evangelium vom Wunder zu Kana handelt, so recht ergreifend, eindringlich und salbungsvoll über das Laster der Trunksucht gepredigt, Viele tief erschüttert und besonders in Einem den Entschluß geweckt, dieses fluchwürdige Laster abzulegen. Aber wie das in's Werk zu setzen? Er ging frischweg in's Pfarrhaus, trat vor den Pfarrer und sagte: Herr Pfarrer, ich will um jeden Preis das vermaledeite Schnapstrinken lassen, und bitte Sie daher, mir ein einfaches, probates Mittel anzugeben, durch das ich kurirt werden kann. Nun, das freut mich von Herzen, antwortete der Pfarrer, daß Ihr eine so häßliche Leidenschaft ablegen wollt. Ich hatte schon längst das innigste Mitleid mit Euch, und noch mehr mit Eueren fünf Kindern und Euerem Weibe. Gott sei Dank, daß Ihr nun all dem Elend ein Ende machen wollt und wenn's Euch ernst ist, wird's schon gehen; von meiner Seite aber soll's gar nicht fehlen. Ich weiß ein ganz probates Mittel, das in kurzer Zeit Euch pründlich kuriren wird; es ist freilich ein wenig Sympathie dabei, aber, wohlgemerkt, keine verbotene. Ihr trinkt also, nach wie vor, Schnaps und zwar aus derselben Flasche. Der Michel machte große Augen. Nur Geduld, Michel, jetzt kommt die Sympathie. In die Flasche werft ihr jeden Tag ein Steinchen, aber ein Kieselsteinchen, und ja nicht größer und nicht kleiner als eine Erbse. Die Kieselsteine dürfen jedoch nirgends anders her sein, als aus dem Kreuzweg im Gottesacker, den die Gemeinde neulich mit Sand überführen ließ. Jeden Abend, nach dem Aveläuten, holt Ihr dort, ganz allein, ein Steinchen, wohl verstanden, nur Eins, steckt's in die Brusttasche, kniet dann vor's Cruzifix, betet ein Vaterunser und werft dann zu Hause das Steinchen in die Flasche. Das ist mein Rezept, wollt Ihr's brauchen? Von Herzen gern, Herr Pfarrer, sagte Michel, wenn's nur hilft! Seid ohne Sorgen! Und nun gute Besserung und Gott befohlen! Und es hat geholfen. Es vergingen keine sechs Wochen, so kam der Michel, hielt jubelnd die Schnapsflasche in die Höhe, die voll kleiner Kieselsteine war, und rief: Herr Pfarrer, Gott sei Dank, ich bin kurirt und zum immerwährenden Andenken will ich diese Flasche daheim auf's Altärchen stellen! Gehe hin und thue deßgleichen!

Trinker bekehren sich nicht auf einmal.

Beim Besuche eines Kranken traf ein Pfarrer eine Branntweintrinkerin, die gerade eine mit Schnaps gefüllte Flasche in Händen hielt. Der Pfarrer hielt an die alte versoffene Person eine Standrede, machte ihr die Hölle heiß und preßte ihr etliche Thränen aus. Ja, es ist wahr, sagte sie, mehr als wahr, was Sie sagen, Herr Pfarrer, und das soll jetzt mein letzter Schnaps sein, den ich trinke! Nein, sagte der Pfarrer, auch diesen Schnaps sollt Ihr nicht mehr trinken; wenn Ihr Euch bekehren wollt, so macht gleich jetzt den Anfang

damit. Und mit diesen Worten entriß er ihr die Flasche und warf sie hinaus, daß sie in tausend Stücke zersprang. Potz Blitz! da hätte man die versoffene Alte sehen sollen und hören, wie sie fluchte und schimpfte. Wenn eine Seele auf ewig in die Hölle gekommen wäre, wenn ihr das Haus über dem Kopfe in Flammen gerathen wäre, so hätte sie nicht besessener toben und fluchen können. Und von dieser Zeit an haßte sie den Pfarrer unversöhnlich, besuchte den Gottesdienst nicht, empfing die heiligen Sakramente nicht mehr und starb unversehen und plötzlich; man fand sie einst todt im Bette, in welches sie sich mit einem Rausche gelegt. Ja zu scharf schneidet nicht und zu spitzig sticht nicht; solche Trinker müssen sich das Laster nach und nach abgewöhnen.

Beim Trunk ist nicht der Genuß an sich, sondern das Uebermaß Sünde.

Als im Jahre 1849 und 50 das preußische Militär das blühende, üppige und weinreiche badische Land besetzt hielt und es ihnen darin wohlgefallen und sie sich's schmecken ließen, besser als den Pumpernickel und das Bitterbier daheim; da kam das Gespräch in einem Eisenbahnwagen zweiter Klasse auch auf die Ursache der badischen Revolution. Ein spindeldürrer Major aus der pommer'schen Sandwüste streckte in heiligem Feuereifer den Arm nach den Weinhügeln aus, an denen eben der Zug vorbeiging und rief voll Entrüstung: Dort wächst das Uebel! die Weinberge müßten mir mit Feuer und Schwert verwüstet werden, dann wäre geholfen! Um Verlaub, Herr Major, sagte hierauf ein beherzter Mann. Es hat ja in Pommern, Brandenburg, Sachsen u. s. w. auch genug Revolutionäre und doch wächst dort kein Wein. Sehen Sie also, daß auch bei Pumpernickel, Gänsebraten und Bitterbier Heckers und Struwelpeters gedeihen können. Man wolle nur das Kind nicht mit dem Bade ausschütten! Und der Mann hatte vollkommen Recht. Nicht der Genuß der geistigen Getränke an sich, sondern der Mißbrauch und das Uebermaß ist Sünde!

Trunk verleitet zu albernen Wetten.

Ein gewisser Vantis war dem Weintrinken sehr ergeben. Im Rausche wettete er einmal in einer Gesellschaft: er wolle das Meer austrinken und verschrieb sein Haus. Nüchtern geworden überlegte er den Handel und bat seinen Diener Aesop um Rath. Dieser dachte nach und sagte dann: Gehet morgen mit der Gegenpartei zum Meere hinaus, leset laut den Kontrakt vor, erkläret, daß Ihr Euer Haus eingesetzt habet und Ihr seiet bereit, jetzt das Meer auszutrinken; weil aber so viele Flüsse in das Meer hineinlaufen, so verlanget, daß der Andere die Flüsse aufhalte; denn diese mit auszutrinken, hättet Ihr nicht versprochen. So geschah es und auf diese Art löste sich die Verbindlichkeit dieser albernen Wette wieder auf.

Trunkenheit und ihre unsittlichen Folgen.

Aus einer Ortschaft einer größeren Gebirgsgemeinde wird der Gemeindezeitung geschrieben: Die immer mehr um sich greifende Glaubenslosigkeit führt

die jetzige Menschheit nicht nur zur allmählichen Entsittlichung, zur Mißachtung der Religion, sondern geradezu zur Entheiligung geweihter Stätten. So ereignete sich in unserer Nähe vor drei Wochen folgender Fall: Es saßen am Sonntage spät in der Nacht mehrere junge Burschen im Gasthause, bei vollen Weinhumpen lärmend und prahlend; denn jeder derselben wollte der Unerschrockenste sein und das Gefühl von Furcht nicht kennen. Diese und leider wohl auch viele andere Burschen pflegen die Sonn- und Feiertage nicht zur religiösen, geistlichen und leiblichen Erholung zu benützen, sondern sie vergeuden die Zeit der Festtage zu Saufgelagen, zu Spiel, Zank, Streit und zur Entäußerung aller christlichen und menschlichen Gefühle. Die vorerwähnten Burschen also saßen und tranken und sprachen im tollen Uebermuthe über Dinge, die keinesfalls ein Wirthshausgespräch sein sollen und unter gesitteten Menschen auch nicht sein können. Es sträubt sich die Feder, das ganze tolle Geschwätz zu Papier zu bringen; doch den Schluß desselben zu besprechen, scheint mir gebotene Pflicht, damit sich Andere an dem unglückseligen Ausgange des Saufgelages spiegeln können. Zum Schlusse des Gesprächs bot nämlich einer der Burschen einem Zweiten die Wette an, daß dieser sich nicht getraue, auf den Friedhof zu gehen, einen Todtenkopf zu holen und in der Gesellschaft vorzuzeigen. Die Wette kam zu Stande. Zwei der Burschen gingen zur Kontrole dem frechen Waghals in der Ferne nach. Es schlug am fernen Kirchthurm eben die zwölfte Stunde, als dieser, sich bekreuzend, in den Friedhof trat und am ganzen Körper bebend zwischen den Gräbern nach jenem Orte schritt, an welchem ob Mangel eines Todtenhauses die ausgegrabenen Todtenknochen sich befanden. Da nahte er sich einem Grabe, an dessen beiden Seiten je eine Trauerweide steht, zwischen welchen sich soeben im hellen Mondlichte eine hohe, in ein weißes Leintuch gehüllte Gestalt mit der Hand drohend erhob und sich gegen den Frevler zu bewegen begann. Diesen aber erfaßte der Schrecken, er rief: Jesus, Maria und Joseph, stehet mir bei! Er wendete sich um und verließ im rasenden Laufe die geweihte Stätte. Und als er einen über einen Bach führenden Steg ohne Geländer passiren wollte, glitschte er aus, fiel in dem zum Glück wenig Wasser führenden Gebirgsbach, aus welchem er nach vollen zwei Stunden mit einem doppelten Beinbruche durch zufällig Vorübergehende herausgezogen und nach Hause gebracht wurde. Er ist jetzt noch an sein Schmerzenslager gebunden und hat somit Zeit, in der gerechten Strafe Gottes seinen Frevel zu bereuen. Die in weißes Linnen gehüllte drohende Gestalt aber war Niemand Anderer, als Einer der sauberen Zechbrüder, welcher sich während der Wettdebatte unbemerkt entfernte, von seiner nahen Wohnung ein Leintuch holte, vor dem Frevler am Friedhofe ankam und so denselben zur Flucht brachte. Doch auch diesen Burschen überkam eine Todesangst; auch er ergriff die Flucht. Und als er in die Nähe der zur Kontrole bestellten Burschen, mit dem Leintuche umhüllt, im rasenden Laufe herankam, da wurden auch diese Beiden von rasendem Schrecken überfallen und liefen vor dem vermeintlichen Rachegeist in wilder Hast davon. Der den Geist vorstellende Bursche liegt gegenwärtig an einem hitzigen Fieber schwer darnieder und es meiden auch die

andern zwei Bursche seit der beschriebenen Nacht die Zechgelage. So wurden die Frevler schnell von der Strafe Gottes ereilt.

Tugend.

Die drei göttlichen Tugenden sind die Träger des geistlichen Lebens.

Die drei göttlichen Tugenden gleichen den drei Lebensfunktionen des Körpers: dem Athem, der Verdauung und dem Pulsschlage. Sie sind vom Schöpfer dem Körper angeboren, sie sind die Träger des leiblichen Lebens. Diese Thätigkeiten gehen ohne des Menschen Bewußtsein vor sich, man athmet, verdauet, das Herz schlägt auch im Schlafe. Sie hängen nicht, wie der Gebrauch der Hände und Füße, von unserer Willkühr ab; jedoch kann man diese Thätigkeiten schwächen oder ganz zerstören, durch Erstickung, Verhungern, Verbluten. Der Mensch darf sich nur der Natur überlassen und diese Thätigkeiten nicht gewaltsam unterdrücken. Diesen gleichen die drei göttlichen Tugenden, der Glaube, die Hoffnung, die Liebe; sie wurden uns vom heiligen Geist in der Taufe eingegossen. Wir haben zu ihrem Empfang Nichts beigetragen; wir müssen sie aber durch freie Mitwirkung unterhalten, nähren, in Uebung erhalten. Wir können sie ersticken, den Glaubeu durch Unwissenheit in der Religion, schwächen durch Zweifel, ganz tödten durch Unglauben; die Hoffnung durch vermessentliches Vertrauen und Verzweiflung; die Liebe durch Lieblosigkeit. Auf ihnen ruht das geistliche Leben der Seele. Ohne sie ist die Seele todt. Der Ungläubige ist nach Christus schon gerichtet; Verzweiflung ist eine Sünde in den heiligen Geist, und wer nicht liebet, sagt Johannes, bleibet im Tode.

Christliche Tugenden verschönern das gesellschaftliche Leben der Menschen.

Soll die menschliche Gesellschaft ein erträgliches Zusammenleben Vieler sein, so müssen die Bewohner einer Ortschaft die christlichen Tugenden unter sich einführen, üben und herrschend machen, nämlich: Dienstfertigkeit, Verträglichkeit, Friedfertigkeit, Sanftmuth, Geduld, Aufrichtigkeit, Wohlwollen und Liebe; sie müssen den Neid, den Zorn, Feindschaft, Haß und Rache, Eigennutz und Stolz verbannen. Christliche Ortsbewohner müssen den Bibern gleichen. Diese bauen sich wohl fünfundzwanzig Wohnungen neben einander an den Ufern der Flüsse, jede mit drei Stockwerken, vier bis zehn Fuß lang; es könnten Menschen darin wohnen. Wie wären sie aber im Stande, solche Bauten aufzuführen, wenn sie nicht einander liebreich helfen möchten, wenn Stolz, Eigennutz, Neid und Feindschaft unter ihnen wäre? Denn ihre Häuser stehen auf sechs Pfählen; sie fällen Bäume, hauen sie mit ihren Zähnen zurecht, wälzen sie auf den Bauplatz oder flößen sie in Kanälen dahin, die sie graben. Ohne Obrigkeit leben sie in der schönsten geselligen Eintracht und verwirklichen zur Beschämung der Christen den Plan Jesu, der da wollte, daß unter seinen Jüngern Friede und Liebe herrschen sollen.

Christliche Tugenden, ausgeübt im Zustande der Todsünde, haben kein Verdienst.

Hat man durch eine Todsünde die heiligmachende Gnade verloren, so hört darum der Mensch nicht sogleich auf, Tugenden und gute Werke zu üben. Ein Solcher wird wie früher, beten, in die Kirche gehen, seine Standespflichten erfüllen und Werke der Barmherzigkeit üben. In Bezug auf Religion, welche uns dieses befiehlt, sind es gute Werke; an sich aber sind es keine, sie haben nur den Schein von Tugenden und guten Werken, weil sie nicht in der heiligmachenden Gnade, also im Zustande des geistigen Todes geschehen, haben sie für den Himmel keinen Werth und kein Verdienst. Sie geschehen in Folge der früheren Uebung und Angewöhnung und gleichen der Thätigkeit der Schildkröte bei abgeschnittenem Kopfe. In diesem Zustande, der natürlich für sie, wie für jedes Thier tödtlich ist, bewegt sie sich noch viele Tage im Wasser und auf dem Lande umher; aber ohne Richtung und ohne Nutzen für sie und ihr Leben; sie schwimmt hinauf und hinunter, rechts und links, aber ohne Richtschnur, ohne bestimmten Zweck, ohne Vortheil; sie geht auf dem Lande umher, da sie aber mit dem Kopfe die Augen verloren hat, weiß sie ihre Füße nicht zu leiten. Es sind dieß also Bewegungen und Thätigkeiten, welche ihre Glieder in Folge lebenslänglicher Uebung und Angewöhnung auch im Zustande des Todes fortsetzen; sie kann aber nicht die geringste Nahrung mehr zu sich nehmen, wodurch ihr Leben erhalten würde. — Diesen Thätigkeiten und Bewegungen gleichen auch die Tugenden und guten Werke, welche man im Zustande der Todsünde übet. Es sind nur scheinbare Tugenden und gute Werke, weil sie nicht für den Himmel verdienstlich sind; es sind todte Werke, weil sie auch nach der Buße und Versöhnung nicht verdienstlich werden.

Tugenden, in der Todsünde geübt, sind kein Zeichen des geistlichen Lebens.

Es ist Lehre der Kirche, daß der Christ, um verdienstliche Tugenden und gute Werke zu thun, in der heiligmachenden Gnade sein müsse, und daß sie ohne diese todt, weil nicht verdienstlich sind für den Himmel. Solche Tugenden und guten Werke gleichen den Bewegungen der Glieder des getödteten Aals. Es kann ihm ein Nagel durch den Kopf getrieben werden, er muß sterben; aber vor der Hand bewegt er sich noch; es kann ihm die Haut abgezogen werden, aber er krümmt seinen Schwanz noch bis zum Kopfe; der abgeschnittene Kopf klaffet auf und zu und beißt noch geraume Zeit; das ausgeschnittene Herz schlägt wohl noch vierzig Stunden; aber alle diese Bewegungen sind keine Lebensthätigkeiten, kein Beweis des Lebens; sie sind ein Nachzucken der Muskeln und Nerven. So kann auch der Christ noch in der Todsünde beten, in die Kirche gehen, Messe und Predigt hören, fromme Bücher lesen, Almosen geben; aber diese Tugenden und guten Werke sind kein Beweis, daß seine Seele geistlich lebt; sie sind ohne Verdienst für den Himmel. O wie viel Gutes geht Dem verloren, der längere Zeit in der schweren Sünde lebt! Wie nothwendig ist es, daß man

sein Gewissen öfters durch eine aufrichtige und reumüthige Beichte reiniget; wie unglückselig sind jene gott- und heilsvergessenen Christen, welche sogar das wohlgemeinte Kirchengebot der österlichen Beichte außer Acht lassen! Wie unglückselig aber erst Jene, welche in der Todsünde sterben!

Die Tugend flößt Achtung ein und Gott belohnt sie zuweilen schon auf Erden.

Der Vicekönig von Mexiko, als dieses noch unter spanischer Herrschaft stand, Revillagigedo, ging oft in den Straßen seiner Hauptstadt umher, nur von einem oder zwei Adjutanten begleitet. Eines Abends wanderte er in der Nähe eines der Thore und erblickte ein junges, hübsches Mädchen, das allein an der Mauer hinging. Ihr prächtiges, fremdländisches Wesen gefiel ihm, aber was wollte sie so spät an einem so einsamen Orte? Er befahl seinen Adjutanten, zurückzubleiben, schritt dem Mädchen nach, holte sie bald ein, redete sie mit kecker Vertraulichkeit an und bot ihr seinen Arm. Eine stumme, aber entschiedene Wendung war zu seiner großen Verwunderung die Antwort. Warum diese Ziererei, meine Schöne? fuhr der Vicekönig fort, du gehst doch nur auf Abenteuer aus. Dabei wurde er noch zudringlicher, als das erste Mal. Das arme Mädchen erschrack sehr, gab, ohne sich lange zu bedenken, dem Verfolger eine Ohrfeige und entfloh, so schnell sie laufen konnte. Der Vicekönig blieb stehen, wartete auf seine Adjutanten und rieb sich die Wange. Seine Begleiter hatten von Weitem Alles gesehen und entrüsteten sich über diese Unverschämtheit. Aber der Vicekönig sagte ernst: Sprechen Sie nicht schlecht von dem Mädchen, ihr Benehmen verdient eher Lob. Gehen Sie ihr nach und erkundigen Sie sich nach den Umständen, die Sie nöthigten, so spät und ohne Begleitung auszugehen; sie ist gewiß ein braves Mädchen. Er hatte sich nicht geirrt; Therese, eine eingewanderte Wienerin, die vor mehreren Jahren mit ihren Aeltern nach Mexiko gekommen war, gab Unterricht in der Musik, um sich und ihre kranke Mutter, die seit Kurzem Wittwe geworden, ernähren zu können. Eine ihrer Schülerinen wohnte außerhalb der Stadt und von dieser kam sie mehrmals in der Woche erst um neun oder zehn Uhr Abends zurück. Der Vicekönig wies dem Mädchen, sobald er diese Auskunft erlangt hatte, eine jährliche Rente von dreihundert Dollars an. Als unter dem jetzigen Kaiser Maximilian I. viele Wiener nach Mexiko kamen, fanden sie dort diese Landsmännin im hohen Greisenalter. (Gemeindeztg.)

Die Tugend macht zuweilen schon auf Erden glücklich.

Timoleon hatte mit wenig Mannschaft die Insel Sizilien von ihren Tyrannen befreit. Sein Charakter stimmte sehr gut mit seinen edlen Thaten. Auf seinem Gesichte ruhte sanfte Menschlichkeit, er war sehr bescheiden, fromm, gerecht und tugendhaft. Die Syrakuser baten ihn, sie nicht zu verlassen und schenkten ihm ein schönes Landgut, wo er sein Alter im Kreise seiner Familie ruhig verlebte. Er blieb. Seine neuen Mitbürger gaben ihm tausend Beweise der Liebe. Als er schon alt war, pilgerten die Syrakuser dankbar noch immer

zu ihm, wie zu einem Heiligen, zeigten den Fremden mit Stolz das Haus, in welchem der Wohlthäter des Landes lebte, und als er blind geworden, holten sie ihn auf einem Wagen in die Volksversammlung und fragten den erfahrenen, klugen Mann immer um seine Meinung. Als er starb, folgten die Bürger in langer Prozession seiner Leiche, setzten seine Asche auf dem Markte unter einem prächtigen Denkmale bei und stifteten seinem Andenken ein Jahresfest.

Die Tugend macht nicht finster und mürrisch, sondern fröhlich.

In der Thebais in Aegypten lebte ein ehrwürdiger Mann, mit Namen Hor, welcher Vater vieler Klöster war. Er wohnte in der tiefsten Wüste und übte viele Strengheiten, zuletzt erbaute er in der Nähe der Stadt auf Gottes Befehl ein Kloster und übernahm dessen Leitung. Er genoß, so lange er in der Wüste war, nur Kräuter und einige Wurzeln und sie schienen ihm süß zu sein. Er trank nur Wasser, wenn er anders eins fand. Alle seine Zeit bei Tag und Nacht verwendete er auf Gebet und Lobgesänge. Sein Aeußeres hatte etwas Englisches. Er war schon neunzig Jahre alt und hatte einen langen schneeweißen Bart. Sein Angesicht war so fröhlich, daß man an ihm etwas mehr als Menschliches bemerkte.

Die Tugend muß man geheim üben und halten.

Als einst in Cellia ein Fest gefeiert wurde, nahmen die Brüder, Mönche und Einsiedler ein gemeinschaftliches Mahl. Es war auch ein Bruder daselbst, welcher dem Tischdiener sagte: Ich esse nie etwas Gekochtes, sondern nur Brod und Salz. Der Diener rief vor allen Uebrigen einem Bruder zu: Jener Bruder ißt nichts Gekochtes, bringe ihm Brod und Salz. Da sagte ein Altvater zu dem Enthaltsamen: Es wäre dir nützlicher gewesen, du hättest heute in deiner Zelle Leckerbissen gegessen, als daß du deine Enthaltsamkeit vor einer so großen Versammlung bekannt gemacht hast. — Ein gewisser Bruder, welcher nur Kräuter und Erbsen und kein Brod, auch nichts Gekochtes aß, kam einst zufällig mit einigen Fremden zu einem Altvater, der ihnen Speisen kochte. Als sie sich zu Tische gesetzt hatten, nahm der Enthaltsame nur eine eingeweichte Erbse und aß sie. Nach beendigtem Mahle nahm ihn der Altvater heimlich bei Seite und sprach zu ihm: Mein Bruder, wenn du zu Jemanden kömmst, so laß deine enthaltsame Lebensweise nicht merken, sondern iß, wie die Andern; wenn du aber nach deiner Weise leben willst, so bleibe in deiner Zelle daheim und gehe niemals aus. Dieser Bruder that, wie ihm der Altvater gesagt hatte.

Wie muß man sich zur Tugend ermuntern?

Abt Sisois wohnte auf dem Berge des heiligen Antonius und sah zehn Monate keinen Menschen. Seine Tugend schien ihm sehr groß und verdienstlich zu sein. Da er am Berge umher ging, traf er einen Pharaniten an, der dort jagte. Sisois sprach zu ihm: Woher kömmst du und wie lange hältst du dich schon hier auf? Der Jäger sprach zu ihm: In der That, mein Vater, ich

bin schon elf Monate hier und habe noch Niemanden gesehen, als dich. Als dieses Sisois hörte, ging er in seine Zelle zurück, schlug sich an die Brust und sprach: Siehst du, Sisois! du glaubtest Etwas gethan zu haben und hast doch nicht so viel gethan, wie jener Weltmensch!

Die christlichen Tugenden muß man von Gott erbitten.

Einst kamen etliche Brüder zum heiligen Antonius, dem Einsiedler, und wollten von ihm etwas Erbauliches hören. Er antwortete: Ihr habet die Schrift gehört und wisset, was Christus von euch fordert. Sie aber ließen nicht nach, zu bitten, daß er ihnen Etwas sage. Da sprach er: Das Evangelium befiehlt: Wenn dich Jemand auf die eine Wange schlägt, so reiche ihm auch die andere dar. Matth. 5, 39. Darauf erwiederten sie: Das können wir nicht thun. Antonius fuhr fort: Ihr könnet die andere Wange nicht darbieten? Wohlan, so laßt euch wenigstens, wenn Jener will, noch einmal auf dieselbe Wange schlagen. Als sie versicherten, auch dieses könnten sie nicht thun, sprach er: Wenn ihr also auch das nicht könnet, so vergeltet wenigstens die empfangene Unbilde nicht wieder mit Bösem. Als sie auch dazu sich zu schwach erklärten, sprach Antonius: Ich sehe, daß ihr in der Tugend sehr schwach seid. Euch thut das Gebet noth, durch das euere Schwäche geheilt werden mag. Tugenden muß man von Gott erbitten.

Man muß die Tugenden erst im Leichteren üben und dann zu Schwererem fortschreiten.

Einen Altvater besuchten einst einige Brüder. In der Nähe desselben weideten Kinder das Vieh und machten durch ihr Schreien großen Lärm. Vater! sagten die Brüder, wie kannst du dieses Geschrei der Kinder aushalten? Warum verbietest du es ihnen nicht? Der Altvater erwiederte: In Wahrheit, meine Brüder, ich hatte schon oft im Sinne, die Kinder zurechtzuweisen; allein ich dachte bei mir: Wenn du das Geringe nicht ertragen kannst, wie wirst du eine größere Versuchung ertragen können, wenn sie dir nahet? Deßwegen sage ich ihnen Nichts, um mich in der Geduld zu üben.

Uebel.

Uebel sind dienlich zum Seelenheile.

Schwester Benedikta von Florenz war früher dem Wesen der Welt ergeben und ihren Gelüsten nachgegangen; sie büßte dadurch, daß der böse Geist sie heftig plagte. Sie wohnte aber der Dominikanerkirche nahe, und als der heilige Dominikus dahin kam, war sie eine der Ersten, die er zum Insichgehen und zur Besserung brachte. Darauf Mitleid mit ihrer Plage fühlend, erhielt er durch sein Gebet, daß der böse Geist von ihr abließ; so daß sie, die sonst nur einzelne Tage nicht beunruhigt wurde, über Jahresfrist sich ganz unangefochten fühlte. Wie sie aber von den Plagen des Leibes sich befreit sah, fand sie sich an der Seele versucht; denn die Arznei und Heilung des Leibes diente ihr zur Krankheit der Seele; sie wurde lau im Dienste Gottes und war

wieder stärker von ihren Lüsten angefochten. Da sie dieß dem Gottesmanne klagte und dieser bemerkte, wie die Wohlthat ihr zum Verderben auszuschlagen drohe, fragte er sie freundlich: Ob sie zum früheren Zustande zurückgeführt zu werden wünsche? Da sie dieß dem Willen Gottes und dem Ermessen des Heiligen überließ, sagte er: So werde ich denn, o Tochter, Gott bitten, daß dir geschehe, was deinem Heile am zuträglichsten ist. So geschah es, daß nach nicht vielen Tagen der böse Geist wieder Gewalt über den Leib der Magd des Herrn bekam, damit ihre Seele gerettet würde und das Uebel und die Peinigung, die früher Strafe der Schuld gewesen, ihr zum Heilmittel würden und zur Fülle des Verdienstes.

Allgemeine Uebel sind Strafen Gottes.

Am 1. November 1755, am Feste aller Heiligen, ereignete sich ein furchtbares Erdbeben in Lissabon. Eben zur Zeit des Gottesdienstes wankte der Boden und dreißigtausend Menschen wurden entweder lebendig von den Trümmern der Gebäude verschüttet, oder kamen in den Wellen des ausgetretenen Tajoflusses um. Die Bürger Lissabons waren so erschreckt, daß sie den schaudervollen Ort völlig verlassen und sich anderswo anbauen wollten. Der Minister verhinderte dieses. Die größte Wirkung brachten die Jesuiten auf den Kanzeln hervor, da sie das Erdbeben als eine Strafe des Himmels schilderten gegen die Laster und Neuerungen der neuesten Zeit.

Die Uebel dienen zum Seelenheile.

Der heilige Johannes Kapistranus war ein Doktor der Rechte und wurde von Ladislaus, dem Könige von Neapel und Sizilien, an den dortigen Gerichtshöfen als Richter angestellt. Durch seine gründlichen Kenntnisse und seine Treue in Verwaltung seines Amtes erwarb sich Johannes die Liebe seines Königs und die öffentliche Achtung in einem so hohen Grade, daß ihm einer der ersten Bürger der Stadt Perugia seine einzige Tochter mit einem ungeheueren Reichthum zur Gemahlin gab. So lebte Johannes in den Augen der Menschen zwar als ein thätiger und gerechter Mann, aber er suchte nur Ehre vor den Menschen und sein Herz hing an der Welt und an sinnlichen Freuden bis in sein dreißigstes Jahr, wo er durch ein besonderes Uebel zu Gott gerufen wurde. Die Stadt Perugia empörte sich gegen ihren König. Da sie nicht Stand halten konnte, schickte sie den Johannes Kapistranus zum König, damit er ihnen den Frieden und Verzeihung erwirke. Da er die Versöhnung des Königs nicht zu Stande bringen konnte, kam er bei den Bürgern in den Verdacht, als hielte er es heimlich mit der königlichen Partei. Deßwegen ergriffen sie ihn, warfen ihn mit Ketten beladen als Vaterlandsverräther in den Kerker, wo man ihm Brod und Wasser zur Nahrung reichte. Anfangs tröstete er sich mit der Hoffnung, der König werde ihn frei machen; da er sich aber getäuscht sah, nahm er seine Zuflucht zu Gott und flehte um Hilfe; und da seine treue Gattin aus Trostlosigkeit, und vor Schrecken über sein Unglück starb, so entschloß er sich, sobald er frei sein würde, der Welt ganz zu entsagen und Franzis-

kaner zu werden. Eben war er dreißig Jahre alt, als er aus seiner Gefangenschaft entlassen wurde; er verkaufte seine Güter, vertheilte den Erlös unter die Armen und trat zu Perugia in den Orden des heiligen Franziskus. Ihm hat dieses Uebel zum ewigen Seelenheile gedient; er wurde ein Heiliger.

Leibliche Uebel sind in der Hand Gottes kostbare Güter für die Seele.

Es geht den wenigsten Menschen, wie sie es wünschen; Vielen geht es ganz gegen ihren Wunsch; so den Armen, den Kranken, dem Verfolgten; aber es geht ihnen dennoch so, wie es ihrem Seelenheile gut und dienlich ist. Wir urtheilen von den Uebeln nur nach dem sinnlichem Gefühle und nennen sie Uebel, da sie doch kostbare Güter sind. Wir urtheilen über die Uebel dieses Lebens gewöhnlich so kurzsichtig und einseitig, wie die Landleute über die Sperlinge urtheilen. Man hasset und verfolgt sie, weil sie reifendes und reifes Getreide aus den Aehren hacken, Kirschen und Weinbeeren fressen, reife Zwetschgen anhacken und dadurch einen kleinen Schaden verursachen. König Friedrich von Preußen setzte einen Preis auf jeden Sperlingskopf und ließ sie ganz ausrotten. Aber Gott hat kein Thier umsonst, ohne Nutzen erschaffen. Wo man sie ausgerottet hatte, bekam man niemals wieder Obst und die Heuschrecken fraßen das Getreide. Der aufgedunsene König, der den Schöpfer tadelte, mußte seinen Befehl zurücknehmen. Den kleinen Schaden ersetzen die Sperlinge reichlich durch andere Dienste. Im Frühlinge tödten sie zahllose Maikäfer, Erbsenwürmer, Heuschrecken, Raupen, besonders Ringelraupen an den Obstbäumen und tragen sie ihren Jungen zu. Eine Sperlingsmutter, die fünf bis sechs Junge im Neste hat, muß täglich an dreihundert Raupen und Würmer für sie suchen; und da sie jährlich im Sommer dreimal brütet, da es derselben so viele gibt: wie viele tausend schädliche Würmer und Insekten müssen täglich sterben! Menschenhände könnten nicht so viel Ungeziefer vertilgen, als die Sperlinge. — So ist es auch mit den Uebeln dieses Lebens. Sie sind zwar dem sinnlichen Gefühle lästig, der Seele aber sehr heilsam; sie vertilgen das Ungeziefer böser Gedanken, reinigen die verdorbene Einbildungskraft, heilen von bösen Lüsten und Gewohnheiten, und beugen der Eitelkeit, dem Hochmuth, dem Zorne, der Trägheit, der Genußsucht, dem Spiele, Trunke und Leichtsinn vor und bewirken dadurch indirekt einen gesunden gottgefälligen Seelenzustand.

Unter Gottes Vorsehung bringt auch das Uebel sein Gutes.

In einen Ort des traulichen Waldviertels, nicht gar fern von Horn, waren 1866 die preußischen Soldaten ebenfalls eingerückt. Wie überall, dachten die Jungens von der Spree trotz ihrer Intelligenz auch dort zuallererst an die Befriedigung ihres hungrigen Magens. Nach den Erfahrungen, die man an den märkischen Herren gemacht, muß im Preußenlande stete Unzufriedenheit herrschen, mindestens knurren dortselbst doch das ganze Jahr — die Mägen. Ein halbes Dutzend Soldaten kamen zu einem Häusler in's Quartier und schrieen sofort mit aller Lungenkraft nach Essen und Trinken. Ja, meine

Herren, sagte ernst der Häusler, auf meinem Herde ist das Feuer schon längst ausgelöscht; meine Alte hat mit ihren Verwandten was Kurioses ausgekocht und mir hat sie dabei eine sauere Suppe eingekocht; sie will sich von mir scheiden lassen und ist mir vor acht Tagen mit Kuh und Kalbin durchgegangen; ich kann Ihnen Nichts vorsetzen, meine Herren, so gern ich auch möchte; ich krieg' selber nichts Warmes in den Leib die ganze Woche! — Potz Bismark, riefen da die Preußen, wo ist die Alte? — Drüben bei ihren Verwandten, gleich daneben im Dorfe. Wie aus einem Zündnadelgewehr geschossen, rannten die sechs Mann ohne Weiteres in's Dorf; in Kürze hatten sie die Alte gefunden und schleppten sie ungeachtet ihres holden Sträubens mit sich fort. Das Weib wußte nicht, wie ihr geschah; bei aller Angst mußte sie sich doch heimlich verwundern über den seltsamen Gusto der Herren Preußen; als sie aber mit ihren ungebetenen Begleitern beim Hause ihres Mannes anlangte, da ging ihr erst ein ordentliches Licht auf. Ohne länger Zeit zum Sprechen zu haben, mußte sie jetzt erst ein ordentliches Feuer auf dem Herde anzünden und bald kochte, prasselte und briet es da, daß die preußischen Mägen ihre Freude daran hatten. Auch Kuh und Kalbin rückten wieder zwangsweise in ihren alten Stall ein. Hör'n Sie mal, Hausmutter, sagte einer der Soldaten, nachdem er sich weidlich angegessen, Sie dürfen uns da nicht fort, so lang wir hier sind, Sie kochen janz famos! Was wollte die Frau machen? Nolens volens mußte sie nun ihrem Manne wieder die Wirthschaft führen. Mittlerweile gab's Gelegenheit zur Verständigung, ohne daß die Verwandten sich darein mischen konnten, und als die Preußen endlich abzogen, da waren Mann und Weib wieder Eins, wie's nach der Schrift sein soll, und sie leben seitdem einig und in Frieden. So hatte das Uebel des Krieges hier etwas Gutes gebracht!

Auch Uebel und Schlechtigkeiten bringen Gutes unter Gottes Vorsehung.

Man sollte es nicht glauben, auch das Schlechte kann zu Zeiten den dabei am meisten Betroffenen zu Dank verpflichten. Ein solcher Fall hat sich in Wien ereignet. Ein Wiener Industrieller, der mit allen Welttheilen in kaufmännischer Verbindung steht, sandte einen mit fünftausend Thalern beschwerten Brief nach Japan, um dafür Seidenraupensamen oder Eier zu erhalten. Zu spät erfuhr er, daß die Zeit eine schon zu weit vorgerückte sei, um die Sendung in gutem Stande zu erhalten und daß er statt der Eier nur mehr die ausgekrochenen Würmer vorfinden würde, mithin zehn- bis zwölftausend Thaler verloren wären. Der Industrielle eilte nun zur Postdirektion, den Brief in Triest aufzuhalten; umsonst, der Telegraph meldet von Triest, daß dort kein solcher Brief angelangt sei. Es wurde nun nach London telegraphirt, um den Brief im indischen Felleisen ausfindig zu machen. Auch dort wollte man Nichts von dem Briefe wissen, und der Verlust eines namhaften Kapitals schien gewiß. Da, vor wenig Tagen, wird plötzlich ein neuer Kallab wegen Unterschlagung von Briefen vor Gericht gebracht und, o Wunder! der überall vergebens gesuchte Brief des Industriellen, der diesen schon an Ort und Stelle

glaubte, er fand sich unter den unterschlagenen Briefen, mit seinem vollen Inhalte, vor. Das Kapital war gerettet; durch die Unterschlagung des Briefes hatte der Industrielle einen förmlichen Treffer gemacht. Ob jedoch das k. k. Landesgericht den Unterschlager dafür belohnen werde, steht sehr in Frage. Wahrscheinlich bekommt derselbe statt einer Remuneration im Gelde dieselbe in einer gewissen Zeit an Jahren in Erbsiens schönen Gefilden ausbezahlt!

Ueberlegen.

Eine wichtige Sache soll man zweimal überlegen.

Die alten Perser hatten so manche empfehlenswerthe Sitten und Bräuche. Die am nächsten bei einander wohnten, ehrten sich am meisten, die Entfernten am wenigsten. Das Lügen hielten sie für das schändlichste Laster, nächst diesem das Stehlen. Wenn sie über die wichtigeren Angelegenheiten berathschlagten, geschah es beim Weine, den sie sehr liebten; aber am nächsten Morgen nahmen sie die Sache wieder vor, und gefiel dieselbe ihnen dann noch, so wurde sie ausgeführt, sonst nicht. Das ist empfehlens- und nachahmenswerth.

Uebermuth.

Uebermuth thut nicht gut.

In der Schweiz waren drei Bezirke: Schwiz, Uri und Unterwalden, welche sich als Republiken selbst regierten und bloß unter dem Schutze des deutschen Reiches standen. Kaiser Albrecht wollte diese drei Bezirke seiner Herrschaft unterwerfen, und setzte zu diesem Zwecke zwei Landvögte ein, deren Einer im Lande Uri, der Andere im Lande Unterwalden wohnte, wo sie sich feste Schlösser bauten. Geßler nannte im Uebermuthe seine Burg: Zwinguri. Einst ritt er vor einem aus Holz aufgeführten, mit Fenstern versehenen, zierlich bemalten, reinlichen Bauernhause vorbei. Da rief der Uebermüthige laut: Ist es wohl erlaubt, daß das Bauernvolk so schön wohne? Der andere Landvogt machte es nicht besser und war ebenso übermüthig; er nahm einem Bauer wegen eines geringen Vergehens seine Ochsen weg, und da der arme Mann nun kein Vieh hatte, seinen Acker zu bestellen, gab der übermüthige Barbar ihm zur Antwort, Bauern könnten den Pflug wohl selbst ziehen. Die edlen schweizerischen Geschlechter hießen bei diesen übermüthigen höhnischen Vögten nur der Bauernadel. Die Uebermüthigen steigerten natürlich die Unzufriedenheit auf's Höchste. Um die Unzufriedenen zu entdecken, ließ Geßler im Flecken Altorf auf dem Markte auf einer hohen Stange einen Hut aufstecken und befahl, Jeder solle im Vorübergehen vor dem Hute das Haupt entblößen, unter schwerer, ja nach Umständen unter Todesstrafe. Wilhelm Tell ließ im Vorübergehen seine Mütze sitzen, wurde eingezogen und von dem Uebermüthigen zu der barbarischen Strafe verurtheilt, seinem Söhnchen mit einem Pfeile einen Apfel vom Kopfe zu schießen. Zwar gelang ihm der Schuß glücklich ohne Verletzung des Kindes; dafür erschoß er auch diesen übermüthigen Barbaren, die Schweizer versammelten sich und verjagten die Kaiserlichen. Kaiser Albrecht bot Alles auf, die Schweizer zu unterjochen, aber Alles war vergebens; sie blieben fortan ein freies Volk.

Volk. Wären Albrecht und seine Vögte nicht so übermüthig gewesen, so würden sich ihnen die Schweizer von selbst unterworfen haben.

Uebermuth macht Verschwender.

Plinius erzählt von zwei in der ganzen Welt berühmten Perlen, welche der Königin Kleopatra von den Großen des Landes verehrt wurden. Als sie einst bei Antonius, ihrem Buhlen, speiste, fing sie im Uebermuthe an, diese köstliche Mahlzeit zu verachten. Als Antonius sie fragte, was es Köstlicheres geben könne, sprach sie: sie könne bei einer einzigen Mahlzeit hundert Sesterzien, d. i. dreimalhundertundfünfzigtausend Thaler, verzehren. Man wettete. Antonius erschien bei der Tafel und fand nur gemeine Gerichte. Kleopatra sagte: Das ist das Vorspiel; warte, bis das Konfekt wird kommen! Man trug dann einen Teller mit Essig auf; sie nahm eine von ihren köstlichen Perlen aus dem Ohrgehänge, löste sie in Essig auf und verschluckte sie. Als sie auch die andere so verzehren wollte, hielt ihr Antonius die Hände und erklärte sich überwunden. Seitdem haben die Römer öfters Perlen gefressen.

Uebung.

Durch Uebung erstarken alle Kräfte.

Bei den alten Römern trug der Sohn eines Landmanns als Knabe einen jungen Stier als Kalb täglich auf die Weide; durch diese Uebung erstarkten seine Körperkräfte so sehr, daß er dieses Thier auch als ausgewachsenen Stier hinaustragen konnte. Dem jungen Kameele legt man nur kleine Lasten auf, mit den Jahren vermehrt man sie. Durch fortgesetzte Uebung trägt es endlich sechsjährig fünfzehn bis zwanzig Zentner und macht Reisen von fünfzehn Meilen im Tage. So wie die Leibeskräfte durch Uebung erstarken, so auch die Geisteskräfte, Verstand, Vernunft, Urtheilskraft und Gedächtniß. Darin liegt eine Verdammung der Faulheit und ein Beweggrund zu fleißiger Uebung.

Umgang.

Der Umgang mit sittenlosen verdorbenen Menschen schadet jedenfalls.

Der Umgang mit sittenlosen, verdorbenen Menschen gleichet der Holzkohle, die man in die Hand nimmt. Glimmt sie, so brennt sie; glimmt sie nicht, so färbt sie schwarz ab, läßt ihren Ruß an den Händen zurück, man muß sie waschen. So der Umgang mit sittenlosen, unverschämten, unzüchtigen Menschen; sie entzünden leicht gleiche Begierden und werden dadurch Verführer. Und gesetzt auch, man läßt sich nicht verführen, man erhält seine Unschuld und Reinigkeit unversehrt, was aber höchst unwahrscheinlich ist, so kann man doch nicht verhüten, daß die schlüpfrigen, schamlosen Reden und Thaten die zarte Schamhaftigkeit verletzen und schwächen, unreine Gedanken erwecken, schmutzige Bilder und Vorstellungen in die Phantasie werfen, unreine Gelüste erregen, die Hochachtung vor der Reinigkeit schwächen, den Abscheu vor dem Laster der Unkeuschheit zerstören und auf diese Weise zum Falle vorbereiten. Darum ist der Um-

gang mit unsittlichen und verdorbenen Menschen ohne Nachsicht und Schonung abzubrechen und aufzugeben; in den meisten Fällen verführt er; wenigstens bereitet er zum Falle vor.

Aeltern dürfen den Umgang ihrer Kinder mit verdorbenen Menschen durchaus nicht dulden.

Unter die Verdorbenen gehören Menschen ohne Glauben, ohne Gottesfurcht, ohne Gewissen, Gotteslästerer, die keine Sünde fürchten, nicht in die Kirche gehen, nicht beten, Andächtige auslachen, Trinker, Spieler, Unzüchtige. Diese entferne ohne Nachsicht von deinen Kindern, gib sie aus dem Hause, aus dem Dienste, aus der Arbeit; denn ihre Reden und Beispiele haben eine verpestende Gewalt der Ansteckung. Solche Menschen gleichen den faulen Aepfeln, die man ohne Verzug von den gesunden entfernen muß; denn tausend gesunde Aepfel auf einem Häufchen haben zusammen nicht die Kraft, den Einen zu heilen; wohl aber besitzt dieser Einzige das Vermögen, alle die tausend gesunden mit seiner Fäulniß anzustecken. So steckt auch das räudige Schaf, das rotzige Pferd die Gesunden an und muß ohne Verzug entfernt werden. Das hat die heilige Theresia erfahren, welche mit einer verdorbenen Base umging, und wovon sie selbst sagt: Wollte Gott, mein Vater hätte meine Base nicht zu mir gelassen; denn jetzt sehe ich es ein, wie gefährlich es ist, mit Weltmenschen in einem Alter Umgang zu haben, wo die Tugenden in das Herz sollten verpflanzt werden. Ich wundere mich selbst, welchen großen Schaden böse Gesellschaft mit sich bringt, und hätte ich es nicht selbst erfahren, ich würde es nicht glauben. Ich wünsche, daß alle Aeltern an mir ein Beispiel nehmen und mit Sorgfalt wachen, mit welchen Personen ihre Kinder umgehen.

Unbarmherzigkeit.

Unbarmherzigkeit und ihre Strafe.

Eine adelige Frau besaß zur Zeit der Leibeigenschaft Schloß und Herrschaft, war aber gegen ihre Unterthanen sehr hart und unbarmherzig. Unter Anderen war eine arme Wittwe so in Noth und Armuth gerathen, daß sie ihre Abgaben nicht entrichten konnte und Nichts besaß, als ein Schwein, welches sie mit besonderer Sorgfalt erzogen hatte. Die Edelfrau ließ ihr dieses Schwein wegnehmen und es für ihren eigenen Gebrauch abstechen. Die bedrängte Wittwe war darüber sehr betrübt und wünschte sich wenigstens ein Stückchen Fleisch von ihrem Schweine. Sie ging deßhalb zur Edelfrau und bat sie weinend um ein Stückchen Fleisch. Aber wie eine zweite Jezabel schlug sie ihr dieses nicht nur ab, sondern jagte sie auch mit harten und spöttischen Worten davon; worüber die Wittwe trostlos nach Hause ging. Was geschah aber? Nachdem sich die unbarmherzige Schloßfrau zu Mittag von dem Fleische des Schweines nach Genügen gesättigt hatte, ging sie hinunter in den Schloßgarten, um da frische Luft zu schöpfen. Kaum hatte sie sich niedergesetzt, entstand ein Erdbeben, wodurch Gemäuer und Felsen umfielen und diese Frau nicht nur bedeckten, sondern so zertrümmerten, daß man ihren Leib stückweise

hervorsuchen mußte. Die also der armen Wittwe, ihrer Unterthanin, nicht ein Stücklein Fleisch gönnte, wurde durch eine besondere Strafe Gottes in lauter Stücke zerrissen. (Petrus Damianus, lib. 7. Epist. 18.)

Unbilden.

Unbilden muß man gelassen ertragen.

Es waren drei Weltweise — so erzählte Abt Johannes seinen Brüdern — mit einander befreundet und als der Eine starb, hinterließ er seinen Sohn dem andern zur Erziehung. Als der Pflegesohn herangewachsen war, beging er mit dem Weibe seines Nährvaters einen Ehebruch, und wurde aus dem Hause verstoßen. Er bereute zwar seinen Fehltritt, doch sein Erzieher nahm ihn nicht wieder auf, sondern sprach zu ihm: Arbeite drei Jahre in den Bergwerken, dann will ich dir deine Schuld vergeben. Als die drei Jahre um waren, sagte Jener: Gehe auf weitere drei Jahre fort und bezahle die Leute dafür, daß sie dir Unbilden anthun und dich beschimpfen. Der Jüngling ging hin und that auch dieses. Nach Ablauf dieser Zeit sagte der Erzieher: Jetzt gehe nach Athen und studire die Weltweisheit. Am Thore daselbst pflegte ein alter Weltweiser zu sitzen, welcher die Ein- und Ausgehenden schmähte und daher auch den Jüngling beschimpfte. Der Beleidigte aber lachte dazu. Da sprach der Greis zu ihm: Wie kömmt es, daß du zu meinen Schimpfreden lachen kannst? Der Jüngling antwortete: Wie soll ich nicht lachen, da ich drei Jahre Andere bezahlte, um mich beschimpfen zu lassen, und heute bekomme ich umsonst Unbilden; deßhalb mußte ich lachen. Da sagte der Alte: Gehe ein in die Stadt, du bist mein Schüler, ja du bist schon ein Weltweiser. Unbilden ohne Zorn ertragen zu können, darnach strebten die alten Weltweisen; Unbilden gelassen ertragen, ist auch christliche Weisheit, da Christus sagt: Wenn dich Jemand auf die linke Wange schlägt, so reiche ihm auch die rechte dar!

Unbußfertigkeit.

Die Unbußfertigen sterben in Verzweiflung.

Ein Priester wurde einst von den Verwandten eines Geizigen ersucht, diesen, da er schon ohne Hoffnung auf Genesung darnieder lag, doch zu einer reumüthigen Beichte zu bewegen; denn derselbe hatte bereits seit dreißig Jahren nicht mehr gebeichtet. Der Priester eilte zu dem Kranken und suchte ihn zur Ablegung einer Beichte zu bewegen. Doch der Geizhals unterbrach ihn schnell und rief: Ei! geistlicher Herr, sagt mir doch, da ihr eben aus der Stadt kommt, wie theuer ist jetzt der Pfeffer? Was kostet der Zentner Wolle? Sind meine Schiffe schon eingelaufen? Wie steht es mit dem Zucker? Ist viel Vorrath auf dem Markte vorhanden? — So drängte eine kaufmännische Frage die andere, obwohl der Priester ihn mit aller Mühe auf ernstere und heilsamere Gedanken zu bringen suchte. — Da aber Alles vergebens war, so erklärte ihm endlich der Geistliche unumwunden, sein Leben sei in höchster Gefahr, er möchte also mehr an seine Seele, als an seine Waaren denken und sich zu einer reumüthigen Beichte vorbereiten. Als dieß der Geizhals hörte, schrie er laut auf: Ich kann

nicht! Ich kann nicht! Ich kann nicht! und gab bald darauf in Verzweiflung den Geist auf. (S. Bernardin. serm. 13.)

Mirabeau, der im Anfange der französischen Revolution ganz Frankreich in unübersehbares Elend stürzte und sich mit aller Wuth den Ausschweifungen überließ, zerstörte bald seine Gesundheit und die edlen Kräfte seines Lebens. In sein Innerstes schlichen sich allmählich die Schrecken des Todes ein und er suchte sie durch alle möglichen Vergnügungen wieder daraus zu vertreiben. — Am letzten Tage, da er sich dem Tode schon sehr nahe fühlte, ließ er sich wohlriechende Wasser bringen, Blumen vorlegen und Musik machen. Allein Nichts war mehr im Stande, seine Angst und Gewissensbisse zu beschwichtigen. Alle Trugschlüsse seiner sogenannten Lebensweisheit ließen ihn ebenfalls im Stiche. Nun brach er in die bittersten und heftigsten Klagen aus und verlangte von dem Arzte ein Mittel, schneller das Leben enden zu können. Als ihm aber der Arzt dieses verweigerte, nannte er diese Verweigerung grausam und rief mit heftiger Stimme aus: Meine Schmerzen sind unerträglich! Ich habe noch Kräfte für Jahrhunderte, aber nicht für einen Augenblick mehr Muth! — Jetzt irrten seine Blicke wild umher; jeder Gesichtszug sprach deutlich Zerrüttung und Gewissensqual aus. Plötzlich stellten sich auch heftige Zuckungen ein; er that einen Schrei und starb in Verzweiflung. (Hausen. I. S. 131.)

Die Unbußfertigen sterben durch Gottes Fügung in Sünden dahin.

Alembert erkrankte fünf Jahre später, als Voltaire. Er hatte als ein Gottesläugner diesem den Priester versagt. Als er dem Sterben nahe kam, geschah ihm dasselbe. Er verlangte den Pfarrer von St. Germain so nachdrücklich, daß einer seiner gottesläugnerischen Freunde hinging, denselben zu rufen, wie er vorgab, aber natürlich denselben nicht aufsuchte. Nach einer Weile kam er mit der Nachricht zurück, daß der Pfarrer ihm auf dem Fuße folge. Das Warten dauerte dem Kranken bald zu lange, der Freund ging zum Scheine noch einmal hin und brachte endlich die Nachricht, der Pfarrer selbst sei verhindert, habe aber einen Priester vorgeschlagen, der am anderen Ende der Stadt wohne. Alembert sendete einen Bedienten mit einem Billet an ihn, und ehe dieser zurück sein konnte, war Alembert verschieden. Condorcet hatte das ganze Spiel geleitet und rühmte sich: Wäre ich nicht gewesen, so hätte er sich ergeben. Schon nach neun Monaten folgte Diderot in's Grab; ihn schleppten die gottesläugnerischen Freunde auf's Land und so konnte er, von allen Priestern fern, die Bekehrung nicht vollenden, zu welcher er schon die ersten Schritte gethan hatte. Die übrigen Helden der Freidenkerei starben ebenso. Die Marquise von Chatelet, Voltaires Freundin, welche die Religion nie anders als Aberglauben nannte und die Wollust und Freßgier für die einzige Tugend erklärte, meinte auf dem Todtenbette, es sei doch vielleicht gut, die heiligen Sakramente zu empfangen und als Christin zu sterben und fragte ihren Verführer Voltaire um Rath. Wählen Sie das Sicherste, Madame! antwortete dieser. Aber sie kam nicht zum Empfang der Sakramente und zur Aussöhnung mit Gott.

Undank.

Undank soll uns nicht im Gutesthun müde machen.

Wir sollen das Gute wegen Gott thun; darum kann und soll uns der Undank der Menschen im Wohlthun nicht müde machen. Wir müssen den Nußbäumen gleichen, welche man zerschlägt, wenn man ihnen die Früchte abnimmt, und die das nächste Jahr dennoch wieder reichliche Früchte tragen.

Undank soll uns im Gutesthun nicht müde machen.

Zu Aesop's Zeit schickten sich die Könige Räthsel, auf deren Lösung hohe Preise standen. Aesop war ein scharfsinniger Kopf und löste sie alle. Er lebte am Hofe des Königs Lykerus in Gunst, und hatte einen gewissen Ennus an Kindesstatt angenommen. Da ihm derselbe einige schlechte Streiche spielte, wollte er ihn fortjagen. Der Undankbare entwendete seines Pflegevaters Siegelring und schrieb an alle Könige, mit denen Lykerus Räthsel wechselte, und versprach, ihnen die Auflösung immer heimlich zuschicken zu wollen. Ein solcher Brief kam dem Lykerus in die Hände. Augenblicklich befahl er seinem Feldherrn, den Aesop zu tödten. Doch der Feldherr verbarg ihn, denn er war Aesop's Freund. Nach einiger Zeit schickte der König von Aegypten dem Lykerus einige Räthsel, welche dieser nicht aufzulösen vermochte. Voll Betrübniß erinnerte sich der König seines guten Aesop. Der Feldherr ergriff diese Gelegenheit, den Lykerus von der Unschuld Aesop's zu überzeugen, und entdeckte ihm, daß er noch lebe. Der König weinte vor Freude, als er seinen Freund wieder sah, und wollte den verrätherischen und undankbaren Ennus hinrichten lassen. Aber Aesop wirkte ihm trotz des erfahrenen schwarzen Undankes Begnadigung aus und nahm ihn sogar wieder zu seinem Sohne an. Aber der Gram über seinen Undank und die Scham über Aesop's Großmuth nagte so sehr an dem Herzen des Jünglings, daß er kurz darauf starb. Wenn schon Heiden sich durch Undank im Wohlthun nicht irre machen ließen, um so weniger soll es der Christ.

Undank bestraft sich oft selbst.

Dion, ein Sizilianer, entschloß sich, sein Vaterland von dem Tyrannen Dionysius zu befreien. Sein Reichthum machte es ihm möglich, aus eigenen Mitteln ein kleines Heer zu sammeln. Da Dionysius in Italien abwesend war, so rückte Dion ohne Widerstand in Syrakus ein. Dionysius eilte wohl herbei, wurde jedoch zurückgeschlagen und mußte aus Sizilien fliehen. Kaum hatte Dion sein wohlthätiges Heldenwerk vollendet, so wurde er verkannt. Das Volk glaubte, er wolle selbst Oberherr sein, es stellte ihm einen anderen Volksführer entgegen. Dieser Undank kränkte den Dion tief; er verließ die argwöhnische Stadt und zog sich mit seinen Truppen nach Leontium. Kaum vernahm solches Dionys in Italien, so ließ er durch ein frisches Heer die Stadt angreifen, und es gelang ihm, die Burg wieder zu gewinnen. Eine Schaar todter Bürger bedeckte die Straßen der Stadt. Die Syrakuser wußten keinen Rath, sie ließen Dion bitten, das Geschehene zu vergessen und nur noch dießmal

der bedrängten Stadt zu Hilfe zu kommen. Dion wandte sich in Gegenwart der Gesandten an seine Soldaten und fragte sie: Wollet ihr diese Undankbaren noch einmal retten? Sie schwiegen, den Entschluß ihrers Führers erwartend, der endlich doch Befehl zum Zuge gab. Als er vor der Stadt erschien, ließen ihm die Bürger sagen, es sei nun nicht mehr nöthig, daß er komme, und verschloßen ihm die Thore, denn die Königlichen waren etwas ruhiger geworden. Am folgenden Morgen that indeß der König einen neuen Ausfall aus dem Schlosse, Menschenblut floß stromweis auf den Gassen, viele Häuser standen in Flammen. Wie gerne öffnete man nun dem Dion die Thore! Und auch jetzt noch erbarmte er sich der Undankbaren. Es kostete viel Blut, aber endlich wichen die Königlichen, räumten sogar das Schloß und zogen ab. Für diese neue Wohlthat wurde Dion zuletzt ermordet. Gedungene Meuchelmörder überfielen ihn eines Abends in seinem Hause und wollten ihn erwürgen. Da das aber lange währte, so reichte endlich einer der Verschwornen, der draußen stand, ein Schwert durch's Fenster, und so ward der wackere Dion, indem man ihn an Händen und Füßen festhielt, wie ein Schlachtthier abgestochen. Jetzt, da kein Verständiger an der Spitze stand, war die Stadt der Parteiwuth hingegeben. Acht Jahre hindurch mordeten die Bürger einander selbst, bis endlich nach zehnjähriger Verbannung Dionysius die Herrschaft zum dritten Mal ergriff. Man kann denken, wie er sich gerächt haben wird. Dieß war die verdiente Strafe für ihren schändlichen Undank.

Undank ist der Welt Lohn; daher suche deinen Lohn bei Gott.

Kortez war ein frommer und tapferer Christ; er eroberte Mexiko, wo jährlich ohne die Erwachsenen allein mehr als zwanzigtausend Kinder den Götzen geopfert wurden. Kortez bekehrte die Mexikaner durch Missionäre zum Christenthum. Er gab im Vereine mit den Priestern viele wohlthätige Gesetze, um die Wilden zur Taufe würdig vorzubereiten und die Neugetauften im christlichen Wandel zu befestigen. Kortez befahl den Statthaltern des mexikanischen Reiches, über die pünktliche Beobachtung dieser Kirchengesetze sorgfältig zu wachen. Welch' ein Glück, daß Gott diesen frommen Mann hieher führte! Uebrigens hatte Kortez das Schicksal des Kolumbus; denn Undank war sein Lohn. Er wurde am spanischen Hofe angeschwärzt, als strebe er nach Unabhängigkeit, und obschon er einmal nach Spanien reiste, die Verläumdungen niederzuschlagen, so ward doch die Regierung von Mexiko einem Anderen anvertraut und dem Kortez blieb nur die Entdeckung neuer Länder. Auch damit war der bescheidene Kortez zufrieden. Nach unendlichen Beschwerden entdeckte er 1536 die große Halbinsel Kalifornien, deren Bewohner er fast den Thieren ähnlich fand. Nach vier Jahren besuchte er noch einmal Spanien, erhielt aber die Statthalterschaft über Mexiko nicht wieder. Seine Verdienste waren vergessen und er starb 1547 am 2. Dezember. Seine Gebeine ruhen in Mexiko. Da Undank der Welt Lohn ist, so thut alles Gute Gott zu lieb und suchet eueren Lohn bei ihm!

Undank ist etwas Häßliches vor Gott und Menschen.

Markus Tullius Cicero rettete durch seine Beredsamkeit dem Opilio das Leben. Dieser Undankbare reizte nachher den Markus Antonius so weit, daß er dem Cicero den Kopf abschlagen ließ. Läßt sich etwas Niederträchtigeres denken? Pausanias erzählt, in einer Stadt Joniens habe ein Knabe einen Fisch gekauft und denselben wieder in's Meer gesetzt, ihm auch Fraß gegeben; so oft der Knabe am Ufer erschien, kam der Fisch heran und nahm das Fressen an, ja er soll ihn sogar auf seinen Rücken genommen und im Wasser herumgeführt haben. War dieses Thier nicht dankbarer, als jener Mensch?

Undank straft sich gewöhnlich selbst.

Eine Fabel erzählt, die Jäger hätten einen großen Hirsch aufgetrieben, der sich in einen Weingarten flüchtete und hinter einen großen Weinstock so glücklich verbarg, daß die getäuschten Jäger seine Spur verloren hätten, wenn nicht der Hirsch, sich nun sicher wähnend, angefangen hätte, das Laub und die zarten Reben des Weinstocks, seines Wohlthäters, zu fressen. Das Geräusch machte die Jäger auf ihn aufmerksam und der Hirsch wurde getödtet. So geht es gewöhnlich den Undankbaren.

Ein Beispiel schändlichen Undankes.

Als der Kaiser Michael 813 eine Schlacht gegen die Bulgaren verlor, legte er die Krone des morgenländischen Kaiserthums nieder, und bestimmte seinen ersten Feldherrn, Leo den Armenier, zu seinem Nachfolger. Er selbst zog sich mit seinen Söhnen in die klösterliche Einsamkeit zurück und widmete sich ganz dem Dienste Gottes. Aber der undankbare Leo trennte den Vater von seinen Söhnen, verbannte Jeden auf eine andere Insel; ja er ließ die Söhne Michael's entmannen, damit sie ja keine Nachkommen zeugen könnten, die ihm und seiner Familie die Krone streitig machen könnten.

Der griechische Kaiser Basilius jagte einst einen Hirsch, der, nur leicht verwundet, sich gegen den Schützen kehrte und ihn mit seinem Geweihe, welches sich im Gürtel fing, in die Höhe schleuderte und ihn durchbohrt haben würde, hätte nicht ein besonnener Jäger den Gürtel durchschnitten. Man glaubte allgemein, dieser Lebensretter werde herrlich belohnt werden; statt dessen ließ ihn der stolze Kaiser, dem der Gedanke unerträglich war, sein Leben einem gemeinen Menschen verdanken zu sollen, hinrichten, unter dem Vorwande, er habe ihm nach dem Leben getrachtet.

Den Undank der Menschen muß man als eine Schickung und Prüfung Gottes ansehen.

Als der tapfere Pedro Molendez de Aviles, der erste spanische Seeadmiral, mit den jährlichen Schätzen aus Amerika nach Spanien zurück segelte, wurde ein Schiff aus seiner Flotte, auf welchem sich sein Sohn befand, von den Franzosen gekapert. Lange hatte er seinem König am mittelländischen Meere, auf dem atlantischen Ocean und in der Nordsee treu und auf eigene Kosten

gedient; aber als seine Gesundheit gebrochen und sein Vermögen erschöpft war, wurde ihm, wie dem Kolumbus, statt mit reicher Belohnung, mit Undank vergolten und der Unglücksbecher wurde ihm bis zum Rande gefüllt. Nach seiner Landung ward er in Sevilla festgenommen, und auf eine nichtswürdige Klage, welche einige Offiziere, unzufrieden mit des alten Admirals strenger Disziplin, gemacht, in den Kerker geworfen. Von dieser Stunde an kehrte sich Alles gegen ihn. Bürgschaft ward zurückgewiesen, seine Dienste wurden gleicherweise vergessen und sein Prozeß erlitt Verzug aller Art. Nahe gegen zwei Jahre schmachtete er im Gefängnisse. Da bat er endlich um persönliches Gehör bei Philipp II., der ihn so lang und wohl gekannt. Als einzigen Lohn für seine früheren Dienste flehte er um die Erlaubniß, zur Aufsuchung seines Sohnes auslaufen zu dürfen; dann wolle er auf sein Schloß heimkehren und seine übrigen Jahre im Dienste Gottes verbringen. Philipp gewährte ihm diese Erlaubniß. Melendez sah diesen Undank als Schicksal Gottes an und trug ihn geduldig.

Ein Beispiel der Undankes.

Der heilige Vincentius hatte den Parisern und seinem Vaterlande dadurch unzählige Wohlthaten erwiesen, daß er die Armen versorgte. Als aber in Paris ein Aufruhr ausbrach, maßte sich ein Parlamentsrath und einige Uebelgesinnte das Recht an, im Hause St. Lazarus Alles durchzusuchen, unter und über sich zu kehren, unter dem Vorwande, den Getreidevorrath zu untersuchen. Zudem legte man ein Regiment recht zügelloser Soldaten in's Haus, welche entsetzliche Plünderung und Verheerung vornahmen und zum Uebermaße der Bosheit Feuer in den Holzschuppen, der im Hofe lag, anlegten. Pater Lambert erduldete viele Beschimpfungen und Verfolgungen. Der Getreidevorrath war bestimmt, die Armen ein ganzes Jahr hindurch davon zu verpflegen. Dieß war der schwarze Undank für die unzählbaren Wohlthaten dieses Hauses.

Undank ein häßliches Laster.

Ein lutheranischer Jüngling aus Deutschland hatte in Paris der Ketzerei entsagt, wahrscheinlich, um bei Katholiken reichliche Unterstützung zu finden. Die Vorsteherin eines Frauenklosters erwies ihm sehr viel Gutes und empfahl ihn dem heiligen Vincentius als einen hoffnungsvollen Mann, der als Missionspriester recht viel nützen könne. Vincentius ließ ihn daher in die achttägigen geistlichen Uebungen eintreten. Allein diese Kur wollte dem jungen Heuchler nicht behagen. Er schlich in ein Zimmer, entwendete dort nebst anderen Sachen das Kleid eines Sendungspriesters und meldete sich in diesem Anzuge in der Vorstadt St. Germain bei dem kalvinischen Prediger Drelincourt, um in diese Sekte aufgenommen zu werden. Entzückt über diese herrliche Beute führte ihn Drelincourt in den vornehmsten hugenottischen Häusern auf, um ihn als lebendigen Beweis seines Eifers darzustellen. Herr de l'Isle, ein eifriger Katholik, bemerkte mit Erstaunen, daß ein Geistlicher dem Prediger überall nachtrabe, schöpfte aber gleich Verdacht und folgte ihnen, bis sie in das nächste Haus eintraten. Als Drelincourt die Stiege hinauf stieg, der vermeintliche Geistliche

aber an der Thüre stehen blieb, fragte ihn de l'Isle, was er hier mache? Dieser, in der Meinung, mit einem Kalvinisten zu sprechen, erzählte ihm seine Flucht aus dem Hause St. Lazarus und was er ferner zu thun gedenke. Herr de l'Isle traf sogleich Anstalt, daß der ärgerliche Mensch, der mit dem gestohlenen Kleide den Namen eines Sendungspriesters so schändlich entehrte, verhaftet wurde. Bald erhielt auch Vincentius Kunde davon und wurde von allen Seiten aufgefordert, bei den Richtern darauf zu dringen, daß dieser schamlose Bursche sowohl wegen des Diebstahls, als wegen des gegebenen Aergernisses ernstlich gezüchtiget werde. In der That begab sich Vincentius zum königlichen Prokurator, aber nicht um Gerechtigkeit zu fordern, sondern um für den Schuldigen zu bitten, daß ihm die verdiente Strafe erlassen werde.

Undank gegen Gott macht aller ferneren Wohlthaten Gottes unwürdig.

Ein österreichischer Soldat schreibt nach der Schlacht von Königsgrätz an seine Aeltern nach Hause, daß er mehreren Scharmützeln, namentlich aber der großen Schlacht bei Königsgrätz beigewohnt habe, als Mitkämpfer, daß sein Mantel siebenzig Löcher habe, welche die preußischen Kugeln aus den berüchtigten Zündnadelgewehren hineinrissen und daß ihn bei allem dem nur eine einzige Kugel leicht am Arme verwundet habe. Nicht ein einziges Mal sagt er: Gott sei Dank! Verdient dieser undankbare Soldat, daß ihn Gott in einer nächsten Schlacht wieder beschütze? Gewiß läßt er den Undankbaren von einer Kugel tödten oder schwer verwunden; denn Undank gegen Gott ist ein häßliches Laster. (Gemeindeztg.)

Undank ist schändlich.

Einmal weinte ein Baum im Walde bitterlich. Ein Holzhacker kam und fragte: warum er weine? Der Baum sprach: Mir thut Nichts so weh, als die Undankbarkeit; da kam vor einigen Tagen ein Holzhacker und bat mich himmelhoch um einen Stiel in seine Hacke. Ich war so gut und gab ihm einen Ast. Kaum hatte er die Hacke hergerichtet, hat er mich umgehauen. Jetzt lieg' ich da! O du schändliche Undankbarkeit!

Ein Undankbarer ist gewiß ein schlechter, verabscheuungswürdiger Mensch.

Maximin Herkules, ein abgedankter römischer Kaiser, floh zu seinem Schwiegersohne Konstantin dem Großen nach Gallien, welcher ihn gastfreundlich aufnahm. Aus Dankbarkeit strebte er ihm nach dem Purpur und empörte sich. Gefangen strafte ihn Konstantin nur damit, daß er ihm den Purpur wegnahm, übrigens ihn in seinem Palaste behielt. Maximin beschloß aus Dankbarkeit, ihn zu ermorden; er verlangte von seiner Tochter, der Kaiserin Fausta, ihm die Thüre des kaiserlichen Schlafgemachs offen zu halten, er werde sie später besser versorgen. Diese, eine bessere Gemahlin, als Tochter, versprach's zwar ihrem Vater, erzählte es aber zugleich ihrem Gemahl. Zur bestimmten Stunde stand

Maximin vom Schlafe auf, ging durch die Gänge und sagte der Wache: Er habe einen Traum gehabt, den müsse er sogleich dem Kaiser mittheilen. Er ward durchgelassen, fand die Thüre offen, stürzte auf das kaiserliche Bett, und durchbohrte mit dem Dolche den darin liegenden Menschen. Froh über seine That, jauchzte er. Da kam Konstantin mit Bewaffneten von der anderen Seite herein. Erschrocken wußte er nicht, was er sagen sollte. Konstantin hatte einen Sklaven in sein Bett legen lassen und dieser ward durchbohrt. Er ließ ihm nun aus Gnade die Wahl des Todes. Maximin erhängte sich auf dem Thurme des kaiserlichen Palastes.

Undank ist der Welt Lohn.

Der Hausirer Paul D. nahm eines Abends einen scheinbar ganz erschöpften Mann, der sich für einen Urlauber ausgab, aus Mitleid mit nach Hause, setzte ihm eine tüchtige Mahlzeit vor und wies ihm mit der Bemerkung ein Bett an, daß er ihn gerne einige Tage umsonst beherbergen wolle. Während der Nacht raffte jedoch der Undankbare die gesammten Waarenvorräthe des armen Hausirers zusammen und entfloh damit durch das Fenster auf die Straße. Da bewahrheitet sich wohl das Sprüchwort: Undank ist der Welt Lohn!

Uneigennützigkeit.

Der Christ soll uneigennützig handeln.

Der heilige Ignatius verachtete sehr das irdische Gut und seine Uneigennützigkeit zeigte sich besonders bei der Eroberung von Najara. Diese an der Grenze von Biskaya gelegene Stadt war der Plünderung preis gegeben. Ignatius hatte den größten Antheil an dem Siege und hätte ihn daher auch an der Beute haben sollen; allein er begnügte sich zu seiner Belohnung damit, eine schöne Waffenthat ausgeführt zu haben und meinte nicht, daß ein Ehrenmann sich von dem Raube der Unglücklichen bereichern dürfe.

Ein Beispiel der Uneigennützigkeit beschämend für manchen Christen.

Die Athener hatten Krieg mit dem König Alexander von Macedonien; vom Frieden wollten sie Nichts wissen. Aber als Theben zerstört war und Athen nichts Besseres erwarten durfte, ging Phocion als Gesandter zu Alexander und wandte durch seine Klugheit nicht nur ein hartes Schicksal von seinem Vaterlande ab, sondern nahm auch den jungen König so für sich ein, daß dieser mit ihm Freundschaft schloß. Als Phocion wieder nach Hause ging, sandte ihm Alexander ein Geschenk von hundert Talenten nach. Phocion holte sich eben Waschwasser vom Brunnen und im Zimmer war seine Frau mit Brodkneten beschäftigt. Die Gesandten überbrachten ihm Alexanders Gruß und setzten das Gold nieder. Ei, sagte Phocion, warum beschenkt der König allein mich unter allen Athenern so königlich? — Weil er dich allein für einen wackeren Mann hält. — Nun, so wird er auch wünschen, daß ich einer bleibe; das könnte ich aber nicht, wenn ich das Geld annähme. Die Gesandten drangen vergebens in

ihn, sie mußten es wieder mitnehmen. Das könnten sich manche Beamte zum Muster nehmen. Ein athenischer Flüchtling, der zu den Persern überging, bot dem Phocion sogar siebenhundert Talente, wenn er vor dem Volke für ihn sprechen wolle; er erhielt aber die harte Antwort, er möge die Stadt verlassen, damit er die Bürger nicht verführe. Phocion war so glücklich, eine Gattin zu besitzen, die von gleicher Enthaltsamkeit und Uneigennützigkeit war, und — o Wunder! — die Eitelkeit nicht kannte. Als eine reiche Jonierin ihr einmal ihren goldenen und brillantenen Schmuck zeigte, antwortete sie: Mein Schmuck ist Phocion, der seit zwanzig Jahren immer zum Anführer der Athener gewählt worden ist.

Uneigennützigkeit erkannten schon weise Heiden als eine Tugend.

Philopömen war der Anführer des achäischen Bundes im alten Griechenlande; er lebte so einfach, wie der gemeinste Soldat und war unbestechlich. Sparta hatte seinen Tyrannen Nabis getödtet und war dem achäischen Bunde beigetreten. Um Philopömen zu ehren, beschlossen die Spartaner, ihm mit dem Gelde, welches aus Nabis verkauften Gütern gelöst war, einer Summe von einhundertundzwanzig Talenten, ein Geschenk zu machen. Die Gesandten gingen, ihm dasselbe zu überbringen; da sie aber seine Mäßigkeit bei der Tafel, seinen Ernst im Umgange und die ganze Hohheit seines Betragens sahen, wagten sie es nicht, ihm etwas von dem Gelde zu sagen, sondern nahmen es wieder mit nach Hause. Sie gingen zum zweiten Male hin und auch dieses Mal wagten sie es nicht, mit ihrem Anliegen hervorzutreten. Endlich zum dritten Male faßten sie ein Herz und sagten ihm die wahre Absicht ihrer Sendung. Er lächelte zuerst, fuhr aber darauf ganz ernsthaft fort: Nicht euere Freunde braucht ihr zu bestechen; die bösen Bürger sind es, welche mit Geld gewonnen werden müssen, daß sie schweigen und den Guten nicht hinderlich sind!

Unfriede.

Bei jeder Uneinigkeit hat der Teufel seine Hand im Spiele; Friedensstörer sind Teufelshandlanger.

Der Teufel bemühte sich viele Jahre, zwischen Eheleuten Unfrieden zu stiften, konnte es aber nicht zuwege bringen, daher er ein altes Weib ersuchte, und ihr ein Paar neue Schuhe versprach, wenn sie solches bewerkstelligen würde. Diese richtete in kurzer Zeit und mit wenig Worten so viel aus, daß diese Eheleute, welche so viele Jahre einig lebten, in beständigem Zank lebten und sich täglich rauften. Der Teufel hielt sein Wort und gab der Alten ein Paar Schuhe; aber er reichte sie ihr an einer Stange über den Bach hinüber, indem er sprach: Er getraue sich nicht näher zu ihr, indem sie weit ärger sei, als er, der Teufel selbst. — (Gedicht Stengelii in mundo Theoriti cap. 50.)

Zu einem Kloster kam der Teufel als Holzhacker, läutete an und fragte nach Arbeit. Der Pförtner war etwas ungeduldig und hieß ihn gehen. Der Teufel schlich sich durch die Kirche in die Sakristei und es dauerte nicht lange,

so zankten zwei Mönche miteinander. Der Teufel stand in einem Winkel und lachte in die Faust. Der Teufel geht darauf aus, Gemüther zu trennen und schont selbst die Diener Gottes in der Kirche nicht.

Unfrieden stiftet der Teufel, bei Unfriedlichen wohnt er gerne.

Als einst der heilige Franziskus Seraphikus nach Areta kam, fand er, daß ein Aufruhr unter den Bürgern entstanden, daß Alle bewaffnet waren und einander ein blutiges Treffen lieferten, als sollte kein Bürger mehr am Leben bleiben. Der heilige Mann hat aber auch etliche böse Geister wahrgenommen, welche sich unter das Volk mischten und die Leute mit Schadenfreude zum Streiten und Kämpfen anfeuerten. Sobald er seinem Begleiter befohlen, diese höllischen Geister im Namen Gottes abzuschaffen, verschwanden sie und es kehrte Friede und Einigkeit wieder in die Stadt zurück. (In vita.)

Es gibt keinen Unfrieden, wo nicht der böse Geist im Spiele wäre.

Als Kaiser Heinrich III. im Jahre 1055, ein sehr frommer und gottseliger Herr, das heilige Pfingstfest in Mainz feierte, entstand zwischen den Bedienten des Erzbischofs und des Abtes von Fulda ein Streit wegen des Vortrittes, der bis zum Raufen ausartete, wobei Blut in der Kirche vergossen wurde. Nachdem der Friede hergestellt war und die Bischöfe die entweihte Kirche gereinigt hatten, wurde das Hochamt gefeiert. Beim Graduale kamen die Worte vor: Du hast diesen Tag glorreich gemacht! Da schrie der Teufel aus der Höhe herab: Ich habe diesen Tag zank- und blutreich gemacht! Freilich, es gibt keine Uneinigkeit und keinen Zwiespalt, den nicht der Teufel verursacht oder schürt. (Naucler. vol. 2. Gener. 36.)

Ungeduld.

Ungeduld macht das Uebel unerträglich.

Nach Christi Worten hat jeder Mensch sein Kreuz zu tragen und jeder Tag hat seine Plage. Hier gilt nun Jesu Wort: In Geduld werdet ihr euere Seele besitzen; folglich in der Ungeduld verlieren. Geduld ist hiebei das Klügste, Ungeduld macht das Uebel unerträglich. Dem Ungeduldigen geht es wie dem Schwertfische. Er ist zwar sonst ein friedsamer Fisch, der sein furchtbares Schwert niemals zum Angriff mißbraucht; aber er ist äußerst unleidlich, ungeduldig. Es setzen sich nämlich Wasserinsekten auf seiner Haut an; diese Plage mag für ihn, der ein zartes Fleisch hat, keineswegs gering sein; er sollte aber diese Beläftigung eben so geduldig ertragen, wie die Seekuh, auf deren Haut sich so viele Insekten ansaugen, daß, wenn sie schwimmt, die Wasservögel damit ihre Kröpfe anfüllen. Der Schwertfisch aber will dieser Plage los werden und weil das nicht geschieht, wird er ungeduldig, zornig, verliert die Ueberlegung, wüthet gegen sich selbst, fährt auf den Grund des Meeres hinunter, wieder herauf, springt über das Wasser empor und müdet sich in diesem fruchtlosen

Toben ab; zuletzt schleudert er sich wohl gar auf's Ufer hinaus und wird getödtet, oder stößt in seinem Zorn an ein Schiff mit solcher Gewalt an, daß die Spitze seines Schwertes im Holze abbricht, wo er sich dann nicht mehr vertheidigen kann und von Raubfischen getödtet wird. All' sein ungeduldiges Toben nützt ihm Nichts; denn die Insekten lassen doch nicht eher nach zu saugen, bis sie sich von seinem Blute gesättiget haben; dann lassen sie von selbst ab. So handeln viele Menschen in der Ungeduld. Wie der arme Schwertfisch vom Ungeziefer des Meeres geplagt wird, so quälen den Menschen allerlei Uebel: Sorge und Kummer, viel Arbeit und Plage, Krankheiten, Verluste, Unrecht, böse Zungen, gehässige Menschen, Diebstahl, Mißwachs, Schulden, viele Kinder, große Haushaltung, schlechtes Gesinde; kurz, der Plagen gibt es viele und tägliche. Trage sie daher geduldig, mit Ergebung, aus Liebe zu Jesus, zur Uebung der Geduld, zur Buße für deine Sünden, zur Abtragung deiner zeitlichen Strafen. Dadurch wirst du Gott lieb und reich an Verdiensten. Ungeduld macht die Lage nicht besser, sondern unerträglich.

Ungeheuer.

Zwei Ungeheuer in Menschengestalt.

Nach Titus bestieg sein Bruder Domitian den Thron. Er war ein feiger und grausamer Despot wie Nero. Wer Geld besaß und wer ihn beleidigte, mußte sterben und die Qual Anderer war seine Lust. Einmal ließ er die Senatoren in einem schwarzen Saale versammeln und umher standen Särge, jeder mit dem Namen eines Senators bezeichnet. Dann traten geschwärzte Männer ein mit Lichtern und blanken Schwertern und umtanzten die bebenden Senatoren. Nachdem sich Domitian an ihrer Todesangst genug ergötzt und geweidet hatte, entließ er sie. In freien Stunden beschäftigte sich der Tyrann mit Mücken fangen. Zuletzt ließ er sich als Gott anbeten, sich Opfer bringen und Dominus (Herrn) nennen. Die Eitelkeit trieb ihn, auch Kriegsruhm zu suchen; doch der Gott trug für sich und sein Volk Schande davon. Die unglücklichen Unterthanen seufzten fünfzehn Jahre unter der blutigen Zuchtruthe dieses Tyrannen, der auch den Apostel Johannes auf die Insel Pathmos verbannte. Des Despoten Wahlspruch war: Das Reich ist ein trügliches Gut und er zitterte immer für sein Leben. Durch Zufall gerieth einmal ein Zettel, welcher die Namen Mehrerer enthielt, die sterben sollten, aus seiner Hand in die seiner Gemahlin Domitia. Mit Schrecken sah sie ihren eigenen Namen auf der Liste, auch die Namen der beiden Obersten der Leibwache. Darauf ließ Domitia ihren Gemahl in seinem Zimmer erstechen.

Kaiser Commodus, wieder ein Nero, ein viehischer Unmensch, der seines Vaters weise Räthe entfernte, alle Geschäfte den niedrigsten Geschöpfen überließ und sich öffentlich ohne alle Scham den unnatürlichsten Ausschweifungen überließ. Schwester, Gemahlin, Günstlinge wurden verwiesen und hingerichtet; er soll sogar seinen Vater Marcus Aurelius vergiftet haben. Er wollte der römische Herkules genannt sein, kleidete sich auch wie dieser Halbgott, erschoß von seinem Balkon an einem Tage zuweilen hundert eingesperrte Löwen, und nahm es im

Vertrauen auf seine Stärke mit dem größten Fechter auf. Mit seiner Keule durchschritt er die Straßen Roms und wenn es ihm einfiel, so zerschlug er denen, die ihm begegneten, die Beine, wobei er ihnen ein Goldstück hinwarf, sich heilen zu lassen. Er trat siebenhundertfünfunddreißig Mal öffentlich im Cirkus als Fechter auf und ließ sich dafür jedesmal vierzigtausend Thaler aus der Staatskasse zahlen. Und dieser starke Held schämte sich nicht, den einbrechenden Deutschen Tribut zu zahlen, damit sie seine Grenzen nur in Ruhe ließen. Er rasete zwölf Jahre; da wurde er auch seinen Hausgenossen gefährlich und sie ermordeten ihn in der Neujahrsnacht. Ihr Gottesläugner sagt: Ist für solche Ungeheuer die Hölle zu viel?

Ungehorsam.

Aeltern und Vorsteher verleiten ihre Kinder und Untergebenen selbst zum Ungehorsam,

und zwar dadurch, daß sie von ihnen all' zu Hartes und Schweres verlangen. König Darius ernannte den Aristagoras zum Statthalter von Milet. In dieser Eigenschaft unternahm er einen Kriegszug gegen eine benachbarte Insel, welcher unglücklich ausfiel. Darius gab ihm den Bescheid, entweder die Kosten des Krieges zu ersetzen, oder seinen Kopf nach Susa zu bringen. Eine schlimme Wahl! So viel Geld konnte er nicht bezahlen und sein Kopf war ihm auch lieb. In dieser Verlegenheit fiel ihm ein verwegener Gedanke ein — Empörung gegen den König. Er rechnete dabei auf den Beistand aller Jonier und vielleicht auch der europäischen Griechen. Dazu hetzte ihn auch der königliche Rath auf, Hystiäus, und die Empörung war fertig. Gerade solche unmögliche, harte, übertriebene Forderungen stellen oft Aeltern an die Kinder, besonders bei Heirathen; kein Wunder dann, wenn sie ungehorsam werden.

Den Ungehorsam dürfen Aeltern und Vorgesetzte zur Warnung Anderer nicht ungestraft lassen.

Der heilige Franz von Assisi verabscheute die Hoffart und ihr Erzeugniß: den Ungehorsam. Es wurde ihm einmal ein Bruder vorgestellt, der wider den Gehorsam gesündigt hatte, damit er durch gerechte Zucht gestraft würde. Als aber der Mann Gottes an jenem Bruder auffallende Zeichen der Reue merkte, wurde er bewogen, ihm zu vergeben. Damit jedoch die schnelle Vergebung für Andere kein Reiz würde, zu sündigen, ließ er dem Bruder die Kapuze nehmen, und in's Feuer werfen, auf daß Alle merkten, wie sehr die Sünde des Ungehorsams gebüßt werden müsse. Nach einer Weile gebot er, die Kapuze aus dem Feuer zu holen und sie dem reumüthigen Bruder wieder zu geben. Und siehe! sie war unversehrt. Durch dieses Wunder zeigte Gott einerseits, daß ihm die Reue lieb ist; andererseits, daß Vorsteher recht thun, wenn sie die Ungehorsamen bestrafen.

Ungeziefer.

Das Ungeziefer verschont die Heiligen und befällt die Sünder.

Die heilige Theresia verbesserte den Orden der Karmeliterinen. Sie trugen auf bloßem Leibe wollene Hemden und alle Kleider waren von Wolle. Gleichwohl erflehte sie dem neuen Orden die Gabe, daß sich kein Ungeziefer in ihren Kleidern und Betten ansetzte. Nur solche Novizinen wurden davon geplagt, welche später wieder austraten. Der Provinzial wollte dem Kloster von Toledo eine Priorin aus einem andern Kloster geben. Die Nonnen widersetzten sich, in der Meinung, das Recht sei auf ihrer Seite. Bald aber mußten sie sehen, daß ihr Beginnen nicht nach dem Geiste ihrer Mutter Theresia wäre; denn von dieser Stunde an wurden sie heftig vom Ungeziefer geplagt. Sobald sie sich aber der Anordnung ihres Oberen unterwarfen, waren sie auch wieder von dieser Plage befreit. Diese Gabe und Befreiung vom Ungeziefer besteht in allen diesen Klöstern bis auf den heutigen Tag.

Unglaube.

Der Spott der Ungläubigen über Religion verräth ihre innere Unruhe und Furcht.

Der Mensch kann es im Guten und im Bösen weit, bis zur Meisterschaft bringen; er kann seinem Gewissen Stillschweigen auferlegen, er kann den Glauben ablegen, die Furcht Gottes von sich werfen; er kann es soweit bringen, daß er sich des Bösen rühmt, daß er der Frommen spottet, daß er Gott und Ewigkeit, Gericht und Unsterblichkeit, Himmel und Hölle läugnet; ja man wird ihn darüber lachen hören als über Albernheiten und Altweibermärchen. Man sollte glauben, dergleichen Ungläubige müßten darüber unumstößliche Gewißheit haben, im Herzen ungetrübte Seelenruhe genießen und den seligen Frieden der Kinder Gottes empfinden. Aber nichts weniger, als dieses. Sie werden innerlich von Zweifeln geängstigt, von Unruhe und Furcht gemartert; ihre Heiterkeit ist erkünstelt; ihr Spotten und Lachen ist gerade ein Beweis der innern Angst und Unruhe. Die Gottlosen haben keinen Frieden, sagt die Schrift. Die Meerkatze lacht auch, aus voller Brust; aber ihr schallendes Gelächter ist kein Zeichen von Freude, sondern von Furcht; im Schrecken lacht sie. So lachen die Ungläubigen, aber ihr Lachen und Spotten verräth ihre Unruhe. Sie zwingen sich selbst zu einer widernatürlichen Heiterkeit, um sich selbst die Angst zu verbergen, die sie, besonders in gewissen Stunden, verzehrt. Die Gottlosen und Ungläubigen haben keinen Frieden.

Der Unglaube wirkt zersetzend auf Verstand und Willen für die Tugend.

Wo in einer Menschenseele der Unglaube herrscht, dort kann die Tugend nicht aufkommen. Tugend und Erfüllung der Gebote Gottes kann nur Wurzel schlagen in der Liebe und Furcht Gottes; wo nun der Glaube an Gott und

die Lehre der Kirche, an die Unsterblichkeit, an die ewige Belohnung und Bestrafung fehlt, dort fehlt die Liebe und Furcht Gottes, dort stirbt die Tugend. Die christliche Gerechtigkeit wurzelt im Glauben; denn gerecht sein heißt: das Gute thun, das Böse meiden; glaubt man nun nicht an's Gute und Böse, so begeht man dieses und unterläßt jenes. Der Unglaube übt also auf die Seele in Betreff der Tugend und christlichen Gerechtigkeit eine zersetzende Wirkung, wie der Magensaft der Schlange. Diese Thiere haben nur vorn einige spitzige Zähne zum Fangen, aber keine flachen zum Kauen. Sie verschlingen ihren Raub ganz, aber ohne Gefahr; denn ihr äußerst scharfer Magensaft löset sogar Knochen, Haare, Federn auf. Mit dem Unglauben kann eben so wenig die christliche Gerechtigkeit bestehen, als etwas im Magen der Schlange ganz bleibt. Mit dem Glauben schwindet die Liebe und Furcht Gottes, die Gewissenhaftigkeit, die Scheu vor der Sünde. In der Seele des Ungläubigen herrschet nicht Gottes Wille und Gebot, sondern die Leidenschaft, das Ehrgefühl, das sinnliche Vergnügen, die Eigenliebe, der Eigennutz. Es sollen die Ungläubigen einen einzigen Heiligen aufweisen, wie deren die Kirche in ihren Gläubigen bildet und gebildet hat; dagegen weist die Geschichte nach, daß mit dem Unglauben die Laster keimten und groß wuchsen; Beweis die französische Revolutionszeit. Je ungläubiger, desto lasterhafter.

Mit Ungläubigen und Freidenkern soll man nicht über Religion streiten.

Es ist vergeblich, mit Freidenkern und Ungläubigen über Religion zu streiten, um sie von der Wahrheit und von ihrem Irrthum zu überzeugen; man muß sie Gott überlassen und für sie beten. Sie gleichen dem Irrlichte, das sich nicht ausblasen oder mit Lichtscheere und Hütchen auslöschen läßt, wie das Licht der Kerze; es weicht jedesmal aus, sobald man ihm nahet. So die Ungläubigen und Freidenker.

Unglaube, Lasterhaftigkeit und schlechtes Ende sind beisammen.

In Peterswald in Böhmen bestand früher der militärische Grenzkordon. Ein solcher Soldat hinterließ einen Sohn und zwei Töchter. Die Mädchen kamen in keine Schule und lernten keine Religion, außer im Dienste. Der Sohn wurde von den mütterlichen Verwandten angenommen, gut und christlich erzogen, auch in den Schulgegenständen auf's Beste unterrichtet. Als er herangewachsen war, las er irreligiöse, unmoralische Bücher, verlor seinen Glauben, mit ihm die Gottesfurcht, wurde zügellos ausschweifend, Freidenker, gewissenlos, betrog die Leute, wo er konnte, hetzte sie zu Prozessen zusammen, ging in keine Kirche, lästerte Gott, die Religion, die Kirche, die Priester bei jeder Gelegenheit. So lebte er bis gegen sein achtundvierzigstes Jahr; gewiß ein kurzes Leben! Der Unglaube und das daraus entspringende Laster haben ihn umgebracht! Sein Lebensende war höchst elend und ein offenbarer Anfang der Hölle. Vier bis fünf Jahre vor seinem Ende verfiel er in eine Abzehrung und Wassersucht

und litt viel. Man schaffte ihn im Winter, ohne Kleider, per Schub in seinen Geburtsort. Auf einer Station führte ihn ein dem Trunke ergebener Bauer, der ihn zwei Stunden in der Kälte am Wagen liegen ließ, während er einkehrte. In seinem Geburtsorte ward er aufgenommen und trotz des vielen Ungeziefers verpflegt und ärztlich behandelt. Alle gaben sich Mühe, ihn zur Buße und Beichte zu bewegen. Er verschmähte es und starb wie ein Vieh, nachdem er als ein solches gelebt hatte. Noch auf dem Todtenbette wollte er rechtgläubige Christen zu seinem Unglauben verführen. Es war von Gott über ihn die Strafe der Verstockung verhängt. Sein Ende war der Anfang der Hölle.

Ungläubige bekehren sich wegen ihrer Lasterhaftigkeit schwer.

Ein Priester bemühte sich sehr, einem Ungläubigen die Glaubenswahrheiten einzuprägen. Nach verschiedenen Gesprächen machte der Ungläubige ein Geständniß, welches auch von vielen Anderen abgelegt werden könnte: Mein Herr, sagte er, bemühen Sie sich doch nicht so sehr, mich zum Glauben zurückzuführen; ich glaube zwar auch, aber ich habe nicht nach dem Glauben gelebt — und um Ihnen unverhohlen die Wahrheit zu sagen: Ich bin ein Elender, der schon mit fünfzehn Jahre alle Sittlichkeit verlor; von diesem Zeitpunkte an habe ich Alles verlassen; meiner tugendhaften Mutter habe ich viele Thränen verursacht; um sich davon zu überzeugen, brauchen Sie nur die Briefe zu lesen, welche sie mir schrieb. Hiemit war Alles gesagt; die Bemühungen des Priesters hatten weiter keinen Erfolg. (Hilleger S. 172.)

Ungläubige haben keinen Trost im Tode.

Bei der französischen Revolution 1789 wurde der Freidenker Laharpe, wie so viele Andere gefangen genommen und in den Kerker geworfen. Der Ungläubige war ganz trostlos, er verzweifelte, weinte; denn er erwartete jeden Augenblick sein Todesurtheil. Im nämlichen Gefängnisse war eine Dame, die demselben Loose entgegensah, jedoch mit einer seltenen Ruhe, ohne einmal merken zu lassen, daß sie sich damit beschäftige. Laharpe gab ihr darüber sein Erstaunen zu erkennen, daß sie in einem so schrecklichen Augenblicke eine so große Gemüthsruhe zeigte. Ich tröste mich mit dem Glauben, antwortete sie ihm; es geschieht Nichts ohne Gottes Zulassung und ich will Alles zu Seiner Ehre leiden, wenn dieses Ihm wohlgefällt; ferner schöpfe ich Muth aus dem Buche, welches ich hier in Händen habe. Sie zeigte ihm das Buch, es war die Nachfolge Christi. Laharpe bat sie, ihm dieses Buch zu leihen, was sie sogleich that. Er las es mit großer Aufmerksamkeit; sein Herz wurde gerührt; auch genügte Dieses, ihn zu bekehren; nach seiner Versöhnung mit Gott durch eine reumüthige Beichte fühlte auch er sich getröstet. (Hilleger S. 173.)

Hoffärtige Menschen thun groß mit ihrem Unglauben.

Ein Wirth, der auf Reisen in allerlei schlechte Gesellschaft gerathen war und da unter anderem Schlechten auch die Gottesläugnung gelernt hatte, unter-

hielt zu Hause seine Gäste mit seinen verdorbenen Grundsätzen und Ansichten. Eines Abends kehrten bei ihm zwei rechtschaffene und fromme Männer ein, die er von sechs bis elf Uhr Nachts mit seinem ungläubigen Geschwätze plagte und ihnen beweisen wollte, daß es weder Gott, noch Himmel und Hölle gebe. Sie wollten ihn mit Gottes Wort widerlegen, aber er spottete und lachte darüber. Die zwei Gäste hatten herzliches Mitleid mit der Verblendung des Wirthes. Kaum hatten sie eine halbe Stunde geschlafen, so wurden sie durch Feuerlärm geweckt. Es brannte das nächststehende Gebäude schon lichterloh empor und das Haus des Wirthes war in größter Gefahr. Der Wirth wurde eilends von den zwei Gästen geweckt und von der nahen Gefahr in Kenntniß gesetzt. Kaum sah dieser den rothen Schein des Feuers, so schlug er die Hände zusammen und rief: O Du allmächtiger Gott! ach Du starker Gott, ach Du gnädiger und barmherziger Gott! hilf! hilf mir in dieser Noth! — Da fiel ihm der Eine der zwei Fremden in die Rede und sagte: Ei du Narr! du hast ja den ganzen Abend Gott geläugnet und gelästert, und nun soll Er dir helfen, weil du in der Noth bist! (Hausen I. S. 65.)

Alle Ungläubigen nehmen ein schlechtes Ende.

Die ungläubigen Freidenker führen ein lasterhaftes Leben und verfallen der Armuth, den Krankheiten und einem frühzeitigem Grabe. Die Geschichte liefert Beweise in Menge. Salomon endete als Weibernarr. Viele Fürsten verloren ihre Herrschaft, wie Cusa in der Moldau, viele Gelehrte endeten im Narrenhause. Griphius klagt, daß er keinen Tag seines Lebens wahrhaft glücklich gewesen sei. Die Dichter Schubart und Frischlin büßten unter der strafenden Staatsgewalt im Gefängniß. Einige verfolgte häusliches Leid Schritt für Schritt und so wie Satan in der Hölle als Peiniger auftritt, so wurden sie in dieser Welt schon durch böse Menschen gequält. Andere, die sich leichtsinniger Weise in unerlaubte Liebesbande verwickelten, sahen sich in ihren überspannten Hoffnungen getäuscht, verfielen in Wahnsinn, oder endeten durch Selbstmord ihr Leben. Gottfried August Bürger, der Lieblingsdichter seiner Zeitgenossen, wurde verzehrt durch inneren und äußeren Jammer. Nicht minder zu beklagen ist das Schicksal der vom bösen Geiste des Wahnsinns besessenen und zerrissenen, abgeirrten Literaten und Künstler. Ephraim Moses Kuh, wie auch Wezel, der in hochmüthiger Eigenliebe auf seine Manuskripte das tolle Wort setzte: Werke des Gottes Wezel! ferner: Lenz, ein genialer Geist und Jugendfreund Göthes, starb im Elende bei einem Schuster in Moskau; Burmann, Improvisator und Orgelvirtuos, kam vor Hunger und Elend in Berlin um; in ähnlichen zerrütteten Verhältnissen verlebte Sophie Albrecht, eine Freundin Schillers, ihre letzten Tage zu Hamburg. Wieder Andere suchten der inneren Zerrissenheit, wie dem äußeren Elend durch Selbstmord zu entfliehen, wie von Sonnenberg, der patriotische Dichter; Heinrich von Kleist, schwermüthig geworden über die mißliche Lage seines Vaterlandes; Loszmann, der Novellist, erhängte sich zwischen Leipzig und Würtenberg; Enk von der Burg, Dichter und Aesthetiker, ertränkte sich in den Wellen der Donau; Alexander Fischer aus Petersburg, Dichter des Trauer-

spiels: Masaniello, machte in dumpfer Verzweiflung zu Freiburg in Sachsen, sowie Theodor von Haupt zu Paris, durch einen Pistolenschuß seinem irdischen Leben ein Ende; und Ferdinand Raimund, Verfasser mehrerer Wiener Zauberpossen, büßte seine Neigung mit einer fixen Idee, die ihn zum Selbstmord trieb. Es gibt wohl keine Stadt in christlichen Staaten, die nicht ein oder mehrere Beispiele, wie die vorerwähnten, aufzuweisen hätte, so daß es keinem Lande an Beweisen in Bezug auf das Gesagte fehlt. (Pilgerfahrt nach d. v. Staaten v. Nordamerika. S. 38.)

Unglaube aus Hoffart, von Gott beschämt und bekehrt.

Gibt es wohl Etwas, das mehr geeignet wäre, das Herz, selbst das verhärtetste, zu rühren, als die Betrachtung des Todes, die man über oder noch besser in einem Grabe anstellt? Ein junges Mädchen, die demselben wie durch ein Wunder entkam, erzählt uns die glückliche Aenderung, welche der Gedanke an die letzten Dinge, ganz aus der Nähe angesehen, in einer Seele hervorzubringen vermag. Sie hieß Juliette und stand bei einer Herzogin als Kammerfrau im Dienste. Ohne den Glauben gänzlich verloren zu haben, zog sie die Ceremonien und die erhabensten Geheimnisse der Religion gerne in's Lächerliche, indem sie hierin ihre Herrin nachahmte, die eine philosophische Dame war. Sie bildete sich ein, daß, wenn sie so handle, man sie für ein Frauenzimmer von Geist und Muth halten würde, als wenn Geist und Muth dazu gehörte, sich über Gott und die Heiligen lustig zu machen. Eines Tages fand man sie kalt und starr auf ihrem Bette. Der Arzt wurde gerufen, erklärte sie für todt, und Tags darauf, in der Frühe neun Uhr wurde sie begraben. Am nämlichen Tage gegen fünf Uhr Abends kam der Todtengräber in's Schloß und schlug wie eine Bombe mitten in die glänzende Gesellschaft ein, welche ungeachtet der Beerdigung am Morgen, am Abende lachte und sich der ausgelassensten Freude hingab. Herr Herzog, sagte der Todtengräber, die Kammerfrau, die man heute früh begraben hat, ist nicht todt, ich habe sie soeben um Hilfe schreien hören. Diese Worte, welche mitten in einen Zirkel hineingeworfen wurden, in welchem man an nichts weniger, als an den Tod dachte und der Ton, in dem sie ausgesprochen wurden, brachten die lärmende Festlichkeit augenblicklich zum Schweigen, verursachten allen Anwesenden einen heftigen Schauder und verfinsterten die heiteren Gesichter. Man rannte alsbald zu dem Grabe; in weniger als einer Viertelstunde war es geöffnet, man nahm den Sarg heraus und sprengte den Deckel ab. Es war kein Zweifel, man hatte Julietten lebendig begraben; ihre Haare, ihr Leichentuch waren in der größten Unordnung und ihr Gesicht mit Blut besudelt. Während man sie loswickelte und die Hand an's Herz legte, um sich zu überzeugen, ob es noch schlage, stieß sie einen tiefen Seufzer aus; dann schlug sie die Augen auf, machte einen Versuch, aufzustehen, und sagte: Mein Gott, ich danke Dir! Man wandte nun alle Sorgfalt an, die ihr Zustand erheischte; in einigen Tagen war sie gänzlich hergestellt und schilderte die schrecklichen Stunden, die sie in der Todesangst zugebracht hatte. Nachdem sie im Grabe wieder zur Besinnung gekommen war und sich in ein Leintuch ein-

gewickelt und geknebelt fühlte, eine Wand zur rechten, eine Wand zur linken, eine Wand ober ihr, so daß sie keine Bewegung machen konnte, da schrie sie: Wo bin ich denn? . . . . sollte man mich für todt gehalten haben? . . . . hat man mich gar begraben? Dieser Gedanke, der ihr blitzschnell durch den Kopf fuhr, trieb ihr den Schweiß aus. Sie tastete, sie rührte sich, sie schrie, sie rief und Niemand antwortete ihr; ihre Stimme hatte keinen Wiederhall. O Schrecken! sie sah deutlich, daß sie in einem Sarge sei. Da bemächtigte sich ihrer Seele ein rasender Wahnsinn. Hier also soll ich mein Leben enden! ohne Hilfe, ohne Trost, in dieser Verlassenheit, inmitten der finstersten Nacht und unter den Todten! Mein Todeskampf wird langsam und schmerzhaft sein; der Hunger wird meine Eingeweide zernagen! O, in einem Grabe verhungern! . . . . Sie nahm alle ihre Kräfte zusammen, sie wollte die Bretter sprengen, die Erde heben; aber Nichts gab nach und sie erschöpfte sich in nutzlosen Anstrengungen. All das war ohne Zweifel gräßlich; nein, all das war Süßigkeit, war Glück im Vergleich mit dem, was sie empfand, als sie zum ersten Male an Gott, an die Ewigkeit, an die Hölle dachte. Wie sollte sie vor diesem Herrn erscheinen, den sie so oft gelästert hatte. Sie hörte Seinen Zorn wie Donner rollen, sie sah die Diener Seiner Rache herantreten. Es waren abscheuliche Gestalten mit feurigen Augen, die sich ihr hohnlachend nahten und zu sagen schienen: Sogleich, in einem Augenblicke wirst du uns gehören; wir werden dein Blut trinken, dein Fleisch essen. Nachdem diese Bilder verschwunden waren, nahm sie andere eben so erschreckende wahr. Teufel, welche um einen Schmelzofen herumkauerten, harrten murrend eines Opfers. Nur Geduld, schrie ihr Anführer, sie wird bald kommen. Ich will sie in Empfang nehmen. Blaset das Feuer an, daß die Flammen züngeln. Und die Teufel gehorchten und bezeugten durch Heulen ihre höllische Freude. Die unglückliche Juliette wollte fliehen, aber Flucht ist nicht mehr möglich, da sie im Sarge liegt. Endlich erinnerte sie sich, daß das Gebet die Teufel verscheuche und sie fing an zu beten. Sie beweinte ihre früheren Verirrungen und flehte mit der heißesten Inbrunst die göttliche Barmherzigkeit an. Ich bereue, o Gott, meine Missethaten, sagte sie, ich verabscheue sie und möchte sie mit meinem Blute abwaschen. Göttlicher Heiland, wenn ich Deine Gnade zurückgestoßen habe, so verweigere sie mir nicht in diesem Augenblicke. Heilige Jungfrau, du Zuflucht der Sünder, öffne mir dein Herz, komme mir zu Hilfe, erbitte mir von Gott die Gnade, daß Er mich im Grabe lasse, bis ich durch die Reue geläutert bin, oder daß Er meinen Tod als Sühne annehme für all das Böse, das ich gethan habe. Das Gebet verscheuchte die Erscheinungen, von denen sie umlagert war und gab ihrer Seele die Ruhe wieder. Einige Augenblicke später verlor sie das Bewußtsein bis zu dem Augenblicke, wo sie befreit wurde. — Juliette weihte sich von diesem Zeitpunkte an dem Dienste Gottes. Sie hatte einiges Vermögen; die Hälfte gab sie dem Todtengräber, der ihr zu Hilfe gekommen war; die andere Hälfte vertheilte sie an die Armen und trat in ein Kloster der Ursulinerinen. Jeder von uns möge sich im Geiste in Juliettens Lage versetzen und an die schrecklichen Gerichte Gottes denken. Aber was uns noch mehr erschrecken soll, ist nicht,

lebend begraben zu werden, sondern mit schuldbeladenem Gewissen in die Hölle hinabzusteigen. (Huguet I. S. 335. 164.)

Ungläubige sind den dummen Kindern gleich.

Einige Knaben, denen das väterliche Haus, der Garten, der Fischteich, der nahe Berg und Rebhügel die ganze Welt waren, fanden eines Tages in des Vaters Bibliothek ein gar wunderliches Buch. Es wurde darin erzählt von großen Ländern, in denen es beständig Sommer, von andern, in denen es ewig Winter und so grimmig kalt ist, daß kaum ein wildes Kräutchen aufkömmt; ferner von Menschen, die beständig nackt herumlaufen und schwarz wie Ruß sind; von Thieren, so groß, ganz abscheulich groß, fast wie Häuser und von andern Thieren so klein, daß tausende ganz behaglich und ungenirt auf einem Sandkorn herumspazieren können; von Bergen, die Feuer ausspeien; von einem See, so groß, daß man kein Ende sieht und Jahr und Tag darauf herumschiffen kann. Und tausend dergleichen sonderbare und unerhörte Dinge standen in dem Buche. Die Knaben sahen einander mit großen Augen an. O! riefen sie, das sind Märchen! kein wahres Wort ist an Allem; dumme Leute mögen sich so etwas aufbinden lassen! Stelle dir vor, Heinrich, immer Sommer, immer Winter! wann würden dann die Trauben reif? Vier Jahreszeiten sind und das ist gewiß; der Vater hat's ja oft gesagt. Und dann die schamlosen Leute, die nackt herumlaufen und dazu schwarz sind! Das würde ja der Magistrat des Ortes nicht leiden. Thiere, fast wie Häuser — Narrheit! die hätten ja in keinem Stalle Platz. Und dann gar die vielen Tausenden auf einem Sandkorn! Sieht man doch ein Sandkorn kaum; wie könnte man denn so ein Thier sehen? und wozu um Gotteswillen so kleine Thiere? nützen können die ja Nichts und Unnützes ist nicht in der Welt, sagt unser Lehrer immer! Und dann Berge, die Feuer speien, die hätten ja lange schon zu Asche verbrennen müssen! Ein See, so groß, — Gott behüte! der müßte ja unfehlbar Alles überschwemmen! Nur der Teich überschwemmte ja schon beim letzten Regen unseren Garten. Kurz, Märchen sind's; solches Zeug erzählt Louisens Amme. — Führen die ungläubigen großen Kinder, welche die Wundergeschichten der heiligen Schrift und die Wahrheiten der Religion belachen, bloß weil sie nie solche gesehen haben, eine vernünftigere Sprache?

Unglaube macht den Menschen zum Vieh, zum Gottesschänder, zum Teufel.

Im Jahre 1866 haben sich die garibaldischen Freischaaren in Judicarien und im Val di Ledro in Südtirol unerhört schamlos betragen. Die gemachten Requisitionen bezahlten einige Reichere mit Bons, Andere gar nicht oder mit italienischem Papiergelde; dieß thaten besonders die Neapolitaner. Großen ungünstigen Eindruck auf die hierländische religiöse Bevölkerung machte der Abgang jedes moralischen und religiösen Gefühls, der sich in allen Reihen des garibaldischen Heeres zeigte. Die Garibaldianer scheuten sich nicht im geringsten, während der heißen Tagesstunden im völligen Adamskostüm — nur ohne dessen

Feigenblatt — herumzuspazieren und nicht etwa bloß im Lager, sondern auch durch die Strassen Condinos. Auch machten sie sich einen Hauptspaß daraus, religiöse Gebräuche und Gegenstände zu verhöhnen. Die Priester sahen sich deßhalb genöthigt, während der Okkupation den Gottesdienst auf das Nöthigste zu beschränken, um Entheiligungen zu vermeiden. So wurde in der Regel die heilige Messe nur an Sonntagen gelesen, das Predigen und Ausspenden der Sakramente aber unterlassen, weil Fälle vorgekommen sind, daß Garibaldianer in der Kirche den Prediger auf der Kanzel mit den Worten: Non e vero niente, unterbrachen und sich mit ihm in Disputation einlassen wollten; oder daß Garibaldianer sich dem Beichtstuhle näherten, und wenn der Priester zum Beichthören sich anschickte, unter Gelächter davon liefen. In Locca — Val di Ledro — trieben sie es so weit, daß sie einem Christusbilde das rothe Hemde anzogen, eine Garibaldianer-Feldbinde umlegten und ein Paar Hörner aufsetzten. Von vielen Seiten hörte man über die grenzenlose Glaubenslosigkeit der Garibaldianer und ihrer Offiziere klagen. Sie hatten es größtentheils auf die Priester abgesehen; den Pfarrer von Darzo schlugen sie mit flachen Säbelklingen, der Pfarrer von Lodrone mußte an der Spitze ihrer Truppen marschiren und sich so den österreichischen Kugeln aussetzen. In Storo wurden zwei Priester verhaftet und nach Brescia geschleppt, weil sie sich weigerten, eine Ergebenheitsadresse an Viktor Emanuel zu unterschreiben; der Pfarrer von Ledro wurde mit vorgehaltenem Revolver zur Unterschrift gezwungen. (Gemeindeztg.)

Der Unglaube macht den Menschen bei Gelegenheit zu allen Verbrechen fähig.

Bei St. Urban bei Pellau in Steiermark lebten zwei alte Leute seit achtundvierzig Jahren in ehelichem Frieden. Der Mann war Einer von Denen, die an Nichts glauben. Da brach ein Streit zwischen ihnen aus, bei welchem das Weib erschlagen und in der Küche in eine Aschengrube geworfen wurde. Die Tochter desselben mußte, im Zimmer eingesperrt, den Jammer der Mutter hören und konnte ihr nicht helfen. Nach dieser grauenvollen That zündete der Mann noch sein Haus an, um auch dem Leben seiner Tochter ein Ende zu machen; dieselbe wurde aber durch Hilfe der Nachbarn gerettet. Der brutale Mann wurde durch die Gensdarmerie dem Gerichte eingeliefert. So was ist der Ungläubige zu thun fähig!

Der Ungläubige betrügt sich selbst.

Ein Weltkind, das nur dem Vergnügen nachjagte, nichts Höheres und Besseres kannte, als genießen und schwelgen, das sich um sein Seelenheil nicht kümmerte, Gott mit Beten nicht überlästig war, den Platz in der Kirche nicht versperrte, wegen Tod und Ewigkeit sich keine Grillen in den Kopf setzte, und sich wegen Himmel und Hölle keine grauen Haare wachsen ließ, sagte einst zu einem gottseligen Manne, der seine religiösen und kirchlichen Pflichten auf's Genaueste erfüllte, ein zurückgezogenes nüchternes Leben führte, fleißig betete und fastete und öfters die heiligen Sakramente empfing: Aber, wenn's keinen Himmel

gibt, dann bist du arg betrogen! Darauf antwortete Jener: Wenn's aber einen gibt, wer ist dann betrogen? Ja, der gottselige fromme Mensch ist in keinem Falle betrogen; denn gäb's allenfalls keinen Himmel, so hat er seinen Himmel genossen im Frieden des Herzens; sollte es keine Hölle jenseits geben, so hat sie der Lasterhafte in seinem Herzen durch Unruhe und Gewissensbisse fühlen müssen.

Der Ungläubige verdient Züchtigung; diese ist das beste Bekehrungsmittel für ihn.

Ein gewisser Bekenner Natalis wurde von Theodatus und Asklepiodatus zur Ketzerei verführt, daß Christus nur ein Mensch sei. Gegen eine Besoldung ließ sich Natalis herbei, in dieser Sekte die Rolle eines Bischofs zu spielen. Er ward deßwegen exkommunizirt. Gott warnte ihn in Gesichten. Da aber Natalis die Erscheinungen wenig achtete, ward er endlich von heiligen Engeln durch die ganze Nacht gezüchtigt und gegeißelt. Früh Morgens stand er auf, that einen Sack um, bestreute sein Haupt mit Asche, fiel dem Papste Zephirinus unter Thränen zu Füßen, seine Striemen am Leibe zeigend und bat, ihn wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufzunehmen. Nach langem Bitten ward er mit genauer Noth wieder aufgenommen. So sollte es Gott mit allen Ungläubigen machen, das wäre das beste Ueberzeugungsmittel; jenseits wird es gewiß geschehen!

Unglück.

Unglück kömmt von Gott.

Ein Diener Kaiser Sigismunds murrte einst, daß die Großen des Hofes Geschenke in Fülle erhalten, während die niederen Diener mit kleinen Geschenken abgefertigt werden. Als der Kaiser Kenntniß von seiner Unzufriedenheit erhielt, ließ er zwei ganz gleiche Büchsen machen und die eine mit Blei, die andere mit Gold füllen. Der Diener mußte nun wählen und die er wählte, gehörte ihm. Er prüfte beide Büchsen lang, endlich entschied er sich für eine, er wählte die Büchse — mit Blei. Siehe, sagte der Kaiser: Das ist von Gott. Unglück kömmt von Gott, mittelbar oder unmittelbar.

Unkeuschheit.

Bei unkeuschen Versuchungen denke an das Leiden Jesu.

Ein edler Florentiner, Hippolytus Galatinus konnte keinen Blick aus dem Fenster thun, ohne zu unkeuschen Gedanken verleitet zu werden; denn ihm gegenüber stand bei offenem Fenster eine schöne Buhldirne, die es auf ihn abgesehen hatte. Als Gegengift gegen die unreinen Gedanken stellte er an seinem Fenster ein Bild: Ecce Homo auf, das er oft lange betrachtete. Die Leichtfertige sah ihm lange zu, endlich bog sie sich zum Fenster hinaus und rief zu Hippolyt hinüber: Ist dieß der gravitätische hochverehrte edle Herr Galatino, den die Florentiner einen heiligen Mann nennen? Stehen die Heiligen auch Stunden lang vor dem Spiegel? Hippolyt gab keine Antwort, dreht bloß das Bild ihr

zu und hielt es ihr vor die Augen. Das ausschweifende Mädchen ward tief beschämt, Christus erleuchtete sie, Galatinus schenkte ihr das Bild, sie verließ das Laster und brachte ihre Tage in Einsamkeit, Arbeit und Buße zu.

Die Unkeuschheit eine Hauptsünde.

Tanchelm war ein einfacher Laie aus der volkreichen Hafenstadt Antwerpen, ein Mann voll Kühnheit, Unkeuschheit und bösen Neigungen. Da ihm seine Armuth nicht erlaubte, sie zu befriedigen, so beschloß er, die Dummheit des Volkes auszubeuten; und während die Ritter, braven Bürger und Geistlichen den Kreuzzug in's heilige Land mitmachten, war Niemand, der ihm entgegen treten konnte und in dieser Zeit warf er sich zum Sektenhaupte auf; er bekam alsbald Gefährten, die ihn unterstützten. Er besaß die Gabe der Rede und eine gewisse milde, lebhafte Beredsamkeit, die die Menge bestach. 1105 begann er seine Predigten gegen die sogenannten Mißbräuche der katholischen Kirche; seine laxen Lehren erwarben ihm zahlreiche Anhänger in den beiden Flandern, auf den seeländischen Inseln, in Holland und Brabant. Wie alle Neuerer verlangte er Anfangs nur leichte Reformen, bald jedoch behandelte er die christlichen Glaubenssätze als grobe Irrthümer, die guten Werke als Täuschungen, die Kreuzzüge als Wahnsinn, die Sakramente als Greuel; er lehrte, daß Priester und Laien gleich seien, er verbot den Zehenten zu geben und die Kirchen zu besuchen. Er erklärte sich hierauf für einen Propheten, von Gott gesandt, um die Welt zu erleuchten. Er erwarb sich ein solches Ansehen, daß man ihn wie einen Fürsten ehrte; zu seiner persönlichen Sicherheit umgab er sich mit einer Leibwache von dreitausend Bewaffneten. Er liebte die Ausschweifung und die Trinkgelage und benützte sein Ansehen, um sich ihnen ungestört hinzugeben. Er stand in so hoher Achtung und Verehrung, daß das dumme Volk die Abfälle seiner Nägel, seiner Haare, seines Bartes, das Wasser seiner Bäder, ja seine Exkremente als Reliquien aufkaufte. Die Väter boten ihm ihre Töchter, die Männer ihre Weiber zum Beischlaf an. Welches Weib oder Mädchen ihm gefiel, die verlangte er zur Stillung seiner Geilheit, wie er sagte, um sie zu segnen. Obwohl er bereits fünfzig Jahre alt war, warf er doch die Augen auf die hübsche, frische, holde Gestalt eines jungen Mädchens, das bereits verlobt war. Der bethörte Vater wollte sie am Abende dem Wüstling zuführen, aber ihr Bräutigam, den sie um Hilfe bat, nahm einige gutgesinnte Bürger mit sich und ging dem Vater nach. Am Wege begegnete ihnen der heilige Norbert mit einer Reliquie des heiligen Amandus. Die Trabanten des Tanchelm, die das Mädchen abgeholt hatten, wurden niedergestochen, der heilige Norbert mit dem Bräutigam und seinen Leuten führten das Mädchen in das Haus christlicher Frauen, wo es gesichert war. Tanchelm versammelte am andern Morgen eine Menge von zwölftausend Köpfen; auch der heilige Norbert, die Domherren, der Bürgermeister mit den Räthen und alle treugebliebenen Christen fanden sich ein. Plötzlich brach ein schrecklicher Orkan mit Blitz, Donner und Hagel los. Tanchelm bestieg die Rednerbühne und sprach: Gestern hat man mir ein junges Mädchen geraubt, das ich mir auserkoren; man hat meine zwei liebsten Schüler

getödtet; sehet in diesem Sturm die Rache des Himmels! Der heilige Norbert rief: Bist du von Gott gesandt, so beweise es. Wir verlangen ein Wunder, schrie eine Stimme. Ein Wunder, sprach Tanchelm unverschämt, habe ich deren nicht genug gewirkt? Das Volk hat Recht, rief ein Mensch, dessen Rücken ein ungeheuerer Höcker bedeckte, würdig den Rücken eines Kameels zu zieren. Beweiset euere Macht an mir. Was ihr verlangt, sagte Tanchelm, bewillige ich; gehe hin, sagte er zu einem Schüler, berühre seinen Rücken und er werde gerade. Der Schüler schlug auf den Rücken des Bucklichten, alsbald verschwand der Auswuchs, der Mensch richtete sich gerade und stolz in die Höhe. Die Bürger aber zogen dem Bucklichten die Kleider aus und man fand, daß der Höcker eine mit Luft gefüllte Blase war. Der Ketzer erbleichte; die Menge schleppte ihn, der nun flehte und zitternd seine scheußlichen Thaten eingestand, zum Meere und wollte ihn hineinwerfen; doch der heilige Norbert rettete ihn, daß er Buße thue; Tanchelm entkam, wurde aber in Deutschland getödtet. Dann warf der heilige Norbert seinen Bischofsring in's aufgeregte Meer und der Sturm legte sich augenblicklich. Nach und nach heilten die Wunden, die dieser geile Ketzer der Kirche geschlagen. (Die Legenden über die sieben Todsünden. S. 124.)

Unkeusche sollen den Tod recht ernstlich betrachten.

Ein Jüngling war über den Tod seiner Geliebten in Verzweiflung gerathen. Einer seiner Freunde, über seinen traurigen Zustand von Mitleid gerührt, führte ihn an den Ort, wo das Mädchen begraben lag, ließ den Grabstein aufheben, trat mit ihm in das Grabgewölbe und öffnete den Sarg. Der unausstehliche Geruch, welcher daraus hervordrang, brachte den Jüngling einer Ohnmacht nahe; Würmer und Verwesung hatten schon den Mund und die Augen der Leiche angegriffen. Bei diesem schauderhaften Anblick stieß der Jüngling einen Schrei des Entsetzens aus und wollte vor Abscheu fliehen. Was fürchtest du, sprach zu ihm der Freund? komm näher; siehe das Angesicht des jungen Mädchens, das du so leidenschaftlich geliebt hast und das jetzt in der andern Welt die Sünden der Unkeuschheit beweint, zu welcher du es verleitet hast; die Betrachtung dieses Gegenstandes möge dich lehren, dein Herz nicht mehr an Dinge zu hängen, welche deiner so unwürdig sind. Der Jüngling bekehrte sich. (Hileger S. 78.)

Das Laster der Unkeuschheit endet gewöhnlich mit Unbußfertigkeit.

Ein spanischer Edelmann war lange der Sklave der Unkeuschheit und wurde tödtlich krank. Vergebens suchte man ihn zur Buße und Beichte zu bewegen; schon das Wort Beicht war ihm unerträglich. Als der heilige Franz Borgias von diesem unbußfertigen Sünder hörte, betete er inbrünstig um seine Bekehrung. Zweimal wurde er von Gott ermahnt, zu ihm zu gehen. Franz that's und beschwor ihn bei dem Blute Jesu Christi, seine Sünden zu bereuen; vergebens, er betete; doch alle Mühe war umsonst. Der Kranke war gefühlloser, als die Felsen, welche borsten, da das Blut Christi auf sie träufelte. Der Elende starb unbußfertig. (Hileger S. 86.)

Schlechte Gesellschaft verführt zur Unkeuschheit.

Ein Fräulein, Namens Juliana, siebenzehn Jahre alt, lebte unschuldig, so lange sie mit sittsamen Jungfrauen umging. Allmählich setzte die Mutter zu viel Vertrauen in ihren Verstand. Ein Jüngling in der Nachbarschaft liebte sie und beredete seine Schwester, mit Juliana Umgang zu pflegen und sie in's Haus zu führen. Juliana fand Gefallen am Umgang mit diesem Mädchen, das so schön vom Lieben, Freien, Tanzen und Spazierengehen zu sprechen verstand. Juliana gab die Gesellschaft ihrer gesitteten Freundinen ganz auf. So wurde sie zur Unkeuschheit verführt. Wohl warnten die Nachbarn die Mutter. aber diese nahm ihre Tochter in Schutz; Juliana wurde immer hochmüthiger und widerspenstiger gegen die Mutter. An einem Festtage gingen die zwei Mädchen mit dem Jüngling spazieren. Da fühlte Juliana einen Stich im Gesichte, wie von einer bösen Fliege, bald empfand sie Herzstechen, sie mußte sich zu Bette legen, wo sie bald reumüthig, mit den heiligen Sakramenten versehen, starb. Auf ihrem Todbette bat sie ihre guten Freundinen um Vergebung, die Schwester ihres Verführers aber ermahnte sie zur Buße. (Hileger S. 91.)

Sünden der Unkeuschheit verdienen unnachsichtliche Bestrafung.

Papst Sixtus V. verordnete im Kirchenstaate, worüber der Papst bekanntlich auch weltlicher Fürst und Gesetzgeber ist, daß Ehebrecher, sowie Blutschänder und Jugendverführer mit dem Tode bestraft werden sollten. In Ansehung der Ehebrecher benahm er den Gerichten alle Macht, sie jemals begnadigen zu können und ließ sie mit der äußersten Schärfe aufsuchen. Ebenso verfolgte er auch ihre Mitschuldigen, sogar unter dem Abschaum von Menschen; ganze Schaaren verliebter Ritter und Buhldirnen, die man eines sträflichen Umgangs mit Eheleuten überwiesen hatte, wurden an einem und demselben Tage mit Ruthen tüchtig durchgestrichen, was denn eine solche Furcht einjagte, daß man von diesen Ausschweifungen fast Nichts mehr zu hören bekam. Alle Schanddirnen mußten Rom verlassen. (Ber. Berc. K. G. B. 19.)

Unkeuschheit, gewohnte, vergeht mit dem Alter nicht.

In Oesterreich kam einmal ein Brautpaar zum Pfarrer und wollten getraut sein; der Bräutigam war neunzehn, die Braut achtzig Jahre alt. Bei der großen Ungleichheit des Alters machte sich der Pfarrer ein Gewissen und wollte sie durchaus nicht kopuliren. Die Alte bat und flehte und brachte allerlei Gründe vor; der Pfarrer blieb bei seiner Weigerung. Endlich brach die Alte in die Worte aus: Ehrwürdiger Herr, wenn Sie uns nicht zusammen geben und ich alsdann einen liederlichen Wandel führe, so haben Sie solches auf Ihrem Gewissen. Sie ließ also die Unzucht mit achtzig Jahren noch nicht.

Sünder der Unkeuschheit werden leicht rückfällig.

Ein lediges Weibsbild lebte mit einem ledigen Manne viele Jahre in der Unkeuschheit. Gott sandte ihr zu ihrer Bekehrung eine Krankheit und weil sie

Monate lang bettlägerig war, kamen ihr heilige und heilsame Gedanken, und sie faßte den Vorsatz, ihren Lebenswandel zu bessern und durch eine reumüthige Beichte sich mit Gott zu versöhnen. Da der Beichtvater vergaß, ihr jede Zusammenkunft mit ihrem Geliebten zu verbieten, so gedachte sie, ihn zu sich zu rufen, damit er sich auch bekehre. Anstatt aber ihn zur Buße zu ermahnen, überließ sie sich dem Gefühle der Liebe, sie umarmte, küßte ihn und sündigte wieder mit ihm. Bald darauf versagte ihr die Sprache, sie fiel zusammen und gab ihre unglückselige Seele auf. (Cusalich. Stimul.)

Wer in der Sünde der Unkeuschheit stirbt, ist verdammt.

Eines Tages beichtete eine Frau, welche einen unkeuschen Umgang mit zwei Jünglingen gehabt, und von denen der Eine den Andern aus Eifersucht erstochen hatte, ganz erschrocken bei dem Pater Onofria d'Anna. Sie erzählte dem Beichtvater, daß in derselben Stunde, da jener unglückliche Jüngling gestorben sei, er ihr ganz schwarz gekleidet, mit Ketten beladen, von allen Seiten Feuer sprühend und mit einem Schwerte in der Hand erschienen sei. Als er hierauf den Arm in die Höhe gehoben, um ihr den Kopf abzuschlagen, habe sie ihm zitternd zugerufen: Ach, N. — hier nannte sie seinen Namen — warum willst du mich ermorden, was habe ich dir Böses gethan? Worauf der Verdammte voll Zorn geantwortet habe: Wie, du schändliches Weib, du frägst, was du mir gethan habest? Ach, du bist Ursache gewesen, daß ich Gott verloren habe. Da rief die Unglückliche die allerseligste Jungfrau an und sowie sie den Namen Maria aussprach, verschwand die Gestalt und kam nicht wieder. (In vita. P. Ant. de Collel. c. 32. §. 5. St. Liguori Herrlichkeit Mariä I. Thl. S. 275, 4.)

Der Teufel macht sich ein Geschäft daraus, die Menschen zur Unkeuschheit zu verleiten.

Als der Teufel den heiligen Antonius nicht überwinden konnte, erschien er ihm zähneknirschend und heulend, als ein abscheulicher schwarzer Knabe, warf sich ihm zu Füßen und sprach: Viele hab' ich schon verführt, sehr Viele schon betrogen; aber jetzt bin ich, wie von den übrigen Heiligen, auch von dir überwunden. Als ihn Antonius fragte: Wer bist du, der du solches redest? da sprach er: Ich bin ein Freund der Unkeuschheit; ich habe allerlei Mittel, die Jugend in die Unzucht zu stürzen; daher ich auch der Geist der Unkeuschheit heiße. Wie Viele hab' ich schon getäuscht, die ein keusches Leben führen wollten! Wie Viele, die sich aus dem Laster der Unzucht herauszuwinden angefangen haben, habe ich beredet, zu dem alten Unflathe zurückzukehren! Ich bin derjenige, dessentwegen der Prophet die Gefallenen straft mit den Worten: Der Geist der Unkeuschheit hat euch betrogen. Und wahrhaft, durch mich sind sie auch verführt worden. Ich bin es, der dich selbst oft versucht hat, aber allezeit zurückgetrieben wurde. Als dieß Antonius hörte, sagte er Gott Dank und stritt mit noch größerem Muthe.

Die unkeuschen Gedanken muß man durch den Gedanken an den Tod vertreiben.

Es lebte in der scythischen Wüste ein Einsiedler, welcher eifrig im Dienste Gottes und im geistlichen Leben war. Diesem gab der Teufel den Gedanken ein, daß er sich der Schönheit einer bekannten Weibsperson erinnerte und deßhalb heftig beunruhigt wurde. Da geschah es aus Fügung Gottes, daß ein anderer Bruder aus Aegypten kam, ihn in christlicher Liebe zu besuchen. Im Verlaufe des Gesprächs begab es sich, daß der fremde Bruder von einer Weibsperson erzählte, welche gestorben war. Es war aber dieselbe, wegen deren Liebe der andere Bruder so versucht ward. Daher ging er wenige Tage, nachdem er es gehört hatte, an jenen Ort hin, wo der Leichnam der Verstorbenen beerdigt war, eröffnete zur Nachtszeit ihr Grab und faßte in seinen Mantel das Eiter von dem verwesenden Fleische auf. Hierauf kehrte er in seine Zelle zurück, legte sich diese Zeichen der Verwesung vor Augen und sprach zu sich selbst: Hier hast du, was dein Verlangen war, ersättige dich daran und so kreuzigte er sich selbst mit diesem Unflathe so lange, bis die schändliche Versuchung aufhörte.

In Versuchungen zur Unkeuschheit muß man Maria anrufen.

Als Maria von Aegypten schon vierunddreißig Jahre in der Wüste gewohnt und vom heiligen Zozimus gefunden wurde, entdeckte sie ihm ihre Kämpfe. Glaube mir, Vater, sprach sie, siebenzehn Jahre ward ich von wilden Begierden und Wünschen gepeinigt. Wenn ich etwas aß, gelüstete mich nach Fleisch, oder ich verlangte nach Fischen, deren es in Aegypten viele gibt. Ich gierte nach Wein, den ich einst so sehr liebte und manchmal unmäßig und bis zur Trunkenheit trank; hier aber hatte ich kein Wasser, litt brennenden Durst und war manchmal in Gefahr, vor Durst zu verschmachten. Ich sehnte mich nach den wollüstigen Liedern, die ich einst in der Welt gelernt und gesungen hatte, und immer waren sie mir im Kopfe. Da weinte ich und zerschlug mir die Brust, indem ich an das Gelübde dachte, das ich beim Eintritt in die Wüste gemacht. Ich stellte mich in Gedanken vor das Bild der Mutter Gottes zu Jerusalem, in deren Schutz ich mich begeben hatte und weinte und betete, daß sie die Gedanken von mir vertreibe, die meine arme Seele peinigten. Wenn ich aber viel und schmerzlich geweint hatte, sah ich mich oft von einem Lichte umgeben und ich wurde heiter. Wie könnte ich aber erzählen, wie heftig ich von unkeuschen Gedanken gequält war? Ein wildes Feuer entflammte mein Blut und drängte mich zur Rückkehr in die Welt und zum Laster. Aber da warf ich mich auf die Erde und begoß sie mit meinen Thränen; und oft glaubte ich, Maria, die für mich Bürge geworden war, stehe an meiner Seite, mache mir als einer Wortbrüchigen harte Vorwürfe und drohe mir mit einem Dolche, wenn ich meinem guten Vorsatze untreu werde. Ich stand nicht vom Boden auf, bis jenes liebliche Licht mich wieder umleuchtete und die verwirrenden Gedanken

vertrieb. Immer erhob ich die Augen meiner Seele zu meiner heiligen Fürsprecherin und bat, daß sie mir ohne Unterlaß beistehe, damit ich in dieser Wildniß und in meinem Bußleben verharren könne. Und sie stand mir auch immer bei, die Mutter, die den Urheber der Keuschheit geboren hat, in allen Gefahren, die ich in den siebenzehn Jahren bestanden habe. Das heißt kämpfen! Der Sieg wird nur denen, die Maria anrufen! Jene Brode, die ich von Jerusalem mitnahm, mußten siebenzehn Jahre ausreichen; darnach nährte ich mich von Kräutern, die ich in der Wüste fand. Das Kleid, mit dem ich über den Jordan ging, war zerrissen; da erglühte ich im Sommer vor Hitze und erstarrte im Winter vor Kälte, so daß ich oft ohne Athem und Bewegung auf dem Boden lag und dem Tode nahe war; doch hat die Kraft Gottes mich bis auf diesen Tag erhalten. Wenn ich daran denke, von welchen Uebeln mich der Herr befreit hat, so fühle ich mich gestärkt und wenn ich an mein ewiges Heil denke, so fühle ich mich gesättigt. Ich decke mich mit dem Worte Gottes, der Alles erhält; denn der Mensch lebt nicht vom Brode allein; und der ist wohlgeschirmt, der das Kleid der Sünde ausgezogen hat.

Der Sünder der Unkeuschheit macht Gott Freude durch seine Bekehrung.

Die heilige Afra war die Tochter einer heidnischen Mutter, welche diese und mehrere Dienstmädchen dem Dienste der Liebesgötter widmete, worin sie also öffentliche Buhldirnen wurden. Auf seiner Reise nach Deutschland kehrte der heilige Bischof Narcissus mit seinem Diakon im Hause der Afra ein. Durch ihn kamen sie zur Erkenntniß ihrer Sünden, sie bekehrten sich, wurden getauft, lebten fortan als Büßerinen beisammen, bis sie gewürdiget wurden, als Martyrer für Christus zu sterben.

Die Sünder der Unkeuschheit sollen der Bußen, welche die Unschuldigen üben, gedenken.

Der heilige Ludwig züchtigte täglich seinen Leib durch Geißeln, wiewohl er sechzig Jahre im Dominikanerorden lebte, ohne die Regel ein einziges Mal zu verletzen. Als einst zwei Wüstlinge in der Nacht vorübergingen und ihn beten und seine Geißelhiebe hörten, waren sie so ergriffen, daß Einer zum Andern sagte: O wir Elenden! Dieser fromme Ordensmann, der vielleicht nie eine so schwere Sünde begangen hat, wie wir sie zu begehen im Begriffe stehen, übt hier die strengste Buße, indessen wir Frevler nur darauf denken, die Anzahl unserer Sünden zu vermehren. Zu unserer tiefen Beschämung hat es Gott so gefügt, daß wir Zeugen dieses frommen Werkes seien. Beide bekehrten sich.

Wegen der Unkeuschheit züchtigte Gott die Völker.

Warum verfielen die Griechen in die Unterthänigkeit der Römer? Zur Strafe ihrer Unkeuschheit; denn an den Festen der Götter begingen Männer und Frauen, sowie junge Leute diese Sünde zur Verehrung der Götter. Die Spartaner erzogen ihre Kinder nicht selbst, sondern mußten sie nach dem Landes-

gebrauch in ein Erziehungshaus abgeben, wo Kinder beiderlei Geschlechts, durcheinander, am öftesten unbekleidet und gleich Thieren zusammengepfercht wurden; was sie zu sittenlosen Männern und ihre Frauen zu den ausschweifendsten Weibern Griechenlands machte. Etrurien hatte die öffentliche Hurerei verordnet und durch das Gesetz die Ausschweifung begünstigt. Darum wurden die Griechen von den Römern, die Etrurier von den Galliern grausam gezüchtiget.

Unkeuschheit im Traume kann mit und ohne Sünde geschehen.

Der ehrwürdige Abt und Priester Dioskorus hatte in der Thebaide ein Kloster, worin beinahe hundert Mönche lebten. Seine geistliche Sorgfalt für sie war so groß, daß er sie auch an jene Sünden erinnerte, die dem Menschen im Traume zu begegnen pflegen, entweder durch die Vorstellung weiblicher Gestalten, oder auch durch den Ueberfluß des natürlichen Samens. Er sagte daher: Wenn Jemanden ohne Vorstellung weiblicher Personen eine Samenergießung begegnet, so ist es keine Sünde; denn der natürliche Samen muß, sobald er die eigenen Behältnisse angefüllt hat, auf natürlichem Wege abgeführt werden; dieß ist also keine Sünde. Sobald aber Vorstellungen von Weibspersonen und Lockungen des Fleisches vorkommen, so ist dieß nach seiner Ansicht ein Kennzeichen, daß so eine Seele den Lüsten des Fleisches ergeben sei und gegen dergleichen Gedanken und Anreizungen zu wenig kämpfe. Man muß also derlei Bilder verscheuchen; auch soll man bemüht sein, die Verunreinigung durch Pollution zu verhindern und zu beschränken, durch Abtödtung und Fasten und durch Gebet.

Der Kampf gegen die Unkeuschheit gereicht zum großen Verdienste.

Ein junger Bruder, der bei einem alten Einsiedler wohnte, wurde von Unkeuschheit angefochten; allein mit der Hilfe Gottes widerstand er männlich den unreinen Gedanken, und schwächte sie durch Fasten, Beten und Handarbeit. Als der selige Altvater ihn so leiden sah, sprach er zu ihm: Wenn du willst, mein Sohn, so bitte ich den Herrn, daß er diesen teuflischen Kampf von dir nehme. Jener antwortete: Obschon ich größere Mühe und Arbeit habe, so sehe und fühle ich doch, daß es eine gute Frucht erzeuge; denn seit ich diese Anfechtung zu bekämpfen habe, faste, wache und bete ich mehr; doch bitte ich dich, Vater, für mich den Herrn anzuflehen, daß Er mir Kraft verleihe, diesen Kampf gegen die Versuchung zu bestehen und ritterlich zu streiten. Der Altvater lobte ihn; denn, sagte er, dieser geistliche Kampf befördert das ewige Heil deiner Seele.

Das öftere Beichten entkräftet die Macht der unkeuschen Versuchungen.

Die Mönche und Einsiedler der ersten christlichen Jahrhunderte hatten die fromme Uebung, alle ihre Versuchungen sogleich einem bewährten Bruder zu offenbaren. Ein Bruder wurde von unkeuschen Gedanken heftig angefochten.

Er stand deßhalb in der Nacht auf und bekannte seine Anfechtung einem heiligen Altvater. Dieser belehrte und ermunterte ihn zum Kampfe. Kaum war er in seine Zelle zurückgekehrt, so bestürmte ihn die Versuchung von Neuem. Eilends ging er wieder zum Altvater. So ging er auch ein drittes Mal zu ihm. Der Altvater sagte: Fürchte dich nicht, mein Sohn, verbirg nicht deine Anfechtungen; denn so wird der unreine Geist von dir weichen; denn Nichts zerschmettert die Kraft der Teufel so sehr, als wenn man seine heimlichen Versuchungen heiligen Personen mittheilt. Wenn schon die Mittheilung an eine jedwede Person so heilsam ist, wie heilsam muß erst die öftere Beichte sein?

Gegen die Versuchungen zur Unkeuschheit muß man streiten.

Zu einem Altvater kam ein Bruder, der vom Geiste der Unkeuschheit sehr angefochten wurde und bat ihn dringend um sein Gebet. Der Altvater betete inbrünstig für ihn; allein in kurzer Zeit kam er wieder und bat ihn, er möchte noch dringender zu Gott flehen; der Altvater that es, aber bald kam er wieder. Da der Mönch so oft zu ihm kam, wurde der Altvater traurig und wunderte sich darüber, daß Gott sein Gebet nicht erhöre. In derselben Nacht offenbarte ihm Gott sowohl die Anfechtung, als auch die Nachlässigkeit des Bruders. Er sah nämlich den Mönch dasitzen und den Geist der Unkeuschheit in verschiedenen Gestalten von Weibsbildern vor ihm spielen, woran sich Jener ergötzte. Er sah auch den Schutzengel neben ihm stehen und heftig zürnen, weil er nicht betete, sondern sich an den unreinen Gedanken ergötzte. Jetzt wußte der Altvater, daß sein Gebet wegen des Mönches Nachlässigkeit nicht erhört worden. Als er nun wieder kam, gab ihm der Altvater einen derben Verweis, ermahnte ihn zum Kampfe im Beten, Wachen, Fasten. Der Bruder befolgte diese Mahnung und die Versuchung wich von ihm.

Die Anfechtungen der Unkeuschheit muß man schwächen durch den Gedanken an den Tod.

Ein Bruder sagte zu einem Altvater: Die unkeuschen Gedanken bringen mich noch in's Verderben. Der Altvater erwiederte ihm: Wenn eine Mutter ihr Kind von der Milch entwöhnen will, so bestreicht sie ihre Brüste mit etwas Bitterem; kömmt nun das Kind seiner Gewohnheit nach, die Milch zu saugen, so zieht es sich zurück, sobald es die Bitterkeit empfindet. So thue auch du in deine Gedanken eine Bitterkeit. Der Bruder fragte ihn: Was ist das für eine Bitterkeit, die ich in meine Gedanken mischen soll? Der Altvater erwiederte ihm: Denke an den Tod und an die Qualen der Hölle, die dem Unkeuschen in der künftigen Welt bereitet sind.

Unkeuschheitssünder müssen die Gelegenheit aufgeben.

In der Stadt Meliapor, in portugiesisch Indien, wohnte ein reicher Portugiese, welcher durch seine Lasterhaftigkeit allgemeines Aergerniß gab. Er hielt sich ein Haus voll Sklavinen, mit denen er lebte wie ein türkischer Sultan. Der heilige Franz Xaver ging nun einmal gegen die Mittagszeit in das Haus

dieses Wüstlings und sagte, er wolle heute bei ihm zu Gaste essen, wenn er es erlaube. Bei dem großen Ansehen, das Franz Xaver in der ganzen Stadt hatte, getraute sich der Edelmann nicht, das Begehren abzuschlagen und stellte sich erfreut über diese Ehre. Während der Mahlzeit redete Franz von gleichgiltigen Dingen, aber kein Wort über den unsittlichen Wandel seines Gastgebers, obschon die jungen Mädchen, welche aufwarteten, in Kleidung und Benehmen genug Frechheit zeigten. Selbst beim Fortgehen machte Franz dem Edelmann keinen Vorwurf, wie wenn er von dessen Lasterhaftigkeit Nichts wüßte. Es waren aber in der Stadt mehrere Todesfälle von solchen Menschen vorgekommen, welche dem heiligen Franz kein Gehör gegeben hatten, als er sie zur Buße ermahnte. Es war deßhalb allgemein der Glaube, daß, wer seinen Ermahnungen nicht Folge leiste, in seinen Sünden wegsterbe und verdammt werde. Der Portugiese dachte nun, der Heilige habe ihn schon für verloren angesehen und deßhalb es nicht der Mühe werth gefunden, ihn zur Bekehrung zu ermahnen. Voll Schrecken eilte er zu Franz und sagte: Euer Schweigen hat mich beängstigt; wenn mir noch zu helfen ist, so nehmt euch um meine arme Seele an, ich will euch unbedingten Gehorsam leisten! Mit Freuden umarmte ihn der Heilige und sprach: Gottes Barmherzigkeit hat keine Grenzen; kein Mensch darf an seinem Heile verzweifeln, sobald er sich wahrhaft bekehrt. Der Portugiese beseitigte nun die Gelegenheit zur Sünde, legte eine aufrichtige Beichte ab und führte von nun an ein ganz christliches Leben.

Gott strafte unkeusche Wüstlinge.

Als die heilige Martyrin Serapia vor den Richterstuhl des Statthalters Berillus gefordert wurde und opfern sollte, aber sich dessen weigerte, kam die Rede auf ihren Leib, von dem Serapia sagte, daß er ein Tempel des heiligen Geistes sei. Der Statthalter gedachte sie also schänden zu lassen; er befahl deßhalb zwei liederlichen Jünglingen, die ganze Nacht ihren Muthwillen an ihr zu üben. Serapia betete. Siehe, da erschütterte ein Erdbeben das Haus, die Jünglinge fielen todt zur Erde. Noch war es nicht Tag geworden, als sich der Statthalter erkundigte, ob sie seinen Befehl vollzogen hätten. Man fand sie todt.

Versuchung zur Unkeuschheit mit dem Tode bestraft.

Der heilige Eleutherus wurde im Jahre 487 zum Bischof von Tournay in Belgien gewählt. Ein heidnischer Volkstribun hatte eine Tochter, welche schon längere Zeit in geiler Liebe gegen den Heiligen entbrannt war. Glaubend, der Heilige sei ebenfalls geiler Lust ergeben, ging sie eines Tages zu ihm und machte ihm den schändlichsten Antrag, wobei sie seinen Mantel herab zog. Eleutherus, der gerade betete, erschrack sehr. Er erhob sich und sprach: Weiche Satan! keinen Schritt weiter! Nach diesen Worten warf er seinen Mantel über sie und ging fort. Das vom Mantel bedeckte Mädchen starb plötzlichen Todes und wurde begraben. Der Heilige, betrübt über den Tod des Mädchens, ließ den Vater rufen und versprach ihm, seine Tochter wieder lebendig zu machen,

wenn er an Christus glauben wolle. Er versprach's. Hierauf ging Eleutherus zum Grabe und rief: Stehe auf und kehre in's Leben zurück. Alsbald ergriff er die Hand des Mädchens und dieses stand auf. Doch der Vater kehrte wieder zum Unglauben zurück und enterbte sogar seine Tochter, weil sie sich nicht mehr von Christus abwendig machen ließ. Zur Strafe sandte Gott eine Pest über die Heiden.

Unkeusche sollen sich Mariä empfehlen.

Der gottselige Marinus hatte das Unglück, in die Sünde der Unkeuschheit zu fallen. Als er wieder zu sich gekommen, folgte er den Eingebungen der Gnade, ging zum Altare Mariä, bat sie um Vermittlung und weihte sich für immer zu ihrem Sklaven. Zum Zeichen seiner Leibeigenschaft opferte er ein Geldstück, wie es die Leibeigenen zu geben pflegten, und versprach, diese Abgabe alljährlich auf ihren Altar zu legen. Von nun an lebte er keusch und hatte am Todbette die Gnade, von Maria besucht zu werden.

Die Unkeuschheit eines Wüstlings mit dem Tode bestraft.

Die gottselige Thaddäa Olobardi hatte sich von Kindheit an der allerseligsten Jungfrau geweiht. Eines Tages entfiel ihr auf dem Wege das Gebetbuch aus der Tasche, ohne daß sie es gewahr wurde. Ein junger Wüstling sah es, hob es auf und eilte der frommen Jungfrau nach, um ihrer Unschuld eine Schlinge zu legen. Auf seine schamlosen Anträge erwiederte sie kein Wort, sondern ergriff sogleich die Flucht. Als sie sich aber von dem unverschämten Menschen eingeholt sah, rief sie die Mutter Gottes zu Hilfe. In dem Augenblicke wurde der Gottlose von der göttlichen Gerechtigkeit getroffen, und fiel todt zu ihren Füßen nieder. Ein schreckliches Ereigniß, das die ganze Gegend in Schauder versetzte.

Unkeuschheit ist bei Gott verhaßt.

Ein unkeuscher Mann trug ein kleines Kreuz an einer Schnur am Halse. Als er wieder eine solche Sünde beging, fiel das Kreuz unter Getöse vom Halse, ohne die Schnur zu zerreißen.

Eine unkeusche Frau verehrte der Mutter Gottes ein seidenes Kleid. Als man es der Statue Mariä anlegte, verzehrte es ein Blitz, ohne dem hölzernen Bilde den mindesten Schaden zu thun. (Pont. in c. Tom. I. hom. 8.)

Einen Meßner, der oft gegen das sechste Gebot sündigte, machte Gott öffentlich vor der ganzen Christenversammlung zu Schanden. Er war nämlich nicht im Stande, die Kerzen am Hochaltare zum Brennen zu bringen, ungeachtet er sie in die Hände nahm. Die Sache machte Aufsehen. Er erhenkte sich aus Scham an einer Eiche.

Unmäßigkeit.

Unmäßigkeit ist nur des Menschen trauriges Vorrecht.

Die Mäßigkeit im Essen und Trinken besteht darin, daß man esse und trinke, um zu leben, nicht aber lebe, um zu essen und zu trinken. Daher muß man nicht das Leckerhafte auswählen, sondern sich mit gemeinen Speisen begnügen; auch darf man nur so viel essen, bis man satt ist und von geistigen Getränken nicht so viel zu sich nehmen, daß man seiner Haushaltung schade, Schulden mache, oder wollüstig oder betrunken werde. Das thun selbst gefräßige Thiere nicht. Der Vielfraß ist ein sehr gefräßiges Raubthier, welches selbst das Aas nicht verschmäht. Es ist aber nicht wahr, was die alten Naturforscher von ihm erzählen, daß er nämlich mehr fresse, als andere Raubthiere und daß er seinen überladenen Bauch zwischen zwei nahe stehende Bäume presse, um ihn auszuleeren. Er frißt nur, bis er satt ist; denn die Thiere folgen ihrem Naturtriebe und überladen sich nicht; das thut leider nur der vernünftige Mensch.

Unmäßigkeit erniedriget den Menschen unter das Thier.

Unmäßigkeit im Essen und Trinken entehrt die menschliche Natur und macht den Menschen zum Thiere, ja setzt ihn unter das Thier; nur der Wolf frißt sehr viel, um vollkommen satt zu werden, weil ihm der Schöpfer einen Heißhunger angeschaffen hat; er verzehrt einen Hirsch, oder zwei Schafe, um vollkommen satt zu sein. Dann wälzt er sich. Dem Wolfe ist es nicht zu verargen; denn es fällt ihm bei seinem Heißhunger schwer, täglich so viel zu fangen, um satt zu werden; er muß zuweilen bei seinem starken Hunger sechs bis sieben Tage hungern, ehe er Etwas erjagt. Der Mensch aber, der sich täglich satt ist, und zwar mehrmals, begeht eben deßhalb durch Unmäßigkeit eine Sünde gegen die Natur, weil er sie nöthiget, mehr zu sich zu nehmen, als sie bedarf und vertragen und verdauen kann.

Unmäßigkeit in geistigen Getränken schwächt Leib und Geist.

Wenn die Hausfrau ihre Gans zur Mast einthut, so gibt sie ihr nicht nur reichliches Futter, so viel sie selbst will, sie stopft sie auch. Dafür wird sie eingesperrt, jeder Ausgang, jeder gesellschaftliche Verkehr mit ihren Gespielinen verwehrt, man hält sie so enge, daß sie sich kaum bewegen kann. Dasselbe thut mit sich selbst der Unmäßige; er schwächt seinen Verstand, er entkräftet sein Gedächtniß, er benimmt seinem Leibe durch das übermäßige Fleisch und Fett alle Kraft und Beweglichkeit, er erzeugt sich Gicht und Reißen, welches ihm das Ausgehen, das Arbeiten unmöglich macht, ihm Schmerzen verursacht und ihn zu einem Bettgefangenen macht. Das ist die Strafe Gottes und der Natur für Jene, welche das Maß der Nahrung überschreiten, welches Gott in die Natur gelegt hat. Dieses Maß ist: das Gefühl des Hungers und Durstes einer- und das Gefühl der Sättigung andererseits. Durch dieses Gefühl spricht der Schöpfer zu uns: Iß, wenn dich hungert; trinke, wenn dich

dürstet; höre auf, wenn du satt bist. Das Reich Gottes besteht nicht im Essen und Trinken; Wer auf sein Fleisch säet, wird vom Fleische Verderben ernten; Werdet aber voll des heiligen Geistes! so sagt die Schrift. Der Unmäßige trage also die bösen Folgen seiner Unmäßigkeit als verdiente Strafe Gottes, zur Buße für seine Sünden. Wer nicht will hören, muß fühlen.

Der in Folge der Unmäßigkeit eingetretene Tod ist Selbstmord.

In Znaim wurden im August 1866 zwei preußische Soldaten auf der Strasse todt aufgefunden. Anfangs glaubte man, es seien Opfer der Cholera, aber die vorgenommene Secirung ergab, daß sie in Folge übermäßigen Genusses von hartgesottenen Eiern gestorben sind; es waren ihre Mägen in Folge der Speisenmasse geborsten. Waren sie keine Selbstmörder?

Unrecht.

Unrecht verleitet wieder zum Unrecht.

Gleichwie man den armen Hund, dem man kein Futter gibt, verleitet, seine Nahrung durch List zu stehlen, wo er sodann im eigenen und in fremden Häusern Schaden macht, indem er junge Hühner und Enten frißt, Eier abnimmt und verzehrt: eben so verleitet man auch Taglöhner, Dienstboten und Kinder zur geheimen Schadloshaltung, wenn man ihnen den verdienten Lohn oder das Eigenthum und Darlehen vorenthält oder entzieht. Die geheime Schadloshaltung ist zwar nach dem heiligen Alphons Liguori keine Sünde, wenn man nicht mehr nimmt, als man zu fordern hat und wenn man alle gütlichen Wege vergeblich versucht und man auf keine Weise zu seinem Eigenthum kommen kann; aber gewöhnlich nimmt man mehr, als recht ist und wissen dieß gemeine Leute nicht, sie üben also die Schadloshaltung im Zweifel, mit Gewissensvorwürfen; was Einer aber mit dem Gedanken und Zweifel thut, es sei Sünde, dem gereicht es wirklich zur Sünde. Thue also Niemanden Unrecht, damit er nicht zur geheimen Schadloshaltung greifen müsse.

Ein Unrecht, wenn gleich vom Gesetze geschützt, gibt dem Gewissen keine Ruhe.

Es gibt ungerechte Menschen, die in ihrer grenzenlosen Habsucht nicht fragen: Ist es erlaubt? Darf ich dieses fremde Gut behalten? Muß ich nicht Ersatz leisten? Bin ich nicht als Vater zur Unterhaltung meines Kindes verpflichtet? Kann ich mit diesem Unrechte selig werden? Das fragen sie sich nicht. Zufrieden, daß das weltliche Gesetz nicht gegen sie ist: banquerotiren sie, läugnen sie Schulden ab, weil kein Schuldschein da ist; treten dem Weibe den Besitz zum Nachtheil der Gläubiger ab; bringen falsche Quittungen bei, führen falsche Zeugen vor; schwören, die Verführte nicht berührt zu haben. Sie gleichen dem räuberischen Fuchse. Honig, reifes Obst und Weintrauben sind ihm Leckerbissen. Um Honig zu bekommen, scharrt er kühn die Nester der Hummel aus. Wenn nun der Schwarm über ihn herfällt, wälzt er sich rasch

auf dem Boden umher, schlägt dabei immerfort mit dem Schwanze auf die Erde und setzt dieß so lange fort, bis alle Hummel erdrückt oder erschlagen sind; alsdann frißt er sie, gräbt das Nest aus und speiset gemächlich den Honig. Diesem gleichen die Ungerechten. Aber gleichwie der Fuchs immer scheu und furchtsam schleicht, so haben auch diese keine Gewissensruhe; und gleichwie der Fuchs selten eines natürlichen Todes stirbt, sondern früher oder später vom Jagdhund aufgespürt, dem Jäger in den Schuß läuft: so bestraft die Vorsehung solche ungerechte Menschen gewöhnlich schon in dieser Welt; gewiß aber in der andern, und zwar in der Hölle, wenn sie nicht Buße thun und das Unrecht gutmachen.

Unrecht bringt keinen Segen, sondern Fluch in's Haus.

Du sollst nicht stehlen! Mit diesem Gebote schärft uns Gott ein, Jedem das Seinige zu geben und zu lassen. Die Habsucht verblendet aber doch die Menschen, unzählbares Unrecht zu thun. Wie viel Betrug erlaubt man sich beim Kauf und Verkauf? wie viele Veruntreuungen und Diebstähle? Wie oft leistet man nicht, was man schuldig ist? Man freut sich, wenn man seine Habsucht befriedigen kann. Doch was nützt diesen Thoren das ungerechte Gut? Es liegt Gottes Fluch darauf; ein ungerechter Heller frißt zehn gerechte Gulden. Du mußt dein Unrecht freiwillig gut machen, oder Gott leistet selbst Ersatz dadurch, daß Er dir dein Eigenthum nimmt und es Anderen zuwendet. Unrechtes Gut kommt selten an die Kindeskinder. Da der Ungerechte selten wahre Buße wirkt, konnte Christus von ihm sagen: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in den Himmel komme. Solchen ungerechten Menschen pflegt es Gott zu thun, wie es die Schwalben einem Sperlinge gemacht haben; Er verwickelt sie in zeitliche Strafen und läßt sie als Selbstmörder in der Hölle enden. Die Sperlinge nehmen gerne die Taubenschläge und Schwalbennester in Besitz, weil sie zu faul sind, sich selbst ein Nest zu bereiten. Ein Schwalbenpaar hatte sich im Frühlinge an dem Hause, wo sie jung geworden, ein Nest gebaut. Eben waren sie fertig und wollten Eier legen, als ein ungerechter Sperling Gefallen an dem Neste fand, davon Besitz nahm und mit seinem Weibchen einzog. Die Schwalben kamen von ihrem Ausfluge zurück und sahen den Räuber, dem sie ihr Eigenthum nicht überlassen wollten; sie baten, sie zürnten, sie brauchten Gewalt, wurden aber verbissen und mußten weichen. Nun wird sich wohl der ungerechte Besitzer seines ungerechten Gutes haben erfreuen können? Nun wird er wohl mit seinem Weibchen fröhlich darin genistet haben? Keineswegs. Das vertriebene Schwalbenpaar klagte das erlittene Unrecht seiner Nachbarschaft, die ganze Schwalbengesellschaft vermauerte die Räuber lebendig im Neste. Da saßen sie nun, zu ewiger Finsterniß, zur Gefangenschaft und zum grausamen Hungertode verdammt. Niemand konnte ihnen helfen, ihr Gefängniß konnten selbst die Schwalben nicht mehr erbrechen, nachdem es dürre und trocken geworden war. (Annegarns Naturgeschichte.) So geht's den Ungerechten! Ehre das siebente Gebot Gottes! Gib und lasse Jedem das Seinige! Hast du aber ein Unrecht gethan und

ungerechtes Gut an dich gebracht, so erstatte es! Wo nicht, so wird dich Gott ewig in der Hölle einkerkern. Was hast du dann davon?

Unrecht ist eine Todsünde.

Im Jahre 1198 lebte in Frankreich ein heiliger Priester, mit Namen Volco. Dieser wurde eines Tages von einem Wucherer zur Tafel geladen. Da es der heilige Mann nicht abschlagen wollte, erschien er zur bestimmten Zeit mit etlichen Geistlichen. Da das Anrichten etwas zu lange dauerte, begab er sich mit dem Wucherer in die Küche und deckte die Geschirre ab. Siehe, da kochte in den Töpfen statt des Fleisches Nichts, als Schlangen, Kröten und Würmer. Volco erkannte auf göttliche Eingebung das Laster des Wuchers seines Gastgebers und fing an, ihm in's Gewissen zu reden. Dann gingen sie in die oberen Gemächer, wo ein Kasten mit Weizen stand; Volco öffnete und sah statt des Weizens nichts als Schlangen. Auf dieses redete ihm der heilige Mann noch schärfer in's Gewissen, so daß der Wucherer wahre Reue erweckte, beichtete und vollkommenen Ersatz leistete. Dann fragte ihn Volco: Ob er seine Strafe auf dieser, oder in der andern Welt ausstehen wolle? Lieber auf dieser Welt, antwortete der Wucherer. Nun legte ihm Volco zur Buße auf, nackt in ein Faß zu kriechen. Als es geschehen war, wurde das Faß zugedeckt. Des anderen Tages sahen die Geistlichen nach und fanden Nichts, als ein vollkommenes Todtengerippe; alles Fleisch war rein abgenagt. Wohl ihm, daß er Buße gethan, Ersatz geleistet und auf Erden sein Fegfeuer überstanden hat! (Bzovius ann. 1198.)

Auf Unrecht folgt ewige Verdammniß.

In Böhmen starb vor etwa zweihundert Jahren ein hoher herrschaftlicher Beamter. Während man seinen Leichnam in die Kirche brachte und für ihn die kirchlichen Gebete verrichtete, richtete er sich plötzlich auf der Bahre auf, stieg herunter und ging in sein Haus, wo viele Leidtragende anwesend waren, ohne ein Wort zu reden. Endlich faßte sich einer das Herz und sagte: Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Ich nicht, sagte der Todte, ich in Ewigkeit nicht! denn ich bin verdammt in alle Ewigkeit, weil ich die Unterthanen all' zu hart gehalten und viel ungerechtes Gut an mich gezogen habe! Hierauf erhob sich ein Sturmwind, der ihn durch's Fenster hinaus in den Hof trug. Dort schrie er entsetzlich: Ach, in alle Ewigkeit werde ich den Himmel nicht mehr sehen! Nach diesen Worten verschwand er. (Kibler mors in olla, Fol. 1146.)

Jedes Unrecht strafet Gott.

Der alte Fabeldichter Aesop tadelte einmal die Delphier wegen ihrer schlechten Bebauung der Felder. Die Delphier nahmen es ihm sehr übel, sperrten ihn ein, legten heimlich eine goldene Schale aus dem Tempel unter sein Gepäck, klagten ihn des Tempelraubes an und verurtheilten ihn zum Tode. Da erzählte er den Delphiern folgende Fabel: Ein Frosch bewirthete einst eine Maus. Derselbe zog sie an einem Faden tief unter's Wasser. Die Maus

schrie, sie müsse sterben, ein Mächtiger werde sie rächen. Aber der Frosch hörte nicht darauf. Es erschien wirklich ein Adler, bemerkte die ertrunkene Maus, erschnappte, verzehrte sie; zog aber mittelst des Fadens auch den Frosch herauf und verschmauste ihn ebenfalls. Er wollte damit lehren, daß Gott jedes Unrecht zu seiner Zeit strafe, was auch wahr ist.

Der Unrecht Leidende appellirt nicht vergebens an Gott.

Der König von Frankreich betrieb mit Hitze die Aufhebung des Tempelordens. Der Papst hielt auf seinen Betrieb vom Oktober 1311 bis Mai 1312 eine große Kirchenversammlung zu Vienne. Der Papst hob den Orden zwar nur provisorisch, aber doch für immer auf. Der König von Frankreich wüthete nach der Aufhebung noch gegen die Mitglieder desselben. Den Großmeister Jakob von Molay ließ er am 18. März 1314 zu Paris verbrennen. Als er in den Flammen stand, rief er laut aus: O es gibt im Himmel einen gerechten Richter, den der Unterdrückte nicht vergebens anruft. Vor diesen fordere ich dich Papst binnen vierzig Tagen! Und dir, Philipp, mein König, verzeihe ich vergebens, dein Leben ist verwirkt; binnen Jahresfrist finde ich dich vor Gottes Throne! — Und wirklich starben Beide, ehe die anberaumte Zeit verstrichen war; der Papst nach einunddreißig Tagen, der König ungefähr nach acht Monaten.

Unrecht bringt Unglück über die Verüber und Theilnehmer.

Die Böhmen wollten den Erzherzog von Oesterreich und zugleich deutschen Kaiser Ferdinand II. nicht als ihren König anerkennen. Da sie aber doch nicht ohne König sein wollten, wählten sie den Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V. Er bedachte sich lange und mochte als Kurfürst nicht gegen seinen Kaiser auftreten. Endlich überredete ihn seine Gemahlin zur Annahme der böhmischen Krone; er wurde am 25. Oktober 1619 zu Prag gekrönt. Aber er war nur einen Winter und den darauf folgenden Sommer König, weßwegen die Spötter ihn den Winterkönig hießen. In der Schlacht am weißen Berge wurde er entthront. Als er mit seiner Familie floh, sagte er: Ich weiß nun, wer ich bin! Er eilte über Breslau und Berlin nach Holland. Kaiser Ferdinand erklärte ihn in die Reichsacht, sein Land, die Pfalz mit der Kurwürde erhielt Maximilian von Baiern und auch Böhmen wurde hart gezüchtiget: neunundzwanzig Personen wurden hingerichtet, siebenhundert des Landes verwiesen und an ihrem Vermögen bestraft. In feierlicher Versammlung der böhmischen Stände riß Ferdinand das Siegel vom Majestätsbriefe, der ihre Privilegien enthielt, herunter, verbrannte es und zerschnitt das Dokument mit eigener Hand.

Jedem Unrecht folgt früher oder später seine Strafe.

Unter der Regierung des römischen Königs Ancus zog ein reicher Grieche mit seiner Frau nach Rom. Er schmeichelte sich bei den Römern und selbst bei dem Könige so ein, daß dieser ihm vor seinem Tode sogar die Vormundschaft über seine beiden Söhne anvertraute. Allein Lucius Tarquinius, so hieß er, war ein treuloser Vormund. Anstatt die königliche Würde einem seiner

Mündel zu verschaffen, suchte er sie beim Volke für sich selbst nach und erhielt sie auch durch seine Gewandtheit und Beredsamkeit. Seine beiden Pfleglinge ließ er auf dem Lande erziehen. Er regierte zum Nutzen; denn er führte glückliche Kriege, wodurch er Rom bereicherte und vergrößerte, führte den Circus maximus zu öffentlichen Kampfspielen auf, legte Wasserleitungen und Cloaken an und baute das Kapitolium als Festung; er erreichte beinahe das achtzigste Jahr seines Lebens und regierte achtunddreißig Jahre. Gleichwohl ließ ihn Gott zur Strafe seines Unrechtes keines natürlichen Todes sterben, sondern als spätes Opfer einer lang verhaltenen Rache fallen. Die beiden Söhne des verstorbenen Königs Ancus Martius räumten ihn nämlich aus dem Wege, da sie sahen, daß er damit umginge, sich einen Nachfolger zu bestimmen, wobei sie wieder übergangen werden sollten, da sie doch ein nahes Recht zum Throne hatten. Sie gewannen zwei Holzhacker, die mit ihren Axten zankend und lärmend in das Haus des Königs drangen und diesen zu sprechen begehrten, damit er ihren Streit entscheide. Der alte König kam heraus auf das Vorhaus und indem er der erdichteten Erzählung des Einen aufmerksam zuhörte, schlug ihn der Andere mit der Axt plötzlich nieder, worauf beide Nichtswürdigen schnell entflohen. — So erfährt jedes Unrecht früher oder später seine Strafe.

Unrecht muß man gut machen.

Von Arezzo gingen vier Brüder nach Valumbrosa, wo der Leib des heiligen Johannes Gualbertus liegt, der Eine besessen, die Andern scheinbar gesund. Die Priester sollten den Besessenen vom Teufel befreien. Während dem Beten und Beschwören ging einer der Brüder hinaus, um seine Nothdurft zu verrichten und fing außen zu wüthen an. Er ward mit Mühe eingefangen und in die Kirche zurückgebracht. Nun fing der dritte Bruder gleichfalls zu zittern an und ward, da die Zeichen deutlich waren, sogleich ergriffen und festgemacht. Der vierte konnte nun auch die Beschwörung nicht vertragen, riß sich los, und wäre entronnen, hätte Jemand nicht klüglich die Kirchthüre verschlossen. Er stellte sich nun aber seinerseits mit gezogenem Schwerte an die Wand; Viele wollten ihn ergreifen, Andere riethen zu Milderem; der Abt gebot, ihn zu lassen, bis man mit den Andern fertig werde. Der Teufel des Ersten, fort beschworen, erklärte nun: Die Viere hätten sich betrüglich das Gut eines Andern angeeignet und vorenthielten es fortdauernd den rechten Erben; er weiche nicht, bis sie ihr Vergehen bekannt und das Gut herausgegeben oder Bürgen dafür gestellt hätten. Die Anwesenden des Ortes gaben Zeugniß, das dem wohl also sein möge; die Sache wurde genauer ausgemittelt, der Priester ging ihnen mit Vorwürfen zu Leibe. Sie gaben ihr Wort, das Unrecht zu ersetzen, wurden nun nacheinander befreit und besserten für die Zukunft ihr Leben.

Unrecht wird von Gott bestraft.

Dem Erzherzog Karl von Oesterreich gebührte der spanische Thron von Rechts wegen; aber ein französischer Prinz regierte Spanien widerrechtlich bereits drei Jahre unter dem Namen Philipp der V. Kaiser Joseph I. bestieg 1705

als deutscher Kaiser den Thron und unterstützte seinen Bruder Karl im Kriege. Der kaiserliche General Marlborough zog gegen den französischen General Villeroi zu Feld und erfocht einen glänzenden Sieg; denn die Franzosen verloren über zwanzigtausend Mann, achtundachtzig Kanonen, die Kriegskasse, das ganze Gepäck und achtzig Fahnen, selbst die Standarten der französischen Garde. Drei Monate vergingen, daß die Franzosen, die dem Tode entrannen, sich wieder zusammen finden konnten. So strafte Gott das Unrecht an den Franzosen. — Einen zweiten glänzenden Sieg über die Franzosen erfocht Prinz Eugen in Italien; er hatte zweiundvierzigtausend, die Franzosen aber achtzigtausend Mann. Eugen schlug sie, zehntausend Todte und Verwundete lagen auf der Walstatt; der französische Marschall war ebenfalls verwundet, gerieth in Gefangenschaft und verschied am folgenden Tage. Nicht sechzehnhundert Mann blieben von der großen Armee beisammen, Alle nahmen die Flucht über die Alpen nach Frankreich. Sämmtliche Magazine, einhundertzehn Stücke Geschütz, achtzigtausend Fässer Pulver, zweitausend Ochsen, fünftausend Maulesel und Pferde von dreizehn Dragonerregimentern nebst der reichen Kriegskassa fielen den Siegern in die Hände. Durch ganz Oberitalien sah man keinen Franzosen im Felde mehr, Einige steckten noch in den Festungen, aber ihnen setzte Eugen so kräftig zu, daß der geängstigte Franzosenkönig Ludwig XIV. um alles in der Welt bat, ihm doch diese Leute zukommen zu lassen, dann wolle er während des ganzen Krieges keine Truppen mehr nach Italien schicken. So tief war also der übermüthige Franzosenkönig für sein Unrecht schon gedemüthigt und bestraft! — In den Niederlanden verloren die Franzosen gegen die kaiserlichen Generale Eugen und Marlborough ebenfalls eine Schlacht, wo ganze Regimenter Franzosen, weit über achttausend, das Gewehr streckten und an Gefallenen und Todten auch wohl achttausend hatten. So strafte Gott die Franzosen für ihr Unrecht. Endlich legten die verbündeten Mächte Ludwig XIV. die Verpflichtung auf, daß er, wenn sein Enkel Spanien nicht gutwillig räumen wolle, ihn selbst mit Waffengewalt aus dem Lande vertreiben solle. Diese Zumuthung war für ihn als König entehrend, für ihn als Großvater unmenschlich; er entschied sich wieder für eine Schlacht, wo seine Armee von Eugen und Marlborough neuerdings geschlagen wurde und fünfzehntausend Mann verlor. Am Tage vor Michaelis hielt Karl III. seinen Einzug in Madrid und verließ der Thronräuber Spanien. So straft Gott das Unrecht auch an mächtigen Königen.

Unrecht muß man gut machen, um selig zu sterben.

In das Gasthaus zum schwarzen Thor in Wien kam am 12. März 1866 ein Bauer, ging gerade auf die eben anwesende Wirthin zu und sagte: Ich habe bei Ihnen vor mehreren Jahren Erdäpfel abgeladen und dabei Ihnen schlecht gemessen. Damit ich nun in meinen alten Tagen mit ruhigem Gewissen sterben kann, so nehmen Sie zum Ersatz zehn Gulden, und sollte es nicht genug sein, so bitte ich, verzeihen Sie mir es! Der Bauer legte die zehn Gulden auf den Schank und ging fort. Gäbe es doch solche gewissenhafte Leute recht viele! (Gemeindezeitung.)

Unrecht der Aeltern wird von Gott an deren Kindern gestraft.

Einst brachte man einen Knaben, der an der Wuth litt und mit Ketten gebunden werden mußte, zum heiligen Amon; denn es hatte ihn ein wüthender Hund gebissen und er zerfleischte sich selbst vor unerträglichen Schmerzen am ganzen Leibe. Da ihn die Aeltern um Hilfe baten, sagte Amon: Warum verlangt ihr von mir Hilfe, die meine Kräfte und Verdienste übersteigt, während ihr selbst augenblicklich helfen könnet? Erstattet der Wittwe den Ochsen zurück, den ihr heimlich getödtet habet, so wird euer Knabe sogleich gesund werden. Die Aeltern bekannten ihre Schuld, erfüllten mit Freuden den Ersatz, und während der Heilige noch betete, genas der Knabe. Gott strafte demnach das Unrecht der Aeltern an ihrem Kinde.

Zu einem Unrecht soll man nicht mithelfen.

Der heilige Genesius war Rechtsanwalt. Als er einmal in seinem Amte beschäftigt war, kam an seinen Vorgesetzten eine ganz ungerechte kaiserliche Verordnung, welche eine grausame Christenverfolgung anbefahl. Als dieselbe vorgelesen wurde, empörte sich sein ganzes Rechtsgefühl und er konnte es nicht über sich gewinnen, diesen Erlaß weiter zu bestätigen und weiter zu befördern. Er warf daher in seiner heiligen Entrüstung dem Richter die Gesetztafeln zu den Füßen und entsagte einem so traurigen Amte, dem er bis jetzt oblag, aus Liebe zu Gott. Er wurde dann als Martyrer in seinem Blute getauft.

Unrecht, an Heiligen verübt, von Gott bestraft.

Zur Zeit des Kaisers Julian wurde ein Bruder aus dem Kloster des heiligen Apollonius ergriffen und in den Kerker geworfen. Apollonius ging mit seinen Mönchen zu ihm in den Kerker, um den Bruder zu trösten und zu stärken. Da kam der Hauptmann und zürnte, daß sie's gewagt, in den Kerker zu dringen und er befahl, den Kerker zu schließen und die Mönche einzusperren. In der Nacht erschien ein Engel in ungewöhnlichem Glanze und öffnete die Kerkerthüren. Als dieß die Wächter sahen, fielen sie den Mönchen zu Füßen und baten sie, fortzugehen; auch der Hauptmann kam in der Frühe eilfertig mit den angesehensten Männern in den Kerker und bat die Eingekerkerten, fort zu ziehen; denn sein Haus sei in Folge einer starken Erderschütterung eingestürzt und habe seine besten Diener erschlagen. Der heilige Apollonius kehrte mit seinen Mönchen Gott lobsingend in die Wüste zurück.

Unrecht macht böses Gewissen und dieses führt zur Verzweiflung.

Ein Familienvater in der Gemeinde Oberlipka in Böhmen hat sich am 17. April 1867 selbst entleibt. Es war auffallend, daß er, bevor er sich aus der Stube entfernte, sein Weib um Verzeihung zugefügter Beleidigungen bat. Bald darauf durchschnitt er sich die Halsadern. Er lebte noch einige Stunden

nach dieser That, konnte aber nicht sprechen; indeß fand man in seinen Kleidern ein von ihm selbst geschriebenes Testament, in welchem er erklärte, daß er ein Waisenkapital, über welches er als Vormund verfügt, erhoben, um es einem guten Freunde zu borgen und ihm dadurch aus einer Verlegenheit zu helfen. Da aber der gute Freund Nichts zur Abtragung der Schuld gethan und er selbst das Geld nicht aufzutreiben im Stande war, so entzog er sich den Gewissensbissen durch den bezeichneten Selbstmord.

Unschicklichkeit.

Jemanden in der Rede unterbrechen, gilt bei den Wilden als Unschicklichkeit.

Da sich bei den Wilden in Amerika häufig Gelegenheit zu Rathsversammlungen darbietet, haben sie sich große Ordnung und Würdigkeit in deren Leitung angeeignet. Die alten Männer sitzen im ersten Range, die Krieger im nächsten, Weiber und Kinder in der hintersten Reihe. Der Weiber Geschäft ist es nun, genau auf Alles, was vorgeht, Acht zu haben, es ihrem Gedächtnisse einzuprägen, und es den Kindern mitzutheilen; denn die Schreiberei ist dort unbekannt. Sie sind die Schreiber oder Kanzelisten im Volksrathe und bewahren die Stipulationen von Verträgen auf hundert Jahre rückwärts genau und wortgetreu. Wer sprechen will, erhebt sich. Die Uebrigen beobachten ein tiefes Stillschweigen. Hat er geendet und setzt er sich wieder nieder, so läßt man ihm fünf bis sechs Minuten Zeit, sich zu sammeln; damit er, falls er Etwas ausgelassen, was er zu sagen vorgehabt, oder wenn er noch etwas Neues beizufügen hätte, nochmals aufstehen und es von sich geben könne. Einander zu unterbrechen, sei es auch nur in der gewöhnlichsten Unterhaltung, gilt für die höchste Unschicklichkeit. Wie verschieden ist dieß doch von der Art der Unterhaltung in manchen gebildeten Gesellschaften Europas, wo man den Redenden mit schwatzhafter Ungeduld in der Mitte unterbricht und ihn niemals zu Ende kommen läßt.

Unschuld.

Unschuldig bleiben ist besser, als die beste Buße.

Es sagt zwar Jesus, daß im Himmel große Freude über einen bußfertigen Sünder sein werde. Dennoch ist es besser, die Unschuld bewahren, als sündigen und dann Buße thun; wer steht dir gut dafür, daß du Buße thun wirst? Manche Stadt, welche in Kriegszeiten eingeäschert und zerschossen worden ist, liegt noch heute als Ruine da.

Unschuld verlängert das Leben.

Der verstorbene Kardinal und Erzbischof Solis zu Sevilla, der das seltene Glück genoß, ein heiteres Alter von einhundertzehn Jahren zu erreichen, äußerte sich öfters folgendermaßen über seine Lebensart, durch welche er so gesund geblieben und so alt geworden ist: Ich lebte in meiner Jugend wie im hohen Alter, und darum bin ich nun in meinem hohen Alter jung. Ich führte ein

nüchternes, mit Nachdenken, Betrachten und Studiren beschäftigtes, doch keineswegs anhaltend sitzendes oder trauriges Leben. Meine Nahrungsmittel waren sparsam, aber gesund und gut. Ich trank wenig, ging täglich in die freie Luft und beim Regenwetter unter einem bedeckten Gange; diese Lebensart erhielt meinen Leib gesund. Aber zum Altwerden gehört auch eine gesunde Seele und die meinige hielt ich genau an die sittliche Lebensordnung, die uns von der Religion vorgeschrieben ist. Ihr habe ich es zu verdanken, daß mein Leben ohne Krankheit und ohne Kummer, bis zum Patriarchenleben dauerte. Jetzt bin ich ein reifes Samenkorn, das seiner Verwandlung entgegen sproßt.

Die Unschuld ist in gemeinen Lebensverhältnissen leichter zu bewahren.

Der heilige Posthumius war zu Memphis in Aegypten von heidnischen Aeltern geboren, unschuldig von Jugend auf, in Wissenschaften unerfahren, unkundig der Künste der Aegypter und immer fremd ihrem Götzendienste. Er war seinem Gewerbe nach ein Seiler. Er mischte sich niemals in die Gesellschaft der Jünglinge, er besuchte niemals ein Schauspiel und bewegte seinen Fuß niemals zum Tanze. Eine unanständige Rede kam niemals in seinen Mund und eine geizige Begierde niemals in sein Herz. Niemals, so lange er in der Welt war, erhob er seine Augen zu einem Weibe. Die Lüge vermied er sorgfältig. Zwietracht oder Haß gegen einen Nächsten oder gegen einen Fremden kannte er nicht; den Frieden hat er in seinem Herzen jederzeit bewahrt. In höheren Standesverhältnissen und Gesellschaften würde er wohl kaum so unschuldig geblieben sein.

Zur Rettung eines Unschuldigen wirkt Gott ein Wunder.

Einst wurde ein Unschuldiger eines Mordes beschuldiget und von den Gerichtsdienern verfolgt. Der Geängstigte floh zur Zelle des heiligen Makarius, die Häscher hinter ihm her. Der Arme betheuerte seine Unschuld, die Gerichtsdiener wollten ihn ergreifen, weil sie sonst selbst dem Gerichte verfallen würden. Da ging der heilige Makarius mit ihnen zum Grabe des Ermordeten, rief mit lauter Stimme den Todten beim Namen und sprach: Bei Christus beschwöre ich dich, daß du sagest, ob du von dem Menschen, der dessen beschuldiget wird, ermordet worden bist. Der Ermordete antwortete mit klarer Stimme aus dem Grabe: er sei von diesem Menschen nicht um's Leben gebracht worden. Alle warfen sich dem heiligen Makarius voll Verwunderung zu Füßen und baten ihn, den Todten um den Namen seines Mörders zu fragen; Makarius aber gab zur Antwort: Um dieses werde ich nicht fragen; mir genügt es, daß der Unschuldige gerettet ist; den Thäter aber namhaft zu machen, dazu bin ich nicht berufen.

Gott rettet und schützt die Ehre der Unschuldigen.

In einem Kloster war ein greiser Mönch von bewährter Tugend, welcher in eine sehr gefährliche Krankheit verfiel und heftige Schmerzen litt, ohne daß

die Brüder ein Mittel finden konnten, ihm Hilfe zu verschaffen, da ihnen im Kloster die nöthigen Hilfsmittel fehlten. Eine Dienerin Gottes, welche von dieser Trübsal hörte, bat den Abt jenes Klosters, den Kranken in ihre Wohnung in die Stadt bringen zu lassen, damit sie ihn pflegen könne, und auch deßhalb, weil in der Stadt leichter zu bekommen war, was seine Krankheit erforderte. Der Abt befahl daher den Brüdern, ihn dahin zu bringen. Die fromme Frau nahm den Greis mit aller Ehrfurcht auf und bediente ihn aus Liebe Gottes wegen des Gotteslohnes. Nachdem sie den Mönch drei Jahre sorgfältig gepflegt hatte, fingen gewisse verdorbene Menschen, nach ihrer eigenen Schlechtigkeit urtheilend, zu argwöhnen an, der Altvater lebe mit der Jungfrau in Unkeuschheit. Als der Tag seines Hinscheidens nahte, kamen viele Brüder seines Klosters zu ihm; er betete zu Gott, daß er seiner Dienerin dieses Werk der Barmherzigkeit reichlich vergelten wolle; dann sprach er zu seinen Brüdern: Ich beschwöre euch, meine Väter und Brüder! wenn ich werde gestorben sein, so pflanzet meinen Stock auf mein Grab; grünt er und schlägt Wurzeln, dann wisset, daß mein Gewissen in Betreff der Jungfrau, die mich gepflegt hat, rein ist. Als er nun gestorben war, pflanzten die Brüder den Stock auf sein Grab und siehe, der Stock grünte und trug zur gehörigen Zeit Früchte. Auf dieses Wunder kamen viele Leute aus der Umgegend und priesen Gott, der der Unschuld ein so glänzendes Zeugniß gab.

Gott rettet Unschuldige aus der Strafe.

Als einst Abt Emilis auf der Reise war, sah er unterwegs einen Mönch, der als angeblicher Mörder festgehalten wurde. Der Altvater fragte jenen Bruder, und als er erfahren hatte, daß er unschuldig sei, ließ er sich den Ermordeten zeigen. Der Altvater näherte sich der Leiche und hieß Alle beten; er betete selbst auch und der Todte wurde lebendig. Hierauf fragte er ihn: Sag' uns, wer hat dich getödtet? Der Ermordete sprach: Ich kam in die Kirche und übergab einem Priester Geld zur Aufbewahrung; dieser aber tödtete mich und trug meinen Leichnam hieher; ich bitte euch aber, ihm das Geld abzunehmen und meinen Kindern zu geben. Dann sprach der Altvater zu ihm: Gehe hin und ruhe wieder, bis der Herr dich auferwecken wird. Und sogleich entschlief er wieder; der Unschuldige aber war gerettet.

Wie die Jugend ihre Unschuld bewahren kann.

Der heilige Gerhard stammte aus herzoglichem Geschlechte und erhielt von seinen frommen Aeltern eine gottesfürchtige Erziehung. Von Jugend auf lebte er unbefleckt und floh mit Abscheu jede böse Gesellschaft, obwohl er ein liebenswürdiges und gefälliges Wesen besaß und gerne im Kreise guter und fröhlicher Menschen verweilte. Als Jüngling kam er an den Hof Berengar's und gewann großes Ansehen, so daß er in Gefahr kam, durch die Schmeicheleien und Lobeserhebungen der Hofleute zum Stolze und zu andern Lastern verführt zu werden. Doch Gerhard blieb den Grundsätzen seiner gottesfürchtigen Erziehung getreu; er besuchte andächtig den Gottesdienst und achtete es nicht,

wenn der übrige Adel ihn deßwegen tadelte; er empfing öfters die heiligen Sakramente, besonders, wenn er Versuchungen in sich fühlte, und bewahrte auf diese Weise sowohl an dem schwelgerischen Hofe, als auch im Lager ausgelassener Soldaten durch Gebet und Wachsamkeit die Unschuld seines Herzens. Er war keusch, andächtig und mitleidig gegen die Armen; er lebte mäßig und einfach und das Ersparte verwendete er zu Werken der christlichen Liebe; manche Jungfrau, die er der Verführung entriß, und manche verarmte Familie segneten sein Andenken im Stillen. Täglich zog er sich einige Stunden zurück und widmete sie der Betrachtung, dem Gebete und dem Umgange mit Gott. So kann die Jugend ihre Unschuld bewahren.

Gott schützt die unschuldig Verläumdeten.

Die heilige Ida legte einst ihren Schmuck und auch ihren Ehering auf's offene Fenster. Ein Rabe ergriff den glänzenden Ring und trug ihn, wie es diese Vögel in der Gewohnheit haben, in sein Nest. Einst sah ein Jäger viele Raben auf einer Tanne und bemerkte oben ein Nest; er stieg hinauf, fand den schönen Ring und steckte ihn an seinen Finger, ihn zu Hause den gräflichen Dienern zeigend. Einer derselben erkannte den Ring als den Ehering der Gräfin, schöpfte Verdacht eines ehebrecherischen Einverständnisses und meldete es dem Grafen. Kaum sah dieser den Ring an der Hand des Jägers, so entbrannte seine Eifersucht in Wuth; den Jäger ließ er von Pferden zerreißen und seine Gemahlin stürzte er vom Fenster in den Abgrund hinunter. Zum Glück fiel sie unten auf Gestrüpp und blieb unversehrt. Ida lebte nun viele Jahre als Einsiedlerin im Walde, bis sie ein Jäger entdeckte. Der Graf, hievon benachrichtigt, bat sie fußfällig um Verzeihung und wollte sie mit in's Schloß nehmen; sie aber beschloß ihr Leben als Einsiedlerin in einem bequemeren Häuschen, das ihr der Graf bauen ließ.

Unterlassung.

Die Unterlassung des Morgen- und Abendgebetes führt zu größeren Versäumnissen.

Denke nicht leichtfertig: Was ist denn eine kleine Nachlässigkeit in meiner Pflicht? Was ist eine einmalige Unterlassung des Morgen- und Abendgebetes? Weißt du nicht, daß der Teufel auf eine so kleine Nachlässigkeit lauert, worauf er eine schwere Versuchung baut? Solche kleine Unterlassungssünden sind oft der Anfang zu Todsünden und zur ewigen Verdammniß. Der Teufel gleichet dem gefräßigen Hai. Schon mancher unvorsichtige Reisende legte sich über Bord, schaute in das klare Meerwasser hinunter und betrachtete die Fische von allerlei Größe und Gestalt; obschon er weiß, daß der Hai plötzlich aus der Tiefe emporschießt, so denkt er doch: der Hai wird nicht gleich da sein, du wirst ihn erblicken und dich zurückziehen; aber gerade jetzt beißt ihm der Hai den Kopf ab. Denke also nicht: Eine kleine Unterlassung meines Gebetes hat nicht viel auf sich.

Unternehmung.

Vor jeder gefahrvollen Unternehmung soll man beichten und kommuniziren.

Auf der Spitze der Insel von Montreal in Kanada in Nordamerika steht eine der heiligen Anna geweihte Kapelle. Dieses kleine Gotteshaus steht sowohl bei den katholischen Indianern, als auch bei den kanadischen Pelzhändlern im höchsten Ansehen. Es ist der große Aufbruchsplatz nach dem Innern des Landes. Hier knieen jene rauhen Pelzhändler, Männer des Nordens genannt, welche eine eigene Bruderschaft bilden, vor ihrer Schutzpatronin; hier beichten und kommuniziren sie und bringen ihre Gelübde dar vor dem Bilde der Mutter Gottes, welches mit Votivgeschenken reich behäng ist; so halten sie es vor jeder Abreise auf jahrelange gefahrvolle Fahrt, so auch dankbar bei jeder glücklichen Rückkunft. Nach der Andacht halten sie ein Mahl mit Gesang und Tanz, zu Ehren der Heiligen und für eine glückliche Fahrt.

Unterricht.

Zweckmäßiger Unterricht vermag sehr viel.

Der Kanarienvogel ist auf der kanarischen Insel Porto Santo einheimisch. Er gehört zum Geschlechte der Sperlinge. Seine in Europa sehr beliebte Kunst hat er erst hier in der Gefangenschaft, wo er durch die ihm beigesellten Hänflinge, Stieglitze, Nachtigallen und Lerchen unterrichtet wurde, nach und nach erlangt; so wie die Erfahrung lehrt, daß auch unsern Sperlingen die Fähigkeit zu singen nicht mangelt und nur der Ausbildung bedarf. Es ist mir in Frankreich einer vorgekommen, der, unter Hänflingen erzogen, die Lieder derselben treulich nachahmte. Zu der Zeit, wo ich mich auf Porto Santo befand, lebte daselbst ein Franzose, welcher die Kanarienvögel abrichtete. Er gab einen merkwürdigen Beweis, wie zahm diese Thiere gemacht und wie sehr ihre Fähigkeiten ausgebildet werden können. Regelmäßig jeden Morgen um acht Uhr begannen seine Lehrstunden. Er ergriff die Flöte, worauf alle seine Kanarienvögel, deren er immer mehrere Dutzend in der Stube hatte, sich um ihn versammelten. Er spielte dann ein Stückchen nach dem andern, und die Vögel wetteiferten, die Töne nachzuahmen. Wenn diese Singübung einige Zeit gedauert hatte, nahm er auch mancherlei Kunststücke vor. Unter Anderm lehrte er die Thierchen, irgend einen vorgesagten Namen aus Buchstaben zusammen zu setzen, die auf kleine Stückchen Holz gemalt waren. Auch konnten sie tanzen, mit einem kleinen Säbel in der einen Kralle Schildwache stehen, sich todt stellen und mehr dergleichen. Dieser Franzose besaß drei oder vier solcher Vögel, welche ihm als Gehilfen beim Unterrichte der übrigen dienten und so viele Kunststücke machten, daß die Zuschauer über ihre Klugheit in Erstaunen geriethen. Seine Kanarienschule hatte ihm einen gewissen Ruf und ein kleines Vermögen erworben und selten kam ein Schiff in den Hafen, das nicht einige seiner Zöglinge kaufte. Wenn der zweckmäßige Unterricht bei Thieren so viel vermag, was denn erst bei Menschen!

Unwissenheit.

Sünden unverschuldeter Unwissenheit sind keine Sünden.

Einst kamen einige Mönche, welche nie Fleisch, sondern bloß Gemüse aßen, auf Einladung des dortigen Erzbischofs nach Alexandria, welcher in ihrer Gegenwart nach verrichtetem Gebete einige Götzentempel zerstören wollte. Da sie mit dem Erzbischof speisten, wurde Kalbfleisch aufgetragen und sie aßen davon, ohne es zu kennen. Der Erzbischof aber gab einem Altvater, der neben ihm saß, noch ein Stücklein und sprach: Das Fleisch ist gut, mein Vater! Hierauf antworteten Alle: Wir glaubten bisher Gemüse zu essen; wenn es aber Fleisch ist, so werden wir Nichts mehr genießen. Und Keiner wollte mehr Etwas von selbem kosten, weil sie jetzt wissentlich gegen ihre Regel gesündigt hätten.

Die Folgen der Unwissenheit in der Religion sind grobe Laster.

Die Jesuiten hielten auf der Insel Korsika eine Mission. Die beiden dahin gesendeten Arbeiter fanden daselbst ein weites Feld. Die ganze Insel hatte etwas von der Barbarei der Länder der Wilden; und obschon sie bereits seit mehreren Jahrhunderten christlich war, so hatte sie dennoch fast gar Nichts was an das Christenthum erinnerte. Die Priester kleideten sich wie die weltlichen und führten auch größtentheils nicht nur ein weltliches, sondern sogar ein ausschweifendes Leben. Es gab unter ihnen Solche, welche nicht einmal die heilige Messe lesen, noch das Sakrament der Buße verwalten konnten. Das Volk seinerseits lebte in einer groben Unwissenheit und viele ganz alte Leute auf dem Lande wußten nicht einmal das Zeichen des Kreuzes zu machen. Und diese Unwissenheit war von allen den Lastern begleitet, welche davon unzertrennlich sind: Aberglaube, Hexerei, Blutschande und Vielweiberei herrschten überall und wurden ohne alles Bedenken getrieben.

Unzucht.

Vor einer Unzüchtigen schließet sich die Kirchthüre von selbst.

Der heilige Deicolus besuchte allnächtlich eine in tiefer Waldeinsamkeit gelegene Kapelle, die ihm jedesmal willig ihre Pforte öffnete, und da die Mißgunst eines Priesters dieses Thor mit einer Masse von Dörnern und Reisig, wohl durcheinander geflochten, ihm unzugänglich zu machen versuchte, leistete auch dieß dem Eintretenden keinen Widerstand. Umgekehrt verschließen sich die Thore einer Kirche von Mailand von selbst vor einer Kupplerin, die ein Mädchen dort einem jungen Manne zuführen wollte. Warum? Jener war keusch, diese übte Unzucht und verführte dazu.

Den Unzüchtigen kann nur der lebendige Glaube an die Hölle abschrecken.

Unglückselige Sklaverei der Unzucht und Fleischeslust! Der Jäger erstickt die übermäßige Geilheit der Hasen dadurch, daß er einen Schuß unter sie thut

und sie in Schrecken setzt; was genügt. Den Sklaven der Unzucht kann nur der Glaube an die Hölle und die Furcht vor der ewigen Verdammniß erschüttern und zur Besinnung bringen. Betrachte, du Unglückseliger! täglich unter Anrufung des heiligen Geistes die Gefahr eines unglückseligen Todes, die Gewißheit der Verdammniß, und die Größe und Ewigkeit der Höllenpein! Glaubst du nicht, daß Unzucht Todsünde und daß die ewige Strafe darauf verhängt sei, dann ist dir nicht zu helfen, du bist verloren. Wie das Bilsenkraut Raserei, Schlafsucht und Tod erzeugt, so wirkt eine unzüchtige Liebschaft auf die Seele; sie verblendet den Verstand.

Unzucht und ihre Strafe, selbst unter den Heiden.

Julia, die Tochter des Kaisers Augustus, führte ein ausschweifendes Leben. Aber Niemand mochte es dem Kaiser sagen. Als sie nach Agrippa's Tode Wittwe war, mußte sie auf Betrieb ihrer Stiefmutter Livia den scheußlichen Tiberius heirathen. Beide konnten sich aber nicht achten; Tiberius war ein roher Mensch und Julia die Schande der Stadt. Tiberius wußte das wohl, hatte aber doch noch so viel Ehrgefühl, daß er heimlich von der Julia wegging, um nicht ihr Ankläger beim Vater sein zu müssen. Da wurde der alte Kaiser aufmerksam und Julia's Aufführung kam an den Tag. Nun brach ihm das Herz, denn diese Julia war immer seine größte Freude gewesen. Er schied sie von Tiberius und verbannte sie auf die wüste Insel Pandataria, wo sie nur nothdürftig ihr Dasein fristen konnte. Fürchterliche Strafe einer Kaiserstochter! In der Folge bat einmal das ganze Volk öffentlich für sie um Gnade. Das machte wenigstens ihre Verbannung erträglicher, aber zurückberufen ward sie nicht wieder. Wollten die Götter, rief Augustus zuweilen mit Thränen, ich wäre nie Vater geworden! Wenn schon Heiden die Unzucht so verabscheuten und wenn ein Kaiser seine Tochter so strenge dafür bestrafte, dürfen wohl Christen anders denken und durch die Finger sehen?

Unzucht ist eine Todsünde.

Paulus der Einfältige hatte die Gabe, in's Innere der Menschen zu schauen. Einst stand er an der Kirchthüre und beobachtete die Eintretenden. Er sah ihre Herzen rein und die Schutzengel voll Freude neben ihnen. Einen aber sah er innerlich schwarz, die Teufel zogen ihn an einem Stricke hin und her, der Schutzengel folgte traurig von Ferne. Da weinte Paulus. Als die Menschen wieder aus der Kirche gingen, gab er Acht und sah zu seinem Staunen jenen Schwarzen jetzt ganz rein aus der Kirche kommen und die Teufel von Ferne folgen. Er bat nun den Bruder, er möchte ihm sagen, wie in ihm eine so große Veränderung vorgegangen sei? Da bekannte er, daß er in Unzucht gelebt, in der Kirche das Wort Gottes gehört habe und erschüttert worden sei; er habe seine Sünden bereut, gebeichtet und den festen Vorsatz gefaßt, nie mehr eine Sünde der Unzucht zu begehen. Jetzt wußte sich Paulus diese Veränderung zu erklären. Unzucht ist also eine Todsünde.

Die Teufel frohlocken, wenn sie Jemanden zur Unzucht verführen können.

Ein heiliger Mönch hatte einst ein Gesicht, worin er Luzifer auf seinem Throne sitzen sah und wie ihm die Teufel Bericht erstatteten über ihre Verführungen der Menschen. Da drängte sich einer mit Jubel durch die Menge und berichtete, er habe einen Mönch, den er mit Namen nannte, nach fünfjährigem Widerstande endlich zur Unzucht verführt. Luzifer ertheilte ihm darüber Lob und Beifall. Obgleich der Mönch wußte, daß der Teufel ein Lügner sei, trieb ihn doch die Neugierde in jenes Kloster, wo der genannte Bruder wohnte. Als er sich nach ihm erkundigte, erfuhr er, daß er in die Welt zurückgekehrt sei und in Unzucht lebe.

Die Teufel reizen zur Unzucht.

Ein Mann ging in's Kloster und nahm auch sein eben entwöhntes Söhnchen mit sich. Als das Kind zum Jüngling herangewachsen war, wurde er von der Fleischeslust so sehr geplagt, daß er seinen Vater bat, ihn in die Welt zurückkehren zu lassen. Da bat ihn der Vater inständig, nur noch Einen Versuch zu machen, nämlich Brod und Palmblätter für vierzig Tage mitzunehmen und in die Wüste zu gehen. Der Sohn gehorchte. Nach zwanzig Tagen erschien ihm der Teufel in Gestalt einer häßlichen und stinkenden Aethioperin und gab sich als Versucher zur Unkeuschheit zu erkennen, bekannte zugleich, daß ihm Gott befohlen habe, ihm zu erscheinen, weil er standhaft widerstanden. Nun dankte er Gott, ging zum Vater zurück und verlangte nicht mehr in die Welt zurückzukehren.

Wegen der Unzucht verliert man den Himmel.

Als einst Abt Elias als Einsiedler am Jordanflusse in einer Höhle wohnte, verirrte sich eine Einsiedlerin, die ebenfalls am Jordan eine Höhle bewohnte, zu ihm und bat ihn um Wasser. Sie trank und entfernte sich. Als sie fort war, überfiel ihn eine so heftige fleischliche Versuchung, daß er ihr nacheilte bis zu ihrer Höhle. Dort fiel er in einen tiefen Schlaf, worin er in der Verzückung einen ehrwürdigen Greis sah, der ihn vor der Sünde der Unzucht warnte, weil sie die Seele tödte und weil er mit einem Male alle seine Verdienste und den Himmel verlieren würde. Der ehrwürdige Mann weckte ihn und er kehrte gestärkt und Gott dankend in seine Höhle zurück. Wehe der menschlichen Armseligkeit! Um der Wollust einer einzigen Stunde willen vereitelt sie den Lohn vieler Jahre!

Paupertas meretrix; Noth verleitet zur Unzucht.

Als der Einsiedler Sisinius in seiner Höhle am Jordanflusse betete, kam ein sarazenisches Weib zu ihm hinein, setzte sich neben ihm nieder und fing an, sich zu entkleiden. Er aber ließ sich nicht irre machen, sondern beschloß seine Psalmen in Ruhe und Gottesfurcht. Hernach sagte er zu ihr in syrischer Sprache:

Was willst du? Bist du eine Christin oder eine Heidin? Auf ihre Antwort, sie sei eine Christin, fragte er sie weiter: Weißt du nicht, daß Diejenigen, welche Unzucht treiben, verdammt werden? und als sie auch dieß bejahte, fuhr er fort: Warum willst du also mich zu einer solchen Sünde verleiten? Sie antwortete ihm: Weil mich der Hunger quält! Daher sprach er zu ihr: Hüte dich vor der Unzucht; komme täglich zu mir, und so Gott will, werde ich dir zu essen geben. Von der Zeit an kam sie täglich zu ihm und so oft ihm Gott Etwas schickte, gab er ihr Speise, bis er jene Gegend verließ.

Gewohnte Unzucht hört erst im Tode auf.

Ein Bauer kam einst in einen Garten und sah an einem Weinstocke eine Traube in eine Flasche mit engem Halse hineingewachsen und diese ganz ausfüllen. Er wunderte sich nicht wenig und konnte sich nicht erklären, wie diese große Traube unzerschnitten durch den engen Flaschenhals kommen konnte. Da sagte ihm der Gärtner, man habe die Traube, so lange sie klein war, hinein gethan und so habe sie sich in der Flasche zu ihrer gegenwärtigen Größe entwickelt; man bringe sie jedoch nicht anders heraus, als daß man die Flasche zerschlage. Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit den unzüchtigen Begierden; läßt sie ein junger Mensch in sein Herz einschleichen und darin herrschend werden, dann wird er derselben nicht mehr los; bei den Meisten bleibt sie Herrscherin, bis der Tod den Leib zertrümmert.

Gegen die Versuchungen zur Unzucht muß man ernsthaft und fortwährend kämpfen.

Als ein Bruder dem heiligen Einsiedler Pachan seine fleischlichen Versuchungen klagte, sprach dieser also zu ihm: Dieß darf dich nicht wundern, noch befremden. Du bist nicht Schuld daran, diese Anfechtung kommt vom bösen Feinde wegen deines Tugendeifers. Siehe mich an; ich bin ein alter Mann und lebe schon vierzig Jahre hier in dieser Zelle, sorgfältig meinem Heilande dienend; dessen ungeachtet werde ich noch bis auf den heutigen Tag versucht. Selbst als ich fünfzig Jahre alt war, ließ der Teufel weder bei Tag noch bei Nacht ab, mich anzufechten. Und da ich schon vermuthete, Gott habe mich verlassen, — so heftig übte der Teufel zuweilen seine Macht gegen mich — beschloß ich endlich, lieber zu sterben, als in der Unzucht zu leben. Daher ging ich in die Wüste, wo ich eine Hyänenhöhle fand. Dort blieb ich unbekleidet einen ganzen Tag lang, damit mich die wilden Thiere fressen möchten. Die Thiere kamen hervor, berochen und beleckten mich vom Kopfe bis zu den Füßen, und da ich erwartete, sie würden mich fressen, gingen sie davon. In der Hoffnung, die Versuchung werde nun ein Ende haben, kehrte ich in meine Zelle zurück. Aber in einigen Tagen fiel mich der Teufel heftiger an, als je. Er nahm die Gestalt eines äthiopischen Mädchens an; dasselbe setzte sich — so schien es mir — auf meine Kniee und reizte mich fortwährend. Ich schlug sie wüthend in's Angesicht, worauf sie verschwand. Zwei Jahre lang konnte ich den üblen Geruch meiner Hand nicht ertragen. Kleinmüthig und niedergebeugt gab ich

alle Hoffnung auf, durchirrte die Wüste, fand eine Natter und hielt sie an mich, damit sie mich durch ihr Gift tödte; doch die Schlange that mir Nichts zu Leide und ich hörte eine Stimme, welche zu mir sagte: Gehe zurück in deine Zelle, Pachan, und streite tapfer! Darum habe ich eine solche Versuchung über dich zugelassen, damit deine Seele nicht übermüthig und anmaßend werde, als ob du diese Begierlichkeit aus eigener Kraft überwinden könntest, sondern damit du deine Schwachheit erkennest und, auf deine Kraft mißtrauend, Gottes Beistand anflehest. So ermahnt und gestärkt kehrte ich in meine Zelle zurück, blieb hier im Vertrauen ruhig, kümmerte mich um keine Anfechtung und brachte meine übrigen Tage im Frieden zu. Der Teufel, als er sich von mir verachtet sah, wurde von Scham ergriffen und focht mich nicht weiter an. Nachdem Pachan den Bruder mit diesen Worten zum Streite wider den Satan gestärkt und im Kampfe mit dem Unzuchtsteufel ausgerüstet und unterwiesen hatte, entließ er er ihn, ihm befehlend, in allen Stücken starkmüthig zu sein.

Wegen der Unzucht straft Gott fürstliche Häuser mit Armuth.

Fürst Esterhazy, dessen Besitzungen jährlich sechs Millionen Einkünfte gaben, hat jetzt einen Sequester und er ist bereits ein Bettler. Wie man's treibt, so geht's; Unzucht hat diesen Mann ruinirt. Der Vater des jetzigen Besitzers hielt sich nämlich Maitressen, nnd zwar nicht aus gemeinem, sondern aus vornehmem Stande. Gefiel sie ihm nicht mehr oder hatte sie für seine Sinnlichkeit nicht mehr Reiz genug, so entließ er sie mit Hunderttausenden; ebenso entließ er Jede, welche ihm sagte, sie habe empfangen, mochte es wahr sein oder nicht, und gab ihr zweihunderttausend Gulden. Der Sohn eines Wüstlings konnte natürlich kein Mann von Selbstverläugnung sein; Geilheit und Spielsucht zehrten den Besitz vollends auf. Er nahm ein Lotterieanlehen auf; aber man kann die Loose nicht bezahlen; die Besitzungen werden verkauft; die Familie ist total ruinirt. (Gemeindezeitung.)

Unzucht verhüten, ist ein gutes Werk.

Als der heilige Ignatius in Rom lebte, gab es daselbst mehrere Mädchen und Frauen, welche die Noth in die Arme der Ausschweifung gestürzt hatte. Einige von ihnen, die minder Leichtfertigen, verabscheuten ihr unsittliches Leben, setzten es aber dennoch fort, weil sie nicht wußten, wohin sie sich zurück ziehen, oder wovon sie leben sollten. Es bestand zwar schon damals das Kloster für die reumüthigen Büßerinen unter dem Titel der heiligen Maria Magdalena, allein man nahm nur Jene auf, welche geistlich werden und den Ueberrest ihrer Tage in Einsamkeit und Buße verleben wollten. Ignatius überlegte nun bei sich, daß die Gnade, welche die Sünderinen anregt, die Sünde zu verlassen, sie nicht immer so weit bringe, die Welt zu verlassen und daß namentlich der Ehestand sich nicht mit dem geistlichen Stande vereinigen lasse. Er entwarf daher den Plan zu einem andern Hause, in welches weltliche Mädchen und verheirathete Frauen ohne Unterschied aufgenommen werden sollten. Er sprach

darüber mit den angesehensten Männern in Rom; diese billigten Alle seinen Vorschlag und versprachen, zu einer so nützlichen Stiftung beitragen zu wollen, vorausgesetzt, daß Jemand das Unternehmen in seine Hand nehme. Da Ignatius sah, daß Niemand der Erste sein wollte, machte er kühn selbst den Anfang. Die Herren gaben nun sämmtlich beträchtliche Summen und in wenigen Monaten baute man ein Haus für reumüthige Mädchen und Frauen. Er führte sie selbst hinein und schämte sich nicht, in der Stadt mit öffentlichen Sünderinen zu erscheinen. Man sagte ihm mitunter, daß er seine Zeit verlöre, indem diese Unglücklichen sich niemals von Herzen bekehren würden. Er aber erwiederte: Wenn ich sie nur verhindere, Gott eine Nacht nicht zu beleidigen, so würde ich meine Mühe schon gut angewendet glauben.

Unzucht führt zum Kindsmord.

Mutter, ich bin verloren! Zu diesem Angstrufe eines unglücklichen Mädchens gab im Dezember 1866 folgender in Ofen geschehener trauriger Vorfall Veranlassung, welcher das Glück einer allgemein geachteten Familie zerstörte. In einem größeren Hause daselbst wurde in dem Schlauche des Abortes der Leichnam eines neugebornen Kindes vorgefunden. Die Untersuchung wurde eingeleitet, eine beeidete Hebamme durch die Behörde herbeigeholt und sämmtliche Inwohnerinen des Hauses einer amtlich angeordneten Untersuchung unterzogen. In demselben Hause wohnt auch ein sehr hochgestellter Herr. Als man die bei demselben bedienstete Köchin untersuchen wollte, sprach dieselbe, sie lasse sich schon untersuchen, aber dann müsse auch das Fräulein vom Hause untersucht werden. Als die behördlichen Organe in das Wohnzimmer traten und ihre Absicht kundgaben, wurde das Fräulein todtenbleich und rief aus: Mutter, ich bin verloren! Die Untersuchung erwies, daß das Fräulein vom Hause die Unglückliche sei, welche unnatürlich genug war, das Kind nach seiner Geburt in den Abtritt zu werfen. Sie wurde natürlich sogleich eingezogen. Die Aeltern des unglücklichen Mädchens sind selbstverständlich über die unselige That ihrer Tochter vor Schmerz außer sich.

Im Jänner 1867 wurde eine Kindsmörderin, den gebildeteren Ständen angehörig, dem Wiener Landesgerichte eingeliefert. Es ist dieß die neunzehnjährige Tochter des auf der Landstraße wohnhaften Musiklehrers Z., welche seit längerer Zeit ein Liebesverhältniß mit einem Offiziere unterhielt, ohne daß die Aeltern Etwas davon wußten. Die Folge war ihre Schwangerschaft, und um ihre Schande zu verheimlichen, tödtete sie kurz nach der Entbindung das Kind mit einem Küchenmesser und verbarg die Leiche desselben in dem Bette. Der später herbeigerufene Arzt erkannte auf den ersten Blick das Vorgefallene und es wurde nach einer genaueren Untersuchung auch bald die Leiche des Kindes aufgefunden. Die gräßliche That drang natürlich alsogleich in die Oeffentlichkeit und so wurde denn auch das Wohnhaus der Kindsmörderin förmlich von Neugierigen umlagert, bis die Transportirung derselben in's Landesgericht erfolgte.

Unzucht führt zu Verbrechen.

Dem Cillier Kreisgerichte ward Maria Sallocker, dreiundzwanzig Jahre alt, eine ledige Magd, von angenehmem Gesichtsausdrucke, angeklagt des Verbrechens der Brandlegung, eingeliefert. Maria Sallocker hatte durch einen Zeitraum von nahezu sechs Jahren bei dem ledigen Anton Snoy, welcher eine kleine Wirthschaft zu St. Veit im Bezirke Drachenburg besitzt, als Magd gedient. Allmählich entspann sich zwischen Beiden ein viel intimeres Verhältniß; die Folge ihres unzüchtigen Umgangs waren drei Kinder, von denen noch zwei am Leben sind. Maria Sallocker war, als sie zum zweiten Male Mutter geworden, zur sicheren Hoffnung gelangt, daß ihre Beziehungen zu Anton Snoy durch die Ehe zum Abschlusse kommen würden. Leider sollten aber diese ihre berechtigten und vielleicht durch ihren Liebhaber genährten Erwartungen nicht in Erfüllung gehen. Anton Snoy vernachlässigte die Sallocker immer mehr, es trat allmählich in seinem Verhältnisse zu ihr nicht nur Kälte ein, sondern es verlautete sogar, daß er eine Andere ehelichen wolle. Maria Sallocker ging darauf von ihm fort, und trat, ein Kind mit sich nehmend, in einen anderen Dienst, während das zweite Kind in der Pflege und Obsorge des Anton Snoy blieb. Die Trennung von ihrem Liebhaber und der Gedanke, daß eine Andere den Platz einer Hausfrau an seiner Seite einnehmen werde, erfüllte sie nun mit Kränkung und Zorn, und sie sprach sich wiederholt dahin aus, dem Snoy irgend einen Schaden zuzufügen, ja ihm sogar das Haus anzuzünden. Am 22. Juni 1866 brach auch wirklich Feuer aus und äscherte seine Stallung ein, was einen Schaden von zweihundertfünfundfünfzig Gulden verursachte. Der Verdacht fiel auf Maria Sallocker; sie wurde eingezogen und gestand, daß sie den Brand aus Rache gelegt habe. Snoy wollte sie jetzt wieder zu sich nehmen, aber das Gericht verurtheilte sie zu fünf Jahren schweren Kerker.

Unzucht, selbst eine schwere Sünde, gebärt andere schwere Sünden.

Wie sehr Zucht und Sitte in unserer aufgeklärten Zeit dahin schwinden, so daß selbst das Familienleben vielfach untergraben erscheint, bezeugen hunderte von Vorfällen aus dem Alltagsleben. Vor dem Schwurgerichte zu Landsberg in Baiern wurde im Februar 1867 über einen Fall verhandelt, der selbst in den Annalen der Kriminalistik glücklicher Weise selten vorkommt. Die Tochter des Nachtwächters Kühn hatte sich mit dem Schäfer Klink verheirathet, und wenige Wochen nach der Heirath hatte der Mann Verdacht, daß seine junge Frau bereits aus der Zeit vor der Verheirathung schwanger sein müsse. Sie läugnete dieß; allein ihr eheliches Verhalten, das nunmehr eintrat, hier aber nicht geschildert werden kann, erhielt den Verdacht des Ehemannes fortwährend rege und seine Ermittlungen führten dahin, daß seine Frau heimlich geboren habe. Das Kind war jedoch verschwunden und zum ehelichen Zwist trat dann die Pflicht der Anzeige. Das Ergebniß der Untersuchung war, daß das Kind ermordet und die Leiche bei Seite geschafft worden sei. Ferner stellte es sich

heraus, daß die Aeltern der verehelichten Klink, Nachtwächter Kühn und Frau, das Kind der Tochter genommen und ohne Mitwirkung der Letzteren getödtet hatten. Im Laufe der Untersuchung ergab sich noch als weiteres Verbrechen, daß der Nachtwächter Kühn selbst der Vater des von seiner Tochter gebornen Kindes sei. Derselbe ist wegen Mordes und wiederholter Blutschande zum Tode, seine Frau zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Gegen die Tochter konnte kein Beweis der Mitschuld aufgebracht werden, weßhalb sie für nichtschuldig erklärt wurde.

Am 27. Februar 1867 wurde in Zistersdorf in der Maria Mooskirche, also an einem Gnadenorte, ein neugebornes Kind, in wenige Lumpen eingewickelt, in welchen sich auch ein Zettel befand: Taufe das Kind! aufgefunden. Dieses Kind empfing also gleich das heilige Sakrament der Taufe und erhielt den Namen: Joseph Mooskirchner, genannt nach dem Auffindungsorte: Maria Mooskirche. Zugleich wurde von dem hiesigen hochwürdigen Kooperator P. Alois Liebhart, einem wahren Vater der Armen, eine Sammlung veranstaltet, die ein Erträgniß von fünfunddreißig Gulden fünfzig Kreuzer österr. W. ergab, welche Summe von dem Herrn Kooperator bei der dortigen Sparkassa für den kleinen Mooskirchner auf Zinseszinsen fruchtbringend angelegt wurde, mit dem bei dem k. k. Bezirksamte zu Protokoll gegebenen Bedeuten, daß, falls dieses Kind in seiner Minderjährigkeit sterben sollte, obiger Betrag den Armen der Stadtgemeinde Zistersdorf zufallen soll. Ehre und Dank dem Sammler! Die Mutter des Kindes konnte bis jetzt, trotz aller eifrigen Nachforschungen, nicht eruirt werden.

Die Unzucht überträgt ihre Schande auch auf die Kinder.

Einst verlangte ein gebildetes Frauenzimmer, das erst vor Kurzem seine Mutter verloren, und im Begriffe stand, sich zu verehelichen, von seinem Seelsorger eine pfarramtliche Urkunde über den Kopulationstag seiner Aeltern wegen Erbschaftstheilung und zugleich einen Taufschein für sich selbst behufs seiner Verehelichung. Der Seelsorger fragte nach dem Geschlechts- und Taufnamen, nach Jahr und Tag der Geburt, schlug das Taufbuch nach und fand, daß das Frauenzimmer unehelich geboren sei. Er suchte stillschweigend, um der gegenwärtigen Braut eine Beschämung zu ersparen, nach einer Vaterschaftserklärung, nach einer Anerkennung, doch vergebens. Er suchte den Kopulationsakt, fand ihn und sah, daß die Aeltern ein und ein halbes Jahr nach der Geburt dieses Kindes sich verehelicht und daß die Anerkennung desselben und Vaterschaftserklärung offenbar aus Versehen unterblieb. Der Seelsorger befand sich in größter Verlegenheit, er sah sich genöthigt, der Braut, die nichts Arges ahnte, seine traurige Wahrnehmung zu entdecken. Er that's, so mild und schonend als möglich. Leichenblaß hörte sie diese Schreckenskunde an. Ihre Lippen bebten, ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie rang nach Fassung, sie wollte sich aussprechen, allein sie vermochte nur die Worte zu sammeln: Wie, meine selige Mutter — — —! und ich unehelich! Sie war wie vernichtet. Nachdem sie sich etwas erholt hatte, fragte sie schüchtern. Und läßt sich diese Sache nun

nicht mehr ändern? Der Seelsorger antwortete: Leider nein! Vor dem weltlichen Gesetze nicht mehr! Auf diese Erklärung erwiederte sie entschlossen: Dann bedarf ich keines Taufscheines; um den Preis der Entehrung meiner Aeltern will ich nicht in den Ehestand treten; man hält mich für deren eheliche Tochter, ich selbst war bisher dieser Meinung; sollte ich nun durch meine Verehelichung unehelich vor der Welt werden und auch meine Eltern an den Pranger stellen? so will ich lieber ledig bleiben! Und sie hat Wort gehalten. Kurze Zeit darauf ging sie in ein Kloster.

Gott gibt den Unzüchtigen nur die hinreichende Gnade, womit sie sich nicht bekehren.

Als der heilige Franz Borgia sich gerade in Spanien aufhielt, wurde in einer großen Stadt jenes Landes ein Edelmann, der dem Laster der Unkeuschheit leidenschaftlich ergeben war, tödtlich krank. Da man sein Ende befürchtete, so drang man in ihn, die heiligen Sakramente zu empfangen; doch der Edelmann wies hohnlachend dieses Ansinnen zurück. Als der Heilige von der Verstocktheit dieses großen Sünders gehört, warf er sich vor einem Kreuze nieder und bat den Heiland mit Thränen im Auge um Rettung dieser unsterblichen, um den kostbaren Preis Seines Blutes erkauften Seele. Während seines Gebetes hörte er eine Stimme, die zu ihm sagte: Geh', Franziskus, suche diesen Kranken auf und ermahne ihn zur Buße. Der Heilige stand sogleich auf, suchte und fand den Kranken und ermahnte ihn zur Buße, aber vergebens. Abermals warf er sich vor einem Kreuze auf die Kniee und betete noch inständiger um die Bekehrung dieses Sünders. Und wieder sprach die Stimme zu ihm: Gehe nochmals zu dem Kranken und nimm dein Kruzifix mit; denn er müßte ganz vorsätzlich in der Unbußfertigkeit verharren wollen, wenn er sich beim Anblick eines Gottes, der ihn bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze geliebt hat, nicht bekehren sollte. Der Heilige ging hin und bot alle Mittel auf, den Sterbenden zu erschüttern, zu erweichen, zu rühren, doch vergebens! Endlich hielt er ihm das Kreuz vor die Augen, das durch ein Wunder auf einmal mit Blut übergossen war, und beschwor ihn bei dem Blute Jesu, das er vom Kreuze herabrinnen sah, seine Seele zu retten; doch umsonst! Der Sünder starb mit Lästerungen Gottes auf der Zunge. Welch' ein Tod! Gott hatte ihm die hinreichende Gnade der Bekehrung gewährt, das beweiset die Stimme; dagegen hatte er ihm zur Strafe die wirksame Gnade versagt, womit er sich sicher bekehrt haben würde.

Unzucht verleitet zum Kindesmord und zum Mord.

Vor nicht langer Zeit, schreibt ein Schriftsteller, hat in einer Universitätsstadt eine Magd ihr heimlich gebornes Kind in den Abtritt geworfen; eine Andere hat dasselbe erdrosselt und im Strohsack verborgen; eine Andere hat ihm die Hirnschale an der Wand eingedrückt; eine Andere hat dasselbe lebendig im Sande am Ufer des Rheins verscharrt; eine Andere hat ihm eine Nadel durch das Rückenmark gezogen; eine Andere hat ihm Luft und Athem aus der

Lunge gezogen und dabei seine Nase zugehalten; eine Andere hat dasselbe lebendig in Stücke zerschnitten. Wo find' ich Worte, alle diese Greuelthaten zu schildern und wer hat sie verübt? Satanische Personen, Unzüchtige, Uebertreter des sechsten Gebotes.

Ein junger Mann, der im hohen Grade der Unzucht ergeben war, ging mit der Genossin seines Sündenlebens nach Amerika. Dort aber setzte Gottes Gerechtigkeit ihren Missethaten ein blutiges Ziel. Einst kehrte der junge Mann von einem Geschäftsgange zurück, traf seine Geliebte in den Armen eines Andern, riß einen geladenen Revolver von der Wand, erschoß zuerst seine Geliebte und mit ihr ein zweites Leben, dann ihren heimlichen Liebhaber und endlich sich selbst. Wer hat diesen vierfachen Mord verübt? Die Unzucht.

Der Bürgermeister F. in H., nahe am Rhein, ließ eine schlechte Person, die mit einem unsittlichen Menschen in wilder Ehe lebte, plötzlich aus dem Hause treiben. Darüber ergrimmte der Schandmensch so sehr, daß er, mit einem langen Messer bewaffnet, sich in das Haus des Bürgermeisters verfügte, denselben in den Hausgang rufen ließ und ihn dort plötzlich niederstieß. Kurze Zeit darauf wurde er geköpft.

Vor noch nicht langer Zeit ermordete ein lieberlicher Bub aus besserem Stande sich und seine Geliebte mit deren Einwilligung, weil sie keine Hoffnung hatten, sich ehelichen zu können und in kurzer Zeit die Folgen der Unsittlichkeit an's Tageslicht gekommen wären. Vor etwa fünf bis sechs Jahren stürzten sich zwei Liebende, die lange Zeit sündhaften Umgang miteinander gehabt, zusammengebunden in einen Fluß und ertranken. Ein Soldat zerschnitt die Person, mit welcher er lange Zeit sündhafte Bekanntschaft gepflogen, auf's Grausamste und wurde dann erschossen. Ein Anderer jagte sich eine Kugel durch den Kopf, nachdem er alle Schulen der Liederlichkeit durchgemacht und lebensüberdrüssig geworden war. Doch genug, genug! Diese Alle hat die Unzucht getödtet!

Der Unzüchtige steht unter der Gewalt des Teufels.

Gregor der Große schritt einst über den Sklavenmarkt in Rom. Dort sah er Sklaven von schönem, kräftigem Körperwuchse, edlen Gesichtszügen und fester, männlicher Haltung. Er erkundigte sich nach dem Vaterlande und der Religion dieser armen Sklaven. Man antwortete ihm: Sie sind von der Insel Britannia und Heiden. Da rief Gregor schmerzlich aus: Wie, solche schöne Geschöpfe stehen unter der Macht des Teufels und ein solches Aeußere ist nicht mit der Gnade Gottes vereinigt? Nachdem er Papst geworden, sandte er Glaubensboten nach England zur Bekehrung seiner heidnischen Bewohner. Diesen Schmerzensruf muß man über jeden Unzüchtigen von sich geben!

Unzüchtige sind nicht treu in der Liebe.

Ein vermöglicher Bursche knüpfte mit einem armen Mädchen Bekanntschaft an, versprach ihm die Ehe, lebte mit ihm drei Jahre in wilder Ehe, deren Folgen zwei uneheliche Kinder waren. Als dem liederlichen Burschen dieses Leben zu kostspielig und zu einförmig schien, entschloß er sich, das Mädchen mit ihren

zwei Kindern zu verlassen, in die weite Welt zu ziehen, und wo es ihm gefiele, sich niederzulassen. Es kam zum Abschied; hoch und heilig betheuerte er dem bethörten Mädchen seine unwandelbare Treue, versprach ihr auf's Neue die Ehe, verpflichtete sich, für Mutter und Kinder bis zur wirklichen Verehelichung zu sorgen, und ließ eine versiegelte, schwere Rolle Geld zurück, mit der Versicherung, sie enthalte zweihundert Gulden. Bald nach der Abreise erbrach das Mädchen die Rolle und fand in derselben ein Uhrgewicht aus Blei und das war der Sünde Lohn. Man hat bis heute von dem treulosen Verführer kein Sterbenswörtlein mehr vernommen. Die Unzüchtigen sind nicht treu in der Liebe.

Ueber die Unzüchtigen wird Weh! gerufen.

Der römische Kaiser Augustus schickte ein auserlesenes Kriegsheer unter dem Feldherrn Varus nach Deutschland, um dieses Land gänzlich der römischen Herrschaft zu unterwerfen. Die Deutschen lockten aber das römische Heer in den undurchdringlichen Teutoburger Wald, überfielen es dort unter der Anführung des Helden Armin, und schlugen es gänzlich. Varus selbst stürzte sich aus Verzweiflung in sein Schwert. Als Augustus die Besiegung und Vernichtung seiner Legionen erfahren, wurde er fast wahnsinnig und rief: Varus, Varus! gib mir meine Legionen wieder! Doch des Varus und seiner erschlagenen Legionen Gebeine bleichten im Teutoburger Walde und standen nicht mehr von den Todten auf. Aehnlich rufen die Verführten, die Gebrandmarkten, die Unkeuschen, wenn ihnen die Augen aufgehen, wenn sie den entsetzlichen Zustand gewahren, in welchen sie die Unzucht gestürzt: Verführer, Seelenmörder, gib mir meine Unschuld wieder, gib mir mein verlornes Leben, meinen Frieden, meinen Himmel wieder!

Unzucht wird zur Gewohnheit und bringt Verstockung.

Der heilige Bernardin erzählt: Er habe einen Handelsmann gekannt, der in Unzucht lebte und dreißig Jahre nicht gebeichtet hatte. Nachdem er in eine tödtliche Krankheit gefallen, ließ er durch seine Diener nur seine Gelder eintreiben. Umsonst sagten ihm die Verwandten, er solle sich versehen lassen. Sein Bruder brachte endlich einen Geistlichen in's Haus, der ihn zur Buße ermahnen sollte. Davon wollte er aber Nichts hören, sondern unter fortwährendem, geistlichem Gespräche fragte er den Priester: Wie theuer ist der Zentner Pfeffer? Dann wieder: Wann werden meine Waaren ankommen? Als er schon in den letzten Zügen lag, schrie ihm der Bruder zu: Um Gotteswillen beichte! Er antwortete: Ich kann nicht!

Die Unzüchtigen hören nicht gern vom sechsten Gebote predigen.

Ein vornehmer und gebildeter Herr besuchte fleißig die Kirche, als drei Jesuitenpatres, die ausgezeichnete Kanzelredner waren, in derselben eine Mission abhielten. Er übersprudelte von Lob über die gediegenen Predigten und rühmte die Patres, ja er machte ihnen selbst seine Aufwartung und sein Kompliment

in dem Pfarrhause. Da predigte denn eines Abends ein Pater über das sechste Gebot und schilderte in lebhaften Farben die Größe und Schwere dieser Sünde. Da war's, als hätte eine giftige Natter den vornehmen, gebildeten Mann gebissen; seine Begeisterung war verraucht, sein Lob verstummt und nach jener Predigt ließ er sich nie mehr in der Kirche und im Pfarrhause sehen. Das war sein wunder Fleck und als nun auch die Reihe an ihn kam, durch die Mission kurirt zu werden und zwar mit Messer und Höllenstein, da zuckte er zusammen, wich zurück und wollte lieber an der tödtlichen Wunde sterben, als geheilt werden.

Die Unzüchtigen sind vom Teufel gefesselt.

Ein Mann führte einen lasterhaften unzüchtigen Wandel und ging in keine Predigt, aus Furcht, der Prediger möchte über das sechste Gebot reden. Auf eine Zeit war ein fremder Prediger angekommen, ein als Redner berühmter, heiliger Mann. Der Vorwitz kitzelte nun diesen Sünder, daß er auch in die Predigt ging. Der heilige Mann predigte gerade gegen die Unzucht. Kaum hatte er den Sünder bemerkt, so sah er, daß ihn der Teufel an einer langen Kette gefesselt hatte. Nun donnerte er noch mehr gegen dieses Laster und nannte sie Sklaven des Teufels; dadurch setzte er dem armen Sünder so zu, daß er zu weinen anfing. Der Prediger sah, wie eine Thräne auf die Kette fiel, diese zersprengte und der Teufel floh. Der Sünder legte darauf eine reumüthige Beichte ab.

Unzucht führt zur Hölle.

Pagatus erzählt von einem unzüchtigen Weibsbilde, daß sie wegen der Unzucht ihr Gesicht täglich schminkte und nach vielen fruchtlosen Ermahnungen sich noch freventlich verlauten ließ, es sei ihr am Angesichte Gottes nicht so viel gelegen, sie möge dasselbe sehen oder nicht, wenn sie nur ihr eigenes Angesicht sehen könne. Diese Hure starb und wurde der Freundschaft wegen auf dem Kirchhofe beerdigt; aber die geweihte Erde wollte diesen Unflath nicht in sich leiden, sondern hat ihn wieder ausgeworfen. Der Vater ließ den Leichnam am Ufer des Meeres mit Sand zudecken; aber auch der Sand hat ihn ausgeworfen. Unwillig rief der Vater aus: Weil der Teufel die Seele hat, so kann er auch den Leib nehmen! worauf der Leichnam verschwand. Ohne Zweifel hat ihn der Teufel geholt.

Die Unzüchtigen müssen in der Hölle brennen.

Paulus Aemilius erzählt, daß Karl, König von Navarra, sich dergestalt durch Geilheit und Weiberliebe verdorben, daß alle Kräfte abnahmen und alle Glieder erkalteten. Die Aerzte gaben den Rath, man solle den König in mit Branntwein benetzte Tücher einnähen. Es geschah. Einer von Denen, die den König einnähten, brannte den Faden mit einem Lichte ab; das andere Ende des Fadens fing aber Feuer, dieses theilte sich den getränkten Tüchern mit und diese brannten schnell. So ging der König elend zu Grunde. Das hat Gott veranstaltet, um zu zeigen, daß die Unzüchtigen in der Hölle brennen.

Urtheil.

Das Urtheil des Volkes ist Gottes Stimme.

Gott bedient sich des Ehrgefühls und der Furcht vor Schande, um uns im Guten zu erhalten, und vor dem Bösen zu bewahren. Um das Ehrgefühl rege zu machen, bedient er sich des Urtheils der Menschen. Wer unbescholten lebt, wird von seinen Mitmenschen geachtet, gelobt, genießet Vertrauen; wer aber Böses thut, dem geht's, wie der Eule. Läßt sie sich bei Tage sehen, so wird sie von allen Vögeln, selbst den kleinsten geneckt; sie schimpfen, lärmen, sie fliegen an sie heran, zerren sie, beißen sie, hacken sie und geben ihr die Verachtung zu erkennen, die sie sich bei ihnen dadurch verdient hat, daß sie diese harmlosen Singvögel des Nachts zerreißt. Die Eule kann ihnen nicht Trotz bieten, weil sie nicht gut sieht; sie muß sich nur wieder verbergen. So geht's dem, der Böses thut. Eins erzählt es dem Andern, Jeder mißbilligt es, selbst Kinder tadeln es, Alle geben ihre Verachtung zu erkennen und legen ihren Abscheu gegen seine böse That an den Tag. Man tadelt, gibt Verweise, macht Vorwürfe. Dieß bewirkt zuerst eine heilsame Beschämung, diese bewirkt Erkenntniß und Reue; diese und die Scham treiben zur Besserung an und halten vom ferneren Sündigen ab. Der Christ darf also das Urtheil des größeren, besseren und vernünftigeren Theiles seiner Mitmenschen keineswegs verachten; er muß es vielmehr als Stimme Gottes ansehen, welche ihn dadurch entweder im Guten stärken oder vom Bösen abhalten will.

Das öffentliche Urtheil der Menschen ist eine wohlthätige Einrichtung Gottes.

Das öffentliche Urtheil übt eine bewunderungswürdige Macht auf Alle, welche noch Ehrgefühl haben; es ist eine sehr wohlthätige Einrichtung Gottes zur Förderung der öffentlichen Sittlichkeit und zur Hintanhaltung und Unterdrückung der Unverschämtheit. Es gleichet in seiner Wirkung dem elektrischen Schlage des Zitterrochen. Dieser Fisch theilt allen lebenden Wesen, die ihn auch nur mittels eines Stockes berühren, einen elektrischen Schlag mit, der ihnen durch Mark und Bein fährt. Kleinere Fische betäubt er auf diese Weise und macht sie zur Beute, große Raubfische erschrecken, fliehen seine Nähe und wagen es nicht mehr, ihm zu nahen. Auf gleiche Weise wirkt auch das öffentliche Urtheil auf Alle, welche Ehrgefühl haben, wenn sie ein Aergerniß geben. Alsogleich erhebt sich unter den Mitmenschen ein Murren, ein beißender Tadel; sie sprechen ihren Abscheu unverholen und laut aus, sagen es ihm in's Gesicht, machen ihm bittere Vorwürfe und verfolgen ihn mit Verachtung, Spott und Hohn. Dieses Urtheil schneidet dem Schuldigen durch das Gefühl. Hat er noch Ehrgefühl und Religion, so nimmt er es demüthig hin und denkt: Sie haben Recht! Gott spricht durch sie! Ich habe es verdient! Er bessert sich. Gleichwie der Zitterroche seine Kraft wieder an sich hält, bis er sie wieder in Anwendung bringen muß; ebenso schweigt auch das Urtheil, wenn sich der Fehlende gebessert hat, man vergißt seines begangenen Fehlers. Gleichwie kleine

Fische betäubt werden, so geht es manchem Fehlenden, der schwach im Glauben ist; Manche betäubt das öffentliche Urtheil dermassen, daß sie sich selbst entleiben. Das öffentliche Urtheil ist als eine wohlthätige Einrichtung Gottes, als Gottes Stimme anzusehen.

Im Urtheilen über die Menschen soll man sehr vorsichtig sein.

Wenn man auch einen Menschen gut zu kennen meint, so kennt man ihn doch nicht so, daß man ein allseitig sicheres Urtheil über ihn fällen könnte; nur Gott allein beurtheilt die Menschen allseitig und richtig. Den Menschen geht es mit dem Innern, wie es den Aerzten mit den Seelenkräften geht. Wer ein Haus baut, das er bewohnen will, der baut es sich nach seinem Geschmack und nach seinen Kräften. Die Seele ist der Bewohner des Leibes, sie baut sich denselben nach dem Maße ihrer Fähigkeiten, namentlich den Kopf. Im lebenden Zustande verdecken Haare, Mütze, Hut, Fleisch und Fett, Wunden und Anderes die Form des Kopfes. Erst nachdem der Mensch verfault ist, kann man sie deutlich beobachten; am Todtenschädel sieht man die scharfe vorstehende Stirne des Verständigen, die hochgewölbte des Gedächtnißreichen, das vorspringende Hinterhaupt des Denkers, die gerade Stirne des festen Charakters, die bogenartigen Augenknochen des Erfinders. So ist es mit dem Innern des Menschen. Darum sei vorsichtig im Urtheilen. Selbst da, wo man Gewißheit zu haben meint, kann der Schein noch trügen. Nur Gott urtheilt richtig.

Nicht das Urtheil der Welt, sondern Gottes Urtheil gilt.

Kaiser Augustus besiegte den Brutus, Pompejus und Antonius, eroberte große Länderstrecken und schwang sich zum Alleinherrscher des großen römischen Reiches empor, das er mehr als ein halbes Jahrhundert lang regierte. Auf dem Sterbelager richtete er an die ringsum versammelten Senatoren und Hofleute die Frage: Habe ich auf diesem Schauplatze der Welt meine Rolle gut gespielt? — Sehr gut — erwiederten diese, wie es die Höflichkeit ihnen gebot. — So lebt denn wohl, entgegnete August, und klatscht mir Beifall. Und er zog die Bettvorhänge zu und starb. Wird die Ewigkeit das Urtheil dieser Höflinge bestätigt haben? Es kam darauf an, ob Gott ihre Ansicht theilte oder nicht. Nicht, was die Welt, sondern was Gott urtheilt, hat Werth.

Die Menschen urtheilen gewöhnlich nach sich selbst über Andere.

Der heilige Cassius, Bischof von Narni, führte einen tugendhaften, heiligen Lebenswandel; da er aber ein rothes, kupferiges Gesicht hatte, hielt ihn der Gothenkönig Totila für einen Schlemmer und Säufer, weil er selbst ein Säufer war.

Die Fabel erzählt, ein Weinschänker habe eine Aelster gehabt, die sprechen konnte. Sie hing in einem Fenster des oberen Stockes und rief den Leuten auf die Gasse herab: Die Maaß um neun Kreuzer, die Maaß um neun Kreuzer.

Die Gäste, welche sie nicht sahen, sondern nur hörten, glaubten, es habe dieses der Wirth gesprochen und wollten dem Kellner nicht mehr als neun Kreuzer bezahlen. In der Abwesenheit des Herrn warf der zornige Kellner die Aelster in den Koth. Als der Herr sie in der Lacke plätschern sah, wusch er sie rein ab und steckte sie wieder in ihren Käfig. Einige Zeit darauf wälzte sich ein Schwein in dieser Kothlacke herum. Da rief die Aelster demselben zu: Du hast gewiß auch den Wein unrichtig ausgerufen? Sie beurtheilte das Schwein nach sich selbst. So machen es gerade die Menschen. Sieht ein Wüstling ein Mädchen mit einem Jüngling freundlich reden, der ihr leiblicher Bruder ist, so denkt er gleich, diese zwei seien ein Liebespaar. Die Menschen beurtheilen Andere gewöhnlich nach sich.

Freventliches Urtheil ist eine schwere Sünde.

Im Jahre 1268 geschah es zu Krakau in Polen, daß drei Brüder, Wenzel der Priester, Ladislaus der Diakon und Wislaus der Subdiakon, welche an demselben Tage von dem heiligen Dominicus den Ordenshabit empfangen hatten, am grünen Donnerstage das heilige Abendmahl aus den Händen des heiligen Hyacinthus empfingen. Nach der heiligen Kommunion warfen sich alle Drei auf die Erde nieder, sagten Gott, auf den Angesichtern liegend, Dank, starben aber alle Drei des jähen Todes; weßhalb die Mehrsten meinten, sie hätten die heilige Kommunion unwürdig empfangen; darum wurden sie in ungeweihte Erde begraben. Gleich nach ihrer Beerdigung erschienen sie dem Prior des Klosters dreimal in der Glorie; deßhalb ließ er ihre Leichname feierlich erheben und in der Kirche beisetzen. Diejenigen, welche diesen gähen Tod für eine Strafe Gottes gehalten, hatten selbst kein gutes Gewissen; sie maßen Andere nach ihrem eigenen Zollstab. (Spondan. in Epitaph. Anno 1272.)

Freventliches Urtheil von Gott beschämt.

Der heilige Bischof Nicolaus hat viele und große Wunder gewirkt; unter Anderem hat er durch ein solches einen freventlichen Urtheiler beschämt. Eines Tages reiste der Heilige mit seinem Diakon nach Nola; sie ritten auf Eseln, wovon der eine weiß, der andere schwarz war. Als sie nun am Abende in die Herberge kamen und die Esel in den Stall geführt wurden; da fing der Stallknecht an, den heiligen Bischof zu schmähen; er nannte ihn einen Gleißner, einen Scheinheiligen, der nur darum auf dem Esel reite, damit ihn die Menschen für demüthig halten sollen. Was gilt es? sagte er, morgen müssen sie mir auf Pferden reiten! Er ging nun her und schnitt den Eseln die Köpfe ab. Als nun der Diakon am anderen Morgen die Esel zum Weiterreisen vorführen wollte, fand er sie ohne Kopf und berichtete es betrübt dem Heiligen. Nikolaus war darüber gar nicht entrüstet, sondern befahl ihm einfach, Nadel und Zwirn zu nehmen, die Köpfe wieder anzusetzen und an den Hals zu nähen; Gott werde sie zu längerem Dienste wieder zum Leben erwecken. Der Diakon vollzog den Willen des heiligen Bischofs; da es aber noch sehr frühe und mithin finster war, so ergriff er die unrechten Köpfe, also, daß er den schwarzen Esel einen

weißen Kopf und dem weißen einen schwarzen Kopf annähte; worauf beide Thiere wieder lebendig wurden, jedoch mit veränderten Köpfen, welcher Umstand das Wunder um so augenfälliger machte. Der Stallknecht konnte nun mit Händen greifen, daß Nikolaus kein Gleißner, sondern ein Heiliger sein müsse, weil er sonst nicht dieses offenbare Wunder hätte wirken können. Beschämt und reumüthig fiel er dem Heiligen zu Füßen und bat ihn wegen seines freventlichen Urtheils um Vergebung. (Beatillo in vit. Ambros. Nolari. de rebus natural.)

Ueber Andere soll man nur nach reiflicher Ueberlegung urtheilen.

Einst kam ein Mönch aus der Stadt Rom, der eine hohe Stelle bekleidet hatte, nach Scithi, und wohnte dort in der Nähe der Kirche als Einsiedler; zu seiner Bedienung hatte er einen Diener bei sich. Als der Priester jener Kirche die Schwächlichkeit desselben sah und erfuhr, er habe ein weichliches Leben geführt, gab er ihm das, was ihm Gott bescherte oder was in seiner Kirche einkam. Als der Einsiedler fünfundzwanzig Jahre in Scithi zugebracht hatte, wurde er wegen seiner übernatürlichen Gaben berühmt. Unter Anderem hatte er die Gabe, in's Innere der Menschen zu sehen. Ein Mönch aus Aegypten hörte von ihm und kam, ihn zu sehen. Als der Aegypter die weichliche Kleidung, das Bett von Papyrusblättern mit einer Decke von Thierfellen und ein kleines Kopfkissen erblickte, und sah, daß er reinlich gewaschene Füße, sowie auch Beinkleider hatte, ärgerte er sich innerlich über denselben, weil in seiner Heimath solche Dinge unter den Einsiedlern nicht gebräuchlich waren, sondern vielmehr die strengste Enthaltsamkeit geübt wurde. Der römische Altvater sprach zu seinem Diener: Bereite uns heute wegen des fremden Vaters einen guten Tag. Dieser kochte einiges Gemüse, auch tranken sie etwas Wein, den er seiner Kränklichkeit halber vorräthig hatte. Am Morgen ging der ägyptische Einsiedler fort, ohne sich erbaut zu haben. Da aber der römische Altvater vermöge seiner Gabe dessen Gedanken erkannte, rief er ihn zurück, um ihn wegen seines freventlichen Urtheils heilsam zu beschämen. Er fragte ihn, aus welchem Lande er wäre? — Aus Aegypten, antwortete Jener. — Aus welcher Stadt? — Ich bin aus keiner Stadt, auch habe ich nie in einer Stadt gewohnt. — In welchem Berufe hast du gearbeitet, ehe du in's Kloster gingst? — Ich war ein Feldhüter. — Wo hast du geschlafen? — Auf dem Felde. — Hattest du ein Lager, ein Bett? — Woher hätte ich auf dem Felde ein Bett bekommen sollen, um darin zu schlafen? — Wo schliefest du also? — Auf der bloßen Erde. — Was hast du auf dem Felde gegessen und welchen Wein getrunken? — Was soll es auf dem Felde für Speisen und Weine geben? — Wie lebtest du also? — Ich aß trockenes Brod mit etwas Salz, wenn ich es bekam und trank Wasser dazu. — Wahrlich, eine große Beschwerde! hattest du auch ein Bad, dich zu waschen? Nein, wenn ich mich waschen wollte, stieg ich in den Fluß. — Nachdem ihn der römische Altvater um dieses Alles ausgefragt und so seine frühere Lebensart kennen gelernt hatte, erzählte er ihm zur Belehrung sein eigenes früheres Leben in der Welt. Ich Elender, sprach er, bin aus der Stadt Rom und bekleidete

einen sehr hohen Posten im Palaste des Kaisers. Der Aegypter fühlte sich bei diesem Eingang betroffen und hörte aufmerksam zu. Jener fuhr fort: Ich verließ also Rom und kam in diese Einöde. Ich, den du hier siehst, hatte große Häuser und vieles Geld, ich aber verachtete Alles und kam in diese Zelle. Ich hatte mit Gold besetzte Bettstellen und kostbare Decken, statt ihrer hat mir Gott dieses Lager von Papyrusblättern und ein Fell gegeben. Meine Kleider waren von unschätzbarem Werthe, an ihrer Stelle bediene ich mich dieses ärmlichen Anzuges. Für meine Mahlzeiten wurden große Summen Geldes verwendet, jetzt setzt man mir diesen wenigen Kohl und einen kleinen Becher Wein vor. Viele Diener beeilten sich, mir ihre Dienste zu leisten, von allen denselben hat Gott nur diesem das Herz gerührt, mir zu dienen. An der Stelle des Bades wasche ich mich mit wenigem Wasser; der Beinkleider bediene ich mich aber wegen meiner Kränklichkeit. Ferner, anstatt der Flöten und Cithern oder anderer Musikinstrumente, welche mein Ohr bei der Tafel ergötzten, spreche ich täglich zwölf Psalmen und ebensoviele bei der Nacht. Aber für die Sünden, welche ich früher beging, leiste ich Gott meine geringe Genugthuung. Als der Mönch aus Aegypten dieses hörte, ging er in sich und rief: Wehe mir! ich bin aus vieler Trübsal und strenger Arbeit vielmehr zum Ausruhen in den Mönchsstand getreten und habe jetzt Vieles, das mir damals abging; du aber bist aus dem Ueberflusse und aus den größten Genüssen der Welt freiwillig in die Trübsal, aus vielen Ehren und Reichthümern in Demuth und Armuth gekommen! Sehr erbaut schied er und kam oft wieder seines Heiles wegen; denn der römische Altvater war ein bescheidener, kluger Mann voll des heiligen Geistes. Wie sich der Mensch täuschen kann, wenn er voreilig urtheilt!

Freventliches Urtheil, von Heiligen verabscheut.

Der heilige Vater Franz Seraphikus strafte einst einen Bruder wegen eines freventlichen Urtheils auf folgende Weise: Er reiste über Land und am Wege begegnete ihm ein halb nackter, elender Mensch. Bei seinem Anblicke seufzte der heilige Mann und es that ihm wehe, daß er kein reichliches Almosen bei sich hatte. Aber der Gefährte des heiligen Franz sprach: Warum trauert Ihr so sehr, mein Vater; dieser Mensch ist zwar von Kleidern entblößt, steckt aber vielleicht voll böser Begierden. Darauf gab ihm der heilige Franz mit ernstem Gesichte zur Antwort: So urtheilst du, mein Bruder, über Andere?! Gib ihm unverzüglich deinen Habit und gehe überdieß noch hin, falle dem Menschen zu Füßen und bitte ihn, daß er dir dieses harte Wort verzeihe. Lerne dabei für die Zukunft, Niemanden freventlich zu beurtheilen. Denn, sagt Paulus I. Cor. 2, 11: Welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, als der Geist des Menschen, der in ihm ist? Ein Mensch sieht, was vor Augen ist, der Herr aber sieht das Herz an. I. Reg. c. 16.

Man soll über den Mitmenschen milde urtheilen.

In dem Kloster Scithi fasteten die Mönche eine ganze Woche und aßen erst am Sonntage. Da kamen an einem Samstage Mönche aus Aegypten auf

Besuch. Als diese am Sonntage darauf die scithischen ausgehungerten Mönche hastig essen sahen, verübelten sie es ihnen und tadelten sie, ohne zu fragen, wie lange sie schon gefastet hätten. Als dieses der Vorsteher des Klosters hörte, wollte er die Aegypter wegen ihres freventlichen Urtheils heilsam zurechtweisen und sagte deßhalb ein zweitägiges Fasten an. Als nun das Essen aufgetragen wurde und die Aegypter mit unordentlicher Gier darüber herfielen, hielt Einer der Väter ihre Hand zurück und sprach: Esset mit Ordnung und Zucht, wie es sich für Mönche ziemt. Einer der Aegypter aber stieß seine Hand zurück und rief: Laß mich, sonst sterbe ich, da ich zwei Tage Nichts gegessen habe! Der Altvater aber antwortete ihm: Wenn ihr nach zweitägigem Fasten so entkräftet seid, warum habt ihr die Brüder getadelt, welche immer eine ganze Woche lang das Fasten beobachten? Beschämt, reumüthig und erbaut gingen sie von da weg.

Freventliches Urtheil eine schwere Sünde.

In einem Kloster wohnten zwei Brüder, Beide gleich heilig, Beide mit himmlischen Gaben geschmückt, so daß Einer am Andern den Zustand der Gnade erkannte. Einst an einem Freitag sah Einer von ihnen einen Bruder essen und sprach zu ihm: Wie? schon um diese Stunde issest du und noch dazu an einem Freitage? Als sie am folgenden Tage der heiligen Messe beiwohnten und der Bruder ihn anschaute, sah er, daß die Gnadengabe von ihm gewichen sei. Er nahm ihn beiseits und sagte: Bruder, was hast du gethan, ich sah die Gnade nicht mehr, wie früher, in dir! Jener antwortete: Ich bin mir keiner Sünde bewußt, weder in Gedanken, noch in der That. Der Bruder fragte weiter: Hast du auch nichts Böses geredet? Jener erinnerte sich und sprach: Ja, gestern sah ich Jemanden in der Frühe essen und tadelte ihn; dieß ist meine Sünde. Er that zwei Wochen Buße und nach Verlauf dieser Zeit sah der Bruder wieder die Gnadengabe in ihm; er dankte Gott und wurde sehr vorsichtig im Urtheilen über die Menschen.

Freventliches Urtheil von Gott mit dem Tode bestraft.

Unweit Krakau wohnte ein verarmter Adeliger auf seinem Gütchen und lebte sehr eingezogen. Es verging kein Tag, wo er in Wirthshäusern und Gesellschaften nicht wäre durch die Hechel des freventlichen Urtheils gezogen worden; insbesondere war Einer seiner Unterthanen darunter, der seinen rechtmäßigen Herrn, nämlich diesen Adeligen, unverschämt schmähte und falsch beurtheilte, vorgebend: er wäre ein Bauernschinder, er sauge seinen Unterthanen das Blut aus, er verschwende Alles und führe ein liederliches Leben. Diese Urtheile kamen dem Edelmann zu Ohren, und obwohl sie ihn sehr schmerzten, ließ er doch aus angeborner Sanftmuth diesen Unterthanen ermahnen, künftig solche Urtheile zu unterlassen; doch das war tauben Ohren gesagt. Da er seine freventlichen Urtheile mit noch größerer Keckheit fortsetzte, so erzürnte sich der Edelmann endlich über ihn. Auf göttliche Zulassung begegnete ihm dieser Unterthan auf der Straße und der Edelmann zog den Säbel. Als der Bauer dieses sah,

erschrack er dergestalt, daß er ihn demüthig um Gnade bat; aber der Schrecken hatte ihn so erfaßt, daß er mitten in der Bitte verstummte und todt zusammenstürzte. So straft Gott das freventliche Urtheil; aus dieser Strafe ist zu entnehmen, daß er dasselbe für eine schwere Sünde ansieht. (Boleslaus, polnischer Chronist de Anno 1487.)

Freventliches Urtheil ist Gott verhaßt.

Dem heiligen Udalrich pflegt man einen Fisch beizumalen und zwar deßhalb: Einst kam zu ihm ein anderer heiliger Bischof; es war gerade Donnerstag und er empfing ihn mit einem Gastmale. Da sie aber Beide in ein geistreiches Gespräch vertieft waren, blieben sie bis Früh bei Tische sitzen und die Fleischspeisen, von denen sie Abends gegessen, standen noch immer auf der Tafel. Freitag Früh schickte der Herzog von Baiern einen Boten an den heiligen Udalrich. Dieser ließ ihn sogleich vor sich und ohne zu beachten, daß es schon Freitag sei, reichte er ihm ein Stück Braten vom Tische. Der Bote schob den Braten in die Tasche und eilte schleunig nach Hause. Dort spottete er über die Heiligkeit Udalrichs. Das wäre mir ein Heiliger! ißt am Freitage Fleisch! den müßte nur ein Fleischhauer heilig sprechen; ich kann einen Eid darauf ablegen, daß Udalrich am Freitage Fleisch gegessen, ich habe ihn ertappt. Zum Beweise zog er das Stück Braten aus der Tasche; aber durch ein göttliches Wunder, zur Bestrafung seines freventlichen Urtheils, war das Fleisch in einen Fisch verwandelt. Wie schämte sich da der Verläumder!

Das freventliche Urtheil verdient mit gleicher Münze bezahlt und beschämt zu werden.

Ein Schriftsteller erzählt: Einst fuhr ich von Ischl nach Salzburg in Gesellschaft einer vornehmen Dame. Das Gespräch kam auch auf die Ehelosigkeit der Geistlichen. Ach Gott, sagte die aufgeklärte Dame, den Cölibat kann Niemand halten! Schnell hieß ich den Kutscher halten, zog meine Reisetasche unter dem Wagensitze hervor und wollte aussteigen. Ach Gott! rief die Dame, was haben Sie, was ist Ihnen, habe ich Sie gekränkt? Madame, gab ich ihr zur Antwort, mit einer Ehebrecherin mag ich nicht in Einer Kutsche fahren; darum steig ich aus. Was! Wie! rief sie erschrocken, ich eine Ehebrecherin! Ganz gewiß, antwortete ich, nach Ihrer eigenen Behauptung! Sie haben ja selbst gesagt: Den Cölibat kann Niemand halten. Nun waren Sie sechs Wochen von Ihrer Familie getrennt und hielten sich allein im Bade Ischel auf und konnten natürlich während dieser Zeit, nach Ihren eigenen Worten, die eheliche Treue nicht halten und mußten das sechste Gebot, was hier auf Sie Anwendung findet, übertreten. Sie müssen also eine Ehebrecherin sein und mit solch' einer Person will ich in keine Berührung kommen. Da gingen der Dame die Augen auf, sie bat um Verzeihung und gestand zu, daß, was für sie während sechs Wochen keine Unmöglichkeit gewesen, auch für den Priester während seines Lebens keine Unmöglichkeit sei.

Vampyrismus.

Vampyrismus eine eigene Krankheit.

Der Vampyrismus ist ein Rapport zwischen einem menschlichen Leichnam und einem lebendigen Menschen; diesem kommt es vor, als sauge ihm der Verstorbene das Blut an, womit sich die Leiche nähre. Die Krankheit hörte nur auf, oder der Rapport zwischen der Leiche und dem Lebenden wurde aufgehoben, wenn die Leiche verbrannt, oder durch Abschlagen des Kopfes ihr Blut ausgeflossen war. Fälle dieser Art kamen viele vor; es ist mithin kein Aberglauben.

Ein Grenzsoldat saß mit seinem Wirthe am Tische; da trat ein Unbekannter ein und setzte sich zu ihnen zu Tische; der Fremde war der vor zehn Jahren verstorbene Vater des Wirths, der ihm seinen Tod angekündigt und verursacht. Der Wirth starb am Tage darauf in Folge des Schreckens. Die Leiche des Erschienenen wurde ausgegraben, man fand sie in einem Zustande, wie wenn er erst gestorben wäre, mit frischem Blicke, wie eines lebenden Menschen. Ihr wurde der Kopf abgeschlagen und wieder begraben.

Von einem Zweiten wurde ausgesagt, er sei drei Mal in sein Haus gekommen, nachdem er vor dreißig Jahren gestorben war und habe erst seinem Bruder, dann einem Sohne, zuletzt dem Knechte durch Blutsaugen das Leben genommen; auch ihn fand man in einem blühenden Zustande, trieb einen Nagel durch die Schläfe und begrub ihn wieder. — Ein Dritter, sechzehn Jahre todt, der seine beiden Söhne durch Blutaussaugen getödtet, wurde verbrannt.

Solche Fälle kommen in Servien, in Polen, in Rußland, in Mähren und in Böhmen vor.

Vater.

Ein Rabenvater ist ein Ungeheuer.

Im November 1866 wurden von einem Polizeiwachmanne bei Simmering zwei Knaben im Alter von vier und sechs Jahren halb erstarrt und bewußtlos aufgefunden und in das Polizeihaus gebracht. Der Aeltere gab an, daß ihr Vater sie von der Kostfrau, wo sie bisher im Unterstande waren, abgeholt, sie zur Simmeringer Linie geführt und mit dem Versprechen, sie bald abzuholen, verlassen habe. Die Kinder, die keine Mutter haben, warteten so lange, bis sie von Kälte und Frost ganz betäubt einschliefen. Wäre die Rettung derselben nicht zu rechter Zeit erfolgt, so wäre der Tod der Kleinen unvermeidlich gewesen. Der liebe Vater verdient doch sicher die derbste Strafe.

Ein widernatürlicher Vater durch sein eigenes Kind von Gott gestraft.

Ein Czernowitzer Ochsenhändler hatte sein Vieh nach Poltuschend gebracht, um es da zu verkaufen. Einen Theil desselben hatte er bereits verkauft und den in etwa zweihundertfünfzig Dukaten bestehenden Erlös in seinem Leibgürtel nebst zwei goldenen Ringen aufbewahrt. Ein Büffel wurde scheu, rannte wüthend über den Marktplatz und richtete den Ochsenhändler so arg zu, daß er besinnungslos liegen blieb. In dem Menschengewühle wurde der Unglückliche nicht sogleich

beachtet, so daß es einem Diebe gelang, ihm den Geldgürtel abzuschnallen. Er wurde in's Spital gebracht, wo er nach vier Tagen zur Besinnung kam. Da erzählte er nun seinen Bekannten den Vorfall und Diebstahl und bemerkte, daß ihm auch zwei Ringe, welche Jene wohl kannten, mit dem Gelde gestohlen wurden. Nach einigen Tagen bot ein junger Mann einem dieser Bekannten einen von diesen Ringen zum Kaufe an, welchen dieser sogleich als den Ring seines Freundes erkannte. Der Dieb wurde eingezogen und es stellte sich heraus, daß er der leibeigene Sohn des Bestohlenen war. Dieser hatte einen Sohn aus erster Ehe. Vor zehn Jahren jagte er diesen wegen eines Jugendstreiches im zwölften Lebensjahre und zwar größtentheils auf Veranlassung und fortwährendes Anreizen seiner zweiten Frau, ohne einen Kreuzer Geld aus dem Hause und hatte seit jener Zeit Nichts mehr von ihm gehört. Seitdem hatte er ihn an allen Orten gesucht, wollte ihn wieder zu sich nehmen, wollte sich sogar von seiner Frau trennen, der er die ganze Schuld beilegte; doch vergebens, das Kind ließ sich nicht mehr blicken. Nun hatte ihn sein Sohn beraubt! Der Kranke richtete sich in seinem Bette auf, wurde leichenblaß, glotzte die Anwesenden starr an, that einen herzzerreißenden Schrei und fiel auf den Polster zurück. Er verfiel in ein hitziges Fieber und behauptete immer, Gott habe seinen Sohn in einen Büffel verwandelt, um durch diesen ihn zu bestrafen. Er überstand zwar die Krankheit, blieb aber irrsinnig und mußte in's Irrenhaus geschafft werden. Der Sohn wurde also durch des Vaters Härte ein Räuber und das Werkzeug der rächenden Hand Gottes.

Die Heiligen fürchteten auch den ungerechten Vaterfluch.

Nachdem der heilige Franz von Assisi Ordensmann geworden, fluchte ihm sein Vater allenthalben, wo er ihm begegnete. Deßhalb nahm er an Vaters Statt einen sehr armen und verachteten Mann an, erwählte ihn zu seinem Begleiter und bat ihn, daß, so oft sein Vater ihm fluche, er hingegen ihn segne und mit dem Zeichen des Kreuzes waffnen möchte. Während er nun einmal seinem Vater begegnete, von ihm verflucht, von dem Armen aber gesegnet wurde, sagte Franz zu seinem Vater: Ich glaube, Vater, daß Gott mir einen Vater geben könne und schon gegeben habe der für deinen Fluch mir reichlichen Segen gibt.

Vaterlandsliebe.

Nach was strebt die wahre Vaterlandsliebe eines Christen?

Es wurden einst sieben vornehme Männer von Samosata gemartert. Vor ihrem Tode beteten sie also: Wir flehen nicht zu den Göttern, sondern zu dem dreieinigen Gott, daß Er von unserer Vaterstadt die Abgötterei entferne und in ihr das wahre Christenthum pflanze; daß Er in ihren Grenzen die Heidentempel schwinden mache, und um sie herum Kirchen Christi baue. Satans Priesterthum lasse Er in ihr aufhören und in ihrer Mitte die Priester des Christenthums in reicher Anzahl erscheinen. An der Stelle der Unzucht und Geilheit nehme in ihr überhand die Jungfrauschaft und Keuschheit; für die zum Dienste

der Götzen aufgeputzten Mädchen sollen in ihr viele Jungfrauen Christi werden und für die Jünglinge, die zu Ehren der Götter sich die Haare wachsen lassen, viele Söhne des heiligen Bundes, die durch ihre Gebete Gott versöhnen bis zur Ankunft Christi, in Ewigkeit. Amen. Der Patriot befördert also lebendiges Christenthum, Glauben, Frömmigkeit und Tugend; denn im Unglauben, in der Sünde, in der Lasterhaftigkeit, kann nur Unheil, aber nicht zeitliches Glück gedeihen.

Verachten.

Verachte Niemanden seiner unansehnlichen Gestalt wegen.

Aesop hatte einen lebhaften edlen Geist, aber einen häßlichen Körper. Sein Kopf lief spitzig zu und steckte tief zwischen den Schultern, die sehr in die Höhe gewachsen waren. Die Lippen waren aufgeworfen, die Nase platt, der Bauch dick und herabhängend, er war höckerig und krumm und stotterte so sehr, daß man ihn kaum verstehen konnte. Dabei war er im Sklavenstande geboren und mußte sich von einem Herrn an den andern verkaufen lassen. Sein erster Herr wohnte auf dem Lande und dieser brauchte ihn zur Feldarbeit. Dabei war Aesop täglich das Gespött der übrigen Diener und Sklaven und wo sie ihm einen Possen spielen konnten, unterließen sie es nicht. Der Christ handelt nicht so. Einer, der ihn kaufen sollte, äußerte sich so: Ich möchte dich kaufen, aber du bist ein gar zu garstiger Kerl. Darauf entgegnete Aesop: O über den Philosophen! der sollte, dächt' ich, auf die Seele und nicht auf den Körper sehen! Sein großer Geist wog die leibliche Mißgestalt zehnfach auf.

Verachte Niemanden wegen äußerer Unansehnlichkeit.

Prinz Eugen, der größte Held seines Jahrhunderts, war zu Paris geboren, stammte aus dem Hause Savoyen, wurde am französischen Hofe erzogen, und weil er einen schwächlichen Körper zu haben schien, und klein von Statur blieb, dazu ein sanftes religiöses Gemüth hatte, bestimmte man ihn zum geistlichen Stande, wozu er keinen Beruf fühlte. Als Oesterreich Krieg mit den Türken bekam, bat sich Eugen von Ludwig XIV. die Erlaubniß aus, in kaiserliche Dienste zu treten und wurde verächtlich entlassen. Kaiser Leopold nahm ihn wohlwollend auf. In Ungarn lernte Eugen den Dienst von unten auf und bewies in allen Gefechten die größte Kaltblütigkeit. Dennoch verachteten ihn Anfangs die alten Soldaten und meinten, der kleine Kapuziner werde nicht vielen Türken den Bart ausraufen; er trug nämlich einen braunen Mantel von grobem Tuche. Aber er that sich bald so hervor, daß ihm der Kaiser die Armee anvertraute, mit welcher er die Türken hinausschlug. Nun wollte der stolze Ludwig den Eugen wieder in seine Dienste locken, er bot ihm die Statthalterschaft über die Champagne, die Würde eines Marschalls von Frankreich und alle Jahre zweitausend Louisd'or Gehalt an. Er lehnte es aber ab und blieb aus Dankbarkeit dem Kaiser treu.

Verborgen.

Gott sieht in's Verborgene.

Gott hat vielen Thieren die Gabe verliehen, daß ihre Augen im Finstern sehen, wie der Eule, der Katze; also muß Er selbst in's Verborgene sehen; denn es ist ein alter Erfahrungssatz: Was man selbst nicht hat, kann man auch Anderen nicht geben. Mithin muß Gott selbst in's Verborgene sehen.

Verbrecher.

Verbrecher soll man ohne Schonung der Obrigkeit anzeigen.

Der Bluthund wittert ganz vorzüglich das Blut, welches das angeschossene Wild vergossen hat. Dieser Hund entdeckt in England die Wilddiebe, wenn sie auch nur Einen Tropfen Blutes von dem getragenen Wilde an sich haben; ja, im Mittelalter bediente man sich dieser Hunde oft, um Mörder ausfindig zu machen. Was dieses Thier instinktmäßig thut, das sollen wir mit Vernunft thun, die Verbrecher nämlich anzeigen. Man ist nach Gottes Willen verbunden, der Kirche die Ketzer und der Obrigkeit die Verbrecher anzuzeigen. Hievon soll uns kein falsches Mitleid abhalten; weil das allgemeine Wohl darunter leiden würde, und dieses ist dem Wohle des Einzelnen vorzuziehen.

Verdacht.

Grundloser Verdacht ist eine schwere Sünde.

Im Egerer Kreise ist ein großer Bauer, der vierundzwanzig bis dreißig Stück Rindvieh und zwei bis drei Paar Pferde hält. Seine Mutter hatte in einem Strumpfe Zwanziger aufbewahrt und diesen in einer Ecke des Strohsackes versteckt. Mit der Zeit wußte sie nicht mehr, wo sie das Geld hingesteckt, und beschuldigte den Ochsenbuben, der siebzehn Jahre alt war. Er hatte es nicht. Die Söhne des Hauses schloßen Thüren, Fenster und Läden und marterten den armen Knaben mit Stockschlägen und mit Zangen, daß er angebe, wo er das Geld hingegeben. Sein Schreien rief Leute herbei, die die Thüren mit Aexten einschlugen; denn sie würden ihn zu Tode gemartert haben — und befreiten ihn. Die Söhne wurden bestraft, denn das Gericht fand das Geld im Strohsacke; sie mußten dem Gemarterten zweihundert Gulden zahlen, welches Geld dieser und seine Aeltern der Kirche schenkten. Alle Menschen verabscheuten diese Leute, die wegen eines grundlosen Verdachtes so grausam waren und Niemand pflog mit ihnen mehr Gemeinschaft. (Gemeindezeitung.)

Wie ein Christ handeln soll, wenn er gegen Jemanden Verdacht hat.

Katholische Missionäre hatten die wilden Irokesen in Amerika bekehrt. Der französische Gouverneur führte Krieg mit ihnen, und da er im Felde Nichts gegen sie ausrichtete, nahm er seine Zuflucht zum niedrigsten Verrath. Er ließ den Missionär, Pater de Lamberville, zu sich kommen, dem er auftrug, die Irokesenhäuptlinge zu einer friedlichen Besprechung zu sich einzuladen. Die Häuptlinge der Irokesen, die ihren Missionär achteten und ihm volles Zutrauen

schenkten, kamen zum Gouverneur. Dieser ließ sie in Ketten gefangen nehmen und schaffte sie nach Frankreich. De Lamberville ahnte natürlich diese treulose Verrätherei nicht im Entferntesten. Die Nachricht kam wie ein Donnerschlag über die Irokesen. Alles erhob sich in Waffen. Des Missionärs Leben war verwirkt; auf ihn fiel der Verdacht des Einverständnisses. De Lamberville hieß bei den Indianern: Teiorhensere. Die Sachems oder Medizinmänner kannten ihren Missionär zu gut und beschlossen, sein Leben zu retten. Sie luden ihn vor ihre Versammlung und nach bitteren Anklagen gegen den Gouverneur fuhr der Sprecher also fort: In jedem Anbetracht, Teiorhensere, wären wir gerechtfertigt, wenn wir Dich als Landesfeind behandelten; und doch können wir es nicht über uns gewinnen. Wir kennen Dich und sind überzeugt, daß Dein Herz kein Theil gehabt haben kann an dem Verrathe, den Deine Zunge an uns begangen; auch sind wir nicht so ungerecht, Dich für ein Verbrechen zu bestrafen, dessen wir Dich unschuldig glauben. Ohne Zweifel verabscheust Du es nicht minder, als wir und es erschreckt Dich nun, daß Du sein Werkzeug gewesen. Aber es wird nicht angehen, daß Du länger hier verweilest. Nicht Alle würden Dir vielleicht gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen; haben unsere jungen Leute einmal das Kriegslied gesungen, dann werden sie in Dir nur noch den Hochverräther erblicken, der unsere Häuptlinge einer harten und entehrenden Sklaverei überliefert hat. Ihr Ohr wird nur ihrer Wuth offen sein und davor könnten wir Dich nicht retten. Darum flieh', Teiorhensere, flieh'! — Aber sie ließen den Missionär auch nicht allein abreisen; Führer und sicheres Geleite brachten ihn unversehrt zum nächsten französischen Grenzposten; dann kehrten sie zurück, um den Kriegstanz der Rache gegen die Franzosen mitzutanzen. — Diese kurze bündige Rede würde dem besten Redner am Landtage Ehre machen und dieses Benehmen der Wilden gegen einen Verdächtigen ist wahrhaft christlichmusterhaft; so soll der Christ im Verdachte handeln.

Grundloser Verdacht mißfällt Gott.

In Baiern lebte ein frommer Landmann. Gott suchte ihn durch harte Schläge heim. Auch starb plötzlich sein Weib. Jetzt verkaufte er seinen Bauernhof, vertheilte das Geld unter die Armen, behielt sich nur eine kleine Hütte vor und bettelte sein Brod. Die Einwohner schätzten sich glücklich, ihm Etwas geben zu können. An einem Sonntage sahen die Einwohner den alten Mann nicht in der Kirche; sie schickten bessere Speisen, in der Meinung, er sei krank. Man fand die Thüre verriegelt, man sprengte sie und fand ihn dort erhenkt. Jetzt hieß es bei Vielen: Sehet den Judasschelm! eine Frau sagte: Mich reuen nur meine Eier, die ich ihm gab. Er ward unter dem Gerichtsgalgen begraben. An einem Jahrmarkte ward ein Blinder bei seinem Grabe vorbeigeführt und er sah sogleich; deßgleichen ward ein Krummer sogleich gerad. Das machte Aufsehen. Beim Galgen draußen wurden zwei Spitzbuben gefangen, welche aussagten, sie hätten den alten Bauer gehängt, in der Voraussetzung, er habe viel Geld, hätten aber Nichts gefunden. Der Leichnam ward hierauf vom Regensburger Bischof erhoben und in der Spitalkirche beigesetzt.

Verdammte.

Wie die Verdammten einst dachten und wie sie jetzt denken.

Königin Elisabeth sprach einst, von Herrsch- und Genußsucht verblendet: Möge mir Gott noch vierzig Jahre Leben schenken, so danke ich für die Gunst Seines Paradieses! Sie erhielt es. Aber jetzt mag sie denken: Unter meinen Millionen Unterthanen war ich die größte Thörin! Machen wir es nicht eben so thöricht? Für eine kurze Lust, die nicht vierzig Jahre, nicht einmal vier Tage oder Stunden währt, geben wir den Himmel hin und sagen: Gott! gestatte mir diese Lust und ich verzichte auf den Himmel!

Die Verdammten und ihre Qualen.

Ein berühmter Mann, einst ein glücklicher Dichter, der erst in späteren Jahren die Wahrheit erkannte und den Muth hatte, in die katholische Kirche zurückzukehren, von welcher seine Voraltern abgefallen waren; dieser Mann, der in seinen letzten Lebensjahren Priester ward, und viel für's Reich Gottes gearbeitet hat, schildert den Zustand eines Verdammten in folgenden Versen:

„Einen Tropfen Wasser meinem Gaumen,
Welcher seit Millionen Jahren schmachtet!“ —
Also fleht der ewiglich Verdammte,
Und in Ewigkeit tönt's wieder: Schmachte!

„Einen Tropfen Trost nur meiner Seele,
Die mein ewiglich mit Recht verdammtes
Herz, verwesend ewig, hält umklammert!“ —
Nein! du hast des Heils Moment versäumt!“ —

„Aber,“ spricht der Rache strenger Cherub,
„Liebe Gott, dann schwing dich auf zum Himmel!“ —
Da stürzt der Verdammte sich in Abgrund!
Lieben — könnt er's, will er ewig nicht!

(Hausen III. 43.)

Die Verdammten sehen die Pein der Ihrigen und können nicht helfen.

Als Cortez in Mexiko stand, bekam ein entfernter mexikanischer Feldherr Händel mit den Spaniern, tödtete Einen derselben und schickte dessen Kopf in die Hauptstadt, um allen Mexikanern zu zeigen, daß die weißen Fremden so gut sterblich wären, wie andere Menschen. Dieß Alles war sehr geheim betrieben, doch bekam Cortez Nachricht und begab sich mit seinen Stabsoffizieren gleich zum Kaiser Montezuma. Hier machte er ein so ernsthaftes Gesicht, daß Montezuma angst und bange wurde und versprach, jenen Feldherrn ihm zur beliebigen Züchtigung auszuliefern. Cortez erwiederte, das verstände sich von selbst, aber damit wäre der Verdacht geheimer Feindschaft noch lange nicht gehoben, es wäre vielmehr erforderlich, daß Montezuma selbst, zum Beweise seines gänzlichen Vertrauens, eine Zeit lang unter seinen Gästen wohne. Montezuma erblaßte, er weigerte sich lange, drei Stunden wurde hin und her geredet, bis endlich ein barscher spanischer Offizier ausrief: Wozu die Umstände? Fort

mit ihm oder niedergestossen! Das brach den Muth des Kaisers; er ließ sich nach der Wohnung der Spanier führen und der mächtigste Monarch der Erde saß gefangen in seiner eigenen Hauptstadt, gefangen von einigen hundert Fremdlingen. Jener feindselige General wurde indeß an die Spanier wirklich ausgeliefert, und Cortez ließ ihn mit seinen Offizieren zu Mexiko öffentlich verbrennen und das auf einem Scheiterhaufen, der von mexikanischen Waffen aufgethürmt war. Die Mexikaner bemitleideten ihre brennenden Landsleute, aber sie konnten ihnen nicht helfen. So werden die Verdammten die Pein der Ihrigen mit Augen sehen, werden sie bemitleiden, aber sie können ihn nicht helfen.

Es werden mehr verdammt, als selig.

Nach seinem Tode erschien ein zur Hölle verdammter Kanzler dem Bischof von Paris und hat ihm seinen elenden und ewig unglückseligen Tod angedeutet und hinzugesetzt, daß die Seelen so häufig zur Hölle hinunterfahren, wie die Schneeflocken im Winter, auch könne er nicht glauben, daß noch einige Leute auf der Welt seien.

Ein Eremit, der sein hohes geistliches Amt verließ und als Einsiedler viele Jahre ein strenges, einsames Leben führte, erschien seinem Bischof zu Lugdun und offenbarte ihm, daß mit ihm dreißigtausend Menschen gestorben seien, aus denen aber nur fünf die Seligkeit erhalten, er, Bernard, und die anderen Drei seien in's Fegfeuer gekommen.

Der selige Berchtoldus erweckte zu Regensburg eine Weibsperson vom Tode, welche vor Allen bekannte, daß mit ihr sechzigtausend Seelen vor dem göttlichen Richter erschienen, aus denen sechsundfünfzigtausend verloren gingen.

Man wundere sich nicht und betrachte die vielen Hundert Millionen Heiden und Ungläubigen in Asien, Afrika, Amerika und Australien; dann die Millionen Irrgläubigen in England, Deutschland, Schweden, Dänemark, Holland, Rußland und in der Türkei, von denen Jesus sagt: Wer nicht glaubt, der wird verdammt.

Die verdammten Christen werden in der Hölle mehr gepeinigt.

Als einst der heilige Makarius in der Wüste ging, sah er einen ausgedorrten menschlichen Todtenkopf auf der Erde liegen. Nachdem er ihn mit dem Stocke umgekehrt, schien es, als ob er eine Stimme von sich gebe. Auf die Frage des Altvaters, wer er wäre, gab eine Stimme aus dem Todtenkopfe zur Antwort: Ich war der Vorsteher der Götzenpriester, die an diesem Orte wohnten. Du aber bist der Abt Makarius, erfüllt mit dem göttlichen Geiste. Wenn du für die Abgestorbenen betest, so fühlen wir einigen Trost. Hierauf fragte Makarius: Worin besteht euere Strafe? Jener seufzte tief und sprach: Soweit der Himmel von der Erde entfernt ist, so hoch ist das Feuer, worin wir mitten darin leiden, damit eingehüllt vom Kopf bis zum Fuß, und es sieht Keiner den Andern; wenn du aber für die Verstorbenen betest, so sehen wir zum Theil

einander und darin besteht unser Trost. Als Makarius dieses gehört, fing er an zu weinen und sagte: Wehe dem Tage, wo ein Mensch die Gebote Gottes übertritt! Und er fragte den Geist wieder: ob es in der Ewigkeit noch eine andere größere Strafe gäbe, als die besagte? Derselbe erwiederte: Es gibt noch Andere, die viel tiefer in den Peinen unter uns sind. Auf die Frage, wer dann diese wären, sagte der Geist: Wir Heiden, die wir Gott nicht gekannt haben, genießen doch noch, wenn auch in geringster Weise, einer Art Barmherzigkeit; Jene aber, die ihn erkannt und doch verläugnet haben, werden mit größeren und unaussprechlichen Peinen noch tiefer unter uns gekreuzigt. Auf diese Worte begrub der heilige Makarius den Kopf tief in die Erde und ging seines Weges weiter. Wehe den Christen, namentlich den Katholiken, wenn sie verdammt werden!

Verderben.

Das sittliche Verderben theilt sich als Erbsünde bei der Zeugung mit.

Wie die Brauer durch die Hefen des vorigen Gebräues das neue Bier in Gährung bringen und die Bäcker den frischen Teig durch den am Backtrog gebliebenen Sauerteig säuern, so theilt sich die Erbsünde und das sittliche Verderben durch die Zeugung mit.

Verdienst.

Das Verdienst wird selten nach Gebühr belohnt.

Von dieser beinahe allgemeinen Erfahrung finden wir eine Ausnahme bei Gottfried Wilhelm Leibnitz, geboren 1646. Er war religiös und der gelehrteste Mann seiner Zeit. Der Kurfürst von Hannover ernannte ihn zu seinem Justizrath und Geschichtsschreiber mit dreizehnhundert Reichsthaler Gehalt nebst freier Equipage und Dienerschaft; der russische Kaiser, Peter der Große, setzte ihm eintausend Albertusthaler jährlicher Pension aus und der deutsche Kaiser erhob ihn in den Reichsfreiherrenstand mit zweitausend Reichsgulden Jahrgeld. An Leibnitz wurde einmal das Verdienst nach seinem Werthe geehrt.

Verfolgung.

Verfolgung dient zur christlichen Vervollkommnung.

Der heilige Johannes vom Kreuz war ein Karmelit. Da er als Ordensvorsteher größere Eingezogenheit und Verläugnung einführen wollte, zog er sich grimmige Feindschaft zu. Bei der nächsten Wahl wurde ihm kein Amt übertragen, dafür versetzten ihn die Oberen mit einigen andern Brüdern trotz seiner Schwächlichkeit nach Amerika. Auf dem Wege bekam er ein heftiges Fieber und eine schmerzliche Entzündung am Beine. Er wählte das Kloster von Ubeda, weil der dortige Vorsteher unfreundlich gegen ihn gesinnt war, und weil er dort keine Bequemlichkeit zu hoffen hatte. Wirklich ließ der Vorsteher seinen Unwillen merken, als der Kranke kam. Johannes hatte fünf Wunden am Fuße, aus welchen unaufhörlich Eiter floß. Er konnte sich gar nicht bewegen, indem

sich die Geschwüre am ganzen Körper ausbreiteten. Während der heilige Mann Tag und Nacht in Schmerzen lag, verursachte ihm der Vorsteher allen möglichen Verdruß und Leid; er quälte den Kranken mit Vorwürfen, daß er dem Kloster Unkosten verursache; einem Bruder, der ihn wartete, verbot er diesen Liebesdienst; wenn andere Leute dem Kranken Etwas zur Erleichterung schickten, nahm es der Prior oft weg und sagte: er braucht es nicht; lief aber selbst wieder zum Kranken und sagte es ihm, und suchte auch sonst mit kränkenden Reden ihn zu peinigen. Ja es widerfuhr ihm noch die Schande, daß boshafte Obere eine Untersuchung gegen ihn anstellten, so daß selbst seine früheren Freunde ihn verließen und aus Furcht seine Briefe verbrannten. Endlich war die Zeit der Reise gekommen, der Tod kelterte den kostbaren Wein seiner heiligen Seele. Er bat noch alle Brüder und auch den gehässigen Vorsteher um Verzeihung für allen Verdruß, den er seinetwegen gehabt habe. Er starb nach seiner Voraussage an einem Freitage.

Verführer.

Wehe dem Verführer.

Ein in einem Walde liegendes Kloster ward in einem strengen Winter jede Nacht von einer Schaar Wölfe umlagert. Eines Abends ließ man das Hofthor offen und legte ein todtes Pferd vor das Kloster hinaus. Als die Wölfe kamen, zog man an verborgenen Stricken das Pferd allmählig bis auf den Klosterplatz zurück. Lange bedachten sich die Wölfe, ob sie durch das Thor folgen sollten. Endlich nach vieler Vorsicht wagte es ein alter Wolf. Man ließ ihn eine Weile ruhig an dem Pferde fressen; endlich folgten alle Wölfe nach. Da schloß man schnell das Thor und die Klosterknechte umringten gut bewaffnet von allen Seiten den Haufen der Wölfe. Als diese sich gefangen sahen, zerrissen sie den alten Wolf, der sie verführt hatte und dann ließen sie sich ohne viele Gegenwehr alle todtschlagen. Wenn schon Wölfe mit ihrem Wolfsverstande fühlten, daß der Verführer zerrissen zu werden verdiene, wie streng wird erst Gott strafen! Verführung ist eine schwere Sünde. Es wäre einem Verführer besser, daß man ihm einen Mühlstein an den Hals hänge und ihn in's Meer versenke; weil er durch Verführung Seelen tödtet, sie dem Teufel zuführet, um's ewige Leben bringt und das Leiden Jesu an ihnen vereitelt. Es nehme sich Jeder, der mit unschuldigen Menschen, besonders mit Kindern zu thun hat, in Acht, daß er vor ihren Augen nichts Böses thue oder rede, was sie nachahmen könnten; noch mehr hüte sich Jeder, einen Unschuldigen durch Reiz, Ueberredung oder gar durch Abrichtung zu verführen und zu verderben. Ein Jeder mache das gegebene Aergerniß gut, wenigstens durch brünstiges Gebet für den Verführten.

Verführung unter dem Heiligenscheine eine schreckliche Sünde.

Ein Missionär war in Karthagena in Amerika siebenzehn Beguinen, die in eine Gesellschaft sich verbunden hatten, um in einer geordneten Lebensweise

sich zu fördern und ihr Heil zu wirken, als Beichtvater vorgesetzt. Drei waren alt, eine häßlich. Dreizehn Schwestern verführte er, indem er vorgab, Jesus Christus sei ihm bei der heiligen Messe erschienen und er habe ihn um die Dispens von der Keuschheit für sie gebeten, weil sie noch sehr jung seien, habe dieselbe auch erlangt, unter der Bedingung, daß sie, um Aergerniß zu vermeiden und die Sache geheim zu halten, ihre Leidenschaft ausschließlich mit ihm zu befriedigen hätten. Sie gingen nach einander in die grob gelegten Stricke, und das dauerte drei Jahre hindurch, bis die jüngste tödtlich erkrankte, einen andern Beichtvater verlangte und diesem die Sache entdeckte, der sie dann nach ihrem Begehren dem geistlichen Gerichte enthüllte. Sie gestand, sie habe niemals die Offenbarung für wahr gehalten, habe aber doch drei Jahre dem sträflichen Verkehre sich hingegeben, wohl wissend, daß sie Gott beleidige; aber sie habe gethan, als glaube sie daran, um ohne Erröthen sich unter dem Scheine der Tugend zügellosen Begierden hingeben zu können. Die Anderen waren minder aufrichtig und gaben vor, sie hätten an die Wahrheit dieser Offenbarung geglaubt. Der Verführer wurde nach Europa geführt und von der Inquisition gerichtet, die Nonnen wurden in verschiedene Klöster zerstreut. (Görres Mystik III. Thl. S. 678.)

Der Verführer der Unschuld ladet eine schwere Schuld auf sein Gewissen.

In dem böhmischen Städtchen K. wohnte ein schönes und braves Judenmädchen. Ein Offizier aus einem der höchsten Adelshäuser sah sie, liebte sie und verlangte ihre Gegenliebe. Sie weigerte sich standhaft, sich mit ihm einzulassen, wegen der Verschiedenheit der Verhältnisse und der Religion. Nach einiger Zeit kam das Mädchen zu ihrer Ausbildung nach Prag. Dort sah sie der Offizier wieder und beredete sie, mit ihm nach Wien zu reisen, wo er sie in einem herrschaftlichen Hause als Gesellschafterin unterbrachte und wo sie allgemein geachtet wurde. Das Mädchen liebte den Offizier auch und ließ sich in einer schwachen Stunde zur Unkeuschheit verleiten, in Folge welcher sie schwanger wurde. Der Offizier verließ sie und blieb dann in Italien in der Schlacht bei Custozza. Sie lebte jetzt für sich, und da sie getauft worden war, von der Unterstützung ihrer Pathin. Doch als das Kind geboren war, wußte sie sich nicht zu ernähren und sie war genöthigt, den Ring, den ihr der Offizier geschenkt, zu verkaufen. Der Juwelier vermuthete aus ihrer ärmlichen Kleidung einen Diebstahl und zeigte die Sache der Polizei an. Dadurch kam die Mutter des Offiziers zur Kenntniß der Liebschaft ihres Sohnes. Sie eilte nach Wien, suchte das Mädchen auf und wollte es mit sich nehmen. Doch es war so krank, daß sie bald vor Gram starb. Die Mutter des Offiziers sorgte nun doch für das Kind.

Verführung hat böse Folgen.

Ein tragischer Vorfall störte am 10. März 1867 die Freuden eines von der gesammten Jugend der Stadt und Umgebung besuchten Balles zu Castellar in Frankreich. Mitten unter dem Brausen einer stürmischen Polka sank plötzlich ein Tänzer zusammen und seine Tänzerin, einen Dolch in der Hand schwingend,

wollte eben einen zweiten Stoß gegen den Mann führen, der, in der Brust schwer verwundet, auf dem Boden lag. Alles drängte sich an den Unglücklichen heran, um ihm Beistand zu leisten. Marie P., die Verbrecherin, wurde alsogleich festgenommen. Sie ließ es ohne Widerstand geschehen, und erklärte, der junge Mann habe sie verführt und ihr zu wiederholten Malen die Ehe versprochen. Nach an demselben Tage Früh habe sie ihm sein Versprechen in's Gedächtniß zurückgerufen, der Verführer habe aber ihre Bitte rundweg abgeschlagen. Ueber diese Treulosigkeit auf's Tiefste empört, habe sie ihm Rache geschworen und den Ballabend zur Vollführung des Verbrechens ausersehen. Er habe ihr das Herz gebrochen, dafür habe sie ihm den Dolch in's falsche Herz gestoßen. Die einundzwanzigjährige Verbrecherin zeigte jedoch bald nach ihrer Verhaftung Spuren tiefer Reue; der junge Mann, fünfundzwanzig Jahre alt, liegt in beinahe hoffnungslosem Zustande.

Vergänglich.

Irdische Freuden und körperliche Schönheit sind vergänglich.

O wie thöricht sind doch jene Jünglinge und Mädchen, die sich auf ihre Schönheit etwas einbilden; eine kleine Krankheit, das erste Wochenbett zerstört sie. Ihr gleichet der Tigerlilie mit sanftrothen Blumen, die sich an ihrem Ehrentage bei Sonnenaufgang gleich völlig öffnen, am Mittage mit dem süßesten Farbenschmelze schillern, und deren Blumenblätter so fleischig erscheinen, als sollte die Blame lange dauern; aber schon nach einigen Stunden am nämlichen Tage ist die Herrlichkeit aus, um drei Uhr Nachmittags fällt die Blume wie verfault plötzlich zusammen. So ist es mit allen Freuden, namentlich mit der körperlichen Schönheit; Nichts ist vergänglicher, als sie.

Vergeltung.

Es gibt eine gerechte Vergeltung Gottes zuweilen schon im Leben.

Als man in Frankreich Karl X. absetzte, luden die Abgeordneten den Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, ein, nach Paris zu kommen und die Stelle eines Generalstatthalters des Königreichs anzunehmen. Ludwig hielt sich auf seinem Landsitze Neuilly auf, als man ihm Boten über Boten sandte, schleunigst nach Paris zu kommen. Der Herzog zögerte, denn Karl X. war erst einige Meilen entfernt; in Paris konnte Uneinigkeit entstehen und der Schwindel nachlassen; auch fürchtete er den Tadel Europa's, wenn er so undankbar wäre, die Krone für sich zu nehmen und sie nicht dem rechtmäßigen Thronfolger, dem Herzog von Bordeaux aufbewahre; zudem hatte ihn seine geliebte Gemahlin, eine edle Seele, noch vor ihrem Abschiede beschworen, er solle die Sünde einer Verdrängung der königlichen Familie nicht auf sich laden. Nach langem und vorsichtigem Zögern begab er sich spät Abends nach Paris. Fast ein Menschenalter war ihm wie ein Traum verschwunden; im Jahre 1848

mußte er mit seiner Familie verkleidet, ohne Geld aus Frankreich fliehen und verbannt in England eine Zufluchtsstätte suchen. Gewissensbisse mußten ihn ängstigen, denn auf seiner Flucht rief er wiederholt: Wie Karl X.! Wie Karl X.! Es war, als wollte er zu sich sagen: Wir sind Alle schuldig gegen unsern Bruder; darum ist dieses Leid uns zugestoßen! Ja, es gibt eine gerechte Vergeltung Gottes zuweilen schon in diesem Leben.

Es gibt eine gerechte Vergeltung.

Eine Fabel erzählt, daß ein Landesfürst einen seiner Diener in den Adelstand erhoben und ihm einige Unterthanen gegeben habe. Als nun diese ihrem neuen Herrn huldigten, brachte ihm ein Jeder ein Geschenk an Geld, Einer drei, Andere vier Thaler, auch zehn, Jeder nach seinem guten Willen. Diese Gaben schrieb sich der neue Herr auf und forderte alle Jahre so viel, als er gebracht hatte. Nach einigen Jahren lag er krank am Podagra darnieder, und zudem zündete er aus Unvorsichtigkeit sein Bett an. Zum Unglück war Niemand zu Hause als ein Narr; diesem gebot er, zu löschen. Der Narr aber sprach: Da müßte ich ein großer Narr sein, denn was man dir ein Mal thut, verlangst du als Schuldigkeit; über's Jahr müßte ich wieder löschen. Er ließ ihn verbrennen. Gerechte Vergeltung!

Es gibt eine gerechte Vergeltung.

Das Freiburger Kirchenblatt aus Baden erzählt: Im Dorfe E., Amtsbezirk Meßkirch, besuchte unlängst der seeleneifrige Ortsgeistliche den Steinbruch, wo schon vielfache Unglücksfälle vorkamen, in der edlen Absicht, vor etwa drohenden neuen Unglücksfällen zu warnen; denn leider kommt es gar oft vor, daß unachtsame Arbeiter an den gefährlichsten Stellen leichtfertig fortgraben, wie wenn sie Nichts bedrohete. Ein Arbeiter, der kein allzugroßer Freund der Schwarzröcke gewesen zu sein scheint, fuhr plötzlich — mit höchster Wahrscheinlichkeit absichtlich — an die Füße des Ortsgeistlichen mit einem beladenen Geröllkarren so derb an, daß der verletzte Herr es acht Tage lang schmerzlich fühlte. Der unsanfte Arbeiter ahnte dieß selber, indem er nachträglich schadenfroh äußerte: Der wird den Karren gespürt haben! — Vierzehn Tage darnach fiel genau an derselben Stelle des Steinbruches derselbe Arbeiter, als er herabrollendem Gerölle ausweichen wollte, auf fast unerklärliche Weise rücklings mit dem Hinterhaupte so hart auf einen Stein, daß er schnell mit zerschmettertem Schädel eine Beute des Todes wurde. Für die Wahrheit der Thatsache können wir fest bürgen! Den als Augenzeugen dort gestandenen Mitsteinbrechern dünkte dieser Vorfall kein Zufall zu sein. (Gemeindeztg.)

Es gibt eine gerechte Vergeltung.

Ein wohlhabender Bauer aus Ungarn hatte die sonderbare üble Gewohnheit, im berauschten Zustande in den Stall zu gehen und die Pferde durchzupeitschen. Vor einigen Tagen kam derselbe spät Abends nach Hause, nachdem er zuvor den ganzen Tag im Wirthshause gesessen und sich betrunken hatte.

Er konnte es auch dießmal nicht unterlassen, seine Passion an den Pferden auszulassen. Spät in der Nacht ging er hinaus in den Stall und kam nicht mehr zurück. Sein Weib dachte, er wäre im Stalle eingeschlafen, wie dieß schon öfters geschah; allein wie erschrack sie, als er am frühen Morgen zwischen den Pferden liegend todt aufgefunden wurde. Am Halse zeigten sich Spuren, als ob er erwürgt worden sei. Wahrscheinlich hat ihn ein Pferd am Halse gebissen oder getreten. Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes; wer nicht Barmherzigkeit übt, wird auch keine Barmherzigkeit finden; solche Teufelmenschen gehören nirgends hin, als zu den Teufeln in die Hölle! (Gemeindeztg.)

Gerechte Vergeltung Gottes an den Juden für die Kreuzigung Christi.

Als Vespasian die Judenstädte einnahm, wurden allein in Jotapa vierzigtausend, und in Gallien siebenzigtausend erschlagen. Bei der Belagerung Jerusalems war eine solche Hungersnoth, daß Mütter ihre Kinder schlachteten und aßen. Titus hätte gerne den herrlichen Tempel erhalten, allein ein Soldat warf Feuer hinein und Tempel und Stadt wurden ein Aschenhaufen. Mehr als eine Million Juden kamen in diesem Kriege um. Die Gefangenen wurden zum Theil an's Kreuz genagelt, wie sie es mit Christus gemacht hatten, zum Theil den wilden Thieren vorgeworfen und die Kinder wurden in die Sklaverei verkauft. Seitdem ist der Judenstaat auf immer vernichtet. Jetzt sind sie ohne Vaterland, ohne Tempel, ohne Opfer, ohne Priester. Kein König aus ihrem Volke beherrscht sie. Fremd unter allen Völkern wandeln sie noch immer umher als lebendige Beweise von des Herrn Strafgericht und von der Göttlichkeit der christlichen Religion.

Es gibt eine gerechte Vergeltung.

Als Maria, welche von ihrer Mutter katholisch erzogen war, den Thron Englands bestieg, gab sie die geraubten Kirchengüter, die der Krone zugefallen waren, heraus. Dieß nahmen die Großen übel und zettelten eine Verschwörung an, welche die Johanna zur Königin ausrief. Maria ließ sie hinrichten, und unter diesen traf das Loos auch den Erzbischof Cranmer, der unter Heinrich VIII. so Viele dem Tode überlieferte. In der Haft stellte er sechs Erklärungen aus: er sei vom wahren Glauben abgefallen, die protestantische Religion sei falsch, er habe das Sakrament schrecklich gelästert, habe sich des Hochverrathes und Mordes schuldig gemacht, er hoffe keine Begnadigung, nur bitte er Alle, für seine arme Seele zu beten. Diese Erklärung las er noch auf dem Richtplatze ab und fügte einen Eid hinzu, in der Hoffnung, durch seine Reue Begnadigung zu erlangen. Als man aber Hand an ihn legte, um ihn auf den Scheiterhaufen zu werfen, widerrief der Heuchler seine eben beschworne Erklärung, steckte die Hand, mit welcher er sie unterschrieben hatte, in's Feuer und rief, er lebe und sterbe als Protestant. So verbrannte er, der so Viele auf den Scheiterhaufen gebracht hatte.

Es gibt eine gerechte Vergeltung.

Heinrich VIII. hatte schon siebenzehn Jahre mit seiner Gemahlin Katharina in rechtmäßiger Ehe gelebt, als er unter den Hofdamen seiner Gemahlin ein Fräulein, Anna Boleyn von zwanzig Jahren fand, welche ihm besser gefiel, als sein tugendhaftes Weib. Ohne Umstände verstieß er seine Gemahlin und heirathete diese Anna Boleyn. Als Katharina starb, trug sich der Hof schwarz, nur diese Anna kleidete sich weiß und sagte, jetzt erst sei sie recht Königin. Aber nicht vier Monate sollte diese Freude dauern. Während der König beschäftigt war, Glaubenslehren vorzuschreiben, Klöster und Hospitäler einzuziehen, Katholiken den Bauch aufzuschlitzen, oder sie hängen und verbrennen zu lassen, suchte sie Unterhaltung bei vertrauten Hofherren. Heinrich merkte so Etwas. Im Mai 1536 gab sie bei einem Lanzenstechen zu Grenwich in Gegenwart des Königs gar zu deutlich einem Ritter ihre Vorliebe für ihn zu erkennen. Der König entfernte sich gleich und befahl, seine Gemahlin ihm auf der Themse nachzubringen und sie in den Tower zu setzen. Am 15. Mai ward sie mit vier mitschuldigen Hofherren zum Tode verurtheilt und hingerichtet. — Hier sieht man die Vergeltung; der König, der seiner Gemahlin untreu wurde, wurde von dieser Buhlerin betrogen; diese Anna Boleyn, welche eine rechtmäßige Ehe zerstörte, wurde wegen Untreue verbrannt! O es lebt ein gerechter Gott im Himmel, der zu seiner Zeit das Böse durch dasselbe Böse zu strafen weiß.

Es gibt eine gerechte Vergeltung.

Die böhmischen Stände belagerten den Kaiser Rudolf in seinem Prager Schlosse. Dieß benützte sein Bruder Mathias; er eilte nach Böhmen, zog triumphirend in Prag ein und der bedrängte Rudolf mußte ihm dazu noch Glück wünschen. Aber Mathias wollte mehr, er ließ eine Urkunde ausfertigen, welche Rudolph unterschreiben mußte, worin er sagte, er bewillige, daß Mathias gleich zum böhmischen Könige gekrönt werde; was denn auch geschah. Als Rudolf das Blatt unterzeichnet hatte, warf er zornig den Hut zu Boden und zerbiß die Feder. Sein Bruder ließ ihm auch gar Nichts, als sein Prager Schloß und den Kaisertitel mit einem jährlichen Gnadengehalte von dreihunderttausend Gulden. Nach zwei Jahren starb Rudolf und Mathias wurde auch zum deutschen Kaiser gekrönt. Als Mathias acht Jahre regiert, alt und kränklich war und keine Kinder hatte, stellten seine Brüder diesem trägen Mathias einen Gegenkönig auf und ließen ihn zum König von Böhmen krönen. So widerfuhr ihm dieselbe kränkende und beschimpfende Beleidigung, wie er sie vor acht Jahren seinem Bruder Rudolf angethan hatte.

Es gibt eine gerechte Vergeltung Gottes.

Der morgenländische Kaiser Andronikus hatte drei Jahre seinen Thron besessen, als gegen ihn Isaak Angelus eine Empörung anzettelte, welche ihn zum Kaiser machte. Isaak ließ den Andronikus binden und vorführen, überhäufte ihn mit empörendem Stolze mit Schmähungen, und gab ihn dann seinen Soldaten und dem grimmigen Pöbel preis; diese schlugen ihn, spien ihm in's

Gesicht, stießen ihn in die Rippen, rauften ihm die Haare aus, schlugen ihm die Zähne ein, zuletzt hieben sie ihm die rechte Hand ab, blendeten ihm ein Auge, setzten ihm eine Krone von Zwiebeln auf's Haupt, setzten ihn mit dem Gesichte rückwärts auf ein räudiges Kameel und schleppten ihn langsam durch die Stadt, während aus den Fenstern Erde, Staub, Kehricht und Töpfe voll siedenden Wassers auf ihn geworfen wurden. Als sie endlich auf dem Marktplatze angelangt waren, banden sie ihn an zwei Säulen, mit dem Kopfe abwärts und der Pöbel übte von Neuem seinen Muthwillen an ihm, bis zuletzt zwei Soldaten, als wollten sie die Schärfe erproben, zu gleicher Zeit ihre Schwerter in seinen Rücken bohrten, worauf er starb. Alle diese Mißhandlungen trug Andronikus geduldig; nur von Zeit zu Zeit sagte er: Herr erbarme Dich meiner! Andronikus erkannte nämlich in seinem Schicksal die strafende Vergeltung Gottes und unterwarf sich ihr mit zerknirschtem Herzen; denn er hatte sich gewaltsam des Thrones bemächtigt; er hatte den Jüngling Alexius, den rechtmäßigen Thronerben, welchen der sterbende Kaiser Manuel seiner Obhut anvertraute, ermorden lassen. O es lebt eine gerechte Vergeltung Gottes!

Es gibt eine gerechte Vergeltung.

W. Binder macht in seiner „Geschichte des philosophischen und revolutionären Jahrhunderts" über Napoleon I. folgende interessante Bemerkung: „Ohne uns hier das Amt eines Leichenredners, noch weniger aber das eines Richters über sein Leben und seine Thaten anmaßen zu wollen, können wir doch nicht umhin, auf die höhere Waltung aufmerksam zu machen, die so deutlich in diesem Manne sichtbar ist. Unergründlich sind oft die Gerichte Gottes und unerforschlich Seine Wege; aber in diesem Falle liegen sie so augenscheinlich zu Tage, daß wohl Niemand den Finger Gottes verkennen wird. „Vergreift euch nicht an meinem Gesalbten!" hatte der Herr gesagt. Aber Bonaparte erkühnte sich, den heiligen Vater im Schlosse Fontainebleau mit Gewalt zur Abtretung des Kirchenstaates zwingen zu wollen. Wie zeigte sich da die Hand des Herrn! In demselben Schlosse wurde nachher Napoleon wirklich gezwungen, Alles, was er sich angemaßt hatte, abzugeben. Bonaparte hielt das Oberhaupt der Kirche an zwei Orten gefangen, zuerst in Savona, dann zu Fontainebleau. Der Herr ist gerecht; an zwei Orten, auf der Insel Elba und Helena, saß auch Napoleon noch viel gedemüthigter und verachteter gefangen. Bonaparte hielt den Papst zu Savona kürzere, zu Fontainebleau längere Zeit, dort milder, hier strenger in Gewahrsam; mit demselben Maße, womit er ausgemessen, wurde auch ihm wieder eingemessen. Sieben Jahre lang hatte Napoleon die Säule und Stütze der Kirche aller Freiheiten beraubt und für immer zu stürzen gesucht; — sieben Jahre lang mußte auch er gefangen sitzen und — schmerzlich zu Grabe gehen. Endlich, damit die Kirche Christi recht vor aller Welt verherrlicht werde, wurde er, der sich erkühnt hatte, den Felsen Petri überwältigen zu wollen, auf einen Felsen, auf die nackte Insel Helena, angeschmiedet und am Namenstage des Nachfolgers des heiligen Petrus, Pius, vor das Gericht Gottes gerufen. Möge er einen gnädigen Herrn und Richter jenseits gefunden haben!"

Der gerechte Gott pfleget mit gleicher Münze zu vergelten.

Kaiser Leo IV. hat zu Konstantinopel aus der Krone, welche der Kaiser Mauritius der heiligen Sophia geschenkt, einen kostbaren Edelstein genommen. Er wurde mit gleicher Münze bezahlt; denn kaum hatte er die Krone aufgesetzt, so fuhr ihm allda ohne Verzug eine Pestbeule aus, woran er starb.

Heinrich III. ließ den Herzog und Kardinal de Ghisa durch seine Wachen umbringen, denen er zur Parole das Wort: Klemens, gegeben; er wurde mit gleicher Münze bezahlt, indem ein gemeiner Bösewicht, mit Namen Klemens, den König mit einem großen Messer in seinem Kabinete erstach.

Es gibt eine gerechte Vergeltung Gottes.

In der Pikardie verliebte sich ein adeliger Wittwer in die Frau eines Adeligen und trachtete, ihn aus dem Wege zu räumen. Einst lud er ihn auf sein Landgut, bestellte einen Meuchelmörder und ließ ihn auf dem Heimwege ermorden und eine Stunde weit in Dorngestrüpp werfen. Als sich die Frau bei ihm erkundigte, half er suchen und fand den Ermordeten. Nachdem die Trauerzeit vorüber war, trug er der Wittwe des Ermordeten seine Hand an. Nach langem Ueberlegen willigte sie endlich ein. Da er sie leidenschaftlich liebte, gestand er ihr in einer vertrauten Stunde, daß er ihren Mann ermordet habe, um sie besitzen zu können. Die Frau ließ sich zwar Nichts merken, aber sie machte den festen Vorsatz, ihm auch das Leben zu nehmen, was sie auch ausführte. Als er sich eines Tages betrunken hatte und fest schlief, schnitt sie ihm mit einem scharfen Messer die Gurgel ab, was augenblicklich seinen Tod zur Folge hatte. (Nicolaus Caussinus Tract. 4. Sup. Confit. cap. 2.)

Es gibt eine gerechte Vergeltung Gottes.

Im Dezember 1866 traf in Sch. ein Soldat ein, welchem in der Schlacht von Custozza die linke Hand zerschmettert worden war, daher er, diese Hand im Tuche tragend, als dienstuntauglich heimgeschickt wurde. Dieser an und für sich leider nur zu häufig vorkommende Fall erscheint deßwegen besonders merkwürdig, weil der nun zum Krüppel Geschossene vor seiner Assentirung ein Thunichtgut war, und dieselbe damals ganz gesunde Hand in einer Schlinge tragend, betteln ging und in Berücksichtigung dieses erheuchelten Gebrechens zahlreiche Almosen erhielt, von welchen er lebte. Nun ist er wirklich auf Almosen angewiesen. O eine gerechte Vergeltung Gottes!

Es gibt eine göttliche Vergeltung.

Zwei Bauern aus Kärnten tranken in einem Wirthshause. Jeder war mit Einem Pferde in einem Steierwagel gekommen. K. machte dem R. einen Tauschvorschlag mit ihren außen stehenden Pferden, wovon jedoch Letzterer, dessen trächtige Stute viel mehr werth war, nichts wissen wollte. Darüber erzürnt, faßte K. den Entschluß, dem R. einen Schabernack zu spielen. Er spannte die Stutte des R. in sein Wagel und fuhr nach Hause, während er das seine, ein ausgemustertes Militärpferd von geringem Werthe, stehen ließ.

Als nun R. nach einer Weile fortfahren wollte, fand er nirgends sein Wagel und Pferd und machte, in der Meinung, das Pferd sei mittlerweile allein nach Hause gegangen, sich zu Fuß auf den zwei Stunden weiten Heimweg. Allein auch da war das Fuhrwerk nicht zu finden, bis er erfahren, daß sein Pferd bei R. stehe. Das Pferd des K. fand man ertrunken im Gurkflusse. R. klagte und K. mußte das Pferd herausgeben und allen Schaden vergüten.

Es gibt eine Vergeltung.

Bekanntlich ist am 5. April 1867 der Admiral Persano vom Senate des Ungehorsams, der Unwissenheit und Fahrlässigkeit schuldig erkannt, zum Verluste der Admiralswürde und zur Zahlung der Prozeßkosten verurtheilt worden. Vor sieben Jahren hat derselbe Admiral dem Papste Ankona weggenommen, wohin sich der edle und tapfere General Lamoricière nach dem Ueberfall von Kastell-Fidardo geflüchtet hatte, und hat die Stadt, nachdem sie schon kapitulirt hatte, noch zwölf Stunden lang bombardirt. Merkwürdigerweise sind von den fünf hauptbetheiligten Rädelsführern, die dem heiligen Stuhle die Marken und Umbrien in niederträchtigster Weise entrissen hatten, bereits vier vom Schicksal erreicht worden. Graf Cavour, welcher am 7. September das berüchtigte Ultimatum an den Kardinal Antonelli sandte; Manfred Fanti, Kriegsminister; Karl Louis Farini, welcher das berühmte Proklam an die Italiener vom 9. desselben Monats gegenzeichnete, worin es heißt: Ich habe meinen Soldaten befohlen, die Marken und Umbrien anzugreifen und das aus aller Herren Länder zusammengelaufene Gesindel, d. i. die päpstliche Armee, das sich angesammelt hatte, zu zerstreuen; Karl Persano und endlich Heinrich Cialdini, welcher in seinem Tagesbefehl vom 11. September die heldenmüthigen und tapfern Vertheidiger des Papstes, „einen Schwarm besoffener Fremden", nannte und zu seinen Soldaten sagte: Bekämpft und zerstreut ohne Schonung die feilen Henkersknechte! Welches war nun das Ende der ersten vier? Persano's schmähliches Loos haben wir gehört. Es war nach oben erwähntem Ultimatum kein Jahr vergangen, und Graf Cavour ward von einem plötzlichen Uebel unversehens befallen und starb elend nach wenigen Tagen, ohne daß er sich mit seinem Gott versöhnen konnte, dessen Statthalter er der besten Provinzen beraubt, dessen Regierung er so arg verläumdet, dessen Exkommunikation er verachtet hatte. Bald darauf ward Manfred Fanti von einem geheimnißvollen Uebel geplagt, welches ihn durch zwei Jahre weder leben noch sterben ließ und nachdem es ihn auf jede nur mögliche Weise gemartert, machte es endlich seinem Leben ein Ende. Ihm folgte Karl Farini, welcher, damals Präsident des Ministeriums, vom Wahnsinn befallen ward und in einem Narrenhause in einem wahrhaft bedauerungswürdigen Zustande sein Leben endete. Von den fünf Helden ist bisher der einzige Cialdini noch unverletzt, obgleich auch er vor zwei Jahren mit einer schweren Krankheit heimgesucht wurde. Man wird freilich sagen: es sind nur Zufälle! Aber vier sogenannte Zufälle unter fünf müssen zu den ernstesten Erwägungen Anlaß bieten, und zwar um so mehr, als diese Zufälle bald auf eine merkwürdige Rede folgten, welche Joseph Ferrari, einer der Hauptrevolutionäre

und der größten Feinde des Papstthums am 27. Mai 1860 in der Deputirtenkammer hielt, wo Cavour, Fanti, Farini, Persano und Cialdini gegenwärtig waren. Zu diesen gewendet sprach Ferrari fast feierlich: Das Papstthum, das ihr todt oder fast todt glaubtet, halte ich, der ich gewiß nicht im Verdachte bin, es zu sehr in Ehren zu halten, für sehr lebenskräftig; ich sehe, daß alle Jene, die es tollkühn anzutasten wagten, ein schlechtes Ende nahmen! Es gibt eben auf Erden schon eine gerechte Vergeltung. (Gemeindeztg. vom 9. Mai 1867.)

Es gibt eine Vergeltung schon auf Erden.

Ein in Italien reisender Tiroler berichtet über folgenden seltsamen Fall: Wir hielten in Padua an und gingen zum heiligen Antonius, um dort unsere Andacht zu verrichten. Am nächsten Tage fuhren wir nach Bologna und hatten einige rabiate Reisegefährten aus Neu-Italien. Ein dicker Herr sprach Grundsätze aus, die dem Teufel wenig Schande gemacht hätten. Er schimpfte auf Papst, Evangelien, Sakramente und alles Heilige und suchte sich Gehilfen; jedoch er fand nur einen jungen Mann als Sekundanten, der wahrscheinlich bei Renan studirt hatte. Angesichts solcher Gotteslästerungen kam es uns immer wahrscheinlicher vor, was vorigen Tags ein Herr aus Venedig unserer Gesellschaft erzählte. In einem Kloster mußten einem italienischen Kommissär die heiligen Gefäße vorgelegt werden. Der Klostervorstand ließ sie in der Sakristei aufstellen; der Beamte kam und fuhr gleich mit der Hand auf dieselben los. Der Vorstand sagte und bedeutete ihm: Sie dürfen die geweihten Gefäße nicht anrühren! Jedoch der Mann setzte sich darüber leicht hinweg und siehe da, es befiel den Unglücklichen der Wahnsinn, und er mußte in eine Irrenanstalt gebracht werden, wo ihm in seiner traurigen Lage nur die Nachricht Trost und Linderung bringt, wenn man ihm sagt, daß die Patres noch beisammen sind.

Vergnügen.

Sündhafte Vergnügen zur Warnung bestraft.

Ein Mädchen, sonst gar fromm und den Heiligen zugethan, liebte das Ballspiel, das Jünglinge und Jungfrauen miteinander zu treiben pflegten, allzu sehr. Sie ward deßwegen oft gewarnt, konnte sich aber nicht überwinden, das Spiel aufzugeben. Da geschah es, als sie eines Tages sich dieser Leidenschaft hingegeben, daß der Ball sich plötzlich ihr fest an die Hand hing, daß er nur unter großen Schmerzen, und mit nicht geringer Beschämung wieder gelöst werden konnte. Sie unterließ fortan diesen Zeitvertreib und wendete sich zu einem ernsteren Leben.

Man muß sein Vergnügen unterbrechen, um zu beten.

Von dem frommen und heiligmäßigen Kaiser Ferdinand II. wird gelesen, daß er sich öfters mit Jagen belustigte; aber durch heilige List wußte er sich von seinen Leuten abzusondern, wo er vom Pferde stieg, ein Marienbildchen an einen Baum hängte und davor mit gebogenen Knieen betete. Ob solches bei

den Jägern noch üblich ist, weiß ich nicht; aber das Fluchen und Sakramentiren, des Teufels Wandsprüche, sind noch in der Uebung.

Verläugnen.

Ohne Verläugnung seiner selbst ist keine Tugend denkbar.

Tugend und Liebe Gottes kann ohne Verläugnung seiner Selbst nicht bestehen; je mehr Fertigkeit man in der Selbstverläugnung erlangt, desto freier entwickelt sich auch die Tugend und Liebe Gottes. Diese Selbstverläugnung muß durch häufige Uebung in erlaubten Dingen erlangt werden und darin müssen besonders die Aeltern ihre Kinder üben. Der Jagdhund wäre ohne Selbstverläugnung ganz unbrauchbar; denn er muß das geschossene Wild holen, muß es in seinem Maule tragen, muß das frische warme Blut im Maule fühlen und schmecken und sich doch überwinden können, daß er nicht den Hasen weglegt, zerreißt und frißt. Zu dieser Staunen erregenden Selbstverläugnung wird er von Jugend an häufig gewöhnt. So müssen Aeltern ihre Kinder üben; im Abbruch im Essen, im Schlafe, im Mittheilen einer Sache, im Schweigen, im Zürnen.

Durch Verläugnung haben sich die Heiligen in der Tugend behauptet.

Einst beschlichen den heiligen Makarius eitle, ruhmsüchtige Gedanken, die ihn aus seiner Zelle hinaustrieben und ihm eingaben, er sollte nach Rom gehen, um den Kranken zu helfen; denn es wirkte in ihm die Gnade mächtig. Nachdem er lange widerstanden hatte, wurde er sehr beunruhigt. Da warf er sich an der Schwelle seiner Zelle auf den Boden nieder, streckte die Füße zur Thüre hinaus und rief: Ziehet und zerret mich hinaus, ihr Teufel, wenn ihr könnt; ich selber gehe keinen Schritt und sollte ich bis auf den Abend hier liegen bleiben. Die Versuchung hörte auf, er stand auf; aber bei einbrechender Nacht stellte sich die Versuchung wieder ein. Da füllte er einen Korb, der zwei Schäffel faßte, mit Sand, lud ihn auf seine Schultern und durchzog damit die Wüste. Als ihm Theodor Cosmetor von Antiochia begegnete, fragte er ihn, was er so schwer trage? Makarius antwortete: Ich peinige den, der mich peinigt; denn mein träger und nachlässiger Leib gibt mir ein, ich soll reisen. Nach langem Herumlaufen kehrte er mit ganz erschöpftem Körper in seine Zelle zurück und hatte nun Ruhe vor der Versuchung.

Verläumdung.

Die Heiligen verabscheuten die Verläumdung.

Als der heilige Franz Seraphicus hörte, daß ein Bruder den Ruf eines Bruders schwärze, sagte er zu seinem Vikarius: Geschwind auf und forsche genau nach! Und findest du den angeschwärzten Bruder unschuldig, so strafe den Ankläger scharf und mache ihn Allen kennbar. Es drohen dem Orden große Gefahren, wenn den Verläumdern nicht begegnet wird. Geschwind verwandelt sich der süße Geruch Vieler in einen gräulichen Gestank, wenn nicht

die Gestank athmenden Mäuler verstopft werden. Sorge mit aller Vorsicht, daß diese ansteckende Seuche nicht weiter um sich greife. Ein Bruder, der seinen Mitbruder des guten Namens beraubt, soll auch seines Habites beraubt werden und seine Augen nicht zu Gott erheben dürfen, bis er den geraubten guten Ruf wieder zurückgegeben hat.

Verläumdung ist des Teufels Lust und Laster.

Der Bischof von Mainz sandte einst Priester ab, um die von einem bösen Geiste beunruhigten Aecker und Häuser zu segnen und zu weihen. Anfänglich hat sich der Geist wohl gesperrt, letztlich ist er durch kräftiges Gebet gestillt worden und hat sich nicht wieder spüren lassen. Als aber die Geistlichen hinweg gewesen, ist er wieder gekommen und hat gesagt: Während die beschornen Pfaffen, ich weiß nicht, was murmelten, habe ich mich unter dem Mantel des Einen verborgen gehalten, der auf mein Eingeben des Wirths Tochter zu Nacht geschändet hat. Als er das gesagt, ist er mit großem Geschrei gewichen und hat fortan diese Orte verlassen. Diese Verläumdung brachte er aus Rache vor, weil er vertrieben wurde.

Verläumdung vergibt Gott nur nach geschehener Widerrufung.

Nach Johannes Lanuza kam einst ein Edelmann nach Alkala, um bei Alphons de Castro, einem der berühmtesten Theologen seiner Zeit, in einer wichtigen Angelegenheit Rath und Trost zu erbitten. Ich befand mich, sagte er, vor Kurzem in einem Abendzirkel, wo lauter Personen von Bedeutung beisammen waren. Das Gespräch lenkte sich auf eine sehr angesehene Hofdame von fürstlicher Geburt, man pries allgemein ihre ausgezeichneten Eigenschaften und stellte sie als ein Muster der Zucht und unbescholtener Sitten auf. Ich aber lächelte, stellte mich an, als Einen, der hierin eines Anderen belehrt wäre und zuletzt rühmte ich mich vollends ihrer Gunst. Da nun diese Anschuldigung durchaus unwahr und rein erlogen ist, so beunruhigt mich mein Gewissen höchlich und deßhalb suche ich Eueren Rath und Trost. Da schwieg Alphons einige Sekunden, mit allen Zeichen einer tiefen Betrübniß; alsdann sprach er: Mein Herr, Euer Fall ist unheilbar; um Euer Heil ist's auf ewig geschehen! Der Edelmann war von diesem Schreckenswort wie niedergedonnert; er suchte zwar auf alle mögliche Weise sich zu erheitern, aber das über ihn gefällte Urtheil kreuzigte ihn Tag und Nacht; endlich machte er sich auf und eilt nach Salamanka, um an dieser berühmten Hochschule einen der ersten Theologen zu Rathe zu ziehen. Dieser tröstete ihn mit guten Gründen, nachdem er den Gegenstand seines Kummers erwogen hatte. Bei aller Ehrerbietung vor Alphons de Castro, sagte er, der es mit seinen Worten wohl anders gemeint haben möchte, seid versichert, daß Gott Niemanden verstoßen wolle, und daß für jede Sünde ein Weg der vollkommenen Buße und Sühnung sich finden lasse. Der Jüngling athmete wieder frei. Wohlan denn, leget mir auf, was Ihr immer für gut erachtet, gerne, und sei es noch so beschwerlich, will ich Alles thun, um von

dieser Schuld frei zu werden. Der Theolog erwiederte: Es bedarf hier keiner besonderen und harten Bußwerke. Ihr habt sonst Nichts zu beachten, als daß Ihr allen jenen Personen, die an jener Gesellschaft Theil nahmen, Eueren Besuch abstattet und denselben freimüthig und so es nöthig wäre, auch eidlich bekennet und erkläret, daß Alles, womit Ihr den Ruf jener Dame befleckt habet, nichts als Verläumdung und völlige Lüge gewesen sei! Der Jüngling aber stand auf, ballte die Faust und knirschte mit den Zähnen. Nein und nimmermehr! rief er, dieß ist mir unmöglich, dieß kann ich meiner Ehre und meinem Range nicht vergeben! Nun dann, entgegnete der Theologe, nun sehe ich klar, daß Alphons de Castro die Wahrheit gesprochen; ja mein Herr, Eure Wunde ist unheilbar, Ihr habt den ewigen Tod auf Euch geladen!

Gott läßt auch über Heilige Verläumdung zu. — Strafe der Verläumder, Ehrenrettung.

Gott ließ es zu, daß der gute Ruf des heiligen Franz von Sales auf eine so greuliche und arglistige Weise angegriffen wurde, daß sogar die erleuchtetsten und solche Personen, die am schwersten zu überlisten waren, im Begriffe standen, alle Achtung zu verlieren, die sie gegen ihn hegten. Eine junge und schön gestaltete Buhldirne kam, nachdem sie zahllosen schändlichen Unfug in Chambery getrieben, nach Annecy, wohin sie ein Edelmann vom Hofe des Herzogs von Nemours gelockt hatte, der seit langer Zeit ein Feind des Hauses Sales, insbesondere aber des heiligen Bischofs war. Sie war nicht lange daselbst, ohne zu den nämlichen Ausschweifungen zu verleiten, die sie zu Chambery erregt hatte und ihr unzüchtiger Wandel war öffentlich bekannt. Der heilige Franz ließ sie heimlich warnen, ja sogar bedrohen; da sie aber der Schutz des Herzogs von Nemours, auf welchen dieser Edelmann pochte, übermüthig und frech machte, verachtete sie seine Warnungen und Drohungen. Der heilige Franz sah sich nun nothgedrungen, wider sie zu predigen, so nachdrücklich, daß mehrere ihrer Anhänger sie verließen und nie wieder sahen. Dieß erregte den Zorn dieses Weibes im höchsten Grade; dieß wollte der Edelmann, der Feind des Heiligen; er flammte ihre Rache noch mehr an. Diese Beiden schmiedeten einen Racheplan. Der Edelmann verschaffte sich Briefe von der Hand des heiligen Franz und verfaßte dann gemeinschaftlich mit der Buhldirne einen Brief, den der heilige Franz an sie geschrieben haben sollte, und worin die Handschrift des heiligen Bischofs spiegelgetreu nachgebildet war. In diesem Lügenbriefe entschuldigte sich Franz auf alle Art und Weise, daß er genöthigt gewesen sei, wider sie zu predigen; er sprach darin wie ein wahrer Lasterknecht, beklagte sich über die Nothwendigkeit, worin Männer seines Standes sich oft befänden, dem Volke etwas weiß zu machen und ihre wahren Gesinnungen zu verbergen; und hierauf legte der ruchlose Schreiber dem heiligen Franz eine Menge sündhafter Zärtlichkeiten gegen die schamlose Dirne in den Mund und ließ ihn endlich um eine geheime Zusammenkunft in der künftigen Nacht an einem geheimen Orte bitten, wo er mit ihr in Freiheit sein könne. Schrift und Schreibart waren der seinigen so ähnlich, daß der heilige Franz selbst sich kaum von seinem Erstaunen erholen

konnte, als man denselben ihm gezeigt hatte. Die beiden Niederträchtigen erzählten Jedermann von dem Briefe und der Edelmann ließ ihn lesen, wer ihn lesen wollte. Die zerstörende Wirkung auf den guten Ruf des Heiligen zeigte sich bald allenthalben. Selbst diejenigen, die ihn besser kannten und weniger geneigt waren, übel von ihm zu urtheilen, waren betroffen, beschämt, verwirrt, wankend, und wußten nicht, was sie darüber denken sollten. Auch der Herzog von Nemours, der den heiligen Franz achtete, staunte, er verglich den Brief mit anderen Briefen, die er von ihm empfangen hatte; aber die Verläumdung gewann die Oberhand und er rief aus: Wie? der Bischof von Genf ist nichts weiter als ein Heuchler, ein Schelm und ein Betrüger? Wem kann man nun noch trauen! Da die Nonnen von der Heimsuchung noch keine Clausur hatten, sondern frei ausgingen, um Werke der Nächstenliebe zu üben und da der heilige Franz der Stifter ihres Ordens war, so fiel der Verdacht auch auf sie und die Unschuldigen kamen in üblen Ruf, was den Heiligen sehr schmerzte. Es wollte sich ein Freund des heiligen Franz mit dem Verfasser jenes Schandbriefes schlagen; doch Franz gab es nicht zu, sondern überließ Gott seine Rechtfertigung. Es vergingen drei Jahre, ehe sich Gott herbeiließ, so viele unschuldige Personen zu rechtfertigen. Doch die göttliche Gerechtigkeit brach urplötzlich auf eine so deutliche Weise los, daß sie auch die Ungläubigsten von der Unschuld des heiligen Franz überzeugte. Der Edelmann, der den schändlichen Brief geschrieben, erhielt vom Herzog von Nemours einen Auftrag in die Ferne. Kaum war er zwei Tage von Annecy entfernt, so ward er, als er eben durch ein elendes Dorf fuhr, von einer außerordentlich heftigen Kolik befallen. Die Armuth des Dorfes nöthigte ihn, bei dem Pfarrer einzukehren. Da das Uebel immer mehr überhand nahm, meldete man die Sache dem Herzoge, welcher Aerzte und Wundärzte auf der Post sandte. Diese Personen führte die Vorsehung herbei, daß sie ebenso viele Zeugen der Verläumdung und der Unschuld des heiligen Franz seien. Die Arzneimittel machten das Uebel noch ärger und man mußte dem Kranken sagen, er möge sich auf seinen Tod vorbereiten und die heiligen Sakramente empfangen. In diesem elenden Zustande gestand er die abscheuliche Verläumdung, die er wider den heiligen Franz verbreitet hatte, er bekannte sie vor allen Aerzten und Anwesenden; insbesondere empfahl er den Aerzten und Wundärzten, dem Herzog die Wahrheit zu sagen und den heiligen Franz in seinem Namen um Verzeihung zu bitten. Der Mann starb nach langen und entsetzlichen Schmerzen. Der heilige Franz hielt öffentliche Gebete für ihn ab. Also rechtfertigte Gott den heiligen Bischof und die Nonnen, die eine so schwere Verläumdung getroffen hatte. Dieses Beispiel lehrt, daß Gott nicht immer das künftige Leben abwartet, um schwere Sünden zu strafen.

Eine satanische Verläumdung gegen die Jesuiten.

Der spanische Minister, Herzog von Aranda, war ein Gottesläugner, wie der französische Minister Choiseul. Er suchte den Glauben an Christus in Spanien auszurotten; da standen ihm nun die Jesuiten, welche die katholische Religion tapfer vertheidigten, im Wege. Er suchte sie also aus Spanien zu

entfernen und hiezu bediente er sich einer Verläumdung. Er ließ im Namen der Jesuiten Briefe schreiben, welche die schamlosesten Spöttereien über den spanischen Hof, selbst über die Person des Königs enthielten, wodurch dieser gegen sie aufgebracht wurde. Ein solches Packet Briefe ließ Aranda eines Tages im Jesuitenkollegium zu Madrid abgeben, angeblich vom Jesuitenrektor zu Sevilla. Gleich darauf schickte er eine königliche Kommission in's Kloster, um alle Briefschaften der Jesuiten in Beschlag zu nehmen. Vor allem Anderen griffen sie nach dem erst übergebenen Packet. Die Jesuiten hörten längere Zeit nichts von ihren Schriften; auf einmal wurden sie aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt; 1767 in der Nacht vom 1. auf den 2. April umringten Soldaten alle Jesuitenhäuser in Spanien, rissen die Mitglieder des Ordens heraus, Priester und Nichtpriester, schleppten Alle nach Karthagena, luden sie in die Schiffe und brachten sie nach dem Kirchenstaate. Dasselbe Schicksal traf zu der nämlichen Zeit alle Jesuiten in den spanischen Colonien, in Peru, Paraguay, Mexiko in Amerika. Mehrere Wochen wurden die Armen auf dem Meere herumgeschleppt, Viele starben vor Gram und Elend, mehrere waren schon krank auf die Schiffe gekommen, ihre Leichen warf man in's Meer; es waren zweitausenddreihundert Jesuiten. Der Papst nahm sie in den Kirchenstaat auf. Die spanische Regierung sandte einige dieser verfälschten Briefe an den Papst, um sich zu rechtfertigen. Da sich die Jesuiten, welche die Briefe geschrieben haben sollten, in Rom befanden, verglich man ihre Handschriften und man überzeugte sich, daß die Briefe nachgemacht, unterschoben waren. Also zur Verläumdung griff man, um einen so verdienstreichen Orden zu stürzen. Ein höllisches Treiben!

Verläumdung hat sehr üble Folgen.

Ein Arbeit suchender Schuhmacher kam einst an ein Nonnenkloster und fragte nach Arbeit. Da ging zufällig eine junge Klosterfrau vor das Kloster hinaus an einen einsamen Ort und begegnete dem Manne ganz absichtslos. Sie fertigte ihn kurz mit dem Bescheide ab: Wir machen unsere Schuhe selbst. Eine andere Nonne, welche von ferne zugesehen hatte, verläumdet jene Schwester wegen dieser Unterredung theils aus teuflischer Eingebung, theils aus eigener Bosheit. Mehrere Nonnen glaubten die Verläumdung. Jene Nonne härmte sich über die Verläumdung so sehr, daß sie sich, unfähig, eine Beschuldigung zu ertragen, die ihr gar nicht in den Sinn gekommen war, in den Fluß stürzte und ertrank. Die Verläumderin aber, über den bösen Ausgang tief ergriffen, ging hin und erhenkte sich. Als der Priester kam und den Hergang der Sache vernahm, brachte er keiner der Selbstmörderinen das heilige Meßopfer dar; überdieß schloß er die andern Schwestern, welche um die Verläumdung gewußt und die Unschuldige nicht vertheidigt hatten, auf sieben Jahre von der Gemeinschaft aus und that sie in den Bann.

Zur Widerlegung der Verläumdung wirkt Gott ein Wunder.

Der heilige Abt Daniel ging einst aus, um seine Handarbeiten zu verkaufen. Da bat ihn ein Mann um Gotteswillen, in sein Haus zu kommen

und über sein unfruchtbares Weib zu beten. Der Altvater leistete der Bitte Folge und Gott erhörte sein Gebet, das Weib gebar einen Knaben. Gottlose Menschen nahmen davon Anlaß, den heiligen Mann zu verläumden und ihn schändlicher Dinge zu beschuldigen. Als der Altvater diese Gerüchte hörte, schrieb er dem Manne: Wenn dein Weib geboren hat, so benachrichtige mich davon. Dieser vollzog auch zu seiner Zeit den Auftrag und ließ dem Altvater sagen: Durch Gottes Gnade und dein Gebet, mein Vater, hat mein Weib geboren. Hierauf kam Abt Daniel selbst und befahl dem Manne, eine Mahlzeit zuzubereiten und seine Freunde und Bekannten einzuladen. Während des Essens nahm der Altvater das Knäblein auf seine Arme, und sagte zu ihm: Kindlein, sag an, wer ist dein Vater? Und das Kind rief deutlich: Dieser! und deutete mit seinem Fingerchen auf den Mann seiner Mutter. Dieses Kind war aber damals erst fünfundzwanzig Tage alt.

Gott nimmt sich der verläumdeten Unschuld an.

Goar war Priester, geboren 585. Uebelgesinnte Menschen verläumdeten ihn bei seinem Bischof und legten ihm große Vergehungen zur Last. Der Bischof, der die Gabe der Unterscheidung der Geister nicht hatte, hielt ihn für schuldig und ließ ihn durch Abgeordnete nach Trier führen, um ihn zu bestrafen. Am Wege dahin mußten sie durch einen Wald gehen und den Begleitern gingen die Lebensmittel aus. Goar erbarmte sich, er betete und Gott gab ihnen auf wunderbare Weise Nahrung. Dieß erzählten sie dem Bischof, welcher es aber nicht glaubte. Als der Bischof über den heiligen Goar zu Gerichte saß, trat ein Priester mit einem Findelkinde herein, welches Jemand vor die Kirchthüre gelegt hatte. Als der Bischof das Kind sah, wandte er sich an Goar und sprach: Jetzt laß sehen, was an dir ist; sage uns, wer die Aeltern dieses Kindes sind. Goar sammelte sich im Gebete und rief: Dich o Kind, beschwöre ich im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit, daß du hier deine Aeltern offenbarest! Auf diese Worte rief das Kind: Dieser ist mein Vater, indem es mit dem Finger auf Einen zeigte und meine Mutter heißt Flavia. Ueber diese Mittheilung erschrack die ganze Versammlung. Der Schuldige wurde bestraft und der König bot dem Goar ein Bisthum an. Er weigerte sich und bat sich zwanzig Tage Bedenkzeit aus, binnen welcher er starb.

Gott rechtfertigt Jene, welche die Verläumdung geduldig ertragen.

Der heilige Petrus der Martyrer trat in den Dominikanerorden, durchwanderte in armer Kleidung, das Kreuz in der Hand, Italien und sprach so eindringlich zu den Herzen, daß eine Menge Sünder und Ketzer sich bekehrten. Darob gerieth die Hölle in Wuth; er ward schrecklich verläumdet, man sagte ihm das Schändlichste nach. Ohne auf seine Vertheidigung zu achten, ward ihm das Predigen verboten und er auf die Insel Jesi verwiesen. Der Heilige litt geduldig und überließ dem Herrn seine Sache. Und wirklich ward er nach kurzer Zeit völlig gerechtfertigt und nun noch mehr geehrt von Gott und

Menschen. Man übertrug ihm das Predigtamt wieder und Gott verlieh ihm jetzt die Gabe der Wunder.

Verläumdung von Gott gestraft.

Im Leben des heiligen Leufried wird erzählt, daß ein frecher Bösewicht mit ihm Zank angefangen, ihm viel Uebles nachgeredet und die Verläumdung ausgesprengt habe, er sei ein Lügner und ein verborgener heimlicher Ketzer. Der Heilige antwortete: Es möge Gott zwischen ihnen urtheilen. Darauf fielen dem gottlosen Verläumder auf einmal alle Zähne aus und auch alle seine Nachkömmlinge sind Zeit ihres Lebens zahnlos geblieben. (In vit. St. Leufridi Abbat.)

Verläumdung der Heiligen und Strafe Gottes.

Zur Zeit des heiligen Ignatius war in Rom ein berühmter Prediger, Priester aus dem Orden der Eremiten des heiligen Augustin; dem Anscheine nach ein Mann guter Sitten, aber unwürdig des heiligen Gewandes, welches er trug und in seinem Herzen ein Anhänger Luther's. Dieser streute ketzerische Lehren aus. Der heilige Ignatius ließ ihn heimlich warnen; aber es ist das Eigenthümliche der Ketzer, den Schein der Mäßigung anzunehmen, so lange man sie in Ruhe läßt, aber in Zorn zu gerathen, sobald man gegen sie auftritt. Der Augustiner wüthete gegen den heiligen Ignatius und bestand keck auf allen Lehrmeinungen, die er aufgestellt hatte. Der Heilige und seine Brüder widerlegten ihn öffentlich in ihren Predigten. Da er aber schlau war und ein Mann voller Ränke, so fehlte es ihm weder an Geschick, sich zu rechtfertigen, noch an moralischer Kraft, sein Ansehen zu behaupten. Seine erste Kriegslist war, daß er den Verdacht der Ketzerei auf Ignatius zurückwälzte. Um aber dem, was er glauben machen wollte, um so besseren Eingang zu verschaffen, gewann er drei Spanier, um einer Verläumdung Ansehen zu geben. Diese drei Männer hießen Mudarra, Barrera und Castilla. Sie begnügten sich nicht damit, von Ignatius zu sprechen, wie von einem Lutheraner Missethäter, sondern sie bestachen auch noch den Michael Navarra durch Geld und brachten ihn dahin, vor Gericht etwas sehr Abscheuliches von ihm auszusagen. Navarra war von Paris her noch ein Feind des heiligen Ignatius, da er sich dort an seinem Leben vergreifen wollte. Er war nach Rom gekommen und haßte Ignatius um so mehr, weil er ihn nicht in seinen Orden aufnahm. Er sagte vor dem Gouverneur in Rom aus, daß Ignatius ein Ketzer und Zauberer sei, der in Spanien, in Paris und Venedig im Bilde verbrannt worden wäre. Er bekräftigte diese Aussage mit einem Eidschwure. Das Volk wies auf Ignatius und seine Gefährten von nun an mit Fingern, als auf Heuchler und falsche Propheten. Niemand wagte es, mit ihnen umzugehen. Der Augustiner und seine Genossen frohlockten über den Erfolg ihrer Verläumdung. Ignatius bat den Gouverneur selbst, ihm den Prozeß zu machen. Ignatius und Navarra erschienen vor Gericht. Der Kläger blieb bei Allem stehen, was er ausgesagt hatte und beschwor es von Neuem. Da wies der heilige Ignatius einen Brief von der eigenen Hand

des Navarra vor, worin er ihn und seine Genossen als heilige Männer darstellte. Jetzt war er durch seine eigene Handschrift der Verläumdung überführt. Der Verläumder wurde ewig aus Rom verbannt. Alle Bischöfe sendeten die besten Zeugnisse über die Jesuiten ein. Navarra lebte elend und von den Vorwürfen seines Gewissens gemartert. Barrera starb nach wenigen Tagen an einer heftigen Krankheit, Mudarra nnd Kastilla wurden beide wegen Ketzerei angeklagt, der Erstere zu lebenslänglichem Gefängnisse, der Letztere zum Feuer verurtheilt. Der Augustiner flüchtete nach Genf und erklärte sich offen für einen Ketzer. Am Ende erreichten die Gottlosigkeiten dieses Abtrünnigen ein solches Uebermaß, daß er sein Leben auf dem Scheiterhaufen endete, nachdem er in die Hände der Inquisition gerathen war.

Verrath.

Verrath von Gott verabscheut und bestraft.

Die Spartaner eroberten die Stadt Eira in Messenien. Die Messenier begaben sich mit ihrem Könige Aristomenes nach Arkadien, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Nur der arkadische König Aristokrates, der schon einmal die Messenier mitten im Treffen verlassen hatte, war auch dießmal wieder ein Verräther. Als Aristomenes sich entschlossen hatte, die Stadt Sparta zu überfallen, verrieth Aristokrates dieß den spartanischen Königen durch einen Eilboten. Aristomenes erfuhr es und fing den Boten auf. Aber Aristokrates bekam auch seinen Lohn für seine Verrätherei; seine Unterthanen steinigten ihn und rotteten seine ganze Familie aus.

Verrätherei verabscheuten auch die Heiden.

Unter der Regierung des Oktavian, Antonius und Lepidus wurden viele Bürger auf die Liste geschrieben, welche die Soldaten aufsuchten und tödteten. Die Mörder drangen in ein Haus ein und suchten den Herrn desselben. Ein treuer Sklave hatte des Herrn Kleider angezogen und gab sich für den Herrn aus, um diesen zu retten. Schon wollten sie zustoßen, als ein anderer Sklave schrie: Der ist's nicht, ich will euch den wahren Herrn zeigen. Der Bube that's und der Herr ward wirklich ermordet. Das Volk erfuhr diesen Vorfall, als die Zeiten ruhiger geworden waren und ließ nicht nach, bis der Verräther gekreuzigt und der treue Sklave mit der Freiheit beschenkt wurde.

Verrätherei ist abscheulich.

Der brave Andreas Hofer führte die Tyroler gegen die Franzosen; dafür setzten sie einen Preis auf seinen Kopf. Zwei Monate lang lebte er in einer Alpenhütte, vier Stunden von seiner Wohnung, unter dem Schnee, im Dezember 1809 und im Jänner 1810. Ein Vertrauter, Staffel mit Namen, der ihm das Essen zu bringen pflegte, wurde sein Verräther. Er führte am 20. Jänner 1810 um Mitternacht Franzosen zu der Sennhütte, und Hofer wurde mit seiner ganzen Familie gefangen. Seine Frau und Kinder entließ man bald, Hofer selbst aber wurde nach Mantua abgeführt und vor ein Kriegs-

gericht gestellt. Am 20. Februar 1810 wurde er von den Franzosen erschossen. Kaiser Franz erhob 1818 seine Familie in den Adelstand und entschädigte sie für den Verlust ihres Vermögens.

Den Verräther verabscheut auch Der, dem er dient.

Als die Besetzung Prags durch die Preußen in nahe Aussicht gerückt war, wurde ein Maurer unter Anderm auch damit beauftragt, im kaiserlichen Schlosse auf dem Hradschin irgend welche Werthsachen einzumauern, nachdem man sich durch eine ansehnliche Belohnung seiner Verschwiegenheit versichert zu haben glaubte. Kaum waren jedoch seit der Invasion der Preußen etliche Tage verstrichen, als sich besagter Maurer gerade auf's Schloß verfügte und unter der Erklärung, wichtige Enthüllungen machen zu wollen, sich beim preußischen Oberkommandanten melden ließ. Er wurde vorgelassen. Was haben Sie mir mitzutheilen? fragte der preußische General in etwas barschem Tone den Denunzianten von sehr zweideutigem Aussehen. Ich kann angeben, wo die kaiserliche Statthalterei vor ihrem Abzuge aus Prag sehr viele Werthsachen vergraben ließ, entgegnete er. Wieso sind Sie in der Lage, dieß thun zu können? — Ich habe sie selbst eingemauert. — Diese gemeine schurkische Verrätherei frappirte den feindlichen General; aber er ließ wenig davon merken und fragte weiter: Was erhielten Sie für Ihre Mühe und gewiß auch für die treue Bewahrung Ihres Geheimnisses? Der Maurer, in der Meinung, der General thue diese Frage nur, um seinen Verrath doppelt, ja dreifach zu belohnen, beeilte sich zu erklären, daß er Alles in Allem fünfundzwanzig Gulden erhielt. — Diese sollen Sie von mir auch haben, versetzte jener, nur, fügte er hinzu, wird es Ihnen bekannt sein, daß ich all das zu Zahlende beim Bürgermeister anweise, worauf er einige Worte auf einen Zettel schrieb und diesen dem geduldig Harrenden übergab. Der Denunziant, des Lesens kaum oder nur wenig mächtig, ging getrost mit seinem Zettel zum Bürgermeister Bielsky. Was dieser jedoch der Anweisung entnahm, mochte dem Ueberbringer nicht allzu angenehm in die Ohren klingen, denn die Anweisung lautete: Lassen Sie dem Ueberreicher Dieses fünfundzwanzig verabfolgen, er hat sie redlich verdient. Er bekam fünfundzwanzig Stockstreiche. Die Prager sagen: Der Schurke müsse durch sein böses Gewissen ohnedieß nicht fünfundzwanzig-, sondern hundertfach geschlagen sein!

Verrath ist schändlich, wer ihn immer begeht.

Hatto, Erzbischof von Mainz, versprach dem Grafen Albert von Bamberg, ihn mit dem Könige Ludwig III., dessen Bruder Konrad von diesem Albert beleidigt wurde, wieder auszusöhnen. Er bekräftigte mit einem Eide, ihn gesund und frei in's Schloß wieder zurückzubringen. Sie ritten wirklich fort. Da sprach Hatto zum Grafen: Wir haben die Sache nicht recht angegriffen, kehren wir wieder um, und nehmen erst das Mittagsmahl ein. Albert kehrte mit um und so glaubte Hatto, er habe seinen Eid gut gelöset. Nach dem Mahle ritten sie zum Kaiser Ludwig. Albert ward sogleich festgenommen und hingerichtet. O schändlicher Verräther!

Verschwendung.

Verschwendung ist häufiger unter Christen als unter Heiden.

Die Christen rauchen und schnupfen Tabak; aus welchem Grunde? nicht aus natürlichem Bedürfniß, sondern aus Luxus; der Wilde in Amerika, von dem wir diese üble Gewohnheit angenommen haben, raucht ihn aus Bedürfniß, mit gutem Grunde, zum Schutze gegen die Moskitos. Wir trinken Thee, warum? aus Luxus; der Chinese trinkt ihn seines schlechten Wassers wegen. Sind die Christen nicht Verschwender?

Verschwendung der Volksgunst wegen.

Cicero erzählt in einem Briefe mit Schauder und Mißbilligung von der Verschwendung des Pompejus, um die Gunst des Volkes zu gewinnen. Er hatte ein überaus prächtiges Theater bauen lassen, welches vierzigtausend Menschen fassen konnte und mit einer großen Menge der schönsten marmornen Bildsäulen ausgeschmückt. Es wurde eingeweiht durch die prächtigsten Spiele, welche fünf Tage dauerten. Schauspiele, Singspiele, Ringer- und Fechterspiele, Pferderennen und Thierhetzen wechselten mit einander ab. Die Maschinerien kosteten allein mehrere Tausende. Sechshundert Maulthiere trugen Schätze von Gold und Silber; es erschienen fechtende Schaaren von Fußvolk und Reiterei. Zu den Thiergefechten waren zwanzig Elephanten und fünfhundert Löwen aus Afrika angeschafft worden, die allesammt niedergemetzelt wurden. Die Spiele gefielen dem Volke sehr wohl, aber der sie gab, war dennoch verhaßt.

Auf Verschwendung folgt Armuth.

Letzten Dienstag, den 12. August 1866, wurde in Wien ein unter dem Namen „der reiche Baron" bekannter Mann zu Grabe getragen. Er war der einzige Sprößling einer sehr reichen Familie und hatte außer zwei großen Stadthäusern mehrere hunderttausend Gulden in Baarem geerbt. Anfänglich widmete er sich dem Militärdienste, verließ ihn aber bald, machte große Reisen und verliebte sich in Paris in eine Schauspielerin, mit welcher er ungeheure Summen verschwendete. Als er nach Wien zurückkehrte, war der größte Theil des bedeutenden Vermögens bereits verschwunden und nun suchte er das Verlorene durch hohes Spiel an der Börse wieder zu gewinnen. Allein das Glück kehrte ihm den Rücken und die letzten Trümmer des Vermögens gingen verloren. Nachdem er längere Zeit im Schuldenarrest zugebracht hatte, ging er nach Amerika, kehrte jedoch auch von dort nach zwei Jahren wieder. Ohne alle Existenzmittel lebte er von der Mildthätigkeit seiner Nebenmenschen und vor einigen Tagen starb der reiche Baron als — Bettler.

Verspottung.

Verspottung der Heiligen, bestraft.

In der Stadt Worms wohnten zwei Schuster; der Eine war bei Mitteln und geizig, hatte aber keine Kinder; der Andere hatte viele Kinder, gleichwohl

aß er besser. So oft er vom Tische zur Werkstatt ging, sagte er: Heiliger Nikolaus, komm mir zu Hilfe! Der reiche Nachbar hörte einst diese Worte und sagte zum Spott: Mir komm David zu Hilfe! so hieß ein reicher Jude daselbst. Der Jude hörte, daß ihn dieser für seinen Patron hielt; es gefiel ihm und er schickte ihm eine gebratene Gans, worin er zehn Dukaten versteckt hatte. Der reiche Schuster wies dem armen die gebratene Gans, ihn foppend, daß ihm sein Patron mehr beschere, als diesem sein heiliger Nikolaus; worauf dieser antwortete: Lassen wir's gut sein, St. Nikolaus wird mir nicht nur eine fette Gans, sondern einen fetten Ochsen geben. Darauf bat er ihn, die Gans ihm zu verkaufen. Der geizige Schuster war erbötig und verkaufte sie ihm. Als sie nun aufgeschnitten wurde, fanden sich die zehn Dukaten; damit kaufte er auf dem Markte einen fetten Ochsen. Als er denselben nach Hause trieb, begegnete ihm der reiche Nachbar und fragte, woher er den schönen Ochsen bekommen habe? Er gab zur Antwort: Der heilige Nikolaus hat mir ihn beschert. Nicht lange darnach ging der Jude David bei des reichen Schusters Werkstatt vorbei und fragte ihn, wie ihm die Gans geschmeckt habe? Dieser sagte, er habe sie nicht gegessen, sondern seinem Nachbar verkauft; da ihm nun der Jude erzählte, daß er zehn Dukaten in die Gans gesteckt habe, ließ er den armen Schuster vor Gericht laden und verlangte die zehn Dukaten, welche er nicht mit der Gans verkauft habe. Der Richter aber sprach dem Armen die Gans sammt den zehn Dukaten zu, den Reichen aber verurtheilte er zu zwanzig Dukaten Strafe, weil er einen Heiligen gelästert habe. (P. Carolus Casalichius in arg. tom. 2.)

Verspottung der Heiligen von Gott bestraft.

Einige Engländer lachten den heiligen Bischof Thomas von Canterbury aus, ja zum Schimpf schnitten sie dem Pferde, worauf er ritt, unter spöttischem Gelächter den Schweif ab. Durch göttliche Strafe wurden alle ihre Nachkommen und Kindeskinder mit Roßschweifen geboren. (Polydorus lib. 4 de rebus Scot.)

Verspottung der Heiligen bestraft.

Als Papst Sixtus V. den Platz Maria major in Rom erweitern ließ, wurden verschiedene Gebäude und Häuser niedergerissen. Auf einem derselben war das Bild des heiligen Antonius gemalt. Der Maurer, ein bekannter Spaßmacher, stand mit dem Hammer in der Hand da und sagte: Mein lieber Anton, du mußt es mir nicht übel nehmen, wenn ich dir heut ein Bein vom Leibe schlage. Kaum hatte er diese Worte gesagt, so fiel er vom Gerüste und brach sich den Fuß.

Verspottung der heiligen Messe von Gott bestraft.

Zu Haderwick ließen sich einige Protestanten am Aschermittwoch in einem Wirthshause ein Frühstück bereiten, wozu sie einen Katholiken, der gegenwärtig war, einluden, was aber der Katholik verweigerte, weil ihn das Kirchengebot zum Fasten verbinde. Die Männer trieben aber nur ihr Gespött und meinten,

wenn er die Messe gehört haben werde, werde er schon einen bessern Appetit haben. Ho! Ho! sagte Einer aus diesen Spöttern, das will ich bald selbst verrichten; nahm hierauf einen Teller und hob ihn mit Gelächter in die Höhe, wie der Priester die Hostie nach der Wandlung. Aber Gottes Zorn säumte nicht: beide Arme erstarrten so, daß er sie nicht mehr zurückziehen konnte, wie er denn auch bald darauf seinen unglückseligen Geist aufgab. (Brendenbachius lib. 7. Cal. Sac. cap. 61.)

Verspottung des allerheiligsten Sakramentes von Gott bestraft.

Unweit der Stadt Freiburg hielten die jungen Leute einen Tanz im Freien ab. Es war Alles voll Freude und Musik und Jubel schallte durch's ganze Thal. Endlich ward den Tanzenden angedeutet, daß der Priester mit dem hochwürdigsten Gut zu einem Kranken gehe und daß man schon das Glöcklein höre. Glöckel hin, Glöckel her! sagte ein freches Mädchen, mein Vater hat gar viel Vieh, welches dergleichen Glöckel trägt; und unter Kichern und Lachen wurde fortgetanzt. Wehe Solchen, die das Allerheiligste in den Kreis ihres Spottes ziehen! Der Himmel war rein und klar; aber auf einmal bildete sich eine Wolke, welche so viel Wasser herabgoß, daß Menschen und Thiere zu Grunde gingen und daß man nur etliche Wiegen mit den Kindern auf den Bäumen fand. (Spondan. in annal. Eccles. anno 1348.)

Verspottung der heiligen Ceremonien von Gott bestraft.

Im Jahre 1602 haben zu Edam in Holland, welches protestantisch ist, dreißig Soldaten zur Faschingszeit die katholischen Ceremonien verspottet. Einer zog sein Hemd wie ein Rochet über die Kleider, der Andere trug eine Art Meßgewand und in der Hand eine Art Monstranz mit einer papiernen Hostie, ein Dritter trug einen Kübel Wasser und bespritzte die Leute mit einem Besen zur Verspottung des Weihwassers. Man äffte auch eine katholische Beerdigung nach. Für solche Spötterei erhielten sie vom Bürgermeister vier Faß Bier. Den Spott während des Saufens zu beschreiben, sträubt sich die Feder. Am folgenden Tage wollten sie einen Bischof vorstellen und am 24. Februar, welcher damals am ersten Sonntage in der Faste fiel, beschloßen sie, die katholischen Glaubenslehren und Kirchengebräuche noch heftiger zu verspotten. Aber an diesem Tage schlug der Blitz in's Wirthshaus und eine feurige Schlange wickelte sich um den Kirchthurm und spie ringsum Feuer aus, so daß in kurzer Zeit sechzig Häuser in Asche gelegt wurden; dabei schrie diese Schlange, wie diese Spötter es so oft gesagt hatten, wiederholt: Dominus vobiscum! Dominus vobiscum! woraus man abnehmen konnte, daß diese Feuersbrunst eine Strafe Gottes war. (Joan. Pelecyn. in Turr. Babyl. cap. 16.)

Verstellung.

Verstellte Bettler verdienen kein Almosen.

Zum heiligen Einsiedler Jakob kamen einst zwei heuchlerische Bettler nackt. Sie hatten früher ihre Kleider in einen hohlen Baum versteckt und baten um

Gottes willen, ihnen ein Kleid zu schenken. Ja, ihr seid arme Tröpfe, sagte der Greis. Dann rief er seinen jungen Einsiedler herbei und lispelte ihm in die Ohren: er solle von jenem Baume die Kleider holen. So geschah's und Jeder bekam seine eigenen Kleider. Da standen sie mit langer Nase. Solche verstellte Bettler verdienen kein Almosen.

Verstockte.

Gott läßt die Verstockten leben zum Wohle Anderer.

Manche Menschen sind in ihren Sünden bereits verstockt; Gott läßt sie aber doch leben, weil er sie benützt, um die Kinder zu ernähren und zu versorgen. Sie gleichen der gebrannten Thonerde oder dem Ziegel; diese Erde nimmt kein Wasser mehr an, läßt sich nicht mehr kneten und formen; aber sie dient als Ziegel zum Bauen und zum Decken der Häuser; sie gewährt so dem Menschen Schutz gegen die Witterung.

Verstorbene.

Verstorbene erscheinen den Lebenden.

Es geschah häufig in Klöstern, daß heilige Personen nach ihrem Tode ihren Brüdern und Schwestern erschienen; Jene, die in die ewige Freude eingegangen waren, mit Glanz umgeben; die aber noch zu büßen hatten, baten um die Hilfe der Genossenschaft, welche die Bitte gern und willig gewährte.

Was die Verstorbenen bereuen und wünschen.

Der Gemahl der heiligen Brigitta, Wulf Guldmarson, erschien ihr nach seinem Tode und sprach: Ich habe die Gerechtigkeit des Richters empfunden, aber jetzt mehret sich seine Barmherzigkeit; denn während meines Lebens habe ich auf fünffache Weise gesündigt und nicht genug Buße gethan. Erstens habe ich es mit jenem wahnwitzigen Knaben, den du kennst, übertrieben und seinen närrischen Einfällen meinen Beifall gegeben. Zweitens habe ich einer Wittwe für die von ihr gekauften Güter nicht genug gethan und das hatte in meiner Nachlässigkeit seinen Grund; damit du aber wissest, daß ich Wahrheit rede, wird sie morgen zu dir kommen; gib ihr, was sie begehrt. Drittens hatte ich im Leichtsinne einem Manne versprochen, in allen schwierigen Lagen ihm beizustehen; durch dieses Versprechen kühn gemacht, hat er sich wider König und Gesetz aufgelehnt. Viertens habe ich mich im Lanzenspiele und in den Eitelkeiten der Welt geübt aus Ruhmsucht. Fünftens habe ich mich bei der Verbannung eines Edelmannes zu halsstarrig und unerbittlich benommen. Darauf sagte die Frau: O glückliche Seele, was nützte dir zunächst zu deinem Heile? Die Seele antwortete: Sechserlei hat mir genützt: Erstens mein Beichten alle Freitage. Zweitens, daß ich im Gerichte nach bestem Wissen und Gewissen urtheilte. Drittens, daß ich mich der Beiwohnung entzog, wenn ich gewahr worden, daß die Frucht Leben erhalten. Viertens, daß ich keine Schulden machte, wenn ich voraussah, selbe nicht bezahlen zu können. Fünftens die Enthaltsamkeit auf meiner Pilgerreise nach Kompostella; durch diese Enthaltsamkeit sind das lange Sitzenbleiben

bei Tische und die Geschwätzigkeit ausgelöscht. Sechstens, daß ich meine Gerichte Denen anvertraute, von deren Rechtschaffenheit ich überzeugt war. Nun bin ich zwar meines Heiles gewiß, aber die Stunde weiß ich nicht. Laß Messen lesen und Almosen austheilen. (Leben und Offenbarung der heiligen Brigitta.)

Die Verstorbenen haben Kenntniß von den Lebenden und helfen ihnen.

In Christoph Schmid's Lebensbeschreibung ist Folgendes: In meinen Kaplanjahren ging ich mit P. Kapistran beim Dunkel der Nacht an einem Waldsaume vorüber und zwar auf einer Lustreise, da erzählte er mir folgende Begebenheit: Ich saß mit meinem Pfarrer bei Tische und ein halb erstarrter Bettelknabe bettelte draußen. Ich rief ihn mit Genehmigung des Pfarrers herein, gab ihm Suppe, Brod und etwas Fleisch. Dem Knaben ward aber unwohl, es kam der Doktor, ein heftiges Fieber war im Anzuge, es ward geheilt, ging aber in Abzehrung über. Der älternlose Knabe ward auf dem Krankenbette unterhalten und starb auf der Pfarrei. P. Kapistran pflegte ihn und drückte ihm die Augen zu. Nach längerer Zeit ging er zu einem Kranken in ein entferntes Dorf, hielt sich dort gegen seinen Willen bis in die Nacht auf, es fiel Schnee, er ging nach Hause, verlor den Weg, irrte fort, plötzlich krachte es unter seinen Füßen, er sank bis an den Leib in's Wasser und fand noch keinen Grund. Er schrie: Jesus, Maria! denn er war auf einen Teich gerathen und das Eis war noch zu schwach. Da erschien ein Lichtglanz, daraus entwickelte sich die Gestalt des verstorbenen Waisenknaben; dieser reichte ihm die Hand und brachte ihn an's Ufer, zeigte ihm den rechten Weg und verschwand. Ich zog dankend nach Hause; den andern Tag besuchte ich die gefährliche Stelle; der Teich war gerade dort am tiefsten, wo ich einsank; ich sah im Schnee meine Fußtapfen, aber nicht die des Andern. Die selig Verstorbenen wissen um die Lebenden und helfen auch, wenn es Gott gestattet. (Sion 1857. Septemberheft.)

Versuchung.

Versuchungen werden überwunden durch die Anrufung Mariä.

Der Schwertfisch kann weder angegriffen, noch getödtet, noch in einem Netze gefangen und darin erhalten werden; seine Feinde ersticht er mit seinem Schwerte, das Netz zerschneidet er. Was diesem Fische das Schwert, das ist uns die Verehrung und Anrufung Mariä gegen die Versuchung.

Die Versuchungen dauern oft viele Jahre.

Hat sich der Baummarder ein Eichhörnchen ersehen, so jagt er ihm nach und verfolgt es im Fluge von Ast zu Ast, bis es ermüdet sich ihm ergeben muß. So verfolgt und versucht der Teufel auf Zulassung Gottes manche Menschen ununterbrochen mit der nämlichen Versuchung: zur Unzucht, oder zum Betrug, zur Ungeduld, zum Zorn, zur Unmäßigkeit, Feindschaft, Rache, zur Zurückhaltung des fremden Gutes, zur Verschweigung einer Sünde in der

Beichte; dieses thut er in der Voraussetzung, daß sie ermüden, einwilligen und die Sünde begehen werden. Thun sie es, so werden sie seine Beute und vielleicht kommen sie nie mehr zu einer dauerhaften Bekehrung. Um nun nicht zu ermüden in dieser anhaltenden Versuchung, muß man fleißig beten und oft kommuniziren.

Bei Versuchungen muß man die Gedanken von ihr weg auf ernste Dinge wenden.

Die Versuchungen wenden ein ähnliches Spiel in der Seele an, wie die Klapperschlange in den Augen; schaut ihr ein Thier in die Augen, so bringt sie es mit ihrem Blicke aus der Fassung, sie bezaubert es, es kann nicht mehr fliehen, es vergißt auf die Flucht. So machen es die Versuchungen. Sie erregen in der Seele schimmernde Gedanken, ergötzliche Vorstellungen, stellen das Böse reizend dar, erregen Begierden darnach, fesseln die Aufmerksamkeit, binden die Willenskraft, entwinden die Einwilligung — und die Sünde ist geschehen. Der Reisende zerschmettert der Klapperschlange den Kopf. Wende du deine Gedanken auf ernste Dinge, auf Tod, Gericht, Hölle, bete und kämpfe.

Versuchungen sollen wir mit Ernst zurückweisen.

Versuchungen, besonders zur Unsittlichkeit, sollen wir gleich Anfangs und zwar mit Entschiedenheit und Ernst zurückweisen; wir sollen hier keine Schonung zeigen, sondern sollen jenem Gewächse gleichen, welches der Schöpfer uns hierin gleichsam zum Vorbilde geschaffen hat. Die Venusfliegenfalle hat Blätter, die mit scharfen Stacheln besetzt sind. Setzt sich eine Fliege oder sonst ein Insekt darauf, so klappt das Blatt gewaltsam zusammen, die Borsten am Rande greifen in einander, und halten das Thierchen gefangen, bis es todt ist; erst dann, wenn das Thierchen sich nicht mehr reget, öffnet das Blatt sich wieder. So mache es, wenn dir Jemand einen unsittlichen oder bösen Antrag macht; weise ihn ab, beschäme ihn, verbiete ihm den Zutritt in dein Haus, bis er anders geworden. Machet es so, ihr Aeltern, mit Wüstlingen, Spielern, Trinkern, die mit eueren Kindern Umgang suchen.

Die Versuchungen treffen meistens die Tugendhaften.

Wie die Diebe nicht bei armen Leuten einbrechen, sondern in Häusern, wo sie viel Geld und Sachen von Werth wissen; so versucht auch der Satan am liebsten tugendhafte Menschen, um sie ihrer Verdienste zu berauben, während er lasterhafte Menschen übergehet und keiner Versuchung würdigt, da sie ihm vermöge ihres Lasters ohnedieß schon leibeigen sind.

Die Versuchungen sind gefährliche Täuschungen.

Das Gefährliche und Täuschende der Versuchungen stellten die alten Heiden unter dem Bilde der Sirenen dar. Sie zeigten nach ihrer Dichtung das Gesicht der Jungfrauen, waren aber unten mit Federn besetzt und hatten Hühnerbeine oder Straußfüße. Ihre Wohnung war auf einer Insel an der Küste

Unteritaliens. Hier saßen sie auf Felsen und zogen durch ihren Zaubergesang die vorbeisegelnden Schiffer an. Wehe aber dem, der an ihrer Insel landete, um ihren Gesang in der Nähe zu hören! Sie fielen über ihn her und zerrissen ihn. Daher war ihre Insel mit weißen Menschengebeinen und moderndem Menschenfleische bedeckt. Sie sind ein wahres Bild der Versuchungen, die bei dem ersten Anblick reizend erscheinen und deren gleißnerische Sprache dem Unverständigen angenehm dünkt. Weichen wir ihnen aus, sonst sind wir verloren; schlagen wir sie aus dem Sinne, versagen wir ihnen den Beifall und die Einwilligung! Machen wir es wie Odysseus in demselben Gedichte. Als er vor der Insel der Sirenen vorbeisegeln mußte, verklebte er seinen Gefährten die Ohren mit Wachs, sich selbst aber ließ er fest an den Mast binden, und befahl Jenen, ja seine Fesseln nicht zu lösen, bis sie vorbeigesegelt wären, so sehr er auch flehen möchte. Sie kamen näher, Odesseus hörte die Stimmen der Sirenen, der Gesang war so herrlich und lieblich, daß ihm das Herz vor Lust schwoll, bei den Sirenen zu landen, und er winkte flehend seinen tauben Genossen, ihm die Fesseln zu lösen; aber diese legten ihm noch mehrere Bande an und steuerten dann rasch vorüber. So mache es Jeder mit der Versuchung; er schlage die schmeichelnden Gedanken und Vorstellungen aus dem Sinne, achte nicht darauf und entferne ohne Rücksicht die nächste Gelegenheit. Ueberlege zuerst, wie du dich gegen die Versuchung waffnen sollest, traue deinen Kräften nicht zu viel, sei taub gegen Schmeicheleien, lege dir selbst Fesseln an, um nicht in fremde zu gerathen. Dem Sicheren, Stolzen, Vorwitzigen droht die meiste Gefahr.

Die Versuchten muß man liebreich trösten; Versuchungen vermehren das Verdienst.

Zur Sammlung größerer Verdienste ließ Gott den seligen Bruder Rigerius, einen der Jünger des heiligen Franz von Assisi, von verschiedenen und mächtigen Versuchungen vielmal beunruhigt werden, so daß er mehrmal Gefahr lief, zu verzweifeln. Als er aber einmal länger und auf ungewöhnliche Weise sehr heftig versucht wurde, dachte er bei sich so: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen; nimmt er mich freundlich und leutselig auf, so hoffe ich, daß mir Gott gnädig sein wird; wenn nicht, so will ich glauben, daß er mich gänzlich verlassen habe. Nachdem er dieses gesagt hatte, machte er sich gegen Assisi auf den Weg, wo der heilige Franz krank lag. Während er solches bei sich dachte, schickte der heilige Franz, der solches aus einer Offenbarung wußte, zwei Brüder, den Massäus und Leo, ihm entgegen. Gehet dem Bruder Rigerius entgegen, sagte er, der mich besuchet, umarmet ihn in meinem Namen, grüßet und küsset ihn freundlich und saget ihm, daß ich ihn vor allen Brüdern am meisten liebe. Dadurch war das wankende Gemüth des Rigerius auf's Mächtigste im Glauben gestärkt und der ganze Mensch zerschmolz plötzlich vor Freude. Als er zum heiligen Franz eintrat, erhob sich dieser, sprang ihm entgegen, warf sich an seinen Hals und sprach aus väterlichem Herzen: Theuerster Sohn Rigerius, unter allen Brüdern, die in der ganzen Welt sind, liebe ich dich von ganzem Herzen auf's Innigste. Und indem er auf die Stirne des Bruders das Kreuz

zeichnete, und den nämlichen Ort küßte, sagte er: Theuerster Sohn! diese Versuchung ward dir zum größten Nutzen gegeben; wenn du aber keinen solchen Gewinn mehr willst, so wird in Zukunft keine Versuchung mehr über dich kommen! Sogleich verschwand die gegenwärtige Versuchung und es traf ihn hernach keine mehr.

In der Versuchung soll man Maria anrufen.

Vincenz von Beauvais in spec. hist. erzählt, daß im Jahre 1430 in einer Stadt in England ein adeliger Jüngling mit Namen Ernest lebte, der, nachdem er sein ganzes Vermögen an die Armen ausgetheilt, in's Kloster ging, wo er so auferbaulich lebte, daß die Obern ihn sehr hochschätzten und zwar besonders wegen seiner großen Andacht zu Maria. Als jene Stadt von der Pest heimgesucht wurde, befahl ihm der Abt, er solle vor einem Marienaltar niederknieen und so lange beten, bis Maria ihm sage, was man thun müsse, um jenes Uebel von der Stadt abzuwenden. Der fromme Jüngling blieb drei Tage vor dem Altare, und erhielt endlich eine Antwort von Maria, in der sie einige Gebete vorschrieb. Dieß geschah und die Pest hörte auf. Indeß wurde der Jüngling in seiner Andacht zu Maria lauer; der Teufel versuchte ihn heftig, besonders gegen die Keuschheit, und gab ihm den Gedanken ein, das Kloster zu verlassen. Schon beschloß der Unglückselige, weil er es unterließ, Maria anzurufen, über die Klostermauer zu steigen; da er indeß bei einem Bilde Mariä, das im Kreuzgange stand, vorüberging, vernahm er eine Stimme, die ihm zurief: Mein Sohn, warum willst du mich verlassen? Da fiel Ernest bestürzt und reumüthig auf die Knie nieder und sprach: Aber siehst du denn nicht, meine Königin, daß ich nicht mehr widerstehen kann? warum hilfst du mir nicht? Maria antwortete: Warum hast du mich nicht angerufen? hättest du dich mir anempfohlen, so wäre es nicht so weit mit dir gekommen; von heute an mußt du dich immer mir anempfehlen und auf meinen Beistand keinen Zweifel setzen. Hierauf kehrte Ernest in seine Zelle zurück. (St. Liguori, Herrlichkeit Mariä S. 70.)

Wozu versucht der Teufel am liebsten?

Ein Mädchen aus Bergamo sagte 1666 vor der Inquisition aus, der Teufel habe sie versucht in der Gestalt eines Jünglings, und reizte sie zur Unzucht. Als er Nichts ausrichtete, kam er in Gestalt des Pfarrers zu ihr, gab ihr ein Messer und sagte: Wenn künftig der Jüngling zu dir kommt, zur Sünde dich auffordernd, dann stoße lieber dieß Messer in dein Herz, als daß du dich zum Sündigen hergibst. Darauf hat er wieder zu verschiedenen Malen in Gestalt des Jünglings sie verhöhnt, gescholten, geschlagen, ihr die Haare abgeschnitten und bisweilen ihr Wunden beigebracht. Eines Nachts, als sie im Gebete war, ließ er sich wieder sehen, immer in derselben Gestalt, und zündete im Zimmer ein großes Feuer an, sagend: daß er sie hineinwerfen wolle, wenn sie nicht ihre Einwilligung zur Unzucht gäbe. Sie aber griff nach dem Cruzifixe und widerstand ihm mit Gottes Hilfe; es kam ihr dabei vor, als sei etwas Schweres, das ihr entgegentrete und das nun zur Erde niederstürze. Sie war schnell darüber her, es

mit Füßen zu treten, ihm dabei im Namen Jesu gebietend: daß er sich von dannen hebe. Wie sie aber darauf herumtrat, schien es ihr wie ein Schlauch Wasser unter ihren Füßen und es schrie laut auf unter ihr: Laß mich von dannen gehen, Vermaledeite! ich werde nimmer wieder zurückkehren. Ihre Mutter und Brüder waren Zeugen, da sie die Stimme hörten. Darauf schnitt er ihr die Schuhe weg und zerbrach das, was sie für einen Schlauch gehalten; und nun erfüllte sich der Boden ihres Zimmers mit dem stinkendsten Kothe so reichlich, daß er vier Finger hoch über demselben stand, wie alle ihre Hausnachbarn mit Augen gesehen. Derselbe Geist erschien als allerheiligste Dreifaltigkeit, als der Gekreuzigte, und als allerheiligste Jungfrau.

Die Versuchung muß man muthig zurückweisen.

Als der spartanische König Leonidas mit eintausendvierhundert Mann den Paß Thermopylä gegen eine persische Armee von mehreren hunderttausend Mann vertheidigte, bereiteten sich Alle zum Tode, der sie auch traf; einige schmückten sich und flochten ihr langes Haar, andere sangen, andere stellten Kampfspiele an. In dieser Beschäftigung überraschte sie ein persischer Spion; er wunderte sich und brachte dem Großherrn die fast unglaubliche Nachricht. Dieser gestand, daß ihm eine solche Seelenruhe bei einem so schwachen Häuflein noch nicht vorgekommen sei. Er schickte einen Herold ab und forderte von den Griechen ihre Waffen. „Hole sie," antworteten die Spartaner. Er schickte abermals und lud sie ein, freundschaftlich zu ihm überzugehen; ja er versprach dem Leonidas die Statthalterschaft über ganz Griechenland, wenn er es ihm zuvor bezwingen helfen wollte. „Die Spartaner sind nicht gewohnt, Ehre durch Verrath zu erkaufen," war die Antwort. Weiter wagte Xerxes keinen Versuch mehr, den ehernen Sinn dieser Männer durch Güte zu bewegen, da sie die Furcht des Todes aus ihren Gemüthern sogar wegspotteten. Ein Grieche kam von den Persern herüber und sagte: „Der Feinde sind so viele, daß ihre Pfeile die Sonne verfinstern." Ein Spartaner antwortete: „Desto besser, so fechten wir im Schatten!" So muthig müssen wir die Versuchung abweisen. Alle vierzehnhundert Mann blieben auf dem Platze.

Die Versuchungen sind zuweilen eine Folge der Umsessenheit.

So oft bei der Franziskanernonne Maria Cruzifixa die Stunde zur Communion herannahte, wurde sie an allen ihren Gliedern gebunden und stand wie ein Bild von Marmor. Oft schon am Morgen eines solchen Tages fühlte sie ihre Hand ergriffen, in ein Wassergefäß eingetaucht und dann zu dem mit Gewalt aufgerissenen Munde hingeführt, um durch einen verschluckten Tropfen die zum Empfang des Sakraments nöthige Nüchternheit zu brechen. Dasselbe geschah ihr oft mit einer Brodkrumme. Ihre Zunge wurde häufig also gebunden, daß sie dieselbe zum Lobe Gottes nicht gebrauchen konnte; so daß, wenn sie laut zu beten versuchte, sie dieselbe wie in Eisen gelegt fühlte und sie in keiner Weise zu bewegen vermochte. Sie erstarrte ebenfalls sogleich, wenn sie

in ihren anderen furchtbaren Versuchungen den Namen Jesu anrufen wollte. Im Beichtstuhle konnte sie nicht eher ein Wort hervorbringen, bis der Priester durch die Beschwörung ihre Zunge freigemacht hatte. Zwei Jahre war sie des Gebrauchs der unteren Glieder beraubt und mußte ihre Zeit unbeweglich sitzend zubringen. Endlich nahm sie ihre Zuflucht zur allerseligsten Jungfrau und erhob sich nun mit einem Male geheilt und ging auch von da an ungestört. Hier war ein bis zum höchsten Grade der Erregbarkeit gesteigertes Nervensystem der Macht des Bösen aufgethan und diesem gestattet, sich desselben wie des Eigenen zu ihrer Reinigung und Vervollkommnung zu bedienen.

Bei Versuchungen muß man das Vertrauen fest halten, daß man mit Gott siegen könne.

Der selige Abt Moyses wurde einst vom Teufel der Unzucht heftig angefochten. Er klagte seine Anfechtungen dem Abte Isidorus. Dieser führte ihn in das obere Stockwerk und sprach: Schaue gegen Untergang — und er sah eine große Zahl Teufel, die sich zum Kampfe rüsteten; schaue gegen Aufgang — und er sah eine unzählbare Schaar von Engeln. Diejenigen gegen Westen sind die Teufel, welche die Heiligen anfechten; die gegen Morgen sind die, welche Gott seinen Heiligen zu Hilfe sendet. Erkenne daher, daß, wie Elias sagt, mit uns mehr sind, als mit ihnen; und auch der heilige Johannes sagt: Der in euch ist — der heilige Geist — ist mächtiger, als der in der Welt ist. 4. Kön. 6, 16. I. Joh. 4, 4.

Manche müssen die Versuchungen allsogleich abschneiden.

Zwei Mönche fragten einst den Abt Joseph: Was müssen wir thun, wenn uns Versuchungen überfallen? Sollen wir sie zulassen, oder abschneiden? Dem Einen, Namens Pastor, sagte er: Lasse sie zu und bekämpfe sie; dem Andern sagte er: Laß ja keine Versuchung in dich hinein, sondern schneide sie schnell ab. Pastor fragte ihn später, als Jener fortgegangen war: Was hast du anders mir und anders dem Bruder gerathen? Da antwortete Abt Joseph: Du weißt, daß ich dich liebe; auch hast du mir gesagt, ich solle dir so rathen, wie mir selbst. Wenn also Versuchungen über dich kommen, und du streitest mit ihnen, so machen sie dich besser und ich habe dir dieß wie mir selbst gesagt. Aber es gibt auch noch Andere, denen es nicht nützt, wenn ihnen Versuchungen nahen und diese müssen dieselben alsogleich abschneiden.

In Versuchungen muß man an Himmel und Hölle lebhaft denken.

Josaphat sollte nach dem Willen seines königlichen Vaters durchaus kein Christ werden, sondern ein Heide bleiben. Um ihn zu verführen, gab er ihm ein schönes Mädchen zur Bedienung, das ihn zur Unzucht reizte und heftige Versuchungen bereitete. Er kämpfte und flehte zu Gott. Da ließ ihn Gott in der Verzückung das Paradies und die himmlische Stadt Jerusalem schauen. Als ihn zwei Männer wieder fortführten, rief er von Wonne und Freude be-

rauscht: O nein doch, nein, sage ich, beraubet mich nicht dieser Freude, welche sich mit Worten nicht ausdrücken läßt; sondern gestattet mir, daß ich nur in einem Winkel dieser großen Stadt lebe! Die Männer gaben ihm zur Antwort: Für jetzt kannst du noch nicht hier bleiben; du wirst es aber nach vielen Mühen und Ringen erreichen, wenn du dir in den Versuchungen Gewalt anthust. Hierauf führten ihn die Führer hinunter in die Hölle und sprachen zu ihm: Dieses ist der Ort für Jene, welche sich in Versuchungen zu Lastern und Sünden hinreißen lassen. Darauf wurde er wieder hinausgeführt. Er kam zu sich, zitterte am ganzen Leibe und Thränen entquollen seinen Augen wie Ströme; die ganze Schönheit jenes schamlosen Mädchens und aller andern Mädchen kam ihm häßlicher vor, als Unflath und Aussatz, und in Erinnerung dessen, was er gesehen, und aus Sehnsucht nach jenen Gütern und aus Furcht vor jenen Qualen, konnte er jede Versuchung leicht überwinden. Bei Versuchungen ist Nichts besser, als das lebhafte Andenken an Himmel und Hölle.

Versuchungen läßt Gott zu, um uns in der Demuth zu erhalten.

Der heilige Antonius pflegte oft zu sagen: Wenn der Müller dem Thiere in der Tretmühle nicht die Augen verhüllete, würde es bald seinen Gewinn aufgezehrt haben. Ebenso läßt Gott auch zu, daß wir eine Decke bekommen, auf daß wir das Gute, das wir thun, nicht erkennen, damit wir uns nicht selbst selig preisen und nicht durch unsern Uebermuth unsern Lohn verlieren. Zu diesem Zwecke läßt er unreine Gedanken und Versuchungen zu, damit wir Ursache haben, unseren verdorbenen Willen zu verdammen, und damit diese unreinen Gedanken unsere guten Werke verdunkeln; denn niemals ist der Mensch gut, selbst beim besten Willen nicht, wenn nicht Gott in ihm wohnt. Wer sich also nicht selber tadelt, der verliert seinen Lohn.

Gegen unkeusche Versuchungen schickt Gott Kränkung.

Ein griechischer Jüngling, der in Aegypten in einem Kloster war, konnte weder durch Fasten, noch durch die größten Bußwerke die Flammen der Fleischeslust auslöschen. Da der Vorsteher des Klosters von dieser Versuchung hörte, erlöste er ihn durch folgende List aus den Banden der Begierlichkeit: er gab nämlich einem ernsten und rauhen Manne den Auftrag, den Jüngling mit Zank und Schmähworten zu verfolgen und dann ihn nach Zufügung der Unbilden auch noch zu verklagen. Dieser that, was ihm befohlen worden, und berief überdieß noch Zeugen, die für ihn sprachen, obgleich er dem Jüngling Schmach und Beschimpfung angethan hatte. Der Jüngling fing nun zu weinen an, daß man ihn so verläumde. Täglich stiegen aus seinem bedrängten Herzen Seufzer auf zum Himmel, täglich floßen die Thränen ihm von den Augen; er saß so ganz allein da; erfüllt von Bitterkeit und verlassen von aller Hilfe warf er sich Jesus zu Füßen. So verfloß ein ganzes Jahr. Als dieses vorüber war und der Jüngling um seine unreinen Gedanken befragt wurde, ob er noch so große Belästigung von ihnen zu leiden hätte, gab er zur Antwort: Vater,

mir ist das Leben eine Last, wie soll mich die Unkeuschheit ergötzen können? Und durch dieses psychologische Mittel wurden seine Gedanken von der Fleischeslust abgeleitet und der Jüngling ward von seiner Versuchung befreit.

Die Ueberwindung der Versuchung gibt eine Krone im Himmel.

Ein Altvater unterrichtete Abends seinen Jünger und schlief darüber ein. Dem Jünger kam der Schlaf auch an, aber er überwand sich und das sieben Mal und wartete, bis der Altvater erwachen würde. Als dieser nach Mitternacht erwachte und fragte, warum er nicht schlafen gegangen sei und warum er ihn nicht aufgeweckt habe, antwortete der Jünger: Weil du mich nicht entlassen hattest und weil ich deinen Schlaf nicht stören wollte. Der Altvater hatte darauf einen Traum und sah im Gesichte Jemanden, der ihm einen herrlichen Ort zeigte und in demselben einen erhabenen Sitz und auf demselben sieben Kronen. Der Altvater fragte: Wem gehören diese Kronen? Jener erwiederte: Deinem Jünger; den Ort und den Sitz verlieh ihm Gott seines frommen Wandels wegen und diese sieben Kronen hat er sich erst heute Nacht verdient. Der Altvater wunderte sich und fragte seinen Jünger, was er Gutes gethan? Vater, ich habe Nichts gethan. Der Altvater drang wieder in ihn, ihm zu sagen, was er diese Nacht Gutes gethan. Der Bruder, der sich nichts Guten bewußt war, antwortete: Vater, ich habe sonst Nichts gethan, als dieses, daß ich nicht fortging, als mich meine Gedanken zum Schlafengehen drängten, weil du mich nach deiner Gewohnheit nicht entlassen hattest. Als der Altvater dieses hörte, sah er sogleich ein, daß Gott den Bruder so oft mit einer himmlischen Krone beschenkte, als er der Versuchung widerstand. Dem Bruder sagte zwar der Altvater Nichts davon, um ihn nicht hoffärtig zu machen, aber anderen geistlichen Brüdern erzählte er es, damit sie einsehen möchten, daß Gott uns auch für die kleinen Gedanken, wenn wir ihnen widerstehen, im Himmel eine Krone ertheilt. Es ist daher gut, wenn sich der Mensch in Versuchungen Gewalt anthut, denn das Himmelreich leidet Gewalt und die Gewalt brauchen, reißen es an sich. Matth. 11, 21.

Versuchungen fördern die Vollkommenheit.

Seit Jahren war die heilige Armella im tiefsten Frieden, so daß alle Widerwärtigkeiten ihre innere Ruhe nicht stören konnten, sondern ihr noch angenehm waren. Jetzt ließ Gott alle Liebesempfindungen, ja selbst das Andenken daran verschwinden; dafür ward sie schrecklich geplagt von den abscheulichsten Vorstellungen und angefochten von unreiner Liebe. Das Andenken an Gott brachte ihr keine Erleichterung in der innerlichen Angst und Bitterkeit. Nur die Furcht Gottes hielt ihr Herz noch über dem Abgrund wie an einer Kette, aber diese Kette war wie glühend und verursachte ihr zugleich Qual. So ging es zwei Jahre fort und alle geistlichen Mittel schienen vergeblich zu sein. Eines Tages wurde es gar zu arg in ihrer Seele; sie rannte hinaus auf's freie Feld und schrie wie verzweifelt zu Gott, er möge sie doch sterben lassen, daß sie ihn

nicht länger beleidige. In der tiefsten Angst und Nacht ihrer Seele wurde sie plötzlich mit unermeßlicher Freude erfüllt und sie wurde belehrt, welchen kostbaren Gewinn sie durch diese Versuchungen gewonnen habe. Sie sagte selbst nachher, Gott habe sie mit dem Unrathe der Versuchungen rein gemacht, wie er einst mit Koth die Augen des Blinden sehend gemacht. Wie wenn man ein halberstiktes Feuer frei macht, so brachen jetzt die Flammen der Liebesgluth aus ihrem Herzen.

In Versuchungen hilft Maria.

Die gottselige Anna Juliana, Gemahlin Kaiser Ferdinand's I., mußte ihrer Vervollkommnung wegen eine Versuchung bestehen. Einst betete sie in ihrer Kapelle vor dem Marienbilde, als ihr eine Frau von erhabenem Ernste erschien, so gekleidet, wie eine von den zwölf Frauen, denen sie in der Charwoche die Füße zu waschen und Kleider zu schenken pflegte, und sie sprach zu ihr: Glaubst du, daß es besser sei, den Versuchungen gegen den Glauben oder den Versuchungen des Fleisches ausgesetzt zu sein? Juliana staunte über diese Frage, und in der Meinung, die Frau wolle sich bei ihr Raths erholen, gab sie zur Antwort, es scheine ihr die Gefahr des Glaubens größer zu sein, als die Gefahr des Fleisches. Nach diesen Worten gab die Frau ein Zeichen, daß auch sie damit einverstanden sei und verschwand. Bald darauf hatte die fromme Fürstin die größten Kämpfe mit unreinen Versuchungen des Fleisches zu bestehen; zugleich fand sie sich alles Trostes beraubt, und schon glaubte sie zu unterliegen, als Maria ihr eine fromme Person zu Hilfe schickte. Diese deckte ihr die Fallstricke des Versuchers auf, tröstete und ermahnte sie, sich ganz zu Gott zu wenden. Die Fürstin folgte, die Versuchungen nahmen ein Ende und sie ergab sich nun mit noch größerem Eifer der Tugendübung.

Seine Versuchungen muß man dem Beichtvater entdecken.

Gerson erzählt, daß ein Ordensmann zwanzig Jahre lang von Gedanken und Zweifeln des Glaubens verfolgt wurde, ohne den Muth zu haben, irgend Jemanden Etwas davon zu sagen, weil er sich einbildete, es sei etwas Fürchterliches und Unerhörtes, und könne Demjenigen zum Aergerniß gereichen, dem er es anvertrauen würde. Endlich jedoch entschloß er sich, zu einem alten Prior zu gehen, und auch da wagte er's noch nicht, sein Bekenntniß mündlich abzulegen, sondern nur mittelst einer Schrift, welche er ihm in die Hand steckte. Der heilige Prior hatte dieselbe kaum gelesen, als er mit einem erzwungenen Lächeln zu ihm sagte: „Mein Sohn, lege deine Hand auf mein Haupt.“ Der Ordensmann gehorchte. „Jetzt,“ fuhr der heilige Mann fort, „nehme ich deine Sünde auf mich, beunruhige dich nicht mehr darüber!“ — „Ach! mein Vater, rief der Ordensmann, ganz erstaunt über diese tröstliche Antwort, „es scheint mir, als habe ich schon einen Fuß in der Hölle und Ihr sagt mir, daß ich mich nicht mehr darüber beunruhigen soll!“ — „Aber mein Sohn,“ entgegnete der Greis, „empfindest du etwa Vergnügen an dieser Art von Gedanken?“ — „O ganz das Gegentheil! diese Gedanken haben mir immer Verdruß und

Schmerz verursacht!“ — „Wenn dem so ist, antwortete der Mann Gottes, so ist dieses ein Zeichen, daß du daran keinen Theil hattest und daß es der Feind deines Heiles war, welcher sich in dir regte, um dich zur Verzweiflung zu bringen.“

In Versuchungen muß man die Gelegenheit fliehen.

Ein Jüngling, welcher lange Zeit der Wollust ergeben war, stellte sich unter die Leitung des heiligen Augustin, um hinfort ein keusches Leben zu führen. Großer Kirchenfürst, liebreicher Hirt, sagte der Jüngling, den die Gnade Gottes wirklich gerührt hatte, ich bitte, schreibe mir einige Mittel vor, damit ich aus der traurigen Lage befreit werde, worin ich mich befinde. Der Geist der Unreinigkeit quält mich Tag und Nacht; ach! was soll ich thun, um über ihn zu siegen? Mein Sohn, antwortete der heilige Augustin, du hast kein sichereres Mittel, sich desselben zu entledigen, als die Flucht; fliehe! fliehe! Der Jüngling mied, dem Rathe des Heiligen gemäß, mit der äußersten Sorgfalt die geringste Gelegenheit, arbeitete, betete und beschäftigte sich mit Lesen heiliger Bücher. Konnte er mehr thun? Nun ließ ihn auch der Geist der Unreinigkeit in Ruhe und versuchte ihn nicht mehr. Nach einiger Zeit kam er wieder zum heiligen Augustin, um ihm zu sagen, daß er alle seine Vorschriften pünktlich befolgt habe, und gerne noch einige neue Rathschläge in derselben Angelegenheit von ihm hören möchte. Augustinus sagte wieder: Fliehe, mein Kind! fliehe aus allen Kräften. Ich habe es dir gesagt und wiederhole es dir noch, und wenn du mich noch hundert Mal um Rath fragen würdest, so würde ich dir hundert Mal dasselbe sagen, weil du einzig und allein nur durch die Flucht überwinden und dein Heil sichern kannst.

Die Heiligen wendeten eine heilige List gegen Versuchungen an.

Der heilige Franziskus von Assisi wurde einmal von einer fleischlichen Anfechtung heftig geplagt und der böse Feind gab ihm ein, eine Frau zu nehmen. Da geißelte sich der Heilige und dann begab er sich des Nachts ganz entblößt in den Garten, der mit Schnee überdeckt war. Hier stellte er sich ein recht passendes Bild der großen Sorgen der Ehemänner für Frau und Kinder vor Augen, und überdachte dabei die klösterliche Ruhe. Er ließ sich in den Schnee nieder und bildete aus demselben sieben Massen, welche er vor sich hinstellte und redete mit sich selbst also: Siehe, diese größere Masse ist deine Frau; jene vier sind zwei Söhne und zwei Töchter. Die übrigen zwei sind Knecht und Magd, die man zur Bedienung haben muß. Sorge daher, sie zu kleiden, weil sie sonst vor Kälte sterben. Wird dir aber diese vielfache Sorge für dieselben nicht zur Last werden? Darum sorge, daß du Einem Herrn allein emsig dienst. Durch diese vortreffliche List besiegt, wich der Versucher sogleich und der Heilige ging aus dem gefahrvollen Kampfe siegreich hervor.

Versuchungen des Fleisches durch den Teufel werden abgeschlagen durch Betrachtung himmlischer Dinge, durch eifriges Gebet und durch die Fürbitte heiliger Personen.

Bruder Simon, ein Heiliger aus dem Orden des heiligen Franz von Assisi, bekehrte einen Jüngling aus San Severino, der in der Welt eitel und leichtsinnig, zart von Körper und von edlem Geblüte war. Als ihn Bruder Simon in den Orden aufnahm, verwahrte er seine weltlichen Kleider bei sich und behielt ihn bei sich, um ihn in den Gebräuchen des Ordens zu unterweisen. Der Teufel bereitete dem Jüngling so starke fleischliche Versuchungen, daß er nicht widerstehen konnte. Darum ging er zu Bruder Simon und verlangte seine weltlichen Kleider, weil er die fleischliche Versuchung nicht überwinden könne. Bruder Simon hatte Mitleid mit ihm, ließ ihn neben sich setzen, und fing an von Gott zu reden, so daß alle Versuchung von ihm wich. Die Versuchung kam wieder, der Jüngling begehrte wieder seine Kleider und Bruder Simon verjagte sie ebenso durch seine Reden von Gott. Nachdem dies mehrere Male geschehen, befiel den Jüngling in einer Nacht eine so starke Versuchung, eine ungewöhnliche Versuchung, so daß er keinen Widerstand leisten konnte. Er ging daher wieder zu Bruder Simon, bat um seine weltlichen Kleider und erklärte, daß er um keinen Preis im Kloster bleiben könne. Da ließ ihn Bruder Simon wieder neben sich niedersetzen, und während er mit ihm von Gott redete, legte der Jüngling vor Schwermuth und Traurigkeit sein Haupt an Bruder Simons Brust. Da betete Simon inbrünstig für ihn zu Gott und ward erhört; denn der Jüngling fühlte sich fortan ganz und gar befreit von derlei Anfechtungen, als hätte er nie welche verspürt; ja die Gluth der Versuchung verwandelte sich in die Gluth des heiligen Geistes, so daß der Jüngling von der Liebe Gottes und des Nächsten dergestalt entflammt wurde, daß er einst die Gerichte flehentlich bat, sie möchten dem Verbrecher, dem beide Augen ausgestochen werden sollten, eins derselben und das andere ihm ausstechen, welche Liebe die Richter bewog, den Verbrecher zu begnadigen.

Man muß auch der kleinsten Versuchung widerstehen.

Ein Igel kam durch einen Jäger, der dort einen Hasen zu finden glaubte, und sie verwüstete, um seine Wohnung. Der Igel irrte in den Wäldern umher und bat einen Fuchs, seine Wohnung mit ihm zu theilen. Die Bitte wurde rund abgeschlagen. Er bat nun inständigst nur um das kleinste Plätzchen, welches der Fuchs endlich gewährte. Kaum war der Igel in der Höhle, so breitete er sich aus, der Fuchs mußte den Stacheln ausweichen, er konnte ihn nicht mehr hinausbringen und mußte ihm endlich die ganze Höhle überlassen. So macht's der Teufel. Nimm dieses kleine Geschenk von einem Jüngling und du bist in der Liebe gefangen. Geh' nur in jene Gesellschaft zu Bier, es sind ja lauter brave Männer und du bist dem Trunke verfallen. Sprechet ihr Jünglinge und Mädchen; ist es mit euch nicht gerade so gewesen? Darum widerstehet der kleinsten Versuchung!..

Vertrauen.

Wir sollen gegen Gott recht zutraulich sein.

Wir sollen gegen Gott recht zutraulich sein, weil Er gegen uns höchst gütig ist und uns wie ein Vater liebt; daher sollen wir unsere Sorgen, Nöthen und Aengsten zuerst Gott und dann erst den Freunden klagen; Freunde wollen wohl, können aber nicht immer helfen, Gott aber will und kann helfen. Wie beschämt uns ein Thier in der Zutraulichkeit zu Gott. Der Trompetenvogel lebt herdenweise wild in den warmen Ländern Südamerikas. Gegen den Menschen ist er sehr zutraulich, er traut ihm gar nichts Böses zu, läßt sich auch nicht aus dem Wege verscheuchen, wenn man ihn aufstößt, wird alt noch zahm, folgt seinem Herrn wie ein Hund, freut sich, wenn er ihn wiedersieht und unterscheidet die Hausfreunde von den Fremden, indem er Jenen schmeichelt, diesen aber in die Beine hackt. Ein Thier hat so viel Anhänglichkeit und Zutrauen zum Menschen und wir thun gegen Gott so scheu!

Vertrau auf Gott in Betreff der Kleidung und Nahrung.

Kann Gott den Menschen in Betreff der Kleidung und Nahrung vergessen da er so liebreich für kleine Thiere sorgt? Der Specht lebt von den Würmern im Holze der Bäume; dazu gab ihm Gott einen Schnabel, wie einen Meißel, und eine Zunge, wie eine Lanze. Der Eisvogel lebt von Wasserinsekten, der Colibri lebt von Blumensaft. Welch' eine Pracht hat sein rothes, grünes, blaues, gelbes Gefieder? sie sind so schön, daß die Peruaner sie als Geschmeide in den Ohren tragen. Wenn nun Gott so liebreich für Nahrung und Kleidung dieser Thiere sorgt, wird Er wohl den Menschen vergessen?

Vertraue auf Gott in Betreff der Nahrung.

Das beleidigt Gott nicht, wenn wir uns sorgen um Nahrung; aber das beleidigt Ihn, wenn wir uns so sorgen, als ob wir allein Alles herbeischaffen könnten, wenn wir allzu kümmerlich sind, wenn wir murren, kleinmüthig werden, in Verzweiflung verfallen; wenn wir sündhafte Mittel anwenden, Unrecht, Betrug, Diebstahl. Vertraue auf Gott und bitte Ihn um das Nöthige. Siehe den kleinen Zaunkönig an, wie munter er im Vertrauen auf seinen Schöpfer überwintert. Er muß immer bei uns bleiben. Wie soll nun dieses kleine Vögelein der grimmigen Kälte trotzen? Bei so kleinem Herzen und so wenig Blut kann die Lebenswärme nicht bedeutend sein. Sein kleiner Magen bedarf freilich nur wenig Nahrung; aber woher auch nur das Wenige nehmen, da kein Körnchen, keine Fliege, kein Würmchen, kein Käferchen zu finden ist, weil sie sich alle verkrochen haben? Sollte dem armen Vögelchen nicht recht ängstlich werden? Aber es macht sich keine Sorgen und ist immer munter; denn es verläßt sich auf seinen guten Schöpfer und dieser verläßt das Thierchen nicht. Kommt der Winter angerückt, so läßt ihm der gütige Schöpfer unter seinen längeren Federn am Leibe viele Flaumfedern wachsen, in welchen es so warm steckt, wie in einem Bettchen; des Nachts läßt Er es übernachten in den Löchern

der Bäume, damit es Futter finde, gab Er ihm ein scharfes Auge, um die Eier und Larven der Käfer, Insekten und Raupen zu erkennen, welche diese in die Rinde der Bäume gelegt haben. Wird nun Gott, der dieses kleine Vögelein nicht vergißt, uns vergessen? Ist dieses Vögelein im Vertrauen auf Gott so munter, so könnten wir es auch, und noch mehr sein. Also vertrauen wir auf Gott!

Vertraue auf Gott in Bezug auf Nahrung und Kleidung.

Gott hat die Käfer gelehrt, ihre Eier dorthin zu legen, wo die auskriechende Larve gleich Nahrung findet; an saftige Blätter, in die Blüthen, in die Früchte; und die Flügel des Schmetterlings hat Er durch Einfügung vieler tausend schöner, buntgefärbter Federchen geschmückt. Sollte Er uns Menschen es an Nahrung und Kleidung fehlen lassen? Nimmermehr!

Aeltern sollen in Bezug der Versorgung ihrer Kinder auf Gott vertrauen.

Aeltern sollen vor Allem besorgt sein, ihre Kinder christlich zu erziehen, übrigens in Betreff der Versorgung sollen sie sich auf Gott verlassen. Manche Hausthiere, wie Katzen, Hunde, Schweine, werfen viele Jungen. So viel sie Junge haben, so viele Zitzen füllt der Schöpfer mit nährender Milch. Solche Thierchen sollte Gott so liebevoll versorgen, nur Menschenkinder nicht? Ist das denkbar?

Das Vertrauen zu Gott, selbst das übertriebene, belohnt sich.

Was Glauben und Vertrauen zu Gott vermag, lehrt uns ein altes Mütterchen. Sie war in bedrängten Umständen und flehte zu Gott um Hilfe, hatte aber auch das feste Vertrauen, Er werde ihr helfen, und zwar durch die Lotterie. Die Geschichte bezieht sich auf die große Lotterie. Nach der ersten Ziehung kam sie zum Collekteur und fragte, ob ihr Loos nicht gewonnen habe? — Habt Ihr ein Loos? — Nein. — Wie könnt Ihr gewinnen, wenn Ihr kein Loos habet? — Wenn es Gottes Wille ist, so kann ich auch ohne Loos gewinnen. So that sie bei der zweiten, dritten und vierten Ziehung. Der Collekteur bewunderte ihr Vertrauen auf Gott und hatte gerade noch ein Loos übrig. Dieß setzte er in der Meinung: für diese alte Frau. Das Loos gewann. Als die Frau kam, zog er den Betrag für das Loos ab und überreichte ihr den Gewinnst. Sagte ich es nicht, sprach sie, daß, wenn es Gottes Wille ist, ich auch ohne Loos gewinnen werde.

Ohne Vertrauen zu Gott führt die Noth zur Verzweiflung.

Im oberösterreichischen Orte Schalsbach lebte ein armer Schneider mit seinem Weib und sieben Kindern schon seit längerer Zeit in Elend und Noth, welch' letztere endlich im verflossenen Advente auf's Höchste stieg. Die sämmtliche Habe des Schneiders war bereits verpfändet und da er viele Schulden

hatte, wollte man der Familie Nichts mehr borgen. Am Tage vor dem Christtage erhielt nun die Frau des Schneiders von dem dortigen Notar die Mittheilung, daß ihre in Wien ansässige Mutter gestorben und ihr ein Legat von zweitausend Gulden vermacht habe, welche sie nach den Feiertagen beheben könne. Freudig eilte sie nach Hause, um ihren Mann mit der beglückenden Nachricht zu überraschen; doch stand der Unglücklichen eine traurige Ueberraschung bevor; denn als sie nach Hause kam, fand sie ihren Mann bereits leblos an der Thüre hängen. Der Unglückliche hatte sich aus Verzweiflung das Leben genommen. Gott wollte ihnen am Geburtsfeste Seines göttlichen Sohnes Hilfe senden, wie es die Aeltern mit ihren Kindern machen; seine Hilfe war da, wo die Noth auf's Höchste gestiegen war. (Gemeindeztg.)

Wie kühn das Vertrauen auf Gott sein darf.

Der heilige Cajetan war Priester in Rom und hieß wegen seines Seeleneifers der Seelenjäger. Damals entwarf Pater Carafa, Bischof von Theabe, nachher Papst Paulus IV. den Plan zu einem Bettelorden, der die Almosen nicht selbst sammelte, sondern von den Gaben lebte, welche die Gläubigen aus sich, also unaufgefordert brächten. Der heilige Cajetan mit noch zwei andern Priestern traten diesem Plane bei. Der neue Orden der Theatiner wurde 1524 vom Papste bestätigt. Cajetanus, der zweite Vorsteher, brachte den Orden zu einer noch größeren Blüthe. Zuweilen mangelte seinen Ordensbrüdern das tägliche Brod, aber er verließ sich immer auf denjenigen, der die Vögel in der Luft nährt, ging von seiner Ordensregel nicht ab und in der größten Noth erhielt sein Kloster immer Hilfe, wie durch ein Wunder der göttlichen Allmacht. Dieser Orden besteht noch heute.

Gott belohnt das Vertrauen zu Ihm.

Der heilige Franz von Sales bewirkte unter den Kalvinern täglich neue Bekehrungen; Freunde führten ihre Freunde, Aeltern ihre Kinder, Herren ihre Dienstleute zu ihm und die Landleute kamen eigens nach Thononon, seinen Predigten beizuwohnen. Diese Fortschritte erschreckten die Kalviner um so mehr, als diese neuen Katholiken so großen Eifer für die Erhaltung des Gottesdienstes zeigten, daß es keine leichte Aufgabe war, seinem Leben nachzustellen. Indessen versuchte man dieß dennoch; man gewann zwei Meuchelmörder und zählte ihnen die Hälfte der Summe auf, über die man mit ihnen überein gekommen war; das Uebrige aber verhieß man ihnen nach Ausführung der That und man ward mit ihnen Eins, daß sie ihn auf dem Wege nach Allingues ermorden sollten, wenn er dahin zurückkehren würde. Da jedoch der heilige Franz Anhänger hatte, konnte diese Verschwörung wider sein Leben nicht so geheim bleiben, daß die neuen Katholiken solche nicht erfahren hätten. Schon beweinten die Einen ihn als todt, Andere berathschlagten sich über die Mittel, ihn zu retten; Alle aber waren überzeugt, daß, welche Maßregeln man immer ergreifen möchte, die Kalviner am Ende dennoch ihrem Haß und der Sicherheit ihrer Religion ihn zum Opfer bringen würden. Ganz von diesen traurigen Ahnungen eingenommen,

kamen sie zu ihm, und sagten ihm mit Thränen in den Augen, wie großer Gefahr sein Leben ausgesetzt sei. Doch der heilige Mann sprach ihnen mit solcher Kraft und Salbung vom Vertrauen auf Gott und von der Ehre und Glückseligkeit, als Martyrer zu sterben, daß er sie selbst mit jenem Troste erfüllte, von welchem er mitten in den Gefahren durchdrungen war, die ihn umgaben. Indessen nahm er doch das Anerbieten Einiger an, ihn bis nach Allingues zu begleiten. Sie reisten also miteinander ab; kaum aber waren sie im Walde, durch den sie nothwendig hindurch gehen mußten, als die beiden Meuchelmörder aus dem Gebüsche hervorsprangen, wo sie sich verborgen gehalten hatten und auf ihn losgingen. In dieser äußersten Gefahr verlor der heilige Franz Nichts von seiner gewohnten Festigkeit; er verbot denen, die ihn begleiteten, Gebrauch von den Waffen zu machen, ging diesen Mördern mit Ruhe und Sanftmuth entgegen und sprach zu ihnen: Ihr seid irre, lieben Freunde! denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ihr einem Manne Uebles wollt, der euch nicht nur Nichts zu Leide gethan hat, sondern auch von ganzem Herzen sein Leben für euch geben würde. Diese wenigen Worte stillten augenblicklich die Wuth, von welcher diese Rasenden hingerissen waren; sie starrten einige Zeit ganz unbeweglich vor sich hin, fielen ihm dann zu Füßen, baten ihn um Verzeihung und betheuerten ihm, er würde in Zukunft keine getreueren Diener haben, und die bereitwilliger wären, ihm überall hin zu folgen. Der Gottesmann erhob sie, verzieh ihnen, umarmte sie herzlich und gab ihnen den Rath, sich zu entfernen, um den Nachsetzungen des Statthalters zu entkommen, der nicht so nachsichtig sein würde, wie er, wenn sie ihm einmal in die Hände fielen. Seine Begleiter mußten sie ruhig ziehen lassen.

Wir sollen in Betreff der Nahrung all unser Vertrauen auf Gott setzen.

Einst theilten reiche Griechen in der Stadt Ostracines Almosen und Kleider an die Armen aus. Die Priester führten sie zu einem Aussätzigen; dieser aber wollte Nichts nehmen und sprach: Sehet, ich flechte Palmblätter zu Körben und damit verdiene ich mein Brod. Man führte sie hierauf zur Hütte einer Wittwe, welche dort mit ihren Töchtern wohnte. Als sie an der Thür angeklopft hatten, da lief die Tochter fast unbekleidet heraus, die Mutter aber war in Geschäften ausgegangen, denn sie war eine Wäscherin; daher gaben sie ihrer Tochter Kleider und Geld. Auch diese wollte Nichts annehmen, indem sie sprach, ihre Mutter habe ihr gesagt: Vertraue auf Gott, denn Er hat mir heute eine Arbeit zugewiesen, wodurch wir unsern Unterhalt gewinnen können. Als die Mutter zurückkam, baten sie dieselbe, doch Etwas anzunehmen, sie aber weigerte sich und sprach: Ich habe Gott, der für mich sorgt; wollt ihr Ihn mir heute abwendig machen? Da erkannten sie ihr Vertrauen und lobten Gott.

Das Vertrauen auf Gott täuschet nicht.

Der heilige Rochus hatte in Rom Pestkranke gepflegt und sich selbst angesteckt; um Niemanden lästig zu fallen, zog er sich in ein verlassenes Hüttchen

in einem nahen Walde zurück, sich ganz auf Gott verlassend. In der Nähe war ein Landhaus, wo ein vornehmer Herr wegen der Pest wohnte. Da bemerkte er, daß einer der Jagdhunde ein großes Stück Brod vom Tische nahm und damit verschwand. Anfangs beachtete der Herr dieses wenig; als es aber das zweite Mal geschah, befahl er den Dienern, den Hund zu beobachten, was er mit dem Brode mache? Der Hund kam wirklich auch ein drittes Mal, nahm wieder ein Stück Brod und verschwand damit. Der Herr gab den Dienern einen Verweis, daß sie den Hund hungern ließen. Sie aber versicherten, daß er sein genügendes Futter bekäme. Da beschloß der Herr, dem Hunde nachzufolgen, wenn er es wiederholen sollte. Es dauerte nicht lange, so nahm der Hund wieder Brod und schlich davon. Nun ging er nach und da sah er, daß der Hund das Brod zum heiligen Rochus trug und es ehrerbietig vor ihm niederlegte. Rochus nahm das Brod und segnete dankbar den Hund. Der Herr erstaunte und bat den heiligen Rochus, mit ihm in sein Haus zu gehen, was dieser aber nicht bewilligte.

Vertrauen auf Gott in Betreff der Nahrung.

Im Jahre 1695 empfing der katholische Missionär in Südamerika, Heinrich Richter, die Krone des Marterthums. Nur die heldenmüthigste Frömmigkeit, sagte der protestantische Engländer Markham, konnte ihn vermocht haben, den Schwierigkeiten, die ihn rings umgaben, die Stirne zu bieten. Binnen zwölf Jahren führte er vierzig schwere Reisen aus, durch dichte Wälder oder in Canoes auf reißenden und gefährlichen Strömen. Er nahm niemals Proviant mit sich, sondern wanderte barfuß und halbnackt durch wirres Gesträuche, indem er seine Erhaltung gänzlich Gott überließ. Seine Anstrengungen wurden von Erfolg gekrönt und nachdem er einige der indianischen Sprachen erlernt, sammelten sich endlich Nachfolger um ihn.

Vermessentliches Vertrauen von Gott bestraft.

Zwei Mönche machten einst in der Wüste Aegyptens eine Reise, mit dem Vorsatze, Nichts zu essen, als was ihnen Gott der Herr Selbst geben würde. Als sie demnach in der Wüste herum irrten und vor Hunger entkräftet waren, sahen sie von Weitem Mazikēn, ein Volk, das an Wildheit und Grausamkeit alle Nationen übertrifft und zum Morden nicht so fast durch die Begierde nach Raub und Plünderung, als einzig durch seine Wildheit angereizt wird. Kaum hatten aber die Maziken die irrenden Einsiedler gesehen, als sie ihnen gegen ihre wilde Natur mit Brod entgegen kamen. Einer von den Brüdern nahm das Brod, als von Gott dargereicht, mit Dank an; indem er dafür hielt, daß diese Speise ihm vom Himmel aus mitgetheilt würde, und es sei nicht ohne Befehl Gottes geschehen, daß Leute, die stets nach Menschenblut dürsteten und am Morde Freude hatten, jetzt Denen, die verschmachten wollten, den Lebensunterhalt darböten. Der Andere aber wies die dargebotene Speise zurück, weil sie ihm nur von Menschen gereicht würde; allein Mattigkeit und Hunger zehrten ihn auf, daß er starb. Man sieht hieraus, daß Gott ein selbst hoch

gespanntes Vertrauen auf Ihn ehret und belohnt, wenn es nur nicht in Vermessenheit übergeht.

Das Vertrauen in Betreff der Nahrung von Gott belohnt.

Der heilige Vulmar baute zwei Klöster in einem Walde, eins für Männer, das andere für Weiber. Manchmal fehlte es in beiden Klöstern an Nahrungsmitteln und Manche murrten gegen den Diener Gottes. Er aber munterte sie wieder auf zum Vertrauen auf Gott und dessen Verheißung: Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und Seiner Gerechtigkeit, alles Andere wird euch dreingegeben werden. Und da geschah es manchmal, daß während Vulmar solche Ermahnungen gab, schon an der Pforte geklopft wurde, zum Zeichen, daß Jemand dem Kloster Lebensmittel zum Geschenke gebracht hatte. Durch solche Erfahrungen aufgemuntert, glaubten Alle in dem Kloster um so williger, was ihnen Vulmar von himmlischen Dingen predigte.

Das Vertrauen zu Gott wird nie getäuscht.

Einst brachte Jemand einem Altvater Geld und sprach: Hier hast du Etwas zur Bestreitung deiner Auslagen, da du alt und krank bist. Dieser aber antwortete: Du kömmst jetzt nach sechzig Jahren, mir meinen Nährvater zu nehmen? Siehe, schon so lange bin ich krank, und bedurfte Nichts; denn Gott beschenkte und ernährte mich. Er nahm auch wirklich Nichts an.

Gott läßt das Vertrauen des Gerechten nicht zu Schanden werden.

Der heilige Dominikus hatte sechzehn Gefährten, welche er nach Frankreich, Deutschland, Spanien und Italien sandte, um seinen Orden auszubreiten und Klöster zu bauen. Diese Männer nahmen seinen Segen und das Vertrauen auf Gott und den Wanderstab mit sich; sie hatten kein Geld; aber Gott verließ sie nicht. Alle gingen voll Vertrauen und froher Hoffnung. Ein Einziger hatte Furcht und zauderte im letzten Augenblicke, Johann von Navarra, der nach Paris bestimmt war; er schwankte, diese große Reise ohne Geld, ohne Hilfsmittel zu unternehmen. Dieser Mangel an Vertrauen auf Gott schmerzte den heiligen Dominikus; unter Thränen ließ er dem Manne, dessen Glauben und Vertrauen so schwach war, sechs Denare reichen. Dominikus blieb in Rom; in seinem Kloster wurden nach und nach hundert Brüder aufgenommen, Alle arm, von den milden Gaben frommer Menschen, buchstäblich von der Gnade Gottes lebend. Oft gebrach es dem Kloster an Brod. Eines Tages geschah es, daß der Verwalter des Klosters, Jakob von Melle, Nichts besaß, was er den Brüdern zur Mahlzeit hätte aufsetzen können. Die zum Almosensammeln ausgeschickten Brüder hatten wohl vielen Leviten, aber wenig Samaritern begegnet. Einige Brode waren vorhanden und das war Alles. Endlich nahte die Stunde des Mittagsessens und der Verwalter theilte seine Verlegenheit dem heiligen Dominikus mit. Dieser aber, voll Freude, lobte den Herrn, seine Stirne strahlte von übernatürlichem Vertrauen, er befahl das Brod in Stücke

zu brechen und es auf die Tische zu legen. Die Glocke ertönte und die Brüder erschienen im Speisesaale. Das Tischgebet ward verrichtet und Jeder aß mit Freuden den Mund voll Brod, den er an seinem Platze fand. Mit einem Male traten zwei junge Männer, welche Brüder zu sein schienen, in den Speisesaal, Jeder trug in seinem Mantel Brode von blendender Weiße und aus dem besten Weizen. Sie legten, ohne ein Wort zu sprechen, ihre Gabe auf den Tisch, an welchem Dominikus saß und entfernten sich, ohne daß Jemand zu sagen wußte, woher sie gekommen oder wohin sie gegangen. Dominikus aber rief, seine Hände erhebend: Und nun meine Brüder esset! Dieses Wunder erneuerte sich noch ein anderes Mal unter denselben Umständen. Gott nährte seine Kinder.

Noth und Elend ohne Vertrauen zu Gott führt zum Selbstmord.

So geht es nicht mehr! — Das mag in schweren Zeiten mancher Bedrängte zu sich selbst gesagt haben; dann aber richtete er wohl wieder seine Gedanken zu dem Helfer über den Sternen, er vertraute auf Gott, benützte seine Kraft und alle natürlichen Hilfsmittel und siehe da, es ging doch! Anders leider dachte und handelte der Wiener Geschäftsagent Anton R., ein Schulden halber quittirter Oberlieutenant. Nach seinem Austritte aus dem Militärverbande hatte er sich dem Beamtenstande gewidmet, wurde zuerst Bahnbeamter, dann Diurnist. Er hatte jedoch stets mit Unglück zu kämpfen und äußerte wiederholt, es nicht mit ansehen zu können, wie seine arme Frau und Kinder Nächte hindurch arbeiteten, um das Allernöthigste zu verdienen und er stets jeden Kreuzer seinen Gläubigern zubringen mußte. Zuletzt verfiel er auf den Gedanken, eine Geschäfts-Agentur zu eröffnen. Er beschäftigte sich wesentlich mit Darlehen auf Versatzzettel, gerieth aber dadurch in die mißlichsten Vermögensverhältnisse. Dieß hatte zur Folge, daß der fünfzigjährige Mann trübsinnig wurde und keine Nahrung zu sich nahm. Eines Morgens stand er auf mit dem Bemerken, daß er unwohl sei und deßhalb nicht in's Geschäft gehen werde. Während nun seine Frau ihm das Frühstück vorsetzte, küßte und herzte er seine Kinder, schüttete sodann unbemerkt aus einem Fläschchen einige Tropfen in den Kaffee und trank diesen bis zur Neige aus. Bald darauf sank er stöhnend zurück. Die arme Frau trat in dem Momente in's Zimmer, als er mit dem Tode ringend sich am Sopha wälzte. Die Gegenmittel des Arztes blieben ohne Wirkung. In dem Fläschchen war Strychnin, ein fast augenblicklich tödtendes Gift gewesen. Am Tische lag ein Zettel, auf welchem geschrieben war: Liebes Weib, traure um deinen Anton; so geht es nicht mehr! Ja, wer keine Religion hat, wie dieser Mann, der hat auch kein Vertrauen zu Gott, der betet nicht, wie dieser, und dann geht es nicht mehr; dann wird zum Selbstmord geschritten!

Vertrauen zu Gott hilft in der Noth.

Ein Hausherr in Berlin bemerkte einen Kanarienvogel in seinem Garten. Er fing denselben ein und war nicht wenig erstaunt, an seinem Halse ein

Brieschen befestigt zu finden, welches mit der seltsamen Aufschrift: An den lieben Gott! versehen war. Als er dasselbe erbrochen und gelesen hatte, fand er, daß es wirklich an den lieben Gott gerichtet war und zwar offenbar von einer Frau, die sich in einer Irrenanstalt befand. Die Unglückliche bat Gott in dem Schreiben, daß er sie durch einen baldigen Tod von ihrem traurigen Dasein erlösen möge; denn der Willkühr einer rohen Wärterin überlassen, sei sie der empörendsten Behandlung preisgegeben. Umsonst habe sie es ihren Verwandten geklagt, man glaubte nicht ihr, sondern der Wärterin, und neue Mißhandlungen waren die Folge ihrer Mittheilung. Der gefühlvolle Finder des Briefes erbarmte sich der Armen und beschloß, Alles aufzubieten, um eine Veränderung in der Lage der Unglücklichen zu veranlassen. Da sie ihren Namen am Schlusse des Briefes angegeben, so gelang es ihm, ihren Aufenthalt, sowie den der Verwandten zu erfahren. Er bewog diese, die Geisteskranke auf eine andere Anstalt zu bringen, die wegen ihrer liebevollen Behandlung, die sie den ihr anvertrauten Unglücklichen zu Theil werden läßt, bekannt ist und dieser Schritt hat nach wenigen Wochen die besten Früchte, in der vollständigen Herstellung der Kranken, getragen. Der Brief an den lieben Gott war also an die richtige Adresse gekommen. Vertraue also auch so kindlich auf Gott, wie diese Irrsinnige und Gott wird dir helfen!

Das Vertrauen zu Gott in Betreff der Nahrung soll groß sein.

Der heilige Ignatius reiste von Rom nach Venedig, um sich nach Jerusalem einzuschiffen. Es herrschte in den Städten Italiens die Pest und der Fremde mußte einen Gesundheitsschein vorweisen. Einige Spanier gaben ihm sieben bis acht Piaster und sagten ihm, es wäre thöricht, ohne Geld durch ein Land zu gehen, dessen Sprache er nicht kenne, und welches von der Pest verwüstet wäre. Er machte sich Skrupel, jenes Geld angenommen zu haben. Er klagte sich dieserhalb vor Gott an und sagte mehrmals zu sich selbst, daß es besser wäre, in den Augen der Menschen für unklug zu gelten, als nur im geringsten ein Mißtrauen gegen die Vorsehung blicken zu lassen. Um daher seinen Fehler wieder gut zu machen, gab er den ersten Armen, welchen er begegnete, alles Geld, das er bei sich hatte. Er brachte sich dadurch in die äußerste Noth, indem er auf dem Lande fast gar nichts zum Leben fand, in die Städte aber wegen der ansteckenden Krankheit nicht kommen durfte; denn sein blasses und abgemattetes Angesicht machte ihn den Torhütern sehr verdächtig. Er war sogar oft genöthigt, die Nächte unter freiem Himmel zuzubringen. Allein diese Mühseligkeiten des Körpers wurden durch Tröstungen des Geistes reichlich belohnt. Eines Tages waren seine Kräfte ganz erschöpft und er konnte den Reisenden, an welche er sich unterwegs angeschlossen hatte, nicht folgen, sondern blieb auf einem öden Gefilde allein zurück. Während er betete, erschien ihm Jesus und versprach, ihm den Eingang in Padua und Venedig zu verschaffen. Den Erfolg bestätigte die Wahrheit dieser Erscheinung. Jene, die ihm vorangeeilt waren, wurden mit ihren Gesundheitsscheinen von den Thoren zurückge-

wiesen, er aber fand gar kein Hinderniß, sondern ging ohne Mühe hinein, als ob ihn die Wächter nicht gesehen hätten. Er kam sehr spät nach Venedig und schlug sein Lager in einer Halle der St. Marcuskirche auf, wo ihn einer der Senatoren der Republick in sein Haus aufnahm.

Gott belohnt das Vertrauen zu Ihm.

Durch den Tod des Papstes Pauls III., welcher dem Profeßhause der Jesuiten regelmässige bedeutende Almosen gegeben hatte, wurde dasselbe in große Noth versetzt. Demungeachtet unterließ der heilige Ignatius nicht, die Novizen aufzunehmen, welche sich anboten und es scheint, daß Gott sein Vertrauen durch eine Art von Wunder belohnen wollte. Denn nicht genug, daß die Kardinäle im Conklave sich seiner erinnerten und ihm eine ansehnliche Summe Geldes überschickten, begegnete der Bruder Johannes, welcher die Ausgaben des Hauses zu besorgen hatte, eines Abends einem Manne, der ihm, ohne ein Wort zu sagen, hundert Goldstücke gab. Ein anderes Mal erhielt derselbe Bruder, als er eines Morgens sehr früh ausgegangen war, von einem Unbekannten eine ganze Börse voll neugeprägter Goldmünzen. Da es noch nicht ganz Tag war und er die Züge des Fremden nicht unterscheiden konnte, so fürchtete er, es möchte eine Täuschung sein. Auch die Väter glaubten, die Goldstücke seien unächt, und man habe sie nur foppen wollen; allein es fand sich, daß sie von gutem Golde waren. Fast um dieselbe Zeit und in einer großen Bedrängniß, fand der Pater Polankus, Sekretär der Gesellschaft, in einem unverschlossenen Koffer, in dem er gewisse Papiere suchte, ebenfalls eine Menge Goldstücke, welche ganz frisch geprägt zu sein schienen, wie die früheren. Dieser ganz wunderbare Beistand belebte das Vertrauen des heiligen Ignatius zu Gott mehr als je.

Dem Herrn gefällt das Vertrauen zu Ihm.

In dem römischen Kollegium der Jesuiten wurden nahe an zweihundert Personen ernährt. Die Stiftungen reichten nicht mehr aus. Zudem brach ein Krieg aus, während welchem die Zeiten in Italien so schlecht wurden, daß selbst die Reichsten sich gedrückt fühlten. Die Liebe der Gläubigen für die Jesuiten in Rom erkaltete jedoch nicht. Auch in der allgemeinen Noth fehlte es ihnen an gar nichts und als ein Pater eines Tages dem Heiligen sagte, daß dieß nicht ohne Wunder zugehen könne, entgegnete er mit ernster Miene: „Was Wunder? Es würde ein ganz besonderes Wunder sein, wenn es anders wäre; denn Gott hat es so versprochen; dienen wir nur dem Herrn, Er führet uns und es wird uns an Nichts fehlen." Da der Krieg die Theuerung der Lebensmittel von Tag zu Tag erhöhte, so rieth man ihm, einen Theil seiner Untergebenen in andere Provinzen zu senden. Weit entfernt diesen Rath zu befolgen, ließ er sogar den Plan zum Bau des römischen und deutschen Kollegiums entwerfen und die Kosten beider Gebäude veranschlagen; so groß war sein Vertrauen auf die Vorsehung. In dieser Gesinnung ließ er in demselben Jahre außerhalb der Stadt ein hübsches und bequemes Haus bauen, wo die Kranken zuweilen Luft schöpfen und die jungen Leute sich wöchentlich einmal von den

Studien erholen sollten. Es sagten ihm einige, daß es besser gewesen wäre, daß Geld aufzusparen; wenn man Mühe hätte zu leben, wäre keine Zeit zum Bauen. Er ließ sich nicht irre machen. Gott gab abermals durch außerordentliche Ereignisse zu erkennen, wie sehr ihm ein vollkommenes Vertrauen lieb ist. Während des Baues war kein Geld da, um die Arbeiter zu bezahlen und man wußte nicht, wo man es hernehmen sollte. Ignatius schloß sich ein und betete. Hierauf sagte er lächelnd: Obgleich ich kein Prophet bin, auch kein Sohn eines Propheten, so bin ich doch versichert, daß Gott der Herr uns nicht verlassen wird. Diese Weissagung bewährte sich fast in derselben Stunde; denn ob es gleich schon Nacht war, so schickten ihm dessen ungeachtet zwei angesehene Personen bedeutende Summen, ohne daß sie etwas von seiner Noth gewußt hatten und ehe sechs Monate vergingen, kamen so viele Almosen ein, daß die sämmtlichen Schulden des Kollegiums gedeckt werden konnten.

Verwünschung.

Die Verwünschungen seiner selbst gehen in Erfüllung.

Ein junges Mädchen in Sachsen hat sich mit einem Jünglinge ihres Alters und Standes versprochen, mit dem Beisatze: der Teufel solle sie holen, wenn sie einen Andern nehme. Wie aber der Mensch überhaupt unbeständig ist, so war es auch ihre Liebe; diese erkaltete nach und nach gegen den Jüngling, sie vergaß der Selbstverwünschung und des Fluches und heirathete einen Andern. Als nun an ihrem Hochzeitstage die Gäste fröhlich beisammen saßen und nach der Mahlzeit einen Tanz anfingen, da fanden sich zwei Teufel in Gestalt von Jünglingen ein, baten die Braut um einen Tanz, drehten sich zur Belustigung der Anwesenden einigemale im Kreise herum und führten sie endlich in die Höhe hinweg, was die Freude in Traurigkeit verwandelte. Des andern Tags erschienen diese zwei Jünglinge der Mutter der Braut und warfen ihr Kleider und Schmuck der Tochter vor die Füsse mit den Worten: Diese Sachen achten wir nicht; uns genügt, daß wir die Seele deiner Tochter in der Gewalt und im Besitze haben. Daraus ist ersichtlich, wie gottlos es sei, sich selbst zu verwünschen, namentlich dem Teufel. (Delrio in libr. 3. disquis. q. 7. sect. 1.)

Gerechte Verwünschungen werden oft erfüllt.

Ein Weib, mit Namen Regina, gab einem Weber Garn. Als sie die Leinwand erhielt, behauptete sie, der Weber habe etwas Garn behalten. Dieser betheuerte hoch und theuer, unschuldig zu sein. Dessenungeachtet aber verschrie ihn das Weib überall als Dieb. Da sprach der Weber zu ihr: Weib, Sie thut mir sehr Unrecht, Sie kann nicht ersterben! Und wirklich, als es mit ihr zum Sterben kam, konnte sie nicht sterben, die Todesangst dauerte drei Tage, sie stand im Bette gerade in die Höhe, dann fiel sie wieder nieder. Da kam ihr Sohn vom Militär nach Hause und fragte die Schwester, ob denn die Mutter etwa mit Jemanden eine Feindschaft habe? Die Schwester sagte ihm das mit dem Garne. Da ging der Sohn zum Weber und ließ nicht nach, bis er mit ihm ging. Sie schrie so, daß alle Leute, die vorübergingen, stehen

blieben und hineinschauten. Als der Weber kam, ihr die Hand gab und verzieh, legte sie den Kopf zurück und starb. (Gemeindezeitung.)

Verwünschungen läßt Gott zur Strafe in Erfüllung gehen.

Die alten Einsiedler gingen zur Erntezeit aus, um sich bei Landleuten als Schnitter zu verdingen. Ein Altvater begab sich auf einen Meierhof und arbeitete um Taglohn. Während der Ernte nun entstand eine so große Hitze, daß der Altvater sich in die Hütte zurückzog und sich dort niedersetzte. Als der Landmann kam und den Altvater ruhig sitzen sah, sprach er zornig zu ihm: Warum arbeitest du nicht, Alter? weißt du nicht, daß ich dich dafür bezahle? Der Altvater antwortete ihm: Allerdings weiß ich's; allein weil es so heiß ist und die Körner von den Aehren ausfallen, darum warte ich eine kleine Weile, bis die größte Hitze vorüber ist, damit du keinen Schaden leidest. Der Landmann rief aber: Stehe auf und arbeite und sollte auch Alles verbrennen! Der Altvater fragte ihn: Wie, du willst, daß dir Alles verbrenne? Noch zorniger schrie der Bauer: Ja, ich will's! Hierauf stand der Altvater auf und sogleich fing der Acker zu brennen an. Da lief der Landmann zu den übrigen Altvätern, welche auf der andern Seite des Feldes arbeiteten und bat sie, sie möchten kommen und den Altvater ersuchen, daß er durch sein Gebet das Feuer erlösche. Die Väter kamen und baten ihn; der Altvater sprach aber zu ihnen: Er hat es selbst gewünscht, daß es brennen solle. Endlich aber ließ er sich erbitten, stellte sich mitten zwischen das brennende und noch unversehrte Feld und betete; und siehe, sogleich erlosch das Feuer und der übrige Theil des Feldes wurde gerettet. Verwünschungen sind nie gut, sie gehen oft in Erfüllung!

Gotteslästerische Selbstverwünschung von Gott bestraft.

In dem Städtchen W....... in Böhmen wurde in der Nacht vom 5. auf den 6. März 1868 ein Mann aus W., Maurer und Hausbesitzer von der Dampfmaschine getödtet. Er mußte in der Nacht die herrschaftliche Dampfmaschine, welche einen Mahlgang treibt und das Wasser aus einem Kohlenschachte herauspumpt, heizen. Er war als Dieb bekannt. In der Nähe des Triebrades verbarg er ein Säckchen gestohlenen Mehles, bei welcher Gelegenheit ihn das große Rad erfaßte, ihm das rechte Bein aus dem Gelenke bei den Lenden sammt Gedärme ganz herausriß, die rechte Hand mit dem Arme bis zum Ellbogen zermalmte und ihn tödtete. Da die Feuerung aufhörte, weil der Heizer todt war, blieb die Maschine stehen; man sah nach und fand den verstümmelten Leichnam.

Dieser Tod ist eine unverkennbare Strafe Gottes für seine gotteslästerische Selbstverwünschung. Dieser diebische Mann hatte sechs Monate vor seinem Tode den Keller eines Schankwirthes ausgeräumt, wo er Brod, Butter und Würste entwendete. Die kränkliche Wirthin, welche wenig Schlaf hatte, sah durch's Schlüsselloch der Thüre ihres Schlafgemaches Licht hereinschimmern; sie sah hinaus und erkannte diesen Mann, der eben mit dem Geraubten und mit Licht aus der gegenüber befindlichen Kellerthüre heraustrat. Dieser Diebstahl

kam unter die Leute. Da sagte der Dieb in mehreren Häusern: Wenn ein gerechter Gott im Himmel ist, so muß dieser Wirthin ein Unglück als Strafe Gottes zustoßen, weil sie mich des Diebstahls beschuldigt; und wenn ich der Dieb bin, so soll mich Gott strafen! Diese gotteslästerische Selbstverwünschung brachte er öfters vor, namentlich in einem Hause vierzehn Tage vor seinem Tode. Niemand glaubte ihm, denn die Nachbarn hörten, wie sein Weib, das er einmal schlug, ihm diesen Diebstahl vorwarf. Nun hat Gott offenbar durch die über ihn verhängte grausame Todesart gezeigt, daß ein gerechter Gott im Himmel, daß dieser Mann der Dieb sei und daß Gott nicht mit Sich freveln lasse.

Verwünschung seiner selbst geht gern in Erfüllung.

Der heilige Ignatius begab sich nach Valladolid zum Erzbischof. Wenige Tage vor seinem Abgange kam er durch eine Straße, in der sich das Volk versammelt hatte, um vor dem Hause eines gewissen Lopez Mendozza Ball spielen zu sehen. Er näherte sich einem Häuflein Volkes und bat um Almosen. Als ihn Lopez erblickte, wies er mit dem Finger auf ihn und rief: „Ich will verbrennen, wenn dieser Mensch nicht das Feuer verdient." An demselben Tage erhielt man die Nachricht von der Geburt des Prinzen von Spanien, nachmals König Philipps II. und man errichtete am Abende durch die ganze Stadt hindurch Freudenfeuer. Lopez war auf das Dach seines Hauses gestiegen, um kleine Kanonen abfeuern zu lassen. Dabei fiel ein Funke auf einen Pulverhaufen; dieser entzündete sich sogleich und Lopez verbrannte bei lebendigem Leibe. Es war, als wenn Gott, um die Unschuld des Ignatius kund zu thun und Seine Ehre zu rächen, den Ausruf des Lopez zur Strafe habe wollen in Erfüllung gehen lassen, die er sich selbst herbeigewünscht.

Verwünschungen gehen gerne in Erfüllung.

Fräulein von Klettenberg aus Frankfurt am Main und ein Herr von Ohlenschlager ebendaher galten schon lange als Brautleute. Die Dame hatte aber kein volles Vertrauen in seinen Charakter und ahnte, daß er sie einst verlassen werde. Sie sprach dies unbefangen gegen ihn aus und bat ihn nur um die einzige Aufrichtigkeit, daß er es ihr nicht verhehlen möchte, wenn er sich einer andern Dame zuwenden würde; sie wünsche dies zuerst von ihm selbst zu hören und würde ungerne mit der Nachricht davon von Andern überrascht werden. Verlegen, bestürzt, betheuerte er, daß er jetzt noch keineswegs in dem vorausgesetzten Falle sei, versprach aber doch den Wunsch zu erfüllen und fügte unaufgefordert, durch sein böses Gewissen gereizt, die eidliche Verwünschung hinzu, wenn er falsch rede und sein Versprechen nicht halten würde, möge sein erster Sohn taub und blind auf die Welt kommen! Die Braut schauderte vor Entsetzen und verwies ihm diese Verwünschung. Sie blickte in den Abgrund seiner Seele. Von da an sah sie ihn nicht wieder. Nicht lange darauf verheirathete sich Herr Ohlenschlager. Seine Frau gebar im ersten Wochenbette einen Sohn, — er war blind und taub! So strafte Gott die ruchlose Selbstverwünschung des Mannes. (Gemeindezeitung.)

Verzeihen.

Man muß den Beleidigern von Herzen verzeihen.

Ein gewisser Kleriker war nach Clairvaux gekommen und fragte den heiligen Bernard in barschem Tone, warum er ihn nicht in seinen Orden habe aufnehmen wollen? Wozu nützt es, die Vollkommenheit in Ihren Büchern zu empfehlen, wenn Sie dieselbe nicht Jenen gewähren wollen, die sie suchen? Und mit zorniger Stimme setzte er hinzu: Hätte ich Ihre Bücher in meinen Händen, ich würde sie in Stücke zerreißen! — Ich glaube, antwortete ihm Bernard, Sie haben in keinem meiner Bücher gelesen, daß es Ihnen unmöglich sei, bei sich zu Hause vollkommen zu sein; denn wenn ich mich recht besinne, habe ich in meinen Werken Aenderung der Sitten und nicht Aenderung des Ortes empfohlen. — Darauf gerieth dieser Mensch in solche Wuth und gab dem heiligen Bernard einen so heftigen Backenstreich, daß die Wange sich röthete und aufschwoll. Diejenigen, welche Zeugen dieser abscheulichen That waren, konnten ihren Unwillen nicht zurückhalten und wollten über diesen Elenden herfallen; aber Bernard hielt sie zurück und beschwor sie im Namen Jesu Christi, ihn nicht anzurühren und ihn seines Weges ziehen zu lassen, ohne ihm auf irgend eine Weise zuzusetzen.

Auf Nichtverzeihen folgt ewige Verdammniß.

Es lebten zwei Männer lange Zeit als sehr gute und treue Freunde miteinander. Es trug sich aber zu, daß sie aus einer unbekannten Ursache unverhofft in Haß geriethen und zwar dergestalt, daß Einer den Andern nicht mehr grüßte. Diese Zwietracht dauerte gegen zwei Monate. Unterdessen fiel derjenige, welcher den Andern beleidigte, in eine tödtliche Krankheit, weßhalb er ungesäumt den Andern zu sich rief und ihm Abbitte leistete in Gegenwart vieler Anwesenden. Der Beleidigte zeigte zwar äußerlich, als verzeihe er, im Herzen aber war er anders beschaffen; denn im Weggehen stieß er mit schimpflichem Gelächter folgende Worte aus: Da sieht man, daß dieser Feigling Unrecht hatte. Kaum waren diese Worte zu den Ohren des Kranken gelangt, so nahm er das ausgespieene Gift wieder in sich auf und brach in die Worte aus: Wenn es so ist, so verzeihe ich dir diese Worte nicht, die du jetzt geredet hast; auch will ich nicht, daß du mir die vorige Unbilde vergeben sollst! Von dieser Feindschaft und diesem Hasse konnte ihn Niemand abbringen, er verharrte darin, bis er seinen Geist aufgab. Nachdem er zur Erde bestattet worden war, und der überlebende Freund mit Anderen bei der Tafel saß, da fand sich auch ein abscheuliches Gespenst ein, welches mit erschrecklicher Stimme sprach: Wo ist derjenige, dessentwegen ich ewig und ewig verdammt und verloren bin? namentlich wegen des großen Hasses gegen ihn; es soll aber auch er nicht ungestraft bleiben, da er die Ursache meines Urtheils ist. Hierauf fiel er den Freund grimmig an, sie bissen und rissen einander, wie zwei wüthige Hunde, bis sich endlich im Anschauen Vieler die Erde öffnete und Beide verschluckte. (Segneri P. I. Fol. 313.)

Wir müssen dem Beleidiger großmüthig verzeihen.

Im Jahre 1791, als noch in Wien Thierhetzen gehalten wurden, sollte unter anderen auch ein Löwe einen Kampf mit großen Hunden bestehen. Kaum war der König der Thiere erschienen, als vier große Bullenbeißer auf ihn losstürzten, von denen jedoch drei, sobald sie in seine Nähe kamen, sogleich zurückprallten und davon liefen. Nur Einer wagte es, zu bleiben und ihn anzugreifen. Der Löwe zeigte diesem aber, ohne sich von seinem Lager zu erheben, durch einen Schlag mit der Tatze, wie sehr er ihm gewachsen sei. Der Hund lag sogleich darnieder. Der Löwe zog ihn an sich und legte die Vorderpfoten auf ihn, so daß man von dem Hunde nur ein Stück seines hintern Körpers sehen konnte. Jedermann glaubte, er sei todt und der Löwe werde bald aufstehen und ihn verzehren. Allein man irrte sich. Der Hund fing an, sich zu bewegen und suchte sich frei zu machen, was der Löwe auch zuließ. Er schien ihn gleichsam nur gewarnt zu haben, sich mit ihm nicht weiter einzulassen. Als sich aber der Hund auf die Flucht machte und bereits die Hälfte des Platzes erreicht hatte, in welchem er eingeschlossen war, schien der Löwe erbittert zu werden. Er sprang schnell auf und erreichte in zwei Sätzen den fliehenden Hund, der eben vor den Schranken angekommen war und winselnd um Oeffnung und Rettung flehte. Das Thier auf der Flucht hatte den König der Wälder gereizt; der wehrlose Feind erregte jetzt sein Mitleid; denn er trat einige Schritte zurück und sah ruhig zu, bis man dem Hunde die Thür öffnete.

Völker.

Gottlose Völker züchtigt Gott, sittliche segnet Er.

Die Römer schafften bei den unterjochten Nationen barbarische Gebräuche ab, sie selbst aber blieben grausame Räuber. Den Meuchelmördern errichteten sie Ehrensäulen; die Verletzung des Völkerrechtes lobte der Senat und die derselben schuldig waren, beförderte man zu den höchsten Würden. Friedensverträge und Uebereinkünfte wurden treulos gebrochen; sie erwürgten die Bewohner der Städte, denen man das Wort gegeben, sie am Leben zu lassen. Der Vater hatte das Recht, über Leben und Tod seiner Kinder und Sklaven, der Mann konnte sein Weib unter dem geringfügigsten Vorwande verstoßen; schwächliche oder mißgestaltete Kinder wurden getödtet; die kranken alterschwachen Sklaven ließ man Hungers sterben; mißliebige Söhne wurden als Sklaven verkauft, die Kriegsgefangenen wurden getödtet oder als Sklaven verkauft, Arme wurden verbannt; die Wucherer hatten die willkührlichsten Rechte über ihre Schuldner. Die Fremden wurden als Barbaren behandelt, die Plebejer hatten kein Feld; dieses und die Stellen gehörten den Patriziern. Dafür strafte Gott diese Römer und gab sie unter die Gewalt nordischer Völker, namentlich der Germanen oder Deutschen, deren Sitten rein waren. Tacitus, der römische Geschichtsschreiber, sagt von ihnen: Ihre Ehen sind keusch, ihre Sitten des Lobens würdig. Ein Ehemann hat nur eine einzige Gattin; die Eheleute theilen Freud und Leid. Die Frauen leben im Schutze der Tugend; keine der römischen Verführungen,

keine üppigen Gelage verderben sie. Es gibt bei einer so volkreichen Nation äußerst wenige Ehebrecher. Da lacht Niemand über Laster; verderben und verderbt werden ist hier nicht Mode wie in Rom. Die Zahl der Kinder beschränken, sie tödten, ist Verbrechen. Männlich und kräftig, stolzen Blickes, ohne Lügen, Falschheit und Hinterlist, wissen sie Hunger und Kälte zu ertragen, sind tapfer und unerschrocken, lieben Kämpfe und ferne Züge. Für diese keusch gebliebenen und bereits zum christlichen Glauben bekehrten Germanen hat Gott als Belohnung ihrer Sitten und Tugenden das durch Ausschweifung und Laster verderbte Reich der Römer bestimmt; ließ es von ihnen zertrümmern und unterjochen. So straft und belohnt Gott auch Völker.

Vom katholischen Glauben abgefallene Völker werden vernichtet, treugebliebene gesegnet.

Die Westgothen zogen nach Italien und Spanien, kehrten zur katholischen Kirche zurück und Gott erhielt sie; dagegen wurde das Reich der Ostgothen, die am Arianismus festhielten, von den Griechen vernichtet. Die Vandalen blieben dem Arianismus treu und wurden vernichtet. Dagegen bestehen die katholischen Longobarden und Irländer, trotz der grausamen Verfolgungen, die sie erduldeten. Die katholischen Franken wurden das bedeutsamste Volk. Das griechisch Reich ging ein wegen seiner Abtrünnigkeit vom römischen Stuhle.

Unter der Herrschaft der Protestanten sterben wilde Völker aus.

Unter der Herrschaft der Engländer sterben die Eingebornen Australiens aus; man wollte eine Nation bekehren und hat eine Wüste geschaffen. Noch weitere zehn Jahre — und ein ursprünglich Eingeborner wird in Sidney oder in den Grenzen der Kolonie eine so große Merkwürdigkeit sein, wie er es jetzt in Europa ist. In zwanzig Jahren war fast die ganze Race von Vandiemensland ausgerottet; in der Kolonie Viktoria starben in zwanzig Jahren neun Zehntel und der Ueberrest wurde auf einen dürren Landstrich verwiesen. Die Neuseeländer nehmen von Jahr zu Jahr ab und werden in vierzig bis fünfzig Jahren ganz ausgerottet sein. Unter den Protestanten sterben die wilden Indianer Nordamerika's aus; dagegen wohnt ihre Race in Frieden und glaubt katholisch auf den katholischen Inseln Ozeaniens, am Amazonenstrome und Orinoko, am Rio Negro und Parana und an den tausend Nebenflüssen. Selbst im nördlichen Kontinente, wo sich die Wilden unter den Protestanten von 1850 bis 1856 um vierundsiebenzigtausend verminderten, gedeiht und vermehrt sich die Bevölkerung unter dem katholischen Einflusse; sie sind jetzt kaum mehr Indianer. Die katholischen Missionäre erhoben Millionen von Barbaren, ohne andere Mittel, als die katholische Religion, zu einem solchen Grade von Civilisation und Wohlstand, daß sie sogar die Bewunderung der Freigeister erregten.

Vollkommen.

Um tugendhaft zu werden, muß man sich mit vollkommenen Menschen vergleichen.

Der heilige Gregor, Bischof von Agrigent, machte eine Reise nach Palästina, um die heiligen Stätten zu besuchen. Zur heiligen Fastenzeit zog er sich in ein Kloster zurück. Hier sah er hohe Tugenden. Nicht Wenige sah er, die während der Betrachtung göttlicher Dinge von der Erde erhoben wurden, Andere, die bei ihrem Gebete in Thränen überfloßen, noch Andere, die in friedlicher Heiterkeit ein englisches Leben führten. Je länger und emsiger er dieses Alles beobachtete, desto mehr schämte er sich, desto banger machte ihn sein Seelenzustand. Der Abt, der ihn traurig sah, dachte, er sehne sich nach seiner Heimath und tröstete ihn mit dem baldigen Wiedersehen der Seinigen. Gregor antwortete: Was mich betrifft, ist dieß allein, daß ich von der christlichen Vollkommenheit so fern bin. Vergleiche dich auch mit vollkommenen Christen!

Willst du vollkommen werden, so lasse dir deine Fehler vorhalten.

Große Männer, denen der Fortschritt in der christlichen Vollkommenheit wahrhaft am Herzen lag, verlangten selbst von ihren Untergebenen, auf ihre Fehler aufmerksam gemacht und zurechtgewiesen zu werden. Der heilige Thomas von Canterbury sagte beim Antritte seiner erzbischöflichen Würde zu einem seiner Geistlichen, Namens Herbert: Vermuthlich wird es mir eben so ergehen, wie allen Denen, die erhabene Würden bekleiden, so daß sie nämlich die Einzigen sind, die die Klagen nicht hören, die man gegen sie hat. Sage also du, mein Freund! mir immer offen und frei, worin du mich fehlen siehst und was die Menschen an mir zu tadeln haben. (Berault-Berc. K. G. B. 12.)

Der heilige Ludwig, König von Frankreich, bat seine Beichtväter und einige andere gesetzte und verständige Personen, die er seiner vertrauten Freundschaft würdigte, daß sie ihm Alles, was sie an ihm Tadelnswerthes bemerkten oder durch Andere erfahren würden, getreulich vorhalten möchten, und er nahm ihre Erinnerungen und ihren Tadel immer mit der lieblichsten Demuth an. (Berault-Berc. K. G. B. 13.)

Auch der heilige Carolus Borromäus, Erzbischof von Mailand, hatte zwei Priester bestellt, die ihm selbst den kleinsten Fehler anzeigen mußten, den sie etwa in seinem Privatleben, oder in der Verwaltung seines Hirtenamtes bemerkt hatten. Diese Einrichtung fand er so nützlich, daß er auch Anderen dasselbe Mittel anrieth. (Berault-Berc. K. G. B. 19.)

Zur Vollkommenheit gehört die Nachahmung des Guten Anderer.

Der heilige Antonius, der Einsiedler, besuchte die Brüder, um von ihnen Gutes zu sehen und zu lernen; und was er sah, ahmte er nach und dadurch

wurde er so vollkommen. Von dem Einen lernte er die Enthaltsamkeit, von dem Andern die Heiterkeit des Gemüthes; an dem Einen ahmte er die Milde, an dem Andern die Wachsamkeit, an dem Dritten den Fleiß in der geistlichen Lesung nach; an Diesem bewunderte er das Fasten, an Jenem das Nachtwachen und das Schlafen auf bloßer Erde; er lobte an dem Einen die Geduld, an dem Andern die Sanfmuth. Wenn er so die Tugenden der Brüder abgesehen hatte, dann überdachte und beherzigte er in seiner Zelle nochmals Alles und übte sich unermüdet in allem Guten. Er bestrebte sich immer mehr, Keinem in den genannten Tugenden nachzustehen. Dabei war er so bescheiden, daß er Allen lieb und theuer war, obschon er Alle an Tugenden übertraf.

Vorgesetzte.

Vorgesetzte sollen unbescholten sein.

Dieß erkannten schon die Heiden. Die Athener prüften die aufzunehmenden Gerichtspersonen auf's Strengste. Wenn ein Archont im Jahre seiner Amtsführung nur einmal in einer Weinschenke gesehen ward, konnte er schon kein Areopagit mehr werden. Die Areopagiten hatten sich des strengsten Wandels zu befleißen; kleinere Vergehen, welche bei dem Volke nur mit Geld bestraft wurden, mußten sie mit dem Leben büßen, z. B. wenn sie sich nur etwas berauscht finden ließen. Der Areopag stand allgemein im Rufe der Gerechtigkeit. Seine Sitzungen hielt er meist des Nachts unter freiem Himmel, damit die Richter durch das Ansehen der Person und durch das Mitleiden sich nicht bewegen ließen, sondern bloß nach Gerechtigkeit entschieden.

Vorgesetzte müssen mild, gütig, sanftmüthig sein.

Pisistratus bemächtigte sich in Athen der Alleinherrschaft, aber er blieb so freundlich und wohlthätig, wie er im Privatstande war; er lieh den Dürftigen Geld, wenn sie sich auf dem Lande anbauen wollten, und beförderte dadurch den Ackerbau. Er steuerte dem Müssiggange, er legte in fremden Ländern Kolonien an und verschönerte Athen. Er nahm es nicht übel, wenn ihm zuweilen derbe Wahrheiten gesagt wurden. Einst sah er einen Greis auf einem Felsen umherklettern und Etwas suchen. Er fragte ihn, was er suche? Der Alte stellte sich, als kennete er ihn nicht und antwortete kühn: Ich finde hier Nichts, als ein wenig Salbei und viele Mühe und doch will auch hievon Pisistratus den Zehnten haben. Kurz darauf ließ Pisistratus dem armen Greise sagen, der Zehnte wäre ihm erlassen. Zwei junge Leute hatten einst in der Trunkenheit seine Gemahlin beleidigt; als sie nüchtern wurden, geriethen sie darüber in große Angst, und kamen zum Pisistratus, um ihn um Vergebung zu bitten. Dieser aber sagte ganz gelassen: Meine Freunde, dieß ist meine Frau nicht gewesen; aber seid in der Folge doch vorsichtiger. Ein anderes Mal hatten einige junge Athener den Pisistratus selbst gekränkt. Diese fürchteten nun seine Rache und flohen auf ein Bergschloß vor der Stadt. Was that Pisistratus? Er nahm einen großen mit Lebensmitteln gefüllten Mantelsack auf den Rücken und ging zu dem Schlosse hin. Als er die Männer fand, sagte er ihnen, sie

müßten entweder mit ihm nach der Stadt zurückgehen, oder er bliebe bei ihnen; daß ihm dieß Ernst sei, könnten sie wohl aus seinem vollen Mantelsacke entnehmen. Die Leute wurden dadurch ermuthigt und gingen mit ihm zurück.

Wie sollen sich Vorgesetzte gegen Untergebene benehmen?

Der heilige Vincentius zeigte die Liebe, womit er den Seinigen zugethan war, besonders durch väterliche Behandlung derselben. Von dem Ersten bis zum Letzten fand ihn Jeder allzeit offen und aufrichtig, wohlwollend und zärtlich theilnehmend, bereit und willfährig, insofern es höhere Rücksichten erlaubten. Wenn Einer kam und mit ihm zu sprechen wünschte, so legte er jedes Geschäft weg und gab ihm Gehör. Ihre Vorträge und inneren Leiden hörte er immer mit der größten Geduld und Aufmerksamkeit an, besprach und unterhielt sich mit ihnen und entließ Keinen, ohne ihn väterlich belehrt, ermuntert und getröstet zu haben. Da er allzeit im Geiste der Sanftmuth und mit himmlischer Salbung sprach, so hatten seine Worte eine eigene Kraft, die Herzen zu beruhigen, so daß Niemand unbefriedigt oder mißvergnügt von ihm ging. Später, als er den Staatsrath besuchen mußte, erlaubten ihm freilich seine Geschäfte nicht mehr, zu jeder Stunde gewärtig zu sein. Daher bestimmte er gewisse Zeiten, wo Jeder zu ihm kommen konnte, und entzog sich nicht selten einen Theil der Nachtruhe, um Allen Alles zu werden. Dabei fügte er sich in jede Gemüthsart und Eigenheit Derer, die zu ihm kamen. So z. B., obwohl seine Miene von Natur ernsthaft und Ehrfurcht gebietend war, wußte er doch fröhlich, freundlich lächelnd, und zuweilen, um kleinmüthige Seelen aufzurichten, sogar scherzhaft zu sein. Einst kam ein, von Versuchungen sehr geplagter Priester zu ihm und sagte, er sei nun entschlossen, die Versammlung zu verlassen und in sein Vaterland zurückzukehren. Vincentius lächelte, sah ihn freundlich an und fragte ganz ruhig: „Wann wollen Sie denn abreisen, mein Herr? Wollen Sie die Reise zu Fuß oder zu Pferde machen?“ Ganz überrascht durch diese ganz unerwartete, mit eben so vieler Ruhe als Liebe vorgebrachte Frage erkannte der gute Mann seine Uebereilung und blieb von nun an frei von dieser Versuchung. Selbst in die Mundart eines Jeden suchte sich Vincentius zu schicken; mit dem Pikardier redete er im pikardischen, mit dem Gaskonier im gaskonischen Dialekte und den Deutschen entließ er mit einem: Gehorsamer Diener! Mit dieser Gefälligkeit verband er eine ungeheuchelte Hochachtung gegen Alle. Gerne ließ er ihren Vorzügen gerechte Anerkennung widerfahren und hielt Jeden für besser, als sich selbst. Der Vater eines Laienbruders fragte ihn einst, wie er mit seinem Sohne zufrieden sei. Vincentius antwortete: Er ist mehr werth als ich und viele meines Gleichen. Einem Andern, der, dem Kampfe mit sich selbst bereits unterliegend, die Versammlung verlassen wollte, sagte er, sein Austritt würde ihm schmerzlicher fallen, als wenn er eine Hand oder einen Fuß verlieren müßte. Dergleichen Aeußerungen hörte man oft von ihm und gewiß waren es keine leeren Komplimente, sondern sie gingen hervor aus Achtung und Liebe gegen die Seinigen.

Vorherbestimmung.

Es gibt eine Vorherbestimmung zum Himmel oder zur Hölle.

Gott will, daß Alle selig werden und daß Keiner verloren gehe; Er gibt auch Jedem die Gnade, den Himmel zu erreichen. Da Er nun in Seiner Allwissenheit von Ewigkeit den Gebrauch voraussah, den wir von Seiner Gnade machen und ob wir in den Himmel oder in die Hölle kommen, so hat Er auch von Ewigkeit Diesen zum Himmel, Jenen zur Hölle bestimmt. Der heilige Bischof Elfeg weihte einst drei junge Männer zu Priestern, den Adelwold und den Dunstan und den Elstan. Als die Weihe zu Ende war, sprach der heilige Elfeg in prophetischem Geiste zu den Umstehenden: Ich habe nun drei Männern die Hände aufgelegt; zwei derselben werden heilige Bischöfe werden; der dritte aber wird sich durch die Lust der Welt verlocken lassen und ein böses Ende nehmen. Edelstan, ein Verwandter des Bischofs, fragte auf diese Aeußerung hin, ob er Einer der Beiden sei, welchen ein Bisthum zu Theil werde. Der heilige Elfeg antwortete: Nein, du wirst nicht in diesem Zustande der Gottseligkeit bleiben, den du anfänglich vor den Menschen zu haben scheinst. Die Worte des Bischofs wurden durch den Erfolg bestätigt. Edelstan ging in der Vergnügungssucht elend zu Grunde. Die zwei Anderen wurden Bischöfe.

Vorsatz.

Gute Vorsätze der Besserung werden leicht vergessen und gebrochen.

Kardinal Bellarmin erzählt in Conc. Pasch. folgende Fabel, welche genau auf viele Sünder passet. Ein Hirt ertappte einst in seinem Schafstalle einen Wolf und drohte ihm mit einem großen Prügel den Tod. In dieser äußersten Noth bat der Wolf inständigst, er wolle sich doch seiner erbarmen; er verspreche, verheiße, gelobe hiemit, ja er schwöre sogar, solches nicht mehr zu thun, und künftig seiner Heerde nicht den mindesten Schaden zuzufügen. Es reut mich, sagte der Wolf, so, daß mir vor Reue und Leid das Herz zerspringen möchte; ich versichere dich, mein lieber, getreuer, wachsamer und gnädiger Hirt, daß ich mich hinfort jedesfalls bessern und von diesem lasterhaften Wandel abstehen werde; sollte mich eine große Hungersnoth überfallen, so will ich doch nicht mehr nehmen, als was etwa sieben Heller werth sein möchte. Der Hirt läßt ihn auf dieses Versprechen frei. Voll Freuden lief der Wolf seinen Weg und traf bald einen Widder an. Ach, dachte er, das wäre ein guter Bissen für mich! allein, was habe ich mir vorgenommen und versprochen? Doch glaube ich, dieser Widder ist nicht mehr werth, als drei Heller; hiemit brichst du deinen Vorsatz nicht. Er reißt den Widder zu Boden und verzehrt ihn. Ein anderes Mal begegnet er einer Kuh mit dem Kalbe. Das wäre ein Festessen für mich; allein mein Vorsatz und mein Versprechen liegt mir im Kopfe! Doch, wie bin ich ein skrupulöser Phantast! Die Kuh kann höchstens vier und das Kalb drei

Heller werth sein; ich breche also immer noch nicht meinen Vorsatz und mein Versprechen — und er erwürgte beide und fraß sie. — So gehen die meisten Sünder mit ihren guten Vorsätzen um, namentlich: die Diebe, die Unzüchtigen, die Säufer, die Spieler, die bösen Zungen.

Die mit Ueberlegung gemachten guten Vorsätze soll man nicht aufgeben.

Eine adelige Jungfrau war dem einsamen Leben ergeben, machte auch den Vorsatz, sich dem himmlischen Bräutigam zu verbinden und in ein Kloster zu gehen; zu dem Ende hatte sie schon das Kloster gewählt. Mittlerweile fing sie an, öfter auszugehen und beim Fenster zu stehen und die Vorübergehenden freier zu betrachten. Leider verging dabei der gute Vorsatz; denn sie sah einen schönen adeligen Jüngling, den sie sich zum Gatten wünschte. Da sie von andern Weibern vernommen, daß die heilige Katharina eine Patronin Derer sei, die einen Bräutigam suchen; so betete sie von nun an zu dieser Heiligen, daß sie ihr zum Besitz jenes Jünglings verhelfen möchte. Insbesondere betete sie an ihrem Feste mehrere Stunden mit größtem Eifer. Siehe, da fiel die Statue der heiligen Katharina von freien Stücken herab und schlug sich den Kopf ab. Dieß hätte sie als ein Warnungszeichen betrachten sollen; sie aber fuhr fort in ihrem Gebete um den jungen Mann; es kam auch wirklich mit ihm zur Hochzeit. Als sie nun nach geendetem Mahle gegen Abend in das Haus des Bräutigams fuhr und vor dem Hause aus dem Wagen stieg, that sie einen Fehltritt, fiel und brach den Hals; so ging die Warnung der heiligen Katharina mit ihrem steinernen Bilde in Erfüllung. Gute Vorsätze muß man festhalten und ausführen. (Joan. Nicius Exempl. 71.)

Die guten Vorsätze muß man ungesäumt ausführen.

In dem Leben des heiligen Vitellius wird erzählt, daß ein Weltgeistlicher sich entschlossen hatte, Kapuziner zu werden, um seine Sünden abzubüßen. Er beurlaubte sich bei Vitellius, um gleich darauf in den Konvent zu gehen. Dieser sagte ihm, er solle ohne Verzögerung hingehen, es sei vielleicht die letzte Viertelstunde, wo ihn Gott rufe. Der Geistliche wollte nur noch nach Hause gehen, um seinen Hut zu holen. Laß Hut Hut sein, sagte Vitellius, und gehe unverzüglich in's Kloster! Dieser aber ging doch nach Hause. Auf dem Wege fand er einen Bekannten, fing mit ihm einen langen Diskurs an, der Freund rieth ihm ab, er folgte, führte in der Folge einen heillosen Lebenswandel, beging einen Ehebruch und ward von den Freunden der Frau erschlagen.

Gute Vorsätze muß man nicht nur fassen, sondern auch halten.

Im Jahre 1626 wurden im Kloster der heiligen Franziska zu Rom geistliche Uebungen gehalten. Es lebte dazumal in Rom eine adelige, schöne, geistreiche und gelehrte Jungfrau, welche am Gebete und an der Betrachtung der ewigen Wahrheit eine entschiedene Unlust hatte. Mit Widerwillen, ja mit

Hohngelächter nahm sie die Einladung an, an den geistlichen Uebungen Theil zu nehmen. Allein gleich am ersten Tage, als sie über das hohe Ziel des Menschen, über die Mittel dazu, sowie über ihre bisherige Eitelkeit und ihre vielfältigen Versäumnisse reiflich nachdachte, beschloß sie auf der Stelle, von nun an nur zur Ehre Gottes zu leben und nach christlicher Vollkommenheit zu streben. Sie trat in dieses Kloster unter dem Namen Maria Bonaventura. Sie faßte drei Vorsätze: alle Mittel anzuwenden, um ihre Seele in der möglichsten Reinigkeit zu erhalten; alle ihre Gedanken und Werke nach dem Beispiele des Gottmenschen zu ordnen; endlich das Kreuz zu lieben und alle Widerwärtigkeiten für Gott ruhig zu ertragen. Diese drei Vorsätze fand man nach ihrem Tode zierlich geschrieben in ihrer Zelle an einem Kruzifixe. Daß sie diese Vorsätze auch gehalten, bewies ihr heiliges Leben und ihr seliger Tod. So soll man seine guten Vorsätze halten!

Den guten Vorsatz muß man ohne Schwanken beharrlich ausführen.

Nachdem der heilige Bernardinus weitläufig erzählt hatte, wie der böse Feind die Beharrlichkeit des Menschen zu hindern trachte, brachte er folgende Geschichte vor: Es waren zwei Fechter, die sich miteinander schlagen wollten. Da der Eine sah, daß sein Feind auf ihn losgehen will, rief er ihm zu: Ich will nicht mit Zweien fechten, Einer von Euch weiche zurück! Da sah sich Jener um, in der Meinung, es stehe noch Einer hinter ihm und indem er zurückschaute, ward er erstochen. So tödtet der Teufel Jene, die nicht fest auf ihrem gefaßten guten Vorsatz verharren.

Vorsehung.

Die Vorsehung Gottes bedient sich des bösen Willens der Menschen zur Prüfung der Guten.

Es ist kein Unglück, kein Uebel, kein Leiden auf der Welt unter den Menschen, das nicht von Gott käme, entweder mittelbar oder unmittelbar; denn es sagt Gott beim Isaias c. 45, 7: Ich bin der Herr, der ich das Licht bilde und die Finsterniß schaffe; der ich Frieden gebe und das Uebel schaffe; ich bin der Herr, der dieses Alles thut. Er thut dieses unmittelbar durch ein Wunder oder durch den Einfluß der Elemente, der Thiere und der bösen Menschen; durch sie läßt er uns schaden, verwunden, krank machen, schlagen, bestrafen, berauben, verläumden, Unrecht thun; er erzeuget nicht den bösen Willen der Menschen, aber den vorhandenen leitet er auf uns und gestattet, ihn an uns auszuführen. Wir dürfen daher nicht unseren Feinden zürnen, wenn sie uns beschädigen, sondern müssen dieses Uebel als Fügung der göttlichen Vorsehung betrachten. Böse Menschen sind im Dienste der Vorsehung Das, was die Unze im Dienste des Jägers ist. Die Unze ist ein Raubthier aus dem Geschlechte des Tigers. Sie wird gezähmt und lebt in der Berberei, in Persien, Ostindien und China. Der Jäger geht mit ihr auf die Jagd, zieht ihr eine Kappe über's Gesicht und setzt sie hinter sich auf's Pferd. Sieht er ein Wild, so

nimmt er ihr die Kappe ab, sie fängt das Wild, tödtet es und läßt sich dann wieder auf's Pferd nehmen. Gerade das sind die Teufel, die Thiere und die bösen Menschen in der Hand der göttlichen Vorsehung. Er läßt es zu, daß sie uns schaden, Er wendet ihren bösen Sinn auf uns. Also haben wir eigentlich Niemanden zu fürchten, als Gott, der alles Uebel schafft, entweder zu unserer Prüfung und Vervollkommnung, oder zu unserer Züchtigung.

Die Vorsehung Gottes schützt uns in Gefahren.

Wir sollen in allen Gefahren des Leibes und der Seele unsere Zuflucht zu Gott nehmen; denn er ist weise und mächtig genug, die Gefahr abzuwenden, wenn wir uns nicht muthwillig in dieselbe begeben; denn in diesem Falle dürfen wir nicht auf seinen Schutz zählen. Bringt es aber dein Beruf, dein Dienst, dein Amt, deine Pflicht mit sich, dann rufe Gott an und verlasse dich getrost auf ihn. Er wird dich schützen gegen deine Feinde. Siehe den Schneidervogel! Er wohnt in Guinea, wo es des kriechenden Geschmeißes und der Schlangen sehr viel gibt, welche auf die Bäume kriechen. Wie soll das arme Vögelein in der Brutzeit seine Eier, seine Jungen, sein Leben erhalten? Gottes Vorsehung schützt es. An dem äußersten Ende eines dünnen Zweiges nähet es mit seinem spitzigen Schnabel mittelst feiner Gewächsfasern zwei Blätter zusammen und diese dütenförmige Höhlung dient ihm als Nest, das es mit Flaumfedern ausfüllet und worin es ungestört seine Eier ausbrütet und seine Jungen groß ziehet; denn an den sehr biegsamen Zweigen können sich die Schlangen nicht halten. Schützt nun die Vorsehung Gottes dieses Vögelein in so zahlreichen Gefahren, warum sollte sie den Menschen nicht schützen, der zu ihr in seinen Gefahren fleht? Rufe mich an in der Gefahr, sagt Gott, und ich will dich erretten und du wirst mich preisen!

Den Frommen lenkt die Vorsehung Alles zum Besten.

In Kaaden starb die Frau eines Brauers, ein frommes Weib, und wurde begraben. Da sie ihr Mann sehr liebte, so ließ er ihr die schönsten Kleider anziehen und die Ringe an Finger und Ohren thun. Dieß sah der Todtengräber. Was soll der Todten dieser Schmuck? dachte er. Er und sein Weib gingen Nachts darauf an's Grab, öffneten es, hoben den Sargdeckel ab und wollten die Ringe abziehen. Da sie fest steckten, schnitt er den kleinen Finger ab, weil an diesem die meisten Ringe waren. Es floß Blut aus der Wunde, die Todtgeglaubte richtete sich auf, die Diebe erschracken und liefen davon. Die Todte stand auf, erhob sich mühsam aus ihrer kalten Behausung, ergriff die zurückgelassene Laterne und ging nach Hause. Sie war im Starrkrampfe begraben worden. Gottes Vorsehung lenkte die diebischen Gedanken des Todtengräbers auf die Begrabene und rettete dadurch ihr Leben. O liebenswürdige Vorsehung!

Die Vorsehung Gottes lenkt den Guten Alles zum Guten.

Don Velasquez war ein berühmter spanischer Maler, den der König Philipp IV. so hoch schätzte, daß er im königlichen Palaste wohnen mußte. Auf

die Bitte des Königs malte er das Portrait des berühmten Admirals Pareja. Der Seemann, entzückt, sich von dem berühmtesten Künstler so gut getroffen zu sehen, machte dem Maler einen Besuch, gefolgt von einem jungen Mulatten, den er in Indien gekauft, und der dem Maler eine prachtvolle goldene Kette einhändigen sollte. Als der Admiral wegging, wollte ihm der Sklave, den man Johann hieß, seiner Pflicht gemäß folgen; doch der rauhe Seemann stieß ihn mit dem Fuß zurück und sprach: Du gehörst von nun an dem Herrn Velasquez. Die Malerzöglinge witzelten über die Art, wie der Mulatte in's Haus gekommen und nannten ihn spottweise Johann Pareja. Velasquez bemitleidete den Armen und übertrug ihm die Säuberung und Bedienung des Ateliers. So oft sich Velasquez entfernte, wurde der arme Diener furchtbar geneckt. Als er es nicht mehr ertragen konnte, flüchtete er sich auf einen entlegenen Speicher, wo er mit abgenützten Pinseln und Farbenresten zu malen versuchte. In einiger Zeit erschien der niederländische Maler Rubens als Gesandter am Hofe Philipps, und Beide, er und der König, besuchten den Valesquez, um seine Gemälde in Augenschein zu nehmen. Rubens bewunderte und lobte sie. Da bat Valesquez auf irgend eines seiner Bilder eine kleine Zeichnung als Andenken zu hinterlassen. Rubens bückte sich, um eine an der Wand gelehnte Leinwand, die er weiß glaubte, aufzuheben und darauf die Zeichnung zu machen. Rubens stieß einen Schrei der Bewunderung aus; denn es war ein berühmtes Bild, die Grablegung darstellend. Der Mulatte erbleichte vor Schreck, als er in solchen Händen die Leinwand erblickte, die er nicht hier glaubte und die er in seiner Einsamkeit bemalt hatte. Er zitterte; theils fürchtete er Tadel von seinem Herrn, theils Spott von den Zöglingen. Rubens prüfte das Gemälde aufmerksam und sagte: Anfangs dachte ich, es sei dieses Gemälde von Ihnen gemalt, Herr Velasquez; als ich aber näher es prüfte, erkannte ich, es müsse von einem Ihrer Zöglinge herrühren. Ich weiß nicht, versetzte Velasquez, indem er das Gemälde prüfte, wer dieses Bild gemalt. Wer von Ihnen, meine Herren, hat dieses Gemälde gemalt? Niemand antwortete. Als nun seine Augen auf den Mulatten fielen, fiel dieser mit unaussprechlicher Bewegung auf die Knie und sagte: Ich bin's; und er weinte. Der König war Zeuge der Scene und sprach zu ihm: Ein Mann von Genie darf nicht Sklave bleiben; trage kühn dein Haupt und sei frei; dein Herr wird auf der Stelle zweihundert Unzen Gold als Lösegeld für dich erhalten. Diese zweihundert Unzen Gold gehören Dein, Johann, fügte Velasquez bei; ich habe genug gewonnen, da ich in Dir, statt eines Sklaven, einen Künstler und einen Freund finde. — Ach! stets Ihr Sklave, rief Johann gerührt aus; ja, fuhr er fort, ich will stets Ihr Sklave sein; und er umarmte die Knie seines Herrn. Rubens war sehr gerührt und umarmte den Mulatten. Nie vergaß dieser, wie gut ihn Velasquez behandelt, nie willigte er in eine Trennung von ihm. Velasquez und seine Frau starben an einer ansteckenden Krankheit; nur die Tochter war noch übrig, welche an einen Landschaftsmaler vermählt war. Zu dieser ging Johann und sprach: Sennora, Sie allein sind mir geblieben; nehmen Sie mich in Ihren Dienst, wenn Sie meinen Tod nicht wollen. Tritt ein, Du gehörst zum Hause, ant-

wortete sie. Er ward von einem Meuchelmörder erstochen, indem der dankbare Mensch den Stich in seine Brust auffing, der seinem Freunde, dem Landschaftsmaler bestimmt war. Wie wußte die Vorsehung das Genie auszubilden und Spötter zu beschämen!

Die Vorsehung erweckt Heilmittel gegen die Schäden der Kirche.

In dem Jahre, in welchem Luther auf dem Reichstage zu Worms seinen Abfall vom Glauben öffentlich behauptete und sich in die Einsamkeit nach Altstadt zurückzog, wo er sein Buch gegen die geistlichen Gelübde schrieb, welches eine so große Menge von Apostaten hervorbrachte, weihte sich Ignaz in der Kirche von Montserrato Gott dem Herrn und schrieb in seiner Zurückgezogenheit zu Manresa seine geistlichen Uebungen, welche dazu dienten, seinen Orden zu bilden und alle übrigen geistlichen Genossenschaften wieder zu bevölkern. — Als Kalvin anfing zu lehren und sich in Paris Schüler zu berufen, sammelte sich Ignatius, der eben dorthin gekommen war, um zu studiren, auch seinerseits Gefährten, um mit ihnen den Feinden des Glaubens den Krieg zu erklären. — Zu der Zeit, wo Heinrich VIII. sich das Oberhaupt der englischen Kirche nennen ließ, und seinen Unterthanen unter Androhung der Todesstrafe befahl, den Namen des Papstes aus allen Papieren und Büchern, die sie in Händen hätten, auszustreichen, legte Ignaz, der neue Patriarch, die ersten Grundlagen zu einer Gesellschaft, welche dem Dienste des heiligen apostolischen Stuhles gewidmet sein sollte. Hier sieht man die Vorsehung unverkennbar walten.

Die göttliche Vorsehung greift in alle menschlichen Entschlüsse und Handlungen ein.

Der heilige Ignatius ritt einst nach Montserrato und unter Wegs gesellte sich ein Maure zu Pferde bei. Das Gespräch wendete sich auf die Jungfräulichkeit der Mutter Gottes. Der Maure meinte: bis zur Empfängniß wäre sie Jungfrau geblieben, nachdem sie aber Mutter geworden, habe sie aufgehört, Jungfrau zu sein. Ignaz konnte diese Lästerung nicht ohne Abscheu vernehmen; er gerieth in Eifer, der Maure verspottete seine Gründe und wagte es sogar, sich über seinen Glauben lustig zu machen; allein, da er merkte, daß seine Spöttereien den Gegner reizten, und merkte, Ignaz sei ein Mann, der es nicht bloß bei Worten bewenden ließe, so verließ er ihn plötzlich, gab seinem Pferde die Sporen und ergriff die Flucht. Ignaz, zugleich von Zorn und Eifer getrieben, war ungewiß, ob ihn nicht sein Glaube verpflichte, die Ehre der allerseligsten Jungfrau durch den Tod des Muhamedaners zu rächen; und es ist nicht zu verwundern, daß dieser Zweifel einem Manne kam, der in den Waffen geübt, an Zweikämpfe gewöhnt, und über die Gewissensregeln wenig unterrichtet war. Da er seinen Zweifel nicht lösen konnte, und doch fürchtete, gegen seine Pflicht zu fehlen, so ergriff er den Ausweg, den Mauren zu verfolgen und zu thun, was Gott ihm eingeben werde. Als er an einen Punkt gekommen war, wo die Wege sich theilten und einer gerade nach Montserrato, der andere aber, den

der Maure eingeschlagen hatte, nach einem Flecken führte, kam er auf den Gedanken, sich von seinem Pferde leiten zu lassen; fest entschlossen, den Gottlosen, den er verfolgte, zu tödten, wenn das Pferd den Weg nach dem Flecken wählen sollte. Er ließ daher die Zügel schießen, das Pferd sich selbst überlassend. Obgleich der Weg nach dem Flecken breit und bequem war, ging dennoch das Pferd den anderen, der schmal und mühsam war, und Ignatius glaubte nunmehr, daß Gott die Rache für die Lästerungen, die er gehört hatte, nicht von ihm fordere.

Die Vorsehung Gottes wendet Gefahren ab.

Ignatius wollte nach Italien segeln. Als er in Barcelona ankam, fand er eine Brigantine und ein größeres Schiff, welche beide nach Italien zu segeln bereit waren. Er war im Begriffe, sich auf der Brigantine einzuschiffen, weil sie früher abgehen sollte; allein Gott, der seinen Diener erhalten wollte, gestattete es nicht. Die Sache trug sich also zu: Eine sehr vornehme Dame, Namens Isabella Rosel, hörte eines Tages die Predigt. Ihre Blicke fielen von ohngefähr auf Ignatius, der sich am Fuße des Altars unter die Kinder gesetzt hatte. Es kam ihr vor, als sähe sie sein Antlitz leuchten, und als höre sie eine geheime Stimme, die ihr sagte: Ruf ihn! ruf ihn! Sie hielt sich jedoch zurück, aus Besorgniß, es könnte eine Einbildung sein. Sie erzählte es zu Hause ihrem Gemahle und Beide ließen ihn suchen, einladen und bewirtheten ihn wie einen Pilger. Ignaz sprach so rührend vom Himmel, daß sie wohl sahen, er sei ein Mann Gottes. Als die Dame erfuhr, daß man ihm auf der Brigantine einen Platz versprochen habe, beschwor sie ihn, dieselbe nicht zu besteigen und sagte ihm, wie in einem gewissen Vorgefühle zu verschiedenen Malen, sein Leben würde dort nicht in Sicherheit sein. Derselbe Geist, welcher sie also reden ließ, bestimmte auch Ignaz, ihren Worten zu glauben. Inzwischen verließ die Brigantine den Hafen und kaum war sie in offener See, als sich ein furchtbarer Sturm erhob. Sie ging unter mit Mann und Maus, so daß Niemand, weder von den Reisenden, noch von den Seeleuten gerettet werden konnte.

Die Vorsehung lenkt den Frommen Alles zum Besten.

Der in der Kirchengasse in Wien in Aftermiethe befindliche Schuhmacher Franz G. lebte schon seit längerer Zeit in der bittersten Noth und hatte in Folge dessen auch schon seine wenigen Einrichtungsstücke und Effekten verkauft. Vor einigen Tagen nun erhielt der arme Mann, welcher im Rufe der Frömmigkeit stand, von wohlthätiger Seite eine kleine Unterstützung, wofür er Viktualien einkaufte, um sich einmal eine Mahlzeit zu bereiten. Da jedoch zum Ankauf eines Holzes kein Geld übrig war, so faßte der Schuhmacher den Entschluß, einen unter seinen wenigen Habseligkeiten befindlichen hölzernen Engel zu versetzen; doch bevor er sich von ihm trennte, betrachtete er ihn nochmals genau und erstaunte nicht wenig, als der Kopf plötzlich eine Oeffnung zeigte, aus der alte Silberzwanziger in bedeutender Anzahl heraus fielen. Der überglückliche Schuhmacher, welcher diesen Engel seiner Zeit bei einer Licitation ankaufte, klebte ihn, nachdem er alles Silbergeld herausgeschüttelt, wieder sorgfältig zu-

sammen, um stets eine Erinnerung an diesen glücklichen Tag zu haben. Die Vorsehung hat ihn bei der Lizitation in der Voraussicht seiner künftigen Noth erstehen lassen. (Gemeindeztg.)

Die Vorsehung Gottes lenkt Alles.

Im Jahre 1627 sind in Pulia durch ein Erdbeben viele Häuser eingestürzt, unter andern auch ein Glockenthurm, dessen Gemäuer viele Menschen verschüttete; ein Kind aber kam wunderbar davon; denn als es auf der Gasse saß, fiel die Glocke über dasselbe und deckte es dergestalt zu, daß es von keinem Steine beschädigt wurde. Man fand es frisch und gesund. (Mass. c. 6.)

Die Stadt Gröningen wurde vom Feinde stark belagert und die Bürger dachten schon an die Uebergabe. Da ging das Kind eines Konstablers auf die Bastei, wollte in kindischer Art den Vater nachahmen, und kam mit der brennenden Lunte in das Zündloch einer großen geladenen Kanone. Diese ging los und riß dem feindlichen Fürsten und Führer den Kopf vom Leibe, worauf die Belagerung alsogleich aufgehoben wurde. (Olaus lib. 9. c. 28.)

Einmal fuhr ein Schiff voll Soldaten die Donau hinab. Da entstand ein so schrecklicher Sturmwind, daß Alle zu Grunde gegangen wären, wenn nicht ein Galgen am Ufer gestanden wäre. Der Schiffmann sprang hinaus und wand das Schiffseil einige Male um den Galgen. Dadurch wurden sie aus der Lebensgefahr errettet.

Die Vorsehung rettet durch einen Hund aus Gefahr.

Ein Gutsbesitzer in Amerika hatte eine sehr große Dogge, die äußerst wachsam, sehr klug und anhänglich an ihren Herrn war. Gewöhnlich lag der Hund im Hofe in einer Hütte an der Kette; wenn aber sein Herr ausritt oder ging, so pflegte er den Hund mitzunehmen. Am 4. Dezember 1856 hatte sein Herr ihn wieder mitgenommen, und als er zurückkehrte und ein Knecht ihn anhängen wollte, riß er sich von ihm los und lief zu seinem Herrn zurück, legte sich zu dessen Füßen, winselte, schmeichelte und bezeigte auf jede Weise sein Verlangen, bei seinem Herrn zu bleiben. Dieser behielt den Hund auch bei sich und den ganzen Tag verließ das Thier seinen Herrn keinen Augenblick. Kurz zuvor, ehe der Herr zn Bette gehen wollte, wurde der Hund vermißt und war im Hause nicht aufzufinden. Der Herr ging in sein Schlafzimmer, entkleidete sich und hatte sich kaum zu Bette gelegt, als der Hund unter demselben hervorkroch, an ihm empor sprang und sofort wieder unter das Bett kroch. Der Herr rief seinen Bedienten, der den Hund mit hinausnehmeu sollte; allein weder Locken noch Drohen, selbst Schläge konnten den Hund nicht bewegen, das Schlafzimmer seines Herrn zu verlassen; der Hund lag ganz ruhig und sein Herr schlief bald ein. Mitten in der Nacht wurde er durch einen furchtbaren Schrei und ein wüthendes Bellen seines Hundes aufgeweckt. Er zündete rasch ein Licht an und sah einen Mann am Boden liegen, den der Hund niedergeworfen hatte und festhielt. Ein Dolchmesser lag neben ihm. Derselbe wurde als der Kutscher des Herrn erkannt und gestand zu, daß er und der Reitknecht, da sie

gewußt, daß ihr Herr eine bedeutende Summe baaren Geldes in seinem Schlafzimmer gehabt, die Verabredung getroffen hatten, ihm dieses zu rauben und, wenn er erwachen sollte, ihn zu ermorden. Den ganzen Plan hatten die beiden Diebe Tags zuvor insgeheim, neben der Hundehütte stehend, während der Hund in der Hütte lag, verabredet und — merkwürdig! riefen sie vor Gericht aus, gerade der Hund war durch Gottes unbegreifliche Vorsehung unser Verräther! (Gemeindezeitung.)

Gottes Vorsehung rettet durch ein Thier das Leben.

Aristomenes, der Anführer der Messenier, wurde von den Spartanern gefangen und mit Anderen in einen tiefen Schacht geworfen; zur Auszeichnung ließ man ihm die Waffen. Als er hinabgestürzt wurde, stieß er mit dem Schilde einige Male gegen die Felsenmauer der Höhle, schwächte dadurch die Kraft des Falles und gelangte ohne sonderlichen Schaden auf den Boden, während seine vorausgegangenen Gefährten alle umgekommen waren. Freilich hätte er nun des Hungertodes sterben müssen; aber zum Glück entdeckte er einen Fuchs, der an einer der Leichen nagte. Er dachte, dieser könne nicht von Oben in die Höhle gekommen sein, sondern müsse irgendwo einen unterirdischen Ausgang haben. Er haschte ihn also, in der Hoffnung, durch ihn den Ausgang zu finden. Mit der rechten Hand faßte er dessen Schwanz, und wenn das Thier beißen sollte so hielt er ihm die Linke vor, die er mit seinem Mantel dick umwunden hatte. So folgte er dem Fuchse durch ein Loch unter der Erde her, welches immer mehr aufwärts ging. Endlich wurde es so enge, daß er dem Vorgänger nicht mehr folgen konnte. Da ließ er ihn los und sah bald darauf das Tageslicht hindurch schimmern. Durch Hilfe seiner Waffen gelang es ihm, den Gang zu erweitern; er kam hindurch und begab sich zu den Seinigen.

Die Vorsehung Gottes lenkt die Schicksale der Menschen.

Astyages, König der Perser, träumte, seine Tochter Mandane göße so viel Wasser auf die Erde, daß ganz Asien davon überschwemmt würde. Er legte seinen Traumdeutern diesen Traum vor und diese deuteten ihn so: Mandane würde einen Sohn gebären und dieser würde ganz Asien beherrschen. Astyages, der da fürchtete, sein Enkel könnte ihn selbst vom Throne stoßen, schickte seine Tochter in eine andere Provinz und verheirathete sie mit einem Manne aus niederem Stande. Sie gebar einen Sohn; Astyages übergab das Kind einem Diener, mit dem Auftrage, es zu tödten; dieser hatte Mitleid mit dem Kind und übergab es dem königlichen Kuhhirten, mit dem gemessenen Befehle, es zu tödten. Da aber sein Weib ein todtes Kind geboren hatte, so behielten sie das Kind der Mandane und erzogen es, und gaben ihr todtes Kind für das königliche aus. Dieses Kind hieß Cyrus. Als er einst mit mehreren Knaben das Königsspiel aufführte, traf es sich, daß er zum König in diesem Spiele gewählt wurde. Da aber einer der Knaben seinen Befehlen nicht gehorchen wollte, züchtigte er ihn so derb, daß der Vater desselben beim Astyages gegen Cyrus klagte. Als der König diesen Knaben sah, fiel ihm die Aehnlichkeit mit

seiner Tochter auf; er erkundigte sich, und erfuhr die Rettung desselben. Da er nun den Cyrus als seinen Enkel anerkennen mußte, fragte er die Traumdeuter wieder und diese beruhigten ihn; er habe von diesem Cyrus Nichts mehr zu fürchten, sein Traum sei bereits erfüllt, da Cyrus im Spiele König gewesen. So behielt er ihn an seinem Hofe. Dieser war jener Cyrus, dem Gott Persien und Medien geben und durch den er die Juden züchtigen wollte. Wie weise lenkte die Vorsehung seine Schicksale! Dieser Cyrus wurde von den persischen Fürsten zum König gewählt und Astyages entthront.

Die Vorsehung rettet Menschenleben durch Kleinigkeiten.

Unter Kaiser Ferdinand I. rebellirten die bömischen Protestanten. Der Kaiser erließ eine scharfe Zurechtweisung und befahl, die Sache strenge zu untersuchen und die Schuldigen nach Verdienst zu strafen. Die Protestanten erfuhren, daß das kaiserliche Urtheil nicht in Wien, sondern in der kaiserlichen Statthalterei zu Prag verfaßt und dem Kaiser nur zur Unterschrift zugesandt sei. Daher begaben sie sich am folgenden Tage, den 23. Mai 1618, auf das Prager Schloß und fragten die kaiserlichen Statthalter, ob sie nicht selbst den kaiserlichen Bescheid entworfen hätten? Die vier Statthalter schwiegen, oder suchten ausweichende Antwort. Wir wissen es, schrien endlich die Abgeordneten der Protestanten wüthend, — Zwei von euch sind unschuldig; Adam von Sternberg und Diepold von Lobkowitz sind brave Männer, aber die beiden andern sind Verräther! In einem Nu wurden Sternberg und Lobkowitz in ein anderes Zimmer geführt; dann ergriffen einige den Martiniz, schleppten ihn zum Fenster und warfen ihn hinunter. Hier steht der Andere, rief Einer, auf Slavata zeigend, und man stürzte auch ihn durch's Fenster. Um das Kleeblatt vollzumachen, sandte man den Sekretär Fabricius, der für einen Schmeichler und Gehilfen der beiden verhaßten Statthalter galt, ihnen durch's Fenster nach. Die drei Herren fielen wohl achtzig Fuß tief in den Schloßgraben, ohne jedoch zu verunglücken; denn der Graben war trocken und ein hoher Haufen Papierschnitzel nahm sie sanft auf. Mit etwas verrenkten Gliedern begaben sie sich still nach Hause. Hätte die Vorsehung zugelassen, daß man die Drei in das andere Zimmer führte und durch jene Fenster hinunterstürzte, so waren sie des Todes, weil dort keine Papierschnitzel lagen, wie hier. So rettete die Vorsehung das Leben unschuldiger Männer durch eine Kleinigkeit — durch Papierschnitzel!

Die Vorsehung lenkt Alles zum Wohle der katholischen Kirche.

In dem Kriege zwischen Franz I. König von Frankreich und dem Herzog von Savoyen, machten sich die Kalviner von der Herrschaft des Letzteren frei, verbannten die katholische Religion aus den Landschaften Genf und Chablais und verübten grausame Ausschweifungen gegen die Katholiken. Als Frieden geschlossen wurde, mußten die Kalviner sich dem Herzog von Savoyen wieder unterwerfen; aber sie zwangen ihren Landesherrn, einen Traktat zu unterschreiben, wornach die katholische Religion in den Landschaften Genf und Chablais

nicht mehr könnte wieder hergestellt werden. Doch die Vorsehung wußte diese Ungerechtigkeit zu vereiteln. Unter dem Nachfolger rebellirten die Kalviner von Neuem; der Herzog von Savoyen mußte sie mit Waffengewalt unterwerfen. Da sie nun selbst den Traktat gebrochen hatten, so hielt sich auch der Herzog nicht mehr daran gebunden und trachtete von nun an, die katholische Religion in diesen Landschaften wieder herzustellen, wozu ihm die Vorsehung einen ganz geeigneten Mann, den heiligen Franz von Sales, zur Verfügung stellte, durch den auch die katholische Religion wieder eingeführt wurde.

Die Vorsehung lenkt alle Dinge zum Besten.

Als der heilige Ignatius von Lojola seine Gesellschaft auf zehn Mitglieder gebracht hatte, verlangte Johaun III., König von Portugal, sechs Jesuiten, um sie als Missionäre nach Ostindien zu schicken. Der Papst übertrug dem heiligen Ignatius die Wahl. Dieser aber erklärte, er könne uur zwei Mitglieder entbehren und wählte hiezu den Simon Rodriguez, einen Portugiesen, der in Siena, und Nikolaus Bobadilla, einen Spanier, der in Neapel nach Anordnung des Heiligen beschäftigt war, als tauglich zu jenem Zwecke. Ungeachtet des viertägigen Fiebers, mit dem Rodriguez behaftet war, schiffte er sich doch nach Lissabon ein. Bobadilla war kaum in Rom angekommen, als er von einem täglichen Fieber befallen wurde. Ohne Zweifel eine Fügung der Vorsehung, die einen Andern, bloß ihn, zur Mission bestimmte. Denn was uns im menschlichen Leben bloß Zufall oder natürliches Ereigniß zu sein scheint, ist Wirkung der Vorsehung, die ein Wohlgefallen daran hat, auf verborgenen Wegen zum Ziele zu gelangen. Da der heilige Ignatius den Bobadilla außer Stande sah, die Reise nach Ostindien anzutreten, gedachte er dessen Stelle durch einen Andern zu besetzen. Von Oben erleuchtet, erkannte er, daß Franz Xaver das hiezu erwählte Werkzeug Gottes sei. Dieser war der rechte Mann.

Die Vorsehung lenkt alle Dinge zum Besten.

Die Portugiesen entdeckten Japan. In der Stadt Cangoxima lernten sie einen Japanesen kennen, einen Mann von fünfunddreißig Jahren, verheirathet, reich und adelig. Dieser wurde in Folge seiner Jugendsünden von unausstehlichen Gewissensbissen gefoltert. Um die Seelenruhe zu gewinnen, zog er sich zu den Bonzen in die Einsamkeit zurück, aber es half Nichts. Er stürzte sich in den Strudel der Weltfreuden zurück, desto schlimmer wurde sein Seelenzustand. Da beredeten ihn die Portugiesen, mit ihnen zu fahren, sie würden ihn zum heiligen Franz Xaver führen, der würde ihm die Seelenruhe wieder geben. Er ließ sich bereden und fuhr mit; da sie aber den heiligen Franz nicht dort in der Heimath trafen, fuhr er nach Japan zurück, wurde aber nach China verschlagen, wo ihn die Portugiesen wieder mit ihnen zu fahren beredeten. Er wollte zwar nicht mit, aber unglückseliger Weise hatte er einen Mord begangen und dieser Umstand nöthigte ihn, mit den Portugiesen nach Malakka zu reisen, wo sie so glücklich waren, den heiligen Franz zu treffen. Dieser gab ihn mit zwei andern Japanesen nach Goa in's Seminar zum christlichen Unterricht und so führte

ihm die Vorsehung drei Gehilfen zu, die ihm bei der Verkündigung der christlichen Religion in Japan an die Hand gingen. Nach seiner Taufe hörten alle Gewissensängsten mit einem Male auf, denn er lebte heilig. So führte die Vorsehung dem heiligen Franz Gehilfen im Predigen für Japan zu, das er später besuchen und bekehren sollte.

Die göttliche Vorsehung hilft zu rechter Zeit in der Noth.

Im Jahre 1731 überschüttete eine Schneelawine das Haus eines Holzhackers im St. Antoniusthale in Graubündten. Mit Schrecken sah der arme Mann sich mit Weib und vier Kindern lebendig begraben und dem Hungertode preisgegeben. Ein Feuer, das er in der Hütte anzündete, damit über dem Schornsteine der Schnee schmelzen möchte, mußte wegen des Rauches wieder gelöscht werden. Bald war das letzte Stückchen Käse verzehrt; die Kinder jammerten nach Speise. Der älteste zehnjährige Knabe Toni forderte den Vater auf, ihn zu schlachten, wie es eine Mutter bei der Zerstörung Jerusalems gethan, daß die Uebrigen Etwas zu essen hätten. Mit Entsetzen hörte der gute Vater diese Worte und doch quälte ihn die Noth der andern auf's Aeußerste. Versuchung und Kampf bestürmten sein Herz. Sie beteten. Da erschallte in der Küche ein Geräusch, wie von einem schweren Falle. Der Vater eilte dahin und, o Freude! eine junge Gemse lag mit zerbrochenen Beinen auf dem Herde. Der Rauch und die warme Ausdünstung der Menschen hatte den Schnee über dem Schornstein bis auf eine dünne Schichte zerschmolzen. Die Gemse war über die dünne Schichte gekommen und durchgebrochen. Man hatte jetzt Nahrung, man hatte eine Oeffnung, wodurch der Vater, wenn gleich mühsam, in's Freie hinausklimmen und Rettung herbeibringen konnte. (Gemeindezeitung.)

Die Vorsehung Gottes lenkt die kleinsten Ereignisse.

Der heilige Ignatius von Lojola wurde in Folge eines Mißverständnisses festgenommen und in's Gefängniß geführt. Don Franziskus von Borgia, Sohn des Herzogs von Candia, damals erst siebenzehn Jahre alt, kam gerade mit einem glänzenden Gefolge durch die Straße. Die Bescheidenheit und Sanftmuth des Ignatius, mitten unter dem Spottgeschrei des Volkes, ergriffen den jungen Kavalier, und erweckten in ihm Gefühle, die er selbst erst in späterer Zeit hat verstehen lernen, nachdem er in den Jesuitenorden eingetreten war. Es ist wahrscheinlich, daß Gott, welcher Borgia dazu bestimmt hatte, dereinst den Söhnen des heiligen Ignatius anzuhören, ihn denselben absichtlich bei dieser Gelegenheit hat sehen lassen und daß dieser Anblick das erste Samenkörnlein zu seinem späteren Berufe gewesen ist.

Die Vorsehung lenkt die kleinsten Ereignisse.

Jakob Laynez und Alphons Salmeron hatten auf der Universität zu Alkala studirt und hörten dort von Ignatius als von einem Heiligen sprechen. Ignatius hielt sich in Paris auf und auch sie Beide zogen dahin, um dort ihre Studien fortzusetzen. Die Vorsehung fügte es so, daß Ignatius der erste

Mensch war, dem sie begegneten, als sie Paris betraten. Laynez, ob er ihn gleich nie gesehen hatte, war von der Sittsamkeit und Heiligkeit seines Wesens so ergriffen, daß er gar nicht zweifelte, daß es Ignatius sei. Sie gingen beide auf ihn zu und waren entzückt, Denjenigen zu finden, den sie suchten. Ignatius, der ihnen entgegen gegangen zu sein schien, umarmte sie wie Engel, die ihm vom Himmel gesandt worden und nahm sie aus ganzem Herzen unter die Zahl seiner Schüler auf.

Die Vorsehung lenkt das Unglück zum Glück.

Ein Lieutenant erzählte folgende Episode aus der Schlacht von Königgrätz. Ein Kamerad, während der Schlacht von Königgrätz noch Feldwebel, rettete sich mit der Regimentsfahne durch Schwimmen auf das jenseitige Ufer der Elbe. Dort glücklich angekommen, sah er im Dunkel einen Offizier, der noch dazu verwundet schien, sich mühsam einen Weg durch die Fluthen bahnen. Schon nahe am Ufer, verließ denselben die Kraft, und er war dem Ertrinken nahe. Da sprang der Feldwebel in's Wasser zurück, reichte dem Todesmatten die Fahnenstange und zog ihn so glücklich an's Ufer. Wer aber beschreibt die Freude des Lebensretters, als er in dem Geretteten einen älteren Hauptmann, — seinen eigenen leiblichen Vater erkannte? (Gemeindezeitung).

Vorsehung sichtbar in der Bestrafung eines Frevlers.

Der Kaplan einer böhmischen Pfarre besuchte unweit Trautenau das Feldlazareth und traf unter den schwer verwundeten Kriegern auch einen Preußen, dem beide Arme weggeschossen waren. Sichtlich ergriffen über den erbärmlichen Zustand dieses Unglücklichen richtete der Priester auch an ihn einige Worte des Trostes und mahnte ihn zur Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen. Da richtete sich der Schwerverwundete auf und sagte mit beherzter Stimme zu ihm: Euer Hochwürden! Wie Sie mich sehen in meinem Elende, so sehen sie die Strafgerechtigkeit Gottes an mir vollzogen für einen großen Frevel. Auf meinem Hermarsche nämlich hieb ich böswilliger Weise einem Cruzifixe beide Arme ab; nun halte ich diese meine schreckliche Verstümmelung für eine gerechte Strafe Gottes und leide meine Schmerzen mit Geduld zur Sühne für meinen Frevel. So wird der Frevler gegen Gott schon auf dieser Welt gestraft; glücklich, wer seinen Fehler erkennt und bereut! (Gemeindezeitung).

Die Vorsehung schützt die Frommen.

Als der heilige Franz von Sales sehr viele Kalviner zum katholischen Glauben bekehrte, beschlossen die Ketzer von Thonon, den Heiligen aus dem Wege zu räumen. In der Nacht auf diesen gefaßten Beschluß hörte der heilige Franz, der einen Theil der Nacht seiner Gewohnheit gemäß im Gebete zubrachte, ein Waffengeklirr und dann mehrere Personen, die still miteinander redeten. Er schloß sogleich, sein Haus sei umzingelt; es sei unmöglich, sich zu retten; und man habe einen Anschlag auf sein Leben vor; Franz verbarg sich. Kaum hatte er für seine Sicherheit gesorgt, so ward die Thüre seines Hauses einge-

stoßen. Die Mörder traten mit großem Geschrei ein und suchten ihn allenthalben, ohne ihn finden zu können. Da erachteten sie, sie hätten sich geirrt und Franz müsse entweder bei irgend einem Katholiken sein, um ihn zu unterrichten, oder bei einem Kranken, demselben beizustehen. Es war nicht sicher für sie, in diesem Hause zu verweilen; denn wie günstig ihnen auch die Stadtobrigkeit im Geheimen war, konnte sie doch von Amtswegen nicht umhin, dem Missionär zu Hilfe zu kommen; somit entfernten sie sich also in voller Eile und das Leben des heiligen Mannes war durch die Vorsehung gerettet.

Die Vorsehung rettet das Leben eines Heiligen durch eine verächtliche Spinne.

Der heilige Felix, Priester der Kirche zu Nola, wurde von den Heiden in den Kerker geworfen, aber von einem Engel befreit, der ihm zugleich befahl, seinen Bischof aufzusuchen, der sich im Walde versteckt hatte; diesen fand er halbtodt, und trug ihn zu einer Wittwe, die ihn pflegte. Er selbst griff den heidnischen Götzendienst wieder heftig an und wurde von Neuem verfolgt. Er verbarg sich vor den nachfolgenden Verfolgern in einem verfallenem Gemäuer mit schmalem Eingange. Sogleich befahl Gott einer Spinne, ein Netz über den Eingang zu ziehen. Die Verfolger kamen, und wollten das Gemäuer durchsuchen; da sie aber den einzigen Zugang mit einem Spinngewebe überzogen fanden, so schlossen sie daraus, Felix könne nicht darin sein und gingen weiter, ihn anderswo suchend. Felix verbarg sich dann im Hause einer frommen Christin durch drei Monate, worauf die Kirche Ruhe erhielt, und Felix nach einem thätigen Leben selig im Herrn starb und zu Nola begraben wurde.

Die Vorsehung erhöht und erniedrigt.

Der ägyptische König Apries war grausam. Einst leistete er den Lybiern Beistand, wurde aber geschlagen und viele tausend Aegypter blieben auf der Wahlstatt. Nun ging in Aegypten die Rede, der König habe seine Landsleute absichtlich in die Fremde geführt, um sie zu verderben; der Aufruhr brach los. Apries schickte seinen vertrauten Freund Amasis an die Empörer, sie zu besänftigen. Kaum erschien Amasis unter dem wüthenden Haufen, als ihm einer der Rotte einen Helm aufsetzte und ihn zum König ausrief. Amasis weigerte sich und sprach von Gehorsam gegen ihren Beherrscher. Da schrie Alles: Entweder König, oder in Stücke gehauen! Apries schickte jetzt den Partabenes ab, ihm den Amasis wieder zu holen. Als aber derselbe, höhnisch abgewiesen, allein zurückkam, ließ ihm Apries Nase und Ohren abschneiden. Diese Grausamkeit empörte die Aegypter vollends; Alle gingen zu Amasis über. Apries wurde gefangen; doch hielt ihn Amasis nicht hart. Als Nabuchodonosor in Aegypten einfiel, machte Apries Anstalt, den Amasis zu stürzen, gerieth aber wieder in Gefangenschaft und Amasis, dem man vorwarf, daß er den verhaßten Tyrannen zu gelinde behandle, gab ihm endlich der Wuth des Volkes hin und dieses erdrosselte ihn. So erhöhet und erniedriget die Vorsehung Gottes.

Die Vorsehung sendet Hilfe in der Noth zu rechter Zeit.

Der falsche König Friedrich II. von Preußen hatte Schlesien erobert. Nach einem so rühmlichen Anfange boten sich ihm Baiern, Sachsen, Frankreich und Spanien zu Bundesgenossen an; sie theilten sich schon im Voraus in die österreichischen Länder; der Churfürst von Baiern drang bis Wien vor, so daß Maria Theresia nach Ungarn fliehen mußte. Von so vielen Feinden bedroht, nahm Maria Theresia ihre Zuflucht zu den biederen Ungarn. Sie eröffnete im September 1741 einen Reichstag zu Preßburg und schritt majestätisch in ungarischer Trauerkleidung, mit dem königlichen Schwerte umgürtet, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte, durch die Reihen der ungarischen Magnaten. Sie trug einen Säugling auf den Armen, den nachherigen Kaiser Joseph II., bestieg die Rednerbühne, stellte in lateinischer Sprache den Großen des Reiches ihre Bedrängniß vor und empfahl sich und ihren Säugling dem Schutze der biederen Ungarn. Ihre Jugend und Schönheit, ihre Freundlichkeit und Trübsal rührte die Männer und als am Ende der Rede Thränen in ihren Augen glänzten, da blieb auch das Herz der Magnaten nicht kalt. Begeistert zogen Alle die Schwerter und riefen: Moriamur pro rege nostro Maria Theresia. — Lasset uns sterben für unsern König Maria Theresia! Dieser Zuruf lockte der Fürstin einen Guß von Thränen hervor und das steigerte die Begeisterung noch höher. Es erging ein Aufgebot durch alle Provinzen und Länder Ungarns und mit ihrer Hilfe schlug sie alle Feinde aus ihren Erbstaaten hinaus und schaffte sich Ruhe. Die Vorsehung schafft zu rechter Zeit Hilfe in der Noth.

Die Vorsehung sorgt für die Christen.

Als das Maaß des heidnischen Roms voll war, beschloß Gott, diese verworfenen Römer durch wilde Völker zu züchtigen, die über das römische Reich herfielen, die Einwohner tödteten, Städte plünderten und verbrannten; es waren die Westgothen, die furchtbaren Vandalen, die Sueven, die Burgunder und die Hunnen, die Ostgothen, die Longobarden, die Deutschen und die angelsächsischen Seeräuber. So wie aber die Christen zu Jerusalem und in Paläſtina von Gott durch die Propheten gewarnt wurden, so mahnte die Vorsehung auch die römischen Christen zur Auswanderung vor dem Einbruche dieser wilden Völker. Als Melania aus der schuldbeladenen Stadt Rom fortzog, empfahl sie den christlichen Senatoren, so schnell als möglich eine Stadt zu verlassen, welche die Barbaren zu überfallen im Begriffe wären. Für die Rathschläge der heiligen Melania empfänglich, verließen die Christen die Orte, wo die heidnische Volksmenge vertilgt werden sollte. Papst Innocenz zog aus der Stadt der Verbrecher fort, um nicht den Untergang eines der Sünde ergebenen Volkes mitanzusehen. Die heilige Paula zog mit vielen berühmten römischen Damen in's gelobte Land. Alle getreuen Christen verkauften ihre Häuser und verließen so schnell als möglich das Land Italien, das die göttliche Gerechtigkeit zur Verwüstung verdammt hatte.

Die Vorsehung sorgt für die Gerechten.

Fanatische Engländer kamen nach Amerika und nahmen die katholischen Missionäre gefangen. Argal, ein Schiffskapitän, nahm den Pater Biard, einen Spanier, gefangen und wollte ihn mit nach England nehmen, um ihn dort nach englischen Gesetzen hinrichten zu lassen. Auf der Fahrt nach Europa ward sein Geschwader von einem Sturme zerstreut und das Schiff, worauf die Missionäre waren, trieb an die Azoren. Hier nun, in einem katholischen Hafen und ohne Schiffspapiere, sah sich der böse Argal der Gnade Pater Biards anheimgegeben. Dieser aber, weit entfernt, für die erlittene Unbill Rache zu suchen, verzichtete auf eine Berufung auf die portugiesischen katholischen Behörden. Das Schiff erreichte England, wo Biard nach Frankreich heimkehrte.

Gottes Vorsehung lenkt Alles zum Besten.

Als die Jesuiten aufgehoben wurden und später die französische Revolution ausbrach, als später auch katholische Fürsten viele Klöster aufhoben, waren die Christen in China beinahe ein halbes Jahrhundert ohne Priester, sich selbst überlassen, weil es an Missionären fehlte; denn viele Orden, wie der der Jesuiten und anderer, welche allein Missionäre für die Heiden schaffen konnten, waren aufgehoben. Trotz dieses unermeßlichen Unglücks ging keine Kirche ein, welche von den Jesuiten, Dominikanern oder Franziskanern gegründet wurde, sowohl in Asien, als in Amerika. Alle überlebten durch eine besondere Sorge der göttlichen Fürsehung diesen Schlag. Alle zählen bis zu dieser Stunde und vorzüglich in China, eine größere Schaar Christen, als vor der Prüfung. In der Hauptstadt des großen Chinareiches Peking wird jetzt eine bischöfliche Kathedralkirche gebaut.

Die Rathschlüsse der göttlichen Vorsehung sind unergründlich.

Kein Orden war für die Ehre Jesu, für die Ausbreitung der Kirche, für die Bekehrung der Heiden und für das Heil der Seelen so thätig und aufopfernd; kein Orden hat sich so viele Verdienste erworben, keiner hat so heilig gelebt, als die Jesuiten; dennoch ließ Gottes Vorsehung ihre Aufhebung, ihre Verfolgung zu. Warum? Wer kann das sagen. Der gottlose Freigeist und portugiesische Minister Pombal ließ in Goa in Indien einhundertsiebenundzwanzig Jesuiten ergreifen und in Gefängnisse werfen. Einige Wochen später wurden sie auf ein Schiff geschleppt, dessen Kapitän erklärte, höchstens vierzig oder fünfzig aufnehmen zu können. Während der Reise starben vierundzwanzig am Skorbut, die Uebrigen kamen mehr todt als lebendig in Lissabon an, wo man sie in tiefe und dunkle Gefängnisse einsperrte. Hier schmachteten sie Jahre lang, heiter und gottergeben, inmitten ihrer unerträglichen Leiden und klagten mehr um ihre verwaisten Heerden, als um ihr eigenes unverdientes Unglück. Fünfunddreißig Jesuiten starben in den sechzehn Jahren im Gefängnisse; und als man ihnen endlich die Freiheit schenkte, lebten von allen den Missionären Indiens,

Chinas und Amerikas, die sich auf Tausende belaufen hatten, nur noch fünfundvierzig Väter. Von nun an waren die Missionen der Heiden wieder den bösen Geistern überlassen, von denen sie so lange beherrscht worden waren. Warum ließ es die Vorsehung zu? — Ihre Rathschlüsse sind für uns unerforschlich, auf jeden Fall aber höchst weise. Das Gesagte gilt nur von den Jesuiten Portugals; in anderen Ländern ging es ihnen mehr oder weniger ebenso.

Die Vorsehung Gottes führt Alles zum Besten der Unterdrückten.

Die heilige Rustikula verlor am Tage ihrer Geburt den Vater und bald darauf den Bruder. Wahrscheinlich, weil das Mädchen ein bedeutendes Vermögen zu erwarten hatte und zugleich sehr schön war, wurde es von einem Ritter gewaltthätig geraubt. Dieser übergab es seiner Haushälterin zur Verpflegung, in der Meinung, es später zur Frau zu nehmen. Allein die Vorsehung fügte es, daß die Sache an den König kam. Der Ritter mußte das Mädchen ausliefern und dieses wurde der heiligen Liola, die damals Abtissin des Klosters zu Arles war, zur Erziehung übergeben. Rustikula entschloß sich nach einiger Zeit, ganz im Kloster zu bleiben und führte ein heiliges Leben. So fügt die Vorsehung Alles zum Besten der Unterdrückten.

Es gibt keinen Zufall, Alles lenkt die Vorsehung.

In dem französischen See-Badeorte Havre de Grace, war eine Engländerin angekommen, um die Seebäder zu nehmen. In einem Traume sah sie sich an einen Spieltisch einer deutschen Stadt versetzt. Lebendig stand das Bild des Spielsaales vor ihren Augen, in der Mitte der große Tisch, um welchen die Spieler standen, hinter demselben die geschniegelten Croupiers, welche die Gelder auszahlen, und einnehmen; sie sah klar die Roulettetafel und verfolgte den fatalen Stift, der sich mit furchtbarer Schnelligkeit um seine Achse drehte und dann bei einer Ziffer der Roulettetafel stehen blieb. Es war die Nummer neunundzwanzig, sie stand in Flammenzügen vor ihren Augen und viermal drehte sich der Stift und jedesmal blieb er vor derselben Ziffer stehen. Beredter konnte der Traum nicht sprechen; das Spiel konnte sich nicht in lockenderer Gestalt zeigen. Die Engländerin konnte kaum den Morgen erwarten, um sich auf den Weg zu machen. Sie reiste nach Homburg. Beim Eintritt in den Spielsaal erkannte sie die vollständige Scenerie, wie sie dieselbe im Traume gesehen. Rasch entschlossen schritt sie zum Spieltische, legte ihre Baarschaft auf den neunundzwanziger Platz und viermal hintereinander fiel der Stift auf diese Ziffer, viermal gewann die Dame. Hierauf aber versuchte sie das Glück nicht mehr; mit einer Last von Gold und Bankbillets kehrte sie nach Havre zurück und dort gab sie den Badegästen ihren Glückfall zum Besten. Dieses Spiel war kein Zufall; der Traum war von Gott, das viermalige Gewinnen war von Gott, der entweder die Dame für ein gutes Werk belohnen, oder auf Erden für alle Ewigkeit abfertigen, oder die Spielbank bestrafen wollte.

In der in Pest befindlichen Villa bewohnt der Klavierspieler Herr T. eine Sommerwohnung. Eines seiner Kinder, ein neunjähriges Mädchen, machte bei einer befreundeten Familie in der Nachbarschaft einen Besuch und schlug den Rückweg auf einem Nebenwege ein, wo es einen Graben zu passiren hatte. Plötzlich tauchte aus demselben ein Mann in zerlumpten Kleidern und in auffällig verwahrlostem Zustande auf, packte das Mädchen, und indem er dasselbe mit sich fortschleppte, sagte er: Wenn du schreist, so werfe ich dich in's Wasser. Das Mädchen ging eine Weile still weinend, jedoch ohne einen Laut von sich zu geben, an der Seite des Lumpen, der sie führte. Da fügte ein günstiger Zufall, eigentlich die göttliche Vorsehung, daß ein Spaziergänger des Weges kam, dem das weinende Kind an der Seite eines solchen Menschen auffiel und er fragte dasselbe, wie es hierher komme? Das Kind, der Sprache nicht mächtig, konnte nicht antworten; doch der Strolch, von der unerwarteten Begegnung nicht angenehm überrascht, suchte das Weite. Dem Herrn gelang es nur mit Mühe, von dem Mädchen die Wohnung der Aeltern zu erfahren, wohin er es brachte und man bereits seit drei Stunden das Kind suchte. Dieses konnte erst am folgenden Tage seine Gedanken sammeln, um die Geschichte zu erzählen. Weder von dem Kindesräuber, noch von der Absicht, die ihn zu dieser That verleitete, die sicher eine schlechte war, hat man bis jetzt eine Spur.

Die Vorsehung sendet Hilfe zu rechter Zeit.

Gegen Mittag des 29. Juni 1866 ließ der zu Nachod in Böhmen eingerückte preußische General Mutius den Bürgermeister, Herrn Rokos, zu sich kommen und sagte ihm, daß eine erbeutete Maria Theresia Fahne, eine Fahne mit dem Muttergottesbilde, abhanden gekommen sei und daß diese bis halb vier Uhr Nachmittags herbeigeschafft sein müsse, wenn Nachod nicht ein furchtbares Andenken erhalten wolle. Der Bürgermeister ließ die eifrigsten Nachforschungen nach der Fahne anstellen; allein alle Mühe war vergebens, die Fahne ward nicht gefunden, konnte nicht gefunden werden. Als sich die Ausschußmänner in den Nachmittagsstunden beim Bürgermeister vor der Realschule versammelten, erzählte ihnen dieser, daß er den General gebeten, ihm eine Audienz bei dem Prinzen Alexander zu bewirken, um hinsichtlich der Fahne einige Vorstellungen zu machen und Unglück von Unschuldigen abwehren zu können; doch dieser habe ihm gesagt: Du verfluchter Hund, unterstehe dich, den Prinzen zu behelligen! In einer Stunde, es war drei Uhr, muß die Fahne herbeigeschafft sein, sonst wird Nachod sehen, was geschehen wird! Nach dieser Mittheilung begab sich der Bürgermeister in seine Wohnung; zuvor sagte er aber noch zu den Anwesenden: Meine Herren, in einer Stunde finden Sie mich an dieser Stelle; wollen Sie mich verlassen, so werde ich allein zu sterben wissen. Der Bürgermeister war von der Lage so ergriffen, daß er, bei seinem Hause angelangt, ohnmächtig zusammen sank; nur nach und nach erholte er sich wieder. Die Angst und die Sorge um das Schicksal Nachods war auf den Gesichtern aller seiner Bewohner zu lesen. Von den Ausschußmännern wurden Einige gewählt, um in Gemeinschaft mit dem Bürgermeister noch einmal zum General zu gehen und ihm die

heiligsten und theuersten Versicherungen zu geben, daß die vermißte Fahne in Nachod nicht gestohlen worden sei. Da kamen zufällig zwei Männer aus dem nahen Städtchen Hronow und fragten nach der Ursache der allgemeinen Bestürzung. Kaum erfuhren sie dieselbe, so sagte einer von ihnen, der Kaufmann Fuchs, daß die vermißte Fahne der Preußen durch Hronow geführt, auf dem Platze aufgestellt und dabei dem König ein Vivat ausgebracht worden sei. Neubelebt waren Aller Herzen von dieser Mittheilung, man bat, selbe zu wiederholen, man stellte auch den Hronowern vor, daß, wenn sich selbe nicht bestätigen sollte, die Verlegenheit der Stadt nur noch größer würde. Allein die Hronower erboten sich zum Eide und beschworen auch, vor den General geführt, ihre Aussage, worauf den Nachodern Pardon angekündigt wurde. Wie doch Gott Alles weise lenkt und zur rechten Zeit Hilfe sendet!

Die Vorsehung verläßt Keinen, der auf sie vertraut.

Am 21. Oktober 1866 saßen zwölf Personen um eine Tafel, eilf waren junge Leute, der zwölfte war ein Greis, der trotz seiner Livrée doch der Held des Festes zu sein schien. Alle Anwesenden überhäuften ihn mit Aufmerksamkeit und die Mehrzahl der Toaste galt ihm. Ein junger Student in Paris, ein vermögensloser Waise, erhielt von einem in Indien lebenden Verwandten eine monatliche Pension, die es ihm möglich machte, seine Bedürfnisse zu bestreiten und seine Studien fortzusetzen. Die Pension ward ihm jeden Monat mit einem Briefe des Sir M. durch einen alten Diener Namens Samuel zugestellt, der in Paris wohnte und von Herrn M. zur Besorgung verschiedener Angelegenheiten benützt wurde. Eines Tages überbrachte Samuel das Monatsgeld ohne Brief. Sir M., erzählte er, ist krank und kann nicht schreiben, er hat das Geld bei einem Bankier angewiesen. Im nächsten Monate erzählte der Diener dasselbe. Sir M. blieb sechs Monate lang krank und konnte nicht schreiben. Der Student war sehr besorgt über das Befinden seines Wohlthäters, so oft er aber bei Samuel Erkundigungen einzog, sagte dieser immer: Seien Sie unbesorgt, die Vorsehung wird Sie nicht verlassen. Eines Tages ward der Student benachrichtet, daß ihn ein Notar zu sprechen wünsche. Der Notar erschien und theilte ihm mit, daß Sir M. schon vor sieben Monaten in Indien gestorben sei und daß die monatliche Pension seit seinem Tode aufgehört habe. Der Verwandte war ohne Testament gestorben, und das riesige Vermögen fiel nun seinem einzigen Erben, dem Studenten zu. Wer aber hatte inzwischen die Pension bezahlt? Niemand Anderer, als Samuel, der wackere Diener, der seine kleinen Ersparnisse hergab, um seinen Liebling, den Studenten, nicht darben zu lassen und der, wie sich herausstellte, der Meinung war, das große Vermögen sei in die Hände Anderer gefallen. Der reich gewordene Student ernannte den braven Samuel zu seinem Haushofmeister und veranstaltete zu Ehren desselben das glänzende Diner, zu dem er seine liebsten Freunde geladen hatte. Habe ich Ihnen nicht immer gesagt, rief Samuel beim letzten Toaste, seien Sie unbesorgt, die Vorsehung wird Sie nicht verlassen?

Die Vorsehung macht aufmerksam auf den nahe bevorstehenden Tod.

Freiwillig trat der Sohn eines Wiener Bürgers 1866 beim Beginn des Feldzuges als Kadet in ein Kavallerie-Regiment; Vater und Mutter hatte er, der einzige Sohn, in Wien zurückgelassen und eine holde Braut, die er schon in einigen Wochen zum Altare führen sollte. Am letzten Abend vor dem Scheiden war das Brautpaar noch einmal traulich beisammen gesessen. Die Brust des Mädchens hob sich, banger, trüber Ahnungen voll. Der junge Mann tröstete sie. Sei ohne Furcht, Marie, mir hat's in verwichener Nacht geträumt; ich hatte ein Kreuz von Metall auf der Brust und du kamst und hingst mir ein Kränzlein daran. Siehst du, mir ist ein Ordenskreuz bestimmt und den Lorbeerkranz wirst du mir wohl auch darum winden. Er träumte von irdischer Ehre, während die gütige Vorsehung ihn auf seinen bevorstehenden nahen Tod aufmerksam machte, damit er sich mit Gott versöhne; was der junge Mensch aber nicht so verstanden und benützt zu haben scheint. Des andern Tages rückte er zu seinem Regimente ein; bei Nachod kam es zur Schlacht; da traf ihn eine Kugel auf die Brust und auch das Pferd wurde verwundet; es eilte mit ihm hinaus in eine öde Gegend und stürzte zusammen; er selbst starb hier. Seine Kameraden fanden ihn todt und berichteten es seinen Aeltern. Diese ließen ein eisernes Kreuz auf sein Grab setzen. Am Allerseelentage kam seine Braut, um für ihn zu beten und heftete einen Blumenkranz an sein Kreuz. So ging der Traum in Erfüllung. Ist er verloren, so darf er die Vorsehung Gottes nicht anklagen. (Gemeindezeitung.)

Die Vorsehung wacht über das Leben des Kaisers Franz Joseph.

Der Wiener Bürger Ettenreich war seit Jahren gewohnt, tagtäglich die Zwölfuhrmesse in der Augustinerkirche zu hören und sodann in einem Stadtweinhause mit einigen Freunden ein kleines Gabelfrühstück einzunehmen. Am 18. Februar 1853 wollte er wie immer der heiligen Messe beiwohnen, durch höhere Fügung aber fühlte sich der sonst Messe lesende Priester unwohl und da man keinen Ersatzmann finden konnte, so mußte für dieses Mal die Messe entfallen. Ettenreich, welcher wußte, daß seine Freunde nach der Uhr leben und noch nicht im Weinschanke seien, beschloß, vor dem Gabelfrühstücke eine kleine Promenade zu machen, und begab sich auf die nahe gelegene Augustinerbastei, die er trotz seines vierzigjährigen Aufenthaltes in Wien noch nicht betreten hatte. Dort promenirte um dieselbe Zeit auch der Kaiser, dort lauerte auch schon der ruchlose Mörder und eben in der rechten Minute traf Ettenreich auf der menschenleeren Bastei ein, um den Kaiser zu retten. Noch ein merkwürdiger Zufall trat hier ein. Der Dienst thuende alte Adjutant war an diesem Tage erkrankt und seine Stelle versah der riesenstarke Oberst O'Donnel. Ettenreich und der Oberst vertheidigten den Kaiser gegen den Mörder. Wären die Umstände an diesem Tage nicht gerade diese gewesen, so war der Kaiser verloren. Es gibt ein Walten der Vorsehung! (Gemeindezeitung.)

Die Vorsehung fügt Alles zum Besten.

Am Leopolditage 1866 machte der trotz seines hohen Alters und trotz seines bedeutenden Vermögens unverehelichte Wiener Fabrik- und Hausbesitzer Leopold M. am 15. November, als an seinem Namenstage, mit mehreren Freunden in seinem Wagen eine Landparthie nach Klosterneuburg, wie er dieß an diesem Tage seit dreißig Jahren zu thun gewohnt ist. Herr M., ein flotter Wiener in des Wortes verwegenster Bedeutung, nahm mit seiner Gesellschaft im Klosterkeller sofort einen Tisch in Beschlag und traktirte seine durchwegs jungen Freunde in der ausgesuchtesten Weise. Als die Stimmung dieser angeheiterten Gesellschaft bereits einen gewissen Höhengrad erreicht hatte, kam ein noch junger Soldat mit einem eingebundenen Arm in den Klosterkeller und suchte vergeblich an den Nachbartischen ein Plätzchen, um bei einer Flasche echten Klosterneuburger seinen Namenstag zu feiern. Kaum hatte der flotte Wiener bemerkt, daß der verwundete Soldat einen Platz suche und keinen finde, als er ihm auch schon von weitem zurief: He da, Landsmann, da zu uns her, da ist noch Platz; wir drucken und rucken uns halt a Bisl zusammen. Der Soldat, ein hübscher Mann, machte sogleich von der liebenswürdigen Einladung des Bestgebers Gebrauch, nahm am Tische Platz und trank von seinem Weine. Man wurde bald sehr fidel und als Herr M. erfuhr, daß der Soldat auch Leopold heiße, ließ er sogleich eine Extra-Bouteille Prälatenwein auftischen. Nun wurde der verwundete Krieger aufgefordert, seine Lebensgeschichte und seine Kriegsabenteuer zu erzählen, welcher Aufforderung derselbe gerne und mit großem Freimuthe nachkam. Nachdem er erzählt hatte, wie er bei Nachod verwundet worden, kam er auf seine Kinderjahre zu sprechen, sagte, daß er eine älternlose Waise sei, daß er seinen Vater, so wie viele Findelkinder, gar nicht kenne und bemerkte schließlich auch, daß seine Mutter, welche in größter Armuth gelebt hatte, und im vorigen Jahre gestorben sei, Anna N. geheißen habe. Dieses Wort wirkte wie ein elektrischer Schlag auf den flotten Wiener. Er stand auf, fing heftig zu schluchzen an, umarmte den jungen Krieger und nannte ihn seinen — Sohn. Beim Nachhausefahren war die Gesellschaft durch einen glücklichen Soldaten vermehrt, der nun der einzige Erbe des reichen Herrn Leopold M. werden wird. So lenkte es die Vorsehung, daß der Sohn seinen Vater fand und daß dieser ihn anerkannte. (Gemeindezeitung.)

Die Vorsehung rettet das Leben.

Im Oktober 1866 jagte eine Gesellschaft in Steiermark auf einer dreitausend Fuß hohen Alpe. Der alte Förster stellte sich an einer acht bis zehn Klafter tiefen Felsenterasse auf. Es sprang ein Gemsbock durch's Gebüsch. Mit dem Rücken gegen den Abgrund gekehrt, gab er zwei Schüsse auf das Wild. Die Schüsse waren zu stark und stießen ihn rücklings hinab, denn der Adjunkt hatte zu viel Pulver genommen. Ohne die Vorsehung Gottes, die seinen Sturz voraussah und eine Erle aus dem Felsen wachsen ließ, hätte er sich zerschmettert; so aber spießte sich ein Ast der Erle in den Hintertheil seiner

hirschledernen Hosen und hielt ihn schwebend in der Luft. Es brach wohl später der Ast, aber er fiel nicht tief und auf Moos, so daß er mit einigen Abschindungen der Haut davon kam.

Die Vorsehung veranlaßt die Entdeckung der Verbrecher.

Ein Mann, welcher in später Stunde und in einer sehr finstern Nacht aus der Gesellschaft heimkehrte, wurde an einer einsamen Stelle seines Weges von zwei Menschen überfallen und arg mißhandelt. Der Mann wehrte sich und die beiden Uebelthäter entflohen. Der Ueberfallene behielt aber die Mütze des Einen in der Hand und übergab sie dem Gerichte. Wegen der Finsterniß konnte er sie nicht erkennen. Bei näherer Besichtigung fanden sich in der Mütze zwei Haare von graublonder Farbe, wie sie sich dem unbewaffneten Auge darstellten. Das Mikroskop verrieth jedoch noch andere Momente, welche zur Entdeckung und Aufgreifung des Verbrechers von Wichtigkeit waren. Die Haare stellten sich auch unter dem Mikroskope graublond dar, allein in ihrer Marksubstanz fanden sich noch zahlreiche pechschwarze Pigmentzellen vor, woraus sich ergab, daß sie von einem noch jugendlichen Schwarzkopfe herrührten, bei welchem die ersten grauen Haare hin und wieder vorkommen. Nach den Schnittflächen der Haare zu urtheilen, welche noch ganz scharf waren, und an den Haaren keine konisch zulaufende Verdünnung oder Spitze zeigten, war das Hauptthaar des Verbrechers erst wenige Tage vor der That kurz geschnitten worden. Endlich fand man die Haarwurzeln schlecht genährt, woraus der Schluß sich ergab, daß diese Haare wahrscheinlich an dem Rande einer beginnenden Glatze eines jedenfalls zur Korpulenz geneigten, weil am Kopfe stark schwitzenden Mannes gewachsen waren. Die Haare gaben also folgendes Signalement des Verbrechers: Ein kräftiger, zur Korpulenz geneigter, in den mittleren Jahren stehender Mann mit schwarzen und graumelirten, neulich erst kurz geschnittenen Haaren und beginnender Glatze. Durch diese auf höchst sonderbare Weise ermittelte Personsbeschreibung wurde der Verdacht auf ein Individuum mit den entsprechenden Merkmalen geleitet, der bei seiner gerichtlichen Vernehmung auch wirklich sein Verbrechen eingestand. Mit zwei Haaren entdeckt die Vorsehung Verbrecher und führt sie zur verdienten Strafe. (Gemeindezeitung.)

Die Vorsehung rettet Menschenleben.

Am 11. April 1867 wurde in Grulich bei einem mit heftigem Sturm begleiteten Gewitter das eine Viertelstunde entfernte Dorf Mittellipka von einer Windhose berührt, welche arge Verwüstungen anrichtete. Mehrere größere Wohn- und Wirthschaftsgebäude wurden sammt dem Umbau total zerstört; bei mehreren anderen wurde das Dach sammt dem ganzen Dachstuhle abgerissen. Die Zahl der verwüsteten Gebäude beträgt zwölf. Eine große hölzerne Scheuer wurde von ihrem Platze um eine Klafter weiter gerückt. Der Weg, den die Windhose im Verlaufe ihres Weiterschreitens nahm, war in der Breite von beiläufig einhundert Schritten mit Brettern, Balken, Schindeln und entwurzelten Bäumen wie besäet. Nur der Vorsehung Gottes ist es zu danken, daß kein Mensch um

kam, indem die Bewohner der zerstörten Gebäude in diesem schrecklichen Augenblicke meistentheils auf den Feldern beschäftigt waren. In einem der zerstörten Häuser befand sich die Frau auf dem Dachboden; selbe wurde bei dem Zusammensturze des Gebäudes wie von unsichtbarer Hand erfaßt, in's Erdgeschoß herabgeschleudert und blieb unversehrt; in einem zweiten Gebäude befanden sich eine Mannsperson und zwei Kinder, welche, obgleich das Gebäude ganz zerstört wurde, aus den zusammengestürzten Trümmern wunderbarer Weise ganz unverletzt hervorkamen. (Gemeindezeitung.)

Die Vorsehung bringt Verbrechen an's Licht.

Im Jahre 1585 ritt ein Edelmann bei Wien in den Wald spazieren. Sein Hund bellte furchtbar im Walde und scharrte. Der Herr ritt hinzu. Der Hund zog endlich ein Paar weiße Beine aus der Erde heraus, die der Herr nicht für Menschengebeine hielt; darum befahl er dem Bedienten, sie mitzunehmen zu Handhaben für Hirschfänger. Noch an demselben Abend ging er zum Schwertfeger. Der Meister nahm die Knochen kaum in die Hand, so schwitzten sie Blut. Ganz erschrocken fragte er den Edelmann, wo er sie hergenommen? Dieser sagte: Der Hund hat sie im Walde unter einem Strauche ausgescharrt. Ach! seufzte Jener: Ich dachte, ich sei ganz allein, indeß hat mir Gott zugesehen; vor zwanzig Jahren hab' ich meinen Kameraden auf die Wanderschaft begleitet, und weil er viel Geld hatte, habe ich ihn im Walde erschlagen und dort begraben.

Die Vorsehung rettet die Unschuldigen und bestraft unter Einem die Verbrecher.

Vor der Schlacht bei Leipzig besorgte der Ungar Lugados für die österreichische und preußische Armee die Pferde. In Folge dessen mußte er mehrere Jahre fern von der Familie herumwandern. Gegen Ende des Feldzuges hatte er ein hübsches Sümmchen beisammen und beschloß in die Heimath zurückzukehren. Er reiste von Schlesien aus auf einem guten Renner nach Ungarn zurück. Zur Sicherheit suchte er nur die reellsten Gasthöfe auf. Als er Mähren durchreist hatte, mußte er, da er keine große Stadt erreichen konnte, in einem Dorfe übernachten. Er kam Abends um eilf Uhr in's Wirthshaus und grüßte: So spät Abends und noch munter? Der Wirth antwortete: Es ist ein Sohn und eine Tochter zu einem Nachbarfeste gegangen und sind noch nicht daheim, auf diese wird gewartet. Lugados legte sich schlafen, die Baarschaft unter dem Haupte und zwei Pistolen neben sich. Im Einschlummern ward er durch ein Getöse munter, er sah einen Mann beim Fenster, der auf einer Leiter emporstieg, mehrmals anhielt, endlich die Fensterscheibe eindrückte, aufwirbelte und einstieg. Lugados erschrack, vergaß auf's Geld und verkroch sich unter's Bettgestelle. Der Eindringling tappte umher, murmelte, fand das Bett, stürzte hinein und schlief schnarchend ein. Lugados war wie erstarrt. Da vernahm er Doppeltritte an der Thüre, diese ward erbrochen und öffnete sich, der Wirth mit einer Hacke und sein Sohn traten ein, versetzten dem Schnarchenden einen

Hieb, nahmen das Geld und gingen fort. Jetzt eilte Lugados durch's Fenster fort in ein Nachbarhaus und machte Lärm, man ging zum Ortsvorstand und das Wirthshaus ward untersucht. Die Kommission fragte: Ist kein Fremder hier? er ist verdächtig und soll eingefangen werden. Man ging hinauf in's Zimmer, Alles war schon zusammengewaschen, das Bett war leer; nun hieß es: Er ist entwischt. Der Ortsvorstand fragte den Wirth: Würden Sie ihn erkennen, wenn er käme? Er sagte: O ja! Nun trat Lugados hervor. Unter einem Schrei des Entsetzens knebelte man den Sohn, der Vater sprang zum Fenster hinaus, ward aber bald eingefangen. Wo war der andere Sohn? Mit eigenen Händen scharrte nun der Vater heulend bei einem Stalle, bis sie auf ein weißes Umschlagtuch kamen und die Leiche hervorzogen; der Wirth hatte seinen eigenen Lieblingssohn erschlagen; denn er ist betrunken durch's Fenster in's Gastzimmer gestiegen und hatte sich in's Fremdenbett gelegt und geschnarcht. Der Vater verfiel in Wahnsinn, der Sohn wurde zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt. Lugados erhielt sein Geld wieder und erreichte glücklich seine Heimath. O wie dankte er der Vorsehung, die ihn rettete und unter Einem die Schuldigen zur Strafe zog! (Sion 1859 Aprilheft.)

Vorsicht.

Die Vorsicht verlangt, daß man auf Reisen sein Geld verberge.

Ein Fuhrmann reiste nach Ungarn um Wein; er hatte dreihundert Gulden Conventionsmünze in einer Kotzen eingewickelt. Als der Wirth die Streu aufmachte und die Kotzen aufrollen wollte, wunderte er sich über das Geld. Ein Handwerksbursche, der auch mit ihm übernachtete, hörte dieses; er begleitete den Fuhrmann drei Tage und stahl ihm auch die Kotzen. Zum Glück hatte er das Geld gerade bei sich. — Ein anderer Fuhrmann wollte in Ungarn Wein laden und hatte viertausend Gulden bei sich in einer Schreibtafel. In jedem Wirthshause, wo er bezahlte, ließ er die Schreibtafel mit dem vielen Gelde sehen. Diesem ging auch ein Räuber einen ganzen Tag nach, bis er ihn mit einem Beile auf den Kopf schlug und das Geld raubte. Der Fuhrmann fiel nieder, erholte sich aber und fuhr in die nächste Stadt. Dort wurde er ärztlich behandelt, es wurde der Polizei gemeldet, man cirkulirte den Raub. Der Räuber kam in ein Städtchen und gab eine Hundertguldenbanknote aus. Der Gastwirth wunderte sich über die große Note und da ihm der Steckbrief bekannt war, schickte er zur Polizei. So bekam zwar der Fuhrmann das Geld wieder; allein er mußte vier Wochen krank liegen.

Vorsteher.

Vorsteher werden schwer selig werden.

Die Vorsteher müssen dem Herzen gleichen; wenn das Auge, das Ohr die Zunge, die Glieder schlafen, schlägt das Herz allein. So müssen die Vorsteher für Alle sorgen und wachen, sonst werden sie schwer selig. Papst Paul III.

gestand auf seinem Todbette, es wäre für ihn besser gewesen, bei den Kapuzinern durch die sechzehn Jahre seiner Regierung Koch, als Papst zu sein. Einem Jüngling wurde ein Bisthum angetragen, welches er aber auf Einrathen seines frommen Vetters sich anzunehmen weigerte. Als er bald starb, erschien er seinem Vetter und dankte ihm für seinen Rath mit den Worten: Nunc essem in numero damnatorum, si fuissem de numero Episcoporum: Ich wäre jetzt in der Zahl der Verdammten, wenn ich ein Bischof gewesen wäre. (Dionysius Carth. devita et regim. Episc.)

Vorwitz.

Vorwitz wird von Gott bestraft.

Drei Beamten hielten Gericht über Hexen und Zauberer. Da sie hörten, daß sie sich Nachts an einen gewissen Ort begeben, gingen sie heimlich auch dahin und verbargen sich. Als es Nacht geworden, erschienen viele Leute beiderlei Geschlechts und tanzten um einen großen schwarzen Bock herum, welcher der Satan war. Bald darauf befahl der Böse, einen Kreis zu schließen und diese drei Beamten derb abzuprügeln. Dieß Gebot befolgten sie so kräftig, daß alle drei binnen vierzehn Tagen starben. Diese Züchtigung ließ Gott zur Züchtigung ihres Vorwitzes zu. (Delrio Disquis. 16. cap. 2.)

Vorwitz in Betreff der göttlichen Geheimnisse ist strafbar.

Eine betagte Frau plagte einen Prediger, ihr Aufschluß zu geben, ob sie unter die Zahl der Auserwählten oder der Verdammten gehöre. Er mochte ihr immerhin sagen, sie solle nur treu die Gebote Gottes und der Kirche halten, übrigens aber sich ganz in die Arme der Barmherzigkeit Gottes werfen, welcher will, daß alle Menschen selig werden; das genügte jedoch dem Weibe nicht, und sie sagte, sie habe keine Ruhe, wenn er ihr hierüber nicht Gewißheit verschaffen könne. Da er nun keine Ruhe bekam, äußerte er, daß er darüber studieren wolle. Nach drei Tagen kam er wieder zur Alten und befahl ihr, den Mund zu öffnen. Er schaute hinein und sagte darauf hohnlachend, daß sie unter die Auserwählten gehöre, da sie gar keinen, weder großen noch kleinen Zahn im Munde habe; denn es stehe geschrieben, daß in der Hölle Heulen und Zähneklappern sein wird; sie habe also die Hölle nicht zu fürchten, da sie gar keine Zähne habe. Diese Antwort war zwar ein Mißbrauch des göttlichen Wortes; gleichwohl fand sich das Weib beruhigt; auch verdiente ihr Vorwitz diesen Spott und Hohn.

Vorwitz eines Ungläubigen in Betreff heiliger Dinge von Gott gestraft.

In dem Marktflecken Taliacocci im Fürstenthum Colonna befand sich ein gefangener Türke, der aber die Freiheit hatte, in allen Gassen herumzugehen. Einst und zwar in der heiligen Charwoche ging er mit andern Leuten in die Kirche, sah das heilige Grab mit vielen Lampen und Kerzen herrlich erleuchtet, und fragte einen Christen, was dieses bedeute? Der Christ antwortete: Wir

begehen das Andenken an das Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und dort in dem goldenen Ciborium ist unser Gott verborgen. Der Türke verwunderte sich und schlich nach der Entfernung des Volkes aus Vorwitz hinzu und hob den Deckel des Ciboriums ab. Da brach eine erschreckliche Flamme heraus, welche den Türken weit wegwarf und fast halbtodt dahin streckte. Er rief die Christen mit lauter Stimme um Hilfe, welche auch eilfertig herbeiliefen und ihn von der Erde aufhoben. Nun bat er, man möchte ihn zum Christen machen, welche Gnade er auch durch die heilige Taufe erlangte. Diese Gnade widerfährt nicht allen Vorwitzigen.

Wachsamkeit.

Der Christ muß Wachsamkeit mit Gebet vereinigen.

Christus sagt: Betet und wachet. Mittels der Wachsamkeit entdeckt man die Gefahren und nahen Gelegenheiten zur Sünde; mittels des Gebetes verschafft man sich Kraft von Oben und überwindet die Versuchung. Ohne Wachsamkeit und Gebet ist es unmöglich, die Sünde zu meiden; unvermerkt beschleicht uns eine Versuchung, der Unachtsame bemerkt sie nicht, flieht die Gelegenheit nicht, sündigt, wiederholt die Sünde, die böse Neigung verstärkt sich, daraus entsteht die Gewohnheit, welche schwer abzulegen ist. Es geht solchen Unwachsamen, wie es den unvorsichtigen Leuten ergeht, welche um Medina herum in Arabien im Freien schlafen. Diesen bohrt sich ein Wurm von fünf Ellen Länge und eines Fadens Dicke am Knie oder Arm in die Haut, verursacht Entzündung und kann nur mit vieler Mühe und großem Schmerz herausgezogen werden. Welche Mühe kostet es nicht dem in Liebesbanden verstrickten, dem Geizigen, dem in Feindschaft verwickelten, dem Unzüchtigen, dem Trinker, überhaupt jedem Gewohnheitssünder, sich von der Sünde frei zu machen?

Den Unwachsamen tödtet der Teufel.

Wer nicht über sich wachet, den verführt der Teufel unvermerkt zu einer Sünde und tödtet seine Seele. Er macht es, wie es Aristomenes mit seinen Wächtern machte. Er ging einst sorglos spazieren, seine Feinde, die Spartaner ließen ihn durch schlaue Kreter so lange auflauern, bis er gefangen war. Gebunden wurde er nach Sparta geführt. Aber das Glück war ihm günstig. Da man in der ersten Nacht in einer Bauernhütte bleiben mußte, winkte Aristomenes der Frau des Hauses mit den Augen, die das Zeichen verstand und den Wächtern so viel Wein vorsetzte, bis sie berauscht waren und einschliefen. Dann zerschnitt sie dem Aristomenes die Fesseln; dieser nahm das Schwert des einen Wächters, tödtete Alle und war nach einigen Stunden schon wieder frei. Den Unwachsamen macht's der Teufel, wie dem Aristomenes und wie dieser den Wächtern.

Mangel an Wachsamkeit hat oft schlimme Folgen für das Seelenheil.

Man denke an Petrus! O wie Mancher fiel in einem unbewachten Augenblicke in eine schwere Sünde und starb darin! Es geht ihm, wie der griechischen

Stadt Eira, welche die Spartaner zehn Jahre fruchtlos belagerten und die ihnen eine unbewachte Stunde in die Hände lieferte. In einer Nacht entstand ein so furchtbares Gewitter, daß mehrere Wächter glaubten, nach Hause gehen zu dürfen, weil bei einem solchen Wetter die Feinde wohl an keinen Sturm denken würden. Die eine Seite der Stadt wurde ganz von Wächtern entblößt. In dem Hause eines dieser Wächter hielt sich ein Helote auf, der dem spartanischen Feldherrn eines Verbrechens wegen entlaufen war. Dieser vernahm den Abzug der Wächter, glaubte durch diese Nachricht bei seinem alten Herrn Vergebung zu verdienen, eilte über die unbesetzte Mauer zu ihm und erzählte, was er gesehen und gehört hatte. Gleich legten die Spartaner an dieser Seite der Stadt Sturmleitern an und die Mauern wurden ohne Widerstand erstiegen. Aber nun fingen alle Hunde in Eira zu bellen an, ohne aufhören zu wollen. Man wurde aufmerksam und siehe, ein großer Haufen Spartaner stand schon in der Stadt. Aristomenes sammelte seine Mannschaft, rückte gegen die Feinde an und im Kampfe, der den ganzen Tag dauerte, war er so glücklich, daß die Spartaner wenigstens nicht weiter kamen; aber die von ihnen schon besetzte Mauer konnten die Messenier doch nicht wieder gewinnen. Sogar die Weiber der Stadt bewiesen ihren Heldenmuth, sie stiegen auf die Dächer, obgleich sie sich dort des noch anhaltenden Sturmes wegen kaum auf den Füßen halten konnten und schleuderten schwere Steine auf die Spartaner; Andere legten sogar Waffen an und folgten ihren Männern in die Schlacht. Am zweiten Tage wurde das Treffen erneuert, da der spartanische Anführer frische Truppen anrücken ließ; auch an diesem Tage wurde Nichts gewonnen, Nichts verloren. Am dritten Tage dasselbe. Die Messenier, welche schon in zwei Nächten nicht geschlafen hatten, wichen noch nicht. Aber am Abende dieses Tages fühlten sie sich so erschöpft, daß sie ihren Untergang für unvermeidlich hielten. Aristomenes ließ also alle tragbaren Sachen zusammen bringen; Weiber, Kinder und schwache Männer nahmen so viel, als sie tragen konnten und um diesen Haufen schlossen die rüstigen Männer einen engen Kreis. Nun stellte sich Aristomenes an die Spitze, entschlossen, sich mit den Seinigen durchzuschlagen, oder mit Allen zugleich zu sterben. Feierlich langsam bewegte sich die unglückliche Schaar, die Augen zur Erde gesenkt, die Schwerter gradaus vor sich hingehalten, auf die Reihe des spartanischen Heeres zu. Ein so trauriges Schauspiel erfüllte die Spartaner mit Ehrfurcht, unwillkührlich öffneten sie ihre Reihen und ließen die Messenier ungekränkt hindurch ziehen. Ein so trauriges Ende nahm diese Stadt in Folge der Unwachsamkeit der Wächter, so endet mancher unwachsame Christ geistigerweise.

Wahrhaftigkeit.

Gott fordert Wahrhaftigkeit in unsern Reden.

Gott befiehlt uns im achten Gebote die Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit in unsern Reden; er verbietet dagegen alle Lügen, Falschheit und Verstellung. Gott verlangt zwar nicht unbedingt, daß man Alles offenbare, was man weiß, denkt und fühlt; was man aber sagt, muß wahr und aufrichtig gemeint sein. Der Christ muß in Bezug auf Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit dem Stinte,

einem kleinen Fischchen gleichen; sein Körper ist so durchsichtig, daß man im Kopfe das Gehirn und im Leibe die Gedärme sehen kann. O wie sehr wird gegen die Wahrhaftigkeit gesündigt: durch Lügen, durch geheucheltes Wohlwollen, durch Lob und Billigung, was man im Herzen verwirft! Dieser Mangel an Wahrhaftigkeit mißfällt Gott sehr.

Wahrheit.

Die ewigen Wahrheiten und die Kraft ihrer Betrachtung.

Der Magot ist ein Affe, vier Fuß hoch, lebt in großen Schaaren, ist sehr wild und boshaft. Sie rauben Alles, mißhandeln und tödten die Menschen. Wie könnten sich die Bewohner jener Länder vor diesen kecken und wüthenden Bestien erwehren, wenn ihnen der Schöpfer nicht ein Mittel an die Hand gegeben hätte, sie augenblicklich zittern zu machen. Und was sänftigt ihre Wuth, was unterdrückt ihre Begierde nach Raub, was macht sie zittern? Etwas ganz Kleines, Unscheinbares, eine Schnecke, ein Regenwurm. Beim Anblicke dieser Thierchen zittern sie und legen ihre Wildheit ab. Mensch, du bist zu gewissen Zeiten auch ein Magot, nämlich zur Zeit heftiger Begierden und Leidenschaften: in der Geschlechtsliebe, in der Fleischeslust, in der Gaumenlust, in der Eitelkeit, im Neide, in der Habsucht, im Besitze ungerechten Gutes, im Zorn, in der Feindschaft, im Hasse, in der Rache. Schau nur, du Mensch mit den unbändigen Begierden, Gott hat dir in seiner Güte und Weisheit ein Mittel an die Hand gegeben, deinen Leichtsinn, deine wilden Leidenschaften zu bändigen. Es sind einige ernste Wahrheiten; sie heißen die ewigen Wahrheiten, nämlich: Du mußt sterben; du wirst gerichtet werden; es wartet deiner eine doppelte Ewigkeit, eine selige im Himmel, oder eine unglückselige in der Hölle. Könntest du dich entschließen, diese Wahrheiten alle Tage zu bedenken, zu erwägen, zu betrachten, so würdest du in kurzer Zeit ein besserer Mensch werden und nicht mehr leichtsinnig in die Hölle rennen, sondern mit Furcht und Zittern dein Heil wirken. Diese Wahrheiten könntest du selbst bei mechanischen Arbeiten, die keine besondere Aufmerksamkeit verlangen, beim Ackern, Dreschen und Hüten des Viehes, sowie auf dem Wege in und aus der Kirche betrachten.

Der Christ soll unter allen Umständen die Wahrheit reden.

In Schiedam, dem Wohnorte der heiligen Lidwina, entzweiten sich zwei Männer vor ihrem Hause. Der Eine verfolgte den Andern mit dem Schwerte, um ihn zu tödten und der Verfolgte floh in das Zimmer der kranken Lidwina. Der Wüthende fragte zuerst die Mutter Petronilla, ob der Fliehende zugegen sei und diese läugnete; da das aber der Mann nicht glaubte, drang er zu Lidwina ein und wiederholte seine Frage. Lidwina sagte: Ja. Dafür erhielt sie von der zornigen Mutter einen Schlag. Lidwina rechtfertigte sich gegen die zürnende Mutter, daß sie die Wahrheit gesagt, in der Hoffnung, diese werde den Fliehenden verbergen. In der That stand dieser vor dem Verfolger und er sah ihn nicht und er mußte unverrichteter Sache wieder abgehen. Wir müssen immer die Wahrheit sagen, mag daraus folgen, was Gott will. Die Mutter Lidwina's ging

in sich, bereute, was sie gethan und ertrug die langwierige Krankheit ihrer frommen Tochter viel geduldiger.

Lasterhafte Menschen können die ernsten Wahrheiten der Religion nicht hören.

Heut zu Tage gibt es viele Christen, von denen einst Paulus sagte, daß sie die heilsame Lehre nicht vertragen; daß sie nach Predigern gelüsten, die die Ohren kitzeln. Sie wollen nur hören vom Himmel, aber nicht auf welche Art und wie schwer hinein zu kommen; nur von Gottes Barmherzigkeit und Liebe, aber Nichts von seiner Heiligkeit, Gerechtigkeit, vom Gerichte und von der Hölle; nur von Sündenvergebung, aber Nichts von der Buße. Sie gleichen dem Bären, der sich nicht nur überhaupt von allem Schreien und Rasseln der Ketten und vor Musik, sondern am meisten vor dem Basse fürchtet. Thörichter Mensch! wenn du jetzt von den ewigen Wahrheiten nicht einmal hören kannst, wie wirst du einst die Verdammung und Hölle selbst ertragen? Und du bist ihr um so mehr ausgesetzt, weil du sie zu hören und zu betrachten versäumst.

Wahrsagen.

Der Christ kann sich seine Zukunft in Betreff der Ewigkeit selbst wahrsagen.

Die Menschen haben eine eigene Vorliebe, die Zukunft zu wissen; sie sind so thöricht, sich von Wahrsagern aus der Hand und aus Karten wahrsagen zu lassen. Unter allen Wahrsagungen sind die der Astronomen die sichersten; denn die Sonnen- und Mondesfinsternisse treffen auf die Minute ein. Christ, du kannst dir mit Hilfe der katholischen Religion selber wahrsagen. Gib Acht auf deine Gedanken, Neigungen, Begierden, auf deine guten Werke und Laster, so kannst du dir deine Zukunft in der Ewigkeit mit Bestimmtheit voraussagen. Z. B. lebst du heilig, stirbst du in der heiligmachenden Gnade, so gehst du ein in's Himmelreich. Stirbst du in der heiligmachenden Gnade, aber ohne vollkommen genug gethan zu haben, so kommst du in's Fegfeuer; lebst du in Todsünden und stirbst darin, so kommst du in die Hölle. Auch kannst du dir wahrsagen, was dir begegnen wird: Nichts wird dir widerfahren, weder Freudiges noch Schmerzliches, als was Gott will: liebst du Gott, so lenkt er dir Alles zum Besten. Was braucht der Christ mehr von der Zukunft zu wissen?

Waisen.

Waisen aufnehmen und christlich erziehen ist ein gutes Werk.

Es ist gewiß ein sehr verdienstliches gutes Werk, arme verlassene Waisen an Kindesstatt anzunehmen, oder wenigstens so lange anzunehmen, bis sie dienen können, sie christlich zu erziehen, in Handarbeiten zu unterrichten, oder ein Handwerk lernen zu lassen. Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf. Wollten wohl Christen liebloser sein, als es unvernünftige Thiere sind?

Der Kukuk ist ein Zugvogel, welcher uns im September verläßt und im April wieder kömmt. Seine Nahrung ist eine gewisse rothe Raupe an den Stämmen der Bäume. Weil diese Raupe selten ist, der Vogel aber viel Nahrung braucht, so hat der Schöpfer die Einrichtung getroffen, daß er seine Eier der Bebrütung anderer Vögel überläßt; er würde nicht mehrere Jungen ernähren können, da er genug zu thun hat, sich selbst zu sättigen. Auch legt er nur alle acht Tage ein Ei und wenn er das Brüten selbst vornehmen müßte, so würden die ersten Eier bereits zu alt sein. Er legt also seine Eier in die Nester der Rothkelchen, Zeisige, Zaunkönige, Grasmücken und Bachstelzen und zwar in jedes Nest nur Ein Ei. Mit Vergnügen stehen die Vögel von ihrem Neste auf, wenn der Kukuk sich nähert und hüpfen froh umher, während dieser ein Ei hinein legt, als freuten sie sich gleichsam, den Willen des Schöpfers zu erfüllen und ein Werk der Barmherzigkeit zu thun. Der Kukuk wirft dann alle Eier, die dem seinigen im Wege liegen, aus dem Neste, oder die Pflegemutter thut es, um das Waisenei desto besser bebrüten zu können. Die Pflegemutter trägt nun der jungen Waise unermüdet Raupen zu, so daß sie selbst mager davon wird. Ist der verwaiste Vogel etwas herangewachsen, so verläßt er sein Nest, setzt sich auf einen nahen Baum und läßt zum ersten Male sein Geschrei hören. Dann kommen alle kleinen Vögel der Nachbarschaft zusammen, begrüßen ihn, besehen ihn von allen Seiten, freuen sich über den bunten Fremdling und helfen nun der Pflegemutter aus allen Kräften, ihm Futter zuzutragen und er kann nicht oft genug den Schnabel öffnen. Und so wie er fort zieht von Baum zu Baum, sich im Fliegen zu üben, folgen sie ihm nach und fahren fort, ihn zu füttern, bis er ihre Unterstützung entbehren kann. Ohne die Hilfe so vieler Vögel würde die Pflegemutter den jungen Kukuk nicht ernähren können. — So handeln unvernünftige Thiere und erfüllen in ihrem Instinkte den Willen Gottes, während Menschen und Christen arme Waisen ihrem eigenen Schicksale überlassen; wo sie den Bettelstab ergreifen, unter schlechte Leute gerathen und zeitlich und ewig verderben, weil Niemand Gottes Willen gemäß an ihnen ein Werk der Barmherzigkeit thun wollte.

Arme Waisen soll man liebevoll behandeln.

In dem kleinen Städtchen M. in Sachsen lag im vorigen Sommer ein armer Waisenknabe in seinem Bettchen und weinte bitterlich. Sein Vater war längst schon im Grabe, nun hatten sie auch seine Mutter begraben und ihm war Nichts geblieben, als Gottes Obhut. Zwar hatte ihn sein Onkel in sein Haus genommen; dieser aber gab ihm bloß ein Kleidchen, Essen, eine Lagerstätte; aber keine Liebe, keine Theilnahme; er kümmerte sich nicht weiter um den Waisenknaben. Wie nun der Knabe so in seinem Bettlein weinte, da schlief er ein und hatte einen hellen frohen Traum. Er sah seine Mutter vor sich, so mild und freundlich, wie sie im Leben gewesen, sie neigte sich lächelnd über ihn und flüsterte ihm zu: Mein Kind, habe nur Geduld, wenn die fröhliche Christnacht kömmt, dann will ich dir das bringen, was für dich das Beste ist. Als er am andern Morgen erwachte, dachte er nur an seinen Traum; leider war die Christ-

nacht noch Monate weit entfernt. Endlich war der heilige Abend da! Da stand der arme Waisenknabe ganz allein am Fensterlein, das mit Eisblumen geschmückt war. Drüben im Nachbarhause jubelten die Kinder um ihren Christbaum her, den Waisenknaben beschenkte Niemand; Niemand sprach ein liebreiches Wort zu ihm! Da schlich er still aus des Oheims Haus und eilte auf den Friedhof. Dort kniete er, heiße Thränen vergießend, auf das Grab seines Mütterchens und rief bitteren Schmerzes voll: Hast du Mütterlein, vergessen auf dein Kind und auf das, was du mir zu bringen versprochen? Da fiel der Schnee in dichten Flocken auf ihn hernieder; matt und erschöpft sank der Knabe auf den Grabeshügel seiner Mutter nieder und schlief ein. Am andern Morgen fand man den armen Waisenknaben erfroren. Seine Mutter hatte ihn im Traume nicht getäuscht; in der heiligen Weihnacht war ihm das geworden, was besonders für arme Waisenkinder das Beste ist — der Himmel. (Gemeindeztg.)

Waisen erziehen ist ein Werk der Barmherzigkeit.

Im Militärspitale des Ausstellungsgebäudes im Prater zu Wien starb ein sächsischer Soldat an einer in der Schlacht von Königsgrätz erhaltenen Wunde. Drei Tage früher konnte der Arme, der seinen Tod ahnte, weder rasten noch ruhen; das Schicksal seines einzigen Kindes in der Heimath, welches er nun, da er Wittwer war, als Waise allein ohne Schutz in der Welt zurücklassen mußte, lag ihm schwer am Herzen und beängstigte ihn so stark, daß er Tag und Nacht bitterlich weinte und jammerte. Als nun die Frau Gräfin Wickenburg von diesem Umstande unterrichtet wurde, eilte sie unverzüglich an das Sterbelager des armen Vaters, tröstete denselben über die Zukunft des Kindes, indem sie ihm das feierliche Versprechen gab, an seinem Kinde, dessen Namen und Wohnort sie sich notirte, nach seinem Tode Mutterstelle zu vertreten, und für dessen Ausbildung und weiteres Fortkommen Sorge zu tragen. Mit Thränen in den Augen dankte der nun überglückliche Vater seiner hochherzigen Wohlthäterin, die ihn seiner letzten Sorge enthoben und eine ruhige Sterbestunde bereitet. — Eine Stunde später war er eine Leiche. (Gemeindeztg.)

Wallfahrt.

Die Wallfahrten zur Mutter Gottes haben großen Nutzen für Sünder.

Einer Schaar von Wallfahrern, welche aus einer benachbarten Pfarrei kam und nach Salette zu Maria zog, hatte sich eine jener liederlichen Dirnen, die Schande ihrer Familie und das Aergerniß der Gläubigen, angeschlossen. Das arme Mädchen! Mit wie vielen Gewissensbissen hatte es sich den Genuß der Schande erkauft? Wie viel Elend, wie viel Verachtung, wie viel Plackereien hatte es erduldet? Auch heute wiesen sie die Wallfahrer zurück, sie stießen sie aus, aber sie war an Geringschätzung gewöhnt; sie ward nicht entmuthigt, sie folgte ihnen schweigend, so nahe sie konnte. Es trieb und drängte sie Etwas; ist die Gnade Jesu nicht auch für die Sünderin? Wie die Uebrigen wollte sie aus der Wunderquelle trinken; sie näherte sich ihr und schöpfte das heilige

Wasser; aber da sie das Glas an die Lippen setzen wollte, bemerkte sie, im Wasser schwimmend, eine taube vertrocknete Aehre. Sie ergreifen und in ihren Busen stecken, war das Werk eines Augenblicks; Niemand hatte es wahrgenommen, nur entfielen große Tropfen ihren Augen. Ja sie brach in Schluchzen und Weinen aus; sie bekannte sich schuldvoll und unglücklich; sie verlangte zu beichten, denn gereinigt wollte sie den heiligen Berg hinabsteigen und eine würdige Magd Mariä werden. Ein kluger Priester rieth ihr, zuzuwarten, bis sie wieder in ihr Dorf zurückkommen würde. Sie folgte seinem Rathe und seitdem führt sie einen regelmäßigen Lebenswandel, ist fromm und erbauend. Die taube Aehre ist fruchtbar gewesen.

Ein französischer Schiffskapitän, gleich ausgezeichnet durch seinen Geist, wie durch seine Tapferkeit, deren glorreiche Insignien er auf seiner Brust trug, hatte den heiligen Berg Salette erstiegen. Er wollte, wie er sagte, nur eine Stunde da bleiben; die Stunde verging, er kam wieder zu den Uebrigen und sagte: Es ist etwas Unerklärliches in mir vorgegangen und Thränen rollten dabei über seine Wangen herab; er weinte, er, der dem Tode getrotzt und so oft mit trockenem Auge den Schiffbruch mit angesehen hatte. Erlauben Sie, sagte er zum Priester, daß ich noch zwei Tage hier bleibe; ich will hier thun, was ich seit zwanzig Jahren nicht gethan habe; und des andern Tages beichtete er und empfing die heilige Kommunion.

Wallfahrten stärkt im Guten.

Der heilige Ignaz von Lojola war von seinem Krankenbette aufgestanden. Obgleich er schon in der Krankheit gute Vorsätze gefaßt hatte, so wollte er doch noch mehr zur Befestigung seiner guten Gesinnung thun. Er stieg zu Pferde, um den Herzog von Navarra zu besuchen, der sich mehrmals nach seinem Befinden erkundigt hatte. Von da schickte er unter irgend einem Vorwand die zwei Bedienten, die ihn begleitet hatten, zurück und wallfahrte allein nach Monferrato. Es ist dieß ein Benediktinerkloster, erbaut auf einem hohen, ganz mit Felsen bedeckten Berge und berühmt durch die Andacht der Pilger, welche aus allen Gegenden der Welt dorthin kommen, um den Beistand der Mutter Gottes anzurufen und ein wunderthätiges Bild derselben zu verehren. Hier befestigte sich Ignaz in seinen frommen Entschließungen, die er auch durchführte bis zu einem hohen Grade der Heiligkeit.

Mit welchen Gesinnungen soll man wallfahrten?

Der selige Bettler Benedict Labre wallfahrtete oft nach Loretto, in das heilige Haus der Mutter Gottes. Er ging stets allein, zu Fuß, in ärmlicher Kleidung, ohne Mundvorrath, ohne Geld, mit dem Rosenkranze in der Hand. Gewöhnlich schlief er unter freiem Himmel; nie erlaubte er seinen Augen auf jene Schönheiten zu blicken, welche die Neugierde der Wanderer auf sich ziehen. Das Verlangen, bald bei Maria zu sein, beflügelte seine Schritte. Als ihn einst ein Regen überfiel, bot ihm Jemand eine Nachtherberge in seinem Hause, Labre aber wählte den Stall. Um zu büßen, ging er nicht auf betretenen

Pfaden, sondern auf Umwegen. In der Kirche verweilte er den ganzen Tag, so lange sie offen war, immer knieend. Es versteht sich von selbst, daß er auch beichtete und communizirte.

Maria begünstigt die Wallfahrer in ihren Kirchen.

Die heilige Maria von Oignies machte alle Jahre eine Wallfahrt zu Maria von Oignies; und empfing immer großen Trost. Sie ging selbst mitten im Winter barfuß dahin und schritt mit bloßen Füßen über Schnee und Eis ohne Verletzung oder Erkrankung. Einmal verfehlte sie in der Nacht mit ihrer Magd den Weg; da erschien ihr ein Licht, welches voran ging und den Pfad beleuchtete. Ein anderes Mal hatte sie nicht gegessen und die ganze Nacht wachend in der Kirche zugebracht; als sie nach Hause ging, begleiteten sie zwei Engel. Wieder ein anderes Mal überfiel sie ein Platzregen und sie hatte keinen Schirm bei sich; da bildete sich ober ihr ein Schirm, der den Regen abhielt, so daß sie trocken nach Hause kam.

Wallfahrer sollen beichten und kommunizіren.

Wenn der heilige Peter Claver zu Maria nach Montferrat wallfahrtete, blieb er gewöhnlich drei Tage daselbst. Um aber aus seiner Wallfahrt den größten Nutzen zu ziehen, legte er zuerst eine reumüthige Beichte ab und empfing dann mit innigster Andacht den Leib des Herrn. Alle ihm gestattete Zeit brachte er vor dem wunderthätigen Gnadenbilde zu.

Der Nutzen der Wallfahrten für verschämte Sünder.

Im Jahre 1768 hatte eine gewisse Person das Unglück, in viele und schwere Sünden zu fallen. Endlich, von einem Strahle der Gnade erfaßt, sah sie die Häßlichkeit und Abscheulichkeit derselben zwar ein, aber sie konnte sich unmöglich entschließen, sich einem Beichtvater anzuvertrauen und dieselben zu bekennen. Die Gewissensqualen mehrten sich und ihr Zustand wurde ein höchst bedauerungswürdiger. Nirgends fand sie Rast und Ruhe, nirgends Freude und Trost, nirgends Aufheiterung und Linderung ihrer Qualen und irrte deßhalb bleich und abgezehrt, verstört und düster, voll Verzweiflung im Herzen und mit dem Gedanken an ihre Verwerfung von einem Orte zum andern. Endlich brachte sie dieses Umherirren in die Wallfahrtskirche der Mutter Gottes Mariastein; in die Gnadenkapelle eintretend wurde ihr Uebel geheilt; denn beim Anblicke des Gnadenbildes vermeinte sie folgende Worte zu vernehmen: Du bist aber doch thöricht, daß du deine Sünden nicht aufrichtig beichtest, du kannst ja noch leicht Verzeihung erlangen! Zugleich ging in ihrem Gemüthszustande eine auffallende Veränderung vor. Die seelentödtende Scham war verschwunden, die Furcht vor einem aufrichtigen Sündenbekenntniß entflohen; sie eilte einem Beichtstuhle zu, in welchem sie ihre Sündenbürde eben so leicht, als reumüthig ablegte. Unter häufigen Reue- und Trostzähren wiederholte sie öfter: O des großen Gnadenortes, besonders für Sünder!

Wer zu einer Wallfahrt geht, soll nicht tanzen.

Spinelli erzählt in seinen Wundern der Mutter Gottes: Es geschah im Jahre 1611 bei der berühmten Marienkapelle zu Montenergine, daß das zahlreich versammelte Volk am Vorabende des Pfingstfestes sich durch Tanzen, Essen, Trinken und andere sündhafte Vergnügungen vorbereitete. Da brach plötzlich im Wirthshause, wo Alle waren, Feuer aus, und in weniger als einer und einer halben Stunde war Alles in Asche gelegt und fünfzehnhundert Personen um's Leben gekommen. Fünf Personen, die am Leben geblieben, sagten eidlich aus, daß sie selbst die Mutter Gottes gesehen haben, wie sie mit zwei brennenden Flachsfackeln das Haus anzündete. Deßhalb, ihr Verehrer Marias, wenn ihr auf Wallfahrten geht, dann tanzt nicht, spielt nicht, wohnt keinem Theater oder anderem Schauspiele bei; denn das Wallfahrten gehört zur Buße! sündhafte Vergnügungen und Buße vertragen sich nicht.

Wasser.

Die Heiligen gehen auf dem Wasser.

Wie einst Petrus auf dem Wasser ging, ohne zu sinken, so gingen darauf auch viele Heilige. So ging die heilige Alma trocknen Fußes über die Senna; Erzbischof Bogumill über die Marta; Maria von Oignies über die Sambre. Wenn der selige Makarius auf dem Felde arbeitete und bei der Rückkehr in's Kloster keinen Nachen vorfand, ging er ohne Bedenken über den reißenden Strom. Den Abt Apollinaris auf Monte Cassino, den siebenzehnten Nachfolger des heiligen Benedikts sah man oft auf den Wässern gehen; so den heiligen Mandhog über den See Dergdere; Konrad, Bischof von Konstanz, über den Bodensee; Brigitta von Kildar über die Same, nachdem sie den Strom zuvor eingesegnet; St. Dominikus, als er sich mit dem Kreuzzeichen bezeichnet. Eine Jungfrau vor einem Lüstling fliehend, erreichte das Ufer der Seine und setzte von Angst beflügelt über den Strom. Bisweilen erschien ein Jüngling, der sich zum Führer anbot und eine Brücke zeigte, die hernach nicht mehr zu finden war. Dem heiligen Anton von Padua, den die Mutter in früher Jugend zum heiligen Cajetan nach Neapel sendete, erschien auf der Fahrt ein ehrwürdiger Alter, in dem er später den heiligen Cajetan selbst erkannte, und bot sich zum Führer an und forderte ihn, an einen Fluß ohne Fähre gekommen, auf, sich an seinen Gürtel festzuhalten und verschwand, nachdem sie glücklich Jenseits angelangt waren. Als der Schiffer die Ueberfahrt verweigerte, bis das Fährgeld bezahlt sei, breitet der heilige Bernardin von Siena seinen Mantel über den Po und fährt mit dem Bruder darauf hinüber. Dasselbe thaten der heilige Raymund, Johannes Kapistranus und Hilarius. Matthäus à Bascio ging auf diese Weise zu wiederholten Malen über den Po und die Etsch; zuletzt als eine mächtige Parthei ihn aus Venedig vertrieb, und die Schiffer, aus Furcht vor ihr, die Ueberfahrt versagten, fuhr er auf seinem Mantel über's Meer, wo das Volk dann mit freudigem Zuruf: Willkommen, heiliger Vater! ihn jubelnd empfing.

Weib.

Das Weib soll sanft sein, dabei häuslich und thätig.

Diese guten Eigenschaften verlangten schon die Heiden von ihren Weibern. Bei einer feierlichen Vermählung kamen Priester herbei und brachten Opfer. Ueberhaupt opferte die Braut noch im väterlichen Hause der Juno ein Schaf, dem sogleich beim Schlachten die Galle ausgerissen wurde; eine sinnbildliche Handlung, durch welche die junge Frau zur höchsten weiblichen Sanftmuth ermahnt werden sollte. Gegen Abend wurde sie in's Haus des Bräutigams abgeholt. Sklavinen trugen ihr Spinnrocken, Spindel und Werg nach, wieder eine Empfehlung einer sehr schönen weiblichen Tugend, der häuslichen Geschäftigkeit, die zu Augustus Zeiten auch unter den vornehmsten Römerinen noch nicht erstorben war. Augustus, der Kaiser selbst, trug keine anderen Kleider, als die ihm seine Gemahlin und seine Tochter selbst gewebt hatten.

Das Weib soll den Mann zum katholischen Glauben bekehren.

Die heilige Gorgonia, Schwester des heiligen Gregor von Nazianz, trug die zärtlichste Liebe zu ihrem Manne. Er war Anfangs noch ein Heide und sie erklärte öfters, es komme ihr vor, sie sei nur halb getauft, so lange nicht auch er die heilige Taufe empfangen habe. Darum flehte sie stets und inbrünstig zu Gott, Seine Gnade möchte auch ihren Gatten zu einem und demselben christlichen Glauben bekehren, damit ihre Vereinigung vollkommen würde, was sie auch noch erlebte. Das eheliche Glück ist nur dann vollkommen, wenn beide Theile Eines — und zwar des katholischen Glaubens und Einer Liebe sind.

Ein vernünftiges christliches Weib muß sein wie die heilige Monika.

Als die heilige Monika von ihren Aeltern an Patricius, Rathsherrn zu Tagaste, einer Stadt in Numidien, verheirathet ward, betrug sie sich gegen ihren heidnischen Ehemann, wie es einer christlichen Frau geziemt. Sanft, gefällig, gehorsam, seine Verletzungen der ehelichen Treue mit Geduld ertragend, ließ sie auch seine heftigen Launen ausbrausen und schwieg; war er aber wieder zu sich selbst gekommen, so gab sie ihm Rechenschaft von ihrem Thun und zwar mit aller Freundlichkeit. Es geschah manchmal, daß andere Frauen, deren Ehemänner nicht so heftiger Gemüthsart waren, wie Patricius, sich dennoch über üble Behandlung von Seite ihrer Ehemänner beklagten und die Ursache davon den Ausschweifungen derselben zuschrieben. Dann aber pflegte Monika ihnen zu sagen: Diese Mißhandlungen, worüber ihr euch beklagt, habt ihr besonders euerer losen Zunge, die ihr nicht zu bezähmen verstehet, und deren Stiche euere ohnehin aufgeregten Gatten noch mehr reizen, zuzuschreiben. Ich setze dem Zorne meines Mannes Sanftmuth, und seinen in der Hitze ausgestoßenen Vorwürfen Stillschweigen entgegen und in Bälde legt sich der Sturm, es erlischt das nicht weiter geschürte Zornesfeuer und Stille und heitere Ruhe treten wieder ein.

Dann öffne ich meinen Mund, aber nur, um Worte der Vernunft, der Liebe und des Friedens zu reden. So belehrte die junge Frau die klagenden Nachbarinen und ermahnte sie zur Geduld und Sanftmuth, und Alle, die ihrem Rathe und Beispiele folgten, befanden sich wohl dabei und erfreuten sich des häuslichen Friedens. — Der fromme Wandel, die englische Sanftmuth und das inbrünstige Gebet der heiligen Monika gewannen endlich auch ihren Gatten für das Christenthum und mit dem Glauben veränderte dieser auch seine Lebensweise, indem er ein treuer, sanfter und liebevoller Ehemann wurde. Im Jahre 370 nahm er die christliche Religion an, starb aber schon im darauf folgenden Jahre eines seligen Todes. Auch nach seinem Tode bewahrte ihm Monika ihre volle Liebe. Als sie später ihrem Sohne Augustinus nach Italien nachgefolgt war, äußerte sie einmal den Wunsch, daß, wenn sie in Italien sterben sollte, ihre Leiche nach Afrika gebracht und an der Seite ihres Mannes beigesetzt werden möchte, auf daß die Liebe und Eintracht, in der sie mit einander gelebt, im Andenken der Menschen bleibe.

Zänkische Weiber sind mit Gelassenheit zu ertragen.

Der griechische Weltweise Sokrates hatte ein treues, aber ein sehr jähzorniges und zänkisches Weib, Namens Xantippe. Sokrates aber setzte ihrer Streit- und Zanksucht eine unerschütterliche Geduld und Gelassenheit entgegen. Als ihn einst Alcibiades, einer seiner Schüler besuchte und eben die Xantippe einen lauten Lärm und Streit wegen einer Kleinigkeit erheben hörte, fragte er den Sokrates, seinen geliebten Lehrer, wie es ihm möglich sei, ein solches Belfern gelassen anzuhören? Sokrates erwiederte: Ich habe mich daran so gewöhnt, daß es auf mich nicht stärker wirkt, als das Gerassel eines vorbeifahrenden Wagens. Ein anderes Mal, als Xantippe fast den ganzen Tag mit ihrem Manne gezankt hatte, stand er zuletzt lächelnd auf und ging fort. Diese Kälte und Ruhe erbitterte sie aber so, daß sie ihm aus dem Fenster ein wohlgefülltes Waschbecken nachgoß. Ich dachte es wohl, sagte Sokrates ruhig zu den staunenden Nachbarn, auf den Donner folgt ja gewöhnlich ein starker Regenguß. Der dachte anders, als manche christliche Männer, welche diese Unart durch Schläge austreiben wollen.

Das Weib muß dem Manne unterthänig sein.

Markgraf Gualterus wollte nie heirathen; da ihm aber die Freunde zuredeten und vorstellten, er möge doch seinen fürstlichen Stamm nicht aussterben lassen, willigte er endlich ein, jedoch unter der Bedingung, daß er sich selbst ein Mädchen nach seinem Geschmacke aussuche, und daß sie sie Alle als Markgräfin ehren. Er bestimmte den Hochzeitstag und lud den ganzen Adel ein. Da fehlte die Braut. Gualterus ritt mit einigen Bedienten in ein nahes Dorf, wo er ein ehrbares, züchtiges, vernünftiges und schönes Mädchen kennen gelernt hatte. Griseldis, so hieß sie, sprach er zu ihr, willst du mich heirathen? Und du, Janikula, so hieß ihr Vater, willst du mir deine Tochter geben? Von beiden Seiten erfolgte das Jawort, sie wurde in Seide gekleidet und die Trauung

vollzogen. Nach einem Jahre gebar sie dem Markgrafen eine Tochter. Um ihre Ergebenheit und ihren Gehorsam zu prüfen, sprach der Markgraf zu ihr: Griselbis, der Adel will deine Kinder nicht als adelig anerkennen; es bleibt also nichts übrig, als das Kind zu tödten; gab auch einem Bedienten den Befehl dazu. Griselbis machte das Kreuz auf die Stirne des Kindes und schwieg. Heimlich gab der Markgraf den Befehl, das Kind zu seinem Schwager nach Bononien zu bringen, damit es dort fürstlich erzogen werde. Griselbis gebar noch einen Sohn, mit dem es der Markgraf eben so machte. Nach zwölf Jahren sagte er zu Griselbis: Da unsere Ehe zu ungleich ist, habe ich vom heiligen Stuhle die Erlaubniß ausgewirkt, eine andere Gemahlin zu nehmen. Ohne die mindeste Klage und Unwillen fügte sie sich in seinen Willen. Der Markgraf hatte seinen gesammten Adel zur Vermählung geladen, auch erschien ein schönes Mädchen und ein junger Herr im Schlosse. Bei der Tafel mußte Griselbis die Gäste bedienen. Endlich fragte sie Gualterus, wie ihr diese junge Braut gefalle? Griselbis, voll Zucht und Ehrbarkeit, lobte sie sehr. Endlich konnte Gualterus nicht länger mehr an sich halten, fiel der Griselbis weinend um den Hals und bekannte, daß er ihre Unterwürfigkeit sattsam erprobt habe. Du Griselbis, sagte er, bist mein liebster Schatz, mit dir will ich leben und sterben; diese aber ist nicht meine Braut, sondern deine leibliche Tochter, und dieser junge Herr ist dein Sohn, welche du für todt gehalten hast. Die Freude der Griselbis als Gattin und Mutter ist nicht zu beschreiben; unaussprechlich groß war auch die Freude aller Anwesenden. (Petrarcha de obedient. et fide uxoria. pag. 601.) Diese Probe dürften nicht viele Weiber so gut bestehen, wie Griselbis.

Die Weiber müssen gegen ihre Männer gehorsam sein.

Die heilige Franziska von Rom war gerade im Beten begriffen, als ihr Mann sie rief; ohne den Versikel zu vollenden, stand sie auf und ging zu ihm. Darauf kehrte sie zur Andacht zurück, wurde aber noch drei Mal gerufen und jedes Mal brach sie auf den Ruf das Gebet ab. Als sie das vierte Mal zurück kam, fand sie, daß ihr Schutzengel zur Belohnung ihres pünktlichen Gehorsams diesen abgebrochenen Versikel mit goldenen Buchstaben geschrieben habe. (Franc. Sales. de amore Dei lib. 22.)

Weiberrache ist unersättlich.

Antoninus hatte den berühmten Redner Cicero auf die Proskriptionsliste gesetzt. Er ließ sich auf sein Landgut bei Formio bringen. Hier will ich sterben, sagte er, in dem Vaterlande, das ich mehr als einmal errettet habe. Schon schlichen Spione um die Villa, unter Andern ein Hauptmann Popilius Länas, dem er einmal vor Gericht durch eine Rede das Leben gerettet hatte. Cicero streckte seinen Kopf zu der Sänfte hinaus. Da hieb ihm Popilius dreimal in den Hals und brachte den Kopf, der einst so hell gedacht und die rechte Hand, die so viel Treffliches geschrieben, im Jubel zum Antoninus, der den zehnfachen Preis bezahlte und zuerst Ciceros Kopf auf der Tafel prangen

ließ, wo seine abscheuliche Gemahlin Fulvia die Zunge, die beredteste, die je geredet hat — mit glühenden Nadeln durchstach. Cicero hatte sich einmal etwas frei über ihr Lasterleben geäußert. Eben dieses Weib hielt eine Proskriptionsliste für sich. Als man einmal einen Kopf zum Antonius in's Haus brachte, sagte er: Den habe ich nicht bestellt, bringt ihn zu meiner Frau. Kopf und Hand des Cicero wurden zum Verfaulen an der Rednerbühne, die der Todte so oft geziert hatte, aufgesteckt.

Schöne geile Weiber verwirren die gescheidtesten Männer.

Als Antonius, der römische Regent des Morgenlandes, in Tarsus war, ließ er die Königin Kleopatra aus Aegypten holen, weil sie den Cassius unterstützt hatte. Kleopatra fühlte eben keine große Furcht; sie kannte den Antonius schon aus dem Gerüchte als einen Schlemmer und Wollüstling und hatte sie den Cäsar bethört, so hoffte sie mit Antonius noch leichtere Arbeit zu haben, ja sogar seine Gemahlin, also Königin der Römer zu werden. Denn unter allen Leidenschaften dieser feurigen Afrikanerin war Herrschsucht die heftigste; sie hoffte, durch ihre Schmeicheleien den Antonius so zu verstricken, daß er nur von ihren Winken abhängig sein sollte. Sie kam zu Schiff nach Tarsus; Schmuck und Kunst hatte ihre von Natur anmuthige Gestalt und Schönheit noch erhöht. Welchen Eindruck machte die eitle Königin auf Antonius! Von Vorwürfen wegen Cassius war gar nicht die Rede. Er arbeitete nicht mehr, sondern machte nur der Kleopatra Besuche; zum Thoren war er geworden. Gelage und Lustbarkeiten waren das Hauptgeschäft des Tages. Mit jedem Tage wurden die Ergötzungen schwelgerischer. Endlich zog Antonius mit Kleopatra sogar nach ihrer Hauptstadt Alexandria. Hier erreichte die Schwelgerei den höchsten Gipfel!

Ein Weib, wie es sein soll.

Zur Zeit des heiligen Franz von Sales starb ein Weib im Rufe der Heiligkeit. Sie war von armen Aeltern, fromm erzogen und wollte in's Kloster gehen; da aber ihre Aeltern die Mitgift nicht zusammen brachten, mußte sie einen Mann heirathen, der reich, aber dabei auch sehr heftig war. Um sie in der Geduld zu üben, ließ Gott zu, daß ihr Mann eifersüchtig wurde. Die Schönheit seiner Frau ängstigte ihn beständig und alle ihre Tugend, die er bewundern mußte, konnte ihn nicht beruhigen. Je mehr er sie liebte, um so ärger mißhandelte er sie, und der grausamste ihrer Feinde hätte ihr nicht mehr Böses thun können, als der Mann, der sie mehr als Alles in der Welt liebte. Sie flehte zu Gott, ihr diese Schönheit zu nehmen, ward aber nicht erhört; Fasten und Bußwerke erhöhten sie noch. Sie setzte den Verfolgungen ihres Mannes Sanftmuth und unüberwindliche Geduld entgegen. Sie klagte nie darüber und vermied den mindesten Anschein, der sie hätte in den mindesten Verdacht bringen können. Niemals ging sie ohne Begleitung aus und auch dann nur in die Kirche, ihr Gebet zu verrichten. Zu jeder andern Zeit traf man sie immer mit ihrem Hauswesen, mit Lesen, Beten und Arbeiten beschäftigt.

Sie liebte aber ihren Mann nicht minder und bedauerte ihn sehr wegen seiner Eifersucht. So viele Tugenden rührten endlich den Mann, er ließ den Verdacht fahren und sie lebten in großem Frieden. Nun verlegte sie sich mit Eifer auf gute Werke. Ihre erste Sorge aber war, ihre Kinder gut zu erziehen und über ihre Dienstleute zu wachen; sie verrichtete das Gebet mit ihnen, unterrichtete sie selbst in der christlichen Lehre, las ihnen aus einem guten Buche vor und erbaute sie durch gute Beispiele. Sie fastete viel; betete jede Nacht eine Stunde, war immer zufrieden, redete wenig und immer nur von erbaulichen Dingen, aber nie von ihren Tugenden und Gnaden. Immer geduldig, immer demüthig, verbarg sie die Fehler des Nächsten, besonders die Fehler ihres Mannes, die nicht gering waren. In der Ehrbarkeit war nie eine Frau pünktlicher; denn dieß ging bei ihr bis zur Aengstlichkeit. Nachdem sie vierzig Jahre ein solches Leben geführt hatte, wurde sie desto emsiger in guten Werken; denn sie wußte ihren Todestag, auf den sie sich durch den Empfang der heiligen Sterbsakramente vorbereitete. Sie ließ ihre Kinder zu sich kommen, ermahnte sie zum Gehorsam gegen den Vater, gab ihnen den mütterlichen Segen und sagte einer ihrer Töchter voraus, daß sie auch bald sterben werde. Unter dem Kuße des heiligen Kreuzes starb sie.

Körperliche Schönheit des Weibes ist noch kein Beweis von Seelenschönheit.

Karl VI., König von Frankreich, hatte die schöne Isabella von Baiern zur Gemahlin. Angeborne Schwäche, Hypochondrie und die schlechte Aufführung seiner Gemahlin machten ihn wahnsinnig. Am Hofe zu Paris fröhnte man immer den Freuden. Die muntere Königin konnte der Ergötzlichkeiten nicht genug haben und war mit ihren Gunstbezeugungen nur allzu verschwenderisch. Darüber wurde der arme König so vergessen, daß es ihm oft an reiner Wäsche gebrach. Die Rabenmutter hatte alle ihre Kinder immer gehaßt, selten eins vor sich kommen lassen. Als der kranke Vater in einem lichten Zwischenraume sich einmal nach den Prinzen erkundigte, gestand ihm die Oberhofmeisterin, daß es ihnen an Kleidung und Essen fehle. Ach Gott, seufzte der schwache König, geht es mir doch auch nicht besser! Die Königin wälzte sich indessen in allen möglichen Vergnügen. Dafür wurde sie jetzt vom Hofe verbannt.

Frömmigkeit macht die Weiber den Männern liebenswürdig.

Als die heilige Franziska in das Haus ihres Gemahls, des Freiherrn von Chantal, kam, ordnete sie dessen Haus und fing mit sich selbst an. Andachtsübungen, Beschäftigungen, Belustigungen, Alles, sogar ihre Kleider wurden geordnet; sie ließ die letzteren so sittsam machen, als die Willfährigkeit gegen ihren Gemahl nur immer gestattete, so daß man von ihr sagte, Nichts erschiene jung an ihr, außer ihr Angesicht. Ihre gewöhnlichen Beschäftigungen bestanden darin, daß sie entweder gute Bücher las, oder für die Kirchen und Altäre, oder aber für die Armen arbeitete. Sehr hohen Werth legte sie auf das öffentliche

Gebet, sie hatte einen ungemeinen Glauben an die Wirksamkeit desselben; darum wohnte sie dem pfarrlichen Gottesdienste sehr fleißig bei, versäumte denselben niemals und war auch beflissen, ihren Mann und ihre Dienstleute dazu anzuhalten. Während der oftmaligen Abwesenheit ihres Mannes, der verpflichtet war, einen Theil des Jahres im Kriege und bei Hofe zuzubringen, kam sie nicht aus dem Hause; alle Belustigungen, Spiele und bessere Mahlzeiten hörten auf; ja sogar die Besuche wurden eingestellt, jene allein ausgenommen, welche die Pflicht oder der nöthige Wohlstand erforderte. Kehrte er aber nach Hause zurück, dann änderte sie aus Gefälligkeit gegen ihn ihr Betragen; sie beschränkte dann selbst ihre Andachtsübungen. Endlich machte sie sich Vorwürfe darüber und unterließ dann keine ihrer frommen Uebungen. Der Freiherr von Chantal, der selbst ein Ehrenmann war und viele Tugenden besaß, fand Nichts dagegen einzuwenden. Er achtete sie so sehr, als er sie liebte; und er selbst bekannte, sie sei mit der Länge der Zeit ihm immer lieber und theurer geworden.

Weiber können ihre Männer zum Guten und Bösen bringen.

Der römische König Servius Tullius hatte zwei Töchter, die er an die zwei Söhne des abgesetzten Königs Tarquinius verheirathete. Der sanfteren ältern Tullia gab er den wilden Lucius Tarquinius zum Gemahl, die ungestüme jüngere Tochter hingegen verband er mit dem friedlichen Aruns Tarquinius. So hoffte er die heftigen Gemüther durch die sanften zu mildern. Aber er hatte sich verrechnet. Dem Lucius ward seine zu sanfte Gemahlin verächtlich und der sanfte Aruns wurde seiner wilden Frau zum Gespötte, die ihre Schwester beneidete, daß diese mit einem Manne vermählt sei, der Muth und Feuer besitze. Ja, wäre sie diesem Lucius angetraut worden, — so ließ sie sich oft verlauten — so würde Rom ganz andere Dinge sehen. Die gleiche Gesinnung machte die beiden Bösen bald vertraut und kurz darauf fielen Aruns und die Frau des Lucius als Opfer dieses Einverständnisses. Der abscheuliche Lucius heirathete sogleich die Mörderin und der unglückliche alte Servius konnte nicht verhindern, was er doch unmöglich billigen konnte. Die Begierde nach der höchsten Würde hat oft schon schwarze Frevel erzeugt. Auch dem Lucius lebte der alte Schwiegervater viel zu lange, mit jedem Tage ward ihm das Warten auf seinen Tod unerträglicher. Die unnatürliche Tochter des edlen Servius nährte die Flamme täglich mehr. Bist du der Königssohn, für den ich dich halten soll? Was zauderst du? Was hat es uns gefrommt, die ersten Gatten ermordet zu haben, wenn wir unsere Unternehmung nicht verfolgen, nicht vollenden? Wir, entsprossen von Königen, geboren im Königssitze, sollten für uns selbst Nichts unternehmen? Von dieser weiblichen Furie gestachelt, schritt Lucius zu raschen Entschlüssen. Er ging ohne Weiteres in den Senat und setzte sich auf den Königssitz. Als Servius erschien, packte ihn Lucius um den Leib, trug ihn hinaus und stürzte ihn vom obersten Stocke auf den Markt hinab. Der alte blutende Mann wurde von mitleidigen Menschen nach Hause getragen und wurde auf dem Wege von nachgeschickten Anhängern des Lucius vollends ermordet. Des alten Servius eigene unnatürliche Tochter wollte gern die Erste

sein, die ihrem Manne zur Königswürde gratulire und ließ sich schnell zum Markte fahren. Als sie durch die Strasse kam, in welcher die Leiche ihres Vaters lag, befahl sie dem Kutscher, über die Leiche hinweg zu fahren.

Ein verständiges Weib vermag sehr viel über ihren Mann.

Franziska von Anbignè wurde 1635 geboren, kam mit drei Jahren nach Amerika und mit zwölf Jahren nach Frankreich zurück. Bald darauf nahm sie eine reiche Verwandte an, behandelte sie aber sehr hart. Ein gegenüber wohnender Dichter, Scarron, der Mitleiden mit ihrer harten Lage hatte, erbot sich, wenn sie Nonne werden wolle, ihr dazu das nöthige Geld zu geben, oder sie zu heirathen, wenn sie lieber heirathen wollte. Scarron war ein verwachsenes, ausgemergeltes Männchen, eine wahre Aesopsfigur, aber der geistreichste, witzigste Dichter. Die sechzehnjährige Franziska trug kein Bedenken, Madam Scarron zu werden. Sie war jung, schön, er alt und häßlich. Sie war aber recht glücklich in der Ehe; alle geistreichen Männer gingen aus und ein und ihnen verdankte sie ihre Bildung. Sie betrug sich so sittsam, daß man sie fast als eine Heilige betrachtete. Scarron war kein guter Wirth und als er starb, hinterließ er seiner fünfundzwanzigjährigen Wittwe Nichts und sie war wieder so arm, wie vorher. Der König suchte eine Erzieherin für zwei seiner Kinder und nahm die Wittwe Scarron auf. Er war so zufrieden mit ihr, daß er ihr ein Geschenk von einhunderttausend Livers machte, womit sie sich das Marquisat Maintenon kaufte, von dem sie den Namen annahm. Von nun an unterhielt sich der König oft mündlich mit ihr, und jede Unterredung ließ eine gute Stimmung in ihm zurück. Sie verstand es, sein Herz von den Ausschweifungen auf Gott zu lenken, so daß er alle üppigen Weiber vom Hofe verwies und seiner Gemahlin besser begegnete. Alle Gewissensbisse, die ihn nun im höheren Alter quälten, schüttete er in das Herz seiner religiösen Freundin aus und fand in ihren Worten immer Beruhigung. Der Pater la Chaise, ein Jesuit, Ludwigs Beichtvater, unterstützte ihre Bemühungen und so war Ludwig in der letzten Hälfte seiner Regierung ein ganz anderer Mann. So viel vermag ein gutes weibliches Herz! Als die Königin starb, heirathete Ludwig die Maintenon. Sie nahm für sich selbst nur zwölftausend Thaler, für eine Gemahlin des Königs von Frankreich eine wahre Kleinigkeit. Sie gab das Meiste den Armen. Sie war in ihrem Glanze nicht glücklich, nur die Erquickung der Armen war ihre Freude. Gleich im ersten Jahre ihrer Ehe beredete sie den König, eine Erziehungsanstalt zu gründen für arme Fräulein, die ohne Unterricht und Erziehung aufwuchsen. Als der König starb, nahm sie in dieser Erziehungsanstalt ihre Wohnung, lebte als Nonne und unterrichtete, achtzig Jahre alt, die Kleinen noch vier Jahre lang; hier liegt sie auch begraben.

Die Besuche der Weiber sollen die Geistlichen möglichst vermeiden.

Einst kam eine reiche, gottesfürchtige Jungfrau von Rom nach Alexandria und bat den Erzbischof Theophilus, den heiligen Arsenius den Einsiedler zu be-

reden, ihr zu erlauben, daß sie ihn besuche. Dieser reiste selbst zu ihm, aber Arsenius weigerte sich, sie zu sehen; dennoch machte sich die Jungfrau auf den Weg zu seiner Zelle. Er ging gerade vor derselben auf und nieder. Sie warf sich sogleich vor ihm auf das Angesicht nieder. Er aber sprach: Wenn du nur deßhalb gekommen bist, mein Angesicht zu sehen, so bin ich hier, schaue mich an. Sie aber konnte vor Beschämung die Augen nicht aufschlagen. Arsenius fuhr fort: Hast du von meinem Lebenswandel gehört, so solltest du nur diesen betrachten. Warum schiffstest du also so weit über's Meer? Oder weißt du nicht, daß du ein Weib bist, welche sich nicht in der Welt herumtreiben sollte? Oder bist du etwa deßhalb hieher gereist, um dich in Rom zu brüsten, du hättest den Arsenius gesehen, damit noch viele andere Weiber zu mir kämen? Sie antwortete: So Gott will, soll Keine hieher kommen; sondern ich flehe dich nur an, du wollest für mich beten und mich im geneigten Andenken behalten. Arsenius erwiederte: Ich bitte Gott, er wolle deine Erinnerung aus meinem Herzen vertilgen. Nach diesen Worten kehrte die Jungfrau nach Alexandria zurück und wurde über diese üble Behandlung ernstlich krank. Als Theophilus sie besuchte und hörte, sie möchte vor Traurigkeit über die letzten Worte des Arsenius sterben, tröstete er sie mit folgenden Worten: Weißt du denn nicht, daß du ein Weib bist? Da aber der böse Feind den Menschen durch die Weiber anzufechten pflegt, darum wollte der Greis die Erinnerung an dein Angesicht aus seinem Herzen verbannen, für deine Seele wird er gewiß zu Gott bitten. Mit diesen Worten wurde sie wieder beruhigt.

Das weibliche Geschlecht ist Christo zu großem Danke verpflichtet.

Die Weiber sollten sich stets an die Sklaverei erinnern, in der sie vor dem Christenthume schmachteten. Bei den Römern war die Gewalt des Mannes über das Weib übermäßig. Die Gesetze erlaubten das Beisammenleben im Conkubinate ein Jahr; die Verstoßung des Weibes war unter den geringfügigsten Vorwänden erlaubt. Das Gesetz verpflichtete die kinderlosen Ehegatten zur Scheidung. Das römische Gesetz schloß die Frau von jeder Erbschaft des Mannes und Vaters aus, so zwar, daß selbst die einzige Tochter ihren Vater nicht beerben konnte. Die Neigung zum Putze beim Weibe war übermäßig; die Weiber verwendeten die von ihren Gatten allen Nationen entrissenen Reichthümer zur Ausschmückung ihres Kopfes und zur Verschönerung ihrer Gemächer. Plutarch sagt: Diese Königinen bedurften ein Heer von Sklavinen, wovon die Einen die Haare zu kämmen, die Andern die Rockfalten zu ordnen, Jene sie mit Wohlgerüchen zu besprengen, Diese mit Purpur und Gold, mit Perlen und Diamanten zu schmücken hatten; so zwar, daß die Römer ihres Vermögens wegen es vorzogen, im Privatkonkubinate zu leben, als durch ihre Verheirathung ihren Reichthum einzubüßen und noch dazu die Schande verschlucken zu müssen, ehebrecherische Gattinen zu besitzen; denn dieser ganze Luxus hatte einen geheimen Zweck, den, zu gefallen. Trotz der Leichtigkeit der Scheidung wurden die Ehen stets seltener. Der Staat entvölkerte sich. Augustus gab ein Gesetz, nach dem

alle Bürger sich verheirathen sollten. Es wurde nicht beobachtet und die ungeheuerlichste Zügellosigkeit dauerte fort. Ein Gesetz verhängte über die Ehelosen und über die Ehegatten ohne Kinder Strafen; es setzte denjenigen, welche drei oder vier Kinder erzogen, Belohnungen aus. Doch die Sittenlosigkeit und Abneigung der Römer gegen das eheliche Joch war so groß, daß Augustus sich gezwungen sah, die vorübergehenden Beziehungen zu ehrlosen Buhldirnen für gesetzlich, und die Kinder, die daraus hervorgingen, von jeder Makel der Ehrlosigkeit freizusprechen. Daher sind die Weiber Christo Dank schuldig, der die Ehe und die Unauflöslichkeit derselben herstellte, die Männer an die eheliche Pflicht band; der die Liebe zur Keuschheit anzündete, welches Allen das Dasein verschönert. Sie wären noch jetzt die Sklavinen des Mannes, verdammt, ledig zu bleiben und schlechte Buhldirnen abzugeben; um ihren Unterhalt zu erwerben.

Weiber haben ein feines Ehrgefühl.

Am Hofe König Philipps des Schönen, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, hat ein Sänger sich aufgehalten, Clopinel genannt, der sich ein Geschäft daraus machte, von den Frauen so Schlimmes auszusagen, als er nur immer zu erfinnen vermochte. Eines Tages sah er sich von den Damen des Hofes umringt, die sich verabredet hatten, Jede mit einer Geißel bewaffnet, ihn für seine Bosheit zu züchtigen. Clopinel erholte sich schnell von seiner Bestürzung und bat für einige Augenblicke um Aufschub der Strafe. Es ist billig, daß ihr mich straft, ich bitte nur um die einzige Gunst: Diejenige, welche sich von meinen Liedern am Meisten getroffen fühlte, möge den Anfang mit meiner Züchtigung machen. Zu diesem Vorrang wollte sich nun keine der Damen verstehen und so entging der Spötter der Gefahr; Weiber haben ein feineres Ehrgefühl, unter Männern würde er nicht so losgekommen sein.

Putzsüchtige Weiber kommen in die Hölle.

Thomas Morus, der englische Kanzler, kam einst von ohngefähr dazu, als eine englische Dame durch ihre Zofen den Leib gewaltsam zusammenschnüren, die Haargeflechte spannen und aufwärts drehen ließ, damit ihre Stirne breiter, ihr Wuchs schlanker erscheine. Mylady, sprach er, wenn Euch Gott für alle diese Mühe und Qual nicht in die Hölle schickt, würde er Euch wahrlich ein großes Unrecht thun. Wohl war dieß ein hartes, aber wahres Wort; denn mit solcher maßlosen, irrsinnigen Eitelkeit hängt zusammen: die Verwahrlosung der Seele und der heiligsten Pflichten, Verschwendung, Verführung, Verkettung von sittlichen Uebeln mancherlei Art. Auch Maria war schön; aber ihre äußere Schönheit war nur der Abglanz und Ausdruck der inneren Seelenschönheit.

Christliche Weiber sind Christo Dank schuldig.

Die katholischen Missionäre errichteten unter den wilden Indianern in Onondaga eine Missionsstation; in kurzer Zeit waren zweihundert getauft. Die gläubigsten und dankbarsten Verehrer Christi blieben aber immer die Frauen; denn die Missionäre predigten gegen die Vielweiberei und verpflichteten jene

Männer, welche getauft werden wollten, ihre Weiber bis auf eins zu entlassen; das wußten die Weiber am Besten zu schätzen, denn sie kannten aus Erfahrung die Verbrechen, zu welchen die Vielweiberei führte. Eine dieser Frauen war eigens nach Quebek gepilgert, bevor die Missionäre kamen, um die christliche Religion zu erlernen; sie blieb nicht nur selbst dem Christenthum mitten unter den Verführungen ihrer heidnischen Verwandten getreu, sondern unterstützte auch die Missionäre im Unterrichte der Frauen auf's Beste. Die Frauen haben Ursache, Christo zu danken.

Fromme Weiber besitzen große Gewalt über ihre Männer.

Katharina Gammeaklena, ein Eriemädchen aus Oneida, von den Irokesen adoptirt, wurde vom Pater Raffeix im christlichen Glauben unterrichtet und getauft. Der Missionär hatte den Plan, eine Niederlassung christlicher Irokesen zu gründen. Katharina half ihm diesen Plan ausführen. Sie beredete die Mehrzahl ihrer Familie, sich daselbst niederzulassen; und so ward sie die Gründerin dieses christlichen Irokesendorfes unter dem Namen St. Franziskus Xaverius. Sie lebte schon vor der Ehe makellos. Als sie der Irokese Jansahoten, ein Mann von wilder, versteckter Gemüthsart, zur Ehe begehrte, wußte sie ihn zur Taufe zu bewegen und heirathete ihn als einen Christen mit dem Taufnamen Franz. Sie wußte seine Gemüthsart gänzlich zu bezähmen, so daß ihre Hütte den Franzosen nnd Indianern immer gastfreundlich offen stand. Ihren Landsleuten widmete sie fortwährend ihre fromme Sorgfalt, indem sie die Frauen, und durch diese die Männer im christlichen Glauben unterrichtete. Es ließen sich immer mehr in dem neuen Dorfe nieder, gewonnen von ihren Beweisgründen und ihren Tugenden, die kleine Kolonie erhielt beständigen Zuwachs, so daß sie im Zeitraume eines Jahres von 1669 bis 1670 bereits zwanzig Familien, in allen sechzig Seelen enthielt. Ein frommes Weib vermag sehr viel in ihrer Umgebung, namentlich über ihren Mann.

Ein frommes Weib vermag sehr viel über ihren Mann.

Die heilige Edeltrud stammte von königlichem Geblüte aus England und lebte im siebenten Jahrhundert. Sie war schön an Leib und Seele und viele Fürsten faßten eine Neigung zu ihr, besonders der Fürst Tonbert, der sie von ihrem Vater zur Ehe begehrte und die Zusage erhielt. Lange weigerte sich Edeltrud, weil sie den jungfräulichen Stand über Alles schätzte, mußte aber aus Gehorsam einwilligen. Sei es nun, daß sie es durch Zureden und Bitten von ihrem Gemahl erreichte, oder daß sie es schon vor der Hochzeit zur Bedingung machte; kurz, sie ahmten Maria und Joseph nach und lebten, obschon verehelicht, jungfräulich rein an Leib und Seele. Schon nach drei Jahren starb Tonbert. Edeltrud zog sich von der Welt zurück und übte sich im Gebete, Fasten, und in guten Werken. Der König Egfried war so sehr angezogen von ihren Tugenden, daß er sich alle Mühe gab und endlich durch ihre Verwandten auch erreichte, Edeltrud zur Ehe zu bekommen. Aber auch bei dieser zweiten Ehe setzte Edeltrud ihr Verlangen durch, im jungfräulichen Stande zu bleiben;

allerdings schwerer und mit mehr Widerspruch, als in der ersten Ehe; und dieses Verhältniß währte zwölf Jahre lang.

Weiber sollen bei schwerer Entbindung zu Maria beten.

Am 5. Jänner 1674 machte eine hochadelige Dame das Gelübde, zu Fuße nach Aufhausen eine Wallfahrt zu Maria zu machen, wenn sie in ihren schweren, gefährlichen Geburtsnöthen mit dem Leben davon käme und auch ihr Kind, wenn sie dasselbe glücklich zur Welt bringe, mit dahin zn nehmen und dasselbe auf den Namen Maria taufen zu lassen. Wider alle Hoffnung ward sie glücklich entbunden und that, wie sie gelobt hatte.

Ein braves Weib ist ein Schatz im Hause.

Sarah Mac-Farlane, einer jungen hübschen Magd in Chicago in Nordamerika, träumte die Loosnummer sechstausenddreihunderteinundneunzig und sie entschloß sich, diese Loosnummer bei einem Lottokollektanten zu kaufen. Vorher berieth sie sich jedoch mit dem Sohne des Hauses, welcher sie zu überzeugen suchte, daß dem Traume nicht zu trauen sei und daß es zweckmäßiger wäre, den Satz in die Sparkasse zu legen. Sarah war nicht von ihrer Meinung abzubringen und wollte an den Kollektanten schreiben. Nach der Ziehung sah der Sohn des Hauses die gezogenen Nummern nach und entdeckte, daß auf sechstausenddreihunderteinundneunzig — zehntausend Dollars gewonnen wurden. Er sah die Sarah und bemerkte keine freudige Aufregung an ihr. Er schmeichelte ihr, liebkoste sie und nach einigen Tagen heirathete er sie sogar. Noch immer konnte er nicht entdecken, ob sie von dem Treffer was wußte. Endlich erkundigte er sich bei ihr nach dem Loose. Zu seinem Schrecken erfuhr er von Sarah, daß sie seinem Anrathen Folge geleistet und nicht in die Lotterie gesetzt habe. Der Hausherrensohn war anfangs frappirt; aber nachher beruhigte er sich und behielt seine Sarah, ohne ihr den geringsten Vorwurf über ihre Folgsamkeit zu machen; denn er sah, daß er mit der braven und fleißigen Sarah auch ohne die zehntausend Dollars einen Treffer gemacht habe. Sie gehorchte ihrem braven und tüchtigen Manne stets auf's Wort und da sie als Aussteuer einen gesunden Hausverstand, ein gutes Herz und einen echten Gottesglauben mitbrachte, so war sein Hauswesen in guten Händen. (Gemeindezeitung.)

Die Herrschsucht des Weibes mißfällt Gott sehr.

Romaddä, Gemahlin des Herzogs Agisas in Friaul im Jahre 600 nach Christus, wollte gerne Königin sein. Sie vermochte daher den ungarischen König durch Briefe und geheime Gesandtschaften dahin, mit einer Armee in Friaul einzurücken, wobei sie versprach, sie wolle ihm Stadt und Land ausliefern, ohne einen Mann zu verlieren, wofern er sie zur Gemahlin nehme. Der ungarische König versprach's, kam und überwand den Herzog. Und die Romaddä! Diese ließ der König an einen Pfahl anbinden und lebendig verbrennen, mit dem höhnischen Vorwurfe: Auf ein solches Weib, gehört ein solcher Mann. Dieses Feuer geht noch; aber es wartet der herrschsüchtigen Weiber das höllische Feuer!

Weihwasser.

Das Weihwasser hat große Kraft gegen den Teufel.

Zum heiligen Makarius wurde ein Knabe gebracht, der vom Teufel gequält ward. Indem er demselben eine Hand auf das Haupt, die linke aber auf das Herz legte, betete er so lange, bis der Knabe in der Luft schwebte; derselbe war wie ein Schlauch aufgeblasen und so sehr angeschwollen, daß er eine gewaltige Schwere hatte. Nachdem er plötzlich aufgeschrieen hatte, floß ihm aus allen Sinneswerkzeugen das Wasser hervor; dann erhielt er wieder seine vorige ebenmäßige Gestalt. Makarius salbte den Knaben mit heiligem Oele, besprengte ihn mit Weihwasser und gab ihn seinem Vater mit dem Befehle zurück, ihm während vierzig Tagen weder Fleisch zu essen, noch Wein zu trinken zu geben.

Weihwasser schützt gegen Zauberei.

In Trier gab ein Bauernweib 1588 einem Herrn freiwillig einige Eier. Der Bediente nahm sie einstweilen in den Hut und nachher in ein Tüchel. Als er den Hut aufsetzte, fühlte er einen Kopfschmerz zum Rasendwerden. Er lief in die Kirche und begoß seinen Kopf mit Weihwasser und sogleich verging der Schmerz. Das Weib rühmte sich, daß, wenn er ein solches Ei gegessen hätte, er des Todes gewesen wäre. (Delrio disput. magic. lib. 6, c. 2, sect. 3.)

Weisheit.

Die Gabe der Weisheit beim heiligen Antonius dem Einsiedler.

Dem heiligen Antonius ward die Gabe des Glaubens und der Weisheit. In dieser Gabe hatte der heilige Antonius jene wunderbare Herrschaft über die Geister gewonnen, daß er unzählige Heiden zum Christenthum brachte und Tausende von Solchen, die schon Christen waren, vermochte, daß sie, alles Irdische verachtend, die Wildniß um ihn her bevölkerten, die er dann Alle, Alte wie Junge, mit väterlicher Liebe zu lenken, wie zu regieren wußte in den vielen Klöstern, die er gebaut, Rath und Unterricht spendend nach allen Seiten. Und als man ihn gefragt, wie er solches vermöge, da er nicht einmal lesen könne, hatte er erwiedert: Mein Buch ist die Natur der erschaffenen Dinge, die mir vor Augen schwebt, so oft mich verlangt, Gottes Wort zu lesen. So wohl hatte er dieses Buch gelesen, daß, als zum öftern Platoniker von Alexandria und anderwärts her in seine Einöde gekommen, um ihn zu versuchen und ihn in die Netze ihrer Dialektik zu verstricken, er sie in geistreicher Einfalt bald verstummen gemacht, worüber sein Lebensbeschreiber Athanasius urkundlichen Bericht aufbewahrt.

Die Gabe der Weisheit vom heiligen Geiste eingegossen.

Vom heiligen Ephräm hatte ein frommer Mann ein Gesicht. Er sah nämlich im Traume einen Mann, der ein Buch hielt und fragte: Wer meinst du, wird dieses empfangen und bewahren können? Da erscholl eine Stimme: Kein Anderer, als mein Knecht Ephräm. Dieser stand da, öffnete seinen Mund und verschluckte es und auf der Stelle floß aus ihm eine Quelle der göttlichen Beredsamkeit über die Ankunft des Herrn zum Gerichte und über die Vergeltung der Guten und Bösen. Ein Anderer sah eine Schaar von Engeln herabsteigen und ein in- und auswendig beschriebenes Buch in der Hand haltend und sagten zu einander: Wem müssen wir wohl dieses Buch geben? Der Eine nannte Diesen, ein Anderer wieder einen Andern. Etliche dagegen gaben zur Antwort: Heilig und gerecht sind sie wohl, aber dieses Buch erhält Keiner, als der sanfte und demüthige Ephräm. Und es sah nun der Altvater, wie sie das Buch dem Ephräm gaben. Und als er des Morgens aufstand, hörte er aus seinem Munde die vortrefflichsten Reden über die vier letzten Dinge wie aus einer lebendigen Quelle hervorquillen und erkannte nun, daß diese Weisheit vom heiligen Geiste kam.

Unterschied zwischen göttlicher und menschlicher Weisheit.

Der Kaiser Maximin schrieb ein Dankfest aus und befahl seinen Unterthanen, an dem bestimmten Tage den Göttern zu opfern. Die heilige Katharina, eine vornehme, christliche Jungfrau, begab sich zum Kaiser und hielt ihm den Unsinn vor, leblose Bilder anzubeten und ganze Völkerschaften dazu zu verführen; er solle sich zu dem Gott wenden, der ihn erschaffen und auf den Thron erhoben habe, für die Menschen am Kreuze gestorben sei und einmal Jedem nach seinen Werken ewig vergelten werde. Katharina sprach mit solcher Anmuth und solchem Tiefsinn vom christlichen Glauben, daß der Kaiser nicht genug ihre Schönheit betrachten, ihre Beredsamkeit anhören und ihren Geist bewundern konnte. Er ließ sie in seinem Palaste zurückhalten und eine größere Anzahl der gelehrtesten Männer und berühmtesten Weltweisen in möglichster Eile zu sich kommen. Die Gelehrten hielten es für eine Beschimpfung, sich mit einem Mädchen, deren Kunst doch nur in leerem Weibergeschwätz bestehen könne, in einen Wortstreit einzulassen. Bei aller Gelehrsamkeit hatten diese Weltweisen keine Ahnung von dem unendlichen Unterschiede zwischen göttlicher und menschlicher Weisheit. Zur anberaumten Zeit erschien der Kaiser in dem Thronsaal und nahm Platz. Auf der einen Seite hatten sich die Weltweisen aufgestellt, tiefgelehrte hochansehnliche Männer, auf der andern Seite stand ganz allein das Christenmädchen Katharina, im weiteren Kreise füllten die Zuhörer den Saal. Katharina hatte innerlich die Verheißung, daß der Geist Gottes ihre Gedanken und Zunge lenken werde, darum stand sie ruhig und entschlossen da. Nun redete sie ein alter Gelehrter mit verächtlicher, finsterer Miene an und hielt ihr vor, daß die berühmtesten Dichter von den Göttern mit großer Ehrfurcht reden, von einem gekreuzigten Gott reden sie aber nirgends. Katharina erwiederte: Sie wisse

wohl, was die Dichter den Göttern für große Namen geben, aber sie wisse auch die vielen Lasterthaten, Schlechtigkeiten und den Unsinn, was dieselben Dichter von den Göttern erzählen. Hierauf zeigte sie, wie in den unter den Heiden sehr wohl bekannten Weissagungen der Sibylla ganz deutlich von der Gottmenschheit Christi, von Seiner Geburt und von Seinem Tode geschrieben stehe, und setzte nun den erstaunten Männern höchst eindringlich die Grundwahrheiten des Christenglaubens auseinander. Die Rede der gottseligen Jungfrau war gesegnet durch den heiligen Geist; Keiner der Gelehrten erwiederte ein Wort, so daß der Kaiser sie auffordern mußte, die Jungfrau zu widerlegen. Da aber die Gelehrten gestanden, daß sie von der Wahrheit ihrer Worte überwunden seien, so gerieth Maximin in solche Wuth, daß er sie insgesammt zum Feuertode verurtheilte. Und fröhlich in der christlichen Hoffnung ließen sie sich in den Feuertod führen und empfingen somit die Bluttaufe. Katharina suchte er durch Versprechungen zu verführen; da sie aber fruchtlos blieben, ließ er sie geißeln und rädern auf einer Maschine mit vier Rädern, mit vielen Messern besetzt. Bis zu ihrer Hinrichtung bekehrte Katharina noch die Kaiserin und Viele vom Hofe; da aber diese Maschine zerbrach, wurde ihr das Haupt abgeschlagen.

Weissagung.

Im Allgemeinen kann sich jeder Christ selbst weissagen.

Als der Hausherr, bei dem der heilige Ignaz von Lojola wohnte, merkte, daß sein Hausgenosse ein heiliger Mann sei, bat er ihn, seine Zukunft zu weissagen. Er weissagte ihm seine Zukunft, nämlich: eine traurige für dieses, eine freudige für's künftige Leben. Dieselbe Zukunft ist uns im Allgemeinen Allen geoffenbart, nämlich: alle Frommen müssen hier leiden und so in den Himmel eingehen; alle glücklichen Sünder kommen in die Hölle. Uebrigens ist es gut, daß wir das Nähere unserer Zukunft nicht wissen; wir würden uns sehr ängstigen.

Welt.

Das Ende der Welt wird die Menschen in große Angst versetzen.

In welche Angst und Aufregung die Menschheit vor dem Ende der Welt gerathen werde, wenn alle Elemente in Unordnung sein und Unheil bringen werden, davon haben wir ein schwaches Bild aus den Zeiten Kaiser Karls IV. Seine Regierung war durch allerhand Unglücksfälle ausgezeichnet, die damals Europa trafen. Schon acht Jahre vor seiner Erwählung 1340 ward Deutschland nebst Ungarn und Polen von Heuschrecken heimgesucht. Diese fraßen meilenweit Alles ab, was grünte, so daß mitten im Sommer draußen Alles entblättert war, wie mitten im Winter. In den folgenden Jahren blieb der Sonnenschein aus; es regnete unaufhörlich, und weder Getreide noch Gemüse konnte gedeihen. Viele Menschen starben vor Hunger. 1348 erfüllte eine große Sonnenfinsterniß die Menschen mit neuem Schrecken; aber ernstlicher war ein

Erdbeben, welches kurz darauf durch ganz Europa verspürt wurde. Manche Stadt, manches Dorf ward ein Schutthaufen, mancher Mensch wurde unter den Trümmern begraben; Viele, die sich in die Kirchen flüchteten, fanden auch da ihren Tod. Im folgenden Jahre kam aus dem Morgenlande ein noch größeres Uebel durch italienische Schiffe, nämlich die Pest, der schwarze Tod genannt. Wer von ihr ergriffen wurde, starb nach wenigen Stunden. Schwarze Beulen, von der Größe eines Hühnereies verkündeten das Dasein der Plage. Große Städte wurden entvöllert. Lübeck verlor in einem Jahre neuntausend Menschen, Erfurt zwölftausend, Basel vierzehntausend; in Münster starben eilftausend. Vier Jahre wüthete der schwarze Tod. Die Franziskaner, welche am thätigsten den Sterbenden beistanden, verloren in drei Jahren einhundertvierundzwanzigtausend Mitglieder. Solche Schrecknisse brachten natürlich eine ungewöhnliche Aufregung in der Menschheit Europa's hervor. Jeder sah seinen Tod vor Augen, Jeder dachte nur an Gottes Gericht. Es bildeten sich Bruderschaften, um durch harte Geißelung die Gnade Gottes zu erflehen. Alle wallfahrteten in die Gnadenorte. Eine große Verfolgung kam damals auch über die Juden; man glaubte allgemein, sie hätten die Brunnen vergiftet und dadurch die Pest verursacht. Noch weit größer wird die Angst und Aufregung vor dem Ende der Welt sein wegen der allgemeinen Verwirrung der Elemente.

Was lieben die Weltleute?

Als der heilige Ignaz noch ein Weltmann war, war die Sucht nach Ruhm eine Leidenschaft bei ihm; auch liebte er zu jener Zeit eine Dame am Hofe von Castilien. Sie war aus einer der ersten Familien und er hing ihr so sehr an, daß er in einem Augenblicke alle guten Vorsätze vergaß. Sein Geist war mit nichts Anderem beschäftigt, als mit Krieg und mit der Liebe; er hielt Betrachtungen über militärische Unternehmungen, um sich der Gunst seiner Dame würdig zu machen. Diese thörichten Vorstellungen hatten ihn so befangen, daß er nicht begriff, wie man ohne großen Ehrgeiz leben, oder ohne eine heftige Liebe glücklich sein könne. Dies ist bei allen Weltmenschen, Geld mit eingeschlossen, mehr oder weniger der Fall.

Die Eitelkeit und Vergänglichkeit der Welt in einem Gesichte gezeigt.

Der Wald von Planegg, in welchem die Eiche mit dem Gnadenbilde der Mutter Gottes stand, gehörte dem Baron von Ruffin; seine Gemahlin hieß Johanna. Diese war schon fast alt, aber die Eitelkeit der Welt hielt sie gar sehr ab, viel an Gott zu denken. Sie erging sich gerne im schattigen Eichenwalde, hing da ihren Gedanken nach und trieb manche Kurzweil mit ihrer Kammerjungfer. Ging sie dann am Muttergotteshäuslein im Walde vorüber und sah sie die Leute knien und beten, so ward sie voll Aerger und Zorn, weil sie in ihrer Kurzweil sich gestört sah. Demnach wäre es ihr lieber gewesen, das Muttergottesbild stünde auf einem andern Platze weiter weg, nur gerade nicht

an dem, wo es stand. Eines Tages nun, als sie wieder im Walde lustwandelte, war es sehr heiß, sie legte sich nieder und träumte mit offenen Augen, was sie oft gerne that; über ein Kurzes aber schlief sie ein. Im Schlafe nun kam es ihr vor, als sähe sie einen wunderschönen Garten, darin war eine große Pracht von seltenen Blumen und Bäumen und Strauchwerk und muntere Rehe grasten im grünen Klee. Der Garten machte der Frau überaus große Freude. Aber auf einmal war ihr's, als überzöge sich der blaue Himmel mit dunklem Gewölke; Blitze leuchteten, der Donner rollte, der Sturmwind heulte und peitschte den Regen in das Angesicht der angsterfüllten Frau, so daß sie Schutz suchend, schnell in das Schloß floh. — Der Sturm war vorüber, die Frau ging in den Garten zurück. Aber jetzt war darin Alles anders. Der Sturm hatte alle Pracht des Gartens vernichtet, Blumen, Bäume und Strauchwerk lagen gestürzt, zerrissen und entblättert da; überall war Unrath und statt der lieblichen Rehe sah sie ein Paar eckelhafte Kröten. Wie sie zum Ende des Gartens kommt, da sieht sie einen Grabstein und darauf standen die Worte:

Mit der Zeit und mit den Jahren,
Müssen wir wohl recht erfahren:
Alles, was so schön gewesen,
Sei gefallen und — verwesen.
Das Nichtigsein der Eitelkeit
Aller Dinge gibt Bescheid.

Da überkam die Frau große Angst. Kurze Zeit darauf ging die Sonne in großer Pracht unter und inmitten des schimmernden Abendroths bildete sich ein herrlicher Baum, in dessen Mitte die Himmelskönigin Maria thronte und um den Baum erhob sich ein zierliches Gebäude und gestaltete sich zu einem Kirchlein. Und Alles glänzte im Abendgold der Sonne und Stimmen von Engeln erschollen und priesen Gott und seine heilige Mutter. Da schlug die Frau an die Brust und — erwachte. Und siehe, gerade wie ihr im Traume erschienen, glänzte vor ihren Blicken der Eichbaum im Glanze der untergehenden Sonne, die Himmelskönigin thronte in den Zweigen — nur das Kirchlein fehlte; auch der heilige Gesang fehlte nicht, denn so eben sangen Landleute vor dem Bilde ihr Dankeslied. Sie ward sehr leidend; denn die ganze Nacht hatte sie im Gebete und im tiefen Sinnen zugebracht, wie sie es beginnen sollte, der lieben Frau in der Eiche ein Kirchlein zu bauen. Da ritt ihr Mann zum Thore herein; dieser bot freudig die Hand, nachdem ihm seine Frau Alles erzählt hatte. So entstand das schöne Kirchlein und wurde ein Wallfahrtsort, da der fromme Baron mit seiner ganz veränderten Gattin auch einen Priester stiftete.

Nach der verkehrten Welt soll man sich nicht richten.

Ein cynischer heidnischer Philosoph setzte ein Testament auf, da er sich dem Tode nahe fühlte. Er befahl: Wenn ich begraben werde, so soll man mich nicht, wie es bei andern Sterblichen gebräuchlich ist auf den Rücken legen, sondern mit dem Rücken gegen den Himmel, mit dem Angesichte zur Erde.

Und als man ihn fragte, aus welchem Grunde er etwas so Unschickliches begehre, war seine hämische Antwort diese: Bis jetzt ist die ganze Maschine dieser Welt verkehrt; ich hege aber die Hoffnung, diese verkehrte Welt werde einmal umgewendet und in Ordnung gebracht werden, alsdann werden die Uebrigen Alle auf ihr Angesicht zu liegen kommen, ich aber in die rechte Lage, mit dem Antlitz gegen Himmel. Wenden wir diese irrige Ansicht des Heiden auf die Weltmenschen und auf die Ewigkeit an, dann wird sie volle Wahrheit; denn die Weltmenschen werden drüben verkehrt stehen, der Reiche arm, der Gelehrte verachtet, der Glückselige unglücklich; darum sollen wir uns nicht nach den Weltmenschen richten; sondern fromme Christen sein, denn dort wird der Arme reich, der Verachtete geehrt, der Leidende glückselig und in beiden Fällen ewig.

Werke.

Bei Gott ist kein gutes Werk vergessen.

Bei Angora in Kleinasien hält man die angorischen Kaninchen. Sie haben ein vier Zoll langes Haar, welches der Seide gleich kömmt; ein Pfund kostet vier bis fünf Thaler. Alle vierzehn Tage wird ihnen das Haar ausgekämmt und alle sieben Wochen abgeschnitten. Man sammelt also dieses Seidenhaar mit größter Sorgfalt. Gleicherweise ist vor Gott kein gutes Werk vergessen. Alles, was man in der heiligmachenden Gnade aus Liebe Gottes thut, selbst Handarbeiten, werden von Gott als verdienstliche Werke in's Buch des Lebens eingezeichnet. Keine fromme Anmuthung, kein Reueseufzer, keine Liebesanmuthung, kein Akt der Demuth, der Hingebung in Gottes Willen, der Dankbarkeit, der Bewunderung, des Lobes und Preises, der Anbetung, des Gehorsams, des Vertrauens und der Liebe, keiner ist bei Gott verloren. O, welch' ein Reichthum am Ende des Lebens!

Gute Werke aus unedler Absicht haben keinen Werth vor Gott.

Gute Werke, aus irdischen Rücksichten und unedlen Absichten gethan, gleichen den falschen Diamanten; Menschen, die nur die That, aber nicht die Absicht sehen, halten sie zwar für gute Werke, aber nicht Gott der Herzenskenner. Die falschen Diamanten haben Glanz und Farbe, aber der Juwelier kennt sie, denn es fehlt ihnen das spezifische Gewicht und die Feile zeigt, daß ihnen auch die Härte der ächten mangelt.

Werth der guten Werke in oder außer der heiligmachenden Gnade gethan.

Die guten Werke, je nachdem sie in oder ohne die heiligmachende Gnade geschehen, gleichen den Gespinnsten der Raupen, der Spinnen und des Seidenwurmes. Jene geben auch Fäden von sich, aber sie sind unbrauchbar und halten nicht. Die Seidenraupe dagegen spinnt einen Seidenfaden, der die geschätzte Seide zu unseren Prachtkleidern liefert, ein Stoff, warm, fein und haltbar. In ihr wird Alles, was sie genießt, zur Seide; eine einzige Raupe gibt einen

Cocon wie ein Ei. Die heiligmachende Gnade ist in uns das, was die Naturkraft im Seidenwurm ist, weil sie ebenfalls Alles, was der Christ in diesem Zustande mit guter Meinung denkt, redet, thut, in ein für den Himmel verdienstliches Werk verwandelt; während das Gute, welches man in der Todsünde thut, unfruchtbar bleibt, gleich dem Gespinnste der Raupen und Spinnen.

Gute Werke haben einen unendlichen Werth für die andere Welt.

Der Diamant im Schatze des Königs von Portugal, ein roher brasilianischer, der größte, den man kennt, wiegt eintausendsechshundertachtzig Karat oder acht- und zwanzig Loth und wird zu eintausenddreihundertvierundvierzig Millionen Thaler geschätzt. Zwei große Diamanten besaß der König von Frankreich, von denen der eine, der Regent genannt, fünf Millionen werth sein soll. Der Diamant aus dem Thronsessel des Schach Nadir, welchen Katharina II. von Rußland kaufte, fast drei Loth schwer, kostete zwei und ein viertel Millionen Livers. Wer nur einen einzigen solchen Diamanten besäße, wäre reich, über reich. Aber ein gutes Werk hat doch noch mehr Werth und wer auch ein einziges solches gutes Werk mit in die Ewigkeit hinüber bringt, ist dort reicher, als vergleichsweise ein König im Besitze mehrerer großer Diamanten; denn die ewige Seligkeit, womit gute Werke belohnt werden, übersteigt alle Werthbegriffe der Menschen.

Wie soll man seine guten Werke üben?

Man soll seine guten Werke in geheim und auch öffentlich üben; in geheim, der Demuth wegen, um Eitelkeit zu vermeiden; öffentlich, um Andern, namentlich den Kindern ein gutes Beispiel zu geben, wie Vorsteher, Aeltern, Hausväter und Hausmütter. Der Christ muß es mit seinen guten Werken machen, wie das Silber; es findet sich theils gediegen in mancherlei Form: blättericht, haaricht, fasericht, baumartig, so daß man es auf den ersten Blick als reines Silber erkennt; es findet sich auch mit anderen Stoffen vereinigt, so daß man den Stufen ihren Silberhalt nicht ansieht.

Gott nimmt unsere guten Werke und Tugenden trotz ihrer Unvollkommenheit an.

Gott kennt die menschliche Schwäche und weiß, daß selbst die Heiligen nicht ganz vollkommene Tugenden und gute Werke liefern; dennoch nimmt er sie an und belohnt sie. Er macht es wie die Menschen mit Gold- und Silbermünzen. Sie wissen, daß Gold und Silber für sich zu weich wären, daß jenes mit einem Drittel, dieses mit einem Viertel Kupferzusatz versetzt wird, um Härte zu erlangen; gleichwohl nehmen sie dieses im vollen Gold- und Silberwerthe an.

Man soll sich nicht mit seinen guten Werke rühmen.

Wir sollen wohl manchmal das Gute des guten Beispiels wegen vor den Augen der Menschen üben, aber nie soll man damit prahlen, sich rühmen;

sondern um alle Eitelkeit zu vermeiden, es im Stillen thun und verschweigen. Der Christ soll nicht der Henne gleichen, welche nach jedem frisch gelegten Eie stundenlang schreiet und gackert; wenn sie auch schwiege, die Hausfrau fände das Ei auch ohne sie; so wie auch Gott das im Verborgenen geschehene Gute kennt und belohnt. Wo uns nicht die Pflicht des guten Beispiels drängt, gilt die Regel, die der Heiland aufgestellt: Was Deine Rechte thut, soll Deine Linke nicht wissen.

Viele gute Werke gehen bei Gott leer an Belohnung aus.

Gott ist aus unaussprechlicher Güte, aus freier Gnade unser Schuldner geworden, indem er versprach, unsere guten Werke zu belohnen; wir Christen sind also seine Gläubiger, die guten Werke sind unsere Forderungen; die göttliche Allwissenheit und Güte ist das Grundbuch. Es wird uns aber mit unseren guten Werken ergehen, wie manchem Gläubiger mit seinen Forderungen; viele werden durchfallen. Ein Gläubiger hat eine Forderung von tausend Gulden auf einem Hause, welches zehntausend Gulden grundbücherlichen Werth hat; die Obligation ist verbüchert, steht in erster Priorität, ist ganz sicher. Aber da stehen fünfhundert Gulden aus und er hat nichts Schriftliches darüber, der Schuldner ist gestorben, ohne in seinem Testamente die Schuld erwähnt zu haben; der Gläubiger kann Nichts beweisen, diese Forderung ist verloren. Wieder stehen achthundert Gulden auf einem Hause, zwar verbüchert, aber diese Forderung ist die letzt verbücherte, das Haus wird exekutiv verkauft, es geht unter dem Schätzungswerthe weg, er fällt durch. Dort hat er sechshundert Gulden hingeliehen, aber er fällt durch; denn die Schuldnerin hat dem Herrn Gläubiger eben so gefallen, wie dieser sein Geld; mit einer Gefälligkeit glaubt sie bezahlt zu haben, er ist geprellt und muß noch schweigen, um nicht ausgelacht zu werden. So wird es mit unseren Guthabungen und Forderungen für unsere guten Werke im göttlichen Gerichte aussehen. Mancher Christ hat in seinem Leben viele gute Werke gethan und viel betrüge seine Guthabung an Belohnung; aber nur einiges weniges Gute steht in erster Priorität und sicher, die übrigen Werke gehen alle leer aus. Nur Einiges wird ausgezahlt; das sind die guten Werke, welche in der heiligmachenden Gnade, in guter Meinung, aus Liebe Gottes geschehen sind; diese sind in erster Priorität verbüchert im Grundbuche des göttlichen Richters Jesu Christi und werden ausgezahlt. Die übrigen guten Werke gehen alle leer aus; denn für's Erste übt man die meisten guten Werke außer der heiligmachenden Gnade, die Christen sind zum öfteren Beichten zu träge; für's Zweite geschieht viel Gutes aus verkehrter Absicht: aus blos natürlicher Gutmüthigkeit ohne Liebe Gottes, aus Eitelkeit, aus Eigennutz, und Ehrgeiz, ungern, mit Murren, um nicht getadelt zu werden. Diese letzteren guten Werke sind lauter verlorne Forderungen, die nicht zahlbar sind, wofür man leer ausgeht.

Gott belohnt nur jene guten Werke, die Ihm zu Liebe geschehen.

Als der spartanische König Leonidas mit dreihundert Spartanern den Paß Thermopylä besetzte, wo sie Alle von den Persern den Heldentod empfingen, da war ein Spartaner, mit Namen Aristodemus, so feige, unter dem Vorwande einer schmerzlichen Augenkrankheit seine Brüder zu verlassen und nach Sparta zurückzukehren, wo aber Schimpf und Verachtung sein Lohn war. Als später die Athener und Spartaner bei Platäa das persische Lager eroberten, wo man eine unermeßliche Beute fand und vertheilte, da war Aristodemus auch dabei und hatte wie ein Rasender gefochten; dennoch bekam er keinen Preis und keinen Theil von der Beute; denn die Spartaner sagten, er wäre nicht aus Vaterlandsliebe, sondern aus Verzweiflung, um seine Schande auszulöschen, tapfer gewesen. So wird es auch Gott mit uns machen; was nicht wegen Gott, aus religiösen, sondern aus zeitlichen, irdischen, eitlen, sinnlichen Beweggründen Gutes geschah, kann Gott nicht ansehen, als sei es Ihm zu lieb geschehen und kann es mithin auch nicht belohnen.

Gute Werke finden oft ihren Lohn schon auf Erden.

In dem vornehmsten Stadttheile Antwerpens ereignete sich kürzlich ein Fall, der, als er bekannt wurde, die ganze Stadt von sich reden machte. Seit einer langen Reihe von Jahren sah man an jedem Morgen eine achtzigjährige Bettlerin mit zerlumpten Kleidern unter der Vorhalle der Kirche St. Andreas sitzen und ihre zitternde Hand den Vorübergehenden entgegenstrecken. Jedermann gab der Greisin gerne ein Almosen, auch Marie Br., ein bildhübsches, dunkeläugiges Mädchen ging nie vorüber, ohne ihr ein bescheidenes Almosen zu geben, das ihre Mittel erlaubten. Eines Tages aber ging sie vorüber, ohne ihr das tägliche Almosen zu geben; es mußte wohl gegründete Ursache sein, die sie zu dieser Unterlassung bewog. In der That drückte sie ein großes Unglück nieder; ihr Bruder, die einzige Stütze ihrer bejahrten Mutter und eines noch im Kindesalter stehenden Bruders, hatte den Tag vorher bei der Loosung eine schlechte Nummer gezogen und sollte nun bald als Soldat abgehen, seine Familie ohne alle Hilfsmittel zurücklassend. Marie trat aus der Kirche mit gesenktem Kopfe und mit vom Weinen gerötheten Augen. Zwei Weiber, die in der Vorhalle der Kirche miteinander sprachen, folgten ihr mit einem Blicke innigsten Mitleids. Arme Marie! rief eine von ihnen, so gut, so sanft, und da klopft jetzt plötzlich das Elend an ihre Thüre! — Was bedroht sie denn für ein Unglück? fragte eine schwache Stimme hinter ihr. — Das Weib kehrte sich um, sah die alte Bettlerin und theilte ihr den Kummer des armen Mädchens mit. — Wie viel kann denn ein Stellvertreter kosten? fragte die Alte. — O das kostet viel, erwiederte das Weib, wenigstens sechs bis siebenhundert Gulden. — Sechshundert bis siebenhundert Gulden, murmelte zu wiederholten Malen die Alte, während die Weiber sich entfernten. Sich mühsam erhebend ging sie auch fort. Die letzten Vorbereitungen waren gemacht, Peter — so hieß Mariens Bruder —

sollte den nächsten Tag abgehen, als man plötzlich an die Thüre klopfte. Ein Briefträger trat ein und übergab einen beschwerten Brief. Marie eröffnete ihn; er enthielt siebenhundert Gulden und nur die wenigen Worte: Wer den Armen gibt, leiht Gott! Des andern Morgens ließ Marie wieder in die Hände der Alten ein Almosen fallen, ohne zu wissen, daß diese ihre Wohlthäterin sei. Lächelnd nahm sie die Gabe in Empfang. Die alte Bettlerin ist vor einigen Tagen gestorben und hat in einem regelrechten Testamente Marie Br. zur Erbin eingesetzt. Sie hinterließ eine Summe von eintausend Gulden. Manches gute Werk belohnt sich schon auf Erden. (Gemeindeztg. Nro. 29, 20. Juli 1865.)

Gute Werke bringen Segen in's Haus.

Der sehr fromme Bruder Aegidius Turrianus, Franziskaner Ordens, pflegte viel Verkehr mit einem blutarmen Weber. Da es mit des Mannes Wirthschaft durchaus nicht vorwärts gehen wollte, gab er ihm den Rath, täglich einen Pfennig für die Armen zurückzulegen. Das that der arme Weber längere Zeit und als er darauf verspürte, wie es von der Stunde an merklich vorwärts gegangen war, dachte er: Du sollst noch besser nachhelfen! und fing an, täglich zwei Pfennige Almosen zurückzulegen. So ging es vorwärts und das Ende war, daß er durch jenen Rath ein reicher und angesehener Handelsmann in Perugia geworden ist.

Werke der Buße bezahlt Gott theuer.

Ein Bruder der Mutter des heiligen Franziskus von Assisi lachte über des Heiligen Blöße und Armuth, und bat ihn bei einer großen Kälte durch einen seiner Gesellen, daß er ihm ein wenig Schweiß zu kaufen geben möchte. Der heilige Franz antwortete: Ich will nicht, meinen Schweiß werde ich an den Herrn viel theuerer verkaufen.

Werke der Barmherzigkeit sind bisweilen verdienstlicher als Gebet.

Der heilige Franziskus bat den Bruder Petrus Cataneus, daß er einem alten Weibe, der Mutter zweier Brüder seines Ordens, die um Almosen flehte, etwas mittheilen möchte. Als dieser antwortete, daß Nichts im Hause sei, was er ihr mittheilen könnte und daß er in der Kirche nur das Neue Testament hätte, aus welchem die Brüder die Nokturnen lesen, sagte er: Gib dieser unserer Mutter — so nannte er die Mutter der Brüder — jenes Buch, damit sie dasselbe verkaufe, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen; denn ich glaube fest, daß es Gott und der seligsten Jungfrau mehr gefallen werde, wenn wir jenes Buch dieser Armen geben, als wenn wir es für uns behalten, um daraus zu lesen.

Werke der Barmherzigkeit bringen einen seligen Tod.

Als der heilige Franz von Assisi nach Celanum ging, um zu predigen, lud ihn ein Soldat in einem Städtchen, wo er durchkam, demüthig und andächtig zum Mittagessen ein. Er folgte dem Wunsche des Gastgebers, dessen

Familie sich über die Ankunft der armen Gäste hoch erfreute. Während die Speise bereitet wurde, und der heilige Franz wie gewöhnlich betete, stellte er sich beiseits an einen abgelegenen Ort mit zum Himmel erhobenem Geist und Augen. Nachdem er das Gebet vollendet hatte, rief er den gütigen Gastwirth zu sich und sagte: „Siehe, Bruder Gastwirth, durch deine Bitten bewogen, bin ich in dein Haus gegangen, um zu essen. Folge nun geschwind meinen Ermahnungen, weil du nicht mehr hier, sondern Jenseits essen wirst. Beichte jetzt deine Sünden und bereue sie mit dem Schmerze wahrer Buße und es bleibe in Dir Nichts zurück, was Du in einer aufrichtigen Beichte nicht eröffnet hättest. Der Herr wird es Dir heute vergelten, weil Du in so frommer Liebe seine Armen aufgenommen hast." Jener Mann folgte sogleich dem Rathe des Heiligen, beichtete dem Gefährten des heiligen Franz seine Sünden, bestellte sein Haus und bereitete sich, so viel er konnte, zum Tode. Sie setzten sich zu Tische und als die Uebrigen zu essen anfingen, gab der Gastwirth nach dem Worte des Mannes Gottes den Geist auf. Und so geschah es denn durch das Verdienst der Gnade der Gastfreundschaft, daß er dem Verderben eines jähen Todes, nämlich der ewigen Verdammniß entging und zu den ewigen Wohnungen gelangte.

Gute Werke soll man mit Eifer thun.

Ein Jüngling hatte eine Zeit lang Gott eifrig gedient und war nachher, wie dieses leider zu oft geschieht, in seinem Eifer erkaltet. Anfangs schien ihm Alles leicht, nachher aber kam ihm die geringste Beschwerde lästig und unerträglich vor. Einst, als er schlief, dünkte es ihm, er sähe Christum, mit einem schweren Kreuze beladen, eine sehr enge und steile Treppe mühsam hinansteigen. Durch Mitleid bewogen, streckte er seine Arme aus, um dieses schwere Kreuz von den Schultern des Heilandes zu nehmen; aber der Erlöser, mit Verwunderung ihn ansehend, sprach zu ihm: Wie darfst du das so schwere Kreuz auf deine Schultern nehmen, da du das leichteste Kreuz unerträglich findest? In demselben Augenblicke erwachte der Jüngling. Er schämte sich, sein Herz ward mit Reue erfüllt; sofort faßte er den aufrichtigen Vorsatz, mit seinem früheren Eifer Gott zu dienen und führte ihn getreulich aus.

Man muß mit Eifer gute Werke thun.

In einem Dorfe Tirols lag eine arme Dienstmagd viele Wochen an einem Leberleiden darnieder. Täglich wurde sie von einigen Mädchen, die sich miteinander verabredet hatten, armen Kranken ihre freien Stunden zur Pflege widmen zu wollen, besucht, getröstet und mit Allem versehen, was ihre Lage erheischte. Endlich hatte die Kunst des Arztes das langwierige Uebel bezwungen. Allein die Genesung und Erholung der so sehr geschwächten Natur ging sehr langsam vorwärts. Eines Abends, als eben die braven Mädchen, denen man im Dorfe den Namen der barmherzigen Schwestern gegeben, anwesend waren, kam wieder der Arzt. Es ist nicht möglich, sprach er unter Andern, daß meine Patientin so schnell zu Kräften kommt, als es zu wünschen wäre, so lange sie nur das schlechte Wasser von unserem Dorfbrunnen trinken muß. Wäre nur

das sogenannte Silberbrünnlein nicht so weit weg, gewiß, wenn die schwache Agatha — so hieß die Kranke — täglich nur eine halbe Maß davon erhielte, sie würde um eine schöne Zeit früher auf die Beine kommen. Und siehe da, kaum hatte der Arzt sich freundlich verabschiedet, so trafen die guten Mädchen unter sich die Verabredung, jeden Morgen wolle Eine von ihnen um eine Stunde früher aufstehen und vom Silberbrünnlein, das doch eine gemessene halbe Stunde vom Dorfe entfernt in einer Thalschlucht hervorsprudelte, für die schwache Agatha einen großen Krug voll Wasser holen. Wie gesagt, so gethan; in früher Morgenstunde schon sah man täglich eine dieser edlen Jungfrauen der Thalschlucht zueilen und am Silberbrünnlein den großen Krug füllen. Und Agatha trank von dem herrlichen Wasser nach Herzenslust und bald kehrten die Rosen auf ihre Wangen und Kraft und Stärke in ihre Glieder zurück.

Werke der Barmherzigkeit machen nicht arm.

Isidor war ein Bauer in Spanien, zu Ende des elften Jahrhunderts geboren. Er nährte sich vom Feldbau und stand zu Madrid in den Diensten eines vermöglichen Bürgers, dessen Aecker er um Lohn bearbeitete. Bei dieser Arbeit war sein Herz immer auf Gott gerichtet; denn er hatte von seiner Jugend an den Grundsatz angenommen, daß man Gott um Segen für seine Arbeit anflehen müsse. Eben diese Liebe zu Gott trieb ihn auch zur thätigen Nächstenliebe an. Ungeachtet er beinahe gar kein Vermögen besaß, da er bloß vom Taglohne lebte, unterließ er doch nicht, auch das Wenige, was er hatte, mit noch ärmeren Menschen zu theilen. Sein einziges Vergnügen war, Hungrige von seinem täglichen Brode zu speisen und Nothleidende mit seinem kleinen Geldvorrathe zu unterstützen. Diese hatten daher jederzeit einen treuen Freund und mitleidigen Unterstützer in ihren Bedürfnissen. Dafür ersetzte ihm Gott dasjenige reichlich wieder, was er an die Nothleidenden austheilte. So soll es einmal unvermuthet geschehen sein, als er seinen ganzen Vorrath an Mehl und Getreide unter die Armen vertheilt hatte, daß er seine Kästen wieder mit frischem Mehl und Getreide angefüllt fand. So segnet Gott die Barmherzigen! Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Gute Werke sind Gott sehr lieb.

Eine adelige Frau war eine besondere Wohlthäterin der Armen, so daß sie ihnen nicht nur reichliches Almosen austheilte, sondern sie auch beherbergte und ihre offenen Schäden und Wunden heilte; welches aber ihrem Manne den größten Unwillen verursachte, so daß er ihr ernstlich verbot, dergleichen Lumpengesindel, wie er sie nannte, in's Haus zu nehmen. Als nun ihr Mann einmal auf die Jagd ausgegangen war, meldete sich ein elender aussätziger Mann, der mit Weinen und Bitten um Herberge flehte. Die Frau entschuldigte sich zwar mit dem Verbote ihres Mannes, aber vom Mitleid bewogen, nahm sie ihn dennoch auf; sie speiste ihn, und da er über Müdigkeit klagte, legte sie ihn in ihr eigenes Bett und verschloß das Zimmer. Mittlerweile kam der Mann von der Jagd zurück und wollte, weil ermüdet, schlafen gehen. Die Frau

gerieth in Angst und zauderte mit dem Oeffnen des Zimmers. Als er endlich eintrat, sah er das Bett aufgebettet und ein lieblicher paradiesischer Geruch erfüllte das Gemach, so daß er verwundert die Frau darüber zur Rede stellte. Diese erzählte ihm den Hergang der Sache und daraus schloßen Beide, Christus der Herr müsse der Aussätzige selbst gewesen sein. Der Edelmann änderte seinen Wandel und Beide wetteiferten von nun an in Werken der Barmherzigkeit. (Prato fiorito. P. I. Fol. 445.)

Gute Werke sollen wir eifrig thun.

Wir kamen in eine Stadt in der Thebais in Aegypten, Oxyrynchus mit Namen, in der wir so viele Beweise von Religion fanden, daß es nicht zu beschreiben ist. Wir sahen sie innen mit Mönchen angefüllt und von außen damit umgeben. Die öffentlichen Gebäude und die Tempel des alten Aberglaubens waren jetzt Wohnungen der Mönche und in der ganzen Stadt sah man mehr Klöster als Häuser. In der Stadt, die sehr volkreich ist, sind zwölf Kirchen, in denen sich das Volk zum Gottesdienste versammelt; zudem haben auch die Klöster ihre eigenen Bethäuser. Aber selbst die Thore und Thüren der Stadt und alle Winkel sind voll von Mönchen, die in allen Theilen der Stadt Tag und Nacht Gottes Lob singen und die ganze Stadt gleichsam zu einer Kirche machen. Darin findet man keinen Irrgläubigen, keinen Heiden; alle Einwohner sind Christen und katholische Christen, so daß der Bischof auf den Gassen, wie in den Kirchen, Gottesdienst halten konnte. Auch die Obrigkeiten und Vornehmsten der Stadt, sowie die Bürger, stellten an jedes Thor Menschen, die Acht haben, und Fremdlinge und Arme, um die Wette mit Andern, in ihr Haus führen mußten, damit sie da das Nöthige erhielten. Da man uns durch die Stadt gehen sah, kamen sie uns, wie Engeln entgegen und bewiesen uns Ehre und Liebe; unsere Mäntel wurden zerrissen, da ein Jeder uns festhielt und mit sich fortziehen wollte. Dort haben wir auch viele Väter getroffen, die Wunder und Zeichen thaten.

Der guten Werke soll man sich nicht rühmen.

Ein Einsiedler hatte sich sechstausend Schritte von seinem Kloster eine Hütte erbaut und sie bezogen. Der Abt schickte ihm durch zwei Knaben Speise. Der ältere von diesen Knaben war fünfzehn, der jüngere zwölf Jahre, und sie wurden im Kloster für's Klosterleben erzogen. Als sie zurückkehrten, kam ihnen eine große Schlange entgegen. Die Knaben erschracken nicht und die Schlange legte alle Wildheit ab, als wäre sie beschworen. Der jüngere Knabe ergriff sie mit der Hand, verbarg sie unter seinem Mantel und trug sie mit sich fort. Im Kloster angekommen, ging er den Brüdern entgegen und gleich einem Sieger, öffnete er den Mantel, und legte das gefangene Thier, nicht ohne sich zu rühmen, vor dieselben hin. Alle priesen den Glauben und die Kraft dieser Kinder; der Abt aber, durch höhere Eingebung unterrichtet, züchtigte Beide mit der Ruthe und schalt sie ernsthaft aus, weil sie das, was Gott durch sie gewirkt hatte, offenkundig gemacht hatten; sie sollten lieber lernen, Gott in Demuth

zu dienen, und nicht in Wundern sich rühmen; besser sei die Erkenntniß seiner Sünden, als der Ruhm aus Wundern.

Gute Werke soll man in Einfalt üben.

In einem französischen Dorfe des Oree-Departements war ein Soldat, der Krankenwärterdienste im Militärspitale verrichtete. Er hatte von Kindheit an nur Einen Gedanken, sein liebes Dorf zu einer Pfarrei zu machen, wie es vor der Revolution war. Um diesen Zweck zu erreichen, sparte er weder seine Zeit noch seine Person, noch seine Hingebung, die er bis zur erhabensten Selbstaufopferung trieb. So lange er in seinem heimathlichen Dorfe wohnte, machte er den Meßner des Pfarrers aus der Nachbarschaft, der nur an Sonn- und Festtagen der erloschenen Pfarrei Gottesdienst halten konnte. In der Woche versammelte er die Einwohner zum Abendgebete und las ihnen etwas Erbauliches aus einem Buche vor. Als er die Jahre hatte, mußte er Soldat werden und er trauerte um Nichts, als um sein geliebtes Kirchlein. Als er ausgedient hatte und in sein Dorf zurückkam, fand er die Kirche dem Verfalle nahe. Wie trauerte sein glaubenvolles Herz! Nachdem er lange darüber nachgedacht hatte, wie er seinem Dorfe wieder einen Pfarrer verschaffen könnte, faßte er einen heldenmüthigen Entschluß: er schenkte sein Haus der Gemeinde zu einer Pfarrwohnung, dann verkaufte er seine Person, indem er für einen Anderen wieder in den Militärdienst eintrat und mit dem Einstandsgelde stellte er die Kirche her. Eine Dame, die von der Hingebung dieses Mannes bis zu Thränen gerührt wurde, machte ihm das Anerbieten, einen Ersatzmann für ihn zu stellen, um ihm seine Freiheit zurückzugeben; er schlug es aus und bat die Dame, die Wohlthat, die sie ihm habe erweisen wollen, seiner lieben Kirche zuzuwenden. Und so ist er denn noch und zwar für zwei Jahre im Militärspitale zu Gros-Caillon, wo mehrere Krankenwärter die barmherzigen Schwestern in der Krankenpflege unterstützen; demüthig, heiter, ahnte er gar nicht, daß er eine erhabene Handlung verrichtet habe und sehnt sich, nächst der Belohnung des Himmels, auf dieser Welt nur nach dem Einen, daß die geistliche und weltliche Obrigkeit seiner lieben Kirche einen eigenen Pfarrer gebe, den sie schon so lange Zeit verloren hat. Dieser brave Mann heißt: Gahiri und seine Pfarrkirche wird Etrigè heißen.

Gute Werke werden von Gott schon hier belohnt.

Baronius erzählt, daß Leo einst einen blinden Bettler angetroffen, der sich in der Stadt nicht zurecht fand. Er erbarmte sich seiner, führte ihn auf die rechte Straße und ging noch ein Stück mit ihm. Weil aber der arme Tropf über Durst klagte, suchte Leo einen Brunnen, fand ihn und brachte dem durstigen Bettelmanne Wasser. Dieses wollte Gott nicht unbelohnt lassen. Es sagte ihm eine innere Stimme, er solle die Augen des Bettlers mit diesem Wasser bestreichen; Leo that's und der Bettler ward sehend. Ja Gott belohnte ihn für dieses gute Werk noch dadurch, daß er ihn bald nachher zum Kaiser erhob.

Gott belohnt auch solche gute Werke, die nicht Ihm zu Liebe geschehen, aber auf Erden.

Petrus Telonarius war ein Geizhals. Als er einst neben seinem mit Brod beladenen Maulthiere herging, bat ihn ein Bettler um ein Almosen. Petrus gerieth in großen Zorn und schimpfte; da aber der Bettler nicht fortging, nahm er endlich ein Brod aus dem Sacke und warf es dem Bettler auf den Rücken, so daß er fast keinen Athem hatte. Dieses Werk geschah nicht wegen Gott, darum belohnte es Gott auf Erden und nicht im Himmel. Nach drei Tagen ward Petrus krank und träumte, er werde vor den Richterstuhl Gottes geführt. Seine Feinde, die Teufel legten alle seine Laster auf Eine Wagschale, die Engel standen herum, hatten aber kein gutes Werk für die andere. Endlich kam ein Jüngling und warf den Laib Brod hinein; aber es war zu leicht. Nun befahl der Richter dem Petrus ernstlich, er solle mehr auflegen, sonst werde er ihn den höllischen Mohren überantworten. Darüber erwachte Petrus und erschrack so, daß er Hab und Gut unter die Armen vertheilte und heilig starb. Der Traum war von Gott und eine Belohnung dieses geringen Werkes, womit ihm Gott andeutete, daß er mehr gute Werke und diese wegen Gott thun solle!

Die christliche Liebe ist erfinderisch in Werken der Barmherzigkeit.

Der Priester Serapion hatte in Aegypten viele Klöster und gegen zehntausend Mönche unter sich. Diese Alle gaben ihren Gewinn, den sie zur Zeit der Ernte mit ihrer Handarbeit machten, größtentheils dem besagten Vater zur Austheilung an die Armen. Es war nämlich bei allen ägyptischen Mönchen der Brauch, sich zur Zeit der Ernte zum Schneiden und Fruchtsammeln zu verdingen. Es verdiente sich beinahe Jeder ungefähr achtzig Sester Getreide. Diesen Erwerb ließen sie größtentheils an die Armen vertheilen, so daß nicht nur die Armen jener Gegend sich davon nährten, sondern auch Schiffe mit Getreide beladen und auf dem Nil nach Alexandria gebracht wurden, damit die Gefangenen, die Fremden und Dürftigen davon unterhalten würden; doch reichten die Armen Aegyptens nicht zu, um die Früchte und Schankungen ihrer Barmherzigkeit aufzehren zu können.

Gute Werke stehen an Verdienst der Jungfrauschaft gleich.

Im Kloster der heiligen Theresia starb die Nonne: Maria. Sie hieß nach ihrem Taufnamen Barbara, war ein schönes Mädchen, heirathete einen vornehmen Edelmann und war Mutter vieler Kinder. Sie hatte ein zahlreiches Hausgesinde, lebte in der Stadt Paris, ward in schwere Prozesse verwickelt und gerieth in Armuth und Verachtung, während ihr Mann verbannt war und sich nicht in Paris sehen lassen durfte. Später kamen wieder bessere Zeiten, sie verlor ihren Gemahl und wurde freiwillig Küchenmagd in einem Kloster. Nachdem sie noch fünf Jahre ein heiliges Leben im Kloster geführt hatte und nach

außerordentlich schweren Leiden verschieden war, erschien sie der Priorin, begleitet von der heiligen Theresia, der Stifterin ihres Ordens. Da aber die selige Barbara in eben so großem Glanz und Herrlichkeit erschien, als die heilige Theresia, so wurde die Priorin zweifelhaft, ob die Erscheinung nicht Täuschung und Trug des Satans sei. Denn, dachte sie, die Herrlichkeit einer Jungfrau, wie die heilige Theresia war, müsse doch größer sein, als die Herrlichkeit einer Wittwe. Darauf bekam die Priorin innerlich die Antwort, daß die guten Werke der Frau und Wittwe vor Gott eben so viele Verdienste verschafft hätten, wie die immerwährende Jungfräulichkeit der Ordensstifterin Theresia.

Strafe Gottes für ein gutes Werk mit eitlem Wohlgefallen gethan.

Die gottselige Bertha faßte nach dem Tode ihres Gemahls den Entschluß, zu Ehren Mariä eine Kirche zu bauen. Allein der erste Bau stürzte gänzlich zusammen, bevor er vollendet war, zur Strafe, weil Bertha einiges Wohlgefallen hatte, daß die Welt ihr gutes Werk sehe. Nun ließ sie die Kirche an einem andern Orte erbauen und brachte es damit zum vollständigen Ausbau, nur war dieselbe noch nicht geweiht. Da machte Bertha einen Besuch bei einer Frenndin, die mehrere Stunden entfernt wohnte. Während Beide miteinander über die neuerbaute Kirche sprachen, stürzte dieselbe auf's Neue zusammen und der Schall des Sturzes gelangte an die Ohren des Herzens von Bertha. Voll Bestürzung wurde sie bleich und zitterte, so daß die Freundin fragte, was ihr sei? Bertha antwortete, daß sie innerlich vernommen habe, daß ihr Bau auf's Neue eingestürzt sei. Da sie sich nun auf den Rückweg machen wollte, kam ein Bote, der ihr meldete, was sie durch die übernatürliche Offenbarung bereits wußte. Die Freundin tröstete sie und forderte Bertha zum Beten und Fasten auf, damit Gott anzeige, wo die Kirche gebaut werden sollte. Schon am dritten Tage ihres Betens offenbarte Gott dem Baumeister, er solle die Kirche in der Nähe von Blangy am Flusse Thena bauen, wo vier Steine in Form eines Kreuzes liegen. Sie besuchten den Ort und Bertha baute eine Kirche mit einem Kloster, in welchem sie selbst ihr Leben beschloß. Alle ihre Töchter traten mit ihr in's Kloster, nur Eine blieb in der Welt zurück.

Gute Werke soll man im Verborgenen thun.

Martin Saez, einer der vornehmsten und reichsten Leute von Azpetia, einer Stadt unweit des Geburtsschlosses des heiligen Ignatius, war in Geschäften nach Alkala gekommen. Er hörte von Ignatius reden und wünschte sehr, ihn zu kennen. Eines Tages zeigte man ihm denselben, und er ging ihm nach bis an ein kleines Haus, wo ihn die christliche Liebe alle Morgen hinrief. Nachdem er wieder herausgegangen war, ging Martinus selbst in jenes Haus und fand darin eine kranke Frau. Er fragte sie nach dem Manne, der sie eben verlassen habe. Sie antwortete ihm, sie wisse nicht, wer er sei, er brächte ihr alle Tage etwas zu essen, ohne seinen Beistand wäre sie vor Hunger gestorben. Saget ihm, entgegnete ihr hierauf der Mann aus Azpetia, ihr wüßtet Jemanden,

der ihm zu allen seinen guten Werken Geld liefern wolle. Die Kranke unterließ nicht, Ignatius davon in Kenntniß zu setzen und ihm, wie es ihr aufgetragen worden, die Wohnung, den Namen und die Vaterstadt des Fremden zu nennen. Das bloße Wort Azpetia aber machte Ignatius zittern, weil er Nichts so sehr fürchtete, als Leuten aus seiner Heimath zu begegnen. Außerdem kränkte es ihn sehr, daß man ihn entdeckt hatte, so daß er, ohne eine weitere Erklärung zu geben, der Kranken sagte: Meine Schwester, ich habe euch bisher nach meinen Kräften unterstützt; die Vorsehung wird euch in der Folge auf einem andern Wege beistehen. Hierauf entfernte er sich und kam nie wieder zu ihr.

Werke der Liebe und Barmherzigkeit mit Bekehrung belohnt.

Bei seiner Ankunft in Chatillon hatte der heilige Vincentius ein Empfehlungsschreiben an einen gewissen Beynier, einen jungen, aber sehr reichen Kalvinisten. Dieser nahm ihn nicht blos freundlich auf, sondern bot ihm auch sein Haus an, bis die verfallene Pfarrwohnung hergestellt sein würde. Beynier führte zwar ein sehr ausschweifendes Leben und stand gewöhnlich an der Spitze, wenn ein muthwilliger Jugendstreich ausgeführt werden sollte; jedoch bemerkte Vincentius so manche Züge von Herzensgüte und Edelmuth an ihm. Daher wollte er sich seinem Umgange nicht entziehen, sondern er benützte das Vertrauen, welches ihm der junge Mann schenkte, um ihn vorerst auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Nachdem dieß geschehen war, überzeugte sich Beynier bald auch von der Wahrheit der katholischen Religion, schwur seine Irrthümer öffentlich ab und sein ganzes übriges Leben zeigte, daß er diesen Schritt ernstlich und aufrichtig gethan. Er entfernte aus seinem Hause und aus seiner Umgebung Alles, was ihm bisher zum Anstoße gewesen war, gab einige der von seinem Vater ererbten Landgüter, deren rechtmäßiger Besitz ihm zweifelhaft schien, den vorigen Eigenthümern zurück, verwendete einen großen Theil seines übrigen Vermögens zur Wohlthätigkeit und zu frommen Stiftungen und um Gott desto ungestörter dienen zu können, blieb er stets unverehelicht. Als nach einigen Jahren die Pest in Chatillon ausbrach, widmete er sich mit heroischer Hingebung seiner selbst der Krankenpflege. Gott ließ es zu, daß er vor seinem Tode noch hart geprüft wurde, sowohl durch den Verlust seiner noch übrigen Güter, als durch eine sehr schmerzliche Krankheit. Aber Nichts vermochte ihn von der Liebe Gottes zu trennen, er harrte standhaft aus, bis er seinen Lauf glücklich vollendet hatte. Beynier's Beispiel folgten bald vier seiner Enkel, welche dieser, um sie von ihrem Vater, einem eifrigen Kalvinier, zu entfernen, zu sich nahm. Zwei traten in's Kloster, eine Schwester wurde Nonne und der Letzte blieb in der Welt, ausgezeichnet durch seine Liebe gegen Dürftige und durch echt christlichen Wandel. Diese Bekehrungen alle waren die Folge der Belohnung Gottes für sein erstes gutes Werk der Beherbergung des heiligen Vincentius.

Wette.

Lebensgefährliche Wetten sind Selbstmord.

In Portsmouth im Staate New-Hampshire in Amerika wettete ein junger Mann um fünfhundert Dollars, einhundert englische Meilen in eben so vielen Stunden ohne zu schlafen zurückzulegen. Nach vierundzwanzig Stunden war er sehr müde und verspürte einen großen Hang zum Schlafen; er überwand ihn und hatte ferner heftigen Kopfschmerz und war so aufgeregt, daß er nicht schlief, auch wenn er ruhte. Am vierten Tage fiel er mehrmals in Ohnmacht; er gewann die Wette, aber er erklärte, daß keine Summe ihn bewegen könne, das Kunststück noch einmal zu verrichten. In Baltimore starb ein Wetter derselben Art in der siebenundneunzigsten Stunde. Ist das nicht Selbstmord?

Wetten auf gesundheitsschädliche Werke sind Selbstmord.

In der sogenannten Pfeifenschneider-Herberge in Unterach befindet sich ein kollossaler hölzerner Pfeifenkopf, welcher drei kleine Packete Rauchtabak faßt. Ein Handwerksbursche ging um einen Eimer Bier die Wette ein, den Kopf ohne Unterbrechung auszurauchen. Er gewann die Wette, war aber nach Ablauf einer Stunde eine Leiche. War dieser nicht ein Selbstmörder?

Wiedervergeltung.

Es gibt eine Wiedervergeltung.

Im Dorfe N. meines Kirchspiels heirathete ein alter Müller seine Dienstmagd. Dieser wurde krank und da er ihr die Pflicht nicht leisten konnte, schlug sie ihn und hurte schon bei seinen Lebzeiten mit Anderen. Nach seinem Tode heirathete sie einen jungen, hübschen, aber lasterhaften Burschen, der sie nun als gerechte Wiedervergeltung alle Tage prügelt.

Es gibt eine Wiedervergeltung schon im Leben.

In Trient spielte sich im November eine erschütternde Gerichtsverhandlung ab. Ein ungearteter Sohn stand vor Gericht, angeklagt, daß er sich an seinem eigenen Vater vergriffen und ein starkes Flintenrohr an ihm abgeschlagen habe. Der mißhandelte Vater erschien als Zeuge. Auf die Frage des Richters, wie es doch möglich gewesen, ohne schwerere Verletzung ein so starkes Flintenrohr auf seinem Rücken abzuschlagen, gab der Vater betroffen zur Antwort: Mein Herr, sehen Sie nicht, daß die Flinte an der Bruchstelle gelöthet war? Der Richter erkannte bei genauerer Betrachtung auch richtig, daß die Flinte gelöthet war. Nun sehen Sie, fuhr der Vater fort, diese Flinte habe ich zusammenlöthen lassen, weil ich sie leider auch am Rücken meines Vaters entzweischlug. Der alte Mann hielt das, was er eben von seinem Sohne erleben mußte, für keinen Zufall, sondern für wiedervergeltende Strafe Gottes, wegen seines eigenen Vergehens gegen den Vater. Unter Thränen bitterer Reue hörte er das Urtheil an, das über seinen Sohn gesprochen ward und flehte für diesen um Gnade.

Wilde.

Wie sehr die Wilden die katholischen Missionäre lieben.

Der Jesuitenpriester Druillettes hielt sich bei den wilden Abenaken auf; mußte sie aber auf Befehl seiner Oberen verlassen. Die Betrübniß war allgemein. Du thust unserem Herzen wehe, wenn Du von Deinem Gehen und von der Ungewißheit Deines Wiederkommens sprichst. Vater Gabriel liebt uns nicht, sagten Andere, es macht ihm keinen Kummer, sterben wir auch, wenn er uns verläßt. Der Schmerz des Paters war nicht geringer; aber er hatte Gehorsam gelernt. Mehrmals schickten die Abenaken nach ihm; aber erst im dritten Jahre konnte er wieder zu ihnen kommen. Bei seiner Ankunft gerieth der ganze Stamm in Bewegung, und unter Freudenschüssen umarmte der Häuptling den Missionär und rief: Nun sehe ich wohl, daß der große Geist, der im Himmel herrscht, gnädig auf uns herabzublicken geruht, da er uns unsern Patriarchen zurücksendet. Die Freude war allgemein. Männer, Weiber, Kinder, Alle suchten ihrer Freude Worte zu geben. Ein Festmahl ward in jeder Hütte bereitet, und Alle mußte er besuchen. Endlich haben wir dich wieder, riefen sie, unsern Vater, unsern Patriarchen, unsern Landsmann. Du lebst wie wir, du wohnst wie wir, du bist ein Abenake wie wir. Du bringst Freude wieder in das Land zurück. Es kam uns schon in den Sinn, das Land zu verlassen und dich aufzusuchen; denn Viele sind in deiner Abwesenheit gestorben. Wir verloren schon alle Hoffnung, den Himmel zu erlangen. Die du unterrichtet, übten Alles, was sie gelernt; aber ihr Herz war schwer; denn es suchte und konnte dich nicht finden. — Warum haben die Katholiken keine solche Liebe und Anhänglichkeit an ihre Priester? Weil sie die Religion nicht so hochschätzen, wie diese Wilden.

Anhänglichkeit der Wilden an ihre katholischen Missionäre.

Pater Brebeuf, ein Jesuit, ließ sich durch keine Schwierigkeit abschrecken, blieb bei den Huronen und eignete sich ihre Sprache und Sitten auf eine Weise an, die ihn ihren Herzen theuer machte. Unter dem Namen Echon in den Stamm aufgenommen, war er in der That wie Einer von ihnen geworden und überzeugte allmählig ihre Herzen von Stein von der Nothwendigkeit der Religion, so daß er die Anschläge des Zauberers zu nichte machte. Als er im Jahre 1629 von seinem Superior den Befehl erhielt, nach Quebek zu kommen, schaarten die Indianer sich um ihn und sagten: Was, Echon, du willst uns verlassen? Du bist nun drei Jahre bei uns gewesen, unsere Sprache kennen zu lernen, uns deinen Gott kennen zu lehren und wie wir Ihn anbeten und Ihm dienen sollen und wir haben wohl gesehen, wie du nur zu diesem Zwecke gekommen; und nun du unsere Sprache besser kennst, als irgend ein anderer Franzose, so gehst du fort! Kennen wir deinen Gott noch nicht, so rufen wir Ihn zum Zeugen — es ist nicht unsere Schuld — es ist deine, da du uns so verlässest; O welche liebenswürdige Sehnsucht nach Religionskenntniß!

Die Wyandots waren von allem geistlichen Unterrichte abgeschnitten, doch

beharrten sie bei ihrem katholischen Glauben; sie schenkten den protestantischen Missionären keine Aufmerksamkeit, ja sie tödteten sogar Einen, der vom katholischen Glauben abgefallen war. Die katholischen Missionäre hatten Christen geschaffen, deren Frömmigkeit glänzend leuchtete; Alle sind sie Männer, würdig der Glanzperiode der Kirche. Selbst Weiber und Kinder bewiesen eine heroische Stärke im Bekenntnisse ihres Glaubens und im Widerstande gegen die Lockungen und Drohungen ihrer heidnischen Verwandten und Landsleute.

Wilde beschämen uns in der Sorgfalt für den Himmel.

Pater Le Moynes hatte vor Gefangenen von zehn verschiedenen Volksstämmen gepredigt, während der Blatternkrankheit zweihundert Kinder getauft, Erwachsene dem Glauben gewonnen, die alten Christen besorgt. Ein Illinois-Gefangener, der einem schauerlichen Geschwüre erlag, fragte ihn einmal: Was muß ich thun, um zum Himmel zu gehen, von dem du sprichst? — Glauben. — Gut, ich glaube. — Beten. — Gut, ich will beten, doch ich weiß nicht, wie. Komm und lehre es mich, denn gehen kann ich nicht zu dir. Er empfing den regelmäßigen Unterricht. Der Glaube wandelte ihn völlig um. Keine Klage, kein Murren kam mehr von seinen Lippen. Zuletzt begehrte und empfing er die Taufe.

Wille.

Die Macht des freien Willens ist groß.

Der Kardinal Polus war früher ein Liebling König Heinrichs VIII., weil er aber seine Ehescheidung nicht billigte, mußte er fliehen. Heinrich suchte ihn vergebens nach England zurückzulocken. Da mußte des Kardinals Mutter, die siebenzigjährige Gräfin Salisbury büßen. Sie ward zum Tode verurtheilt. Man schleppte sie zum Blutgerüste. Aber sie war nicht zu bewegen, ihr Haupt auf den Block zu legen. Nein, sagte sie, nie soll sich mein Haupt vor der Tyrannei beugen, nie hat es einen Verrath begangen und wollt ihr es haben, so müsset ihr es nehmen, wie ihr könnet. Der Scharfrichter versetzte ihr darauf mit dem Beile einen Hieb in den Nacken, sie lief blutend um das Schaffot, er hinter ihr her und hieb ihr wiederholt in den Nacken, bis sie endlich niederfiel. Was der freie Wille in einer Rücksicht kann, das kann er mit der Gnade Gottes gestärkt auch in übernatürlichen Dingen, in Tugenden und in Versuchungen gegen sie oder die Gebote Gottes.

In Versuchungen ist der Wille auf dem Scheidewege.

Abeilard hatte ketzerische Ansichten vorgetragen, die vom Concilium verdammt wurden. Er befand sich auf der Schwelle zweier nach verschiedenen Richtungen auslaufenden Wegen, von denen der eine zum Tode, der andere zum Leben führt. Er konnte durch demüthige Unterwerfung unter die Auktorität der Kirche seinen Namen in dem Buche des Lebens verewigen, oder aber durch unfolgsamen Stolz denselben in das Register jener stolzen Geister eintragen, welche die alte Empörung des Teufels nachahmen. Die Gnade siegte in dem Herzen Abeilards. Er demüthigte sich, eine Bewegung ähnlich jener eines großen

Erdbebens bemächtigte sich dieses riesenhaften Geistes, er trat in den Cistersienserorden, und lebte heilig.

Wir müssen uns in allen Dingen in den Willen Gottes ergeben.

Wir müssen so in den Willen Gottes ergeben sein, daß wir Alles als von Gott annehmen und gegen Alles, die Sünde ausgenommen, gleichgiltig sind; es muß uns einerlei sein, ob wir reich oder arm, gesund oder krank, da oder dort sind. Wir müssen, wie der heilige Vincenz von Paul sagt, den Lastthieren und Pferden gleichen; sie ziehen eben so willig den Pflug, den Mistwagen, wie die Kutsche.

Wir sollen Alles dem Willen Gottes überlassen.

Der heilige Franz Borgia lebte achtzehn Jahre in der Ehe mit seiner Gemahlin Eleonora. Sie wurde krank; er betete zu Gott und ließ beten, um ihre Gesundheit zu erlangen; aber siehe, als er eines Tages um ihre Genesung betete, ließ Gott ihm eine Stimme hören, die zu ihm sagte: Weil du wünschest, daß deine Gemahlin noch länger lebe, so geschehe, wie du willst, aber es ist euch nicht zum Nutzen. Bestürzt durch diese Stimme, brach Franz in Thränen aus und sagte: O mein Gott! warum überließest du dieses meinem Willen? Ich bitte dich, thue Alles, was du willst, nicht allein in Betreff meiner Gemahlin, sondern auch meiner Kinder und meiner selbst; Dein Wille geschehe! Seine Gemahlin starb; — Franz sagte der Welt mit allen ihren Reichthümern und Ehrenstellen Lebewohl, trat in die Gesellschaft Jesu und wird jetzt in der Kirche als großer Heiliger gefeiert.

Gott sieht den guten Willen für das Werk selbst an, wenn dieses unmöglich ist.

In einem Kloster zu Straßburg wurde ein junger Bruder schwer krank und empfing die letzte Oelung. Endlich erholte sich der Sterbende, schaute seine herumknieenden Mitbrüder scharf an und sagte: Wisset meine lieben Brüder, daß es mir jetzt gehet, wie Einem, der mit wenig Geld auf den Markt kommt und gleichwohl viele Waaren kauft. Ich bin ein junger Geistlicher und habe im Orden noch wenig Gutes gethan; jedoch hat der gütigste Gott meinen guten Willen, mit welchem ich bereit gewesen, alle möglichen Tugenden und guten Werke zu üben, für die That selbst angesehen und gibt mir für das Wenige sein ganzes Himmelreich. Mit diesen Worten gab er seinen seligen Geist auf. (Specul. Exempl. Ex. 7. de Coelest. Geo.) Wer ist nun so arm, der Gott nicht kann einen vollen guten Willen darbringen?

Gott sieht den guten Willen für das Werk selbst an.

Cäsarius erzählt, daß einmal ein Priester den Orden des heiligen Bernard auf Anstiften des Teufels verlassen und ein Weib genommen; was damals den Weltgeistlichen noch gestattet war; er übernahm eine Pfarrei, die er gut verwaltete.

Das Weib gab er für seine Schwester aus. Unter andern Kindern hatte dieses Weib einen von Geburt aus stummen Knaben. Einmal kehrte der heilige Bernard mit seinen Gefährten bei diesem Pfarrer ein und wurde sehr gut aufgenommen. Frühmorgens mußte der Pfarrer in einer unweit entlegenen Kirche Messe lesen und der heilige Bernard setzte seine Reise fort; damit er aber nicht undankbar hinweg gehe, so sagte er dem stummen Knaben, er solle dem Herrn Pfarrer sagen, daß er sich mit den Seinigen schönstens bedanke wegen der empfangenen Gutthaten und Gott werde es vergelten und bezahlen. Der Knabe richtete dem Pfarrer Alles getreulich aus. Dieser staunte, daß der stumme Knabe rede, eilte dem Heiligen nach, fiel ihm zu Füßen, gestand ihm Alles und bat, ihn mit sich in sein Kloster zu nehmen. Bernard versprach, wieder einzukehren und ihn dann mit sich zu nehmen; der Pfarrer aber äußerte seine Befürchtung, daß er unterdessen sterben möchte. Wenn es der Fall wäre, daß du sterbest, so wird Gott deinen guten Willen und deine Reue für das Werk selbst ansehen, er wird dich als einen Absolvirten aufnehmen und wie einen Geistlichen aus meinem Orden empfangen; du wirst ein Kind der Seligkeit sein. Nachdem nun der heilige Bernard seine Geschäfte beendet und auf der Rückreise vernommen, daß der gute Mann gestorben sei, ließ er sein Grab öffnen, um zu sehen, ob er als Ordensmann oder als Weltpriester darin liege. Siehe er lag im Ordenshabit und so im Grabe, wie es im Kloster üblich war. Daraus erkannte der Heilige, daß Gott den guten Willen dieses Geistlichen für das Werk selbst angenommen habe und Alle lobten Gott. (vertas! Fiorito P. I. Fol. 453.)

Ein fester Wille setzt viel durch.

Ferdinand Magellan ließ sich vom spanischen König fünf Schiffe mit zweihundertvierunddreißig Seeleuten geben, um durch Amerika einen Weg nach Ostindien zu entdecken; er behielt sich ausdrücklich das Recht über Leben und Tod vor. Am 10. August 1519 segelte er ab und kam bis an die südlichste Spitze Amerikas. Hier war die Kälte so groß, daß die Masten und Segel mit Eis überzogen waren und kein Matrose mehr die Hände regen konnte. Er lag hier fünf Monate still. Schon oft hatten die Matrosen über Kälte geklagt und ihn gefragt, wie weit er sie noch in das Eis hineinführen wolle. Dann antwortete er ihnen immer: Das ist meine Sache, darum braucht ihr euch gar nicht zu kümmern. Hier aber wollte es nicht mehr wirken. Sie verschworen sich, ihn zu tödten, und dann nach Spanien zurückzukehren. Ohne viele Umstände ließ er einige Rädelsführer an den Masten aufknüpfen, andere an der wüsten Küste aussetzen. Das übrige Schiffsvolk beschäftigte er durch Streifzüge tief in's Land hinein. Hier lernten sie die größten Menschen, die Patagonier kennen, von denen er zwei auf's Schiff nahm. Gegen Ende Oktober segelte er südlicher. Hier entdeckte er eine schmale Meerenge, hohe Schneeberge an beiden Seiten, jedoch tiefes Wasser und starke Strömung. Das sollte eine Durchfahrt nach Asien sein? Kein Matrose glaubte es, keiner wollte in die grauenvolle Schlucht hinein. Ein Schiff war schon geflüchtet, ein anderes gescheitert; dennoch bestand der willensstarke Magellan darauf, durch die Schlucht zu dringen.

Einen ganzen Monat brauchte er, sich durch die Eisberge hindurchzuwinden, noch jetzt heißt diese Meerenge von ihm die Magellansstraße. Endlich am 27. November 1550 erreichte man die letzte Spitze der Straße und vor sich hatte man ein unermeßliches Meer. Alle weinten vor Freude; auch Magellan war ganz von Freude hingerissen. Da sieht man, was ein fester Wille vermag.

Den eigenen Willen durch Gehorsam verläugnen macht vollkommen.

Der heilige Antonius übte seinen Schüler Paulus vielfältig im Gehorsam und gebot ihm Dinge zu thun, für die durchaus kein Grund und keine Veranlassung vorhanden war, nur um ihn im Gehorsam zu üben. So befahl er ihm zuweilen, er solle Wasser aus dem Brunnen schöpfen und es alsdann den ganzen Tag auf die Erde gießen; er solle die geflochtenen Körbe auflösen und sie wieder auf's Neue flechten; er solle ein Kleid zertrennen, es wiederum zusammennähen, und dann abermals zertrennen. In diesen und ähnlichen Dingen wurde Paulus von Antonius geübt, so daß er in keinem der aufgetragenen Dinge widersprach und wenn sie auch widersinnig waren. Durch eine solche Uebung erreichte er aber auch bald die Vollkommenheit. Darum lehrte der heilige Antonius, daß, wenn Jemand schnell zur Vollkommenheit gelangen wolle, ein solcher nicht seinem eigenen Willen nach leben dürfe, sondern dem eigenen Willen entsagen müsse. Paulus wirkte mehr und größere Wunder, als der heilige Antonius; durch Verläugnung seines eigenen Willens schwang er sich auf den Gipfel der Gnaden.

Der Wille macht zum Sünder, auch ohne That.

Zwei Bauern in einem Dorfe hatten gemeinschaftlich eine Tenne, wo sie ihr Getreide von Ochsen austreten ließen. Der Eine war gewissenlos, der Andere die Treue selbst. Beide hatten den Tag über gedroschen und Jeder hatte auf der Tenne einen Haufen Getreide liegen, um es den andern Tag zu reinigen. Der Erste wollte nun in der Nacht seinem Nachbar Getreide stehlen, und um zu erkennen, welches des Nachbars Getreide sei, legte er des Abends seinen Rock darauf. Ohne Zweifel durch Gottes Fügung mußte der gute Bauer diesen Abend noch auf die Tenne gehen und fand da den Rock seines Nachbars. Ei, dachte er, was für ein guter Mensch ist mein Nachbar! Deckt er doch mein Getreide mit seinem Rocke zu, damit es der Regen nicht anfeuchte! Ich will nicht unehrlicher handeln als er und lieber mein Getreide zu Grunde gehen lassen! Und dieses denkend, deckte er jetzt seines Nachbars Getreidehaufen zu und ging wieder nach Hause. In der Nacht kam der Dieb, tappte hin und her und fand endlich den Rock auf dem Haufen, faßte davon einen Sack voll ein, und ging damit fort. Nachmals mußte er mit Scham erfahren, daß er von seinem eigenen Getreide gestohlen. Er war ein Dieb, zwar nicht in der That, wohl aber im Willen; und Gott rechnet ihm die Sünde so voll zu, als wenn er seinem Nachbar einen Sack voll Getreide entwendet hätte; aber der Wille macht und erzeugt die Sünde.

Wirthe.

Wirthe und Gastgeber machen sich fremder Sünden schuldig.

In einem gewissen Wirthshause kehrte einst ein verdächtiges Paar ein. An Geld fehlte es ihnen nicht, es wurde gut gegessen und gezecht, was dieser Wirth jederzeit gerne sah und was seine Sympathie für solche Gäste jederzeit um fünfzig Procente in die Höhe trieb. Als abgetragen war, reichte er seinem Gaste das Fremdenbuch, nebst Feder und Tinte, mit dem freundlichen Ersuchen: seinen werthen Namen nebst Stand, Geschäft und Zweck der Reise gütigst einzutragen. Da schrieb der geriebene Passagier: N. N. Partikulier nebst Gemahlin und reiset nach Oberammergau zum Passionsspiel. Es war nämlich gerade im Jahre 1860, als in Oberammergau das weltberühmte Passionsspiel aufgeführt wurde. Der Wirth kannte aber den sauberen Vogel nebst seiner Dulcinea recht wohl und wußte, daß Beide ledig waren und daß sie so wenig nach Oberammergau zum Passionsspiel reisten, als der Teufel nach Maria Einsiedeln zu der Mutter Gottes wallfahrtet. Und doch wies er Beiden Ein Zimmer an gleich Eheleuten. War das nicht schlecht? Gibt's für Wirthsleute keine neun fremden Sünden? Wenn sie Einem, der bereits genug, noch immer einschenken, bis er ganz betrunken ist, machen sie sich nicht seiner Trunkenheit und aller der daraus entspringenden Sünden theilhaftig?

Wißbegierde.

Es gibt auch eine verkehrte Wißbegierde in göttlichen Dingen.

Abt Nilus kam einst aus seiner Einöde in Calabrien nach Rossano; augenblicklich ward er von neugierigen Menschen umzingelt, die die harte Lebensweise des heiligen Mannes anstaunten. Man legte ihm allerhand müßige Fragen vor, unter Anderen fragte Einer: Was urtheilst du von der Zahl der Auserwählten? Ist sie groß, oder lehrst du, daß sie gering sei? Kaltblütig antwortete Nilus: Ihr wisset, was der Herr gelehrt hat: Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt. Da schrien die Leute: Du bist im Irrthum, wofür wären wir denn getauft? Wofür hießen wir denn Christen? Seid ruhig, sagte Nilus, und wollet nicht weiser sein, als Paulus, Matthäus und die heiligen Väter. Lebt ihr denn so, daß ihr euch mit dem Himmel schmeicheln könnet? Hütet ihr euch vor Fluch und Lästerung, vor Ehebruch und Unzucht, vor Wucher und Betrug, vor Neid und Haß? Und nun redete er so nachdrucksvoll ihnen zu Herzen, daß die Meisten zu weinen anfingen. Kaum war das Weinen etwas gestillt, so fragte Einer, ob der weise Salomo selig geworden, oder verworfen sei? Nilus antwortete: Was mich anbelangt, so möchte ich wissen, wie es um dich stehe? Was kümmert uns Salomo? für uns ist geschrieben: Wer ein Weib ansieht mit der Begierde, hat schon in seinem Herzen die Ehe gebrochen. Der vorlaute Frager verstummte; denn er fühlte sich getroffen. Gleich darauf fragte wieder Einer: Was das für ein Baum im Paradiese gewesen, wovon Adam gegessen? Nilus antwortete: Gedenket lieber der Erbsünde, die jener

Genuß verursachte und der vielen anderen Sünden, die daraus geflossen sind. Solche verkehrte Wißbegierde gefällt Gott nicht; denn nicht umsonst hat die ewige Weisheit die Antwort auf diese Fragen verschwiegen. Wir sollen unsere Wißbegierde auf jene Religionswahrheiten richten, die uns bessern.

Wissenschaft.

Wissenschaft vom heiligen Geiste eingegossen.

Heinrich Dilson trat in den Jesuitenorden, zeigte sich aber so stumpf und gedächtnißschwach, daß er nichts Geistiges zu erlernen vermochte. Als er aber eines Tages im höchsten Schmerze deßwegen vor einem Bilde der Jungfrau niedergeworfen lag, und ihr Leib und Seele und alle Kräfte auf immer weihte, wurde er mit einem Male so gedächtnißstark, daß er ganze Predigten behalten und nach Jahren vortragen konnte; dabei so einsichtig in göttlichen Dingen, daß die tiefsten Theologen des Ordens urtheilten, er schöpfe wie aus dem gründlichsten Brunnen seine wunderbaren Erklärungen.

Der Cistercienserbruder Candidus erkannte die Krankheiten und ihre Heilmittel und hatte auch eine eingegebene Kenntniß von den Eigenschaften der Pflanzen und Steine und ihren Kräften. Er wendete gegen die Krankheiten Ungewöhnliches, den Aerzten Unbekanntes an und machte dazu keine andern Studien, als im Gebete. Vor der Messe ließ er sich nie auf die Berathung eines Kranken ein; hernach aber that er es willig und wären es auch eintausend in einem Tage gewesen. Nie trug er etwas Anderes bei sich, als sein Brevier, aus dem er die Horen las und lernte, was ihm zur Erbauung der Katholischen oder zur Widerlegung der Irrgläubigen nöthig schien, oder auch zur Abhilfe der Kranken diente.

Albertus Magnus, in der Jugend schwer begreifend, hatte, darüber geängstigt, im Traume eine Erscheinung der Jungfrau, die ihm die Wahl zwischen göttlicher und menschlicher Wissenschaft freistellte. Der Jüngling, dem der Sinn für's Höhere noch nicht aufgegangen war, wählte die Philosophie. Es werde, wie du begehrt, wurde ihm geantwortet; aber weil du diese Wissenschaft der meines Sohnes vorgezogen hast, sagte Maria, so soll sie dir gegen das Ende deines Lebens wieder genommen werden. So geschah es; er wurde ein Wunder der Gelehrsamkeit; aber drei Jahre vor seinem Tode verlor er mit einem Male auf seinem Lehrstuhle Gedächtniß und alle Erinnerung dessen, was er gewußt.

Aehnliche Wahl wurde dem Hermann Contractus gestellt, zwischen Gesundheit des Leibes und geistiger Rohheit und Unwissenheit, oder Weisheit und Körperschwäche; er wählte das Letztere und wurde nun unvergleichlich in aller Wissenschaft.

Katharina von Cortona hatte in ihrer Jugend nicht lesen gelernt; nahm aber doch ein Gebetbuch mit in die Kirche. Weil sie nun damit nicht umgehen konnte, geschah es eines Tages, daß sie das Buch verkehrt faßte und darum von einer Verwandten hart angelassen wurde. Der Vorwurf ging der Gescholtenen nahe und mit Röthe übergossen und auf Gott vertrauend, bat sie den heiligen Geist, dessen Fest eben gefeiert wurde, daß, wie er an diesem Tage den

Aposteln die Gabe der Sprachen gegeben, so auch ihr die Gabe zu lesen gewähren wolle. Sie wurde erhört und erhielt sogleich, zum Erstaunen aller Anwesenden, die Gabe, auf's Beste zu lesen.

In der seligen Osanna von Mantua war eine große Begierde entstanden, doch wenigstens halbwegs lesen und schreiben zu können, um aus den Schriften der Heiligen Beispiel und Anleitung zu einem frommen Leben zu ziehen und durch's Lesen geistlicher Bücher ihr Gemüth zu erfreuen. Aber sie hatte nie gewagt, sich in dieser Wissenschaft unterrichten zu lassen; weil sie ihren Vater oft hatte sagen hören: es sei gefährlich, ja unschicklich für Frauen, mit dergleichen sich abzugeben, weil es nur allzu oft zu ihrem Verderben und zum Schimpfe des Hauses ausgeschlagen. Aber voll Glauben und Vertrauen erflehte sie die Fertigkeit des Lesens von Maria. Sie betete so lange vor ihrem Bilde, bis sie in Verzückung gerieth. Als sie wieder zu sich kam, erblickte sie in ihrer Hand, in zierlicher Schrift, die Worte: Jesus, Maria, die sie anscheinend mit solcher Leichtigkeit las, wie Einer, der auf's Beste lesen kann. Als sie aber gelesen, verschwand die Schrift aus ihren Augen. Sie dankte der Geberin auf's Innigste. Nun nahm sie alle Tage ein Buch, wie ein Kind, das zur Schule geht, und kniete mit ihm nieder vor dem Marienbilde. Hatte sie erst ihr Gebet verrichtet, dann öffnete sie das Buch und las so leicht, als hätte sie Jahre lang auf den Schulbänken gesessen. So wurde sie des Lesens Meister; auch die Buchstaben lernte sie schreiben und es sind vierzig Briefe von ihr vorhanden.

Der Einsiedler Gregorio Lopez, 1542 in Madrid geboren, 1596 gestorben, lebte vom zwanzigsten Jahre bis zu seinem Tode in Mexiko von Wurzeln und Kräutern. Mehrere Jahre brachte er im Spitale von Guastepet zu. Er hatte in seiner Jugend nicht studirt und kein Latein gelernt; aber ihm kamen die Wissenschaften auf übernatürliche Weise entgegen. Von Jugend auf war eine große Begierde in ihm lebendig gewesen, die heilige Schrift zu verstehen; um sich nun seinerseits vorzubereiten, hatte er sich in Guastepek entschlossen, sie ganz auswendig zu lernen; er verwendete nun vier Jahre lang jeden Tag vier Stunden zur Ausführung dieses Vorsatzes. In beständiger Einigung mit Gott sich haltend, erhielt er von ihm die dazu nöthige Kenntniß der lateinischen Sprache. Er wußte die heilige Schrift Wort für Wort so auswendig, daß, wenn von einer Stelle die Rede war, er sie sogleich aus dem Gedächtnisse citirte, oder wenn ein Anderer irrthümlich eine Stelle vorbrachte, dann wußte er den Irrthum sogleich zu verbessern. Er verstand die Schrift so vollkommen, daß er die schwierigsten Stellen mit solcher Klarheit und Einsicht, mit solch' schlagender Evidenz zu deuten wußte, daß die Zuhörer seine Deutung sogleich als die einzig richtige erkannten. Viele Theologen, gelehrte Jesuiten und Andere besuchten ihn aus dieser Ursache; Alle gingen voll Erstaunen von ihm, und Manche unter ihnen änderten lang gehegte Ansichten, nachdem sie ihn gehört. Ueber die Offenbarung hatte er einem gründlichen Theologen so viel Tiefes gesagt, daß dieser ihn bat, das Gesagte aufzuschreiben; er that es in weniger als acht Tagen, ohne daß er im Schreiben einen Buchstaben geändert; Alle, die die Schrift gesehen, bewunderten sie und erkannten sie für ein Werk eingegossener

Wissenschaft. Außer der heiligen Schrift hatte er noch andere Bücher aus der Kirchen- und Weltgeschichte gelesen; er liebte solche Bücher sehr und suchte sie sich von überall her zu verschaffen; man lieh' sie ihm gerne und er las dann in drei bis vier Tagen ganze Bände durch. Seine Art zu lesen war sehr sonderbar und konnte für übernatürlich gelten. Denn er las wohl manchmal ein Buch in zehn Stunden, wozu ein Anderer mehr als einen Monat gebraucht hätte und der Grund lag keineswegs allein in seiner leichten Fassungskraft und in seinem guten Gedächtnisse; und von da an wußte hernach kaum irgend ein Anderer so haarscharf Alles, was sie enthielten. Mit weltlichen Büchern ging's noch schneller. Wenn er an den Ueberschriften der Kapitel bemerkte, daß sie etwas ihm noch Unbekanntes enthielten, las er sie ganz durch; überschlug sie aber, wenn der Inhalt ihm schon bekannt war. Indem er Alles in seinem innern Lichte anschaute, war ihm auch eine große, weitumfassende, wissenschaftliche Einsicht aufgegangen. Er kannte die alte Geschichte auf's Gründlichste, so in ihrer früheren Hälfte bis zur Fluth, wie in ihrer späteren bis auf Christi Geburt. Alle Zeiten und Geschlechter, alle Völker mit ihren Sitten, Gewohnheiten und Künsten, waren ihm stets gegenwärtig; er ersah ihre Bezüge auf das Volk Gottes; er kannte alle Weissagungen der Sybillen von dem Erlöser, das Leben der Apostel und ihrer Jünger, sowie aller Päpste bis auf Clemens VIII., unter dem er starb. Ebenso wußte er das Leben aller Ordensstifter und Ketzer zu erzählen, wie er auch die Geschichte aller Kaiser bis auf Karl V. vollkommen inne hatte. Er war gründlich unterrichtet über Mahomed, über die Götter- und Heroenlehre, über Astronomie und Erdkunde, so daß es schien, er habe Himmel, Erde und Meer ausgemessen. Er hatte sich eine Erdkugel und eine große Erdkarte verfertigt, zierlich wie gestochen geschrieben und so genau, daß Kunstverständige sie bewunderten. Nach einem Streite mit dem Steuermanne eines Schiffes, der behauptete, der Polarstern stehe fest, hatte er diesem ein Instrument gemacht, das ihn klar seines Irrthums überführte. Er hatte eine so spezielle Kenntniß von Völkern und Provinzen, daß er allen ihre geographische Lage, Städte, Flüsse, Bevölkerung und Produkte leicht angab. Ebenso gründlich war seine Einsicht in den Bau des menschlichen Körpers. Auch mit der Heilkunde war er vertraut und als er im Krankenhause von Guastepek lebte, schrieb er ein Buch, worin er eine Menge einfacher Heilmittel für die Armen aufgezeichnet, welches noch vorhanden und nach dessen Anleitung man in der Folge an's Wunderbare grenzende Heilungen machte. Er hatte sich zu diesem Zwecke mit den Eigenschaften, Tugenden und Heilkräften aller Pflanzen bekannt gemacht und wußte sogar ihnen Kräfte mitzutheilen, die sie nicht an sich selbst gehabt; er flößte ihnen die stärkste Bitterkeit ein, indem er die jungen Pflanzen mit Engelwurz, Amber und andern Dingen begoß. Ihn zerstreute Nichts; denn er sah Gott in allen Dingen, in den kleinsten, wie in den allergrößten.

Ebenso hatte der heilige Thomas von Aquin die eingegossene Wissenschaft der Religion.

Daraus sehet ihr, Lehrer und Schüler, daß man mit Anrufung Gottes lehren und lernen müsse.

Wittwen.

Wittwen und Waisen unterdrücken ist himmelschreiende Sünde; Strafe Gottes.

Eine Wittwe und Mutter von zwei Kindern ging täglich auf die Arbeit, ließ ihre Kinder außerhalb des Hauses bei einer Bank spielen, gab ihnen Blumen und legte ihnen eine Hand voll Sand hin, daß sie Beete machen und die Blumen pflegen konnten. Der Sand gehörte dem Ortsvorsteher, welcher ein Haus baute. Er kam gerade dazu und schimpfte sie eine Diebin, weil sie ihm den Sand gestohlen. Darüber aufgebracht, schimpfte das Weib auch und der Vorsteher klagte sie des Diebstahls an. Von der Unterbehörde wurde sie freigesprochen, da aber der Staatsanwalt appellirte, wurde sie von der Oberbehörde zu sieben Tagen Arrest und Ersatz von sechzehn Gulden als Gerichtskosten verurtheilt. Es wollte der Wittwe nicht in den Kopf, daß eine Hand voll Sand ein Diebstahl sein sollte, und ihr Ehrgefühl war so stark, daß sie den Gedanken nicht ertragen könnte, eine Diebin zu sein; besonders war's ihr um den ehrlichen Namen ihrer Kinder zu thun. Sie ließ sich ein Bittgesuch an den König aufsetzen; da es aber Nichts von Bestrafung des Ortsvorstehers enthielt, verzichtete sie darauf, es einzuschicken. In einigen Tagen kam der Gerichtsexekutor und nahm ihr Betten, Leinwand und Kleider. Nun wurde sie ganz tiefsinnig und ging nicht mehr aus. Der Pfarrer besuchte und tröstete sie mit dem Heilande; darauf sagte sie: Der hat keine Kinder gehabt. Eines Morgens nahm sie ihre zwei kleinen Kinder, ging vor dem Hause des Ortsvorstehers vorbei und ließ ihm durch den Diener sagen: Er habe sie vor dem weltlichen Richter verklagt; sie verklage ihn vor dem göttlichen Richter. Bald fand man die drei Leichen in dem Teiche. Der Vorsteher erschrack, verfiel in ein Nervenfieber und starb am neunten Tage. (Gemeindeztg.)

Wittwen bestehlen, Sünde und Strafe.

Zum heiligen Ammon brachten die Aeltern einen Knaben, der durch den Biß eines wüthenden Hundes wüthend geworden war und mit Ketten gebunden werden mußte. Die Aeltern baten den Heiligen um Heilung. Allein Ammon sprach zu ihnen: Warum belästigt ihr mich, ihr Menschen? Die Gewährung euerer Bitte geht über mein Verdienst; doch kann ich euch sagen, seine Gesundheit liegt in eueren Händen. Gebt der Wittwe ihren Ochsen wieder, den ihr gestohlen habet und euer Sohn wird gesund werden. Sie fürchteten sich nun sehr, als sie hörten, daß ihre heimliche That dem Manne Gottes bekannt sei. Jedoch freuten sie sich über den Weg des Heils, den er ihnen gezeigt und unverzüglich wurde das Gestohlene zurückgegeben und der Knabe erhielt auf das Gebet des Mannes Gottes die Gesundheit wieder.

Witz.

Man soll die Gabe des Witzes nicht mißbrauchen.

Wem Gott die Gabe des Witzes verliehen, der mag sie immerhin zur Aufheiterung und unschuldigen Unterhaltung seiner Mitmenschen gebrauchen; denn Gott ist kein düsterer Geist, der nur an einem freudescheuen, trüben, melancholischen Wesen Freude hätte; er hat keineswegs die gesellschaftliche Freude verboten. Aber das kann Gott nicht gestatten, daß man die Gabe des Witzes zur Kränkung und Beschämung harmloser Menschen mißbrauche. Und doch liegt dem Witzigen gerade dieser Mißbrauch sehr nahe. Man will aufheitern, unterhalten, Lachen erregen; es kitzelt die Eitelkeit gar zu angenehm, wenn Alles über die witzigen Einfälle in Gelächter ausbricht. Wie oft muß nun der unbeholfene, beschränkte Kopf zum Stichblatt der Witzeleien dienen? Unter Witzeleien werden ehrbeleidigende Anspielungen gemacht, Fehler aufgedeckt, Naturgebrechen lächerlich gemacht, kränkende Spottnamen erdacht, welche dem Menschen das ganze Leben bleiben. — Ist der Schwertfisch nicht besser, als diese Witzlinge? Was dem Menschen die Gabe des Witzes, das ist ihm sein langes, zweischneidiges Schwert. Die obere Kinnlade des Fisches hat der Schöpfer mit einem sechs Fuß langen, sehr spitzigen, an den Rändern gleich einem Säbel scharfen Schwerte versehen. Wie furchtbar ist diese Waffe für die Bewohner des Meeres? Wenn er die Bösartigkeit des Hai's besäße, so würde er in kurzer Zeit, bei einer Größe von achtzehn bis vierundzwanzig Fuß Länge, alle Fische, selbst den Wallfisch, getödtet haben. Er aber lebt gerne in Frieden mit allen Fischen, nährt sich von Seegras, und braucht seine furchtbare Waffe nur gegen Feinde zu seiner Vertheidigung und zum Schutz seiner Jungen. Dem Feinde nur stößt er sein Schwert in den Leib und vermehrt dessen Kraft durch das ganze Gewicht seiner Körpermasse. — Wie beschämend ist dieses Betragen für Witzlinge! Wende diese Gabe an zu deiner Vertheidigung und zum Schutz der Bedrängten und unschuldig Verfolgten! Wende diese Waffe gegen grobe, unverschämte Sünder, gegen Gotteslästerer, Meineidige, Ungerechte, Betrüger; gegen gottlose Kinder, gegen Verführer, Unzüchtige, Ungläubige aus Leichtsinn und Dummheit, gegen Religionsspötter, gegen gottlose Aeltern, gegen Trunkenbolde, Verschwender und schlechte Christen. Gegen diese kehre das schneidige Schwert deines Witzes; vielleicht vermag dieser, was Lehren und Ermahnungen nicht vermögen. Dadurch stiftest du etwas Gutes. Ziehst du aber gegen Harmlose zu Felde, so verletzest du die christliche Liebe schwer. Wenn man für ein unnützes Wort Rechenschaft geben muß, welche Strafe wird der Witzling leiden müssen, weil er die Liebe verletzt; besonders wenn er die Religion, die gottesdienstlichen Gebräuche und die Priester damit verfolgt, die Tugend bekämpft, die Sünde in Schutz nimmt!

Wohlthäter.

Gegen Wohlthäter muß man dankbar sein.

Ein junger Offizier trank in einem Kaffeehause zu Paris Kaffee. Da erschien ein junger Italiener, geigte und bettelte. Er sah ihn näher an und erkannte ihn als seinen Retter, der ihn bei Solferino verwundet aus der Schlacht trug. Es wollte ihn die Polizei arretiren; aber der Offizier gab's nicht zu, sondern nahm ihn mit sich, ließ auch seine Schwester kommen und versorgte Beide.

Der Lohn der Wohlthätigkeit ist ein seliger Tod.

Elisabeth, die Mutter des heiligen Bernard sah sich vor ihrem Ende von der ganzen Familie umgeben. Weder Schwächen noch das Alter hatten das Herannahen ihres letzten Stündleins verkündet. Im Gegentheile gab sie sich, noch voll Lebensfrische und fest in geistiger und leiblicher Gesundheit, mehr als jemals den Uebungen der Frömmigkeit und einem unermüdlichen Wohlthun hin. Man sah sie zu Fuß in die Hütten der Armen treten, Kranke besuchen, Arznei und Lebensmittel austheilen, Betrübten aller Art Hilfe und Trost bringen. Sie that Alles in eigener Person, ohne Beistand der Diener, ihre Linke wußte nicht, was die Rechte that. Mitten in diesen Uebungen der Frömmigkeit und des Wohlthuns wurde Elisabeth durch einen seligen Tod von dieser Welt abberufen.

Gegen Wohlthäter soll man dankbar sein.

Der griechische Fabeldichter Aesop erzählt eine Fabel, daß einmal die Mäuse einen schlafenden Löwen so geneckt, daß er endlich zornig wurde und eine erhaschte. Die Maus bat um Barmherzigkeit und versprach ihm, ihrem Wohlthäter aus Dankbarkeit jeden Dienst zu thun, der in ihren Kräften stehe. Bald darauf geschah es, daß sich der Löwe in einem Netze fing. Die Maus lief herzu, denn sie hörte ihn brüllen, zernagte die Schnüre und befreite ihren Wohlthäter. Aus Erkenntlichkeit für diese Wohlthat erlaubte ihr der Löwe, in seiner Höhle zu wohnen und sich von seinem Raube zu sättigen. Sie waren fortan die besten Freunde.

Wohlthätigkeit gegen die Armen schützt vor Jugendsünden.

Dem heiligen Franz von Assisi war von Gott eine milde Erbarmung gegen die Armen eingepflanzt, die von Jugend an mit ihm aufwuchs und sein Herz mit solcher Güte erfüllte, daß er sich schon als Jüngling vornahm, Jedem zu geben, der ihn um Almosen bäte, besonders, wenn er um der Liebe Gottes willen bäte. Einmal war er viel beschäftigt und er entließ einen Armen gegen seine Gewohnheit leer, der ihn doch um der Liebe Gottes willen gebeten hatte. Aber er kehrte sogleich in sich, lief dem Armen nach und nachdem er ihm das Almosen in Güte gereicht hatte, versprach er Gott, Keinem Etwas zu versagen, der ihn um der Liebe Gottes willen um Etwas bitten würde, was er auch sein ganzes Leben lang treu gehalten. Wegen dieser Wohlthätigkeit schenkte ihm Gott reichliche Gnade. Denn obschon er in seiner Jugend unter den leicht-

fertigen Menschenkindern zur Eitelkeit ist erzogen worden, obschon er sich der habsüchtigen Kaufmannschaft gewidmet hatte; obschon er von muthwilligen Jünglingen umgeben und in die Freuden des Lebens mit hineingezogen worden war: so ging er doch den fleischlichen Gelüsten nicht nach, auch setzte er, obschon auf Gewinn bedacht, seine Hoffnung nicht auf Gold und Schätze.

Wohlthun.

Wohlthun macht schon hier glücklich.

Jemand besaß ein ansehnliches Vermögen und hatte nur gelernt, sich desselben zur Befriedigung seiner Launen zu bedienen. Seine Begierden, die sich unaufhörlich erneuerten, und immer bei der ersten Regung befriedigt wurden, brachten in ihm allmählich einen Eckel hervor, der ihm das Leben unerträglich machte. Er sann bereits auf Mittel, seinem Dasein ein Ende zu machen, als ihm ein Bekannter begegnete, welcher den Kummer, der ihn niederbeugte, den Gram und die Betrübniß, die ihn verzehrten, auf seinem Gesichte las und ihm sein Geheimniß zu entlocken wußte. Wie, sprach dieser zu ihm, du bist des Lebens müde? Du weißt nicht mehr, wie du deinen Reichthum gebrauchen sollst, um ihn ruhig zu genießen? O mein Freund, bediene dich seiner zum Wohlthun und zum Beglücken und du wirst über die Last des Lebens nicht mehr klagen. Dieser weise Rath wurde sogleich befolgt. Die ersten Versuche eines für diesen Reichen ganz neuen Glückes schienen ihm so süß, sein Herz wurde in kurzer Zeit so gefühlvoll, so edel und wohlthätig, daß er seinen Reichthum nicht hinreichend und sein Leben zu kurz fand, um all' das Gute zu thun, was er zu thun gedachte.

Man muß wohlthun rein wegen Gott.

An einem Tage, wo Kaiser Franz jedem Unterthan, der ihm eine Bitte vorzutragen hatte, zugänglich war, erschien in der Burg ein bejahrter Bauer. Da er zur Audienz nicht aufgeschrieben worden war, blieb er unbeachtet. Als er lange genug dagestanden hatte, wendete er sich an den Kammerdiener Kolb. — Sie Herr, ich möchte gerne mit dem Kaiser sprechen. — Habt Ihr eine Bittschrift, guter Alter? — Ich brauche keine. — Ja aber Mann, es ist der allerhöchste Befehl, Niemanden vorzulassen, der nicht vorläufig aufgeschrieben ist und seine Bittschrift mitbringt. — Das geht vielleicht Wiener an, aber uns Landleuten ist Nichts davon verkündet worden; sei der Herr nur so gut und meld' mich der Herr an. — Kolb meldete den Vorfall dem Kammerherrn, dieser benachrichtigte darüber den Kaiser und der Bauer wurde vorgelassen. — Gelobt sei Jesus Christus, sagte der Bauer, als er vor den Kaiser trat. Ich hab' gehört, daß es im Lande Oesterreich mit den Finanzen nicht besonders gut steht, daß Euer Majestät wohl keine neue Steuer ausschreiben wollen, aber doch annehmen, wenn Einer von freien Stücken was hergibt. No und da hab ich mir gedenkt, wir Bauern auf dem Lande haben ein mittelmäßiges Jahr gehabt und jetzt haben wir eine gute Winterfrucht, also schaut kein übles Jahr heraus; deßwegen hab ich ein Bis'l was zusammengesucht und hab's Euer Majestät

bringen wollen. Dabei zog er einen ledernen Beutel heraus und leerte ihn auf den Tisch aus. Der Inhalt bestand aus lauter Goldstücken, zusammen im Betrag von tausend Gulden Münze. Kaiser Franz verwunderte sich sehr und sagte: Lieber Alter, thut's euch damit aber auch nicht weh? das ist sehr viel Geld. — Wenn ich mir damit weh thäte, Euer Majestät, so hätt' ich's nicht gebracht, erwiederte der Bauer. — Na, so freut's mich um so mehr, daß im Lande noch solche Lieb' zum Vaterland herrscht; ich dank' euch nicht nur dafür, sondern ich versichere euch auch, daß das Geld soll zweckmäßig verwendet werden. Habt ihr eine Schrift, damit ich euern Namen kann in die Zeitung geben? — Das mag ich nicht, nein, nein, nein, das darf nicht sein! — Ihr denkt edel darüber, aber wenn das öffentlich bekannt gemacht wird, so gereicht es euch und euerer Familie zur Ehre; gibt auch ein gutes Beispiel. — Alles das will ich nicht. — Nun gut; so sagt mir wenigstens euern Namen; mir werdet ihr ihn doch nicht verhehlen? — Ich sag' ihn nicht. — Aber das Dorf, wo ihr her seid. — Auch nicht; ich sag' jetzt nichts, als: Gelobt sei Jesus Christus! wenn mir Gott das Leben schenkt und wir sind gesund, so komme ich auf's Jahr schon wieder. — Der Bauer wurde huldreich entlassen und entfernte sich. Der Kaiser gab aber sogleich Befehl, daß zwei Hofbediente nachgehen und zu erfahren suchen sollten, wie er heiße, oder wenigstens, aus welchem Dorfe er sei. Die Beauftragten waren Kolb, der Kammerdiener des Kaisers und sein Kollega. Diese ließen den Landmann nicht aus den Augen und folgten ihm über die Hälfte des Kohlenmarktes, inzwischen sich verabredend, wie sie den Bauer überlisten könnten. Der Eine schlug eilends einen Weg ein, daß er dem Bauer entgegen kommen mußte und als dieß in der Mitte des Graben geschah, trat er ihn mit den Worten an: Guten Tag, lieber Vetter, was macht's denn Ihr in Wien? Wie geht's zu Hause? Dann schlug er sich mit der Hand an die Stirne und sagte: So schön, jetzt fällt mir im Augenblick euer Name nicht ein, wenn ich mich auch gleich auf den Kopf stellen wollte! Wie heißt Ihr denn geschwind? — Meinen Namen kann ich dem Herrn nicht sagen, erwiederte der Bauer; denn erst hat mich der Kaiser darum gefragt und nicht einmal dem hab ich ihn gesagt. — Kolb wollte dem Bauer bis in seinen Unterstand nachgehen; dieser aber sah sich öfter um und da er ihn bemerkte, ging er auf denselben zu und sagte: Guter Freund, ich bin ein Bauer, ich brauch also Keinen, der mir nachtritt. Wenn mir aber der Herr justament einen Bedienten machen will, so sag ich dem Herrn, daß ihm dieses zu Fuß zuviel werden wird. Dann reichte er Herrn Kolb noch eine Prise Tabak und sagte, sich entfernend: Nichts für ungut!

Wohlthun ohne Beschämung.

Zu Alexandria war ein Jüngling, dessen Vater sich sowohl durch hohen Rang, als durch großen Reichthum auszeichnete. Nachdem aber seine Aeltern gestorben waren und ihm ein unermeßliches Vermögen in Gold und Gütern hinterlassen hatten, kam er durch Unglücksfälle und ungeschickte Verwaltung um alle seine Habe und gerieth in die äußerste Armuth. Er hatte jedoch sein

Vermögen nicht durch Wollust und Schwelgerei verpraßt, sondern durch Unglück und Schiffbruch verloren. So oft der heilige Patriarch Apollinaris von Alexandria den Jüngling in seiner schmutzigen Kleidung, mit seinem bleichen Angesichte, dem sichersten Zeichen des äußersten Elends sah, ward er im Herzen von Mitleid gerührt und er sann nach, wie er ihm helfen könnte, ohne ihn zu beschämen. Da ließ er von seinem Kirchenverwalter eine Schuldurkunde aufsetzen, als wenn die Kirche seinem Vater für ein Darlehen fünfzig Pfund Gold schulde. Der Verwalter mußte dem Jüngling die Urkunde übergeben und sagen, er habe sie eben erst im Archive gefunden. Mit dieser Schuldurkunde erschien der Jüngling beim Erzbischof. Dieser sagte, er wolle sich die Sache überlegen, behielt die Urkunde und beschied ihn in einigen Tagen wieder zu sich. Als nun der Jüngling wieder kam, erklärte sich der Erzbischof bereit, die Schuld zu bezahlen, nur bat er den jungen Mann, der Kirche die Interessen zu erlassen, die er für die zehn Jahre, seit dem Tode seines Vaters, fordern könnte. Sehr gerne verzichtete er auf die Zinsen. Hierauf ließ ihm Apollinaris fünfzig Pfund Gold auszahlen. Auf so zarte Weise wußte er Barmherzigkeit zu üben. Durch den Segen des heiligen Apollinaris half Gott dem Jünglinge derart, daß er von dieser äußersten Armuth in seinen vorigen Wohlstand zurückgelangte und noch reicher wurde, als seine Aeltern je gewesen waren und noch überdieß großes Heil für seine Seele erlangte.

Zum Wohlthun hat man kein Geld, wohl aber zu Späßen.

Im Jahre 1647 haben die Studenten und vorzüglich die Juristen zu Avignon in Frankreich als Faschingszug einen Esel zum Doctor promovirt. Der Esel stand auf einem herrlichen Wagen von sechs Eseln gezogen; vor seiner hatte er ein großes Pult mit einem ungeheuren Buche, wohin er stets mit einer unbeschreiblich großen Brille schaute und fest studirte; neben ihm saßen im philosophischen Anzuge Plato und Aristoteles als Promotores des arkadischen Herrn und so wurde der Esel in Begleitung von zweitausend maskirten Studenten, worunter auch viele Adelige waren, durch die vornehmsten Straßen der Stadt geführt und endlich in Gegenwart hochfürstlicher Personen auf einer Bühne feierlich zum Doctor inaugurirt. Dieser Spaß hat dreitausend Gulden gekostet. Zu so was hat man Geld; und hat man keines, so borgt man es; aber zum Wohlthun hat man keines!

Den Armen wohlthun, heißt Gott wohlthun.

Ein armer, aber witziger Student hatte Kosttage. Dieser beschämte seine Wohlthäterin einst auf eine feine Art. Sie fragte einmal den Studenten: Wie viel Ellen Tuch mag wohl unser Herrgott auf Rock, Weste und Hosen brauchen, da Er so groß ist? Nicht viel, antwortete der Student; höchstens sechs Ellen; denn in der heiligen Schrift heißt es: Was ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan. Ich aber bin Einer dieser Geringsten und ich hätte mit sechs Ellen zu meiner Bekleidung hinreichend genug; wer nun mich kleidet, kleidet unsern Herrgott.

Art, wie man wohlthun muß.

Die Liebe, womit der heilige Vinzentius Wohlthaten zu spenden pflegte, war eben so sinnig und zuvorkommend, als demüthig. Wenn er hörte, daß in einem Dorfe große Armuth herrsche, entsendete er einen Priester dahin, um sich nähere Kunde zu verschaffen und ließ dann ganz in der Stille den darbenden Familien Geld und Lebensmittel reichen. Als einst zwei Meilen von Paris ein Dorf von der Saone ganz überschwemmt worden, und wegen des hohen Wasserstandes keine Zufuhr möglich war, so ließ er durch drei Wochen täglich ein Schiff mit Brod beladen, welches von zwei Sendungspriestern in Begleitung des dortigen Pfarrkaplans den Armen zu ihren Fenstern hineingeboten wurde. Eben so ließ er in Paris mehreren Hausarmen monatlich etwas Gewisses zustellen. Als er dem Tode schon nahe war, kam Jemand, und verlangte, mit ihm zu sprechen und weil dieses nicht mehr möglich war, bekannte er mit gerührtem Danke, daß er schon seit siebzehn Jahren von Vinzentius ganz im Geheimen monatlich zwei Thaler erhalten habe. Einst erhielt der Heilige ein Geschenk von vierzig Thalern; da kam eben ein armer Lothringer zu ihm und klagte ihm seine Noth. Vinzentius besann sich nicht und überließ ihm die ganze Summe. Einem Fuhrmanne, der ihm den Verlust seines Pferdes klagte, ließ er sogleich hundert Livres zustellen, damit er wieder in den Stand gesetzt würde, sich sein Brod zu verdienen. Als er eines Tages nach Hause kam, standen einige arme Weiber an der Pforte, die ihn um ein Almosen ansprachen. Er sagte, daß er ihnen gleich Etwas schicken wolle; aber in verschiedene Gedanken vertieft, vergaß er darauf, bis der Pförtner kam und ihn seines Versprechens erinnerte. Sogleich begab sich Vinzentius hinab, und indem er die Harrenden beschenkte, bat er zugleich demüthig, daß sie ihm seine Vergeßlichkeit verzeihen möchten.

Wollust.

Ueber Sünden der Wollust lachen die Teufel und machen sich lustig.

Ein deutscher Reichsfürst hielt einen Bären in seinem Schloßgraben Einmal wollte er seinen Gästen eine vergnügte Unterhaltung und Stoff zum Lachen bereiten. Zu diesem Zwecke setzte er dem Bären heißen Honig in einer Schüssel vor. So oft er leckte, verbrannte er sich die Zunge und den Schlund und dennoch schlürfte er unter stetem Geheul die siedende Süßigkeit hinunter. Die Zuschauer lachten sich halb krank. So lachen die Teufel über Jene, welche sich der Wollust ergeben.

Die Wollust verdient beschämt zu werden.

Am zweiten Tage nach der Okkupation Znaims durch die Preußen 1866 kam ein preußischer Soldat mit einem der viel gefürchteten Requisitionsscheine aus der Adjutantur in die Gemeindekanzlei, und präsentirte daselbst mit pfiffigem Augenzwinken seinen Schein dem eben anwesenden Stadtsekretär. Gefordert wurden einige gut aussehende und dauerhaft arbeitende

Näherinen zur Ausbesserung der stark mitgenommenen Leinwäsche und zwar sollen sich dieselben binnen längstens einer Stunde in der Adjutanturskanzlei melden, widrigenfalls zu deren Herbeischaffung die geeigneten Mittel und Wege gefunden werden würden. Der Stadtsekretär, welcher nach einigem Nachdenken den Kern dieser sonderbaren Requisition von gut aussehenden Näherinen bald erkannt hatte, entließ den Soldaten mit dem Bedeuten, das Geforderte werde innerhalb einer Stunde richtig beigestellt werden. Es erfolgte jedoch kein Aufgebot an die vielen jungen, sich blühender Gesundheit erfreuenden Näherinen des Städtchens, sondern der Sekretär beauftragte blos einen Polizeimann, drei Näherinen im Alter von sechzig bis siebenzig Jahren aufzusuchen und sie dann auf das Gemeindeamt zu bringen. Der Polizeimann vollzog den erhaltenen Auftrag auf's Pünktlichste und erschien nach Verlauf von kaum einer halben Stunde mit drei anständig gekleideten alten Weibern wieder vor dem Stadtsekretär. Dieser schrieb auf den Requisitionszettel, man habe drei Näherinen beigestellt, welche für die Bestellung die tauglichsten seien, welche in der ganzen Stadt aufgetrieben werden konnten; und diesen Zettel übergab er dem Soldaten. Wie mochten die Offiziere in Erwartung sein! Dann mußte der Polizeimann die drei Weiber in die Adjutanturskanzlei geleiten. Die preußischen Offiziere hielten eben ein splendides Diner und mochten wahrscheinlich eine Zuthat von jugendfrischen Mädchen erwarten und sich darnach sehnen; aber sie wurden höchst unangenehm enttäuscht, als der Polizeimann die drei ehemaligen Schönen des Ortes den ruhmreichen Kriegern zur Verfügung stellte. Kaum hatten die Herren die alten Weiber erblickt, als sie wüthend von ihren Sesseln aufsprangen und mit dem Rufe: Wir brauchen keine Näherinen mehr! diese zur Thüre hinausschoben. Die Geschichte erregte begreiflicher Weise viel heiteres Aufsehen und die Offiziere mußten selbst von ihren Kameraden die Spottreden über den Streifzug nach gutaussehenden Mädchen ertragen. Die Preußen wußten Alles im Feindeslande, wahrscheinlich auch den Ort, wo schöne Mädchen wachsen! Wollust verdient Spott! (Gemeindezeitung.)

Wort.

Das Wort Gottes soll man oft hören.

Das Wort Gottes in Predigten und Christenlehren muß man oft hören, um es zu wissen; man muß es wieder hören, um es nicht zu vergessen; man muß es erwägen und überdenken, um es zu verstehen; man muß es betrachten, oder mit Hilfe desselben fromme Gedanken, Anmuthungen, Entschlüsse und Vorsätze erwecken, um es so in Nahrung für die Seele zu verwandeln. Man muß es gleichsam machen, wie die Wiederkäuer mit dem Futter, welches die Zunge abgraset und die Zähne nur grob zerreiben und welches durch vier Mägen geht. Im ersten wird es erweicht und gelangt zurück in den Schlund, wo es noch einmal klein gekäut wird; von da geht es in den zweiten, dritten und vierten Magen, wo dann der Nahrungssaft daraus bereitet wird.

Man muß Wort halten.

Man soll nichts versprechen, was man nicht halten kann oder will. Versprechen heißt halten, sagt das Sprüchwort. Verspricht man ohne den Willen zu halten, so ist man ein Lügner und versündigt sich gegen die Wahrhaftigkeit. Das Wort nicht halten, raubt das Zutrauen, bringt die Gemüther auf; weil Derjenige, dem man Etwas verspricht, darauf rechnet und sich darauf freut. Es geht den getäuschten Menschen so, wie dem getäuschten Elephanten. Er trinkt gern Wein und Rum. Zeigt man ihm hitzige Getränke zur Belohnung, so unternimmt er rasch die schwerste Arbeit, aber dann ist es auch gefährlich, ihm die versprochene Belohnung vorzuenthalten. Ein Elephant schlug deßwegen seinen Herrn todt. Eine Gemüsehändlerin zeigte einem Elephanten rothe Trauben, gab sie ihm aber nicht; er überschüttete sie den folgenden Tag mit einigen Eimern Wasser aus seinem Rüssel, welches er unterwegs eingeladen hatte. Man freut sich auf das Versprochene, kein Wunder, wenn der Getäuschte zürnet. Ein gegebenes Wort verbindet vor Gott und der Welt zum Worthalten.

Begierde nach dem Worte Gottes oder Widerwillen und Eckel daran ist Leben oder Tod.

Es gibt in allen Städten und Dörfern Menschen, welche gegen das Wort Gottes einen gewissen Widerwillen und Abscheu haben, weßwegen sie niemals eine Predigt oder Christenlehre anhören wollen. Ist das aber ein gesunder Seelenzustand? Das Wort Gottes ist das Brod der Seele. Ist nun ein Mensch körperlich so heruntergekommen, daß sein Magen der Speise widersteht, daß er keine begehrt, keine verdauet, so muß der Tod darauf folgen und diese Erschlaffung des Magens ist der Anfang des Todes. Ebenso sind jene Seelen, welche gegen das Wort Gottes einen Eckel und Abscheu empfinden, im Zustande des geistigen Todes und der Entkräftung. Wie soll in so einer Seele Liebe Gottes und Gottesfurcht herrschen? Wer will so Gott dienen, Gottes Gebote halten und das Böse meiden? Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort; und wer es nicht höret, ist nicht aus Gott.

Das Wort Gottes ist die kräftigste Nahrung der Seele.

Das Wort Gottes gleichet in seiner Wahrhaftigkeit der Milch. Diese erhält das Leben, gibt Kräfte, macht den Körper wachsen, nährt ihn durch ihren Butter-, Käse- und Zuckerstoff, ist leicht verdaulich, macht gesundes Blut und Säfte, ist wohlschmeckend und kühlet im Sommer die Hitze. Ebenso das Wort Gottes. Seine nahrhafte Substanz sind die göttlichen Wahrheiten; es erhellt den Verstand, gibt ihm wahre und gesunde Begriffe von übernatürlichen Dingen, es weckt Liebe und Furcht Gottes, treibt zur Tugend an, hält von Sünden ab, dämpfet die bösen Begierden, erstickt die Leidenschaften und erreget einen Wohlgeschmack und ein Verlangen, es wieder zu hören und zu betrachten. Man betrachte die Landleute, welche größtentheils von der Milch leben und bewundere ihre gesunde Gesichtsfarbe; während die Reichen ihre künstlichen

Speisen essen und dabei blaß aussehen. So sind auch die Freunde des Wortes Gottes gesund und frisch in der Seele, während Jene, die statt desselben weltliche Bücher lesen, bei aller ihrer Abrichtung und Artigkeit dennoch niemals die Unschuld, Einfalt, Frömmigkeit und Liebe Gottes erreichen, wie Jene. Ihre Güte und Freundlichkeit ist nicht das Wohlwollen christlicher Liebe; des Bösen enthalten sie sich nur der Ehre wegen; was sie Gutes thun, geschieht des Anstandes wegen; ihr Beten kömmt nicht aus frommen Herzen, ist etwas Mechanisches; sie vertrauen nicht auf Gott, sondern auf ihren Reichthum; sie suchen sich nicht ewige Güter, sondern begnügen sich mit irdischen.

Die Kraft liegt im Worte Gottes und nicht im Predigen.

Die nährende Kraft liegt in der Speise und nicht im Salze und in den Gewürzen; diese reizen nur den Appetit und machen die Speisen verdaulicher. Die Prediger können mit aller Beredsamkeit die Seele nicht nähren; die stärkende Kraft liegt im Worte Gottes selbst. Die Prediger können nur die Begierde zu hören reizen, sie machen es durch ihre Mittel faßlicher, verständlicher und behältlicher. Auch bei heiligen Predigern, die Alle rührten und erschütterten, war es das Wort Gottes und der heilige Geist, der durch den heiligen Prediger o Erstaunliches wirkte.

Die Heiligen halten selbst im Tode noch ihr Wort.

Als der heilige Bischof Germanus von Auxerre zum Kaiser Valentinianus nach Ravenna beschieden wurde, und auf dieser Reise durch die Stadt Vienne kam, wurde er daselbst vom Priester Severus auf's Dringendste gebeten, seine Rückreise aus Italien wieder über Vienne zu nehmen, um durch seine Gegenwart die Einweihung einer neuen Kirche feierlicher zu machen. Germanus versprach, die Bitte zu erfüllen; aber er mußte nicht blos länger in Ravenna verweilen, sondern starb auch daselbst. Inzwischen hatte Severus den Bau der Kirche vollendet, und nachdem er eine Zeit lang vergebens auf die Ankunft des Germanus gewartet, beschloß er endlich, die Einweihung der Kirche auch ohne ihn zu vollziehen und setzte den Tag dazu fest. Allein an eben diesem Tage, ja hart zu der Stunde, da die Ceremonien beginnen sollten, langte ein feierlicher Leichenzug in der Vorstadt an und da die Führer ihren Maulthieren und Rossen einige Rast geben wollten, übertrugen sie den Sarg einstweilen in die neueinzuweihende Kirche, welche nahe am Stadtthore sich befand. Es war dieß die Leiche des heiligen Germanus, die mit großer Ehrerbietung nach Auxerre geführt wurde. So geschah es denn, daß Germanus sein gegebenes Wort nach dem Tode noch erfüllte. Die höhere Fügung hatte es so geordnet, daß die Einweihung jenes neuen Kirchengebäudes nicht ohne seine Gegenwart zu Stande kam.

Ein Beispiel von Worthalten unter den Heiden.

Der römische Consul Attilius Regulus eroberte eine Stadt nach der andern in Afrika, und machte unermeßliche Beute. Vor Karthago verließ ihn das Glück; der spartanische Oberbefehlshaber über die Truppen der Karthager

schlug die sorglosen Römer so völlig, daß Regulus selbst mit zweihundert Römern gefangen wurde. Diese rüsteten ein neues Heer aus, von dem die Karthager so geschlagen wurden, daß sie den Regulus selbst mit mehreren Gesandten nach Rom schickten, um einen Frieden zu ermitteln. Regulus gab sein Wort, daß er wieder nach Karthago zurückkommen wolle, wenn er nichts ausrichte; er versprach aber nicht, daß er für die Karthager reden wolle. Er ermunterte den Senat aus allen Kräften zur Fortsetzung des Krieges und ging hierauf gegen alles Bitten und Zureden der Seinen wieder in die Gefangenschaft zurück, obschon er die übelste Behandlung voraus sah. Nicht einmal seine Frau und Kinder hatte er sehen wollen, um durch ihre Thränen nicht wankend gemacht zu werden. Die Karthager vernahmen, was er zu Rom geredet hatte und zur Strafe schnitten sie ihm die Augenlider ab und ließen ihn in einem inwendig mit scharfen Nägeln ausgeschlagenen Kasten langsam sterben.

Das Wort Gottes soll des Christen Freude sein.

Ein heiliger Altvater machte sich auf die Reise, einen andern Einsiedler zu besuchen. Dieser nahm ihn mit aller Freude auf und kochte seiner Ankunft wegen ein Linsenmuß. Sie wollten aber zuvor noch ihre gewöhnlichen Gebete und Psalmen sprechen, und dann erst essen. Als sie aber angefangen hatten, zu beten, gingen sie das ganze Psalterium durch. Auch von der heiligen Schrift, die sie doch nicht zur Hand hatten, sprachen sie, wie zwei Propheten, aus dem Gedächtnisse. So verging der ganze Tag und die folgende Nacht, und während ihres Gebetes und eifrigen Psalirens brach der nächste Tag an, worauf sie erst bemerkten, daß die Nacht schon vorüber sei. Indem sie von Neuem über das Wort Gottes zu sprechen anfingen und einander den geistlichen Sinn desselben auslegten, beurlaubten sie sich endlich zur dritten Stunde des Nachmittags, und der fremde Altvater ging wieder fort; denn sie hatten vergessen, die zubereitete Speise zu genießen, da sie eine bessere Geistesnahrung gehabt hatten. Am Abend fand der Einsiedler den Topf mit den gekochten Linsen unberührt stehen und rief betrübt aus: Ach, wie haben wir doch unser Muß vergessen!

Das Wort Gottes nützt, auch wenn man es nicht merkt.

Ein Bruder sprach zu einem Altvater: Siehe, mein Vater! ich bitte oft die älteren Väter, mir eine Ermahnung zu meinem Seelenheile zu geben und was sie mir auch sagen, so kann ich es mir doch nicht merken. Der Altvater hatte zwei leere Gefäße. Daher sprach er zu dem Bruder: Gehe, nimm ein's dieser Gefäße, fülle es mit Wasser, und wasche es, dann gieße das Wasser wieder aus und stelle das reine Gefäß wieder an seinen Platz. Nachdem der Bruder dieß gethan hatte, befahl ihm der Altvater, beide Gefäße herzubringen. Welches von beiden ist reiner? fragte er. — Jenes, welches ich mit Wasser gefüllt und gewaschen habe. — So geht es auch der Seele, welche oft das Wort Gottes hört, wenn sie es auch nicht behält; sie wird doch reiner, als eine Seele, welche es nicht hört.

Das Wort Gottes hat Kraft gegen die bösen Geister.

Ein Bruder sagte zum heiligen Arsenius: Siehe, seligster Vater, ich säume nicht, zu betrachten, was ich von der heiligen Schrift gelernt habe, und doch fühle ich in meinem Herzen keine Zerknirschung, da ich die heilige Schrift nicht verstehe und dieß betrübt mich gar sehr. Arsenius aber antwortete ihm: Du mußt unablässig das Wort Gottes betrachten; denn ich hörte den Abt Poemen und viele andere heilige Väter sagen, daß die Schlangenbeschwörer jene Worte, welche sie aussprechen, zwar selbst nicht verstehen, allein die Schlangen hören sie und erkennen die Kraft jener Worte und werden ruhig und gehorchen ihnen. So sollen auch wir handeln; obwohl wir die heilige Schrift nicht verstehen, so werden doch die Teufel, wenn sie das Wort Gottes hören, durch die Kraft desselben in Schranken gehalten und in die Flucht geschlagen, so daß sie von uns weichen, indem sie die Aussprüche des heiligen Geistes nicht ertragen können, welche er durch den Mund seiner Diener, der Propheten und Apostel, gethan hat.

Ein Mann, ein Wort.

Im Jahre 1314 wurden in Deutschland zwei Kaiser gewählt: Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich. Nachdem beide acht Jahre lang um die Kaiserkrone Krieg geführt, besiegte Ludwig von Baiern den Gegenkaiser Friedrich von Oesterreich in der Schlacht bei Mühldorf, nahm ihn gefangen und setzte ihn auf die Burg Trausnitz. Nach dreijähriger Gefangenschaft wurde Friedrich unter der Bedingniß in Freiheit gesetzt, daß er der Kaiserkrone entsage und seinen Bruder Leopold von Oesterreich dazu vermöge, dem Kaiser Ludwig von Baiern sich zu unterwerfen. Friedrich entsagte der Kaiserkrone und gelobte, so viel in seinen Kräften stehe, seinen Bruder zur Unterwerfung zu bewegen. Sollte derselbe aber diese Unterwerfung beharrlich verweigern, so verpfändete Friedrich sein Ehrenwort, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Leopold von Oesterreich wollte jedoch nichts von Unterwerfung wissen und suchte überdieß seinen Bruder von der freiwilligen Gefangenschaft abzuhalten. Friedrich aber hielt männlich das gegebene Wort, und kehrte zu seinem Feinde zurück. Diese edle That rührte Ludwig den Baier so sehr, daß er Friedrich mit offenen Armen empfing, ihn als seinen Freund begrüßte, fortan an Einem Tische mit ihm aß, in einem Bette mit ihm schlief und ihn an der Regierung Deutschlands Theil nehmen ließ.

Gott liebt und schützt die Verkünder des göttlichen Wortes.

Wie sehr Gott die Heiligen, namentlich die Verkünder seines göttlichen Wortes liebt, zeigt sich am deutlichsten aus der harten Strafe, welche Gott über einen vermessenen Japanesen verhängte, der von eigener Wuth gestachelt und von den Bonzen dazu angestiftet, den heiligen Franz Xaver eines Tages mit den schrecklichsten Lästerungen überhäufte. Dieser hörte ihm mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit zu und erwiederte auf alle diese Schimpfreden nichts, als die mit trauriger Miene gesprochenen Worte: Gott bewahre deinen Mund!

In demselben Augenblicke fühlte der Unglückliche seine Zunge von einem krebsartigen Geschwüre angegriffen. Eiter floß aus seinem Munde, Würmer zeigten sich und ein unerträglicher Gestank verbreitete sich umher.

Der Redliche hält Wort.

In einem Dorfe waren zwei Bauern, ein fleißiger und wohlhabender und ein liederlicher. In einem Sommer regnete es zur Zeit der Heuernte. Als nun einige schöne Tage kamen, dingte der Fleißige Mäher, um seine Wiesen abzumähen. Als sie dem Dorfe mit ihren Sensen naheten, begegneten sie dem Faulen, der ihnen einen größeren Lohn versprach, wenn sie auf seine Wiesen gingen. Die Männer ließen sich zum Wortbruch bereden, ein Weib aber sprach: Ich bin eine arme Wittwe und einige Groschen mehr machen mir einen Unterschied. Aber ich habe in der Schule gelernt, daß der Gerechte nach dem achten Gebote Gottes Wort hält; ich gehe, wohin ich bestellt bin, zu dem, dem ich mein Wort gegeben habe. Als es nun zum Auszahlen des Taglohnes kam, zog ihnen der Faule vom bedungenen Lohne ab, unter dem Vorwande, sie hätten nicht fleißig genug gearbeitet; der Fleißige aber gab der Wittwe nicht nur den bedungenen Lohn, sondern noch einen blanken Thaler als Geschenk für ihren großen Fleiß. Die Wortbrüchigen waren es werth, wieder durch Wortbruch gestraft zu werden.

Wunder.

Falsche Wunder der Ketzer, wahre der Heiligen.

Als der Ketzer Tanchelm in Antwerpen großen Anhang gewonnen hatte, ließ der Wüstling ein Bürgermädchen für seine Lüste durch zwei seiner Trabanten zu sich führen. Es war aber gerade der heilige Norbert in Antwerpen und dieser rettete die Jungfrau; die Trabanten wurden erschlagen. Bei einer großen Versammlung sprach Tanchelm: Gestern hat man mir ein junges Mädchen geraubt, welches ich mir auserkoren; man hat mir meine zwei liebsten Schüler getödtet. Rächet mich oder zittert. Seine Anhänger stießen ein Wuthgeheul aus. Doch eine mächtige Stimme, Norberts Stimme, erhob sich über den Lärm und rief: Bist du von Gott gesandt, so beweise es und wir wollen an dich glauben. — Wer hat gesprochen? rief ein Trabant, sein gewaltiges Schwert schwingend. — Aber die, welche gekommen waren, den Verführer endlich zur Rechenschaft zu ziehen, zeigten, daß auch sie bewaffnet waren. Ein ernstes, düsteres Schweigen folgte alsbald dem Geheule. Eine Stimme wiederholte mit Festigkeit: Wir verlangen ein Wunder. Das Schweigen wurde tiefer in der gedrängten Masse. — Ein Wunder? sprach Tanchelm unverschämt, habe ich deren nicht genug gewirkt? — Das Volk hat Recht, rief lebhaft ein Mensch, der fremd zu sein schien; wenn Ihr die Gewalt habt, die Ihr Euch zuschreibt, so gebe ich Euch Gelegenheit, sie zu erproben. So sprechend stieg der Mann auf eine kleine Anhöhe und ließ sich sehen. Sein Rücken war mit einem ungeheueren Höcker bedeckt, würdig, den Rücken eines Kameels zu zieren. Die Einen fingen an zu lachen, als sie ihn erblickten; Andere rissen die Augen auf

in Erwartung dessen, was kommen würde. — Was Ihr verlangt, bewillige ich, sagte Tanchelm; und sich an seinen Schüler wendend, fügte er hinzu: Berühre den Rücken dieses Menschen und er werde gerade. — Der Gefährte des Ketzers streckte die Hand aus und schlug auf den Rücken des Bucklichten; alsbald verschwand der Auswuchs; der umgeschaffene Mensch richtete sich gerade und stolz in die Höhe. Der Fremde stieg eilend von der kleinen Anhöhe herab und suchte sich eiligst unter der verblüfften Menge zu verlieren; doch er sah sich von Bürgern umgeben, die verlangten, er solle sich entkleiden, um besser das soeben an ihm gethane Wunder würdigen zu können. Man war genöthigt, ihm das Wams auszuziehen, und aus dieser Untersuchung erhellte, daß der von Tanchelm unsichtbar gemachte Höcker eine mit Luft gefüllte Blase war. Der anwesenden Menge schien plötzlich ein Licht aufzugehen. Der Ketzer erbleichte, als hätte er seinen Fall vorausgesehen. Wenn du ein Freund Gottes bist, schrie man ihm von allen Seiten zu, so besänftige den Sturm, der uns bedroht. In diesem Augenblicke brachen die wüthenden Winde über die Stadt los; die Wogen der Schelde schwollen heulend an, als wollten sie Antwerpen verschlingen; die schwachen Fahrzeuge, die auf dem Flusse waren, schienen jeden Augenblick an dem Ufer zerschellen zu wollen. Die Menge schleppte den Betrüger auf das Werft und da er nicht mehr sprach, sondern flehte, da er zitternd seine scheußlichen Thaten eingestand, so war schon die wüthende Menge im Begriff, ihn in die Fluthen zu stürzen, als ihn ein Mann der drohenden Gefahr entriß; es war wieder der heilige Bischof Norbert. Laßt ihm Zeit, Buße zu thun, sprach er. — Gott wollte nun zeigen, daß er sich Antwerpens erbarmte. Der heilige Bischof, der den Sturm der Menschen besiegt, befahl auch den Wellen und Winden zu schweigen. Er warf seinen Bischofsring in die Schelde und alsbald legte sich der Sturm. Das ganze Volk stürzte auf die Kniee. Die Religion schloß die Wunden wieder, die der Ketzer geschlagen. Der in seinen Verbrechen verhärtete Tanchelm begab sich nach Deutschland, wo er 1125 getödtet wurde.

Die Wundergabe ist nur in der katholischen Kirche; keine Sekte hat je ein Wunder gewirkt; damit zeigt Gott, daß nur die katholische Religion göttlich und wahr, alle andern aber falsch seien.

Papst Pius IX. wirkt Wunder.

Die Gemahlin des Fürsten von Sirmio, Don Livio Odescalchis, war in Rom an einem Unterleibsübel zum Tode krank und empfing die heiligen Sterbsakramente. Ein polnischer Bischof ging zum Papst und bat um die Absolution in articulo mortis. Pius sandte ihr seinen Segen und ein geweihtes Brödchen. Kaum hatte sie Etwas davon genossen, so war sie gesund und konnte dem Papste selbst danken. Das ist schon das fünfte Wunder von Papst Pius IX. (Gemeindeztg.)

Wunder erzeugten die Verehrung der Heiligen.

Das Aus- und Eingehen derer, die beim heiligen Bernard Hilfe suchten, war ununterbrochen. Einer Menge von Personen gab er die Gesundheit wieder;

den Einen, indem er ihnen geweihtes Wasser zu trinken gab; den Andern durch seine bloße Berührung; auch Blinden gab er das Gesicht wieder. In Mailand brachte ein Ritter seine kleine Tochter zu ihm, die das Licht so sehr scheute, daß sie, obschon ihre Augenlider beständig geschlossen waren, doch beständig die Hände über die Augen deckte, weil sie fürchtete, der geringste Lichtstrahl könnte ihr Qualen verursachen. Das Licht verwundete sie, gleich als ob man ihr das Gehirn öffnete, und entlockte ihr ein furchtbares Geschrei. Bernard segnete dieses kleine Mädchen und nachdem er das Zeichen des Kreuzes über dasselbe gemacht hatte, entließ er sie beruhigt. Aber während man sie nach Hause trug, öffnete sie von selbst die Augen und ging zu Fuß, ohne einer Stütze zu bedürfen. — Kaum in Paris angekommen, war sein Haus auch schon von aller Welt belagert. Der Ruf seiner Wunder hatte ganz Italien erfüllt und man kam von allen Seiten herbei, um seine Hilfe für die Kranken anzuflehen. Seine Berührung, sein Gebet, seine bloße Gegenwart wirkte Wunder; aber vor Allem erlangten die Besessenen den Gebrauch ihres Verstandes und ihrer Freiheit wieder.

Ein Wunder Mariä im Jahre 1866 gewirkt.

Ein Geistlicher schreibt der Bohemia im Jänner 1866 Folgendes: Magdalena Kade, ledig, geboren 1835 in Philippsdorf, im Hause ihres verheiratheten Bruders lebend, war seit ihrem neunzehnten Jahre oft schwer krank und litt seit beinahe elf Monaten an einem schmerzlichen Uebel, welches von dem sie behandelnden Arzte als eine bösartige nässende Bläschenflechte bezeichnet wurde. In Folge dieses Leidens entstanden an der ganzen linken Seite ihres Körpers von der linken Schulter bis tief an den Unterleib herab viele, beständig nässende, auch mit faulendem Fleische erfüllte und einen unerträglichen Geruch verbreitende Wunden, die noch in den letzten Tagen bis 12. Jänner 1866 von ihren Angehörigen gesehen wurden, wie diese eidlich bezeugen können. Magdalena Kade war so schwach, daß sie nie allein ihr Krankenlager verlassen konnte, sondern jedesmal herausgehoben werden mußte, wobei sie fast immer ohnmächtig in's Bett zurückgetragen wurde. So bedauerungswerth war ihr Zustand noch Freitags den 12. Jänner, welcher für sie, wie sie versichert, und die Augenzeugen bestätigen, der schlimmste Tag ihrer Krankheit war. Die heftigsten Schmerzen dauerten die ganze Nacht fort, bis in die vierte Morgenstunde, Samstags, den 13. Jänner, wo der bei vollkommener Besinnung — wie sie eidlich bezeugen will — auf ihrem Schmerzenslager Liegenden und inbrünstig zur heiligen Jungfrau Betenden, dieselbe in herrlich glänzender, lichtvoller Gestalt — die Wohnstube war erleuchtet, wie am hellsten Tage — erschien und zu der bebend und zitternd das Magnifikat anstimmenden Kranken nach den Worten: Und mein Geist frohlocket in Gott meinem Heiland, die Worte sprach: Mein Kind, von jetzt an heilt's! — Und von der Stunde an waren alle ihre Wunden heil, vernarbt, und wurden Tags darauf von dem sie untersuchenden Arzte mit frischer Haut bedeckt gefunden; ihre große Schwäche und andere peinigende Krankheitszustände, ein jeder Schmerz und jeder Geruch war beseitigt und die seit Anfang November 1865 ganz Bettlägerige geht seit jener Nacht, wie sich Hunderte über-

zeugten, ihren häuslichen Verrichtungen nach und fühlt sich so frisch, gesund und kräftig, wie nie zuvor. Sie wollte Sonntags darauf, den 14. Jänner in die eine gute halbe Stunde entfernte Pfarrkirche nach Georgswalde gehen, wovon ihr jedoch der rauhen und unfreundlichen Jahreszeit wegen abgerathen wurde und erschien deßhalb erst am Samstage den zwanzigsten Jänner, als am Oktavtage ihrer wunderbaren Heilung, in der ganz überfüllten Pfarrkirche bei dem aus dieser Veranlassung dargebrachten feierlichen Hochamte. Magdalena Kade ist übrigens, obgleich eine religiöse Person, dennoch zu keiner Schwärmerei oder Ueberspanntheit geneigt, hat von Allen, die sie näher kennen, das beste Zeugniß eines ruhigen, stets eingezogenen, tadellosen Lebenswandels und wurde ihres schlimmen Krankheitszustandes wegen vielseitig bedauert. Das Haus, in welchem dieses Wunder geschah, liegt an der äußersten Grenze Böhmens, an Sachsen. Es kommen nun täglich von den umliegenden Orten, selbst weit aus dem protestantischen Sachsen, viele Leute, um selbst mit dieser wunderbar geheilten Person zu sprechen. Das Wunder machte tiefen Eindruck. Als das Mädchen bei dem feierlichen Dankamte die heiligen Sakramente empfing, blieb kein Auge der Anwesenden trocken. In dem Hause des Mädchens wohnen mehrere protestantische Männer, welche täglich nach Sachsen in die Fabrik in die Arbeit gehen; diese sagen: Wir haben früher nicht viel geglaubt, doch nach diesem Wunder müssen wir glauben. Die protestantischen Frauen, deren es in dieser Gegend in vielen Familien gibt, wenn sie es erzählen hören, weinen meistens. Die ganze Gegend ist mit Jubel erfüllt; denn da kann man sagen: Wer nicht will glauben, der soll hieher kommen und hören und sehen. Das bischöfliche Leitmeritzer Konsistorium hat die Sache bereits erhoben und die Zeugen verhört; nun wird es der medizinischen Fakultät die Frage zur Entscheidung vorlegen, ob diese Heilung auf natürlichem Wege geschehen konnte. (Gemeindeztg.)

Ein Wunder durch Papst Pius IX.

Die Linzer katholischen Blätter bringen folgende Mittheilung aus Rom. Ein Soldat der Schweizergarde, der seinen Posten im Vatikan hatte, erkrankte am Typhus. Dieser verging, aber es trat eine Lähmung ein, daß sich Füße und Schenkel so zusammenzogen, daß er sie nicht bewegen konnte. Hier war keine Hilfe möglich; der Tod mußte erfolgen. Da begab sich der Kaplan der Schweizer zum Papste und bat für den kranken Soldaten um den päpstlichen Segen. Der Papst saß während der Audienz ganz ruhig; auf einmal sah ihn Pius starr an und sagte: Basta. Als der Kaplan nach Hause ging, sah er den Soldaten über den großen Platz St. Peter gehen; er war geheilt. Der Kaplan berichtete diesen Vorfall dem Kardinal Patrizzi. O, sagte der Kardinal, wundern Sie sich nicht darüber; ich könnte Ihnen mehr als hundert solche Heilungen aufzählen, die durch das Gebet Pius IX. bewirkt wurden.

Ein Wunder in Nordamerika am 7. Oktober 1853.

Am 7. Oktober 1853 Nachmittags drei Uhr, fand im Staate Jowa die Erscheinung eines Kreuzes am Himmel statt; worüber wir der katholischen Kirchenzeitung d. d. New-York den 10. November 1853 der Hauptsache nach Folgendes entnehmen: Pater Weninger, S. J. hielt Volksmissionen, unter andern auch zu Guttenberg am Mississippifluße, von Dubuque dreißig Meilen nördlich gelegen. Man war daselbst mit der Aufrichtung eines großen Missionskreuzes beschäftigt, als in demselben Augenblicke ein großes, lichtes, weißes Kreuz am Himmel erschien. Der Längebalken maß circa einhundert Fuß, der Querbalken fünfundzwanzig Fuß. Das Kreuz verweilte am Himmel beinahe eine Viertelstunde gerade über dem Platze, wo das Missionskreuz aufgerichtet wurde; sein Stamm hatte die Richtung von Morgen gegen Abend, der Querbalken von Süden nach Norden; und es verweilte so lange am Himmel, bis das Missionskreuz aufgerichtet und in dem Boden befestigt war. Alsdann löste es sich glorreich in Strahlen auf und verschwand wie lichter Dunst in den Höhen des Himmels. Die Zeichnung des Kreuzes war vollkommen regulär, bei einer Dicke von einundeindrittel Fuß. Zu beiden Seiten des Kreuzes sah man in gleicher Entfernung, eben so klar, als hell und deutlich, zwei Palmzweige in der Art, wie man dieselben auf Bildnissen der Martyrer zu zeichnen pflegt. Der Himmel war außerdem blau und wolkenlos. Man sagt, drei protestantische Frauen seien die ersten gewesen, welche auf diese himmlische Erscheinung aufmerksam gemacht hätten.

Wunder in China neuester Zeit.

In den Lettres edifiantes und in den Annales de la propagation de la foi sind viele Wunder aufgezeichnet, die in China geschehen sind. Unter andern wurde ein feuriges Kreuz am Himmel, von Tausenden von Heiden über ganz China gesehen und von demselben Zeichnungen veröffentlicht.

Wunder des heiligen Franz Xaver.

Als der heilige Franz Xaver in das Königreich Trabankor kam, fand er es ganz in Abgötterei versunken; als er es aber nach einigen Monaten verließ, war es ganz christlich. Der Küste entlang gründete er nicht weniger als fünfundvierzig Kirchen. Und wie die Arbeiten der ersten Apostel durch nachfolgende Zeichen bestätigt wurden, so bezeugten unzählige Wunder die fortwährende Gegenwart des heiligen Geistes bei diesem Gottesmanne. Selbst Kinder, die mit Gegenständen, welche seine Person, sein Kreuz oder seinen Rosenkranz berührt hatten, bewaffnet waren, konnten Teufel austreiben und Kranke heilen und wurden oft von ihm zu solchen Zwecken verwendet, wenn er keine Zeit hatte, den ihn von allen Seiten drängenden Einladungen Folge zu leisten. In Malakka kam eine gläubige Mutter, deren Kind drei Tage im Grabe gelegen war, zu ihm und bat ihn, er möchte ihr das Verlorne wieder zurückbringen; denn, sagte sie, Gott gewährt deinem Gebete Alles. Geh', erwiederte er, und eröffne das Grab, du

wirst es am Leben finden. Und darauf wurde in Gegenwart eines großen Zusammenlaufes von Zuschauern, welche sich versammelt hatten, um das Wunder zu sehen, da seine Kraft bekannt war, der Stein entfernt, das Grab geöffnet, und das junge Mädchen wurde am Leben gefunden.

Göttliche und teuflische Wunder in Indien.

Pater Emanuel Leitan schreibt im Jahre 1610 aus Ostindien: Ich habe Ihnen so außerordentliche Dinge mitzutheilen, daß ich, schriebe ich an irgend Jemand Anderen, als an einen Professor der Theologie, es für nothwendig halten würde, meinem Berichte, der Vorsicht wegen, eine Vorrede mit einer erklärenden Erörterung vorauszuschicken. Ich würde ihn warnen, über die Entfaltung so mancher geheimer Kräfte und Zauberkünste nicht erstaunt zu sein, da wir in einem Lande leben, wo der böse Dämon eine furchtbare und allgemeine Herrschaft ausübt und in welchem diese sichtbare Thätigkeit des Satans eine tägliche Thatsache ist, die vom ganzen indischen Volke erkannt wird und die Basis und das Motiv eines großen Theils ihres Gottesdienstes bildet. Ich würde ihn auch bitten, über die Wunder, welche Gott unter uns Christen wirkt, nicht bestürzt zu werden, da sie dem Christenthum zur Vermehrung dienen. Ohne Zweifel mag es einzelne Fälle geben, in welchen die Einfalt natürliche Ereignisse übertreibt und sie übernatürlichen Ursachen zuschreibt; man müßte aber blind oder über alles Maß hinaus verstockt sein, wollte man nicht in diesem Lande das Vorkommen unzähliger Wundererscheinungen beider Arten anerkennen. In heidnischen Ländern übt der Satan noch immer eine Macht aus, wie sie ihm früher erlaubt war, deren er aber nun in christlichen Ländern fast gänzlich beraubt ist.

Wunder der Missionäre in Amerika.

Pater Anchieta wirkte viele Wunder an Kranken. Die Portugiesen sandten ganze Bände Zeugnisse nach Rom. Die wilden Tamuyas glaubten, es wäre eine Macht in ihm und diese Meinung rettete sein Leben. — 1701 wurden zwei Franziskaner von den Aruanen gemartet. Man fand sie vollkommen erhalten, obgleich sie sechs Monate lang auf der Erde gelegen, den wilden Thieren, den Insekten und allen Witterungslaunen ausgesetzt und obgleich ihre Gewänder verfault waren. — Pater Claver starb im Jahre 1654 zwischen dem Magdalenenstrom und den Cordilleren. Drei Jahre später wurde sein Grab wieder geöffnet und Dr. Torrez, ein erfahrner Arzt, sagt eidlich aus, daß, obgleich der Sarg und Alles darin vollständig verfault und zerfallen war, doch der Leib mit allen seinen Häuten, Nerven und übrigen Theilen frisch und unversehrt geblieben, ungeachtet der Menge Kalk, der ihn bedeckt hatte.

Wunder in der ersten christlichen Zeit.

Zum Abte Apollonius kamen in einer Hungersnoth alle Einwohner der Umgegend mit Weibern und Kindern; er hatte drei Körbe Brode; davon theilte er Jedem mit, soviel er zur Sättigung brauchte und viele Monate lang nahmen

die Körbe nicht ab. Mutius besuchte einen kranken Einsiedler in der Wüste. Er hatte noch drei Stunden zu gehen und die Sonne war schon halb hinter den Horizont hinunter gegangen; er hieß sie stehen und sie stand, bis er angekommen war. Alle Einwohner des Landes bemerkten diesen Sonnenstillstand. — Ein Lahmer wollte zum heiligen Apolles gehen. Er setzte sich auf einen Esel. Die Sattelgurt war vom heiligen Apolles gemacht; als er beim Aufsitzen mit den Füßen diesen Gurt berührte, konnte er gehen.

Wunder Mariä.

Im Jahre 1760 fuhr eine Person zu Schiff nach Wien. An der steinernen Brücke scheiterte das Schiff und die Wellen rissen sie fort. Schon war sie im Wasser versunken; da rief sie die schmerzhafte Mutter Gottes zu Mariataferl an und plötzlich wurde sie von einer unsichtbaren Gewalt in die Höhe gehoben und wohlbehalten an's Gestade geleitet. Eine Weibsperson, die sie unter dem Wasser ergriff, wurde mit ihr gerettet.

Im Jahre 1857 am 21. Mai erlangte der Schmiedlehrling Simon Ludwig Eppensteiner, welcher zwei Jahre, zwei Monate, fünfundzwanzig Tage taubstumm gewesen, unter dem für ihn gelesenen Hochamte nach der heiligen Kommunion auf die Fürbitte Mariä Sprache und Gehör. — Im Jahre 1858 lag Maria Walter todt krank. Dreimal erschien ihr eine Person im Traume und sagte: Gelobe eine Wallfahrt zu Maria nach Aufhausen und du wirst gesund werden. Sie gelobte und ward gesund. — Im Jahre 1750 wurde in Hochkirch ein blindes Kind sehend und 1758 ein lahmes Mädchen, dem die Füße nach hinten standen, gerade. — Als der Pfarrer Johann Tausch an der Kirche baute, hatte er Samstags kein Geld, um die Arbeiter zu bezahlen. Er schloß sein Zimmer ab und ging in die Kirche beten. Als er zurück kam, fand er das nöthige Geld auf den Tisch aufgezählt.

Wunder der alten Mönche.

Nach dem Tode des Kaisers Julian entstand ein Erdbeben, welches die Wässer des Meeres über die Ufer trieb. Die Einwohner führten den heiligen Hilarion mit Gewalt zum Meere. Er machte drei Kreuze in den Sand und das Meer, lange brausend und gleichsam voll Unwillen sich widersetzend, floß allmählig in sich selbst zurück. — Einst fuhr Hilarion auf einem Getreideschiffe und Seeräuber wollten es berauben. Der heilige Hilarion streckte ihnen seine Hand entgegen und sprach: Bis hieher und nicht weiter! Sogleich wichen die Seeräuber zurück und so angestrengt sie auch ruderten, so kamen sie doch nicht näher, sondern mehr zurück. — Abt Besarion hieß einen durstenden Schüler aus dem Meere trinken, und das Wasser war süß. — Ein Altvater schickte einen Schüler zum Brunnen um Wasser und der Brunnen war weit, auch hatte er das Seil vergessen. Als er ankam, sprach er: O Brunnen, mein Abt hat mir befohlen, Wasser zu bringen. Und sogleich stieg das Wasser empor, bis er's erreichen konnte. — Der heilige Dominikus stand gerade am Ufer der Garonne, als ein beladenes Schiff untersank. Dominikus fiel auf sein Ange-

sicht und betete; dann stand er auf und rief: Im Namen Jesu Christi befehle ich euch Allen, an diesem Gestade zu landen. Die Versunkenen erschienen über dem Wasser und man half ihnen heraus. Das Volk sah es und dieses Wunder verschaffte ihm in den Augen der Ketzer eine besondere Ehrfurcht.

Wunder Pius IX.

Die französische Zeitschrift „Monde" bringt unter dem Titel: „Plötzliche, am 8. Oktober 1856 im Namen der unbefleckten Jungfrau und Pius IX. bewirkte Heilung", die Erzählung eines an der Person der Juliette D., Stubenmädchen der Madame P., wohnhaft Rue Vibello Nro. 11, vollbrachten Wunders. Juliette D. soll durch die Berührung mit einem Stücke von dem Habit des Papstes Pius IX. von einem Choleraanfalle geheilt worden sein. Priester der Kirche Notre-Dame des Viktoirs bestätigen die Sache uud geben einen ausführlichen Bericht darüber.

Wunderbarer Gesang beim Sterben zweier Personen.

Im Jahre 1866 lebte in Seedorf in Baiern eine Wittwe mit einem Knaben von neun Jahren. Dieser war kränklich und als es mit ihm zum Sterben kam, hörte man am Schutzengelfeste beim Aveläuten einen himmlischen Gesang durch drei Tage, bis der Knabe starb, jedesmal zum Aveläuten. Auch der Pfarrer erschien und hörte ihn, eben so der Bruder der Wittwe, ein berühmter Arzt. Als die Mutter den Knaben fragte, ob er den Gesang auch höre, sprach er: Ja Mutter, die Engelein holen mich ab; aber nach drei Tagen hole ich dich nach. Als der Knabe gestorben war, siechte die Wittwe und starb bald darauf. Auch bei ihrem Tode hörte man zur Zeit des Aveläutens diesen himmlischen Gesang; was der Arzt in einem Briefe an seinem Freund bezeugte.

Wunder können nur Katholiken wirken.

Der heilige Johannes Kapistranus hat viele Wunder gewirkt, deßwegen wurde er von den Ketzern, besonders von den Hussiten, stark angefeindet. Einst haben sie Einen aus ihrer Sekte durch Geld dahin vermocht, sich todt zu stellen. Sie veranstalteten ein feierliches Begräbniß, schickten aber früher zum heiligen Kapistranus mit der Bitte, den Jüngling wieder zu erwecken. Der Heilige erkannte durch Offenbarung des heiligen Geistes den Betrug und brach in die schrecklichen Worte aus: Dieser hat seinen Theil mit den Todten ewig, ewig! worüber die Hussiten lachten und sich verlauten ließen, daß sie in ihrer Sekte größere Heilige haben. Einer der Ihrigen erhielt den Befehl, zum Sarge hinzutreten und den Verstorbenen wieder zu erwecken. Dieser schrie: Peter, stehe auf! Aber der Peter rührte sich nicht. Er schrie dann, daß ihm die Kehle hätte platzen mögen; doch der Peter hört nicht. Er zog ihn bei der Nase; der Peter ist todt. Dieß öffnete Vielen die Augen; sie gingen zum heiligen Kapistran und schwuren ihren Irrthum ab.

Wunder katholischer Missionäre.

Als der heilige Franz Xaver in einem Dorfe am Vorgebirge Comorin in Indien angekommen war, fand seine Predigt durch einen Dollmetscher kein Gehör. In diesem Dorfe lag eine Frau schon seit drei Tagen in Kindsnöthen unter furchtbaren Schmerzen, die weder die Brahmanen, noch natürliche Mittel zu lindern vermochten. Xaver begab sich mit seinem Dollmetscher zu ihr, betete über sie, erklärte ihr die wesentlichen Grundsätze des Glaubens; das Weib glaubte, wurde getauft, war glücklich entbunden und genas vollkommen. Die ganze Familie der Frau warf sich dem Heiligen zu Füßen, baten um Unterricht und die Taufe und erhielten sie. Das Gerücht von diesem Wunder verbreitete sich bald nach allen Seiten hin; Alle, selbst die Angesehensten, eilten herbei, und verlangten die Taufe. In kurzer Zeit bekehrte er dreißig Dörfer. Zur Zeit des heiligen Franz Xaver gab es viele Krankheiten auf der Fischerküste; mit der Taufe und dem Aussprechen des Namens Jesu wurden sie gesund. Sobald Einer erkrankte, schickte er zu Franz; da dieser nicht überall hingehen konnte, schickte er kleine Kinder mit einem Kreuze von ihm, einem Rosenkranze oder einem Reliquienkästchen, welches die Kinder den Kranken auflegten — und Jeder ward gesund. Diese Knaben befreiten einmal einen Besessenen vom Teufel, indem sie ihm das Kreuz des heiligen Franz zu küssen gaben. Der heilige Franz begegnete einst einem Menschen, der vom Kopfe bis zu den Füßen mit Geschwüren bedeckt war; er wusch ihn, betete für ihn und der Mann wurde gesund. Er erweckte vier Todte: einen Katechumenen, Miranda genannt, welcher von einer giftigen Schlange gebissen worden; ein Kind, das in einen Brunnen gefallen war; einen Jüngling und ein Mädchen, welche an einem gastrischen Fieber gestorben waren.

Ein Wunder eigener Art.

Der heilige Franz Xaver wurde in Japan in der Stadt Amanguchi zu jeder Stunde bis tief in die Nacht mit unzähligen schwierigen Fragen bestürmt. Hier ereignete sich ein Wunder, einzig in seiner Art. Durch dasselbe vermochte der heilige Franz mehrere Menschen zugleich zu befriedigen, die ihn über sehr verschiedenartige, oft einander entgegengesetzte Dinge befragt hatten, als da sind: die Unsterblichkeit der Seele, die Bewegung der Himmelskörper, die Sonnen- und Mondesfinsternisse, die Farben des Regenbogens, die Sünde und die Gnade, das Paradies und die Hölle. Er hörte Alle, die sich an ihn wandten, ruhig an, sprach dann einige Worte, welche durch besondere göttliche Kraft und Einwirkung für das Gehör eines Jeden, nach seinem Bedürfniß verändert, geordnet, zuweilen vervielfältigt wurden, so daß Jeder auf seine besondere Frage eine befriedigende Antwort vernahm, als wäre der Heilige nur mit ihm allein beschäftigt gewesen. Den Fragenden konnte dieses Wunder nicht entgehen; sie bemerkten es mehrmals und geriethen in das höchste Erstaunen, indem sie bald den Heiligen, bald sich einander ansahen und sich in ein so unerhörtes wundervolles Ereigniß nicht zu finden wußten.

Wünsche.

Unsere Wünsche sind nicht immer gut.

Wollte Gott alle unsere Wünsche nach Reichthum, Ehre und Gesundheit befriedigen, so würden wir manche Tugend und dazu den Sinn für höhere Güter einbüßen. Es würde uns gehen, wie dem Veilchen; so lange es im Schatten und in magerer Gartenerde steht, hat es seinen lieblichen Wohlgeruch; wird es aber in die Sonne und in fetten Gartenboden versetzt, dann verliert es seinen Wohlgeruch.

Wünsche, böse, gerechte, gehen gerne in Erfüllung.

Im Großherzogthum Luxemburg wurde ein Haus gerichtlich versteigert. Einer der Betheiligten suchte das Haus, in dem er lange gewohnt, an sich zu bringen und setzte den höchsten Anbot. Schon wollte der Gerichtsaktuar zuschlagen, da erschien noch ein Lizitant, bot und wetteiferte mit Jenem. Da dieser merkte, daß der Letztere nur ihm zum Verdrusse, um ihn zu steigern, Anbote machte, rief er: Ich wollte schon, daß Der, welcher noch ein Gebot setzt, des jähen Todes sterbe! Sofort bot sein Gegner noch vier Thaler; aber einen Augenblick nachher stürzte er todt zu Boden.

Zauberei.

Die Zauberei wurde stets von der Kirche bekämpft.

Die Kirche hat sich zu fortgesetztem Kampf gegen die Zauberei genöthigt gefunden, der schon mit Paulus zu Ephesus und in seinem Briefe an die Kolosser und mit Petrus in seiner Abweisung Simon's angehoben und sich durch die ersten drei Jahrhunderte gegen die Sektenhäupter: Menander, Saturninus, Basilides, Karpokrates, Markus fortführte; bis im Manichäismus, nach dem Ausdrucke des großen Leo, Alles, was bei den Heiden Gemeines, bei den fleischlichen Juden Blindes, in den Geheimnissen der Zauberkünste Unerlaubtes, endlich in allen Ketzereien Gotteslästerisches und das Heilige Schändendes gewesen, wie in einem Pfuhle alles Schmutzes zusammengelaufen. Der Kirche ist die Zauberei Ketzerei, ja als Abfall von Gott der äußerste Gipfelpunkt und der Abgrund aller Ketzereien. Denn nach dem Ausdruck der Bulle Adrian's VI. übt die Zauberei, uneingedenk des eigenen Heiles, vom Glauben abfallend, das Kreuz mit Füßen tretend, die Sakramente mißbrauchend, den Teufel als Herrn und Gebieter anerkennend, in seinem Dienste und auf sein Antreiben Alles, was schändlich ist und jeglichen Greuel, auf Gefahr der Seele, der göttlichen Majestät zum Trotze und zum verderblichen Beispiele und Aergerniß für Viele.

Verblendung der Sinne durch Zauberei.

In einer Stadt schien die Tochter eines Bürgers durch Zauberei in ein Pferd umgewandelt, so daß man glaubte, sie sei nicht mehr ein Mädchen, sondern eine Stute. Man führte das Mädchen zum heiligen Makarius und bat ihn um Hilfe. Dieser sagte: Das Mädchen hat nichts Thierisches an sich, die

Täuschung liegt in eueren Augen durch Verblendung des Teufels. Er betete über sie, salbte sie mit dem Oel und das Mädchen erschien von nun an wieder Jedem in weiblicher Gestalt.

Liebe durch Zauberei erzeugt.

Bevor Karl der Große die christliche Vollkommenheit erlangt hatte, verliebte er sich so sehr in ein gemeines Weib, daß er alle Regierungsgeschäfte vernachläßigte. Gott ließ dieses Weib sterben. Karl ließ die Leiche balsamiren und behielt sie in seinem Zimmer, umarmte und küßte sie fortwährend. Da offenbarte Gott dem Bischof von Köln, und befahl ihm, zum Kaiser zu gehen und den Ring, den die Leiche im Munde habe, zu entfernen. Der Bischof that's; augenblicklich war die Liebe verschwunden und verwandelte sich in solchen Abscheu, daß er nicht einmal den Namen dieses Weibes mehr hören konnte. (Petrarcha lib. I. Epist. 3.)

Zauberer haben keine Macht über heilige Menschen.

Lucian und Marcian waren zwei heidnische Zauberer, welche durch ihre Schwarzkunst viel Unheil anrichteten, zu denen Alle liefen, welche Jemandem schaden wollten. Einst sahen sie eine schöne christliche Jungfrau, an der sie ihre teuflischen Künste anwendeten, um sie zu mißbrauchen. Die bösen Geister aber antworteten: Wenn ihr Seelen verderben wollet, die Gott nicht kennen, so wollen wir euch helfen; über diese heilige Jungfrau aber haben wir keine Gewalt. Da die Geister solches offen bekannten, stürzten sie wie todt vor Angst und Schrecken zu Boden. Als sie wieder zu sich kamen, sprachen sie zu einander: Dieser Jesus, den die Christen verehren, muß mehr Macht haben, als die Teufel. Sie ließen sich taufen, predigten selbst Christum und starben als Martyrer.

Zaubermittel.

In Krankheiten soll man keine Zaubermittel gebrauchen.

Der heilige Bernard wurde als Kind von einem Kopfübel geplagt, dessen Heftigkeit aller Heilmittel spottete. Es bot sich eine Frau an, ihn zu heilen. Kaum aber bemerkte das heilige Kind gewisse abergläubische Gegenstände in den Händen dieser Frau, als es sich mit Heftigkeit von seinem Bette erhob und sie aus dem Zimmer jagte, indem es einen Schrei des Unwillens gegen Jene ausstieß, die ihm durch die verhaßten Mittel der Zauberei seine Gesundheit wieder verschaffen wollte. Der Herr belohnte es augenblicklich; das Uebel verschwand plötzlich und das Kind verließ ganz gesund und mit herzlicher Freude sein Krankenlager.

Zehent.

Neubekehrte geben den Geistlichen willig den Zehent.

Auf Ceylon ist die Armuth groß, weil es dort wenig Gewerbe gibt. Dennoch sind die Bekehrten der katholischen Kirche am willigsten, aus eigenen

Mitteln zum Unterhalt ihrer Geistlichkeit und Kirchen beizutragen und ihre Gaben zeugen von einer außerordentlichen Freigebigkeit. Alle Fischer sind Katholiken, und der Zehent, den sie entrichten, beträgt im Jahre zehntausend Pfund. Viele der römischen Kirchen in Colombo sind aus den Ersparnissen frommer Fischer erbaut. Die Katholiken der Fischerküste bauen in Negambo ganz auf ihre eigenen Kosten eine neue Kirche. Sie weigern sich, das Geld zu nehmen, das Leute anderer Kasten, wenn auch römische Katholiken, beizutragen bereit sind. Sie opfern den Erwerb ihrer Fischerei einen Tag in der Woche für diesen Zweck.

Zeichen.

Wir sollen die Zeichen der Zeit zu unserem Seelenheile deuten und anwenden.

Der Hahn pflegt des Nachts zu krähen, in der Regel zwischen ein und zwei Uhr nach Mitternacht, und kündigt damit den nahen Morgen an; denn in seinem Instinkte fühlt er die Nähe der aufgehenden Sonne. Krähet er vor Mitternacht, so bedeutet das eine Veränderung der Witterung, wovon er ebenfalls ein Vorgefühl hat. Dieß wissen die Menschen aus häufiger Beobachtung. Gleichwie wir auf das Krähen des Hahnes als auf ein Witterungszeichen Acht geben, so sollen wir auch auf jene Zeichen achten, welche die Vorsehung Gottes herbeiführt, um uns auf unsern Seelenzustand aufmerksam zu machen. Du hast einen sündhaften Plan entworfen; Gott erweckt dir Tadel, Verweise, Hindernisse und Schwierigkeiten; merke auf dieses Zeichen und gib den Plan auf! Du bist lau in der Kinderzucht; darum hörst du überall her Klagen über deine Kinder; du kömmst ihretwegen in Verlegenheit und Schande; es ist ein Zeichen von Gott; handhabe eine schärfere Kinderzucht! Deine Geschwätzigkeit, deine Zornmüthigkeit, Unredlichkeit, Gottesdienstversäumniß, deine Hoffart und Geschlechtsluſt bereiten dir Unannehmlichkeiten; es sind Zeichen von Gott, die dich zur Ablegung mahnen. Beichtvater und Aeltern mahnen dich, ein gewisses Haus zu meiden; es sind Zeichen von Gott; folge! Christus will, daß wir eben so sorgfältig auf die Zeichen merken, wodurch uns Gott auf unser Heil aufmerksam macht, als auf die Zeichen der Witterung. Matth. 16, 2 sagt er: Wenn es Abend geworden, so saget ihr: es wird schön Wetter werden, denn der Himmel ist roth; und am Morgen saget ihr: heute wird stürmisches Wetter sein, denn der Himmel ist röthlich und trüb. Die Gestalt des Himmels wisset ihr also zu beurtheilen, aber in die Zeichen der Zeit könnet ihr euch nicht finden? Christus will also, daß wir Alles, was um uns und mit uns vorgeht, große und kleine Ereignisse, auf unsern Seelenzustand beziehen; weil Gott auch das Kleinste entweder zur Tugendübung oder zu unserer Bekehrung und Besserung lenket.

Zeit.

Die Zeit hat goldenen Werth.

Die Zeiger und Ziffern der Uhren auf Kirchthürmen sind vergoldet; warum? etwa, damit sie sichtbar seien? Nein; dieß könnte man besser durch

die weiße Farbe erzwecken. Man vergoldet sie, um anzuzeigen, daß die Zeit goldenen Werth habe.

Verdammniß folgt auf den schlechten Gebrauch der Zeit.

Als ein frommer Ordensmann in seinem Gebete begriffen war, vernahm er ein abscheuliches und entsetzliches Heulen. Als er nach der Ursache desselben fragte, erhielt er zur Antwort: Ich bin eine verdammte Seele; ich und alle anderen ewig Verlornen bedauern und beklagen Nichts so sehr, als den Verlust der Zeit. (E. Rumbert. de 7 donis.)

Jede Zeit hat etwas Lästiges.

Unter Kaiser Augustus war ganz Europa, Asien und Afrika den Römern unterthänig; die Schätze aller Länder waren nach Rom geflossen; man hatte Theater und unentgeltliche Schauspiele, Bäder und schöne Straßen. Vieles aber, was wir in unsern Städten haben, vermißten die Römer, die Thürme an den Tempeln, das Glockengeläut, die Thurmuhren, das Kanoniren, die Wachtparaden, die Schildwachen an den Thoren und öffentlichen Gebäuden, die Wind- und Wassermühlen. Die Reichsten hatten in ihren Häusern sehr viel Rauch, denn Schornsteine kannte man noch nicht, zu allen Thüren und Fenstern schlug der Rauch auf die Gassen. Glasfenster hatte man auch noch nicht. So hat jede Zeit etwas Lästiges.

Schlechte Zeiten.

Unter dem griechischen Kaiser Justinian I. eroberte Narses ganz Italien von den Ostgothen zurück. Das unglückliche Italien war in diesem fürchterlichen Kriege fast zur Einöde geworden; Dörfer und Städte lagen in Asche und Schutt. Das baare Vermögen war aus dem Lande gezogen oder vergraben, Gewerbe und Handel lagen vernichtet, in langer Zeit waren Pflug und Sense nicht gebraucht. Mehrere Millionen waren durch das Schwert gefallen, im Gebiete von Picenum rechnete man in einem Jahre fünfzigtausend verhungerte Menschen. Die Kriege und das Elend dauerten noch Jahre lang; denn der abgesetzte Narses rief die Longobarden in's Land.

Schlechte Zeiten sind Strafen Gottes.

Frankreich war im Jahre 1578, als der heilige Franz zum ersten Male dahin kam, in dem jammervollsten Zustande. Der Bürger- und Religionskrieg, der dasselbe unter Franz II. und Karl IV. verheert hatte, dauerte mit derselben Wuth unter Heinrich III. fort. Vier katholische und eben so viele hugenottische Heere hatten die Provinzen verwüstet, Städte eingenommen und wieder zurückgewonnen, geplündert und zerstört; umgestürzte Kirchen; die uralte Religion aus dem Reiche verbannt oder schlecht befestigt; Zwietracht und Uneinigkeiten in allen Theilen des Staats, ja oft in der Familie; Unterthanen, die wider den König sich empört hatten; das Ansehen des Königs von vielen Tyrannen angegriffen; der Fürst selbst, ein Weichling, gehaßt und verachtet; die Gesetze

mit Füßen getreten; die Gerechtigkeit ohne Gewalt und Ansehen; die Gottlosigkeit, Gotteslästerung und Gleichgiltigkeit gegen die Religion, vom Hofe ausgehend, in alle Theile der Monarchie verbreitet: dieß Alles waren ebensoviele Merkmale des göttlichen Zornes, der Frankreich mit dem Greuel der letzten Verwüstung bedrohte. Unter solchen Umständen kam Franz nach Paris.

Ein Beispiel von schlechten Zeiten, als Strafe des Abfalls von der Kirche.

Die Raubkriege Ludwig's XIV. von Frankreich brachten halb Europa gegen ihn in Waffen. Er beschloß, die angrenzenden Provinzen, besonders Deutschland, zu Wüsten zu machen. Im Jahre 1688 schickte er ein starkes Heer an den Rhein. Speier, Worms, Mainz, Mannheim und andere kleine Städte waren bald genommen und nun ergoßen sich die Franzosen wie eine Fluth über Deutschland. Stuttgart wurde seiner Mauern beraubt. In der Pfalz bezogen die Franzosen ihre Winterquartiere und im Jänner 1689 begann die Verheerung, erst mit Dörfern und kleineren Städten. Die Bewohner wurden halb nackt auf's freie Feld getrieben, wo viele verhungerten oder auf dem Schnee erfroren, und dann die Oerter angezündet. Im März wurde das kurfürstliche Schloß zu Heidelberg in die Luft gesprengt; die berühmten Ruinen sind noch zu sehen. In Mannheim hatten die Bürger den Franzosen willig Nahrung und Geld gereicht, so viel sie aufbringen konnten, aber zum Lohne wurden sie gezwungen, ihre Stadtmauern niederzureißen und ihre Gebäude durch Pulver in die Luft zu sprengen. Das ging den Franzosen zu langsam; sie zündeten die Stadt an, keine Spur von Gebäuden blieb übrig; denn damals baute man von Holz. Die Bürger wollten zu ihren entfernten Verwandten ziehen, wurden aber mit Säbelhieben nach Frankreich hineingetrieben. Die schönen Städte Offenbach, Kreuznach, Bruchsal, Pforzheim, Baden, Rastadt und viele kleinere hatten alle Mannheims Schicksal. Die Städte Worms und Speier kamen am härtesten weg. Sie hatten sich den Franzosen ergeben, gegen die Bedingung, einhundert Mann Franzosen gegen Entschädigung aufzunehmen; aber die Franzosen hielten kein Wort, sie mußten sechs Mal mehr Besatzung einnehmen, umsonst, ihr Geschütz ausliefern, ihre Mauern niederreißen, ihre Kornvorräthe in die französischen Festungen fahren, und als die armen Bürger das Alles sieben Monate lang geleistet hatten, hieß es, sie sollten ihre Habe einpacken, denn ihre Städte würden zerstört werden. Die Unglücklichen warfen sich vor den Franzosen auf die Kniee und streckten flehend ihre Hände aus. Umsonst, erhielten sie zur Antwort, der König will es! Sie lieferten den Bürgern einige hundert Wagen, ihre Sachen fortzuschaffen. Die Bürger luden also ihre Geräthe und Waaren auf; aber die Franzosen sagten: Nein, erst euere Lebensmittel; und als diese aufgeladen waren, fuhren die Franzosen damit von dannen in ihre Festungen. Beide Städte wurden dann eingeäschert und noch sechs Wochen darnach durchsuchten die Franzosen die Keller und fanden viele Beute. Die Gebeine der alten deutschen Kaiser warfen sie aus der Kirche hinaus auf's Feld, die silbernen Särge waren ein willkommener Fund. Ueberall waren Wachen

aufgestellt, damit die Bürger keine Nachlese halten konnten. Zwölfhundert Ortschaften wurden nebstdem noch vom Erdboden vertilgt. Dieses Elend dauerte in Deutschland zwölf Jahre; darauf folgte der schreckliche spanische Erbfolgekrieg. Dieß war zugleich eine Strafe Gottes, weil die Deutschen größtentheils die katholische Religion mit der lutherischen Ketzerei vertauscht hatten.

Zorn.

Der Zorn ist eine abscheuliche Leidenschaft.

Die Schrift sagt: Der Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist. Der Zorn in seinen Aeußerungen ist etwas Abscheuliches. Man denke nur die Verzerrung der Gesichtszüge, das Brüllen der Stimme, das Fürchterliche des Blickes, die Erbitterung und Wuth im Gemüthe, das Fluchen, Spotten, Lästern, Schimpfen, das Schlagen und Mißhandeln, das Zertrümmern. Das Alles macht den Zornigen abscheulich vor Gott und Menschen. Der Zornige gleicht recht dem Stunke. Er ist von der Größe eines Kaninchens. Wird das Thier gejagt oder erzürnt, so spritzt es aus seinen zwei Säcken einen entsetzlich stinkenden Saft hinter sich, wohl achtzehn Fuß weit, der auf hundert Schritte rings umher die Luft verpestet. Der Jäger kann nicht mehr Athem holen und die Hunde drücken ihre Nase auf den Boden; ein Tropfen dieses Saftes im Kleide verursacht Monate lang einen unerträglichen Geruch. Gezähmt gibt er den Saft nicht von sich; aber man muß ihn in Ruhe lassen. Du Zorniger, diesem Thiere gleichest du im Augenblicke des Zornausbruches. Du sollst diesem Thiere nicht gleichen; darum sollst du deinen Zorn bezähmen; der Christ soll die Feinde lieben, er soll segnen, die ihn hassen und ihn verfolgen, Gutes thun Denen, die ihn beleidigen.

Der Christ muß seinen Zorn beherrschen lernen.

Seid langsam zum Zorn, sagt die Schrift. Gott verbietet hier den Zorn, namentlich den Jähzorn, welcher schnell aufbrauset, die Vernunft betäubt, der Ueberlegung zuvorkommt und thut, was nicht recht ist. Gott will, daß wir die angeborne Zornmüthigkeit beherrschen. Uns kann der Adler zum Muster und zur Beschämung dienen. Wenn er sich sehen läßt und über den Thälern und Ebenen herum schwebt, dann bemerken ihn die Elstern, Raben, Bachstelzen, Schwalben und andere kleine Vögel; sie erheben großes Geschrei, stoßen nach ihm, necken ihn; er aber fliegt ruhig im Kreise umher und läßt sich von dem Geschrei und Necken nicht erzürnen; sie können ihn lange necken und höhnen, bis er einen Vogel mit dem Tode bestraft. Ist es nicht eine Schande für uns, daß wir uns so leicht erzürnen? Seid langsam zum Zorn!

Ohne Zorn keine Sanftmuth.

Gott verlangt von allen Menschen die Tugend der Sanftmuth. Christus sagt: Lernet von mir sanftmüthig und demüthig sein; und: Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Dieß ist nicht die natürliche, sondern christliche Sanftmuth. Jene besitzen Menschen, denen die Natur

ein kaltes Blut, wenig Gefühl und Reizbarkeit verliehen, die nur schwer in Zorn gerathen; diese aber erlangt man durch die Gnade und freier Mitwirkung, durch Beherrschung des Zornes, und sie kann immer geübt werden, auch bei großem Reiz zum Zorne. Jene besitzt auch der Elephant, diese nur der Christ. Auch der Elephant ist sanft, so lang er nicht gereizt wird; er geht ohne Führer in den Städten umher, trägt die Lasten in das Haus seines Herrn, gleich dem Hunde bei uns; er kränkt keinen Menschen, der ihn nicht neckt. Wird er aber gereizt, dann ist auch der zahmste Elephant in solchen Fällen nicht immer seines Zornes Meister. Der Christ muß aber immer, auch gereizt und geneckt und beleidigt, seines Zornes Meister bleiben; und das ist die christliche Sanftmuth.

Der Zorn entstellt Gesicht und Seele.

Der Zornige gleichet dem Truthahn, wenn er böse ist, wo seine Fleischlappen am Kopfe rothblau anschwellen, wo er seinen Schwanz radförmig ausbreitet, wo er einen widrigen kollernden Schrei von sich gibt, wo er gravitätisch einherschreitet und lächerliche Stellungen einnimmt; was muthwillige Knaben veranlaßt, ihn noch mehr zu reizen, um sich beim Anblick seiner Grimassen zu belustigen. Solche Wirkungen bringt der Zorn auch beim Menschen hervor. Es schießt ihm das Blut in's Gesicht, die Augen rollen, Wangen und Stirne färben sich hochroth, die Stirnadern schwellen an, die Augenbrauen ziehen sich drohend zusammen, der Mund fletschet und schäumt, die Hände ballen sich, die Stimme wird ein widerliches Kreischen und Blöcken; der ganze Mensch macht solche Grimassen, daß er zuweilen Furcht einflößt, mitunter aber auch den Muthwillen nur noch mehr reizt, daß er in diesem Zustande zur Zielscheibe des Spottes dienen muß. Da nun das Gesicht der Abglanz und Spiegel der Seele ist: welch' eine Häßlichkeit würde man da erblicken, wenn man wie der Allwissende die Seele im Zustande des Zornes schauen könnte! Widerstehe dem Zorn; denn er entstellt Gesicht und Seele.

Wir können das fünfte Gebot nicht erfüllen ohne Bezähmung des Zornes.

Du sollst nicht tödten. Was reizt den Menschen zum Todtschlag? Der Zorn. Man muß also den Zorn bezähmen; wer das thut, wird das Verbrechen des Todtschlages nicht begehen. Der Zorn gleichet in seiner Wirkung dem Gifte der Curacanspinne; dieses Gift tödtet, sobald das Thier gebissen hat und es in's Blut kommt; so lang sie es an sich hält, ist es unschädlich. Läßt du deinen Zorn aus, so tödtet er; hältst du ihn zurück, so tödtet er nicht.

Der Zorn tödtet seine Leibeigenen.

Ein Soldat, welcher als Unteroffizier ausdiente und mehrere Kriege mitgemacht hatte, kaufte sich eine Bauernwirthschaft. In seinem Dorfe liegen Kavalleristen. Er sollte einst zwei Soldaten halten, was er nicht gerade schuldig war, was sich jedoch für den Richter nicht anders thun ließ. Er erzürnte sich, ging zum Richter, zankte mit ihm und wollte ihn schlagen; da aber der Ge-

schworne zu Hilfe gerufen wurde, kam er mit verhaltenem Zorne nach Hause, trank Bier, bekam das Gallenfieber und in acht Tagen war er eine Leiche. Der Zorn tödtet seine Leibeigenen.

Der Zorn wirkt verheerend.

Der Zorn gleicht in seiner Wirkung den Gießbächen. Oft im Sommer und Winter trocknen oder gefrieren sie aus Mangel an Wasser aus. Ergießt sich aber ein Gewitter auf den Bergen, dann schwellen sie an, treten aus und verwüsten Felder und Wiesen. So der Zorn. So lange der Mensch gut ist, sieht man ihm nicht an, wie boshaft und barbarisch er handeln kann, wenn er zürnt.

Der Zornige schadet sich oft selbst am meisten.

Ein Fuhrmann vom Gebirge fuhr in Kaaden den Brückenberg aufwärts, hatte zu schwer geladen, die Pferde konnten es nicht erziehen. Im Zorne schlug er die Pferde unmenschlich. Doch die Strafe Gottes traf ihn schnell; eines der mißhandelten Pferde schlug aus, traf ihn auf die Geschlechtstheile, womit er ebenfalls gesündigt haben mochte; man mußte ihn halb todt mit den Pferden in's Gasthaus zum goldenen Schiff zurückschaffen. Es kam der Brand dazu, der ihm unter schrecklichen Schmerzen unerbittlich den Tod brachte.

Der Zorn macht den Menschen zum Mörder.

Die Gemeindezeitung erzählt im Oktober 1863 von einem Bürgermeister in Steiermark, daß er Abends betrunken nach Hause kam und von seiner Frau Essen verlangte. In Ermanglung von etwas Anderem wollte sie ihm Eier sieden, das Wasser war schon heiß; aber es dauerte ihm zu lange. Im Zorne ging er in die Küche, ergriff den Topf und wollte das siedende Wasser der Frau auf den Hals gießen, traf aber in der Verblendung sein dreijähriges Kind, dem die Augen ausfloßen und das am dritten Tage starb. O Trunk! O Zorn!

Jäher Zorn macht zum Mörder.

In Niedereutern gerieth ein Bauer mit seinem Weibe in Wortwechsel, in dessen Verlaufe er einen vier Pfund schweren Brodlaib nach ihr warf und sie damit in die Bauchgegend traf. In Folge dessen zerriß ihr der Dünndarm und sie fand den Tod. (Gemeindeztg.)

Der Zorn macht dumm und teuflisch.

Ein Bauer bei Klösterle fuhr mit einem Pferde und hatte zu viel geladen. Da das arme Thier den Wagen nicht erziehen konnte, wurde der Bösewicht zornig, nahm die Peitschenschnur, wickelte sie um die Zunge des Pferdes und ging voraus. Das Pferd wurde natürlich vor Schmerz wüthend und folgte dem Ziehenden mit aller Anstrengung einige Schritte nach, bis die Zunge entzwei geschnitten war, worauf es zusammenstürzte und sich verblutete. Ist für solche Teufel die Hölle zu viel?

Unmäßiger Zorn und seine Folgen; zugleich ein ungerechter Zorn.

Im Jahre 1468 unter der Regierung Karl's von Burgund spielte Arnold, der Ritter von La Hamaide, der Bastard genannt, mit einigen Freunden Ball. Es bot sich ein zweifelhafter Wurf dar; lebhafter Wortwechsel erhob sich; endlich wählte man, mit Zustimmung aller Parteien, einen Schiedsrichter. Ein ehrlicher Kanonikus war gerade gegenwärtig; dieser prüfte den Wurf und entschied gegen Arnold de La Hamaide. Dieser, in seinem Stolze verletzt, gerieth in solche Wuth, daß er den Kanonikus tödten wollte. Man hielt ihn zwar zurück, doch er schwur ihm mit einem so leidenschaftlichen Tone Rache, daß sich der erschrockene Kanonikus alsbald entfernte und sich sorgsam verbarg. Da der Bastard vermuthete, er habe sich zu seinem Bruder in ein benachbartes Dorf geflüchtet, so eilte er dorthin, traf aber bloß den Bruder, der ganz arglos war. Den Kanonikus! schrie Arnold, ich will den Kanonikus; wenn du ihn mir nicht augenblicklich auslieferst, so bist du ein todter Mann! Seine Augen funkelten vor Zorn, wie er so sprach. Lieber Herr, sagte der Landmann, den jetzt Zittern erfaßte, mein Bruder, der Kanonikus, ist nicht hier; hat er Sie vielleicht irgend wie beleidigt, so bedenken Sie doch, daß ich daran unschuldig bin. Er ist hier, du Bauernhund, versetzte der stolze Bastard; ich bin überzeugt, daß er hier ist und daß du ihn vor mir verbirgst. Er hat mich beleidigt, er hat mir Unrecht gegeben, wo ich Recht hatte. Ich will sein Blut! Lieber Herr! Gott schütze Sie! Kommen Sie doch zu sich. Hat mein Bruder Unrecht gethan, so wird er seinen Irrthum wieder gut machen. Du gestehst also, daß er hier ist, brüllte der Bastard mit schäumendem Munde, und du entschuldigst ihn noch; ich sage dir, ich muß sein Blut haben; ich gehe nicht eher von hier weg, bis ich mich an ihm oder an dir gerächt habe. Der Bruder des Kanonikus fiel auf die Kniee, weinte und beschwor mit gefalteten Händen seine Unschuld, rief Gott zum Zeugen, daß sein Bruder nicht in seinem Hause sei und flehte um Gnade. Doch das besänftigte nicht das Herz des wüthenden Arnold. Mit einem Schlage seines schweren Degens hieb er dem armen Manne die Hände ab, die er knieend zu ihm emporstreckte und mit einem zweiten Schlage durchbohrte er ihm die Brust. Er durchstöberte das Haus, fand Nichts, wischte seinen Degen ab und ging kaltblütig nach Hause. Der Mörder rechnete auf seinen Rang und erschien selbst in Brügge beim Empfange der herzoglichen Braut. Karl von Burgund sah gleich beim Beginne seiner Regierung so viel Zügellosigkeit unter dem Adel, daß ihm ein Vorfall wie dieser erwünscht war. Er hatte von dem Morde gehört, ließ den Mörder gefangen nehmen und trotz aller Fürbitten enthaupten.

Der Zorn erniedrigt den Menschen unter das Thier.

Kaiser Karl V. hatte einen Affen, mit dem er Schach spielte. Der Affe war geschickt, wohl abgerichtet, ein guter Spieler, aber ein schlechter Höfling. Eines Tages spielte er mit seiner Majestät, das Spiel stand für den Affen

sehr vortheilhaft, er zeigte seinen Sieg durch einen Luftsprung an und warf die Steine zusammen. Karl V. ärgerte sich so über diesen Streich, daß er zornig aufsprang und dem Affen das Schachbrett an den Kopf warf. Da machte der Kaiser einen ungalanten Spieler. Als Karl V. wieder kaltblütig geworden, lud er den Affen ein, sich wieder an den Tisch zu setzen, um von Neuem zu spielen. Das Thierchen, dessen Kopf blutete, wollte Anfangs nicht mit einem so unartigen Kämpfer in die Schranken treten; doch Karl fuhr ihn so heftig an, daß er wohl oder übel gehorchen mußte, und da er kein größerer Schmeichler geworden, so warf er von Neuem das Spiel über den Haufen; denn das war so seine Manier, wenn er gewann. Doch er hatte nicht sobald die Figur gesetzt, die den Kaiser matt machte, als er sich flink unter den Tisch duckte, um einem Zorne auszuweichen, dessen Gewicht er soeben gefühlt hatte. Da erst erkannte Karl, zu welcher Kleinheit der Zorn den Menschen erniedrigen könne; er schämte sich vor sich selbst und zürnte nicht mehr, wenn er gegen den Affen verlor.

Der Christ muß den Zorn beherrschen.

In der Legende vom heiligen Christophorus wird erzählt, daß ihm, als er vor den Prätor geführt wurde, um über seinen Glauben Rede zu stehen, von einem der Schergen ein Streich in's Gesicht versetzt ward. Christophorus, ein Krieger von eben so tapferem Muthe, als robuster Stärke, warf einen bedeutsamen Blick auf den Unverschämten und sprach drohend: Wäre ich nicht ein Christ — —! d. h. wäre ich nicht ein Christ und als solcher verpflichtet, meinen erregten Zorn zu mäßigen, so würdest du es bezahlt erhalten. Möchten doch auch wir durch den Gedanken, daß wir Christen sind, unsere auffahrende Hitze dämpfen und sie zu mäßigen uns bemühen.

Unvernünftiger grundloser Zorn von Gott gestraft.

In St. Hubert in Ungarn lebten zwei Nachbarn friedlich als gute Freunde neben einander. Bei der Landtagswahl entzweiten sie sich; der Eine wählte L.., der Andere N... Darüber zürnte Jener nicht wenig. Er offenbarte jedoch seinen Groll nicht, sondern dachte im Geheimen darüber nach, wie er seinem Nachbar einen Possen spielen könnte. Gar bald fand sich eine Gelegenheit. Dieser Nachbar hatte nämlich sehr viele Ratten im Hause, weßhalb er Ratteneisen aufgestellt hatte. Wart, denkt sich der Andere, du sollst einmal einen sehr unliebsamen Fang machen. Er stieg des Nachts in des Nachbars Hof, schlich sich behutsam zur Falle hin und wollte dort ein natürliches Bedürfniß befriedigen. Doch als er sein unsauberes Vorhaben kaum begonnen hatte, fing er jämmerlich zu schreien an, so daß der Nachbar mit seinen Leuten herbeieilte, um zu sehen, was es denn gäbe? Um Gottes willen, was ist denn geschehen? rief er aus, als er des Nachbars ansichtig wurde. Doch dieser war vor Schmerz in Ohnmacht gefallen; denn die Falle schnappte bei der ersten Berührung zusammen und hielt mit ihren scharfen Spitzen den Bauer bei einem Körpertheile — gefangen. Die komische Lage änderte sich bald in eine sehr

traurige; denn die Verwundung war eine so gefährliche, daß trotz schnell angewandter Hilfe nach wenigen Tagen der Tod erfolgte. (Gemeindeztg.)

Jäher Zorn macht dumm.

Franz d'Estamps, Markgraf von Mauny, trat eines Tages in das Kabinet Ludwig's XIII. und antwortete stammelnd auf die Frage des Königs. Der König, welcher ebenfalls stammelte, glaubte, daß Mauny ihm nachäffe; er gerieth in Zorn, faßte den Markgrafen beim Arme und wollte ihn durch seine Leibwache tödten lassen. Glücklicher Weise trug sich dieser Vorfall in Gegenwart des Kardinals Richelieu, des ersten Ministers des Königs, zu, welcher Ludwig besänftigte und sagte: Wissen Euer Majestät denn nicht, daß der Markgraf ein Stammler ist? Ich bitte, verzeihen Sie ihm den Fehler einer schweren Aussprache, wofür er selbst nicht vor Gott verantwortlich ist. Ludwig, beschämt wegen seines Jähzorns, umarmte Mauny, welcher von dieser Zeit an sein bester Freund wurde. Wäre der Kardinal nicht zugegen gewesen, so würde der unglückliche Markgraf in Folge einer unfreiwilligen Beleidigung das Opfer eines blinden und ungerechten Zornes geworden sein. (Hileger S. 46.)

Der Zorn verleitet zu thörichten Handlungen.

Cyrus hatte sich auf seinem Kriegszuge nach Babylon an dem Flusse Gyndes gelagert. Da sprang eins von den muthigen weißen Rossen, welche nach Persersitte der Sonne geheiligt waren, in das Gewässer und wollte durchschwimmen; allein der reißende Strom überwältigte es und zog es in seine Strudel hinunter. Cyrus wurde so kindisch erbittert, daß er dem Flusse drohte und schwur, ihn zur Strafe für das ersäufte Pferd so schwach zu machen, daß Weiber durchgehen könnten, ohne sich die Kniee zu benetzen. Sogleich schob er den Zug nach Babylon auf und befahl seinen Soldaten, auf beiden Seiten des Flusses dreihundertundsechzig Abzugsgräben zu machen. Ueber diese Arbeit ging ein ganzer Sommer hin und der Stifter der persischen Monarchie konnte nun doch sagen, daß er — einen Fluß gezüchtigt habe.

Man muß seinen Zorn beherrschen.

Philipp II., König von Spanien, zeichnete sich oft durch Ruhe bei Vorfällen aus, die manchen Andern zum Zorne reizen würden. Einmal hatte er die ganze Nacht mit seinem Sekretär gearbeitet, um eilige Depeschen nach Frankreich auszufertigen. Als der wichtigste Bogen fertig war, ergriff der Sekretär statt der Sandbüchse — das Dintenfaß, und goß diese über die Schrift. Der Schrecken nahm ihm alle Sprache; aber statt zu zürnen, hielt ihm Philipp beide Gefäße nacheinander unter die Augen und sagte nur: Hier ist das Sandfaß, und hier das Dintenfaß.

Die Heiligen bereuen auch ihren gerechten Zorn.

Der selige Aegidius hielt einmal unter freiem Himmel eine Predigt. Ein Hahn, der in der Nähe war, hörte nicht auf, zu krähen und störte den

Heiligen. Dieser, von dem Gekrähe des Hahnes beunruhigt, schleuderte seinen Stab nach ihm, um ihn zu verscheuchen, warf aber den Hahn todt. Einige Zuhörer entfernten das todte Thier sogleich, damit der Heilige nicht betrübt werde. Als nun dieser seine Predigt geendet hatte, fragte er, wo der Hahn hingekommen sei, und als er hörte, daß er todt sei, bat er, traurig hierüber, daß man ihm das Thier bringe. Als man ihm den Hahn zu Füßen gelegt hatte, rief er, sich selbst anklagend aus: O heilige Maria, ich habe in der That böse gehandelt, daß ich mich von der Hitze so hinreißen ließ! Hierauf blickte er zum Himmel und eine kurze Zeit betend berührte er mit dem Stocke den Hahn und sprach: Stehe auf, stehe sogleich auf und erhebe deine Stimme wieder zum Lobe des Schöpfers. Siehe, sogleich erhob sich der Hahn, schlug die Flügel und krähte zur Freude des staunenden Volkes.

Der Zorn führt zur Besessenheit.

Der im Zorne Wüthende ist an sich schon eine Art von besessenen Menschen; der Affekt hat ihn ergriffen und bemeistert, wie der Teufel Den bewältigt, welchen er besitzt; Vernunft und Seele sind zurückgedrängt und der tobende Geist herrscht in ihrem Hause. Häufig sind daher die Beispiele Solcher, die mitten im Zorne besessen wurden. Hans Geisselbrecht, Bürger zu Spalt, hat sich zum zweiten Male mit Apollonia aus Leutershausen, im Markgrafenthum Brandenburg, verheirathet, und ein Jahr lang hatten sie ruhig miteinander gehaust; dann aber hatte es der leidige Eheteufel dahin gebracht, daß zwischen ihnen bei Tag und Nacht viel Zankens, Haderns, Grimmens, Keifens und Geiferns gewesen ist. Einst im Jahre 1582 war der Mann wohl bezecht nach Hause gekommen, und hatte seinem Gebrauche nach mit seiner Frau zu zanken angefangen, trieben auch solches die ganze Nacht. Am Morgen sprach Apollonia mit der Nachbarin über die nächtliche Ungezogenheit ihres Mannes und sagte im Zorne: Ei, will mir unser Herrgott von diesem heftigen Manne nicht helfen, so wollte ich, der Teufel käme und hälfe mir von ihm. Als sie Abends die Kühe molk, stand ein Mann bei ihr, der sie bedauerte und sagte: Thue Eins, folge mir und sage zu, daß du mein sein willst; ich werde dich an einen herrlichen lustigen Ort führen, wo du Essen, Trinken, Singen, Springen, Tanzen, kurz solche gute Tage haben sollst, dergleichen du dein Leben lang nicht gehabt. Das Weib gab ihm die Hand und sagte zu. Im Augenblicke wurde sie vom Teufel besessen. Sie legte sich in eine Kothlache, in der Meinung, sich zu ertränken, und als man sie in's Haus brachte, schrie sie: O laßt mich gehen, sehet ihr nicht, wie köstlich ich lebe? daß ich Nichts thue, als essen, trinken, springen, tanzen und gut leben?

Den Zorn soll man nicht in Worte ausbrechen lassen.

Ein Bruder fragte den Abt Isaak: Vater, warum fürchten dich die Teufel so sehr? Der Greis antwortete ihm: Seit ich ein Mönch geworden bin, habe ich bei mir selbst fest beschlossen, meinen Zorn niemals in Worten ausbrechen zu lassen; und deßhalb fürchten mich die Teufel.

Wann hat man zum Zorne Ursache?

Ein Bruder fragte den Abt Pastor: Wie erklärst du die Worte der heiligen Schrift: Wer sich ohne Ursache wider seinen Bruder erzürnt, Matth. 5, 22? Dieser antwortete: Auf was immer für eine Weise dein Bruder dich beleidigen mag, und wenn du auch gegen ihn so ergrimmt wärest, daß du dir das rechte Auge ausreißen und von dir werfen möchtest, so zürnst du ihm doch ohne Ursache; wenn dich aber Jemand von Gott trennen wollte, dann hast du einen Grund zu zürnen.

Den Zorn lange tragen, gibt dem Teufel Gewalt.

Abt Isaak arbeitete an einem Vorhange, machte darin einen Fehler und konnte diesen nicht finden. Da kam ein Jüngling herein und sprach: Gib mir die Arbeit, ich werde sie verbessern. Isaak entgegnete: Ich will Nichts von dir und von Denen, die dich hieher gebracht haben. Er sprach: Du hast mich hieher gebracht und du bist mein; weil du drei Sonntage nach einander kommunizirt hast, da du doch in Feindschaft mit deinem Nachbar lebst. Isaak sprach: Du lügst. Er antwortete: Ich lüge nicht; wegen eines Linsenmußes hast du dich mit ihm entzweit. Ich bin es aber, welcher über den Zorn und das Nichtvergessen und Nachtragen erlittener Unbilden gesetzt ist; daher bist du von nun an mein. Nachdem er dieß gehört hatte, ging er sogleich aus seiner Zelle zu seinem Nachbar, bat ihn fußfällig um Verzeihung und versöhnte sich mit ihm. Bei seiner Rückkehr fand er aber, daß der Teufel seinen Vorhang und noch dazu seine Schlafdecke ganz zerrissen hatte; so sehr beneidete er ihre Aussöhnung.

Wie man den Zornigen oder Zürnenden begegnen müsse.

Einst machte Sergius, der Vorsteher eines Klosters, eine Reise mit einem heiligen Altvater; sie verirrten sich vom Wege, und kamen, ohne es zu wissen und zu wollen, plötzlich in angebaute Felder und zertraten unwillkürlich ein wenig die aufsprossende Saat. Ein Bauer, der eben dort arbeitete, sah dieß kaum, so begann er sie schon voll Zorn mit Schelt- und Schimpfworten zu überhäufen und schrie: Wie, ihr seid Mönche? ihr fürchtet Gott? Wenn ihr Gott fürchtetet und vor Augen hättet, so würdet ihr das fürwahr nicht gethan haben! Da sagte der heilige Altvater zu den Anderen: Bei Gott, gebe ihm Keiner eine Antwort. Hierauf wendete er sich zu jenem Manne und sprach: Du hast recht geredet, mein Sohn; denn besäßen wir die Furcht Gottes, so hätten wir nicht also gehandelt. Als der Bauer aber noch wüthender wurde, und sie noch ärger schimpfte, fuhr der Altvater fort: Du hast immer Recht; denn wären wir wahre Mönche, so hätten wir das nicht gethan; aber um Gottes willen verzeihe uns, was wir gesündigt haben. Ueber diese Demuth wurde der Bauer betroffen, kam näher und warf sich dem Altvater zu Füßen, indem er sagte: Mein Vater, ich bin es vielmehr, der gesündigt hat; aber aus Liebe zu Gott nehmet mich mit euch! Der Bauer folgte ihnen und wurde sofort ein Mönch.

Beispiel ein teuflisch boshaften Zornes.

In heißen Ländern haben die Menschen ein heftigeres Temperament; insbesondere zeigt sich dieses bei Beleidigungen. Mancher brennt in wildem Zorn auf und möchte seinen Zorn im Blute des Beleidigers stillen. Ein Italiener setzte seinem zu Boden geworfenen Feinde das Schwert auf die Brust mit der Drohung, ihn zu durchstechen, wenn er nicht Gott lästere. Als nun der Unglückselige, um sein Leben zu retten, wirklich Gott lästerte, da gab ihm Jener gleich den Todesstoß; denn er hatte ihn gerade deßhalb zur Gotteslästerung aufgefordert, um mit dem Morde des Leibes auch seine Seele in die Hölle zu stürzen.

Unbezähmter Zorn führt zum Mord.

Am 27. August 1866 war der Bauer Plank aus Bösendorf in Oesterreich mit seinem Sohne mit dem Aufladen des Düngers beschäftigt. Während dessen entspann sich zwischen Vater und Sohn ein heftiger Streit, wobei der Vater in Erbitterung mit der Düngergabel auf den Sohn einhieb und ihn ermorden wollte. In demselben Augenblicke stürzte der dort bequartierte sächsische Jäger herbei und suchte beide Parteien zu beschwichtigen. Allein der von Wuth erfüllte Bauer stieß sogleich dem Soldaten die eiserne Gabel in den Unterleib, und brachte ihm noch mehrere Stiche in den Rücken bei, so zwar, daß der Soldat von Blut überdeckt zu Boden sank und besinnungslos am Platze liegen blieb, wogegen der Bauer Plank sogleich die Flucht ergriffen hat und ungeachtet der eifrigsten Nachforschungen bisher nicht aufgefunden werden konnte.

Johann Kronter, Schmiedmeister in Grubenthal, Wittwer und vermögend, hatte um die Hand der einzigen Tochter des Waldmüllers Sebastian Gölitzky angehalten, vom Vater das Jawort und von der Tochter einen Korb erhalten. Das Mädchen, welches bereits mit einem Burschen ein Liebesverhältniß angeknüpft hatte, sträubte sich gegen die Heirath mit dem Schmiedmeister und wollte lieber das väterliche Haus verlassen. Der Schmied, jähzornig und eifersüchtig im höchsten Grade, schwur sowohl dem Mädchen, als auch ihrem Liebhaber blutige Rache, welche er auch am 3. September 1866 ausführte. Als nämlich das Liebespaar im Walde eine Zusammenkunft hatte, überfiel er die Beiden von rückwärts und versetzte ihnen schnell mit einem Hammer so viele Schläge auf den Kopf, daß die Beiden zu gleicher Zeit niedersanken, worauf er dieselben vollends tödtete. Die aufgefundenen Leichen hatten mehr als zwanzig Wunden, beinahe sämmtlich tödtlich.

Im September 1866 sollte einem Bauer bei Marburg wegen rückständiger Steuern und Gebühren ein Pferd gepfändet werden. Da er aber nach Maria Rast zur Mühle gefahren war, so eilte der Beamte ihm nach und es gab einen hitzigen Wortstreit. Um seinen Aerger zu ersäufen, trank der Bauer einige Seidel Wein und begab sich dann nach der Säge; auf dem Geländer derselben verlor er das Gleichgewicht, stürzte auf einen Block und fiel sich zu Tode.

In Obergranichsfeld gerieth der bei dem Bauer B. wohnhafte Verwandte H. mit Ersterem wegen einer Familienangelegenheit in heftigen Streit; H. verließ die Wohnung, B. lief ihm nach und erreichte ihn beim dritten Hause, gegen dessen Eckstein er den Verfolgten mit solcher Kraft hinwarf, daß der Kopf zerschmettert wurde und der Unglückliche am nächsten Tage Nachmittags starb.

Auch der gerechte Zorn muß gezügelt werden, wenn er keine bösen Folgen haben soll.

Im September 1866 starb in Paris einer der ehemals hervorragendsten Industriellen, nachdem er bereits seit vierzig Jahren trotz seiner Rüstigkeit für die Welt todt gewesen. Vor vierzig Jahren hatte ein Prozeß, in den er verwickelt war, viel Aufsehen gemacht. Herr M. befand sich an der Spitze eines bedeutenden Unternehmens. Er war ein Mann von großer Gerechtigkeitsliebe, streng, wo es seine Ehre galt, und von entschlossenem Charakter. Sein achtzehnjähriger Sohn E. machte ihm viel Sorgen, indem er sich von Leidenschaften beherrschen ließ, die der Vater vergebens bekämpfte. Als Herr M. sich auf seinem Landhause befand, empfing er eines Abends den Besuch eines Kaufmanns, dem er in Gegenwart des Sohnes eine bedeutende Summe Geldes übergab. Nach dem Souper entfernte sich der Kaufmann, um nach Hause zu kommen. Er ging durch einen kleinen Wald, wo der Fußsteig hindurchführte, als plötzlich ein Mann mit geschwärztem Gesichte ihm entgegen trat, zwei Pistolen vorhielt und das Geld oder das Leben verlangte. Der Kaufmann wollte sich wohl Anfangs zur Wehre setzen, denn er war bewaffnet; allein indem er glaubte, den Räuber zu kennen, warf er ihm die Börse hin. Dieser hob sie auf und eilte davon. Den andern Morgen zeitlich, vor Sonnenaufgang, kam der Kaufmann zu Herrn M. und erzählte, was ihn betroffen. Die Stimme, der Wuchs und die Gesichtszüge des Räubers, die ich, trotzdem er geschwärzt war, erkannte, geben mir die Gewißheit, daß es Ihr Sohn sei. — Wir werden gleich nachschauen, sagte Herr M., kommen Sie! Und mit einer Blendlaterne versehen trat er leise in das Gemach des E., welcher in tiefen Schlaf versunken war. Der Vater suchte vorsichtig im Bette herum und fand ein schwarz angestrichenes Tuch, zwei Pistolen und die Börse des Kaufmanns unter dem Kopfkissen des E. Und er schläft noch! sagte mit leiser Stimme der Vater, dessen Augen in sonderbarer Weise leuchteten. Dann ergriff er schnell eine der Pistolen und noch bevor der Kaufmann sich umsah, drückte er sie auf den Kopf seines Sohnes los. Der junge Räuber war augenblicklich todt — durch die Hand seines Vaters. Herr M. wurde zur Deportation verurtheilt und zehn Jahre nachher wurde ihm gestattet, wieder nach Paris zurückzukehren. Da lebte er bis an sein Ende in trauriger Zurückgezogenheit und sprach kein lautes Wort mehr. Er hatte an seinem Sohne dem irdischen und dem Gottesgerichte vorgegriffen und büßte dieß nicht nur durch die gesetzliche Strafe, sondern auch durch Gewissensfoltern bis an sein Ende. Sein Zorn über den Sohn war ganz gerecht; hätte er ihn gehörig beherrscht, so würde er ihn gezüchtigt und vielleicht auch gebessert haben; da er sich aber von diesem gerechten Zorne ganz beherrschen ließ, so

raubte er ihm das leibliche und ewige Leben, indem er mit seinen Sünden ohne Reue und Beichte vor Gott erschien.

Ungezügelter Zorn macht dumm und grausam gegen unschuldige Menschen und Thiere.

Chioggia ist eine meist von Fischern bewohnte Insel im Meerbusen von Venedig. Viktor Emanuel wollte auch nach Chioggia einen Ausflug machen und die Chioggioten hatten weder Mühe noch bedeutende Auslagen gescheut, um dem Könige einen feierlichen Empfang zu bereiten. Der König hatte sich bereits auf einem Dampfer eingeschifft, man hörte die Salutschüsse auf Malamocco, Tausende standen trotz des Sturmes am Molo von Chioggia, eine Menge Fernrohre war auf die hohe See gerichtet und mit Ungeduld wurde der König erwartet; doch Stunde um Stunde verging, es wurde Abend und der König kam nicht. Spät traf eine telegraphische Depesche aus Venedig ein, welche meldete, der König leide an der Seekrankheit und habe wegen des heftigen Windes umkehren müssen. Als diese Botschaft nach und nach bekannt wurde, machte sich der Unwille und Grimm in derber Weise Luft. Die Blumen und Fahnen wurden von den Häusern abgerissen und mit Füßen zertreten, der König selbst aber beschimpft; man brachte Evvivas auf Mazzini und die Republik aus. Ein armer Affentreiber mußte der Wuth der Chioggioten zum Opfer und Ableiter ihres Grimmes dienen. In Venetien pflegt man nämlich Jemanden, dessen Erwartungen getäuscht wurden, damit zu necken, daß man ihm zuruft: Er hat den Affen gemacht. Als nun der unglückliche Affentreiber den Tag darauf seinen Affen auf dem Platze tanzen ließ, sahen die erbitterten Chioggioten darin eine spöttische Anspielung auf ihr gestriges Mißgeschick und behaupteten, die Venetianer hätten ihnen eigens den Affen geschickt, um sie zu foppen; wüthend fielen sie daher über den Affentreiber und seinen Affen her, erschlugen das Thier und seinem Herrn wäre es bald beinahe ebenso gegangen, wenn sich nicht einige mitleidige Seelen in's Mittel gelegt und den Unglücklichen dem Grimme der wüthenden Chioggioten entrissen hätten. Seltsame Verschiedenheit des Volkscharakters! Die Deutschen, wenn sie ingrimmig sind, kaufen sich einen Affen, die Italiener schlagen ihn todt.

Wer den Zorn nicht beherrscht, handelt voreilig, unüberlegt und zum eigenen Schaden.

Ein Reisender, der eine große Summe Geldes bei sich hatte, ritt bewaffnet und von einem treuen Hunde begleitet, durch einen großen Wald. Nachdem er eine ziemliche Strecke Wegs zurückgelegt hatte, sprang der Hund, der bisher seinem Herrn nachgefolgt war, neben das Pferd und fing an zu bellen. Der Herr gebot ihm Ruhe; allein vergebens; der Hund bellte im Gegentheile immer heftiger. Der Herr schlug nach ihm mit der Reitpeitsche, doch ebenfalls vergebens. Endlich sprang der Hund vor dem Pferde in die Höhe, um es zum Stillstehen zu bringen. Darüber gerieth nun sein Herr dermaßen in Zorn, daß er eine Pistole zog und den Hund erschoß. Ach, er wußte nicht, daß er

im blinden Zorne seinen treuen Freund getödtet, getödtet wegen der Ausübung seiner Wachsamkeit und Sorgfalt, seinen Herrn vor Schaden zu bewahren. Als der Reisende in das nächste Dorf kam, stieg er vom Pferde; aber wie erschrack er, als er bemerkte, daß sein Mantelsack, den er hinten auf den Sattel geschnallt hatte, und der das Geld enthielt, herabgefallen und vielleicht für immer verloren gegangen war. Schnell bestieg er das Pferd wieder, ritt zurück und fand, ach! seinen treuen Hund, getödtet von seiner Hand, der, obgleich von der Kugel tödtlich getroffen, sich dennoch zu dem herabgefallenen Mantelsacke geschleppt hatte, um ihn selbst sterbend und im Tode noch zu bewachen. Wäre ihm nicht ganz Recht geschehen, wenn das Geld von Jemanden gefunden und verläugnet worden wäre? Sollte er nicht, statt zu zürnen, überlegen, warum der Hund so thue?

Der unbezähmte Zorn macht zum Narren.

Der römische Kaiser Kajus Kaligula wollte einst ein großes, öffentliches Schauspiel abhalten; allein es regnete den ganzen Tag so heftig, daß das kaiserliche Vorhaben zu Wasser wurde. Darüber gerieth nun der Kaiser in solche Wuth, daß er den Soldaten befahl, ihre Pfeile gegen den Himmel und gegen den Gott Jupiter abzuschießen. Der Befehl wurde vollstreckt, die Pfeile flogen gegen Himmel, aber sie schoßen auch wieder herab, den Soldaten auf die Köpfe, verwundeten und tödteten Viele und auch auf das kaiserliche Haupt fiel einer derselben und brachte ihm eine gefährliche Wunde bei. War dieser Kaiser in seinem Zorne nicht ein Narr?

Mathias Korvinus, König von Ungarn, war so sehr dem Zorne ergeben, daß er, weil einst keine Feigen auf seiner Tafel waren, die Teller mit den Zähnen zerbiß, vor Wuth schäumte und plötzlich starb. War der nicht ein Narr?

Ein vornehmer Herr war gerade sehr übler Laune, als sein Bedienter das Mittagessen auftrug. Kaum hatte der Herr die dampfende Suppenschüssel erblickt, so warf er sie zum Fenster hinaus in den Hof. Schweigend verließ der Bediente das Zimmer, kehrte nach einiger Zeit mit Rindfleisch und Wein zurück und warf das Ganze, wie sein Herr soeben gethan, zum Fenster hinaus, der Suppe nach. Zornig fuhr der Herr ihn an: Was ist das, was soll das heißen? Ruhig antwortete der Bediente: Weil Euer Gnaden die Suppe zum Fenster hinauswarfen, so habe ich gemeint, es werde heute im Hofe gespeist; denn wo die Suppe ist, dahin gehört auch das Uebrige. Die Rede besänftigte den Herrn. Er trat an's Fenster und sah, wie das Geflügel das Fleisch verzehrte. Er lachte über seinen dummen Zorn und sagte zum Bedienten: Johann, laß gut sein für heut; die Hühner fressen sonst Alles auf und ich müßte hungern; bring' mir Braten und Salat, Wein und Brod, aber stell' mir's auf den Tisch! Der Zorn macht Narren.

Der Zorn macht Thierquäler.

Ein zornmüthiger Bauer führte eine Klafter Holz mit zwei abgetriebenen Pferden in die Stadt. Eine Strecke vor der Stadt ging's ziemlich bergan.

Der Bauer schlug unbarmherzig auf die armen Pferde, die den schweren Wagen nicht mehr fortschleppen konnten. Und wenn Alles hin ist, schrie er, wenn der Teufel Pferd und Wagen holt, so muß es gehen! Und er sakramentirte und schlug darauf los, daß es ein Graus war. Doch der Wagen kam nicht vom Flecke. Da schritt ein großer starker Mann daher, packte mit eiserner Faust den wüthenden Bauer, warf ihm einen Strick um den Hals, riß ihm die Geißel aus der Hand, band ihn neben die zitternden Pferde und nun lautete es aus einem andern Tone: He, du Schindersknecht! Und Hieb auf Hieb regnete es auf den Bauer, bis der elende Wicht endlich seinen Zorn fahren ließ und um Gnade flehte. Jetzt band der starke Mann den Schindersknecht wieder los, befahl ihm zu schieben, er selbst schob auch mit und nun ging das Fuhrwerk den Berg hinan. Möchte doch über jeden zornigen Thierquäler so ein Lehrmeister kommen!

Der Zorn ist schon zufolge seiner Quelle, aus der er entspringt, meistens eine Sünde.

Ein Johanniskäferchen leuchtete in finsterer Nacht. Eine schmutzige Kröte sah's, beneidete es um seinen Glanz, gerieth darüber in Zorn, schleicht heimtückisch zu dem Käferchen hin und spritzt ihr Gift auf dasselbe. Was hab' ich dir zu Leid gethan, klagte das arme Käferchen, daß du dein Gift über mich hingießest? Ei, warum glänzest du! antwortete zornig die Kröte. Siehe, die Quelle des Zornes ist meistens eine häßliche Sünde: Hochmuth, Stolz, Herrschsucht, Eigensinn, Rechthaberei, Geiz, Habsucht, Neid, Haß, Feindschaft, Rachsucht, Fleischeslust, Unmäßigkeit und Trägheit; darum ist auch der daraus entspringende Zorn eine Sünde.

Der Zorn entstellt Leib und Seele und macht sie häßlich.

Nikolaus von Erfurt, ein tapferer Ritter des fünfzehnten Jahrhunderts, bestand einst einen harten Zweikampf um ein adeliges, schönes Frauenzimmer mit seinem Nebenbuhler. Vor versammeltem Adel und Volk kämpften sie im ritterlichen Turniere um den Siegespreis. Nikolaus warf seinen Gegner aus dem Sattel; dieser aber erhob sich wieder und begann den Kampf von Neuem. Nikolaus warf ihn zum dritten Mal zu Boden und regungslos lag er auf dem Sande. Adel und Volk jauchzten dem tapferen Ritter entgegen und beglückwünschten ihn und seine Braut. Nikolaus stieg nun vom Pferde, öffnete dem Gegner das Visir, um zu sehen, ob er todt sei. Als er dieses vor Zorn und Wuth, vor Schmerz und Eifersucht verzerrte Antlitz sah, schwang er sich in den Sattel und ritt spornstreichs in das Dominikanerkloster nach Erfurt und ward Mönch. Wie grauenhaft muß erst die Seele des Zornigen aussehen?

Der Zorn mischt Gift in das Blut des Zornigen.

Die Gemahlin des Herzogs Ludwig des Strengen schrieb zwei Briefe, einen an ihren Gemahl, der am Rheine im Felde lag, den andern an Rucho, den Kriegshauptmann des Herzogs. Diese Briefe wurden aber verwechselt.

Etliche verbindliche Worte, die im Briefe an den Kriegshauptmann standen, brachten den Herzog so auf, daß er augenblicklich ein Pferd bestieg und nach Donauwörth stürmte, wo seine Gemahlin sich befand. Dort angekommen, durchbohrte er zornglühend den Thorwart, schlug ein Kammerfräulein nieder, warf eine Kammerfrau über die Zinnen der Burg, ließ seine unschuldige Gemahlin in den Kerker werfen, und am andern Tage, ohne auf ihre Betheuerungen zu hören, enthaupten. In der darauf folgenden Nacht wurde er eisgrau. Ist also der Zorn kein Giftmischer? Muß er nicht dem Blute etwas Giftiges mitgetheilt haben, daß die Haare über Nacht grau wurden?

Ungezügelter Zorn macht Mörder.

Kaiser Konstantin der Große war dem Jähzorne ergeben, und so gerecht und weise auch dieser Kaiser war, so ließ er sich doch manchmal durch diese Leidenschaft zu unüberlegten, ungerechten und selbst blutigen Thaten hinreißen. Seinen vielgeliebten, tapfern Sohn Krispus ließ er in heftigem Zorne unschuldig hinrichten, desgleichen seine zweite Gemahlin Fausta.

Kaiser Philipp von Schwaben hatte dem Herzog Otto von Wittelsbach einen Brief an einen polnischen Prinzen gegeben, dessen Tochter Otto freien wollte. Der Kaiser hatte dem Brautwerber versprechen, ihm in dem Briefe ein rühmliches Zeugniß auszustellen und ihn dem polnischen Prinzen zu empfehlen. Herzog Otto schöpfte aber auf dem Wege nach Polen Verdacht, öffnete den Brief und fand in demselben, daß der Kaiser ihn wahrheitsgetreu als einen rohen, zornigen, händelsüchtigen, dem Trunke ergebenen Menschen geschildert. Er gerieth darüber in Wuth und Raserei, kehrte um, suchte den Kaiser auf und erschlug ihn beim Spiele.

Der Zorn macht undankbar gegen Wohlthäter.

Ein König von Assyrien nahm einst seinen Diener, mit Namen Gobrias, der ein sehr guter Schütze war, mit sich auf die Jagd. Da stürzte eine Bärin auf den König los; der König fand nur noch Zeit, einen Pfeil auf sie abzudrücken; allein der Pfeil verfehlte sein Ziel und nun wäre der König, ohne Gobrias, rettungslos verloren gewesen. Gobrias legte auf die Bärin an und traf sie und der König war gerettet. Bald darauf stürzte ein Löwe daher; der König schleuderte den Speer nach ihm und fehlte. Zum zweiten Male wäre der König ohne Gobrias eine Beute des Todes gewesen. Gobrias schleuderte seinen Speer und der Löwe stürzte zusammen. Nun hätte man glauben sollen, würde der König seinem Diener, der ihm zweimal das Leben gerettet, gedankt und ihn glänzend, königlich belohnt haben; doch nein, der König gerieth vielmehr außer sich vor Zorn und Wuth, weil sein Diener ein besserer Schütze war, als er. Er entriß ihm den Speer und durchbohrte ihn mit eigener Hand. O du Scheusal, du Ungeheuer, du blutdürstiger Zorn!

Der ungezügelte Zorn thut Unrecht.

Der alte Fritz, ein gar heftiges Männlein, das stets seinen Stock mit sich führte und gar oft damit zuschlug, befand sich einst auf dem Exerzierplatze und ließ seine Truppen manöveriren. Und das verstand der alte Fritz aus dem Grunde, da mußte Alles wie am Schnürchen gehen, und wehe Dem, der eine Linie breit vom Kommando wich! Da entdeckte der König mit seinem Adlerauge, bei der Schwenkung einer Kavallerieschwadron, einen kleinen Fehler. Flugs sprengte Fritz zum Schwadrons-Kommandeur, den Stock drohend in der rechten Hand schwingend. Der Rittmeister sah mit Schrecken den geschwungenen Stock, kannte recht wohl dessen Bedeutung, gab deßwegen dem Pferde den Sporn und flog, schnell wie der Wind, über den Exerzierplatz hin, aus dem Bereich des Königs. Doch der alte Fritz ihm nach, zornentbrannt, in wilder Hast, noch immer den Stock drohend in der Hand. Der junge Rittmeister aber war ein besserer Reiter, als der alte, steife Fritz, darum kam Jener aus dem Staube, Dieser aber hatte das Nachsehen. Als der königliche Zorn verraucht war, erkannte Fritz, daß er den Rittmeister vor den ihm untergebenen Soldaten wegen eines kleinen Fehlers gewaltig beschämt habe und daß er darum zu dessen Ehrenrettung Etwas thun müsse. Er erkundigte sich nach dessen Charakter, Brauchbarkeit und Leistungen und erfuhr, daß der Rittmeister ein untadelhafter, diensteifriger, tapferer Soldat sei. Des andern Tags ritt der alte Fritz mit dem gefürchteten Stocke wieder auf den Exerzierplatz und ließ manövriren. Der Rittmeister machte seine Sache vortrefflich, und darum nahte ihm der König mit herablassender Miene und sprach also: Warum ist Er denn gestern davon gesprengt, als ich ihm das Kreuz auf die Brust heften wollte? Er ist ein braver Soldat; trag' Er dieses Kreuz als Zeichen meiner Zufriedenheit? Das heißt: sich gut herausgebissen und die Scharte ausgewetzt! Wie Viele aber können das?! Das im Zorne dem Nächsten zugefügte Unrecht läßt sich selten ganz, sehr oft nur ungenügend und in den meisten Fällen gar nicht mehr gut machen. Der Kopf ist bald abgerissen, aber ihn wieder aufzusetzen, das ist eine andere Sach'. Darum zürne nicht, und bezähme auch deinen gerechten Zorn!

Der Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist.

Ein Schriftsteller erzählt: Ich ging im heißen Sommer 1846 am Vierwaldstädter See spazieren. Der Weg führte mich auf schmalem Fußpfad über weichen Moorgrund, zwischen Sumpf und hohem Schilf dahin. Da plötzlich schoß eine schwarze giftige Schlange aus dem Sumpfe und Schilfe auf mich zu, um mich mit giftigem Bisse zu tödten. Schnell führte ich mit meinem Stocke einen Streich nach ihr, der sie aber fehlte und der das wüthende Thier noch wüthender machte. Da war guter Rath theuer. In meiner Angst hielt ich schnell, einen Schritt zurücktretend, meinen Stock der Bestie hin und das hat mich gerettet; denn grimmig biß das Thier eine Sekunde lang in den weichen Stock, den ich auf dem Rigi aus einer Hecke geschnitten, und wand

sich dann an demselben empor, um mich an der Hand zu verwunden. Ich aber warf Stock und Schlange mit Macht auf den Boden und zertrat dann dem wüthenden Thiere den giftgeschwollenen Kopf. Gleicht der Zornige nicht dieser giftigen, schwarzen Schlange? Wird ihm einst nicht Gott das giftgeschwollene Herz zertreten?

Im Zorne soll man Nichts reden und thun.

Es hat einst ein Beichtvater einer Frau, die viel Zank und Streit mit ihrem Manne hatte, und dabei stets den Kürzeren zog, indem sie blaue Mäler und Püffe davon trug, folgenden Rath gegeben: Sobald der Mann zu zanken beginnt, nehmt Ihr einen Schluck Wasser in den Mund und behaltet es so lange darin, bis der Mann von selbst wieder ruhig wird! Es hat prächtig geholfen!

Kaiser Augustus hatte einen gelehrten, weisen Lehrer und Rathgeber, Namens Athenodor. Dieser weise Mann gab dem Kaiser den Rath, er solle, so oft er zornig werde, alle Buchstaben des griechischen ABC hersagen und ja vor dieser Uebung Nichts unternehmen.

Der oströmische Kaiser Gratian gab die weise Verordnung: wenn Jemand vom Kaiser zum Tode verurtheilt werde, dürfte das Todesurtheil erst dreißig Tage nach gefälltem Urtheilsspruche vollzogen werden. Und Kaiser Theodosius befahl, daß jedes Todesurtheil nach Verlauf von dreißig Tagen ihm abermals vorzulegen sei; würde es dann bestätigt, so sollte es vollzogen werden. O nur nicht reden und handeln im Zorn! Zeit gewonnen, Alles gewonnen; in kurzer Zeit ist der Zorn verraucht.

Jemanden aus Gesundheitsrücksichten zum Zorne reizen, ist erlaubt.

Kaiser Paläologus bekam im vierzigsten Jahre seines Lebens einen krankhaften Zustand, so daß er ein ganzes Jahr im Bette liegen mußte und daß ihn die Aerzte aufgegeben hatten. Da kam ein altes Weib zur Kaiserin und gab ihr einen seltsamen, jedoch heilsamen Rath: Solle der Kaiser wieder gesund werden, so müsse ihn die Kaiserin öfters zum Zorne reizen. Dieß geschah. Die phlegmatischen dicken Säfte zertheilten sich; der Kaiser ward gesund zur Freude des Reiches.

Ungezügelter Zorn macht dumm und grausam.

Ein König in Indien hatte eine wunderschöne Frau; sie wurde aber von den Blattern befallen. Er ließ die berühmtesten Aerzte holen; dieselben sollten die Königin weder sterben, noch auch ihre Schönheit verwüsten lassen. Gestorben ist sie nicht, aber ihre Larve ward häßlich entstellt. Als die Schuppen abgefallen waren, besah sich die Königin im Spiegel und sah ihr verschändeltes Gesicht. Vor Verdruß nahm sie jetzt Gift und starb. Der König ließ aus Zorn den Aerzten Nasen und Ohren abschneiden und schickte sie dann heim. Nun ging's über die Götzen her, auch diese hätten sollen helfen. Er warf ihnen

vor, wie viele tausend Ochsen er ihnen geschlachtet. Er ließ ihre Altäre, Tempel und Statuen mit Kanonen zusammenschießen, die Priester jagte er fort und verbot, ferner die Götzen zu verehren, bis er seine Königin funkelnagelneu wieder habe. Ist das nicht dumm und grausam!?

Wann man Zornige zurechtweisen solle?

Als der heilige Franz Xaver mit dem portugiesischen Gesandten nach Lissabon reiste, hatte ein Diener des Gesandten, der überall für die Unterkunft der Reisenden zu sorgen hatte, ein heftiger, aufbrausender Mensch, weil er etwas im Dienste versehen, von seinem Herrn einen Verweis bekommen. Hierüber ward er so aufgebracht, daß er sich, sobald er nicht mehr von diesem beobachtet wurde, dem heftigsten Zorne überließ. Xaver, der ihm zuhörte, schwieg für den Augenblick, um den erzürnten Menschen nicht noch mehr aufzureizen. Als aber dieser des andern Tages früh Morgens, seinen Dienst zu versehen, vorauseilte, setzte er ihm mit verhängtem Zügel nach und traf ihn sehr bald unter seinem von der Höhe eines Felsens herabgestürzten, todten Pferde liegen. Elender, sprach er jetzt, was würde aus dir geworden sein, wenn du in diesem Sturze den Tod gefunden hättest? Diese wenigen Worte öffneten dem leidenschaftlichen Menschen die Augen und er flehte mit reuigem Herzen zu Gott um Vergebung seiner Sünden. Xaver stieg vom Pferde ab, setzte ihn darauf und führte ihn bis zur Herberge.

Beispiel eines gerechten Zornes.

In dem geräumigen Hause des Forstmeisters zu Köthen in Baiern waren alle Zimmer bis auf ein einziges von höheren Stabsoffizieren der Preußen besetzt. In diesem letzteren befand sich die Frau des Forstmeisters in Kindesnöthen. Zu derselben Zeit traf ein preußischer Generalmajor ein und verlangte vom Forstmeister mit trotzigem Tone die Räumung des Zimmers. Auf die Vorstellung des Forstmeisters, daß, wenn der Herr General auf seiner Forderung beharre, er genöthigt sei, seine Frau mit dem Bette auf die Straße zu stellen, erwiederte Jener: Ei, was kümmert mich Ihre Frau, schaffen Sie Ihre Frau hinaus auf die Gasse, das Zimmer muß ich haben. Bei solchen Worten ergriff den Forstmeister wilde Verzweiflung, er stürzte fort, kehrte mit Revolver und Hirschfänger zurück und trat so bewaffnet vor den General hin. Nun wohl, rief er im höchsten Zorn, Sie sollen das Zimmer haben, aber nicht ich trage mein Weib auf die Gasse, sondern dieses überlasse ich Ihnen selbst; ich für meine Person werde Sie vor der Thüre erwarten. Durch diese Drohung eingeschüchtert, stand der General von seinem Vorhaben ab und verließ das Haus. (Gemeindezeitung.)

Beispiel eines ungerechten Zornes.

Bei Königsgrätz nahmen preußische Soldaten einer armen Wittwe ihre einzige Kuh weg. Sie flehte knieend mit gefalteten Händen, ihr diese Nahrungsquelle nicht zu nehmen. Der preußische Soldat aber wurde zornig und durch-

stach die Wittwe mit dem Bajonnete, daß sie in wenigen Stunden starb. — Dieser hatte gar keine Ursache zum Zorne; sein Zorn war an sich, abgesehen von der Mordthat, eine Todsünde. (Gemeindeztg.)

Der Zorn macht dumm, rachsüchtig und schadet sich selbst.

Eine preußische Brigade lagerte während der jüngsten Kriegszüge etwa zwei Stunden hinter Schelletau gegen Budwitz zu in einem kleinen mährischen Dorfe zum Mittagsmahle. Eine Kompagnie hatte sich gerade im weichen Rasen eines an der Straße gelegenen Gartens niedergelassen, in dessen Mitte sich ein Bienenhaus mit fünf Stöcken befand. Der Tag war ein herrlicher und die Bienen flogen im ganzen Garten umher. Während des Abkochens brachte eine Biene plötzlich einem Soldaten, der unfern vom Bienenhause schlief, einen schmerzlichen Stich im Gesichte bei. Der Soldat sprang auf und hatte im ersten Zorne nichts Eiligeres zu thun, als sein Zündnadelgewehr auf einen der Bienenstöcke abzuschießen. Auf diesen Schuß brachen sämmtliche Bienen nicht nur aus dem beschädigten, sondern auch aus den nachbarlichen Bienenstöcken hervor, stürzten sich wüthend auf die Friedensstörer, auf Alles, was einen blauen Rock trug. Da half den Preußen ihre Zündnadel Nichts gegen den Stachel der gereizten Bienen, hier stach's den Einen in den Nacken, den Andern in die Nase. Schließlich mußte die ganze Kompagnie vor den Bienen schimpflich Reißaus nehmen und durch vierzehn Tage gingen diese Helden noch viel geschwollener herum, als es die Herren von der Spree im Allgemeinen ohnedieß schon zu sein pflegen. (Gemeindeztg.)

Unvernünftiger Zorn gegen die Thiere ist Todsünde.

Ein Knecht fuhr auf der Straße mit einer Fuhre Stroh. Unweit des Dorfes trat eine Magd mit einem Korbe voll grünen Klees auf dem Rücken vor den Pferden auf die Straße heraus und ging vor ihnen her. Die Pferde waren hungrig; der grüne Klee vor ihrer Nase zog sie an, sie schritten hinter der Magd einher, immer links auf den Straßenfußsteig abweichend. Der Knecht redete mit Jemandem und ging hinter dem Wagen einher. Als die Magd bemerkte, daß die Pferde ihr nachtreten, stieg sie in den Straßengraben hinab und ging darin weiter. Das Sattelpferd, welches den Klee schon gekostet hatte, stieg auch hinab, der Vorderwagen kam ebenfalls nach, der Wagen schlug um. Nun eilte der unvorsichtige Knecht freilich herbei, aber zu spät; er mußte den Wagen mit Mühe wieder auf die Straße bringen und neu beladen. Dabei zürnte er den Pferden, welche er unbarmherzig mißhandelte, als ob sie Schuld wären und fluchte gotteslästerisch. Wer hat hier die Geißel verdient, das Pferd oder er? Das war ein unvernünftiger Zorn und eine Todsünde.

Zufall.

Es gibt keinen Zufall.

Der heilige Hermann Joseph lebte äußerst streng und versagte sich selbst auf Reisen jede Bequemlichkeit. Einst machte er mit einem Klosterbruder eine

weite Reise und sie führten ein Pferd neben sich her; der Bruder wollte es nicht besteigen, weil es für den geschwächten Hermann bestimmt war; dieser nicht, weil er sich abtödten wollte. Nach einigen Stunden sprach Hermann: Ich bin so matt und müde, daß ich kaum mehr weiter gehen kann. Der Andere nöthigte ihn zum Aufsitzen; doch Hermann erwiederte: Christus erlaubt es nicht. Auf wiederholtes Drängen setzte er sich doch auf. Doch kaum hatte das Pferd einige Schritte gemacht, so strauchelte es und Hermann erhielt sich nur mühsam im Sattel. Hab' ich dir nicht gesagt, ich darf nicht? Ah was, das war Zufall, sagte der Andere; reite nur weiter. Allein ehe sie sich dessen versahen, stolperte das Pferd neuerdings. Laß mich absteigen, sprach Hermann. Der Bruder aber gab es durchaus nicht zu und sagte: Wer wird auf solche Dinge achten? es ist Zufall; bleib' sitzen, ich werde dich unterstützen. Das Pferd machte einige Schritte, stürzte zusammen und warf seinen Reiter gewaltsam zur Erde. Da stutzte der Bruder und erkannte nun, daß das Pferd nicht zufällig gestrauchelt, sondern nach Gottes Willen gefallen sei.

Zunge.

Die Bezähmung der Zunge das erste Erforderniß zu christlicher Tugend.

Manche Christen scheinen fromm zu sein, haben aber ein Hauptgebrechen: eine böse Zunge. Sie fluchen, reden schmutzig, reden übel nach, richten, decken Fehler auf, verbreiten sie mit Zusätzen weiter, foppen, sticheln, necken, lügen. Sie gleichen dem Vogel mit dem Schlangenhalse an der Küste Brasiliens und Guineas, von der Größe einer Ente. Sein Körper ist befiedert, aber der lange dünne Hals gleicht an Gestalt, Farbe und Bewegung vollkommen einer Schlange, und ist, statt mit Federn, mit Schuppen bedeckt. Der Vogel mag sitzen, schwimmen, fliegen, immer tritt sein Schlangenhals am auffallendsten hervor. Im Fluge hält er ihn ausgestreckt und unbeweglich; wenn er aber im Wasser schwimmt und fischen will, rollt er seinen Hals spiralförmig zusammen und schnellt, wenn er einen Fisch sieht, seinen Kopf wie einen Pfeil gegen ihn. Der Vogel hat Alles, was ein Vogel hat, nur den Hals nicht. Ihm gleichen die Christen mit bösen Zungen. Dieser Fehler vernichtet alle gute Werke und Verdienste. Jakobus sagt: Wer sich dünken läßt, fromm zu sein und bezähmt seine Zunge nicht, dessen Gottesdienst ist eitel. Willst du leben und gute Tage sehen, so halte deine Zunge von bösen Reden zurück. Darum verlangt die Schrift, daß man sein Gold einschmelze und eine Wage für seine Zunge mache; daß man seinem Munde ein Schloß vorhänge.

Die Bezähmung der Zunge ist Gott sehr angenehm.

Ein Ordensmann, dessen Leben nicht erbaulich war, zeigte dennoch in der Todesstunde eine seltene Ruhe und ein großes Vertrauen auf Gott. Der Abt, welcher hierüber erstaunt war, und befürchtete, daß diese Seelenruhe vielleicht eine Schlinge des bösen Geistes sei, sagte ihm, daß er wohl Grund habe, das

Gericht Gottes zu fürchten. Mein Vater, antwortete der Sterbende, ich habe gewiß Ursache, zu jammern und zu seufzen; doch Eins beruhigt und tröstet mich, dieses nämlich, daß ich nie von Jemand schlechte Gedanken hegte, nie Jemand gerichtet, daß ich immer aus Liebe zu Gott Jenen, welche mich betrübten, vergeben und das Böse mit Guten vergolten habe. Meine Ruhe stützt sich auf das Wort Jesu Christi: Richtet nicht, und ihr werdet nicht gerichtet werden; verdammet nicht, und ihr werdet nicht verdammet werden. Luc. 6, 37. Mein Bruder, entgegnete der Obere, stirb in Frieden!

Der Glieder bestes ist die Zung', und schlimmer doch als alle;
Von süßem Honig träufelt sie, doch auch von bitt'rer Galle. (Hileger S. 73.)

Wir sollen beten um Bewahrung der Zunge.

Einmal sagte der Abt Sisoes zu seinen Jüngern: Sehet, nun sind es schon dreißig Jahre, daß ich zu Gott um nichts Anderes flehe, als: O Herr Jesus! bewahre mich vor meiner Zunge! und dennoch falle ich bis jetzt immer noch durch sie und sündige.

Die Bezähmung der Zunge ist die gottgefälligste Tugendübung.

Der heilige Pambo fragte seinen Vater, den heiligen Antonius, was er in seiner Zelle thun solle? Antonius sagte nämlich: Vertraue nicht auf das Verdienst deiner eigenen Gerechtigkeit, denke nicht an vergängliche Dinge und halte Zunge und Bauch im Zaume. Da Pambo nicht lesen konnte, ging er einmal zu Jemandem, um einen Psalm von ihm zu lernen. Da ihm dieser den ersten Vers des achtunddreißigsten Psalmes vorsagte: Ich habe es gesagt, ich will bewachen meine Wege, damit ich nicht sündige durch meine Zunge, so ging Pambo fort und wollte den zweiten Vers nicht weiter hören; er sagte, dieser einzige Vers sei ihm schon genug, wenn er ihn nur vollkommen lernen und im Werke erfüllen könnte. Der, welcher dem Pambo jenen Vers vorgesagt hatte, machte ihm Vorwürfe, daß er sechs ganze Monate nicht mehr zu ihm gekommen sei. Da antwortete Pambo, er habe den Vers des Psalmes noch nicht ganz ausüben gelernt. Als er viele Jahre nachher von einem Freunde gefragt wurde, ob er jetzt den Vers gelernt habe, sprach er: In neunzehn ganzen Jahren habe ich kaum gelernt, denselben in der That zu erfüllen. Also übte er sich beständig in der Bezähmung der Zunge.

Der heilige Romanus redete mit ausgeschnittener Zunge.

Dem heiligen Romanus wurde die Zunge ausgeschnitten. Der Gefangenwärter, welcher Nichts von dem Vorgefallenen wußte, fragte ihn um seinen Namen. Darauf antwortete der heilige Martyrer laut und deutlich: Ich heiße Romanus. Das Gerücht von diesem Wunder kam zum Kaiser Galerus. Dieser ließ den Arzt gefänglich einziehen, weil er sich habe bestechen lassen. Der Arzt zeigte aber die abgeschnittene Zunge vor und behauptete, daß Romanus nur durch ein Wunder leben könne. Der Kaiser ließ zur Probe einem Verbrecher

die Zunge ausschneiden und dieser starb sogleich. Romanus blieb noch drei Monate im Kerker und redete von Christus und von himmlischen Dingen. Seine Stimme war himmlisch, übernatürlich, ganz geistig. So lange er noch die Zunge hatte, stammelte er, jetzt aber redete er fließend.

Die Heiligen übten die Bezähmung der Zunge mit allem Ernste.

Die heilige Franziska Romana erlaubte sich niemals ein unnützes Wort. Wenn sie zuweilen aus menschlicher Gebrechlichkeit in einen Fehler fiel, bestrafte sie sich sogleich mit der größten Strenge; wenn sie mit der Zunge sündigte, biß sie sich ohne Schonung in dieselbe.

Die selige Jakoba war von so zarter Gewissenhaftigkeit, daß sie fürchtete, sie könnte mit einem Worte anstoßen, die Nächstenliebe verletzen und Gott beleidigen. Deßhalb faßte sie den wundersamen Entschluß, kein Wort mehr zu sprechen und stumm zu bleiben. Sie führte diesen Entschluß auch mit dem größten Heldenmuthe aus. Neun Jahre lang kam keine Sylbe mehr über ihre Lippen. Dabei aber war sie gehorsam und demüthig, wie ein kleines Kind. Sie lebte in einem Kloster. Einmal erschien ihr die Mutter Gottes, mit der sie die süßesten Gespräche führte. Eine Schwester hörte sie draußen vor der Zelle reden. Sogleich lief diese zur Abtissin und erzählte ihr, daß Jakoba keineswegs stumm sei, denn sie habe sie reden hören. Nun rief die Abtissin Jakoba zu sich und befahl ihr beim Gehorsam, zu sagen, ob sie reden könne. Nun konnte Jakoba ihr Geheimniß, das nur der Beichtvater wußte und billigte, nicht mehr länger bergen und mußte ihr Stillschweigen brechen.

Von dem Abte Agathon wird erzählt, er habe drei Jahre lang einen Stein im Munde getragen, bis er schweigen gelernt hatte.

Einst kam ein Altvater zum Abte Achilles und sah ihn Blut auswerfen. Er fragte ihn daher, was das sei? Der Altvater antwortete: Es ist die Rede eines gewissen Bruders, die mich betrübt hat, und welche ich bei mir zu behalten Willens war. Da bat ich den Herrn, er wolle sie von mir wegnehmen und die Rede wurde in meinem Munde zu Blut. Siehe, nun habe ich dasselbe ausgespuckt und ich fand wieder Ruhe und vergaß meinen Schmerz.

Die Zunge verräth das Innere des Menschen.

Um uns zu überzeugen, welche Herrschaft der heilige Vinzentius von Paul über alle seine übrigen Neigungen und Naturtriebe ausübte, dürfen wir nur auf die Strenge sehen, womit er seine Zunge bewachte; denn diese ist in sittlicher Beziehung eben das, was der Zeiger an einer Uhr ist. Geht der Zeiger immer genau und richtig, so ist man versichert, daß auch die ganze innere Einrichtung, alles Räder- und Triebwerk in Ordnung sei. Eben so verläßlich kann man von einer wohlgeordneten Zunge auf die Ordnung im Innern des Menschen schließen; daher schreibt der heilige Jakobus: Wer mit der Zunge sich nie verfehlt, der ist ein vollkommener Mann. Dann schildert eben dieser Apostel, wie schwer es dem Menschen falle, die Zunge, die so klein

ist und doch so Großes anrichtet, ganz zu bändigen. Jakob. 3, 2. Vinzentius brachte es auch in dieser Hinsicht so weit, daß er in seiner Rede nie ein Wort fallen ließ, woraus man auf Zorn und Ungeduld, auf Eitelkeit und Ruhmsucht, auf Neid und Schadenfreude, oder auf was immer für eine Leidenschaft hätte schließen können.

Zurechtweisung.

Brüderliche Zurechtweisung ist Christenpflicht.

Brüderliche Zurechtweisung ist Christenpflicht; denn der Herr sagt: Wenn du deinen Bruder sündigen siehst, so gehe hin und verweise es ihm zwischen dir und ihm allein; höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Wer also immer bei seinem fehlenden Mitbruder in solchem Ansehen steht und so viel Vertrauen bei ihm genießt, daß er hoffen darf, sein Wort werde Etwas nützen, der ist verbunden, ihn sanft und liebevoll durch geeignete Vorstellungen zurechtzuweisen. Das thut ja selbst ein Thier. Der Sekretär nämlich, der gezähmt frei unter dem Hausgeflügel lebt, duldet keine Feindschaft und keinen Kampf unter ihnen; die Schuldigen züchtiget er, die Boshaften straft er und läßt sie nicht zusammen kommen. Um wie viel mehr muß der Christ diese Liebespflicht gegen die fehlenden Mitmenschen üben, die, zurecht gewiesen, bald in sich selbst gehen; sich selbst überlassen, aber in der Sünde verharren.

Die brüderliche Zurechtweisung ist von Gott mit in die Bekehrungsmittel gerechnet.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn Alle die brüderliche Zurechtweisung der Fehlenden und Sünder ausüben wollten, Viele sich gleich nach der *ersten* Sünde bessern möchten, bevor sie zum Laster wird. So lang nämlich der Mensch Gewissen, Scham und sittliches Gefühl besitzt, wirkt der brüderliche Verweis einer angesehenen Person, wie bei den Fischen der elektrische Schlag des Zitteraales. Er erschreckt damit seine Feinde und hält sie fern von sich; er benimmt seinen Feinden durch diesen Schlag die Lust, ihn aufzuzehren. Gleichwie nun der Schöpfer diesem Aale die elektrische Kraft gegen seine Feinde verliehen, so hat er auch dafür gesorgt, daß die Menschen von Sünden abgeschreckt werden, bevor sie zur Gewohnheit werden; dieß geschieht durch die brüderliche Zurechtweisung, die Christus befohlen. Wenn dein Bruder wider dich sündigt, so halte es ihm vor zwischen dir und ihm allein; hört er dich nicht, so beschäme ihn durch die Anklage bei seinen Vorgesetzten, damit sein Scham- und Ehrgefühl stärker angeregt werde. Hört er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Es übe also Jeder nach Möglichkeit und Thunlichkeit diese Liebespflicht der brüderlichen Zurechtweisung und Bestrafung der Sünder!

Christus will, daß man den Fehlenden geheim zurechtweise.

So wie bösartige und entzündliche Geschwüre, wenn sie unverdeckt, der freien Luft und Kälte ausgesetzt werden, sich mehr entzünden, verschlimmern und die Heilung schwieriger und langwieriger machen: so ist es auch mit fehlenden

Menschen; so lange man ihre Fehler geheim hält, und sie unter vier Augen zurechtweiset, werden sie gebessert; macht man sie aber öffentlich zu Schanden, so werden sie desto unverschämter und desto hartnäckiger in der Besserung.

Wir sollen die Fehlenden brüderlich zurechtweisen.

Wenn einer unserer guten Bekannten oder Freunde einen Flecken, eine Spinne oder sonst etwas Unanständiges an seinem Kleide hat, so machen wir ihn darauf aufmerksam, daß er es entferne. So müssen wir auch den Nebenmenschen freundlich auf seine Fehler aufmerksam machen; denn ein Flecken am Kleide macht bloß lächerlich, aber Fehler stürzen in's Verderben. (St. Chrysost.)

Je milder und freundlicher die Zurechtweisung, desto mehr wirket sie.

Mit der Zurechtweisung der Fehlenden verhält es sich, wie mit dem Kraute, Basilika genannt; je sanfter man es reibt, desto lieblicher riecht es; stark gerieben stinkt es über die Massen. Wenn man den Fehlenden mild behandelt und väterlich ermahnet, so folgt gemeiniglich wahre Besserung; läßt man ihn aber mit rauhen und bitteren Worten an, so wird er eher verhärtet als bekehrt. Dieß geht auch Beichtväter an.

Die brüderliche Zurechtweisung trägt viel bei zur Bekehrung der Fehlenden.

Der heilige Makarius sah einst den Teufel aus einem Kloster kommen, wo er die Mönche versuchte. Er fragte ihn, ob er dort viele Freunde habe. Der Teufel versetzte: Ich habe dort nur einen Einzigen, der mir zu Willen ist, der Theopistus. Als der heilige Makarius dieses hörte, suchte er diesen Theopistus auf und sprach: Wie geht es dir, mein Bruder? Dieser antwortete: Wenn du für mich betest, geht es mir gut; denn er schämte sich, die Wahrheit zu sagen. Da sprach der Altvater zu ihm: Siehe, schon so viele Jahre bin ich in der Wüste und Alle ehren mich, und trotz meines hohen Alters belästigen mich meine Gedanken. Theopistus erwiederte: So geht es auch mir, mein Vater! Da drang Makarius so lange in ihn, bis Jener Alles gestand; hierauf sprach er: Faste bis zur Vesper und betrachte ohne Unterlaß das Evangelium oder die heilige Schrift, und so oft dir ein böser Gedanke kommt, so schaue nicht abwärts, sondern erhebe dein Herz zum Himmel und Gott wird dich alsbald unterstützen. Hierauf kehrte Makarius in seine Einsamkeit zurück. Als er einst betete, sah er wieder den Teufel, den er fragte, wie es gehe? Schlecht, antwortete dieser; denn Alle sind ganz grob gegen mich, selbst Jener, der mein folgsamer Freund war, ist jetzt, ich weiß nicht wie, bekehrt worden und rauher, als alle Anderen; daher habe ich geschworen, diesen Ort erst nach langer Zeit wieder zu betreten. Dieß war die Frucht der brüderlichen Zurechtweisung des heiligen Makarius.

Wir sollen brüderliche Zurechtweisung üben.

Der heilige Paphnutius hatte von Gott die Gnade, in's Verborgene der Herzen zu schauen, so daß ihm der Wandel aller Mönche in den umliegenden Klöstern bekannt war. Er schrieb daher an sie und ermahnte die Frommen und Tugendhaften, immer mehr Fortschritte zu machen; die Nachlässigen aber ermahnte er, sich zu bessern und eifriger zu werden. Er sagte auch den Tugendhaften ihre Belohnung, den Nachlässigen aber ihre Strafe voraus; und auf diese Weise benützte er seine übernatürliche Gabe zur brüderlichen Zurechtweisung.

Die brüderliche Zurechtweisung soll man muthig anbringen.

Der heilige Ambrosius hatte in Erfahrung gebracht, daß der Kaiser Theodosius beschlossen habe, den arianischen Ketzern die Kirchen wieder einzuräumen. Da brach er auf der Kanzel im Beisein des Theodosius in die Worte aus: Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Der Kaiser ist Herr über die Paläste und nicht über die Kirchen; über das Zeughaus, aber nicht über das Gotteshaus. Diese Zurechtweisung kitzelte wohl Anfangs den Theodosius unangenehm; doch brachte Ambrosius durch diese muthige Zurechtweisung die Sache so weit, daß die Arianer den Kürzeren zogen. (Baron. anno 387.)

Die brüderliche Zurechtweisung muß auf kluge Art geschehen.

Ein durch Geburt und Gelehrsamkeit ausgezeichneter Priester stand sowohl wegen seiner neuerungssüchtigen Grundsätze, als wegen seines Wandels nicht im besten Rufe; doch hatte er Vertrauen zum heiligen Vinzentius von Paul und pflegte ihn öfters zu besuchen. Dieser legte ihm einmal die Frage vor, was die Missionäre zu thun hätten, wenn sie mit verirrten Menschen umgehen müßten, die sich von der Wahrheit unserer heiligen Religion nicht wollten überzeugen lassen. Sie sind ein großer Prediger und Gelehrter, sprach er, was glauben Sie also, wie wir es angehen sollen, um solche Leute zu überzeugen? Warum fragen Sie denn mich? antwortete der Geistliche, den dieser Vortrag etwas befremdete. Vinzentius erwiederte: Wie die Armen ihre Zuflucht zu den Reichen nehmen, so wenden wir Ungelehrte uns an Sie. Der Geistliche gab ihm nun einen ganz katholischen Bescheid, in welchem die Lehre der Kirche zwar kurz, doch vollständig enthalten war. Vinzentius war damit sehr zufrieden, bat aber den Geistlichen, er möchte ihm diese Gedanken schriftlich übergeben und als dieses nach einigen Tagen geschehen war, dankte er ihm höflich und sagte, er werde sich dieser Schrift noch zu einem andern Zwecke bedienen, nämlich um ihn bei Denjenigen zu rechtfertigen, die von dessen Grundsätzen eine widrige Meinung hätten; indessen möchte er nur auch seinen Wandel so einrichten, daß dieses von ihm geschriebene Glaubensbekenntniß dadurch bestätigt werde. So war der Fisch im Netze. Der Geistliche nahm diese unerwartete Erinnerung sehr gut auf und versprach, daß er von nun an Niemandem mehr einen Anstoß geben werde.

Zurückgezogenheit.

Eine zeitweilige Zurückgezogenheit ist dem Seelenheile zuträglich.

Der Sonntag ist bestimmt, daß sich der Mensch zurückziehe, durch Besuch des Gottesdienstes, Gebet, Liebeswerke, Betrachtung, Lesen guter Bücher, erbaue; zu dieser heiligen Zurückgezogenheit gehören auch Wallfahrten und Missionen. Eine solche zeitweilige Zurückgezogenheit erweckt und befestigt fromme Gesinnungen, Gefühle und Vorsätze. Er geht gleichsam neugestärkt, erfrischt in seine Geschäfte zurück. Auch der Hirsch beobachtet jährlich drei Monate lang eine solche Einsamkeit, nämlich zur Zeit, wo er sein Geweih abwirft und ihm ein neues wächst. Er verbirgt sich diese Zeit über in's Dickicht; denn würde er mit dem zarten jungen Geweihe wie früher durch die Wälder streichen, so würde er sich oft Schmerzen machen, es im Zweikampfe abbrechen, und an Baumstämmen zerbrechen. Ist aber dieses Geweih ausgebildet und verknöchert, dann tritt er wieder ohne Schaden hervor. So ist es auch beim Menschen. Im Gewühle der Wochenbeschäftigung gehen die Einsprechungen des heiligen Geistes größtentheils verloren; aber gehegt und gepflegt durch heilige Zurückgezogenheit reifen sie zu christlichen Gesinnungen und zum Leben.

Zweifel.

Im Zweifel zwischen gut und besser muß man sich mit Gott und dem Beichtvater berathen.

Während Vinzentius mit so großem Segen zu Chatillon arbeitete, wendete die Gräfin von Gondy Alles an, ihn zur Rückkehr in ihr Haus zu vermögen. Er erhielt nicht nur Briefe von ihr, sondern auch von ihren und seinen Freunden und selbst vom Erzbischof von Paris. Auch Pater Berulle schrieb ihm, stellte ihm den lebhaften Wunsch der Gondy'schen Familie, den trostlosen, selbst ihr Leben bedrohenden Zustand der Gräfin und das viele Gute vor, das er in Paris wirken könnte, vor. Jedoch wagte er es nicht, die Sache zu entscheiden, sondern er überließ es dem eigenen Urtheile des Vinzentius, was er als den Willen Gottes erkennen würde. Der Ueberbringer dieser Briefe war Herr Dufresne, Vinzentius' vertrauter Freund und damals Sekretär beim Herrn Gondy. Sowohl diese Briefe, als die mündlichen Vorstellungen des geliebten Freundes setzten den Vinzentius in bange Verlegenheit. Er begab sich in die Kirche, brachte sich auf's Neue Gott zum Opfer dar, und flehte mit Herzensinbrunst: Herr, was willst Du, daß ich thun soll? Endlich schien ihm doch, es sei Gott wohlgefälliger, daß er nach Paris zurückkehre, und darin wurde er durch das Gutachten des Pater Bence, Vorstandes der Oratorianer zu Lyon, noch mehr bestärkt. Vinzentius kam am 23. Dezember 1617 wieder nach Paris zurück und sein erster Gang war zu seinem Gewissensrathe Berulle, mit dem er sich noch einmal berathen wollte. Er trug ihm daher mit Herzenseinfalt alle seine Bedenklichkeiten vor und überließ sich ganz seiner Entscheidung. Berulle bat sich Bedenkzeit aus, um das Geschäft Gott zu empfehlen, wie auch

mit Zuziehung gelehrter und frommer Männer es gemeinschaftlich zu verabreden. Vinzenz verdoppelte dabei seine Andacht, damit Gott den Führer seiner Seele erleuchten, ihm selbst aber die Gnade verleihen möchte, Seinen heiligsten Willen vollkommen zu erfüllen. Endlich nach reiflicher Ueberlegung gab ihm Berulle die entscheidende Antwort, daß er die Pfarrei verlassen und in das Gondy'sche Haus eintreten sollte. Der Diener Gottes hörte die Entscheidung ganz gelassen und ruhig an und vollzog mit blindem Gehorsam, was ihm befohlen war. Wie richtig der geistreiche Pater Berulle nach dem Wohlgefallen des göttlichen Willens entschieden habe, zeigte der von Gott so reichlich gesegnete Ausgang.

Zweikampf.

Der Zweikampf ist ein Teufelswerk.

Die Könige von Frankreich und England führten Krieg miteinander und beide Heere standen bereits in Schlachtordnung. Um Blutvergießen zu verhüten und die Sache in Güte auszutragen, kamen diese zwei Könige im Angesichte ihrer Heere in Begleitung einiger Bedienten in einer Kapelle zu einer Besprechung zusammen. Da kroch der Teufel in Gestalt einer großen Schlange zischend zwischen ihre Füße. Die Könige zogen die Schwerter gegen sie; die Bedienten, glaubend, die Könige hätten sich noch mehr entzweit, entblößten ebenfalls vor der Kapelle ihre Schwerter, die Heere sahen es, wurden handgemein und die Schlacht endete erst Abends mit dem Tode vieler Tausende. (Camerar. in hor. succisivis. cap. 69.)

Zwietracht.

Eine bildliche Vorstellung der Heiden von der Zwietracht.

Die alten Heiden dachten sich die Zwietracht als Göttin, zwar Anfangs ganz klein, aber schnell wuchs sie, so daß sie, auf dem Erdenboden stehend, mit dem Haupte bald bis in die Wolken ragte. Entsteht der Zwist zuerst aus einem unbedeutenden leichtsinnigen Wörtchen, man vergrößert, übertreibt, thut Unwahrheiten und Verläumdungen dazu, reizt auf und endlich wird die Zwietracht riesengroß, mächtig und höchst verderblich. — Das Geschäft der Göttin Zwietracht ist, Götter und Menschen zu entzweien; daher ist ihr Gesicht immer mit Blut bedeckt, ihr Haupt statt der Haare mit Schlangen umwunden, ihre Zähne knirschen ohne Aufhören, und in der Hand schwingt sie eine schreckliche Geißel, zum Zeichen, daß sie Jene schrecklich straft, welche die Unholdin nicht zu vermeiden streben. Hunger, Schlachten, Mord, Seuchen und alle Schmerzen sind Kinder der Zwietracht. Wie treffend wahr ist dieses Bild!

Aus der Zwietracht entsteht unauslöschlicher Haß.

Eteokles und Polynices waren die Söhne des Königs von Theben; nach dessen Tode kamen sie überein, jeder solle ein Jahr lang regieren. Eteokles trat die Regierung zuerst an, wollte sie aber zu Ende des Jahres nicht an seinen Bruder abgeben. Es kam zwischen ihnen zum Zweikampfe; sie stürzten

auf einander, durchbohrten sich wechselseitig und Beide gaben zugleich den Geist auf. Man legte sie auf einen Scheiterhaufen und siehe, sogar die Flamme theilte sich, um nicht einmal die Asche der Brüder zu vermischen, so haßten sich diese noch im Tode. Wie doch die Leidenschaften, Zwietracht, Herrschsucht und wilder Zorn die Stimme der Natur ersticken und die zartesten, heiligsten Bande mit frevelnder Hand zerreißen!

Gegen entstehende Zwietracht ist nichts besser als Demuth.

Zwei Mönche, welche leibliche Brüder waren, wohnten beisammen, der Teufel wollte sie aber miteinander entzweien. Da zündete einmal der Jüngere die Lampe an und stellte sie auf den Leuchter. Der Teufel veranstaltete aber, daß der Leuchter umfiel; weßhalb denn der ältere Bruder den jüngeren im Zorne schlug. Dieser aber bat ihn um Verzeihung und sprach: Habe Geduld, ich will das Licht gleich wieder anzünden. Da kam die Kraft des Herrn und peinigte den Teufel, der dieß angestiftet hatte, bis zum Morgen; wo er seinem Obersten berichtete, was geschehen war. Ein heidnischer Priester aber hörte, was der Teufel berichtet hatte und wurde alsbald ein Mönch und befolgte von seiner Bekehrung an die Demuth, indem er sagte: Die Demuth nimmt den Teufeln alle Kraft, denn ich hörte sie miteinander sprechen: Wenn wir die Mönche beunruhigen und sich nur Einer von ihnen demüthigt und um Verzeihung bittet, so vereiteln sie alle unsere Macht.

O. A. M. D. G. et B. V. M.! **Gott sei Lob und Dank!**



Inhalt.

Seite



